Staatl. Bibliothek
Regensburg

SBR069027037215

CONFVCIVS,
der berühmteſte Chineſiſche Weltweiſe.

Johann Baptista du Halde

Ausführliche Beschreibung des Chinesischen Reichs und der grossen Tartarey.

Zweyter Theil.

Aus dem Französischen mit Fleiß übersetzet, nebst vielen Kupfern.

Mit einer Vorrede
Sr. Hochwohlgebohrnen und Hochwürden,
Herrn Johann Lorenz von Mosheim,
Canzlers der Universität Göttingen.

Rostock, verlegts Johann Christian Koppe. 1748.

Die Pflichten der Ehefrauen

Herrn Johann Lorenz von Mosheim
Erzählung
der
neuesten Chinesischen Kirchengeschichte.

Die Kirchengeschichte des Käyserthums China, die Johann Baptista du Halde dem dritten Bande seiner mühsamen und vortreflichen Beschreibung dieses mächtigen Reiches einverleibet hat, ist weder volständig, noch unpartheyisch genug. Sie erstrecket sich nur bis auf das Jahr 1734. Der gelehrte Jesuit übergehet viele von den Dingen ganz, die seinen Ordensbrüdern nicht rühmlich sind. Und diejenigen, die er nicht verschweigen kann, werden von ihm auf eine solche Weise vorgestellet und eingekleidet, daß sie niemand zum Schaden der Gesellschaft brauchen kann. Sonder allem Zweifel ist dieses Stück seines Werkes durch die Hände vieler klugen und vorsichtigen Männer gegangen, ehe es ist abgedrucket worden: und wie sorgfältig werden es diese nicht beschnitten, wie meisterlich werden sie es nicht gebildet haben? Dieser Mangel eines Buchs, das sonsten in seiner Art das vollkommenste ist, konnte sich den Augen des ruhmwürdigen und berühmten

Mannes nicht entziehen, der die deutsche Uebersetzung desselben unternommen hat. Und so bald als er ihn sahe, dachte er auch an die Mittel, wodurch er könnte gehoben werden. Es fiel ihm ein, daß ich nicht ungeschickt seyn mögte, seinem Wunsche zu dienen: Er bat mich daher, eine Vorrede zu dem deutschen du Halde aufzusetzen, und in derselben die neuesten Kirchengeschichte von China abzuhandeln. Ich bitte die Leser, diese Ursache der Vorrede, die ich jetzt zu schreiben angefangen habe, zu merken. Man hat mich weder um eine Vorrede zu dem Buche selber, noch um eine Vorrede zu der Uebersetzung angesprochen: ich will sagen, man hat nicht geglaubet, daß entweder das Buch, oder die Uebersetzung den Lesern angepriesen werden dürfte. Und man hat hierin recht geurtheilet. Die Ehre des Buches kan schwerlich vergrössert werden. Man hat es allenthalben als ein sehr angenehmes und eben so nüzliches Werk angenommen. Man hat es in Holland nachgedrucket: man hat es in das Englische, und vielleicht auch in einige andere Europäische Sprachen übersetzt. Die Uebersetzung bedarf eben so wenig eines Ruhms: sie wird sich selber rühmen. Sie ahmet die Lebhaftigkeit der Französischen Schreibart glücklich nach: sie stellet den Sinn des Verfassers aufrichtig dar: Sie ersetzet die Redensarten, die den Franzosen eigen sind, mit Deutschen, die eben so viel gelten. Sie verhütet die beiden Hauptfehler der Uebersetzer, ich meine die ungemessene Freiheit, und die Knechtschaft, gleich geschickt. Die deutsche Tracht steht dem du Halde fast eben so gut an, als die Französische. Davon kann der Name des gelehrten Mannes, der sie ihm angeleget hat, diejenigen, die ihn noch nicht darin betrachtet haben, allein überzeugen. Man verlangte also nur, daß ich durch einen Zusatz das Buch ein wenig vollständiger und brauchbarer machen sollte. Eine meiner natürlichen Schwachheiten ist diese, daß ich denen, die mich bitten, nicht wiederstehen kann. Diese angebohrne Gefälligkeit verleitet mich oft so weit, daß ich Geschäfte übernehme, denen ich weit weniger, als andere, gewachsen bin. Ich gieng dasjenige ein, was man von mir begehrte, ohne genau zu untersuchen, ob mein guter Wille und mein Vermögen einander in dieser Sache ähnlich wären. Und jetzt habe ich die Feder ergriffen, das Wort, das ich gegeben habe, zu erfüllen. Die Arbeit gerathe, wie sie wolle: ich will sie ausführen. So schwer es mir fällt, eine Bitte abzuschlagen, so schwer fällt es mir auch, eine Zusage zu brechen.

Die neueste Kirchengeschichte von China, die ich zu schreiben versprochen habe, ist eine Nachricht von denen Veränderungen, die dem Theile der Römischkatholischen Gemeine, das unter den Chinesern lebet, zugestossen sind; den Streitigkeiten, die unter den Lehrern dieser Gemeine sich erhoben, und den Unruhen und Bewegungen, die diese Händel auch in Europa unter den Unterthanen des Bischofs zu Rom verursachet haben. Ich bin eigentlich nur verpflichtet, diese Geschichte da anzufangen, wo du Halde aufhöret. Allein ich sehe, daß es nöthig seyn werde, bis zu dem ersten Anfange der Chinesischen Kirche hinaufzusteigen. Man wird das, was in den letzten Zeiten der Kirche in China begegnet ist, schwerlich recht verstehen, wo man nichts von den Dingen weis, die in den vorhergegangenen Zeiten vorgefallen sind. Alles hängt in der Geschichte dieser Gemeine vom Anfang bis zum Ende an einander. Die neuesten Begebenheiten sind Folgen der ersten und ältesten. Es ist noch eine andere Ursache da, die mich verbindet, in die älteren Zeiten zurücke zu gehen. Du Halde hat nicht alles erzählet, was er hätte erzählen können und müssen, wenn er ohne Liebe und ohne Furcht geschrieben hätte; und einige Dinge hat er nicht, wie ein Geschichtschreiber, sondern wie ein Lobredner und Anwald erzählet. Man will, daß ich die Leser vor den Irrthümern bewahren soll, wozu sie durch seine Beredtsamkeit sowol, als durch sein Schweigen verleitet werden. Kann ich dieses thun, wenn ich seine Geschichte nur bis auf die jetzigen Zeiten fortsetze? Ich will mich indessen so kurz fassen, als es mir möglich fällt. Die Urkunden, worauf sich meine Erzählungen gründen, sind unverwerflich. Die meisten derselben werden von beiden streitenden Partheyen angenommen. Welcher von ihnen wird sich erkühnen, die Urtheile, die zu Rom sind gesprochen worden, und die Bullen der Päbste Klemens des eylften, und Benedicts des vierzehenten, der Unrichtigkeit zu beschuldigen? Und das sind die Stücke, woraus ich den vornehmsten Theil meiner Geschichte ziehe. Die Dinge, die zweifelhafte und ungewisse Bürgen haben, sollen von den andern aufrichtig abgesondert werden. Meine eigene Gedanken und Urtheile werden sich selber sattsam von dem, was ich aus andern nehme, unterscheiden.

Die Stifter der Römischkatholischen Gemeine in China, sind drey Italiänische Jesuiten, die gegen das Ende des sechszehenten Jahrhunderts in dieses grosse Reich von ihren Obern gesendet wurden:

Roger, ein Neapolitaner, Pasio, von Bononien, und Matheus Ricci, von Mazerata in der Marggrafschaft Ankona. Es ist wahr, daß vor diesen dreyen einige andere Römische Geistliche nach China gereiset sind, und es versichert haben, eine Gemeine Christi daselbst anzulegen. Halde, und alle Jesuiten hüten sich, diese Vorgänger ihrer Ordensbrüder zu nennen. Und die Feinde der Jesuiten, die Dominikaner und die Franziskaner, werden nicht müde, sie zu rühmen. Eigensinn, Neid und Unbedachtsamkeit auf beyden Seiten! Ungegründete Furcht an der einen, ungegründete Ehrbegierde an der andern Seite! Die Jesuiten könnten sie ohne Schaden nennen: und ihre Widersacher könnten sie ohne Verlust weglassen. So gut es diese ehrlichen Männer gemeinet haben, so haben doch ihre Reisen und Bemühungen keine Früchte getragen. Aller Ruhm, den man ihnen schuldig ist, besteht allein darinn, daß sie den Chinesischen Boden eher, als die Jesuiten, betreten, und gerne auf demselben würden gepredigt haben, wenn sie gekonnt hätten. Man wolle, oder wolle nicht, so muß man es gestehen, daß die drey Jesuiten, die wir benennet, den Grund zu der Kirche in China geleget, und den Bau derselben angefangen haben. Sie waren alle drey der Sprache der Chineser mächtig, ehe sie unter ihnen ankamen: daher hinderte sie nichts, die Arbeit gleich anzugreifen, die ihnen aufgetragen war. Pasio und Roger setzten dieselbe nur einige Jahre fort: sie wurden hernach abgerufen; Ricci blieb also allein zurücke, und trieb das Werk, das seinem Eifer anbefohlen war, mit einer unglaublichen Munterkeit. In wenigen Jahren hatte er eine zahlreiche Gemeine aus den Gelehrten des Landes so wol, als aus dem Volke gesammlet. Es gesselleten sich mit der Zeit neue Gehülfen zu ihm: allein, er blieb das Haupt und der geschickteste unter ihnen, so lange, als er lebte. Keiner wuste die Gemüther, so wol der Hohen, als der Niedrigen, so zu rühren, und zu erobern, als er. Keiner wuste die Lehren, die er verkündigte, so nach dem Geschmacke und Sinne der Chineser zu würzen, als er. Er verdienet daher den Namen des Vaters und Stifters der Chinesischen Kirche, den ihm die Jesuiten zu geben pflegen.

Ricci war kein ordentlicher und gemeiner Mann. Er besaß neben einer grossen Scharfsinnigkeit und vieler Wissenschaft, eine natürliche Gefälligkeit, Bescheidenheit und Leutseligkeit, eine ungemeine Geduld und Arbeitsamkeit, eine Fertigkeit, sich nach den Einsichten und Meinungen eines jeden zu bequemen, eine unerschöpfliche Begier-

de,

de, der Kirchen, zu der er gehörete, zu dienen. Er verstand die mathematischen Wissenschaften, die über alles in China geschätzet werden, aus dem Grunde. Dieses schloß ihm die Herzen der Grossen und der Gelehrten des Volkes auf. Er lebete sieben Jahre nach einander unter den Götzenpriestern in China, die man Bonzen nennet, und lies sich von ihnen in der Sprache, in den Gebräuchen und in der Gelehrsamkeit der Chineser unterrichten [1]). Und er erwarb sich durch seine Gaben und Eigenschaften die Hochachtung und die Liebe aller seiner Lehrmeister. Da er aus dieser Schule kam, war er in der Chinesischen Gelehrsamkeit so geübt und erfahren, daß er mit den Gelehrtesten des Landes um den Vorzug streiten konnte. Er legte den Jesuiterrock ab, weil er sahe, daß er ihn verächtlich machen würde, und kleidete sich, wie ein Chinesischer Weiser. Das vermehrete die Hochachtung, die man ihm schon wegen seiner Wissenschaft geschenket hatte. Die Weisen des Landes nahmen ihn als einen Bruder und Zunftverwandten auf: und das Volk ehrete ihn um so viel mehr, weil er von den Gelehrten geehret ward. Er schrieb einige Bücher zum Besten des Christlichen Glaubens in derjenigen Art der Sprache, welche der Hof und die Gelehrten reden, die begierig gelesen wurden. Das wichtigste unter denselben ist zu Pecking, der Hauptstadt des Käyserthums, im Jahr 1603 gedrucket worden, und führet den Namen: **Von dem göttlichen Gesetze.** Die Urtheile über diese Schrift stehen sehr weit von einander. Sie ist, wenn wir die Wiedersacher der Jesuiten hören, ein Greuel der Verwüstung, indem die Lehre des Heylandes der Welt, mit der Sittenlehre des Konfuzius ärgerlich verknüpfet und vermenget wird. Ich kann weder diesen, noch jenen beyfallen, weil ich nichts mehr von dem Buche weis, als was die Jesuiten und ihre Feinde davon berichten. Der P. Orleans, ein beredter Französischer Jesuit, hat das Leben des Ricci weitläuftig und geschickt beschrieben. Man kan schwerlich dieses Leben lesen, wo man nicht unbillig ist, ohne die grossen Gaben des Mannes zu bewundern, wenn man gleich den Gebrauch derselben nicht allezeit billiget.

Allein, Ricci wäre doch bey allem seinem Witze und bey aller seiner Wissenschaft und Erfahrung ein Hirte einer kleinen Heerde geblieben, wenn er nach der gemeinen Weise der Römischkatholischen Geistlichen geprediget und bekehret hätte. Die Klugheit der Gesellschaft,

1) Lettres edificantes et curieuses des Missionairs. Tom. VIII. p. 229.

schaft, deren Mitglied er war, that das beste, und beförderte den Lauf seiner Predigt stärker, als die Einfalt des Evangelii. Die Jesuiten, die unter die Unglaubigen gesendet werden, verkündigen das Kreuz Christi auf eine ganz andere Art, als die übrigen Mönche und Geistlichen, die zu Aposteln ernennet werden. Ein Dominikaner, ein Franciskaner, ein Augustinianer, ein weltlicher Priester, der unter die Heiden reiset, nimt nichts mehr mit, als einen grossen Eifer für seinen Glauben, seine Schulgelehrsamkeit, die ihm insgemein mehr schädlich als nützlich ist, und einen guten Vorraht abergläubischer Meinungen. Dazu kömmt bey vielen der Wille, sich der Leichtgläubigkeit des Volkes zu seinem Zwekke zu bedienen, und durch einen frommen Betrug, durch ein vorgegebenes Wunder, der Religion ein Ansehen zu verschaffen. Das ist die ganze geistliche Rüstung eines ordentlichen Römischkatholischen Heydenbekehrers. Allein ein Jesuite lässet seine Schulwissenschaft zu Hause, und führet an der Stelle derselben einige Reguln der Klugheit mit sich, die ihm der treue Fleiß seiner Obern und Lehrer eingeschärfet hat. Ich muß einige dieser Reguln hersetzen. Die erste: ein Heydenlehrer, der Seelen erndten will, muß die Person eines Geistlichen und Weisen des Landes annehmen, in dem er prediget. Das wird ein grosses Theil des Wiederwillens, den man insgemein gegen die Fremden und Ausländer hat, wegnehmen. Daher verwandelt sich ein Jesuite, so bald als er sein Amt in einem heydnischen Lande antritt. Er wird in Indien ein Brame oder Bramine, in Siam ein Talapoin, in China entweder ein Bonze oder ein Konfuzianer und Gelehrter, in Afrika ein Marabou. Ein armer Kapuziner oder Dominikaner bleibet das, was er in Europa war, ein Bettelmönch und Prediger. Deswegen gilt er wenig oder nichts, indem der umgekleidete und verwandelte Jesuite die Herzen des Volkes an sich reisset. Die andere Regul: ein Heydenlehrer muß sich vor allen Dingen um die Gunst des Hofes bemühen, und durch Geschenke, durch Ehrenbezeugungen, durch Aufwartungen, und andere dienliche Mittel die Gewogenheit derer, die an demselben die vornehmsten sind, zu erwerben trachten. Die dritte Regul: kann es geschehen, so muß ein Heydenlehrer sich in die Gnade der Grossen und Mächtigen so weit hineinsetzen, daß man ihn mit zu Staats- und Regierungsgeschäften ziehet. Wie sicher prediget ein Apostel, der es so weit gebracht hat? Unter diesem Gesetze stehen viele andere Reguln, die ich der Kürze wegen auslasse. Die vierte Regul: ein Heydenlehrer muß sich nach

den

den Meinungen und Sitten des Landes, in dem er lebet, bequemen, wenn sie nicht offenbar mit dem Glauben streiten, den er verkündiget. Die fünfte Regul: Ein Heydenlehrer muß alles, was in der Religion des Landes, worin er lehret, einen Schein der Warheit und der Frömmigkeit hat, sich zu Nutze machen, und es mit dem Glauben, den er vorträget, zu verbinden sich bemühen. Was liegt daran, wenn dieses nicht ohne Verdrehungen sowol der heydnischen, als der Christlichen Religion geschehen kann? Die kleine Sünde, die dadurch begangen wird, wird durch den grossen Nutzen, den sie stiftet, vertilget. Die sechste Regul: Ein Heydenlehrer muß die alten Gebräuche und Gewohnheiten, die ein unwissendes Volk insgemein über alles liebet, nicht verbieten und abschaffen. Das Volk bleibe bey den Weisen seiner Väter: es ist gnug, daß man sie heilige: das heisset, daß man das, was offenbar abgöttisch und abergläubisch ist, davon absondere, und das übrige mit einer guten Absicht zu verbinden lehre. Die siebente Regul: Der Heydenlehrer braucht Geld: und der Handel bringet Geld. Kann also der Apostel in der Stille einen Kaufmann abgeben, so thut er wohl. Sein Amt wird dadurch nicht verunehret, wenn er seinen Gewinn nur zur Ehre GOttes wieder aufwendet. Ich könnte die Anzahl dieser Reguln verlängern: allein es würde dieses ohne Nutzen geschehen. Die ich zurücke lasse, sind nichts, als gewisse und klare Folgen derer, die ich hingesetzt habe. Man frage mich nicht, woher ich es wisse, daß die Jesuiten diese Reguln auf ihren Apostolischen Reisen mitnehmen. Ich weis es nicht so wol aus den Schriften ihrer Feinde, als aus ihren Handlungen. Da alle Jesuiten in denen Ländern, worinn sie der Kirchen dienen, das thun, was diese Reguln befehlen, so muß ich schliessen, daß ihnen diese Reguln in ihren Ordenshäusern vorgeschrieben werden. Und irre ich nicht sehr, so werden wol die Jesuiten vor den meisten derselben sich nicht schämen. Vielleicht werden sie die dritte und die letzte unter die Verleumdungen ihrer Wiedersacher setzen. Die andern werden sie mit dem Namen der Apostolischen Klugheit beehren. Und was sage ich: sie werden es thun? Darf ich zweifeln? Die geschicktesten Mitglieder ihrer Gesellschaft haben es schon öffentlich gethan. Ich berufe mich nur auf ihren Fabri, auf ihren grossen Gabriel Daniel, auf ihre Schriften, die sie in der Chinesischen Streitsache herausgegeben haben, auf die Briefe ihrer geistlichen Abgesandten.

Ricci beobachtete die vornehmsten unter diesen Reguln in China aufs fleißigste: das füllete seinen Schafstall, und zog eine grosse Menge so wohl vornehmer, als geringer Chineser in einer kurzen Zeit in die neue Kirche hinein, die er bauete. Er lebete, er sprach, er schrieb, er kleidete sich, wie ein Chinesischer Philosophe und Gelehrter. Er machte sich bey den Grossen und Gewaltigen durch seine Wissenschaft und andere Dinge beliebt. Er vereinigte die alte Religion des Landes auf eine gewisse Weise mit den ersten Gründen der Geistlichen, und die Sittenlehre des grossen Konfuzius mit der Lebenslehre JESU Christi. Er ließ seine Bekehrten nach den Sitten ihrer Väter leben, und die alten Gewohnheiten und Gebräuche, die in den Reichsgesezen gegründet sind, so, wie vorher, vollziehen. Er untersagte ihnen nur dasjenige, was gar keine Entschuldigung und Verkleidung zulassen wollte, und die ersten Warheiten des Glaubens der Christen kränkete. Es herschet in dem Chinesischen Reiche eine doppelte Religion. Die eine ist so alt, als das Reich, und allem Ansehen nach von den Stiftern desselben eingeführet worden. Die andere ist viel jünger, und nicht lange nach der Geburt unsers Heylandes aus Indien dahin gebracht worden. Diese hat Gözenbilder, Tempel, Opfer, Priester, Mönche, Feste und viele äusserliche Uebungen und Gebräuche. Jene ist frey von allen diesen Dingen, und vielleicht die gröbeste und einfältigste unter allen Religionen, die jemahls in der Welt sind vorgeschrieben worden. Sie befiehlt die Ehrerbietung gegen ein unsichtbares Wesen, das seinen Sitz in dem sichtbaren Himmel hat, und von daraus das Glück und das Unglück unter den Menschen austheilet: allein, sie fordert keinen eigentlich sogenannten Dienst desselben. Sie hat also keine Tempel, keine Priester, keine Versammlungen, keine Opfer, keine Gebräuche. Der Käyser allein bringet zu gewissen Zeiten im Namen seines ganzen Volkes diesem mächtigen Geiste ein Opfer. Die Sittenlehre dieser alten Religion ist sehr kurz und leicht. Sie besteht in der Verehrung der Bedienten des Tien, oder Chang-Ti, so nennet man das höchste Wesen, das ist, der Geister, die über die Berge, Flüsse, Wälder, und andere Theile des Erdbodens gesetzet sind, und in einigen Pflichten, die zur Wolfahrt des Reiches und eines jeden Geschlechts nöthig sind. Diese bey Seite gesetzet, so erlaubet sie den natürlichen Neigungen und Lüsten der Menschen eine grosse Freiheit. Die neue Religion, ich meine, die Abgötterey, die von einem berühmten Indianischen Betrüger, dem Fo oder Foe herkömmt, hat

einen

einen sehr starken Anhang unter dem gemeinen Manne und unter den Weibern: allein sie wird nur geduldet. Die alte Religion hat ihren Sitz unter den Angesehenen und Klugen; und sie ist die Religion des Staats, die der Käyser selber bekennet und gar prediget, und die durch die Gesetze des Reiches geschützet wird. Jene bot dem klugen und achtsamen Ricci nichts an, was zu seinem Vorhaben dienete. Er muste sich ihr wiedersetzen. Diese war so beschaffen, daß er eine Art des Vergleiches zwischen ihr und dem Christlichen Glauben zu stiften sich getrauete. Er gab also denen Chinesern, die er bekehren wolte, zu verstehen, daß er nur zu ihnen gekommen wäre, die verdunkelte und in Verfall gerahtene Religion ihrer ersten Stammväter zu erneuren, und durch einige unentberliche Zusätze zu verbessern, daß er eben denjenigen Tien oder Chang-Ti predigte, auf den sie von den alten Gesetzen des Landes gewiesen würden, und daß seine Lebenslehre im Grunde keine andre wäre, als diejenige, die ihr grosser Weltweiser, Kumfu-zu oder Konfuzius, nach dem Vorbilde der ersten Weisen und Väter des Reiches, vorgetragen hätte. Muste das nicht einem Volke gefallen, das an Hochmuht und an der Ehrerbietung gegen seine Väter alle Völker der Welt übertrift? Ich will ihm die Schuld nicht auflegen, daß er die Christliche Religion mit Fleisse nach dem Sinne der Chineser, und ihrer alten Meinungen verdrehet und verfälschet habe. Mich dünket, daß seine und der Jesuiten Feinde diese Beschuldigung noch nicht ganz ausser Zweifel gesetzet haben. Allein, das wird fast unmöglich können geläugnet werden, daß er den alten Glauben der Chineser in verschiedenen Stükken falsch erkläret habe, damit er der Religion, der Vernunft, und der Natur ähnlich scheinen mögte.

China ist der rechte Sitz des Ceremoniengeistes. Die Einwohner dieses Landes sind theils durch ein undenkliches Herkommen, theils durch die Reichsgesetze an so viele Gebräuche und Gewohnheiten gebunden, daß sich die Natur kaum in ihnen regen kann. Alles, was vor den Augen anderer Menschen geschicht, das hat sein Maaß, seine Zahl, sein Gewichte, seine Richtschnur und Ordnung. Und es ist ein eigener grosser Raht verordnet, der für die Wolfahrt und Erhaltung der Gebräuche des Landes sorgen, und den Verächtern derselben wiederstehen muß. Die meisten derselben sind nur aus Staatsursachen eingeführet worden, und stehen weder mit der alten, noch mit der neuen Religion in einiger Verwandschaft. Allein, einige haben ein geistliches Ansehen, und scheinen Früchte oder Folgen gewisser Glau-

benslehren und Meinungen zu seyn. Die vornehmsten unter diesen sind die Verehrung der Vorfahren und des Weltweisen Konfuzius. Ein jedwedes Geschlecht in China ist verpflichtet, sich zu gewissen Zeiten in einem Saale, den man den Saal der Väter und Vorfahren nennet, zu versammlen, und daselbst seinen Voreltern, deren Namen auf kleinen aufgehengten Tafeln stehen, eine gewisse Art der Ehrerbietung zu erzeigen, die einem Opfer und Götzendienste gleich siehet. Man wirft sich vor den Tafeln, worauf die Namen der Vorfahren gezeichnet sind, nieder; man lässet Thiere schlachten; man zündet Goldpapier zu Ehren der Väter an; man verspricht sich, daß der Tien oder der Himmel diese Zeichen der Ehrfurcht und Liebe gegen diejenigen, aus deren Blute man entsprossen ist, belohnen werde. Fast eben einen solchen Zoll der Ehrerbietung müssen alle Gelehrten dem grossen Lehrmeister des ganzen Reiches, dem weisen Konfuzius abtragen. So geneigt Ricci war, seinen Neubekehrten alles zu verstatten, was ihnen die Gewohnheiten und Gesetze des Vaterlandes befohlen, so stutzig ward er doch bey diesen Gebräuchen, die ein rechtes Seelen- oder Geisteropfer zu seyn scheinen. Er bedachte sich ganzer achtzehen Jahre, ob er sie erlauben dürfte, oder nicht? Nach einer so langen Berahtschlagung und Untersuchung beschloß er endlich, sie nicht für Religions- sondern für Staatsgebräuche, oder für weltliche Ehrenbezeugungen anzusehen, und an seinen neuen Christen zu dulden. Die Haupursache dieser Entschliessung war sonder Zweifel die Begierde seine Gemeine zu erweitern, und von derselben Schmach, Verachtung und Verfolgung abzuwenden. Man nimmt sich in China den Namen eines ehrlichen Mannes und treugesinnten Bürgers, wenn man den Voreltern; und man nimmt sich die Hofnung zu allen Ehrenämtern und Bedienungen, wenn man dem Konfuzius den Ehrendienst, den wir beschrieben haben, verweigert. Würde also Ricci viele Jünger gemacht, und würden seine Jünger des Friedens und der Ruhe genossen haben, wenn er denselben verboten hätte? Diese Vorstellung ermunterte ihn, daß er sich nach Gründen umsahe, wodurch er sein unruhiges Gewissen stillen könnte. Und wenn suchen in solchen Fällen diejenigen vergebens, die schon auf dem Wege sind, das zu thun, was sie verunruhiget? Ihr Verstand wird insgemein von dem Willen benebelt und betrogen; und ein schwaches Rohr dünket sie daher eine Seule zu seyn.

Ich will die Gründe erzählen, wodurch sich Ricci von der Unschuld der Gebräuche, die er zulassen wollte, überführete, damit die

Leser

Leser urtheilen können, ob sie so stark sind, als er glaubete [2]). Die Mahomedaner, schlos er, die so grosse Feinde der Abgötterey sind, verrichten den Dienst der Voreltern und des Konfuzius. Daher ist dieser Dienst keine Abgötterey. Allein, können denn die Mahomedaner Richter in den Gewissensfragen der Christen seyn? Folget es, daß dasjenige kein Aberglaube und Götzendienst sey, was ein Chinesischer Mahomedaner, das heisset, ein halber Mahomedaner nicht dafür ansiehet? Weiter: die Chineser halten ihre Väter und den Konfuzius weder für Götter, noch für Heilige; sie ehren nur in ihren Vorfahren die Personen derer, die ihnen das Leben gegeben haben, und in dem Konfuzius die Person eines Weisen und Gesetzgebers. Wird nicht bey diesem Grunde das als gewiß angenommen, worüber man streitet? Die dritte Ursache: Diejenigen, die bey diesen Gebräuchen die Thiere schlachten, sind keine Priester; es sind nur Fleischer. Gesetzt, daß hieran nicht zu zweifeln sey: allein, muß denn ein Opfer nothwendig von einem Priester geschlachtet werden? Ein anderer Grund: Der Käyser hat im Jahr 1384 durch ein Gesetz verboten, dem Konfuzius Seulen aufzurichten, und ihm diejenige Ehre zu erweisen, welche die Götzendiener den Verstorbenen zu erzeigen pflegen. Man glaubet, daß dieses Gesetz sey gegeben worden; allein, man kann zweifeln, ob die Chineser demselben gehorchet haben. Wie viele Gesetze werden in kurzer Zeit vergessen und aus den Augen gesetzet? Noch mehr: eben diejenige Ehre, die den verstorbenen Vorfahren und dem Konfuzius erwiesen wird, die wird auch den lebendigen Käysern und ihren hohen Bedienten geleistet. Allein, wie hat es einem so scharfsinnigen Manne entfallen können, daß die Ehrenzeichen ihren Werth von den Personen empfangen, denen sie gebracht werden, und daß also die Ehre, die einem Verstorbenen wiederfähret, von einer ganz andern Art sey, als diejenige, die den Lebenden abgestattet wird? Nimmermehr wird ein Verständiger so schliessen: ich werfe mich ohne Sünde nieder, wenn ich dem Käyser aufwarte; daher kann ich mich auch mit freyem Gewissen vor dem Bilde eines Verstorbenen, oder vor einer Tafel, worauf sein Name stehet, niederwerfen. Und ist es denn auch wahr, daß dem Käyser von China und seinen hohen Bedienten eben so gedienet wird, wie den Voreltern, und dem Konfuzius: Ist es, zum Exempel, wahr,

2) Gabriel Daniel Histoire Apologetique de la conduite des Jesuites de la Chine, dans le III Tome du Recueil de ses Oeuvres p. 4 sq.

daß dem Käyser und seinen Mandarinen zu Ehren, Thiere gewürget werden? Endlich, diese Gebräuche sind schon in China üblich gewesen, ehe die Abgötterey in das Land ist eingeführet worden; daher sind sie nicht abgöttisch. Allein, hat denn nichts abgöttisches in China seyn können, bevor der Götzendienst des Foë zu ihnen gekommen ist? Diese Ursachen mögen beschaffen seyn, wie sie wollen: sie befriedigten das zweifelhafte Gewissen des Jesuiten. Er gab seinen Neubekehrten die Freyheit, ihre Väter und den Konfuzius nach der Weise des Landes zu ehren, und setzte nur einige Einschränkungen zu dieser Erlaubniß. Er nahm von diesem Dienste dasjenige weg, was nicht in den Reichsgesetzen ausdrücklich ist verordnet und befohlen worden, und befahl, daß die Seinen bey der Verrichtung desselben, die Herzen zu GOtt erheben sollten. Das ist so viel, daß sie äusserlich und dem Scheine nach, die Voreltern und den Konfuzius, innerlich aber, und mit dem Geiste, GOtt ehren sollten. Die bekehrten Chineser betrügen also die unbekehrten, die mit ihnen in dem Saale der Voreltern versammlet sind. Diese meynen, daß die Christen vor den Tafeln der Vorfahren sich beugen; allein weit gefehlet. Die Christen richten ihre Gedanken in der Stille auf GOtt, und beugen sich vor dem allerhöchsten Wesen, mit dem ihre Seele sich vereiniget hat.

So lange keine andere, als Jesuiten, in China predigten, ärgerte sich niemand an der Weise zu bekehren, die Ricci eingeführet, und an denen Vergünstigungen, die er den Neubekehrten verwilliget; und die Gemeine, so stark sie auch hin und wieder gedränget ward, wuchs bey diesen Anstalten ungemein. Allein diese Glückseligkeit ward gestöret, da nach dem Jahre 1630 andere Ordensbrüder, Dominikaner und Franziskaner, nach China kamen, um mit den Jesuiten in diesem neuangelegten Weinberge zu arbeiten. Diese neuen Arbeiter, die nichts von den Bekehrungsgesetzen der Jesuiter wußten, erschracken, da sie die Christen vor den Tafeln der Voreltern und des Konfuzius auf der Erden liegen sahen, und bezeugten ungescheut, daß ihr Gewissen einen so abergläubischen und abgöttischen Dienst verdammen müßte. Es kam daher zu einem heftigen Streit zwischen ihnen und den Jesuiten. Keine Parthey wollte nachgeben; und die Sache mußte also bey dem allgemeinen Richter der Kirchen in Rom anhängig gemachet werden. Die Widersacher der Jesuiten waren die Kläger. Einer aus ihnen, ein Dominikanermönch, Jo-

hann Baptista Moralez, reisete nach Rom, und übergab der so genannten Kongregation, die für die Fortpflanzung des Glaubens sorget, seiner und seiner Mitbrüder Zweifel wider die Chinesischen Gebräuche, die von den Jesuiten den Neubekehrten erlaubet wurden. Die Kongregation holte, wie sie pfleget, das Gutachten vieler Gottesgelehrten über diese Anklage ein, und sprach endlich, daß diese Gebräuche abergläubisch und unzuläßig wären. Da der Dominikaner die Säle der Voreltern als Tempel, und die Ehrenbezeugungen, die den Vorfahren und dem Konfuzius erwiesen worden, als einen Ort des Götzendienstes und als Opfer beschrieben hatte, so konnte kein gelinderes Urtheil gefället werden. Der Pabst Innocentius der zehente bestätigte diesen Ausspruch am zwölften Tage des Septembermonats im Jahr 1645, und befahl bey Strafe des Bannes, daß die Prediger des Christenthums in China sich nach demselben richten sollten, bis der heilige Stuhl ein anders verordnen würde. Die Jesuiten in China nahmen diesen Befehl des Pabsts mit Ehrfurcht an, und legten ihn mit Verachtung auf die Seite. So halten sie es insgemein mit den Verordnungen der Römischen Bischöfe, die mit den Gewohnheiten, Lehren und Meynungen der Gesellschaft streiten. Kein Orden ist zu einem strengern Gehorsam gegen den Pabst verpflichtet; und kein Orden gehorchet dem Pabste weniger. Das kömmt sonder Streit unter andern daher, weil sie glauben, daß ihre Vorsteher und Gelehrten viel besser einsehen und wissen, was der Kirche entweder schädlich oder nützlich sey, als alle Päbste und ihre Räthe. Diesen Befehl insonderheit achteten sie so wenig, daß sie einige Jahre hingehen liessen, ohne einmal zu Rom mit einer Gegenvorstellung sich zu melden, und inzwischen das alles erlaubten, was er verbote: das war, wie sie meynten, nicht Unrecht. Das Gesetz gründete sich auf einen falschen Bericht: und was geht die Jesuiten ein Gesetz an, das durch eine ungetreue Erzählung ist erschlichen worden? Allein ihr Ungehorsam gab zu vielen Unruhen und Nachreden Anlaß. Daher hielten sie es endlich für nöthig, einen ihres Mittels nach Rom zu senden, und durch denselben um die Aufhebung des Befehles, den der Dominikaner ausgewirket hatte, anzuhalten.

Der Gesandte hieß Martin Martini: Er verrichtete das Amt, das ihm aufgetragen war, mit einer grossen Geschicklichkeit. Er wendete sich nicht an die Kongregation, die das vorige Urtheil abgefasset

hatte,

hatte, weil er leicht vorhersahe, daß diese ihren Spruch schwerlich wiederrufen würde. Er gieng an den damaligen Pabst Alexander den siebenden, selber, und mahlte demselben in einer weitläuftigen Schrift die Gebräuche der Chineser, als Gewohnheiten, ab, die frey von Abgötterey und Aberglauben wären, und auf nichts als auf die Wohlfart und Ruhe des Reiches abzieleten. Der Pabst übergab die Entscheidung der Sache dem so genannten heiligen Officio, oder dem Inquisitionsgerichte. Sonder allen Zweifel hatte der kluge Jesuite dieses vermittelt, und die Untersuchung der Kongregation, der die Sorge für die Fortpflanzung des Glaubens anbefohlen ist, verboten. Das heilige Officium sprach so, wie es der Jesuite gerne sahe: es verwarf diejenigen Gebräuche, die von den Jesuiten selber verworfen wurden, und vergönnete diejenigen, die sie vergönnet hatten. Der Pabst ließ sich diesen Ausspruch gefallen, und bekräftigte ihn am 23 Tage des Merzmonates im Jahr 1656. Dieses günstige Urtheil ward nur zuerst von den Jesuiten als ein Schutzgewehr angenommen, dessen man sich in dem Nothfalle bedienet. Sie machten es nicht in China bekannt, sondern verwahrten es in der Stille, um es wieder diejenigen zu gebrauchen, welche sie etwa angreifen würden. Mit der Zeit wurden sie muthiger. Ihr Schild verwandelte sich in ein Schwerd. Sie zogen den Spruch, den Martini von Rom geholet hatte, hervor, und behaupteten, daß er eine Regul wäre, wornach sich alle Römische Geistlichen in China richten müsten, weil durch denselben das erste Urtheil, das Moralez mitgebracht hatte, aufgehoben wäre. Diese Unvorsichtigkeit erneuerte den Krieg, der einige Zeit geruhet hatte. Die Dominikaner und Franciskaner, die neben ihnen in China predigten, fülleten die Ohren des Pabstes und seiner Bedienten mit neuen Klagen und Beschwerungen, betheurten aufs heiligste, daß die Gebräuche, worüber man stritte, die unerträglichsten Greuel wären, und verlangten endlich von dem heiligen Officio zu wissen, ob es denn wahr wäre, daß die alte und erste Verordnung des Pabstes Innocentius des zehnten, durch das neue Gesetz, das die Jesuiten aufwiesen, ihrer Kraft wäre beraubet worden? Die Inquisition gab auf diese Frage eine Antwort, die ich entweder für erdichtet, oder für verfälschet halten würde, wenn sie allein in den Büchern der Feinde der Römischen Kirche gelesen würde. Allein wie kann ich an ihrer Richtigkeit zweifeln, da sie der jetztregierende Pabst Benedict der vierzehente selber in der so berühmten Bulle: Ex quo singulari &c.

auf-

anführet, und durch sein allgültiges Zeugniß von allem Verdachte befreyet? Die Inquisition antwortete: Das erste Gesetz des Innocenzius sey keineswegs durch das neue Gesetz des Pabsts Alexanders zernichtet worden: so wohl dieses als jenes Gesetze müsse gehalten werden, ein jedes nach seinen Umständen und nach der Anweisung der Fragen und der Zweifel, die es veranlasset hätten [3]). Was heisset dieses? Die beyden Gesetze, die zugleich auf gewisse Weise gelten sollen, sind einander nicht viel ähnlicher, als der Tag und die Nacht. Das erste verdammet die Gebräuche der Chineser: das andre spricht sie loß. Und beyde sollen doch von den Gesandten in China beobachtet werden. Kann dieses geschehen? Irre ich nicht, so kann dieser Bescheid des heiligen Officii keinen andern Verstand haben, man wende ihn, wie man wolle, als einen von den beyden folgenden. Entweder er will so viel sagen: haben die Dominikaner die Natur und Art der Chinesischen Gebräuche wahrhaftig vorgestellet, so soll das Gesetz, das sie ausgewürket haben, dem andern vorgezogen werden; haben die Jesuiten die Beschaffenheit und die Absicht dieser Gebräuche richtiger beschrieben, so soll das Gesetz, das sie mitgebracht haben, gehalten werden. Oder er bedeutet dieses: ein jeder kann nach seiner Einsicht handeln; wer gewiß ist, daß der Dienst des Konfuzius und der Voreltern, Aberglauben und Abgötterey sey, der halte sich an den ersten Ausspruch; wer nichts Böses und Verbotenes in diesem Dienste siehet, der folge dem andern. Man mag diesen oder jenen Verstand annehmen, so antwortet das heilige Officium eigentlich nichts, und überlässet es dem Gewissen und der Freyheit eines jeden Predigers in China, was er machen wolle. Das ist die Römische Gewohnheit. Wenn zwo mächtige Partheyen über Glaubenssachen mit einander rechten, so wird insgemein ein Urtheil gefället, das beyde Theile für sich erklären können. Allein, sollten die Aussprüche des sichtbaren Hau-

3) Ich will die Worte des Pabstes Benedict des vierzehenten selber abschreiben: Respondit sacra Inquisitionis congregatio, praefatum decretum adhuc vigere habita ratione rerum, quae fuerunt in dubiis expositа, neque illud fuisse circumscriptum a decreto sacrae Inquisitionis, quod Anno 1656 exarauit: imo esse omnino obseruandum iuxta quaesita, circumstantias et omnia ea, quae in antedictis dubiis continentur. Declarauit pariter eodem modo esse obseruandum praedictum sacrae congregationis decretum anni 1656. iuxta quaesita, circumstantias, et reliqua in ipsis expressa.

Hauptes der Kirchen, das sich der Unbetrüglichkeit und einer aufferordentlichen Erleuchtung rühmet, nicht gewisser seyn? Sollten sie nicht Licht und Finsterniß, Wahrheit und Irrthum von einander scheiden? Diese Antwort, die beyde Theile in dem Besitze ihrer Meynungen und Bekehrungsarten liesse, ward im Jahr 1669 ertheilet, und der damalige Pabst, Klemens der neunte, trug kein Bedenken, sie mit seiner Apostolischen Bestätigung zu beehren.

In dem Jahre, worin dieser Bescheid zu Rom abgefasset ward, fieng sich das güldne Alter der Kirchen in China an. Sie hatte eine geraume Zeit herdurch eine grosse Verfolgung ausgestanden. Da der erste Käyser aus dem jezt regierenden Tartarischen Hause, Xung-Chi, mit Tode abgieng, war sein Nachfolger Kang-hi oder Kam-hi [4]) seiner Unmündigkeit halben noch untüchtig selber zu regieren. Zeit seiner Minderjährigkeit vereinigten sich die Grossen mit den Vormündern des jungen Käysers, das Christenthum, das sich weit ausgebreitet hatte, auszurotten. Zu der Ausführung dieses Vorhabens ward ein Anfang gemacht, der alle Christen in China und ihre Lehrer in Schrecken und Bestürzung setzete. Man legte den weltberühmten deutschen Jesuiten, Joh. Adam Schall, einen Mann von vier und siebenzig Jahren, der das Haupt der Heydenbekehrer in China war, und eine grosse Bedienung am Hofe verwaltete, im Jahr 1664 in ein hartes Gefängnis: und er entrann mit genauer Noth der grausamsten Todesstrafe. In dem folgenden Jahr ward durch einen einmüthigen Schluß aller Staatsbedienten das Gesetz der Christen für falsch und dem Reiche schädlich erklärt, und bey Leibes- und Lebensstrafe verboten. Darauf folgten tausend Leiden und Wiederwärtigkeiten, die allenthalben den Christen und ihren Hirten zugefüget wurden. Dieser entsetzliche Sturm endigte sich mit dem Jahre 1669, indem der Kronerbe selber sich an das Ruder der Regierung setzete. Der junge Käyser war ein Herr von ungemeinen Gaben des Geistes und des Gemüthes. Er liebte insonderheit die Künste und Wissenschaften. Und das war der Grund des Glückes, dessen die Kirche unter seiner langen und preißwürdigen Regierung genossen hat. Die meisten derer Jesuiten, die in China sich aufhielten, waren in denen Theilen der Gelehrsamkeit und in denen Künsten, die Kam-hi hochschätzete, erfahren. Er

4) Man schreibt den Namen dieses grossen Käysers bald Kam-hi, bald Kang-hi. Ich muthmasse, daß dieser Unterscheid daher komme, weil man anders ausspricht, als man schreibet.

zog sie daher an den Hof. Er bediente sich ihrer Unterweisung und ihres Rathes; er gab ihnen ansehnliche Ehrenämter und grosse Besoldungen: er vertrauete ihnen so gar ein Theil der Regierung. Diese Gnade des Käysers gegen die Jesuiten erwarb der Kirche allen den Schutz, dessen sie bedurfte, und beförderte ihren Wachsthum. Ihr blühender Zustand vermehrte sich ungemein, da einige Französische Jesuiten durch ihre angenehme Sitten, durch ihre Fertigkeit so wohl in der Chinesischen, als in der Tartarischen Sprache, durch ihre Erfahrung in den Mathematischen Wissenschaften, durch ihre Staatsklugheit, durch ihre künstliche Handarbeiten, durch ihre Arzneyen und andre Dinge das Herz des Käysers ganz an sich zogen. Diese witzigen und scharfsinnigen Geistlichen wußten die Neigungen und Absichten des Monarchen bald zu erforschen, und auf mancherley Weise so geschickt zu unterhalten und zu vergnügen, daß er ihrer nicht entbehren konnte. Sie wurden alles bey ihm. Sie waren seine Lehrer, die er täglich hörete, seine Freunde, seine Aerzte, seine Räthe, seine Mahler, seine Drechsler, seine Uhrmacher, seine Stückgiesser, seine Rechenmeister, seine Kalenderschreiber, seine Feldzeugmeister: und was waren sie nicht an dem Hofe zu Pecking, so lang Kam-hi lebete? Dieser ausserordentlichen Gnade ward der Glaube mit theilhaftig, den die Jesuiten predigten, und die Gemeine, die ihn bekannte. Der Käyser gab seinen Lieblingen zu gefallen, im Jahr 1692 das weltberufene Gesetze, worin die Christliche Religion für gut und heilsam erkläret, und den Unterthanen vergönnet wird, dieselbe anzunehmen. Er ließ eine Gesandschaft auf ihr Anhalten an den Pabst abgehen. Er bauete ihnen eine prächtige Kirche in dem Bezirke seines Pallastes. Er befahl allen Statthaltern und Staatsbedienten, daß sie sich den Christen gefällig bezeigen sollten. Er betrog die Hofnung der Jesuiten nur in einem einzigen Stücke. Sie meyneten, ihn endlich zu bereden, daß er ein Christ würde: und er stärkete sie durch seine Aufmerksamkeit auf ihren Unterricht, durch das Lob, das er ihrer Lehre ertheilete, durch die grossen Wohlthaten, die er ihnen, ihren Mitarbeitern, und ihren Jüngern erwiesen, in dieser so süssen Meinung. Allein, er starb doch im Jahr 1722. ausser dem Schoosse der Kirchen. Kam-hi war, so viel man aus allen seinen Handlungen abnehmen kann, derjenigen Lehre zugethan, die man unter den Tartaren den Glauben des grossen Genghiz-kam zu nennen pfleget. Dieser Glaube bestehet aus wenigen Sätzen, die, wenn

man das Gebot von der Feyer des Sabbats ausnimt, mit den zehen Geboten Mosis ziemlich übereinstimmen.

Bey dieser äusserlichen Glückseligkeit, in der die Chinesische Kirche unter der Regierung des Kam-hi lebte, blieb sie innerlich zerrüttet und gespalten. Die Jesuiter fuhren fort, nach ihrer Weise zu bekehren: und die übrigen Geistlichen seufzeten über sie, und predigten ein ganz anderes Evangelium. Daher entstunden zwo Gemeinen, deren eine die andere verachtete und hassete. Die Jesuiterchristen verehreten die Voreltern und den Konfuzius: die übrigen scheueten sich für dieser Verehrung, als für einer Art der Abgötterey. Diese sahen jene für halbe oder falsche Christen an: jene hielten diese für muthwillige Verächter der Reichsgesetze. Diese Verwirrung konnte auf keine Weise gehoben werden, weil der letzte Bescheid der heiligen Inquisition die beyden streitenden Theile in der Freyheit ließ, nach ihren Einsichten zu handeln. Die Dominikaner nebst ihren Beyständen waren nicht mächtig genug, eine andere Verordnung auszuwürken; und die Jesuiten waren zu vorsichtig, eine andere zu begehren. Jene duldeten also mit Wehmuth, was nicht zu ändern war, und warteten auf eine gute Gelegenheit, den Kampf wieder anzufangen, den sie nicht fortsetzen durften. Diese gewünschte Gelegenheit fand sich in dem Jahre 1684. In dem Jahre 1663 ward zu Paris eine Versammlung von Priestern zum Dienste der Heyden und Ungläubigen gestiftet [5]). Die Mitglieder derselben lassen in einem dazu gewidmeten Hause junge Leute so erziehen und unterweisen, daß sie als Boten Christi unter die Völker, die ihn noch nicht kennen, gesendet werden können. Und sie selbst schlagen dergleichen Gesandschaften nicht aus, wenn sie dazu von dem Haupte der Kirchen, oder von denen, die unter demselben die Bekehrung der Heyden besorgen, gerufen werden. Man kennet zu Rom diese Herren, als eyfrige, treugesinnte und unverdrossene Männer; und deswegen werden sehr oft aus ihnen diejenigen genommen, die man entweder als Bischöfe, oder als Abgordnete des Pabsts in die Länder der Ungläubigen schicken will. Von diesen angesehenen Französischen Priestern kamen einige in dem Jahre 1684 nach China. Der Vornehmste derselben war, Karl Maigrot, ein Doctor der Sorbonne, den der Pabst mit der Würde eines apostolischen Vikarii beehret hatte, ein Mann,

5) Gallia Christiana Tom. VII. p. 1039. Congregatio sacerdotum externarum missionum.

Mann, dem die Jesuiten selber den Ruhm der Frömmigkeit und Aufrichtigkeit nicht absprechen. Er ward hernach Bischof zu Konon. Kaum waren diese neuen Prediger des Glaubens in China angelanget, so schütteten die Dominikaner und ihre Beystände, die bisher hatten schweigen und leiden müssen, ihre Klagen wider die Jesuiten und ihre Christen, in ihren Schooß aus. Sie fanden Gehör und Mitleiden. Indessen übereilte man sich doch mit dem Angriffe der Jesuiten nicht. Maigrot und seine Amtsgenossen nahmen sich einige Jahre Zeit, die Sachen gründlich zu untersuchen, welche die Gemüther der Heydenbekehrer in China trenneten. Nach einer langen Prüfung traten sie auf die Seite der Feinde der Jesuiten, und erklärten sich zuerst, daß die beyden Chinesischen Wörter, Tien und Chang-Ti, ungeschickt wären, den wahren GOtt, den die Christen anbeten, anzuzeigen, weil sie nur den sichtbaren Himmel bedeuteten: fürs andere, daß die Gebräuche, womit die Chineser den Konfuzius und ihre Voreltern verehren, von keinem Christen mit unbeflecktem Gewissen könnten verrichtet werden.

Diese Erklärung war die Losung zu dem langen und heftigen Kriege zwischen den Jesuiten und ihren Mitarbeitern in China, der bis auf unsere Zeiten unter mancherley Abwechselungen fortwähret. Maigrot sparete keine Gründe und Vorstellungen, die Jesuiten umzustimmen und auf seinen Sinn zu lenken. Allein, wenn lassen sich Leute beugen, die das Herz des allergrösten Monarchen der Welt besitzen, die in Ueberfluß, Würden und Ansehen leben, und noch dazu reicher, als alle andere, an Klugheit und Verdiensten zu seyn vermeynen? Die Jesuiten blieben unbeweglich, und droheten mit der Ungnade des Käysers und des Pabstes. Maigrot ließ sich dadurch so wenig schrecken, daß er vielmehr muthiger ward. Er rückte in das Feld, und wagte im Jahr 1693 den Angriff. Dieses geschah durch ein öffentliches Schreiben, worin er kraft des Apostolischen Amtes, das er führete, den Christen und ihren Lehrern den Gebrauch der Namen Tien und Chang-Ti, und den Dienst des Konfuzius und der Vorfahren, bey Strafe des Bannes, untersagete. Das war gewiß eine geistliche Heldenthat. Ein Fremdling, dem es an Geld und an Gönnern fehlet, der weder ein Bischof, noch ein Bevollmächtigter des Pabstes ist, erkühnet sich, Leuten, die mit dem Herrn des Landes, wie mit einem Freunde, umgehen, ohne Anfrage bey seinem Herrn zu Rom das Haupt zu bieten, und durch ein eigen-

mächtiges Gesetz einen Bescheid der heiligen Inquisition, den ein Pabst bestätiget hat, umzustossen! Der Religionseyfer glaubt leichte, daß er an die ordentlichen Reguln nicht gebunden sey: das ist das einzige, das diesen Mann entschuldigen kann. Er sahe selber wohl, daß sein Verfahren einer starken Vertheidigung bedürfte. Daher sendete er in dem Jahre, worinn er seinen Befehl hatte ausgehen lassen, denselben nach Rom, nebst einem Schreiben an den Pabst, und einer demüthigen Bitte, daß man zu Rom das Urtheil sprechen mögte, ob er wohl oder übel gehandelt hätte. In dem Schreiben an den Pabst verklagte er die Jesuiten aufs härteste, und versicherte, daß Ihro Heiligkeit sich der Thränen nicht würden erwähren können, wenn Sie die Greuel und Verwüstung sehen sollten, die sich mit diesen Geistlichen in die Chinesische Kirche eingeschlichen hätten. Diesen Papieren folgete in dem Jahre 1696 einer seiner Mitarbeiter, Namens **Charmot**, der seine Klagen und Bitten durch mündliche und schriftliche Vorstellungen so nachdrücklich, als er konnte, unterstützte. Er hielte bey dem Pabste sowol, als bey dem Inquisitionsgericht an, daß die Sache gehörig untersuchet, und durch einen gerichtlichen Ausspruch entschieden werden mögte: und die Feinde der Jesuiten, das heisset, eine ungemeine Menge angesehener und geschickter Leute in allen Ländern und Ständen der Römischen Kirche, reichten ihm bey seinen Bemühungen freywillig die Hände. Man zögerte einige Jahre zu Rom; sonder Zweifel deswegen, weil die Jesuiten alle ihre Kräfte und Freunde aufboten, die Untersuchung zu verhüten. Endlich ließ sich **Innocentius der zwölfte**, der dazumal regierte, erbitten, und verordnete im Jahr 1699 einen Ausschuß der gelehrtesten und vornehmsten Mitglieder des heil. **Officii**, der diesen Handel bedachtsam prüfen und beylegen sollte. Allein, er erlebete das Ende dieses Geschäftes nicht. Er starb im Jahr 1700, da die Richter noch nicht weit in ihrer Arbeit fortgerücket waren.

Sein Nachfolger, **Klemens der eilfte**, befahl so gleich, als er den Päbstlichen Thron bestiegen hatte, die Fortsetzung derselben. Dieser neue Pabst liebete die Gesellschaft der Jesuiten mehr, als sein Vorweser. Und vielleicht hätte er sie der Sorge für ein ungnädiges Urtheil überhoben, und die niedergesetzten Richter aus einander gehen lassen, wenn er seiner Neigung hätte folgen dürfen. Allein, ein Pabst kann das nicht stets, was er will, und wünschet. Diese Sache war zu wichtig, als daß sie hätte können bey Seite geleget werden. Die ganze

Rö-

Römische Kirche war in Bewegung gerathen. Und ganz Europa wartete mit Verlangen, auf welche Seite der Sieg fallen würde. Beyde Theile liessen ihr Recht durch die beredtesten und geschicktesten Köpfe, die sie hatten, in öffentlichen Schriften ausführen. Die Gesellschaft der Priester zu Paris, zu der Maigrot, Charmot und die übrigen gehörten, die den Streit erneuert hatten, nahm sich hitzig ihrer Mitglieder an, und ließ ein sehr nachdrückliches Schreiben an den Pabst drucken, das die Jesuiten in China als Betrüger und Glaubensverfälscher abbildete. Die Jesuiten hingegen überreichten den Richtern eine Schrift, die nicht ohne Ehrerbietung konnte angenommen werden, und die allein mächtiger zu seyn schiene, als alle Schriften und Anklagen ihrer Widersacher. Der grosse Käyser Kam-hi stellte ein eigenhändiges Zeugniß aus, daß die Gebräuche, die Maigrot verworfen hatte, nichts als weltliche Ceremonien und Staatsgewohnheiten wären, worauf ein Theil der Ruhe und Wohlfahrt seines Reiches beruhete. Und tausend Chineser, so wol Gläubige als Ungläubige, so wol Gelehrte als Ungelehrte, so wol hohe als niedrige beschworen die Schrift des Monarchen. Hat jemals ein Beklagter einen grössern Zeugen für sich aufgestellet, und einen scheinbarern und ehrwürdigern Beweiß geführet? Man mußte also der Sache ihren Lauf lassen. Nach einer sechsjährigen Berahtschlagung und Ueberlegung erfolgte endlich das Urtheil. Das heilige Officium sprach am 20 Tage des Novembermonates im Jahr 1704, daß die beyden Chinesischen Wörter Tien und Chang-Ti nicht mehr von GOTT sollten gebrauchet, sondern an stat derselben das Wort Tien-Chu, welches HErr des Himmels heisset, eingeführet werden; daß die Tafeln, worauf mit Chinesischen Buchstaben geschrieben stehet: King Tien, Ehre der Himmel, aus den Kirchen der Christen sollten weggenommen werden; daß die Christen hinführo denen Opfern, die im Frühjahr und Herbst, wenn der Tag der Nacht gleich ist, dem Konfuzius und den Voreltern gebracht werden, keinesweges beywohnen sollten; daß sie eben so wenig in denen Häusern oder Tempeln, die dem Konfuzius zu Ehren erbauet sind, sich einfinden sollten, um diesem Weltweisen diejenigen Ehrenzeichen, die ihm alle Gelehrten des Reiches schuldig sind, abzutragen; daß sie den Dienst, den die Chineser ihren Vorfahren erweisen, keinesweges in Zukunft leisten sollten, er mögte geschehen wo und auf welche Weise er wollte; daß endlich die so genanten Täfelchen der Voreltern, worauf mit Chinesischen Buchstaben stehet:

Der

Der Sitz der Seelen oder des Geistes dieses oder jenen, aus den Häusern aller Christen sollten weggeschafft werden. Diese strengen Befehle wurden durch einige kleine Freyheiten vergütet. Es ward den Neubekehrten erlaubet, mit ihren Verwandten in den Sälen der Voreltern zu erscheinen, und die Gebräuche, die daselbst verrichtet werden, anzusehen, ohne sich derselben auf einige Weise theilhaftig zu machen. Die Inquisition hielte davor, daß dieses, um Haß und Feindschaft von sich abzuhalten, geschehen könnte, sonderlich wenn man vorher feyerlich bezeugete, daß man ein Christ wäre, und das, was vorgehen sollte, misbilligte. Es ward weiter vergönnet, daß die Christen Tafeln der Voreltern in ihren Häusern aufhängen mögten, worauf nichts mehr, als der Name des Verstorbenen bemerket wäre, und denen eine Erklärung an die Seite gesetzet würde, woraus man den Glauben der Christen von den Verstorbenen ersehen könnte. Es ward endlich verstattet, daß die Neubekehrten diejenigen alten Begräbnißgebräuche beybehalten mögten, die frey vom Aberglauben und von allem Scheine des Aberglaubens wären, wenn sie sich vorher von den Bischöfen und den übrigen Vorstehern der Geistlichkeit hätten belehren lassen, welche unter diesen Gebräuchen für unschuldig könnten gehalten werden. Diese geringen Vergünstigungen reichten nicht zu, den Verdruß zu versüssen, den die Jesuiten über diesen unerwarteten Ausspruch empfinden musten.

Schon zwey Jahre vorher, ehe dieses Urtheil gefället ward, im Jahr 1702, hatte Klemens der eilfte einen Abgesandten mit einer fast unumschränkten Vollmacht ernennet, der die neuen Gemeinen der Römischkatholischen Christen in Asia, sonderlich die Indianische und Chinesische in seinem Namen besichtigen, und die in denselben vorgefallene Streitigkeiten durch gute Gesetze und Ordnungen endigen sollte [6]). Dieser war Carl Thomas von Tournon, aus einem alten und hohen Lothringischen Hause, ein Geistlicher, der durch seine Frömmigkeit und Aufrichtigkeit sich am Römischen Hofe in eine allgemeine Hochachtung und Liebe gesetzet hatte. Der Pabst segnete ihn selbst, damit er sein hohes Amt mit desto mehr Ansehen führen mögte, zum Patriarchen von Antiochia [7]) ein. Man macht zu

6) Man kann seine Vollmacht und viele Nachrichten von ihm sehen in des P. Norbert Memoires Historiques sur les Missions des Indes Orientales. Tom. I. p. 111.

7) Halde, der ihn einen Patriarchen von Indien nennet, irret sehr. Er begeht mehr Fehler.

zu Rom fast eben solche Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe, als die Käyser und Könige sind, die alle Wochen einige Stunden auf der Schaubühne regieren: ich will sagen, solche, die nur gewisse Patriarchen, Erz- und Bischöfe vorstellen. Tournon war ein solcher Scheinpatriarche, der nirgends weniger zu befehlen hatte, als in der Stadt und in dem Gebiete, von dem er den Namen führete. Er ging im Jahr 1703 am 5 Tage des Hornungs zu Schiffe, und landete am 6 Tage des Novembermonats in eben dem Jahr zu Pondichery, auf der Küste von Koromandel. Hier verweilete er bis zum 11 des Monats Julius in dem folgenden Jahre: und im Jahr 1705 kam er endlich in China an. Die Jesuiten empfingen ihn mit allen den Ehrenbezeugungen, die ein Gesandter des Pabstes von den Unterthanen seines Herrn erwarten kann. Sie thaten fast noch mehr, als sie schuldig waren. Sie verschaften ihm einen Zutritt bey den Grossen des Hofes, und Gehör bey dem Käyser. Sie liessen ihn von den Vornehmsten ihrer Christen bey seinen öffentlichen Aufzügen begleiten. Sie verschaften, daß der Käyser durch allerhand ausserordentliche Gnadenzeichen ihn von allen übrigen Abgesandten unterschiede. Allein dieser Sonnenschein währete nur so lange, als sie noch hoffeten, daß er zum wenigsten den Mittelweg zwischen ihnen und ihren Widersachern halten würde. Da er sich wider sie erklärete, zog sich ein erschreckliches Ungewitter über ihn auf: und ein Donnerschlag folgete dem andern. Tournon war von der Parthey derer, die man Strenge in der Römischen Kirche nennet, und daher ein natürlicher Feind der Jesuiten und ihrer Sittenlehre, die weich und laulicht ist. Daher war es leicht vorher zu sehen, daß er den Chinesischen Jesuiten und ihrer Art zu bekehren nicht schmeicheln würde. Er ließ sich dieses nicht lange nach seiner Ankunft deutlich merken: allein er hielte doch einige Zeit seinen Eifer im Zaum. Und so lange er vorsichtig war, blieben diese Jesuiten dienstfertig, höflich und ehrerbietig. Seine Klugheit hörte auf, da er aus Europa Nachricht von dem Urtheil der Inquisition wider die Jesuiten bekam. Er gab im Jahr 1707 in der Chinesischen Stadt Nan king eine strenge Verordnung in dem Namen des Pabstes heraus, die dem Ausspruche des heil. Officii vollkommen gemäß war, und bey Strafe des Bannes alles dasjenige verbot, was in demselben war verboten worden. Dieser Streit erbitterte die Jesuiten so, daß sie ihn das Gewicht ihres Zorns nach seiner ganzen Schwere fühlen liessen. Zuerst wendeten sie, und die

es mit ihnen hielten, sich von seinem Befehle an den Pabst: dadurch machten sie sich von der Pflicht zu gehorchen loß. Darauf stellten sie dem Käyser sein Verhalten, als einen Eingriff in die Majestätsrechte, vor. Und man kan schwerlich in Abrede seyn, daß es in der That einem solchen Staatsverbrechen nicht unähnlich war. Kam hi hatte, wie wir oben berichtet haben, in einer eigenhändigen Schrift, die nach Rom war gesendet worden, die Jesuiten vertreten und bezeuget, daß die Chineser unter dem Wort Tien nicht den Himmel, sondern den unendlichen Geist, der in dem Himmel wohnet, und die Welt beherschet, verständen, und daß die Gebräuche, welche die Jesuiten verstatteten, keine Religions- sondern Staatsgebräuche und uralte Reichsgewohnheiten wären. Und ein Fremder, ein Abgesandter eines Europäischen Bischofes unterstand sich, öffentlich dem Käyser zu widersprechen, und in seinem Reiche ohne sein Vorwissen ein Gesetze zu geben, das den Unterthanen die Dinge verbote, die durch die Reichsgesetze ihnen anbefohlen wurden. Wird das ein einziger König und Herr in der Welt ungeahndet lassen? Recht, dem Recht gebühret: es ist unstreitig, daß Tournon, so gut, als er es auch meynete, die Grenzen der Vorsichtigkeit und der Ehrfurcht weit überschritten habe. Tournon war, wann wir aufrichtig sprechen sollen, der Mann nicht, der so grosse und wichtige Dinge, als ihm anvertrauet waren, mit Ruhm und Nutzen verwalten konnte. Sein guter Wille ward von einem blöden Geiste und schwachem Verstande regieret, davon zeugen seine Schriften, Briefe und Verordnungen, die Norbert und andere haben drucken lassen, gewiß und deutlich genug. Sie enthalten dürre und matte Gedanken, die durch hohe und prächtige Worte so aufgeblasen werden, daß die Unachtsamen uud Einfältigen ihre Dürre und Schwäche so leicht nicht merken können. Kam-hi ward unendlich entrüstet, da er durch die Jesuiten vernahm, daß der Europäer, dem er so viele Gnade hatte wiederfahren lassen, ihn und seinen Ausspruch meistern, und die Religion des Landes besser, als er, verstehen wollte. Er fassete daher gleich einen scharfen Befehl ab, worinn allen Römischen Geistlichen in China bey schwerer Strafe anbefohlen ward, nichts wider die Gesetze des Reiches, und das alte Herkommen der Chineser vorzutragen. Die meisten gehorcheten. Die wenigen, die den Befehl des Patriarchen höher achteten, wurden eingesperret, beschimpfet, gezüchtiget und des Landes verwiesen. Dem Tournon selber ward angedeutet, ungesäumet das Reich zu räumen,

wo er nicht als ein Verächter der Majestät wolte bestrafet werden. Er ließ sich diesen Bann nicht wiederholen: er eilete vielmehr nach Makao, um daselbst zu Schiffe zu gehen, und dem Unwillen des Käysers und der Jesuiten zu entfliehen. Allein, da er sich zur Abreise rüstete, besann man sich an dem Hofe zu Peking, daß er sonder Zweifel den Jesuiten ein heisses Bad bereiten würde, wenn man ihn nach Rom zurücke zu kehren erlaubete. Daher lief ein neuer Befehl ein, daß man sich seiner versichern, und ihn so lange zu Makao gefänglich verwahren sollte, bis zweene Jesuiten, die der Kayser nach Europa gesendet hatte, wiederkommen würden. Der arme Tournon ward also aus einem Apostolischen Gesandten und Gesetzgeber, ein Staatsgefangener, und mußte vier Jahre in dem Hause des Bischofs zu Makao, unter einer starken Wache, sehr kümmerlich und traurig zubringen. Seine Feinde, die Jesuiten, waren seine Hüter: werden diese ihr Amt nachläßig beobachtet haben? Man glaubet gerne, daß die Leiden und Widerwärtigkeiten, die er in seinem Gefängnisse ausgestanden hat, von den Widersachern der Jesuiten vergrössert werden. So unsinnig ist diese Gesellschaft nicht, daß sie mit einem Abgesandten des Pabstes wie mit einem Missethäter handeln sollte. Und man würde es gewiß ihnen zu Rom nicht geschenket haben, wenn sie ihre Pflichten gegen ihn und den Pabst ganz aus den Augen gesetzet hätten. Allein, das ist doch ausser allem Zweifel, daß sie die kleine Ehrerbietung, deren sie ihn noch würdigten, durch allerhand Leiden, Verdrießlichkeiten und Arten der Beschimpfung vergället, und ihm einen bittern Kelch nach dem andern voll eingeschenket haben [8]). Klemens der eilfte, der mit Bestürzung das Unglück seines Abgesandten erfuhr, wußte kein ander Mit-

8) Man lese nur die folgenden Worte, womit Klemens der eilfte das Elend, das Tournon hat ertragen müssen, beschreibet: Innotuit nobis, quod Carolus Thomas Tournonius - - tametsi tunc temporis in civitate Macaonensi, non quidem a paganis, sed ab officialibus et ministris Christianis - - multorum militum diurna nocturnaque custodia, ut captivus detineretur, aliisque acerbissimis et plane incredibilibus iniuriis et contumeliis, ipsis exhorrescentibus Ethnicis, afflictus reperiretur - - nihilominus, und so weiter. So redet der Pabst in der Bulle, worinn er am 15 Tage des Merzmonats in dem Jahre 1711 den Bischof zu Makao, der den Tournon sehr vor andern geplaget hatte, in den Bann thut. Norbert Memoires Tom. I. p. 304.

tel, ihm sein Elend zu erleichtern, als die Standeserhöhung. Er beehrte ihn in dem Gefängnisse mit der Kardinalswürde, in der Hofnung, daß seine unbarmherzigen Wächter einem Kardinale freundlicher und ehrerbietiger begegnen würden, als einem Patriarchen. Allein, man lachte zu Makao über den neuen Kardinal, und über das Ansehen, dessen er sich anmassen wolte. Seine Plagen dauerten, bis er endlich in eine Krankheit verfiel, die am achten Tage des Monates Junius in dem Jahr 1711 ein Ende von seinem Leben machte. Die Gegenparthey der Jesuiten sprengete in ganz Europa aus, daß er an den Würkungen des Giftes gestorben wäre, welches ihm der Jesuit Pereyra zu Peking beygebracht hätte [9]). Diese Zeitung kann, wie ich urtheile, für eine Verleumdung gehalten werden. Worzu wäre es nöthig gewesen, ihn zu Makao einzusperren, und an seiner Reise zu verhindern, wenn man zu Peking gewußt hätte, daß er den Tod in dem Busen trüge? Die Bewegung des Schiffes und die Beschwerlichkeiten der so langen Seereise würden die Würkung des Gifts beschleuniget und ihn bald aufgerieben haben. Unehre gnung für die Jesuiten, daß sie den Vorwurf einer unerhörten Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit gegen einen Abgesandten des Pabstes, einen Kardinal und frommen Mann nicht von sich ablehnen können. Warum sollen sie noch darzu ohne Grund und Beweiß zu Mördern gemacht werden? Der Leichnam des unglücklichen Kardinals ward nach einigen Jahren nach Europa übergeschiffet, und in Rom unter vielen Thränen und einem grossen Mitleiden des Pabstes und seines Hofes beygesetzet. Klemens der eilfte hielte ihm eine denkwürdige Lob- und Trauerrede in der vollen Versamlung der Kardinäle, worinne er ihn als einen Heiligen und Märtyrer beschrieb [10]). Und wären die Jesuiten ohnmächtiger an dem Römischen Hofe, als sie noch sind, so wäre er vielleicht schon unter die Heiligen der Kirche aufgenommen worden. Ihre Wiedersacher lauren auf eine beqveme Gelegenheit, dieses Schlachtopfer der Jesuitischen Feindschaft und seiner eigenen Unvorsichtigkeit zu dieser Ehre zu erheben. Es kann seyn, daß sie dieselbe endlich treffen.

Das Unglück des Kardinals Tournon besserte die verfallene Sache der Jesuiten nicht: es verschlimmerte sie vielmehr. Der Pabst hatte

9) Anecdotes de la Chine Tom. I. p. 88.

10) Sie stehet unter den übrigen Reden dieses Papsts und in des P. Norberts Memoires sur les Missions Orientales Tom. II. p. 6.

hatte schon, ehe er Nachricht von des Kardinals Gefängnisse bekam, die von ihm herausgegebene Verordnung gut geheissen, und in allen Stücken bestätiget: er mußte also auf dem Wege bleiben, den er angetreten hatte. Das heil. Offiicium versamlete sich demnach am 25 Tage des Septembermonats im Jahr 1710 in Gegenwart des Pabstes, und fassete einen neuen Schluß ab, oder bekräftigte und erweiterte vielmehr den alten. Es verwarf die so genannte Appellation an den Pabst, welche die Jesuiten in China dem Gesetze des Kardinals entgegengesetzet hatten; es befahl, daß es lediglich und ohne alle Ausnahme und Einwendung bey dem Urtheile von dem Jahr 1704 und bey der Verordnung des Kardinals Tournon bleiben solte. Es gebot endlich bey den schwersten geistlichen Strafen, daß keine Schriften und Bücher wegen der Chinesischen Gebräuche solten herausgegeben werden, nnd erklärte diejenigen, die etwa zum Vorschein kommen mögten, zum voraus für verbotene Schriften und Bücher [11]). Das war klar und strenge genug: allein es war nicht stark genug, die so mächtigen Jesuiten zu zwingen. So lang auch die Hände der Pabste sind; so reichen sie doch nicht bis an die Jesuiten, die ihren Sitz zu Peking, in dem Pallaste des Kayfers von China, haben [12]). Man sendete diesen neuen und geschärften Schluß unverzüglich an den Bischof zu Peking, der in der Stadt Linzingteou wohnet, und legte ihm auf, denselben den Jesuiten einhändigen zu lassen. Er kam gegen das Ende des Jahrs 1713 an, und in dem Jenner des 1714 Jahres fertigte der Bischof seinen Generalvikarius, Karl Kastorani, einen Franziskanermönch, an die Hofjesuiten ab, ihn zu überliefern. Kastorani trug sein Gewerbe demüthig vor: und ward hochmüthig abgewiesen. Man sagte ihm ohne Weitlauftigkeit, daß wenn er das Herz haben würde, den mitgebrachten Befehl zu verlesen oder sonst bekannt zu machen, man ihn bey dem Kayfer angeben würde. Der Abgeordnete begrif, was dieses heissen solte: und da er keine Lust hatte, ein Märtyrer zu werden, zog er in

11) Declaratio super omnimoda ac inviolabili responsorum alias in causa rituum seu ceremoniarum Sinensium a sacra congregatione datorum, et a sanctissimo approbatorum cum aliis ordinationibus. Feria V. d. XXV. Septembr. MDCCX. Dieses ist der Titel des neuen Schlusses. Der heutige Pabst hat ihn ganz in seine letzte Bulle: Ex quo singulari &c. eingerücket.

12) Nec decretum huiusmodi, so klaget der heutige Pabst in seiner eben angezogenen Bulle, ad difficiles animos subiiciendos voluit.

der Stille wieder ab, und war zufrieden, daß er mit einer kleinen Beschimpfung davon kam [13]).

Die Jesuiten beschönigten diesen abermaligen Ungehorsam mit allerhand Ausflüchten. Allein, man war einmal zu Rom entschlossen, ihre Einwendungen zu verachten, und ihren Eigensinn zu brechen. Klemens der eilfte ward auf die erste Nachricht von dieser abscheulichen Wiederspenstigkeit seiner sonst geliebten Söhne, wie er sie nennet, so hitzig, daß er gleich zu der so berühmten Bulle: Ex illa die, Anstalt machen ließ. Und man arbeitete so hurtig an derselben, daß sie schon am 19 Tage des Merzmonates in dem folgenden Jahre 1715 zum Vorscheine kam. Diese berufene Bulle ist das in Asia, was die Bulle eben dieses Pabstes, die Vnigenitus genennet wird, in Europa ist. Diese wird von den Jesuiten geschützet; jene wird von ihnen bestritten [14]). Diese hat das ganze Römischkatholische Europa, jene hat das Römischkatholische Asia verwirret. Beyde haben den Päbsten unglaubliche Kosten, Mühe und Unlust verursachet: und wo ist das Ende dieser Uebel? Kein Pabst ist unglücklicher mit seinen Bullen gewesen, als Klemens der eilfte. Die Bulle: Ex illa die &c. ist auf gewisse Weise das Gegentheil der Bulle: Vnigenitus &c. Sie ersetzet gleichsam durch ihren Eifer gegen die laulichte und seichte Sittenlehre der Jesuiten das Aergerniß, das die Bulle Vnigenitus durch ihre Gefälligkeit gegen die Jesuiten und ihre Lehre gegeben hat. Daher kömmt es eben, daß sie den Jesuiten nicht weniger verdrieslich ist, als die Bulle Vnigenitus den Jansenisten. Der Pabst erzählet zuerst in derselben, was in der Chinesischen Streitsache bis dahin vorgegangen war: er stellet darauf mit Wehmuth die arglistigen und mannigfaltigen Erfindungen vor, womit die Jesuiten, die er doch nicht nennet, die letzte so klare und gemessene Verordnung des heiligen Stuhls zu entkräften sich erkühnet hätten.

13) Caroli Rastorani Notae et obseruationes in Bullam Benedicti XIV. supra ceremonias et ritus Sinicos p. 35. *Non sine mei iniuria*, sagt der gute Mann, *ad praedictum Dominum Episcopum rediui.*

14) Sie hat diesen Titul: Clementis Papae XI. Praeceptum super omnimoda, absoluta, integra et inviolabili obseruatione eorum, quae alias a sanctitate sua in causa rituum seu ceremoniarum Sinensium decreta fuerunt: cum reiectione quarumcumque rationum, seu excusationum ad eiusmodi decretorum executionem declarandam allatarum, ac praescriptione formulae iuramenti per Missionarios illarum partium praesentes et futuros hac in re praestandi.

ten. Diesem unerhörten Unfug will er mit einem mahle ein ewiges und unverrückliches Ziel setzen. Er befiehlt daher so bündig, als ein Pabst befehlen kann, allen Geistlichen in China bey Strafe des Bannes, den niemand, als der Pabst selber, ohne nur in der letzten Todesstunde, lösen kann, und den Mönchen insonderheit bey Verlust ihrer Stimme, daß sie die bisherigen Schlüsse der Inquisition, und die Verordnung des Kardinals Tournon heilig und genau halten, und unter keinem Vorwand, er sey welcher er wolle, übertreten sollen. Er befiehlet weiter mit eben der Strenge und Vorsichtigkeit, daß alle Geistliche, die nach China und andern Asiatischen Ländern versendet werden, einen Eyd ablegen sollen, daß sie sich nach seinem Befehle, nichts davon ausgenommen, gehorsamlich richten wollen, und daß keiner, er sey wer er wolle, zu der allergeringsten Amtsverrichtung, bevor er diesen Eyd abgeschworen, gelassen werden solle. Der Eyd soll noch darzu nicht allein mündlich geleistet, sondern auch von einem jeden Geistlichen unterschrieben werden: und alle diese eigenhändig von einem jeden unterzeichneten Schwüre sollen nach Rom an das heilige Officium eingesendet werden. Der Pabst befiehlet endlich mit einer Achtsamkeit und Schärfe, die ihres gleichen nicht hat, daß keine Rechtsbehelfe, keine alte Vergünstigungen, keine allgemeine und besondere Freyheiten und Rechte, kein Herkommen, keine Ausflüchte, sie mögen schon erdacht seyn, oder noch erdacht werden können, etwas gegen diese Verordnungen gelten sollen, und daß sie ein ewiges und unwiederrufliches Gesetz seyn und bleiben solle. Den Schluß machet ein ausdrücklicher Befehl, daß die Bulle allen und jeden Geistlichen, und namentlich, den Jesuiten, zugestellet und allenthalben bekannt gemachet werden solle. Der Eyd, dessen wir gedacht, darf nicht ganz hergeschrieben werden. Der Schwörende verpflichtet sich, daß er der Bulle genau, unumschränkt, unverbrüchlich und ohne alle Weigerung und Einwendung [15]) nachleben wolle, und erkennet, daß er der Strafen, womit dieselbe drohet, würdig seyn werde, falls er ungehorsam werden sollte. Man wird schwerlich unter allen Bullen der Römischen Bischöfe eine finden, die so genau und achtsam ist abgefasset, und so behutsam wider alle nur erdenkliche Ausflüchte und Einwendungen verwahret worden. Die Rechtsgelehrten, die daran gearbeitet, haben den ganzen Vorraht der Redensarten, womit sie diejenigen im Zaume halten, die unter dem Scheine des Rechtes sündigen

15) Exacte, absolute, inviolabiliter et absque ulla tergiversatione.

digen wollen, erschöpfet. Allein, was ist vor der Verschlagenheit der Jesuiten sicher?

Diese erschreckliche Bulle ward mit einem Englischen Schiffe nach China überbracht, und eher unter die Römischkatholischen Prediger in dem Reiche ausgetheilet, als die Jesuiten von ihrer Ankunft etwas wußten. Sie wäre gewiß von einem Kayserlichen Gegenbefehl bewillkommet und mit Schimpf abgewiesen worden, wenn die Jesuiten ihre Absendung und Anwesenheit früher erfahren hätten. Alleine, sie mußte ihnen doch, nach dem Befehl des Pabstes, feyerlich zugestellet, und in ihren Kirchen zu Peking abgekündiget werden. Das war der Fall und das Unglück der Bulle. Der gute Kastorani nahm dieses gefährliche Geschäfte auf Befehl seines Bischofes auf sich, und verrichtete es zu seinem eigenen Unglücke glücklich. Er kam am 5 Tage des Novembermonates im Jahr 1716 zu Peking an, und lase an eben dem Tage in dreyen Kirchen der Jesuiten, ohne sich vorher bey ihnen anzugeben, die mitgebrachte Bulle ab. Allein seine Mühe ward ihm schlecht vergolten. An dem dritten Tage nach seiner Ankunft ließ ihn ein Staatsbedienter auf Befehl des Kayſers mit neun starken und dicken Ketten, an dem Halse, an den Händen, und an den Füssen schliessen, und mit dieser Bürde als einem Majestätsschänder, der sich vermessen hätte, fremde Gesetze in das Reich einzuführen, in ein finsteres Loch werfen. Sein Elend daurete siebenzehen Monate. Bald ward er in der Zeit auf gewisse Weise loß gelassen; bald wieder eingesperret. Bald ward er nach Kanton verwiesen; bald nach Peking zurück geholet. Bald gab man ihm zu essen; bald ließ man ihn lange hungern. Endlich ward er unter der Bedingung auf freyen Fuß gestellet, daß er die Bulle zu seinem Bischofe mit zurücke nehmen, und sich nicht unterstehen sollte, dieselbe ferner auszubreiten[16]). Dieses Exempel schützete nur die Hauptstadt des Reiches vor dem Donner der Bulle: damit sie in dem Reiche nichts mehr ausrichten mögte, ließ der Kayser durch einen harten Befehl allen Römischkatholischen ansagen, daß er sie insgesamt aus seinen Ländern jagen, und alle bekehrte Chineser ohne Unterschied hinrichten würde, wenn sie dem Pabste mehr als ihm gehorchen und die Römischen Gesetze vollziehen würden. Und es blieb nicht bey dem Drohen und Schrecken. Man wiese wirklich an einigen

16) Kastorani notae in Bullam Benedicti XIV. §. 11. p. 35 &c.

gen Orten, daß man es ernstlich meinte, und den Ungehorsam nicht unbestraft lassen wollte.

Die wahren Stifter dieser und vieler andern Unfälle, die der Hof über die Kirche in China verhängte, ich meine die Jesuiten, weineten über dieselbe eben so, wie diejenigen, die sie fühleten. Wie schmerzt es uns, so schrieben, so redeten sie, wie schmerzet es uns, daß man zu Rom sich von unverständigen und unerfahrnen Leuten regieren lässet, und Bullen nach China sendet, die den Garten des HErrn verheeren müssen? Wenn wird der Pabst, wenn werden unsere Feinde, die er leider! höret, aufwachen und klug werden? Wird dieses vielleicht nicht alsdenn erst geschehen, wenn es zu späte seyn wird? Wir waschen unsere Hände; wir haben unsere Seelen gerettet; das Blut der armen Christen in China, die vielleicht dieser Bulle wegen werden in die Hände des Henkers geliefert werden, komm über die Rähte, die sie angegeben haben! Was thun wir Armen nicht, um das Herz des Kayfers zu besänftigen? Wie flehen, wie bitten wir nicht? Allein, er ist unerbittlich, wenn es auf Sachen ankömmt, die ihren Grund in den alten Reichsgesetzen haben. Alle diese Klagen befreyeten doch die Gesellschaft von der Schuldigkeit nicht, der Bulle und ihren Verordnungen sich zu unterwerfen. Die Unterthanen des Pabstes, und keine mehr, als die Jesuiten, sind verbunden, den Befehlen desselben zu gehorchen, wenn gleich alle Ungläubige und alle Könige der Erden es verbieten. Was würde daraus werden? und wo würde die Ehre des Statthalters Christi bleiben, wenn die Drohungen und Gesetze der heydnischen Könige seine Apostolischen Gebote zernichten und aufheben könnten? Die Jesuiten konnten daher ihren Ungehorsam mit dem Kayser in China nicht entschuldigen: sie musten einen andern Vorwand haben. Wo war dieser in einer so strenge verwahrten und so genau abgemessenen Bulle zu finden, als diejenige ist, die Ex illa die genennet wird? Die Scharfsinnigkeit der Jesuiten überwindet alles. Was sie in der Bulle selber nicht antreffen konnten, das zeigte sich ihnen in dem Titul der Bulle. Sie führet die Ueberschrift: Praeceptum de omnimoda u. s. w. An diesem einzigen Worte hatten die Jesuiten so viel, als sie brauchten, die Bulle mit Ehren auf die Seite zu legen. Ein Praeceptum, sagten sie, oder ein Gebot, ist kein Gesetz. Der Pabst selber nennet seine Bulle nur ein Gebot. Ein solch geistliches Gebot ist aller Ehren werth: allein es ist doch kein Glaubensgesetz, dem

man nicht wiedersprechen darf und das schlechterdings muß erfüllet werden. Es ist also nicht nöthig, daß wir uns so genau an die Bulle halten. Dieser Kunstgrif der Jesuitischen Klugheit wird vielen eine Verleumdung zu seyn scheinen. Allein, er wird durch einen Zeugen bewähret, wider den keine Ausnahme gilt, und den die Jesuiten selber nicht ausschlagen können. Der heutige Pabst Benedict der vierzehente berichtet das, was ich erzählet habe: und ich gebe seine eigenen Worte zu lesen, damit ich allen Zweifel ersticken möge [17]).

Es ist leicht zu erachten, wie bestürzt man zu Rom geworden sey, da man diese unverhoften und unangenehmen Zeitungen aus China erhielte. Man sahe leicht, daß man umsonst befehlen und nie mit den Jesuiten auskommen würde, wo man nicht das Gemüthe des Kayſers gewönne, und von demselben ein freyes Geleite für die angefochtene Bulle erböte. Der Pabst beschloß daher, eine Gesandschaft an den Kayser zu schicken, und ihn zu bitten, daß er seinen Predigern erlauben mögte, sich nach seiner Bulle zu richten. Der Gesandte war ein Mayländer, Carl Anton Mezzabarba, der als Bischof zu Lodi vor einigen Jahren gestorben ist. Der Pabst ernennete ihn zum Patriarchen von Alexandrien, damit er mit desto mehr Glanz und Ansehen in China erscheinen könnte. Er ging am 25 Tage des Merzmonates in dem Jahre 1720 zu Lissabon zu Schiffe, landete am 26 Tage des Septembermonates in eben dem Jahre zu Makao an, und reisete am 13 Tage des Christmonats in dem folgenden Jahre 1721 mit dem Leichnam seines Vorwesers, des Kardinals Tournon, wieder ab. Man hat erst vor ohngefehr acht Jahren eine umständliche und zuverläßige Nachricht von den Verrichtungen, Leiden und Gefährlichkeiten dieses zweyten Päbstlichen Abgesandten erlanget, die sein Beichtvater und Reisegefährter, der P. Viani, ein Servitermönch, auf sein Geheiß aufgesetzet hat [18]). Vorher

17) Seine Worte in der Bulle: Ex quo singulari &c. sind diese: Nihilominus inobedientes et captiosi homines exactam eiusdem Constitutionis (Clementis XI.) obseruantiam se effugere posse putarunt, EX RATIONE, QVOD ILLA PRAECEPTI TITVLVM PRAEFERT, quasi vero non indissolubilis Legis, sed praecepti mere Ecclesiastici vim haberet.

18) Istoria delle cose operate nella China da Monsignor Gio. Ambrosio Mezzabarba, Patriarca d' Alessandria, Legato Apostolico, in quell' Impero et di presente Vascovo de Lodi. Scritta dal Padre VIANI suo Confessore e Compagno

her wußte man nichts mehr davon, als daß Mezzabarba sich vorsichtiger verhalten und glücklicher heraus geholfen, als Tournon, und daß er die Bulle Klemens des eilften in einigen Dingen nach dem Sinne der Jesuiten erkläret und gemildert hätte. Der Gesandte war vor dieses mahl besser ausgesuchet, als das erste mahl. Mezzabarba war ein gesunder und witziger Kopf, ein verschlagener, feiner und der Welt kundiger Italiäner, der in den gefährlichsten Umständen seiner mächtig blieb, und nichts ohne Ueberlegung sprach; der seiner Würde nichts vergab und dabey der Ehrfurcht gegen die Person des Kayfers nichts entzog; muthig gegen die Jesuiten, demüthig gegen den Herrn des Landes und seine Gewaltigen. Der Kayser ließ ihn sehr gnädig empfangen, und gab ihm oft Gehör. Allein, bey aller Ehre, die ihm wiederfuhr, schwebte er stets in Angst und Lebensgefahr. Er sagt selbst in seinem Hirtenbriefe, dessen wir bald erwähnen werden, daß er mit Furcht und mit grossen Zittern in China gelebet habe, weil er die Weisheit dieser Welt nicht habe reden können [19]). Und wenn er in der grösten Noth den Jesuiten nicht endlich eröfnet hätte, daß er Vollmacht hätte, einige günstige Erklärungen der ihnen so gehäßigen Bulle beyzufügen, so mögte er vielleicht entweder dem Gefängnisse, oder gar dem Tode nicht entgangen seyn. Ein jedes Gehör, das ihm der Käyser ertheilte, war eine neue Marter für ihn. Kam-hi, der sehr aufgeweckt, sinnreich und zur Spötterey geneigt war, lachte oft bitter über den Gesandten, den Pabst, den Römischen Glauben und die Bulle, und zürnete heftig über den Tournon, Maigrot und die andern, die den Jesuiten sich wiedersetzten: und Mezzabarba durfte die Kayserlichen Spott- und Drohworte nicht anders, als mit der äussersten Demuth und Vorsichtigkeit, beantworten. In der Hauptsache, weswegen er abgesendet

pagno nella predetta Legazione. Opera data adesso la prima volta alla luce. In Parigi. Appresso Monsu Briasson. Con Privilegio 1739. 256 Seiten in 8. Obgleich Paris auf dem Titel stehet, so ist doch das Buch sonder Streit in Italien heimlich gedruckt worden. Der Herausgeber nennet sich Anatolio Pistofilice. Man kann einen starken Auszug aus demselben lesen in der Biblioth. raisonneè Tom. XXV. P. I. p. 101. und P. II. p. 326. Der P. Norbert hat auch neulich weitläuftig von dieser Gesandschaft gehandelt in seinen Memoires sur les Missions Orientales Tom. II. p. 256 &c.

19) Quia non sapientiam huius saeculi locuti fuimus, in timore et tremore multo fuimus apud vos.

sendet war, ward gar nichts von ihm ausgerichtet. Der Kayser schrieb unter die Bulle mit rother Dinte sein so genanntes Ci, oder seinen Machtspruch über dieselbe; und der lautete schlecht genung. Die Bulle, schrieb er, geht, meines Erachtens, keine andere an, als die gemeinen Europäer, und trift die grosse und ehrwürdige Lehre der Chineser nicht. Sie enthält viele ungereimte und falsche Dinge: und es wird das beste seyn, damit die Händel einmal zum Ende kommen, daß wir den Europäern verbieten, ihr Gesetz in unserm Reiche zu predigen. Dem Gesandten blieb bey diesem so ungnädigen Urtheil nichts anders übrig, als die unterthänigste Bitte, daß es ihm erlaubt werden mögte, nach Europa zurücke zu kehren, und dem Pabste des Kayſers Gesinnung und Willen zu hinterbringen. Dieses ward ihm endlich, nachdem er noch einige Zeit auf mancherley Weise, so wol von den Jesuiten, als von dem Hofe war geplaget worden, verwilliget.

Mezzabarba muste sich noch sechs Monate nach seiner Wiederkunft von Peking zu Makao aufhalten, ehe er abreisen konnte. Ein Theil dieser Zeit wendete er an, den berühmten Hirtenbrief an die Römische Geistlichkeit in China aufzusetzen, dem er allein das Lob zu danken hat, das ihm Halde und die übrigen Jesuiten geben. Diese Schrift enthält nemlich die acht Vergünstigungen oder die Einschränkungen der Bulle: Ex illa die &c. unter deren Schutze die Jesuiten die Bulle frey und ungehindert eine gute Zeit übertreten haben. Ich will, wie es sich mit diesen Freyheiten verhalten, aus dem Munde oder vielmehr aus der Feder des jetztregierenden Pabstes Benedict des vierzehenten erzählen, der sie wieder aufgehoben hat. Man hatte zu Rom, da sich Mezzabarba zu seiner Reise schickte, einige Zweifel und Fragen über die Handhabung der Bulle: Ex illa die &c. zween Männern vorgeleget, die eine lange Zeit in China gewesen waren. Vermuthlich waren diese beyden Männer ein paar Jesuiten. Der Pabst nennet weder ihren Namen, noch ihren Orden. Er scheinet unwillig auf sie zu seyn: und verbirget doch seinen Unwillen. Sie ertheilten auf die Fragen und Zweifel, die man ihnen aufgegeben hatte, eine Antwort: und man sendete dieselbe dem Gesandten, der schon abgereiset war, nach, damit er sich derselben, wie es die Umstände der Zeiten und der Dinge erfordern würden, bedienen könnte. Der Pabst redet sehr verdeckt und dunkel: er fürchtet sich, das Geheimniß dieser Fragen und Antworten zu

offenbaren. Allein man sieht ohne langes Nachsinnen, was er sagen will. Die Jesuiten, denen bey der neuen Chinesischen Gesandschaft das Herze schlug, wusten es durch ihre Gönner zu vermitteln, daß jemand gewisse Zweifel und Gewissensfragen über die Bulle aufwarf, und daß dieselbe der Entscheidung zweener von ihren Mitbrüdern, oder Freunden übergeben wurden. Man wird die Zweifel so wol, als die Antworten auf dieselbe aus den Vergünstigungen des Mezzabarba leicht erachten können. Man wußte hernach den Pabst zu bereden, daß es rathsam seyn würde, diese Antworten und Fragen dem Gesandten nachzuschicken, und ihm die Vollmacht zu ertheilen, daß er sie im Falle der Noth brauchen, und die Strenge der Bulle mildern könne. Der Pabst war indessen doch so vorsichtig, daß er diese Schrift weder bestätigte, noch etwas derselben beyfügte. Dadurch behielte, wie Benedict der vierzehente saget, der Apostolische Stuhl das Recht, den Inhalt derselben, wie es ihn gut dünken würde, entweder zu billigen, oder zu verwerfen. Mezzabarba hielte lange genung an sich, ehe er mit seiner geheimen Vollmacht herausrückete. Er drang, so lange er konnte, stark darauf, daß die Bulle ohne alle Ausnahme und Einschränkung angenommen und ausgeübet werden müste. Allein da ihm der Hof so wol, als die Jesuiten so zusetzeten, daß er seines Lebens nicht mehr sicher war, ließ er sich von der Angst überwinden, und gestand, daß er einen Befehl des Pabstes bey sich führete, die Bulle in einigen Dingen zu lindern. Man hielte ihn bey seinem Worte: und er muste daher, als er nach Makao kam, die Zusage, die er zu Peking gegeben hatte, erfüllen. Die Jesuiten würden ihn, so wie seine Vorweser, haben einsperren lassen, wenn er sich gewegert hätte. Benedict der vierzehente sagt dürre und rein heraus, daß man ihn so lange gepeiniget habe, bis er sich bequemet hätte, das zu thun, was man von ihm haben wollte [20]).

Sein Hirtenbrief an die Römische Geistlichkeit in China, der am 4 Tage des Novembermonates im Jahr 1721 zu Makao ist gegeben worden, hebet sich mit einer bittern Klage über seine Leyden und Trübsalen an, die ihm in China begegnet waren. Auf dieselbe folget eine bewegliche Ermahnung an die Geistlichen, Frieden zu halten, und den Befelen des heiligen Stuhles zu gehorsamen. Diese Befehle, füget er hinzu, stehen in der Bulle des Pabstes, und ich

20) In iis anguſtiis ſe poſitum intellexit, vt coactus fuerit in publicum emittere - permiſſiones octo.

kann und will der Kraft derselben nicht das allergeringste entziehen. Allein, da doch über einige Chinesische Gebräuche Zweifel entstanden sind, so will er etliche Stücke anmerken, die zugelassen werden können. Zuerst erlaubet er also den Chinesischen Christen, daß sie in ihren Häusern Tafeln mit den Namen ihrer Voreltern aufhängen, und sich ihrer bedienen können: allein, es soll denselben eine Erklärung an die Seite gesetzet, und sie sollen ohne Aberglauben verfertiget werden. Er erlaubet, vors andere, alle Chinesische Gebräuche gegen die Verstorbenen, die nicht abergläubisch und verdächtig sind. Er erlaubet, vors dritte, den Dienst des Konfuzius, in so weit als er weltlich ist, und insonderheit, daß man vor den Tafeln, worauf nichts mehr, als sein Name, stehet, und denen eine Erklärung beygefüget ist, räuchern, Lichter anzünden und Speisen hinsetzen könne. Er erlaubet, viertens, daß man bey den Leichen Räuchwerk und Lichter opfern könne, wenn nur in einem beygelegten Zettul die wahre Meinung der Opfernden angezeiget wird. Er erlaubet, fünftens, daß man vor den Tafeln des Konfuzius und der Voreltern, wie auch vor den Särgen der Seinen niederfallen dürfte. Er verstattet, sechstens, daß man zu Ehren der Verstorbenen vor dem Sarge und vor ihrer Tafel Tische mit Zuckerwerk, Früchten, Fleisch und andern Speisen aufstellen könne, wenn nur der Unglaube davon bliebe. Er vergönnet, siebentens, daß man vor der Tafel, die Koteu genennet wird, so wol an dem Neuenjahrstage, als zu andern Zeiten sich niederwerfen dürfe. Er erlaubet, zuletzt, daß man vor diesen Tafeln Lichter und Weyhrauch anzünden, und bey den Gräbern Tische mit Speisen aufstellen dürfe. Was konnten die Jesuiten mehr verlangen? Was konnte mehr zum Nachtheil und zur Entkräftung der Bulle erlaubet werden? Der Gesandte sahe dieses, und wollte, daß zum wenigsten die Schande des Pabstes und seines Gesetzes der Welt nicht so klar in die Augen fallen sollte. Daher verbot er an dem Schlusse seines Schreibens allen Geistlichen in China überhaupt, und den Jesuiten insonderheit, bey Strafe des Bannes, weder sein Schreiben in das Chinesische und Tartarische zu übersetzen, noch jemanden, ausser denen, die als Prediger nach China kämen, bekannt zu machen. Die Vergünstigungen, die das Schreiben enthielte, konnten, nicht ganz zurücke gehalten werden: allein, es ward doch befohlen, daß man sehr bedachtsam mit denselben haushalten, und sie bis auf den höchsten Nothfall sparen sollte.

Kle-

Klemens der eilfte hatte schon die Welt geräumet, da Mezzabarba nach Rom zurücke kam: und Innozentius der dreyzehente regierete an seiner Stelle. Dieser neuerwählte Statthalter Christi ergrimmete, als ihm der Gesandte von dem fruchtlosen Ausgange seiner Verrichtungen und von den Leiden und Gefahren, die er erduldet hatte, Bericht abstattete. Seine erste Hitze ging so weit, daß er sich vornahm, die Gesellschaft der Jesuiten ganz abzuschaffen. Dieses heftige Feuer ward durch die Vorstellungen einiger verständigen Männer gedämpfet: allein, es konnte nicht ganz gelöschet werden. Der Pabst befahl dem General des Ordens, alle Jesuiten aus China zurücke zu rufen, damit die Wiederspenstigen nach Verdienste bestrafet werden könnten, und verbot bis auf weitern Bescheid, die Gesellschaft mit neuen Gliedern zu vermehren [21]). Was war bey diesen Umständen zu thun? man muste Gehorsam versprechen, und sich mit der Hofnung trösten, daß die Zeit ein Mittel gegen diese Noth mit sich bringen würde: und sie brachte es, ehe man es vermuthete. Innozentius erledigte durch seinen Tod nach einigen Jahren den Stuhl Petri, und zugleich das bedrängte Herz der Jesuiten. Sein Nachfolger, der fromme und ehrliche Pabst, Benedict der vierzehente, ließ mit sich leichter handeln. Man gab ihm gute Worte, und verhieß alles, was er verlangete. Er glaubte alles, was man ihm zusagete: damit rückte alles bey den Jesuiten in seine vorige Ordnung, und die Chinesische Sache, die den Vertrauten des guten Pabstes nichts einbrachte, blieb eine geraume Zeit liegen.

Indem dieses zu Rom vorgieng, verlohr die Kirche in China ihren Schutz, und mit demselben alle ihre Glückseligkeit und Ruhe. Der grosse Kayser Kam-hi, der Freund und Schüler der Jesuiten, sonderlich der Französischen, starb am 20 Tage des Christmonats im Jahre 1722, und setzte seinem vierten Sohne Yong-Tching vor seinem Ende die Krone auf, die er verlassen muste. Die Kayser von China haben das Recht nach den uralten Reichsgesetzen, diejenigen unter ihren Kindern zu ihren Nachfolgern zu erkiesen, die ihnen die tüchtigsten zu seyn scheinen, das Volk weise und glücklich zu regieren. Zu der Wahl des Yong-Tching trugen die Jesuiten, die das Herze seines Vaters zu lenken wusten, kein geringes bey. Er lies so viele Neigung gegen die Jesuiten und gegen die Christen blicken, daß sie mehr von ihm, als von allen übrigen Söhnen des Kaysers hoffeten. Allein, diese Hof-

21) Journal universell Tom. VII. p. 460.

Hofnung verblühete so bald, als er den Thron bestieg. Man bewunderte an ihm die meisten der grossen Eigenschaften, die seinen Vater geschmücket hatten, und vermissete unter denselben die Gefälligkeit gegen die Jesuiten, und ihren Glauben. Yong-Tching fuhr fort, diese Geistlichen als geschickte Künstler, Mahler, Uhrmacher, Sternseher, Feldmesser und Aerzte zu lieben, zu besolden, und an seinem Hofe zu behalten. Allein, er theilte weder seine Regierungssorgen, noch seine Zeit und sein Herze mit ihnen. Sie blieben in seinem Pallaste; allein nur als Arbeiter und Bedienten, deren man gewisser Bequemlichkeiten und Ergötzungen halber nicht wohl entrathen kann. Diese Veränderung konnte nicht lange verborgen bleiben. Daher fingen sich diejenigen unter den Chinesern an zu regen, die ihren Haß gegen die Christen und ihren Glauben unter der vorigen Regierung hatten verstecken müssen. Und sie fanden mit ihren Vorstellungen bey dem Kayser das Gehör, das sie wünscheten. Yong-Tching wiederrief das Gebot, das sein Vater zum Vortheil der Christlichen Religion gegeben hatte, ehe man es meinete, verbot seinen Unterthanen, das Gesetz der Europäer anzunehmen, und erlaubte seinen Stadthaltern und Staatsbedienten, die Christen zu verfolgen, und ihre Kirchen niederzureissen. Es ist nicht nöthig, hinzu zu setzen, daß sie sich dieser Erlaubniß bedienet haben. Was geschicht insgemein, wenn dem blinden Religionseifer nach einem langen und beschwerlichen Zwange der freye und ungehinderte Lauf gegönnet wird? Der Kayser stellete sich selber an die Spitze der Feinde des Christenthums, und munterte sie durch sein Exempel auf. Er ließ alle Römische Geistlichen in China aufsuchen, und in den beyden Städten Kanton und Peking verwahren, damit sie nicht ferner ausgehen und predigen könnten. Da er hernach vernahm, daß sie an diesen beyden Oertern ihre Amtsverrichtungen in der Stille zu treiben fortfuhren, schrenkte er ihre Freyheit noch viel enger ein. Endlich verwiese er sie alle mit einander, die Jesuiten ausgenommen, die in Peking lebeten, nach der kleinen Stadt Makao, die auf gewisse Weise unter den Portugiesen stehet, und an den äussersten Enden des Reiches an der Seeseite lieget. Die Jesuiten, die dieses grosse Ungewitter am wenigsten beschwerete, weil sie mehr konnten, als predigen, Messe lesen, und Beichten hören, liessen keine Gelegenheit vorbeygehen, die Ungnade des Kayserś zu hemmen, und für ihre Glaubensbrüder zu sprechen: allein, sie wurden stets gnädig abgewiesen, und musten sich damit begnügen lassen, daß man ihnen durch die Finger sahe,

und

und sie in ihren geistlichen Arbeiten am Hofe und in der Hauptstadt nicht stöhren wollte. Die Widersacher der Jesuiten schieben die Schuld dieser Verfolgung auf sie, und geben vor, daß sie eine geheime Verschwörung wider den Kayser angesponnen, und dadurch sein Gemüthe zum Zorne wider die Christen gereizet haben. Dieses scheinet ganz unglaublich zu seyn. Sollte der Kayser diejenigen, die ihm nach dem Leben und der Krone gestanden hätten, am Hofe behalten, und vor allen ihren Amtsbrüdern begnadiget haben? Die Jesuiten hergegen leiten dieses Unglück von der Bulle Ex illa die her. Dieses scheinet in einem gewissen Verstande glaublicher, als jenes, zu seyn. Es kann seyn, daß Yong-Tching verdrießlich über die Händel geworden ist, die unter den Römischen Geistlichen und seinen Christlichen Unterthanen der Bulle wegen entstanden waren, und allen ferner zu besorgenden Unruhen durch die Verbietung des Glaubens der Christen habe vorbeugen wollen.

Die Verfolgungen pflegen insgemein wo nicht einen Frieden, doch einen Stillstand in den geistlichen Kriegen zu stiften. Der äusserliche Feind, der beyden streitenden Theilen zusetzet, vereiniget die Gemühter derer, die unter seiner Gewalt leiden, viel glücklicher, als alle Mittler und Gesetzgeber, weil er die Achtsamkeit, die sie sonst auf einander gewendet hatten, allein auf sich ziehet, und den überflüßigen Muth in Furcht und Zaghaftigkeit verkehret. Allein, diese ordentliche Frucht der Leiden und Wiederwärtigkeiten folgete in der Chinesischen Kirche nicht. Der Krieg unter ihren Lehrern ward eben so eifrig und munter fortgesetzet, da sie eingeschlossen und von ihren Todtfeinden belagert waren, als er zu den Zeiten der Freyheit und der Ruhe war geführet worden. Die Vergünstigungen des Mezzabarba, welche die Wunden der Gemeine heilen sollten, vergrösserten dieselben. Die Gegenparthey der Jesuiten verhielte sich gegen dieselbe eben so, wie die Jesuiten gegen die Bulle, und wollte sie durchaus nicht annehmen und für gültig erkennen. Der Bischof von Lorima, Franz Sarazeni, ließ sogar einen Hirtenbrief herumgehen, worin er bey Strafe des Bannes verbot, dieselbe zu beobachten und einzuführen [22]). Wie blenden die Gemüthsbewegungen die Menschen? Heist das nicht thun, was man den Jesuiten so bitter und hitzig aufrückete? Man fluchete den Jesuiten, weil sie den Befehlen des Tournon und des Maigrot nicht gleich hatten gehorsamen wollen. Und war Mezzabarba nicht eben

22) Kastorani observat. in Bullam Benedicti XIV. p. 40.

so viel, als Tournon, und mehr, als Maigrot? Waren denn seine Vergünstigungen nicht eben der Ehre werth, die den Befehlen des Tournons und des Maigrots gebührete? Dieser unbedachtsame Eigensinn entzündete die Galle der Jesuiten so, daß sie sich unvorsichtig in eine neue Sünde stürzeten, die alle ihre alten Missethaten erfrischete, und ihre Sache in Rom völlig verdarb. Mezzabarba hatte nachdrücklich verboten, daß man weder seinen Hirtenbrief übersetzen, noch die darin ertheilten Freyheiten kund machen sollte. Die Jesuiten erkühneten sich, dieses Verbot zu verachten. Sie liessen seine Vergünstigungen allenthalben unter den Chinesischen Christen austheilen, und suchten sie denen, die sie verwarfen, mit allen ihren Kräften aufzudringen; dazu waren sie des Beystandes eines angesehenen Bischofes benöthiget. Und den erhielten sie von dem neuen Bischofe zu Peking, der im Jahre 1731 gesetzet ward. Franz von Purifikatione, so hieß dieser neue Bischof, sahe bald nach seiner Ankunft, daß ihm die Gunst der Jesuiten in Peking nöthiger und nützlicher wäre, als die Gnade des Pabstes. Er ließ sich also von ihnen verleiten, in zween öffentlichen Schreiben an die Geistlichen seines Stiftes, die am 6 Tage des Monates Julius, und am 23 Tage des Christmonates im Jahre 1733 ausgefertiget wurden, bey Strafe der Absetzung zu verordnen, daß die Vergünstigungen des Mezzabarba eben so heilig sollten beobachtet werden, als die Bulle: Ex illa die &c. selber, und daß an den vier vornehmsten Festen des Jahres so wol der Innhalt der Bulle, als die Ausnahmen, die Mezzabarba hinzugefüget hatte, in allen Kirchen dem Volke öffentlich sollten vorgelesen werden[23]).

Das war nicht viel weniger, als eine öffentliche Ausforderung zum Streite. Man eilete daher an der andern Seite zum Gewehr. Der alte Märtyrer der Bulle: Ex illa die, und Vikarius des Bischofs zu Peking, Karl von Kastorani, der schon drey und dreyßig Jahr in China geprediget hatte, sagte es seinem Bischofe ins Gesichte, daß er ihm nimmermehr in diesem Stücke gehorchen würde. Das Beyspiel eines so ehrwürdigen Mannes machte viele andere Geistliche aufrührisch. Die Empörung grif endlich so weit um sich, daß man beschlos, den alten Kastorani nach Rom abzufertigen, um die Jesuiten und den Bischof zu verklagen, und um die Abschaffung der Vergünstigungen des Mezzebarba anzuhalten. Vielleicht spotteten die Jesuiten und ihre Freunde dieses betagten und einfältigen Abgeordneten. Er selber gesteh-

23) Kastorani l. c. Benedictus XIV. in der Bulle: Ex quo singulari &c.

stehet, daß er weder beredt, noch gelehrt, noch scharfsinnig sey: und seine kleine Schriften, die bisher gedruckt sind, bestätigen dieses Geständnis. Man sieht in denselben nichts, als einen eifrigen und ehrlichen Franziskanermönch, den weder die Luft der Welt und des Hofes angestecket, noch die Gelehrsamkeit und Wissenschaft verdorben hat. Allein der Eyfer, die Aufrichtigkeit, die Erfahrung, die Standhaftigkeit, die grauen Haare, der Name eines Bekenners, der siebenzehn Monate wegen der Bulle: Ex illa die &c. war gemartert worden, ersetzten in ihm den Mangel der Scharfsinnigkeit und des Witzes. Wie oft hat die einfältige Frömmigkeit über die ungeistliche Klugheit gesieget? Kastorani kam gegen das Ende des Jahres 1734 zu Rom an, da Klemens der zwölfte regierete, und trug unverzüglich dem Pabste sein Gewerbe vor. Klemens übergab die Sache der Untersuchung einiger Kardinäle: und nach zehen Monaten, nach vielem Bitten, Laufen, Anhalten, wie Kastorani selber meldet, kam es endlich so weit, daß der Pabst in einem so genannten Breve unter dem 26 des Septembermonats in dem Jahre 1735 die beyden Briefe des Bischofs von Peking, der kurz vorher gestorben war, für ungültig erklärete, und ganz aufhobe [24]).

Dieses war der erste Sieg des Kastorani. Allein er verlangete noch mehr. Seine Hauptabsicht gieng auf die Zernichtung der Vergünstigungen des Mezzabarba. Er fuhr also mit einem unbeschreiblichen Eifer in der angefangenen Arbeit fort. Zuerst hielte er bey dem Pabste an, daß die Untersuchung dieser Sache der Kongregation, die für die Fortpflanzung des Glaubens Sorge träget, mögte genommen, und dem heiligen Officio, oder der Inquisition übergeben werden, der sie von Rechtswegen gehörte: und er ward seiner Bitte gewähret. An dieser Veränderung der Richter war ihm nicht wenig gelegen. Die Jesuiten haben mehr Gönner und Freunde in jener Kongregation, als in der Inquisition, bey der ihre alten Feinde, die Dominikaner, sehr viel vermögen. Da die Sache in denen Händen war, worinn er sie gerne sahe, unterließ er nichts, sie aufs allerheftigste zu treiben. Er beschreibet selber seinen ungestümen und arbeitsamen Eifer so natürlich, daß man seine Ehrlichkeit bewundern, und bey nahe glauben muß, die Unverschämtheit habe eben so viel, als die Stärke seiner Ursachen,

24) Clementis Papae XII Reuocatio, annullatio, et cassatio duarum epistolarum Pastoralium bon. mem. Francisci Episcopi Pekinensis nuper defuncti circa res Sinenses editarum.

ausgerichtet. Das Betteln, Laufen, Schreiben, Vorstellen, Unterrichten hatte kein Ende. Der Pabst selber war keinen Tag vor ihm sicher. Er überlief die Kardinäle, die Beysitzer, die Rathgeber des heiligen Officii ohne Unterlaß. Keiner von den Bedienten des Gerichtes blieb unverschonet. Das alles ungeachtet, giengen die Dinge langsamer, als er es wünschete. Der Pabst wollte, daß die Richter in einer so wichtigen Sache sich nicht übereilen sollten. Er befahl insonderheit, wie sein Nachfolger Benedict der vierzehente berichtet, daß alle in Rom gegenwärtige Geistliche, die in China gewesen wären, und nicht nur diese, sondern auch alle junge anwesende Chineser, deren verschiedene nach Rom pflegen gesendet zu werden, um daselbst erzogen und unterrichtet zu werden, sollten gehöret und gerichtlich vernommen werden. Dieses nahm so viel Zeit weg, daß Klemens der zwölfte mit Tode abging, ehe etwas ausgemachet und entschieden war.

Nach seinem Ableben ward der jetzt regierende Pabst Benedict der vierzehente gewählet. Dieser Herr hat den Namen, daß kein Stand seines Reiches weniger Theil an seiner Gnade habe, als die Gesellschaft der Jesuiten: und seine bisherigen Handlungen scheinen dieses Gerüchte zu bekräftigen. Nichts desto weniger scheinet es dem guten Kastorani recht sauer geworden zu seyn, ihn auf seine Seite zu ziehen. Er erzählet abermal sehr lebhaft, wie er geschwitzet, und was er für Arbeit ausgestanden, den Pabst einzunehmen. Er unterwarf sich so gar einer schweren Strafe, wenn man ihn des Betruges würde überführen können. Endlich brach der Tag nach sieben Jahren an, auf den er so sehnlich gewartet hatte. Benedict der vierzehente gab in dem Jahre 1742 die weltberufene Bulle heraus, die sich mit den Worten: Ex quo singulari &c. anfänget. Sie ward am 11 Tage des Monates Julius fertig, und am 9 des Augustmonats angeschlagen[25]). Es ist nichts in diesem scharfen Gesetze vergessen worden, was die Jesuiten

und

25) Sie ist zu Rom auf vier und zwanzig Seiten in klein Folio unter diesem Titel aus der Druckerey der Apostolischen Kammer zum Vorschein gekommen: Confirmatio et innovatio Constitutionis, incipientis: *Ex illa die*, a Clemente Papa XI in causa rituum seu caeremoniarum Sinensium editae, nec non revocatio, rescissio, abolitio, cassatio, annullatio ac damnatio permissionum super iisdem ritibus seu caeremoniis in quadam Pastorali epistola Caroli Ambrosii Mediobarbae, Patriarchae Alexandrini, olim Commissarii et Visitatoris Apostolici in Sinarum imperio contentarum, cum praescriptione novae formulae juramenti per Missionarios illarum partium praesentes et futuros praestandi.

und ihre Anhänger beschimpfen und kränken kann, als ihr Name. Allein, wer kennet diejenigen nicht, die der Pabst als ungehorsame, tückische, boshafte, arglistige Männer beschreibet? Er wiederrufet, zernichtet, hebet auf, verwirft, verdammet anfs bündigste die Vergünstigungen des Mezzabarba, als Satzungen, die nur die Angst und Todesfurcht dem Patriarchen abgepresset, die der heilige Stuhl nie gebilliget, die mit der Bulle Klemens des eilften streiten, und befihlet, daß man sie hinführo so ansehen solle, als wenn sie niemals wären verliehen worden. Er kündiget allen Geistlichen, den hohen sowol als den niedrigen, und den Jesuiten insonderheit, seine schwere Ungnade an, und alle diejenigen Strafen, womit die Kirchengesetze ihren Uebertretern drohen, wo sie sich unterstehen würden, einen Finger breit von der Bulle Ex illa die &c. abzuweichen. Er gebietet den Häuptern der Mönchsorden, daß sie die Mitglieder ihrer Gesellschaften, denen es etwa einfallen mögte, seiner Verordnung zu wiederstreben, gleich aus dem Orden herausstossen und nach Europa zurücke rufen sollen, damit sie zur verdienten Strafe mögen gezogen werden. Er schreibet endlich einen Eyd vor, wodurch alle, die in China das Evangelium predigen wollen, sich verbinden müssen, daß sie über die Bulle Klemens des eilften halten, und es durchaus nicht leiden wollen, daß die Neubekehrten die von dem Mezzabarba vergönnten Gebräuche beobachten. Die Schlusrede der Bulle ist, wie wir mit Gewisheit melden können, aus der Feder des Pabstes selber geflossen. Sie ist lebhaft, erbaulich, beweglich, Apostolisch und der Person eines grossen Bischofs anständig. Die Lehrer des Evangelii in China, sagt der Pabst unter andern, werden, wie wir zu GOtt hoffen, die ungegründete Furcht aus ihren Herzen bannen, daß die Bekehrung der Ungläubigen durch die genaue Beobachtung unserer Befehle werde verhindert werden. Die Bekehrung der Heyden muß vornemlich von der göttlichen Gnade erwartet werden; und diese wird nicht ferne von den Arbeiten der Diener des Evangelii seyn, wenn sie die Christliche Religion so rein und wahrhaftig, als sie ihnen von dem Apostolischen Stuhle ist überliefert worden, unerschrocken predigen, und stets bereit seyn werden, ihr Blut für die Ehre derselben zu vergiessen, nach dem Vorbilde der heiligen Apostel, und anderer berühmten Glaubensstreiter, deren Blut den Lauf des Evangelii nicht aufgehalten, sondern den Weinberg vielmehr verbessert, und die Erndte der Seelen gesegnet

hat [26]). Bald hernach führet er ihnen die Natur ihres Rufs zu Gemüthe. Erinnert euch, sagt er, als wahre Jünger JEsu Christi, daß ihr von ihm gesendet seyd nicht zu weltlichen Freuden, sondern zu einem grossen Kampf; nicht zur Ehre, sondern zur Schmach und Verachtung; nicht zum Müßiggange, sondern zur Arbeit; nicht, daß ihr der Ruhe pflegen, sondern daß ihr viele Frucht in Geduld bringen sollet [27]). Man muß, wenn man diese Worte des Pabstes recht verstehen will, sich die Hofjesuiten in Peking in ihren prächtigen Mandarinsröcken, mit dem Drachen auf der Brust, und mit allen den Ehrenzeichen, Würden, Freyheiten, Einkünften und Gemächlichkeiten vorstellen, die sie der Gnade der Kayser zu danken haben, in deren Diensten sie stehen. Wie nöthig ist diesen Weisen und Gewaltigen nach dem Fleische das Evangelium, das ihnen der Pabst prediget? Allein, wird es ihnen nicht ein neues Evangelium zu seyn scheinen?

Man wird schwerlich, wenn man dieses letztere Stück unserer Geschichte bedachtsam gelesen hat, der Verwunderung sich enthalten können. Ein armseliger Bettelmönch, Kastorani, den die Jesuiten mit neun Ketten hatten fesseln lassen, bindet mit der mächtigsten Gesellschaft der Römischen Kirche an, mit der Gesellschaft, vor der der Pabst selber und die Könige zittern, und er behält die Oberhand. Nicht nur das, er bringt es dahin, daß sie eine Beschimpfung und Erniedrigung erlebet, dergleichen sie noch nie erlebet hat. Ist es nicht wahr, daß auch der kleinste und ohnmächtigste Feind ein grosses Uebel verursachen könne, wenn er entweder verachtet, oder gar zu heftig gedrucket wird?

So

26) Confidimus, Deo juvante, ex eorum cordibus inanem illum metum sublatum iri, ne videlicet per exactam Pontificiorum decretorum observantiam infidelium conversio retardetur. Nam haec a divina gratia sperari potissimum debet, quae quidem ab eorum ministerio longe non aberit, si Christianae religionis veritatem impavide praedicaverint, atque ea puritate, quae ipsis ab Apostolica hac sancta sede tradita est, parati quoque ad eam propugnandam sanguinem effundere, exemplo sanctorum Apostolorum, aliorumque Christianae fidei clarissimorum propugnatorum, quorum sanguis tantum abfuit, ut Evangelii cursum interciperet, aut retardaret, ut potius vineam Domini florentem magis, et messem fidelium animarum copiosiorem effecerit.

27) Ad eorum memoriam deducimus, ut quando ad sacras missiones destinantur, se tamquam veros Iesu Christi discipulos cogitent, non ad gaudia temporalia, sed ad magna certamina; non ad honores, sed ad despectiones; non ad otium, sed ad afferendum multum fructum in patientia vocatos esse.

So ist denn nun endlich der Chinesische Streit, wird man sagen, geendiget, der schon länger als hundert Jahre gewähret hat? Das könte man glauben, wenn die Sache einen andern Orden der Römischen Kirche, als die Jesuiten, anginge. Allein diese Gesellschaft fürchtet die Bullen der Römischen Bischöfe so sehr nicht: und es bleiben in ihrem Köcher stets Erfindungen zurücke, wodurch aller Schaden, der ihnen zu Rom zugefüget wird, kann ersetzet werden. Es geht öffentlich die Rede, daß die Jesuiten in China die Bulle Benedict des vierzehenten nicht höher achten, als die Bulle Klemens des eilften, und ihren Christen das zu erlauben fortfahren, was der Pabst so ernstlich verboten hat. Es ist schon vor einigen Jahren zu Rom ein neuer Franziskanischer Abgesandter aus China mit einer Last vieler Urkunden und Zeugnisse angelanget, der über die Halsstarrigkeit der Jesuiten, und über die Drangsalen, womit sie ihre Gegner ängstigen, Klage führen soll [28]). Vielleicht würket dieser die dritte Bulle wider die Jesuiten aus; vielleicht schadet er den beyden erstern durch seine Hitze. Der Römische Schauplatz verändert sich oft: und es ist nicht ungewöhnlich, daß man die besten Gesetze fallen lässet, weil es gar zu viel Mühe und Arbeit kostet, sie zu handhaben. Zum wenigsten lässet sich alles so wol zu Rom, als in China zu einem neuen Aufzuge in diesem weltkundigen Trauerspiele an. Die Jesuiten scheinen zu Peking algemählig wieder in das feste uud vortheilhafte Lager hinein zu rücken, das sie unter dem Kayser **Kam-hi** besassen. **Yong-Tching**, der nur so weit die Jesuiten liebte, als es sein Eigennutz verlangte, und die Christliche Religion verfolgte, verließ die Welt im Jahr 1737. Derjenige unter seinen Söhnen, der den Thron wieder bestieg, heisset **Kien-Long**. Er war nur fünf und zwanzig Jahr alt, da er Kayser ward, unb bezeichnete den Anfang seiner Regierung mit lauter Wohlthaten und Gnadenbezeugungen. Die Götzenpriester allein, die man **Bonzen** nennet, empfanden seine Ungnade. Er eiferte wider dieses Geschlecht in einem öffentlichen Schreiben, und warnete seine Unterthanen vor den Betrügereyen und Lastern desselben [29]). Er nahm die Befehle seines Vaters wider die Christen und ihre Lehrer in der Stille zurücke, und schenkte der Chinesischen Kirche ein grosses Theil ihrer vorigen Ruhe und Glückseligkeit wieder. Er zog endlich die Jesuiten wieder hervor, und ergrif nicht nur begierig alle und jede Gelegenheiten, ihnen wohl zu thun, sondern begnadigte sie auch aus eignem Triebe und ungebeten ausserordeutlich. Diese Neigung des Kayserś gegen diese Weltklugen und witzigen Geistlichen nimmt, wie es scheinet, mit seinen Jahren zu. Wie wird es ihren Wiedersachern, wie wird es der neuen Bulle: Ex quo singulari &c. gehen, wenn sie eben so Meister von dem Geiste und Herzen des **Kien-Long** seyn werden, als sie von dem Geiste und Herzen seines Grosvaters waren?

Zu diesem Glücke hat sich vor dreyen Jahren ein anderer Vortheil gesellet, den die Jesuiten lange vergebens gewünschet und zu Rom gesuchet haben. Sie bemühen sich schon viele Jahre, die Bischofthümer in den Ländern der Ungläubigen

28) Journal universel Tom. I. p. 198.
29) Lettres edifiantes et curieuses ecrites des Missions etrangeres Tom. XXIII. Preface pag. IV. V. VI.

gen an sich zu ziehen, damit sie in den neubekehrten Gemeinen desto ruhiger herschen, und die übrigen Geistlichen, die nicht zu dieser Gesellschaft gehören, im Zaume halten mögen. Einige derselben haben sie durch die Gnade der Könige von Portugall, die das Recht haben, dem Pabste die Asiatischen Bischöfe vorzuschlagen, erhalten. Allein, die Chinesischen, und insonderheit das vornehmste unter diesen, das zu Peking, sind ihnen bisher stets von den Päbsten, so stark sie sich auch darum beworben, versaget worden. Man hat stets zu Rom gemeinet, daß man einen Wolf zum Hirten setzen würde, wenn man einen Jesuiten zum Bischofe der Hauptstadt in China machte. Der jetzt regierende Pabst denket sonder Zweifel nicht anderst in diesem Stücke, als seine Vorgänger. Und doch hat er im Jahre 1745 einem Jesuiten den Bischofsstab der grossen Stadt Peking und ihres weitläuftigen Kreyses eingehändiget. Der König in Portugall ließ durch seinen Abgesandten in Rom, Don Emanuel von Sampajo den P. Polykarpus de Souza, einen Portugiesischen Jesuiten, als künftigen Bischof von Peking, dem Pabste vorstellen. Und der Pabst, der die Jesuiten vielleicht eben so sehr fürchtet, als hasset, und den König von Portugall aus vielen Ursachen ehret, eben der Benedict der vierzehente, der durch seine Bulle: Ex quo singulari &c. die Gesellschaft bis auf den Tod betrübet hat, that das, was keiner seiner Vorweser hat thun wollen, und nahm den vorgeschlagenen Jesuiten an. Was ist bey diesen Umständen zu vermuthen? Da die Jesuiten jetzt eben so mächtig in der Kirche als an dem Hofe zu Peking sind, so ist es sehr schwer zu glauben, daß ihre Widersacher und die Bulle, die sie so sehr beschimpfet hat, gute Tage hinführo haben werden.

Welch eine Menge nützlicher und lehrreicher Folgen wird ein achtsamer und aufgeräumter Leser aus dieser Geschichte ziehen? Wie krank und schwach ist das Haupt der Römischen Kirchen? Wie stark und gewaltig sind die Stände derselben? Wie wenig achtet diejenige Gesellschaft den Pabst, die ihm den genauesten Gehorsam geloben muß? Wie viele Zwietracht und Unruhe ist in derjenigen Kirche, die sich ihrer Eintracht und Ruhe so sehr rühmet? Wie zerrüttet sieht der innerliche Zustand des Römischen Hofes aus? Wie viele Künste hat man nicht erdacht, die kräftigsten Gesetze der Päbste zu entkräften? Wie oft werden die Schlüsse der Kirchen, die unwandelbar seyn sollten, verändert? Wie unbequem und mangelhaft ist die Regierung derselben? Hat der Heyland der Welt seine Gemeine in allen Theilen des Erdbodens der Herschaft und Aufsicht eines einzigen Bischofs in Europa unterworfen: so hat er einem Menschen weit mehr aufgegeben, als hundert bestreiten können, und eine der unvollkommensten Regierungsarten gewählet. Göttingen, am sechsten Tage des Aprilmonates im Jahr 1748.

Johann Lorenz von Mosheim.

Ver=

Verzeichniß
der in diesem zweyten Theil enthaltenen Materien, nebst beygefügten Seiten.

Der zweyte Theil der ausführlichen Beschreibung des Chinesischen Reichs und der grossen Tartarey, bestehet aus drey **Abtheilungen.**

Erste Abtheilung, handelt vom Alterthum, Grösse, Staatsverfassung und Policey des Chinesischen Reichs, in zwanzig Abschnitten. Seite 3 = 262

Erster Abschnitt, vom Alterthum, Beschaffenheit und Grösse dieses Reichs
1. vor Eroberung durch die Tartarn, S. 3 = = 5
2. nach Eroberung durch dieselben. 5 = 13

Zweyter Abschnitt, vom Ansehen, Einkünften, und Pracht eines Chinesischen Käysers.
1. Von seinem Ansehen, 13 = 18
2. von seinem Siegel, 18 = 20
3. von seinen Einkünften, 20 = 22
4. von seinem Etat, 22
5. von seiner Residenz, 23 = 27
6. von seinem öffentlichen Aufzug. 27 = 29

Dritter Abschnitt, von der Regierungsform des Chinesischen Reichs.
1. Allgemeine Abbildung derselben, 29
2. nähere Beschreibung der hohen Reichsgerichte, 31 = 35
3. Nachricht von den Mandarinen. 35 = 55

Vierter Abschnitt, vom Kriegsetat der Chineser. 55
1. Von den hohen Kriegscollegiis, 55
2. von ihren Truppen, 56
3. von ihrer Artillerie. 59 = 62

Fünfter Abschnitt, von der Policey der Chineser, Zöllen, Posten ꝛc.
1. Von der Policey in den Städten, 63
2. ausser den Städten,
   a. in Ansehung der Canäle und Strassen, 65
   b. in den Wirthshäusern, 65
   c. in Ansehung der Schildwachen, 67
   d. des Fuhr- und Tragewerks. 68
3. Von Zöllen und Posten. 70

Sechster Abschnitt, vom Chinesischen Adel. 72 = 78

Siebenter Abschnitt, von der Fruchtbarkeit des Chinesischen Reichs.
1. Worin sie bestehe, Seite 78
2. wodurch sie befördert werde. 80
Achter Abschnitt, vom Witz der Chinesischen Künstler, und Fleiß des gemeinen Pöbels. 87 = 90
Neunter Abschnitt, vom Gemüthscharacter der Chineser. 90 = 96
Zehenter Abschnitt, vom äusserlichen Ansehen der Chineser.
1. Von ihrer Schönheit, 97
2. von ihrer Kleidung, 99
3. von ihren Wohnungen. 101
Eilfter Abschnitt, von der Pracht der Chineser
1. auf ihren Reisen, 106
2. an ihren öffentlichen Anstalten, 108
3. an ihren Festen. 115
Zwölfter Abschnitt, von ihren Ceremonien.
1. Hochachtung derselben überhaupt 118
2. in besondern Fällen, 120
a. an Geburtstagen, 125
b. bey Visiten, 125
c. bey Gastereyen, 133
d. bey Hochzeiten, 142
e. bey Begräbnissen. 147
Dreyzehenter Abschnitt, von ihren
1. Gefängnissen, 155
2. von ihren Strafen und deren verschiedenen Arten, 157
3. vom Gebrauch der Tortur. 162
Vierzehenter Abschnitt, vom Ueberfluß der Lebensmittel in diesem Reich,
1. in Ansehung der Thiere, 163
2. in Ansehung der Vögel, 164
3. in Ansehung der Fische, 164
a. Menge derselben,
b. Art ihrer Fischerey. 168
4. in Ansehung der vielen Früchte, 169
5. in Ansehung der Mineralien, 170
6. in Ansehung der vielen Seltenheiten, 172
7. in Ansehung der wilden Thiere. 183
Funfzehenter Abschnitt, von Seen, Flüssen, Canälen, Schiffen, Schiffart ꝛc. der Chineser.
1. Von ihren schifbaren Gewässern, 185
2. von ihren Schiffen. 188
Sechzehenter Abschnitt, darinnen vom Münzwesen der Chineser gehandelt wird.
1. Von der Materie ihrer Münzen, 193

2. von ihrer äusserlichen Beschaffenheit, Seite 195
3. von ihrem innerlichen Gehalt. 197

Siebenzehenter Abschnitt, von der Handelschaft der Chineser
1. innerhalb des Reichs, 200
2. ausserhalb des Reichs,
a. nach Japan, 202
b. nach Batavien, 203
c. nach Europa. 204

Achtzehenter Abschnitt, von der Beschaffenheit und Gebrauch des Chinesischen Firniß.
1. Zubereitung desselben, 205
2. Gebrauch. 208

Neunzehenter Abschnitt, vom Chinesischen Porcelain und Porcelaingefässen.
1. Woraus es verfertiget werde, 211
2. von dem dazu erforderlichen Öel, 214
3. Art seiner Zubereitung, 216
4. Auftragung der Farben, 219
der Gemählde, 225
des Goldes. 227
5. Beschaffenheit der Oefen 229
und ihrer Anhitzung. 233

Zwanzigster Abschnitt, vom Seidenbau und Manufacturen der Chineser.
1. Algemeine Nachricht davon. 241
2. Auszug aus einer Schrift, darin
a. von Maulbeerbäumen, 245
b. von Seidenwürmern gehandelt wird. 249

Zweyte Abtheilung, darinnen von der Chinesischen Sprache, Schreibart, Gelehrsamkeit und Schriften gehandelt wird.

Erster Abschnitt, von der Beschaffenheit der Chinesischen Sprache.
1. Von der Beschaffenheit dieser Sprache, 263
2. von verschiedenen Arten derselben. 267

Zweyter Abschnitt, von der Aussprache der Chinesischen Wörter
1. an und vor sich selbst, 271
2. von einer Chinesischen Grammatik. 275

Dritter Abschnitt, von der Chineser
1. Papier, 280
2. Dinte, 287
3. Pinsel, 293
4. Druckerey. 292

Vierter Abschnitt, von der Unterweisungsart der Chineser, und verschiedenen Stufen der Gelehrsamkeit
1. in den niedrigen Schulen, 295
2. in den höhern Schulen. 298

Fünfter Abschnitt, darin allerhand nützliche Auszüge aus Chinesischen Schriften enthalten.
Seite
Erster Auszug 304 = 312
Zweyter Auszug, 313 = 316
Dritter Auszug, 316 = 323
Vierter Auszug, 323 = 325
Fünfter Auszug, 325 = 328
Sechster Auszug. 328 = 333

Sechster Abschnitt, von der Gelehrsamkeit der Chineser, und ihren theils canonischen theils Schulbüchern. 334

Erstes Capitel, darin eine Nachricht von den canonischen Büchern vom ersten Rang enthalten.
1. Einleitung dazu, 336
2. Auszüge selbst
A. aus dem ersten canonischen Buch Y king 337 = 342
B. aus dem Buch Chu king, 343.
1. Nachricht davon, 343
2. Auszüge daraus. 346 = 357
C. Vom dritten canonischen Buch Chi king.
1. Nachricht davon. 357
2. Auszüge daraus. 358

Zweytes Capitel, darin von den Schulbüchern der Chineser gehandelt wird.
I. Erste Abtheilung, von den Schriften, die den Confucius zum Verfasser haben.
a. Einleitung dazu. 368 = 375
b. Auszüge aus denselben.
1. Aus dem Buch Ta hio 375
2. aus dem Buch Tchong yang 377
3. aus dem Buch Lun yu. 379

II. Andere Abtheilung, von den Schriften, die den Menzius zum Urheber haben.
Erster Theil.
erstes Capitel, 386
zweytes Capitel, 389
drittes Capitel, 391
viertes Capitel, 393
fünftes Capitel, 395
sechstes Capitel. 398

Zweyter Theil.
Erstes Capitel, Seite 400
zweytes Capitel, 403
drittes Capitel, 405
viertes Capitel, 407
fünftes Capitel, 409
sechstes Capitel, 411
siebentes Capitel, 414
achtes Capitel. 417

Drittes Capitel, darin ein Auszug aus dem Buch Hiao king, oder vom kindlichen Gehorsam enthalten ist. 419

Viertes Capitel, darin ein Auszug aus dem Buch Siao hio, oder Schule der Kinder enthalten.
1. Allgemeine Nachricht davon. 422
2. Auszüge aus demselben, und zwar aus dem
Ersten Theil, und dessen
ersten Capitel, 422
zweyten Capitel, 424
dritten Capitel, 427
vierten Capitel. 429
Zweyten Theil, und dessen
ersten Capitel, 431
zweyten Capitel. 436

Dritte Abtheilung, darin eine Samlung Käyserl. Edicte, Erklärungen, Verordnungen u. s. f. enthalten.
A. Vorbericht dazu. 443
B. Samlung selbst, und deren
Erstes Capitel
Erstes Stück 445
Zweytes = = = 447
Drittes = = = 448
Viertes = = = 449
Fünftes = = = 449
Sechstes = = = 450
Siebentes = = = 451
Achtes = = = 452
Neuntes = = = 453
Zehentes = = = 453
Eilftes = = = 454
Zwölftes = = = 455
Dreyzehentes Stück 457

Vierzehentes Stück 459
Funfzehentes = = = 459
Sechzehentes = = = 460
Siebenzehentes = = = 461
Achtzehentes = = = 461
Neunzehentes = = = 462
Zwanzigstes = = = 464

Zweytes Capitel, darinnen allerhand Reden und Vorstellungen hoher Minister und anderer weisen Männer enthalten.

Erstes Stück 464
Zweytes = = 471
Drittes = = 490
Viertes = = 492
Fünftes = = 495
Sechstes = = 502
Siebentes = = 504
Achtes = = 509
Neuntes = = 511
Zehentes = = 512
Eilftes = = = 513
Zwölftes = = 514
Dreyzehentes Stück 516
Vierzehentes = = = 517
Funfzehentes = = = = 517
Sechzehentes = = = = 521
Siebenzehentes = = = 522
Achtzehentes = = = 527
Neunzehentes = = = 530
Zwanzigstes = = = 532
Ein und zwanzigstes = = = 533
Zwey und zwanzigstes = = = 537
Drey und zwanzigstes = = = 538
Vier und zwanzigstes = = = 541
Fünf und zwanzigstes = = = 542
Sechs und zwanzigstes = = = 543

Drittes Capitel, darinnen allerhand Befehle, Verordnungen, Vorstellungen und Geschichte enthalten.

Erstes Stück 544
Zweytes = = = 544

Drit-

Drittes Stück Seite 546
Viertes = = = 549
Fünftes = = = 550
Sechstes = = = 552
Siebentes = = = 552
Achtes = = = 554
Neuntes = = = 557
Zehentes = = = 559
Eilftes = = = 567
Zwölftes = = = 569
Dreyzehentes Stück 570
Vierzehentes = = = 573
Funfzehentes = = = 574
Sechzehentes = = = 576
Siebenzehentes = = = 586
Achtzehentes = = = 586
Neunzehentes = = = 587
Zwanzigstes = = = 588
Ein und zwanzigstes = = = 591
Zwey und zwanzigstes = = 593
Drey und zwanzigstes = = 600
Vier und zwanzigstes = = 604
Fünf und zwanzigstes = = 606

Viertes Capitel, darinnen allerhand Vorstellungen enthalten, die den innerlichen Zustand verschiedener Käyserlichen Linien betreffen.

Erstes Stück 608
Zweytes = = = 614
Drittes = = = 618
Viertes = = = 620
Fünftes = = = 623
Sechstes = = 627
Siebentes = = 631
Achtes = = 633
Neuntes = = 637
Zehentes = = = 638
Eilftes Stück. 644

Fünftes Capitel, darinnen der Tractat von den berühmten Weibern enthalten. 648

Sechstes Capitel, darin allerhand Reden und Vorstellungen hoher Minister enthalten.

Erstes Stück	680
Zweytes = = =	683
Drittes = = =	685
Viertes = = =	688
Fünftes = = =	692
Sechstes = = =	693
Siebentes = = =	698
Achtes = = =	700
Neuntes = = =	701
Zehentes = = =	705
Eilftes = = =	710
Zwölftes = = =	718
Dreyzehentes = = =	720
Vierzehentes = = =	724
Funfzehentes = = =	726
Sechzehentes = = =	732
Siebenzehentes = = =	738
Achtzehentes Stück.	743

Schlußerinnerung. 747

Johann

Johann Baptista du Halde

Ausführliche Beschreibung

des

Chinesischen Reiches

und der

grossen Tartarey.

Zweyter Theil.

Vollständiges Handbuch der Chemie.

Dritter Theil.

Des zweyten Theils
Der ausführlichen Beschreibung des Chinesischen Reichs und der grossen Tartarey

Erste Abtheilung,
Darin das Alterthum, Grösse, Staatsverfassung und ganze Polizey des Chinesischen Reichs vorgestellet wird.

Erster Abschnitt,
Stellet das Alterthum und die Grösse dieser Monarchie vor.

§. 1.

China hat vor allen andern Völkern in der Welt den Vorzug, daß dasselbe mehr als viertausend Jahre nach einander fast in unterbrochener Ordnung von angebornen Regenten beherschet worden, einerley Kleidung, Sitten, Gesetze, Gewonheiten und Lebensarten beybehalten, und nie etwas geändert, was von den alten Gesetzgebern von dem ersten Ursprung des Reichs an weislich war verordnet worden. Da die Einwohner dieses Landes bey sich selbst alles finden, was zur Beqvemlichkeit und Ergetz-

Allgemeiner Vorzug dieses Reichs.

lichkeit des Lebens nöthig ist, so haben sie auch gemeinet, sich selbst genung zu seyn, und haben sich mit allem Fleiß der Unterhandlung und Gemeinschaft mit andern Völkern enthalten. Die Unwissenheit, in welcher sie in Ansehung anderer Länder gestanden, hat ihnen den lächerlichen Wahn beygebracht, daß sie die Beherscher der Welt wären; daß sie den beträchtlichsten Theil derselben inne hätten, und daß alles, was nicht zu China gehörete, nur von barbarischen Völkern bewohnet würde. Dieser vermiedene Umgang mit andern Völkern, samt dem unveränderlichen Sinn, der diesen Leuten besonders eigen ist, hat nicht wenig zur Beybehaltung der Uebereinstimmung in den Sitten und Lebensart beygetragen.

§. 2.

Meinungen vom ursprung dieses reichs.

Man findet unter den Gelehrten in China eine doppelte Meinung vom Ursprung und ersten Gründung dieses Reichs. Denn man muß nicht meinen, als ob diese den Träumen des unwissenden und dummen Pöbels ergeben wären, die auf den Credit einiger nahmloser und fabelhafter Schriften die ersten Quellen dieses Reichs in so weit entfernten Zeiten suchen, die selbst weit über die Erschaffung der Welt hinausgehen. Die berühmtesten Chinesischen Geschichtschreiber unterscheiden in der Chinesischen Zeitrechnung das offenbar Fabelhafte, das Zweifelhafte und Ungewisse, und endlich das Gewisse und Unwiedersprechliche. Und wie sie sich gern an dasjenige halten, was zum wenigsten eine Wahrscheinlichkeit hat; so bemerken sie zuförderst, daß dasjenige nicht der geringsten Achtung würdig sey, was vor den Zeiten des Fo hi vorhergegangen, welche ungewiß sind, das ist, von welchen keine sichere und genaue Zeitrechnung geführet werden könne; und was noch über die Zeiten gedachten Fo hi hinaus gehet, das sey offenbar fabelhaft.

Erste meinung.

§. 3.

Diese Schriftsteller betrachten demnach den Fo hi als den Stifter ihres Reichs, der ohngefähr zweyhundert Jahr nach der Sündflut, wenn man anders die Zeitrechnung der 70 Dolmetscher annimt *), seine Regierung in der Gegend der Provinz Chen si angefangen, und darauf bis in die Provinz Ho nan erweitert, die fast in der Mitte des Chinesischen Reichs lieget; endlich aber alle diejenigen Gegenden anzubauen anfieng, die sich bis an das Morgenländische Meer erstrecken. Dieses ist die gemeineste Meinung aller Gelehrten, und diese Zeitrechnung, die sich auf eine ununterbrochene Ueberlieferung gründet, auch in den ältesten Geschichtschreibern, die durch fremde Hände nicht verfälschet werden können, zum Grunde geleget worden, wird von den klügsten Chinesern als etwas unwiedersprechliches betrachtet.

§. 4.

Andere meinung.

Andere Chinesische Scribenten gehen beym Ursprung dieser Monarchie nur bis auf die Regierung des Yao zurück, der, wie die erstern dafür halten, in der Ordnung der fünfte Käyser ist. Wenn aber jemand sichs in den Sinn kommen lassen wolte, den Ursprung ihrer Monarchie weiter zurück zu setzen: so würde er sich nicht nur lächerlich machen, sondern auch in Gefahr stehen, hart gezüchtiget, wo nicht gar am Leben gestraft zu werden. Die Mißionarien dürften diese Zeitrechnung nur mit dem geringsten Verdacht belegen und dessen überwiesen werden, so würde das Grund genung seyn, sie aus dem

*) Hievon sind die Gründe in dem ersten Theil im Vorbericht des Autoris zu den Fastis Sinensibus nachzulesen.

dem Reiche zu verjagen. So viel ist gewiß, daß China über 2155 Jahr vor Christi Geburt eine sehr volkreiche Monarchie gewesen, welches unter andern aus einer in dieses Jahr einschlagenden Sonnenfinsterniß erhellet, wie auch aus andern astronomischen Anmerkungen, die aus den Geschichtbüchern der Chineser ausgezogen und im Jahr 1729 im Druck mitgetheilet worden.

§. 5.

Seltenes Glück dieses Reichs.

Die ältesten Monarchien dieser Welt haben bald einen Umsturz erlitten. Die Assyrische, Medische, Persische, Griechische und Römische Monarchie haben seit geraumer Zeit nicht mehr bestanden. Nur China ist den grossen Flüssen gleich, deren Quellen schwerlich entdecket werden können, und die ihre Fluthen beständig mit gleicher Majestät forttreiben; es hat in einer so langen Reihe von Jahrhunderten weder von seiner Macht noch von seiner Majestät etwas verloren. Ist diese Monarchie gleich zuweilen durch innerliche Kriege, oder durch die Schwachheit und lasterhaftes Verhalten ihrer Käyser, oder durch eine fremde Gewalt zerrüttet und in ihrer Ruhe gestöret worden; so sind doch diese Zerrüttungen von kurzer Dauer gewesen, das Reich hat sich bald wieder erholet, weil es in seinen Grundgesetzen und in der glücklichen Gemüthsbeschaffenheit seines Volks und Unterthanen ein kräftiges Mittel gegen alle entstandene Unordnungen angetroffen.

§. 6.

Veränderung durch die Tartarn.

Solchergestalt ist der Käyserliche Thron von China über viertausend Jahr unverrückt von zwey und zwanzig Familien beherschet worden, und man zählet zweyhundert und vier und dreyßig Käyser, die nach und nach regieret haben, bis auf den Einfal des Tartarischen Königs, der die Crone vor nunmehro 85 Jahren an sich riß, und aus dessen Familie bis hieher drey Käyser über China geherschet haben, nemlich **Cung hi**, der 17 Jahr regieret; **Cang hi**, der 61 Jahr regieret, und **Yong tching**, der seit dem Jahr 1722 bis jetzo den Thron besitzet. Diese Eroberung, die den Tartarn wundernswürdig leicht ward, war eine Frucht eines Mißverständnisses unter den Chinesern und verschiedenen Factionen, die am Hofe und im Reich einander entgegen arbeiteten. Der gröste Theil der Käyserlichen Armee war damals an der grossen Mauer, und beschäftigte sich mit einem Könige der morgenländischen Tartarn, die man **Mantcheour** zu nennen pfleget. Dieser Herr, der die an seinen Unterthanen von Chinesischen Kaufleuten ausgeübte Ungerechtigkeit, und die Geringschätzung gegen seine angebrachte Klagen rächen wolte, fiel mit einem zahlreichen Kriegsheer in das Land **Leao tong** ein. Der Krieg daurete einige Jahre. Es fielen verschiedene Treffen vor, es wurden Städte belagert und erobert, und allerhand Streifereien in das Chinesische Reich vorgenommen, ohne daß man hätte sagen können, auf welcher Seite der Sieg gewesen; weil beyde Parteien einander die Wage hielten. Der Käyser **Tsong tching** blieb ganz ruhig in seiner Residenz, ob er gleich wenig Ursache dazu hatte. Die ungerechte Strafe, dazu er einen angesehenen und mit den vornemsten Familien des Reichs verwandten Minister verdammet hatte, die übertriebene Strengigkeit, der unersättliche Geiz, der ihm nicht gestattete, dem Volk etwas von den gewöhnlichen Auflagen zu erlassen, und zwar zu einer Zeit, da der Mangel überaus groß worden war, dieses alles erbitterte die Gemüther und bahnte den Weg zum Aufruhr. Die Mißvergnügten vermehrten sich in der Hauptstadt und in den Provinzien.

§. 7.

Durch wen solche geschehen.

Ein Chineser aus der Provinz Se tchuen, Namens Li cong tse, ein verwegener Kopf, machte sich diese bedenklichen Umstände zu Nutze, und führte eine grosse Menge aufrührischer Leute an. Sein Kriegesheer ward täglich durch die Menge der Mißvergnügten verstärket, die sich mit ihm vereinigten. In kurzer Zeit waren viele wichtige Städte in seinen Händen. Er brachte endlich ganze Provinzien unter sich, und gewann damit das Volk, daß er ihnen die grossen Auflagen abnahm, ihre bisherigen Obrigkeiten absetzte und andere an ihre Stelle verordnete, auf deren Treue er sich verlassen konte, und denen er sehr ernstlich anbefohlen hatte, die Unterthanen glimpflich zu tractiren. Ueberdies legte er alle Städte in die Asche, wo er nur den geringsten Wiederstand merkte, oder gab sie seinen Leuten zur Plünderung. Nachdem er sich endlich durch die Beute der reichen und schönen Provinz Ho nan bereichert hatte, so drang er bis in die Provinz Chen si, wo er es Zeit zu seyn glaubte, sich als Käyser ausrufen zu lassen. Er nahm bey dieser Handlung den Namen Tien chun an, das ist, derjenige, der dem Himmel gehorchet, um den Leuten damit weis zu machen, daß er ein Werkzeug des Himmels sey, sie aus der grausamen Tyranney des Käysers und der Käyserlichen Bedienten zu erretten.

§. 8.

Wie es dabey zugegangen.

Als dieser Aufrührer nicht weit mehr von Peking war, wo die in dieser Stadt unter den Grossen herschende Uneinigkeit ihm Gelegenheit gegeben hatte, durch seine Abgeordneten ein geheimes Verständniß zu unterhalten; so verlohr er keine Zeit, sondern dachte recht ernstlich darauf, wie er diese Stadt überrumpeln möchte. Sie war damals von einem grossen Theil der Käyserlichen Besatzung entblösset, als welche man an die Gränzen der Tartarey geschicket hatte. Die vornemsten Oberhäupter der wirklich gegenwärtigen waren bereits gewonnen, und willig, die Absichten dieses Aufrührers zu unterstützen. Ja was noch mehr, er hatte eine grosse Anzahl seiner Soldaten, die sich als Kaufleute ausgekleidet, in die Stadt geschicket, denen er auch Waaren mitgegeben, ihre Boutiqven anzufüllen und Handel zu treiben; damit sie, nachdem sie in die ganze Stadt vertheilet worden, den Schrecken desto eher algemein machen und den Ueberfall unterstützen könten, so bald er nur mit seiner Armee gegen die Stadt anrücken werde. Alle diese wohl ausgedachten Maasreguln gelungen ihm. Kaum war er vor die Stadt angerücket, als ein Thor derselben vor Aufgang der Sonne geöfnet ward, und der Wiederstand, der von einigen getreuen Unterthanen geschahe, war nicht von langer Dauer. Li cong tse zog als Ueberwinder in die Stadt ein, und gieng gerade auf den Käyserlichen Pallast los. Durch die erste Vormauer war er durchgebrochen, ehe der Käyser was davon erfahren hatte; und dieser unglückselige Herr ward sein Schicksal eher nicht innen, als da er keine Zeit mehr hatte, der Wuth seines Feindes zu entrinnen. Wie er nun verrathen, verkauft, von seinen Hofbedienten verlassen war, und weiter nichts fürchtete, als daß er nicht lebendig in die Hände eines aufrührischen Unterthan gerathen möchte; so wagete er einen verzweifelten Streich; er gieng mit seiner Tochter hinab in den Garten, zerhieb dieselbe mit seinem Säbel und hieng sich darauf an einen Baum.

§. 9.

Sonderbares verhängniß dabey.

Nach diesem unglücklichen Tode ergab sich alles unter die neue Botmäßigkeit. Der Tyran lies zu desto mehrerer Bevestigung seines Throns die meisten angesehenen

Manda-

Mandarins tödten, die andern aber brachte er durch grosse Geldsummen auf seine Seite. Nur der einzige **Ou san guey**, General über die an den Gränzen der Tartarey stehenden Truppen, wagete es, sich diesem neuen Beherscher oder Tyrannen nicht zu unterwerfen. Es hatte aber derselbe noch einen Vater in **Peking** am Leben, dessen Name **Ou** war. Das war ein seines Alters und seiner Ehrenämter halber ehrwürdiger Greis. Der neue Käyser lies ihn zu sich fordern, und befahl ihm, daß er dem Feldzug, den er vorhätte, beywohnen möchte. Unmittelbar darauf führte er seine Armee obgedachtem Chinesischen General entgegen, der sich mit seinen Truppen in der Stadt **Leao tong** verschanzet hatte. Als er nun diese Stadt belagert, so lies er den ehrwürdigen alten Greis in Ketten und Banden herbey führen, und drohete dem Chinesischen General, daß er diesen seinen Vater vor seinen Augen erwürgen wolte, wo er sich nicht gutwillig ergeben würde. **Ou san guey** gerieth freylich darüber in einen heftigen Kampf, den auf der einen Seite die Liebe zum Vaterlande, auf der andern aber die kindliche Liebe in seinem wohlgearteten Herzen erweckten. Bey solcher Verlegenheit gieng er nur mit der Tugend allein zu Rath. Die Liebe zum Vaterlande behielt die Oberhand, und er opferte diesem auf, was er sonst als ein Sohn seinem Vater schuldig war. Der alte Vater lobte selbst die edelmüthige Entschliessung seines Sohnes, und gieng der Grausamkeit des Tyrannen mit einem heldenmüthigen Herzen entgegen.

§. 10.

Dieses kostbare Blut, das der Chinesische General vergiessen sahe, zündete in seinem Herzen nur ein grösseres Rachfeuer an. Da es ihm aber schwer war, dem Cronenräuber lange Wiederstand zu thun; so meinete er, daß er durch Anreizung des Tartarischen Königs nicht allein mit ihm Friede machen, sondern ihn auch dahin bringen werde, ihm aus allen Kräften gegen den Feind des Vaterlandes beyzustehen. **Tsong te**, so hies der Tartarische König, lies sich nicht so wol die Reichthümer bewegen, die ihm von dem Chinesischen General waren versprochen worden, sondern seinem geheimen Ehrgeiz gefiel der Anschlag dermassen wohl, daß er sogleich mit achtzigtausend Mann bereit war zu dienen. Der Cronenräuber bekam gar bald von der Vereinigung der Chinesischen und Tartarischen Armeen Nachricht; weil er es aber nicht wagen wolte, beyden grossen Capitains die Spitze zu bieten, so eilete er geschwinde nach **Peking** zurück, und nachdem er viele Wagen mit den grössesten Kostbarkeiten des Kayserlichen Pallastes beladen und fortgeschicket, so steckte er den Pallast selbst in Brand, und begab sich nach der Provinz **Chen si**, wo er sich so geheim verbarg, daß er nie hat ausgekundschaftet werden können. So klug er es aber auch mit der Fortbringung der Kostbarkeiten angefangen hatte, so konte er doch nicht hindern, daß nicht ein Theil derselben in die Hände der Tartarischen Reuterey gefallen wäre. Fortsetzung.

§. 11.

Tsong te hätte nun die Armee des geflüchteten Tyrannen leicht zerstreuen können, aber er gieng erst nach der Residenz **Peking**, woselbst er mit einem algemeinen Freudengeschrey aufgenommen und als ein Erretter des Vaterlandes angesehen ward. Er wuste die Gemüther der Chineser so volkommen zu lenken, daß sie ihn baten die Regierung zu übernehmen; und das war auch sein eigener Vorsatz. Allein der Todt übereilete ihn, ehe er die Früchte dieses herlichen Sieges geniessen konte. Und er hatte hohe Zeit, seinen Sohn **Chun tchi** zum Käyser erklären zu lassen, ob er gleich nur erst sechs Jahr

Tartaren bemächtigen sich des throns.

1. erster tartarischer käyser Chun tchi.

Jahr alt war. Die Auferziehung desselben und die Verwaltung des Reichs übergab er einem seiner Brüder, der Ama vain hies. Dieser Herr hatte das Herz und die Geschicklichkeit, sich die meisten Provinzien unterwürfig zu machen, denen es sehr schwer ward, das Tartarische Joch auf sich zu nehmen; und ob er wol das Regiment in seine eigenen Hände spielen können, so war er doch so edelmüthig und uneigennützig, daß er solches seines Bruders Sohn übergab, so bald er nur die gehörigen Jahre erreichet hatte. Der junge Käyser bewies gleich eine solche Geschicklichkeit in der Regierung, daß er in kurzer Zeit die Herzen aller Unterthanen in den Händen hatte. Vor seinem Verstande und Wachsamkeit konte nichts verborgen bleiben; sonderlich aber erfand er die beqvemsten Mittel, die Chineser und Tartaren dergestalt miteinander zu vereinigen, daß sie nur eine einzige Nation auszumachen schienen. Er erhielt, so lange er regierte, die Majestät des Reichs mit einem solchen überlegenen Ansehen, das ihn zum Ziel einer algemeinen Bewunderung machte, so lange er lebte, und nach seinem Tode ward er von jederman bedauret. Er war älter nicht als 24 Jahr da er starb; und kurz vor seinem Tode lies er seine vier ersten Minister zu sich fordern. Nachdem er ihnen erst seine Unzufriedenheit bezeuget, daß er die Verdienste so mancher getreuen Unterthanen nicht belohnen können, die seinem Vater so redlich gedienet hätten, so bezeugete er ihnen, daß unter seinen Söhnen der geschickteste zur Regierung der Cang hi sey, der damals nur acht Jahr alt war. Diesen übergab er hiemit ihrer Aufsicht, und er erwarte von ihrer Treue und Geschicklichkeit, daß sie den Sohn, den er ihrer Vormundschaft übergebe, zur Regierung des Reichs tüchtig machen würden.

§. 12.

2. Zweyter tartarischer käyser Cang hi.

a seine huldigung.

Gleich des folgenden Tages, so bald der Käyser Chun tchi Todes verblichen war, und sein Leichnam in den Sarg geleget worden, lies man den Cang hi als Käyser öffentlich ausrufen. Er bestieg den Thron, und alle Prinzen, alle Herren, alle Officiers und Cronbedienten, alle Mandarins der vornemsten Gerichte stelleten sich vor ihn und beugeten die Knie dreymal vor ihm, bey einer jeden Beugung stiessen sie stark mit dem Kopf gegen die Erde, und beym Rückgehen machten sie die neun gewöhnlichen Neigungen. Man kan sich kaum was prächtigers vorstellen als diese Huldigungsceremonie. Die sämtlichen Mandarins waren auf beyden Seiten des Käyserlichen Saals gestellet, und waren alle in weisse Seide mit güldenen Rosen gestickt eingekleidet. Funfzig trugen Sonnenschirme von güldenen und silbernen Stoffen mit verguldeten Stäben in den Händen, und waren ihrer 25 zu einer jeden Seite des Käyserlichen Throns gestellet, und hatten dreyßig andere Bedienten hinter sich, die eben solche kostbare Sonnenfächer trugen. Nahe bey ihnen sahe man 28 grosse Fahnen, die mit güldenen Sternen ausgesticket waren, mit dem Zeichen grosser Drachen, des halben Mondes, des vollen Mondes, des abnehmenden Mondes und verschiedener anderer himlischen Veränderungen, um dadurch die 28 himlischen Häuser samt den verschiedenen Verbindungen und Gegenständen mit der Sonne anzuzeigen, die in den Durchschnitten der himlischen Kreise vorfallen, und die von den Sternkundigen Knoten, Drachenhäupter und Drachenschwänze genennet werden. Diesen folgeten hundert andere Fahnen, darinnen Waffen, Pfeile und verschiedene andere Kriegsrüstungen mit den Häuptern der abscheulichsten und ungestaltesten Thiere gezeichnet waren.

§. 13.

§. 13.

b. seine regierungsgeschäfte.

Niemals hat wol ein weltlicher Monarch auf eine unumschränktere Art regieret. So lange er den Thron besessen, war er nicht nur bey allen Asiatischen Völkern in der grösten Hochachtung, sondern der Ruf von seinen grossen Eigenschaften und von der Herlichkeit seines Reichs erstreckte sich über die weiten Meere, die uns von diesem Reich absondern, und verursachte in ganz Europa Aufmerksamkeit und Hochachtung. Ihm gelang es, China mit den beyden Tartareien in einen einzigen Staat zusammen zu schmelzen, und eine unermeßlich grosse Menge Landschaften, die auf keiner Seite durch die Herschaft eines andern Regenten unterbrochen waren, unter seinem alleinigen Scepter zu besitzen. Die Abendländischen Tartaren waren es allein, die seine Regierung unruhig machen konten. Aber er nöthigte sie theils durch seine Macht, theils durch seine Klugheit, über dreyhundert Meilen weit von der grossen Mauer entfernet zu bleiben; in welchem grossen Raum er andere Tartaren, die seine Unterthanen waren, anbauen, und ihnen zu dem Ende Aecker und Weide anweisen lies. Und daraus machte er mit der Zeit eigene Provinzien, die ihm unterthänig und zinsbar seyn musten. Er erhielt diese sonderlich vermittelst der Lamas in ihrer Pflicht, als welche Leute gar vieles bey den Tartaren vermögen, und die von dem Tartarischen Pöbel fast als Götter angebetet werden.

§. 14.

c. seine kriegsübungen zu friedenszeiten.

Mit dieser Politic verband er so gleich eine andere. Statt dessen, daß seine Vorfahren in ihren Pallästen als Götzen in einem Heiligthum verschlossen gewesen, und ihren Unterthanen ganz unsichtbar geblieben; so stelte er dagegen jährlich dreymal eine Reise an, oder wenigstens solche Jagden, die einem ordentlichen Feldzuge nicht ungleich waren. So bald der Friede in seinen weitläuftigen Staaten war wieder hergestellet worden; so lies er die besten Truppen aus den entlegenen Provinzien, darin sie bisher zerstreuet gewesen, zusammen stossen; und damit die Ruhe und der Ueberfluß sie nicht verzagt und weichlich machen möchte, so nahm er sehr oft weite Märsche mit ihnen nach der Tartarey vor. Seine Soldaten waren mit sonst nichts als mit Pfeilen und Säbeln ausgerüstet, deren sie sich bedieneten gegen die Hirsche, wilden Schweine, Bären, Tiger und andere wilde Thiere Krieg zu führen.

§. 15.

Fortsetzung.

Dieses grosse Heer, das den Käyser auf seinen weiten Reisen begleitete, war in gewisse Compagnien abgetheilet, die ihren Marsch beständig unter klingendem Spiel fortsetzten. Man fand eine Eintheilung zwischen Vortruppen und Nachtruppen; und die Hauptarmee war nach dem rechten und linken Flügel abgetheilet, die von den vornemsten Officiers angeführet wurden. Die Lebensmittel wurden dieser Armee mit grossen Kosten nachgeführet, oder von Pferden, Cameelen und Maulthieren nachgetragen. Die ganze Nacht über musten sie unter freyem Himmel bleiben; weil in der Abendländischen Tartarey weder Städte, noch Flecken, noch Dörfer angetroffen werden. Die daselbst wohnenden Leute behelfen sich mit Gezelten, die sie hin und wieder aufschlagen, wo sie für ihre Ochsen, Pferde und Cameele Weide finden. Sie wissen nicht, was pflügen, säen und erndten heisset; sondern sie begnügen sich mit dem, was die Erde von selbst zur Unterhaltung ihres Viehes hervorbringet, daher sie auch mit ihrer Wirthschaft von einem Ort zum andern ziehen, wo sie bessere und beqvemere Weide finden können; sich selbst

aber unterhalten sie mit Milch, mit Käse und geflügelten Wildpret, das daselbst in grosser Menge anzutreffen ist.

§. 16.

d. Regierungsklugheit.

Ob er nun gleich auf die Weise sein Kriegesheer im Odem und die Tartarn in der Ordnung erhielt, so versäumte er dabey die ordentlichen Regierungsgeschäfte im geringsten nicht. Seine Collegia waren in der schönsten Ordnung, und er ertheilte seinen Ministern im Gezelt Audienz wie im Pallast, und gab ihnen seine Befehle. Weil er von allen Dingen sich Nachricht ertheilen lies, und alles selbst regierte, so war er die Seele des ganzen Reichs, dadurch alle Glieder in Bewegung gebracht wurden. Daher verlies er sich auch niemals auf die einmal gemachten Einrichtungen, oder auf seine Colaos und Staatsminister, oder sonst auf einen Grossen seines Hofes; so wie er auch den Verschnittenen, die bey seinen Vorfahren so viel gegolten hatten, nicht das geringste Ansehen an seinem Hofe lies. Er bewies dabey weiter diese Staatsklugheit, daß er alle Landescollegia theils mit Chinesern, theils mit Tartarn besetzte. Beyde übeten über einander eine Art der Aufsicht aus, und durch dieses Mittel war er ausser Sorge, daß eine Nation gegen das Beste der andern etwas unternehmen werde. Eben dadurch verpflichtete er auch die Tartarn, sich beyzeiten auf Wissenschaften und Gelehrsamkeit zu legen, damit sie an den Ehrenämtern Antheil haben könten. Denn sie werden so wenig als ein Chinese zu irgend einer Ehrenstufe erhoben, wo sie nicht nach dem alten Herkommen dieses Reichs Proben ihrer Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit abgeleget. Seit dem Frieden, den er mit den Moscowitern vermittelst der Gevolmächtigten geschlossen, die von beyden Seiten zu **Nipchou** zusammen kamen, und die Gränzen des Reichs bestimmeten, hat man die wahre Grösse desselben erfahren; nemlich daß es von dem mittäglichen Punct Hai nan an bis zu den äussersten Gränzen der Chinesischen Tartarey über 900 gemeine Französische Meilen beträget.

§. 17.

3. Dritter tartarischer Käyser (§. 12.)

Dessen character.

Dieses blühende grosse Reich verlies **Cang hi** im Jahr 1722, und übergab es seinem vierten Sohn, den er wenig Stunden vor seinem Tode zu seinem Nachfolger ernennete. Dieser Herr nahm beym Antrit seiner Regierung den Namen **Yong tching** an, welcher so viel heisset als **vester Friede**, oder **unaufhörliche Einigkeit**. Er scheinet viel Verstand zu besitzen, er redet wohl, aber oft sehr geschwinde, und läst keine Zeit zur Antwort übrig. Einige glauben, daß er dieses mit gutem Bedacht thue, damit er die Gründe derer nicht hören dürfe, die ihn etwa in seinen Entschliessungen irre machen könten. Die Regierungsgeschäfte lässet er sich überaus angelegen seyn; in seinen Entschliessungen ist er vest und pünctlich; in der Arbeit unermüdet; er nimt gerne Memoriale von seinen Unterthanen an und beantwortet sie auch; für das Beste seiner Unterthanen ist er täglich bekümmert. Er nimt es sehr gnädig auf, wenn ihm jemand einen Vorschlag thut, der zum algemeinen Wohlergehen etwas beyträget; er fördert denselben willigst und scheuet dabey keine Kosten. Uebrigens aber ist er in seinen Befehlen eben so unumschränkt und fürchterlich, als der vorige Käyser. Nur in Ansehung seines Verhaltens gegen die Arbeiter am Evangelio ist er von diesem grossen Fürsten weit unterschieden, als welcher sich ihnen allezeit gnädig erwiesen, und sich als einen Beschützer unserer heiligen Religion bezeiget hat.

§. 18.

§. 18.

Grösse des chinesischen Reichs.

Auſſer dem erſtaunlichen Umfang dieſes Reichs, das, ſo groß es ſchon an ſich war, durch die Vereinigung mit den Tartarn noch weit gröſſer worden, findet man auch verſchiedene andere Königreiche, die dem Käyſer von China zinsbar ſind, nemlich, **Coräa, Tong king, Cochinchina, Siam**, u. a. m. die ihm einen jährlichen Tribut zahlen müſſen, deren Könige er zuweilen ſelbſt zu ernennen pfleget, oder die doch wenigſtens allemal von ihm beſtätiget werden müſſen. Nichts deſtoweniger haben dieſe Länder ihre eigene Staatsverfaſſung, und gar keine Gleichheit mit dem Chineſiſchen Reich, weder in Abſicht auf die Fruchtbarkeit des Landes, noch auf die Anzahl, Schönheit und Gröſſe der Städte, noch in Abſicht auf die Religion, Verſtand, Sitten und artige Lebensart der Einwohner. Daher machen ſich auch die Chineſer nicht viel aus ihnen; ſie halten dieſelben für Barbaren und treten in keinerley Verbindung mit ihnen.

§. 19.

Eintheilung deſſelben.

Wir haben bereits gemeldet*), daß China in 15 Provinzien abgetheilet werde; es ſind aber dieſelben nicht alle durchgängig gleich volkreich. Von **Peking** an bis nach **Nan chang**, welches die Hauptſtadt der Provinz **Riang ſi** iſt; findet man lange nicht, daß es ſo von Menſchen wimmelt, wie in den Provinzien **The kiang, Riang nan, Qvang tong** und **Fo kien**. Daher es auch wol ſeyn kan, daß die Mißionarien, die nur dieſe ſchönen und groſſen Provinzien durchreiſet, deren Städte und Hauptſtraſſen zu denſelben dergeſtalt mit Menſchen angefüllet ſind, daß man allenthalben aufgehalten wird, die Anzahl der Menſchen im ganzen Reich etwas zu hoch angegeben haben. Man mags indeſſen rechnen wie man wil, ſo iſts unſtreitig, daß in dem einzigen Chineſiſchen Reich mehr Menſchen als in ganz Europa ſind.

§. 20.

Beſchaffenheit der hauptſtadt **Peking**.

Obgleich **Peking**, was den Umfang anlanget, weit gröſſer iſt, als **Paris**, ſo glaube ich doch, daß ſich die Anzahl ihrer Einwohner nicht über drey Millionen Menſchen belaufe. Dieſe Rechnung iſt ſo viel ſicherer, da alle Häupter der daſelbſt befindlichen Familien jährlich ein Verzeichniß von der Anzahl der ihrigen, Alter und Geſchlecht der Obrigkeit übergeben müſſen. Zu dieſer erſtaunlichen Menge Menſchen hilft gar mancher Umſtand mitwirken; zum Exempel, die Vielweiberey, die den Chineſern erlaubet iſt, die Güte ihres Erdbodens und Himmelsgegend, ihre Genügſamkeit, ihr munteres und ſchönes Temperament, die Vermeidung der Gemeinſchaft mit andern Nationen, daher ſie weder in andere Länder reiſen, noch ſich in denſelben wonhaft niederlaſſen. Das allermeiſte aber trägt der Friede dazu bey, deſſen ſie nun ſo lange Zeit nach einander genoſſen haben.

§. 21.

und anderer Städte.

In einer jeglichen Provinz findet man Städte vom erſten, andern und dritten Rang. Die meiſten derſelben ſind an ſchifbare Flüſſe erbauet, und haben groſſe Vorſtädte zur Seite. Die Hauptſtädte jeder Provinz ſind ſehr groß, und verdieneten Reſidenzien des Käyſers zu ſeyn. Auſſer dieſen Städten zählet man viele Waffenplätze, unzählige Veſtungen, Schlöſſer, Flecken und Dörfer. Unter den Flecken ſind ſolche, die man inſonderheit **Tching** zu nennen pfleget, die wegen ihrer Gröſſe, Menge der

*) Hievon iſt im erſten Theil die weitläuftige geographiſche Beſchreibung dieſes Reichs und der vornemſten Städte in demſelben nachzuleſen.

Einwohner und ſtarken Handelſchaft, mit den gröſten Städten verglichen werden können. Man nennet ſie aber deswegen Flecken, weil ſie weder mit Mauren eingefaſſet ſind, noch ihre beſondere Gerichtsobrigkeiten haben, ſondern unter der Gerichtsbarkeit der benachtbarten Städte ſtehen. Dahin gehöret zum Exempel **Kin te ching**, wo das ſchönſte Porcelain zubereitet wird, welcher Ort aber unter der Gerichtsbarkeit einer andern Stadt im Gebiet von **Jao tcheou** ſtehet; ferner **Fo chan**, das zu **Canton** gehöret, wovon es nur um vier Meilen entfernet iſt.

§. 22.

Ihre Geſtalt. Die meiſten Chineſiſchen Städte, haben in Anſehung ihrer Lage, eine Aehnlichkeit mit einander. Sie ſtellen länglichte Viereck vor, deren Mauren nach der Schnur gezogen, und unter rechten Winkeln zuſammen ſtoſſen. Indes muß man das nicht ſo weit deuten, als ob alle Städte ohne Ausnahme viereckigt wären. Diejenigen, ſo dieſes gemeldet, haben dieſe Regul alzu gemein gemachet. Es iſt wahr, ſie beobachten dieſe Regul ſo viel ihnen möglich iſt, daß die Mauren ihrer Städte in vier Winkel zuſammen ſtoſſen. Eben ſo verhält ſichs mit ihren Häuſern, als welche, die Straſſen mögen laufen wie ſie wollen, allezeit gegen Mittag angeleget ſind; weil ſolches die günſtigſte Gegend dieſes Landes iſt, indem die Nordwinde alzu empfindlich ſind. Daher findet man gemeiniglich, daß die Pforte des Hauſes, durch welche man eingehet, ſich in einer Seite des Hofes krum herum ſchlinget.

§. 23.

Mauren und Thoren. Die Mauren, damit die meiſten Städte eingefaſſet werden, ſind breit, hoch, und theils von Werkſtücken, theils von Ziegelſteinen aufgeführet. Hinter denſelben iſt ein von Erde aufgeworfener Wal mit hohen und viereckigten Thürmen, die in einer gewiſſen Entfernung von einander ſtehen. Ein jedes Thor iſt doppelt und mit zween Thorflügeln verſehen. Zwiſchen beyden Thoren iſt ein Waffenplatz, wo die Soldaten exerciren. Wenn man in das erſte Thor eingehet, ſo ſiehet man das andere nicht, weil es demſelben zur Seite lieget. Die Thore ſind mit ſchönen Thürmen überſetzet, welche ihre Zeughäuſer vorſtellen, und wo die Wache logiret. Auſſer den Thoren und in den Vorſtädten wohnen bey nahe eben ſo viel Leute als in der Stadt. An den volkreichſten Plätzen trift man einen oder mehr Thürme an, die ſehr hoch und von ſchöner Bauart ſind. Gemeiniglich ſind ſie mit neun Stockwerken überbauet, wenigſtens nicht weniger als ſieben. Die Straſſen in den Städten ſind faſt durchgängig ſchnurgerade, aber dabey oft ſehr enge, und darin ſind ſie von den Käyſerlichen Reſidenzien unterſchieden. Denn in dieſen ſind die Hauptſtraſſen breit, gerade und ſo bequem angeleget, als ſie irgend wo in der Welt ſeyn können, ſonderlich für die Reuterey und Fuhrwerk. Alle Wohnhäuſer, nur die Thürme und einige andere Palläſte und Stadthäuſer ausgenommen, ſind ſehr niedrig, und dergeſtalt von den Stadtmauren bedecket, daß man, ohne die Thürme auf den Mauren, glauben ſolte, man ſähe von fern weiter nichts als ein in vier Mauren eingeſchloſſenes Feld. Auſſer dem trift man noch Städte an, die zum Theil unangebauet ſind, und deren Häuſer wüſte ſtehen; weil ſie noch nicht wieder angebauet worden, ſeit dem die Tartern China erobert und viele Verwüſtungen angerichtet. Das ſonderbarſte iſt, daß man, vornemlich bey den groſſen Städten in den mittäglichen Provinzien, eine Art ſchwimmender Städte ſiehet, nemlich, die erſtaunliche Menge Fahrzeuge, die auf beyden Seiten der Flüſſe ſtehen, und auf welchen unzählige Familien wohnen, die in der Stadt

Stadt nicht unterkommen können. Daher ist das Wasser so gut bewohnet, als das veste Land.

§. 24.

Im Chiuesischen Reich findet man eigentlich nur zweyerley Stände von Menschen, nemlich, die Edlen und den Pöbel. Zu jenen gehören die Prinzen vom Geblüt, die Fürsten, die Grafen, die Kriegs- und Gelehrten-Mandarins; ferner die ehedem Mandarins gewesen, und es nicht mehr sind; die Gelehrten, die um ihrer Gelehrsamkeit willen fähig sind eine Ehrenstufe und Würde des Reichs nach der andern zu besteigen. Zum Pöbel gehören die Bauren, die Handwerksleute, die Künstler. Diese verschiedenen Stände wollen wir näher kennen lernen, und zwar nach der Ordnung, die wir uns hiebey vorgeschrieben haben. Zweyerley Stände von Menschen.

Zweyter Abschnitt,

Von dem Ansehen eines Chinesischen Käysers, von dem Reichssiegel, Einkünften und Aufwand desselben, von seiner Wohnung Staat und Aufzug, darin er öffentlich erscheinet.

§. 1.

Es ist wol kein Reich in der Welt, da es monarchischer zugieng, als in China. Der Kayser dieses Reichs hat eine ganz unumschränkte Macht, und wird, wenn man nach dem Schein urtheilen sol, als eine Art der Gottheit verehret. Die Ehrerbietung, so man ihm erweiset, ist nichts anders, als eine Anbetung; seine Worte werden als göttliche Aussprüche aufgenommen, und das geringste Wollen desselbigen wird als ein Befehl vom Himmel volstrecket. Niemand unterstehet sich anders als kniend mit ihm zu reden, nicht einmal sein eigener Bruder, ohnerachtet er älter ist; so wenig als sich jemand ohne diese Stellung in Ceremonie einfinden darf, es sey denn, daß es der Käyser anders befohlen. Nur den Herren, die ihn allenthalben begleiten, ist es erlaubt, ihn stehend zu bedienen und nicht niederzuknien, wenn sie mit ihm reden. 1. Vom Ansehen eines chinesischen Käysers.

§. 2.

Eben dieses wird auch gegen die Bedienten des Käysers beobachtet, wenn sie seine Person vorstellen, seine Befehle bekant machen, oder seine Abgeordnete sind. Ja, es pfleget auch wol den Gouverneurs des Käysers zu wiederfahren, wenn sie die Gerechtigkeit verwalten, dergestalt, daß man wohl sagen kan, daß dieselbigen in Ansehung der ihnen erwiesenen Veneration, des gemeinen Mannes Käyser sind, aber auch in Ansehung derer, die über sie gesetzet sind, den Pöbel vorstellen. Welche unvergleiche Ordnung mehr als alles andere zur Ruhe und Stille im Reich beyträget. Man siehet da nicht darauf, wer ihr seyd, sondern wessen Person ihr vorstellet. welches sich auf alle seine Diener

§. 3.

Nicht nur die Mandarins und Grossen des Hofes, erweisen dem Käyser diese Ehrerbietung, sondern es geschicht auch von den Prinzen vom Geblüt. Ja, es pflegt wol und auf alles, was ihm zudie-

gehöret, erstrecket.

dieselbe sich auf des Käysers Lehnstuhl, auf seinen Thron, auf alles was er brauchet, zu erstrecken; worin sie manchmal so weit gehen, daß sie vor seinem Kleide und vor seinem Gürtel die Knie beugen. Jedoch gehen sie nicht so weit, daß sie seine Fehler nicht sehen, oder dieselbigen billigen solten. Im Grunde ihres Herzens tadeln sie des Käysers Fehler; sie mißbilligen es, wenn er Zorn, Geiz und andere lasterhafte Leidenschaften an sich blicken lässet. Sie glauben aber, daß sie dergleichen öffentliche Ehrenbezeugungen ihrem Herrn schuldig sind, um diejenige Subordination zu erhalten, die einer jeden Regierung wesentlich eigen ist, und damit dadurch unter dem Volk Gehorsam und Unterthänigkeit gegen ihre Befehle gewirket werden möge.

§. 4.

Prächtige Ehrentitul.

Diese tiefe Ehrerbietung gegen den Käyser, ist der Grund von den prächtigen Titeln, die ihm beygeleget zu werden pflegen. Sie nennen ihn **Tien tsee**, das ist, einen Sohn des Himmels; **Hoang ti**, den allerhöchsten und herlichsten Käyser; **Chien hoang**, den heiligen Käyser; **Chao ting**, Käyserlicher Pallast; **Van soui**, zehntausend Jahre. Welche Namen, nebst vielen andern, nicht nur die Ehrerbietung der Unterthanen gegen seine Person an den Tag legen, sondern auch die Wünsche anzeigen, die sie für ihn zum Himmel schicken. Niemand unterstehet sich, er sey wes Standes er wolle, vor der grossen Pforte seines Pallastes vorbey zu reuten oder zu fahren. So bald er an dieselbe komt, so steiget er ab, und setzet sich eher nicht wieder auf, als bis er an den gehörigen Ort komt. Denn man hat genau bestimmet, wo die vorüber paßirenden ab- und aufsteigen müssen.

§. 5.

Ehrenbezeugungen, wenn er krank ist.

In einer jeden Woche oder wenigstens in einem jeden Monat sind gewisse Tage vest gesetzet, da alle grossen des Hofes in Cerimonienkleidern in einem bestimten Saal des Pallastes erscheinen, dem Käyser ihre Unterthänigkeit zu bezeugen, und sich vor seinem Thron bis auf die Erde zu beugen, ob er gleich nicht selbst in Person dabey erscheinet. Wird er krank, so daß es etwa gefährlich um sein Leben aussiehet, so ist alles in voller Bestürzung. Man hat wol eher erlebet, daß alle Manderins aus allen Ständen sich in einem grossen Saal des Pallastes versamlet, und daselbst Tag und Nacht auf den Knien gelegen, um dadurch theils ihren Schmerz an den Tag zu legen; theils die Wiederherstellung seiner Gesundheit zu erbitten; dabey sie sich an die Unbequemlichkeiten der Witterung nicht gekehret. Es ist ihnen genung, daß der Käyser leidet; und in seiner Person leidet der ganze Staat. Sein Sterben ist das einzige Unglück, das seine Unterthanen fürchten.

§. 6.

Wenn er öffentlich erscheint.

Mitten im Hofe des Käyserlichen Pallasts, ist ein von grossen Steinen gepflasterter Weg, auf welchem der Käyser gehet, wenn er öffentlich erscheinet. Wer über diesen Weg gehet, der muß geschwinde laufen. Denn das ist das Merkmal der Ehrerbietung, das man gegen Personen hohes Standes zu beobachten pfleget, wenn man vor ihnen vorüber gehet. Es giebt aber eine gewisse Art des Laufens, darin der Chineser eben eine solche Geschicklichkeit besitzet, als wenn der Europäer eine geschickte Beugung seines Leibes machet. Und darin musten sich unsere ersten Mißionarien üben, als sie zum erstenmal die Ehre hatten, dem Käyser zu **Peking** aufzuwarten. Denn nachdem sie erst durch acht grosse Höfe waren durchgeführet worden, so kamen sie vor des Käysers

Zimmer. Er war eben in einem **Cong**, wodurch man einen grossen freystehenden Platz verstehet, der auf weissen marmornen Pfeilern ruhet. Dieser **Cong** bestund aus einem Saal, darauf ein Thron gebauet war, und aus einer Cammer, wo der Käyser auf einem drey Fuß hohen Gerüste zu sitzen pflegte, das so lang war als die ganze Cammer. Der Can war nur mit einem schlechten weissen Filz bedecket. Vielleicht sahe es damals deswegen so einfältig aus, weil er noch die Trauer für seinen Anherrn trug. Sein Kleid bestund aus einem schwarzen Atlas, der mit Zobelpelzen doppelt gefüttert war, und dergleichen die meisten vornehmen Hofbedienten zu tragen pflegen. Er saß auf tartarische Art, und creuzweise übereinander gelegten Beinen. Man muste dem Käyser auf eine solche Art Heil und Leben wünschen, wie es gewöhnlich ist, wenn man vor ihn gelassen wird. Sobald man in der Pforte angekommen ist, so fängt man an mit einer gewissen Geschicklichkeit zu laufen, bis man in die Cammer hinein gekommen, die gerade auf das Zimmer des Käysers stösset. Alsdenn bleibet man in gerader Linie einen Augenblick mit ausgestreckten Armen stehen; worauf man die Knie beuget, und sich dreymal zur Erde niederwirft. Man stehet alsdenn wieder auf, und wiederholet die vorigen zum andern und drittenmal, bis man einen Wink bekomt näher zu treten, und sich vor des Käysers Knien niederzuwerfen. Die gelbe Farbe ist die Käyserliche, die folglich kein anderer zu tragen sich unterstehen darf. Sein Kleid ist mit lauter Drachen gesticket. Dieses ist sein Sinnbild, und kein anderer darf es mit fünf Klauen tragen. Würde sich jemand unterstehen, ohne seine Erlaubniß dieses Käyserliche Ehrenzeichen zu tragen; so würde er gewiß ein groß Verbrechen begehen, und in harte Strafe verfallen. Seine Briefe, Befehle und alle andere öffentliche Acten, werden mit dem Jahr seiner Regierung und mit dem Tage des Monats datirt; zum Exempel, im 16 Jahr unserer Regierung, am 6 Tage des fünften Monden. Die tiefe Ehrfurcht, dazu die Chineser von ihrer ersten Jugend an, gegen ihren Käyser angehalten werden, wird durch die Gesetze gar sehr bevestiget, als welche den Käysern ein ganz unumschränktes Ansehen beylegen. Er ist allein der höchste Gebieter über ihr Leben und Glück; niemand, weder ein Vicekönig, noch ein Tribunal, noch sonst ein Hofgericht, kan das Todesurtheil an einem Uebelthäter volstrecken, wo es nicht erst von dem Käyser ist bestätiget worden.

§. 7.

Prinzen vom Geblüt haben wenig zu sagen.

So groß auch der Vorzug der Prinzen vom Geblüt vor andern Grossen des Hofes ist, so haben sie doch weder Macht noch Ansehen am Hofe. Man giebt ihnen zwar den Königlichen Titul, man lässet sie in eigenen Pallästen wohnen, hält ihnen eine Hofstadt und Bedienten, die ihrem Stande gemäß; aber über die Unterthanen haben sie nichts zu gebieten, ob diese gleich sehr grosse Ehrerbietung gegen sie beweisen. Ehedem, und als sie noch in den Provinzien hin und her zerstreuet waren, musten ihnen die Cronbedienten alle drey Monate ihren Gehalt zuschicken, damit sie, indem sie nur von Zeit zu Zeit das ihrige erhielten, sich nicht in den Sinn kommen lassen möchten, etwas zu samlen, und das gesamlete zur Unterhaltung eines Aufruhrs anzuwenden. Ja, es war ihnen so gar bey Lebensstrafe verboten, aus demjenigen Orte zu verreisen, der ihnen zum Aufenhalt war angewiesen worden. Nachdem aber die Tartarn Herren von China worden sind, so haben sich die Sachen geändert. Der Käyser glaubet nun, daß es zuträglicher und besser sey, wenn die Prinzen vom Geblüt an seinem Hofe leben, und vor seinen Augen aus und eingehen. Ausser dem, was ihre Hofstadt zu unterhalten kostet,

haben

haben sie auch eigene Ländereyen, Häuser und Einkünfte. Sie wissen auch vermittelst ihrer Bedienten recht gut zu wirthschaften, und einige unter ihnen sind überaus reich.

§. 8.

Der Käyser besetzt alle Aemter,

Auf die Weise wird nun das Reich von einem einzigen Herrn beherschet. Er allein vergiebet alle Aemter in demselben, er setzet die Statthalter und Gouverneurs ein, er erhöhet und erniedriget sie, nachdem es ihre Tüchtigkeit und Treue erfordert, (denn von Verkaufung der Bedienungen weiß man unter den Chinesern nichts,) er setzet die ansehnlichsten Cronbedienten ab, so bald er nur Ursachen einer Unzufriedenheit mit der Verwaltung ihrer Aemter bekomt. Selbst die Prinzen vom Geblüt können diesen Namen nicht ohne seine ausdrückliche Erlaubniß führen, und sie würden solchen gewiß nicht erhalten, so sie sich desselben durch ein lasterhaftes Betragen oder durch eine nachläßige Verwaltung ihrer Geschäfte unwürdig machen solten.

§. 9.

Bestimmet seinen Nachfolger.

Der Käyser erwählet denjenigen unter seinen Söhnen zum Nachfolger, den er für den fähigsten dazu erkennet. Und im Fall er unter seiner eigenen Familie keinen finden solte, der tüchtig wäre zu regieren; so stehets ihm frey, einen von seinen Unterthanen, den er für den würdigsten hält, dazu zu bestimmen. Man hat dergleichen Exempel in den ältesten Zeiten erlebet, und dergleichen Käyser sind noch bis auf den heutigen Tag in der grösten Hochachtung, daß sie das algemeine Beste des Staats der Ehre und Majestät ihrer eigenen Familie vorgezogen haben. Inzwischen ist es doch nun seit etlichen Jahrhunderten also gehalten worden, daß der Käyser allemal einen Prinzen vom Geblüt zum Erben seiner Crone bestimmet hat. Diese Wahl fält gewiß auf denjenigen, der ihm gefält, wenn er sonst die gehörigen Eigenschaften und wahren Verdienste an sich hat, die ihn des Throns würdig machen. Ohne dieselben würde er viel von seinem Ansehen verlieren und unausbleibliche Verwirrungen erwecken. Dahingegen wird sein Name recht unsterblich, wenn er dem ältern Prinzen, fals er zu regieren untüchtig wäre, einen andern vorziehet, der besondere Verdienste hat.

Kan ihn aber auch verwerfen.

Wenn derjenige, der auf die gewöhnliche feierliche Art zum Nachfolger in der Regierung erkläret worden, die Unterthänigkeit vergist, die er dem Käyser schuldig ist, oder sonst einen merklichen Fehler begehet; so ist der Käyser berechtiget, ihn von der Erbschaft des Throns auszuschliessen, und einen andern an seine Stelle zu erwählen. Dieses Rechts bedienete sich der verstorbene Kayser **Cang hi**, indem er seinen Sohn mit grossen Solennitäten verwarf, und zwar den einzigen, den er mit einer rechtmäßigen Gemahlin erzeuget hatte, dessen Treue und Ergebenheit ihm aber verdächtig worden war. Man erblickte also denjenigen mit gröster Bestürzung in Ketten und Banden, der vorher dem Käyser an Würde fast gleich gewesen war. Seine Kinder und Bedienten fielen insgesamt mit in diese Ungnade, und die öffentlichen Zeitungen wurden alsbald mit Manifesten angefüllet, darin der Käyser seinen Unterthanen die Ursachen anzeigete, die ihn zu einer so ausserordentlichen Unternehmung bewogen. Keines einzigen Tribunals Schlüsse und Rechtssprüche gelten etwas, wo sie nicht von dem Käyser bestätiget worden. Was aber diejenigen anlanget, die unmittelbar aus dem Cabinet des Käysers kommen, so sind sie ewig und unwiederruflich. Die Käyserlichen Statthalter und Hofgerichte verziehen keinen Augenblick sie zu registriren, und in ihrem Gebiet bekant zu machen. Das Ansehen des Käysers erstreckt sich endlich nicht blos über die Lebendigen, sondern auch über die Todten. Denn der Käyser

kan

kan zur Belohnung ihrer persönlichen Verdienste ihre Nachkommen mit besondern Ehrentituln belohnen, die ihrer ganzen Familie und Nachkommenschaft zu statten kommen.

§. 10.

Wodurch ihr ansehen eingeschränket wird. Erstes mittel.

So unumschränkt aber auch das Ansehen eines Käysers ist, mit welchem er regieret, so findet er doch einen Zügel und Einschränkung selbst in denjenigen Gesetzen, die seine Autorität unterstützen. Es ist ein Grundgesetz dieses Reichs, das mit seinem ersten Ursprung erzeuget worden, daß nemlich der Staat nichts anders als eine grosse Familie sey; daß ein Regent in Ansehung seiner Unterthanen dasjenige seyn müsse, was ein Vater in Absicht auf seine Kinder und Familie ist, und daß er sie mit eben solcher Zuneigung und Gütigkeit regieren müsse. Dieses Grundgesetz ist gleichsam von Natur allen Chinesern ins Herz geschrieben. Sie urtheilen demnach von den wahren Verdiensten und Fähigkeiten eines Regenten nachdem er eine väterliche Liebe gegen seine Unterthanen beweiset, und sichs angelegen seyn lässet, ihr Bestes auf die möglichste Weise zu besorgen. Daher muß er nun, wie sie es auszudrücken pflegen, des Volks Vater und Mutter seyn, und nachdem er sich durch seine Gütigkeit und Tugenden Liebe erwecket, nachdem hat er auch Furcht und Ansehen. Unter diesem Bilde stellen sie uns die grösten Käyser vor, und alle ihre Schriften sind davon angefüllet.

§. 11.

Fortsetzung.

Diesem algemeinen Begrif zu folge, ist ein Chinesischer Käyser verbunden, sich alles umständlich bekant zu machen, was nur seine Unterthanen angehet. Sie hegen den Glauben, daß er nicht um Lustbarkeiten und guter Tage willen auf einen so erhabenen Ort gestellet worden; seine Vergnügungen müsten darinnen bestehen, daß er den Pflichten eines Käysers ein Genügen thue, und daß er sich durch seinen Fleiß, Wachsamkeit und Zärtlichkeit gegen seine Unterthanen dahin bearbeiten müsse, daß man mit Warheit von ihm sagen könne, er habe bey seinen Unterthanen Vater und Mutterstelle vertreten. Stimmet sein Verhalten mit diesem Begrif nicht überein, so geräth er in die äusserste Verachtung. Warum, fragen die Chineser alsdann, hat ihn denn der Tien oder Himmel auf den Thron gesetzet? Soll er nicht unser Vater und Mutter seyn? Wenn dannenhero ein Chinesischer Käyser seine Autorität erhalten will, so denket er beständig darauf: ob etwa ein und andere Provinz seines Reichs Noth leide. Und wenn er das findet, so verschliest er sich in seinen Pallast; er fastet; er untersaget alle Lustbarkeiten; er läst Befehle ausgehen, dadurch er die Nothleidenden von den gewöhnlichen Abgaben befreyet; er schaffet ihnen Vorrath und Ueberfluß; er giebt in seinen Edicten zu erkennen, wie sehr er von dem Elend seines Volks gerühret sey. Ich trage, spricht er alsdenn, meine Unterthanen in meinem Herzen, Tag und Nacht seufze ich über ihr Unglück, ich denke unaufhörlich auf Mittel, ihrem Elende abzuhelfen. Er bedienet sich kurz zu sagen, dieser und vieler anderer ähnlicher Redensarten, um seinen Unterthanen zu zeigen, wie zärtlich er gegen sie gesinnet sey. Der jetzt regierende Käyser ist in diesem Eifer gegen sein Volk so weit gegangen, daß er im ganzen Reich anbefohlen, wenn eine Provinz oder Stadt von einem besondern Unglück betroffen würde, daß ihm sogleich durch einen ausserordentlichen Courier Nachricht davon ertheilet werden solte; weil er für die Unglücksfälle seines Reichs stehen müsse, und weil er sein ganzes Verhalten so einrichten wolle, daß der Tien oder Himmel seinem Lande gnädig sey.

§. 12.

Zweytes mittel.

Ein anderer Zügel, wodurch die Geſetze die höchſte Gewalt des Käyſers einſchränken, fals er etwa verſuchet werden ſolte, dieſelbe zu mißbrauchen, iſt in der Freyheit zu finden, die den Mandarins eigen iſt, daß ſie in demüthigen und Ehrfurchtsvollen Schriften dem Käyſer die Fehler vorhalten, die bey Verwaltung ſeiner Regierung mit unter gelaufen, und ihm zeigen, daß ſie vermögend wären, die gute Ordnung im Reich zu zerrütten. Würde er nun auf eine ſolche Vorhaltung nicht achten, oder gar auf denjenigen Mandarin eine Ungnade werfen, der das Herz gehabt, ihn desfals zu erinnern: ſo würde er ſich bey ſeinen Unterthanen einen ſchlechten Namen machen; der heldenmüthige Mandarin aber, der ſich für das algemeine Beſte aufgeopfert, würde die allergröſten Lobſprüche erhalten und in dem ganzen Reich verewiget werden. Man hat in China mehr als ein Exempel ſolcher Staatsmärtyrer aufzuweiſen, die ſich weder durch die härteſten Strafen, noch durch den Tod ſelbſt zum Stilſchweigen bewegen laſſen, wenn ein Käyſer ſeine Regierung nicht wohl verwaltet.

§. 13.

Fortſetzung.

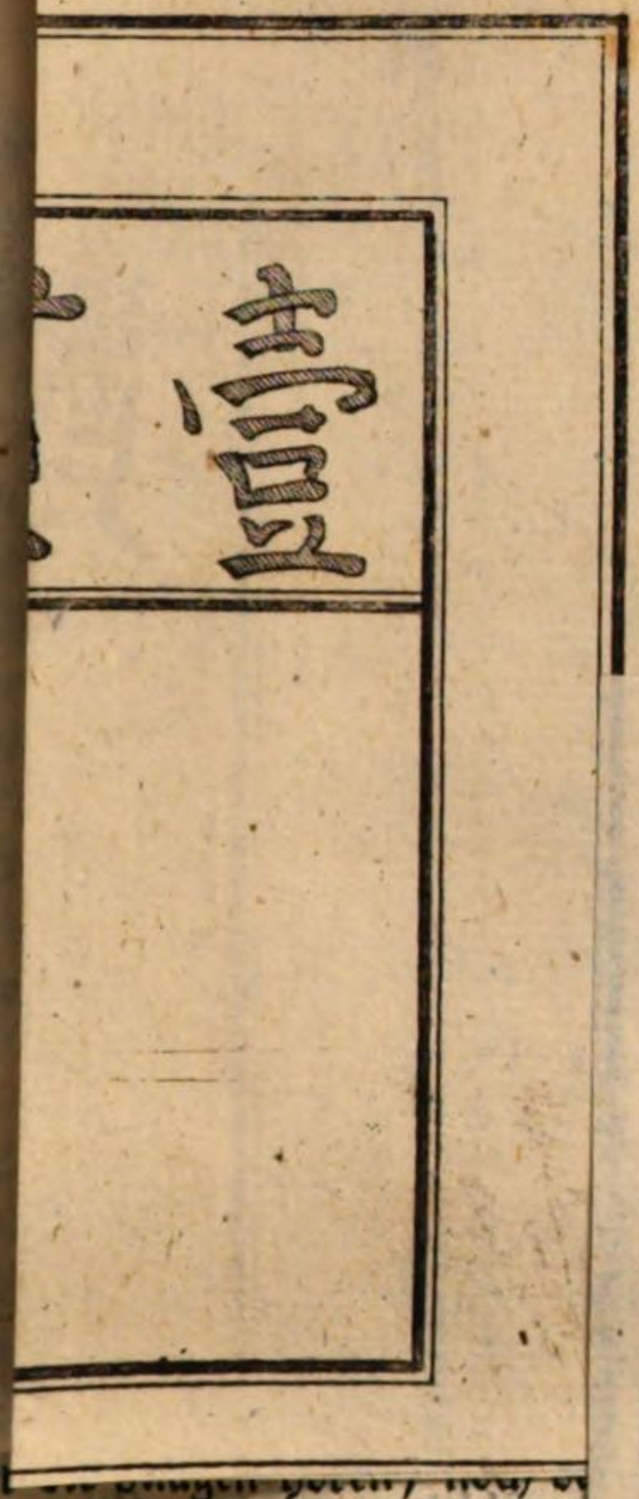
Ueberdies hanget die Ruhe des ganzen Reichs davon ab, daß ein Regent die Autorität der Reichsgeſetze aus allen Kräften zu erhalten ſuche. Die Chineſer ſind ſo geſinnet, daß wenn der Käyſer und ſein geheimder Rath nicht veſt genung wären und auf alle diejenigen ein genaues Auge hätten, die unter dem Volk im Anſehen ſtehen, daß, ſage ich, die Vicekönige, die weit entfernten Mandarins, leichtlich das Volk nach ihrem eigenen Gutdünken regieren und in den unter ihnen ſtehenden Provinzien kleine Tyrannen vorſtellen würden, wodurch gar bald die Billigkeit von allen Gerichtshöfen würde entfernet werden. Das Volk, deſſen Anzahl in China unbeſchreiblich iſt, würde, wenn es den Druck und Ungerechtigkeit fühlete, zuſammenlaufen, und dieſer Zuſammenlauf würde einen ohnfehlbaren Aufruhr in der Provinz nach ſich ziehen. Der Aufſtand in der einen Provinz würde ſich bald in die andere einſchleichen, und das ganze Reich würde in kurzer Zeit im Feuer ſtehen. Denn das iſt der Character dieſer Nation, daß der erſte Same des Aufruhrs, wo er nicht bald durch ein überwiegendes Anſehen erſticket wird, in kurzer Zeit den allergefährlichſten Aufruhr erwecket. Davon ſind viele Exempel in China vorhanden, welche die Käyſer gelehret, daß ihre Autorität länger nicht ohne alle Gefahr ſey, als ſo lange ſie über der Erhaltung derſelben unermüdet wachen, und in den Fußſtapfen ihrer ruhmwürdigſten Vorfahren wandeln.

§. 14.

2. Vom käyſerlichen ſiegel (§. 1.)

Eins von den herlichſten Merkmalen der Käyſerlichen Autorität iſt dasjenige Siegel, wodurch alle öffentliche Acten, Urkunden und Urtheile der Reichsgerichte rechtskräftig gemachet werden müſſen. Das Siegel des Käyſers iſt viereckigt und ohngefähr acht Finger lang und breit. Es beſtehet aus dem feinſten Jaſpis, welches ein in China ſehr hochgeachteter Edelgeſtein iſt. Niemand als der Käyſer darf daher auch ein Siegel von dieſer Materie führen. Es wird aber dieſer Stein Yu che, daraus des Käyſers Siegel zubereitet wird, in dem Berge Yn yu chan gegraben, das iſt, der Berg des Siegels von Agath. Die Chineſer tragen ſich mit verſchiedenen Fabeln von dieſem Berge. Sie erzählen unter andern, daß ſich ehedem der Fong hoang auf dieſem Berge ſehen laſſen, und ſich auf einen verwilderten und bewachſenen Stein geſetzet; ein geſchickter Steinſchneider habe ihn davon weggetrieben, und den berühmten Stein gefunden, daraus

re Seite.



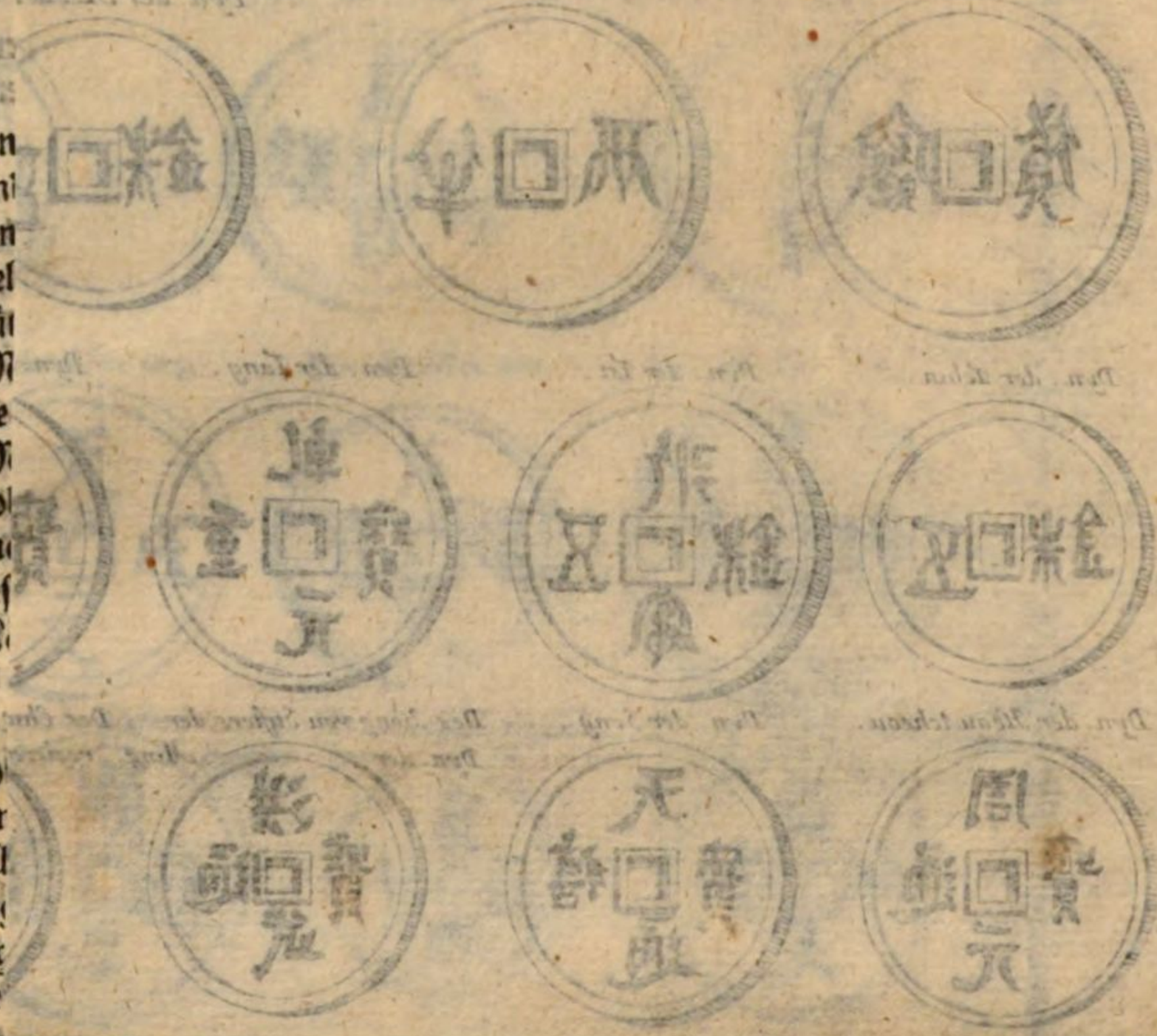
Siegel der prinzen und staatsminister.

Verlust eines solchen siegels zieht grosse verantwor sich.

ten. Ein gewisser Mandarin
sey; und weil er besorgte, es
suchte er ihn auf. Er muste
lich aber fand er das Geheimn
fragte, warum er sich so verb
Mandarin aber, der so leichtg
ihm, wenn es nöthig wäre, n
Standesperson zu beichten an
len, so ich vom Käyser em
nicht gehörig untersiegeln
bar zu machen. Der Man
he, dabey es auf den Verlust
zen Familie ankam, fragte ihn
die höchste obrigkeitliche
feindlich gegen mich erkl
Dieser Mann wird mich o
ren wird, daß ich das S
ren. Folget meinem Rat
lasset alle eure Kostbarkeit
gen, und wenn es Nacht
und macht so dann Lermen in eurem Hause. Dieser Bediente wird so dann

Kram
thun, so
n: end
wo er ihn
r. Der
, daß er
vornehme
gestoh
Befehle
unsicht
hl einsa
iner gan
seufzend,
legenheit
müssen.
ir erfah
verloh
Kopf war,
tes brin
lben an,

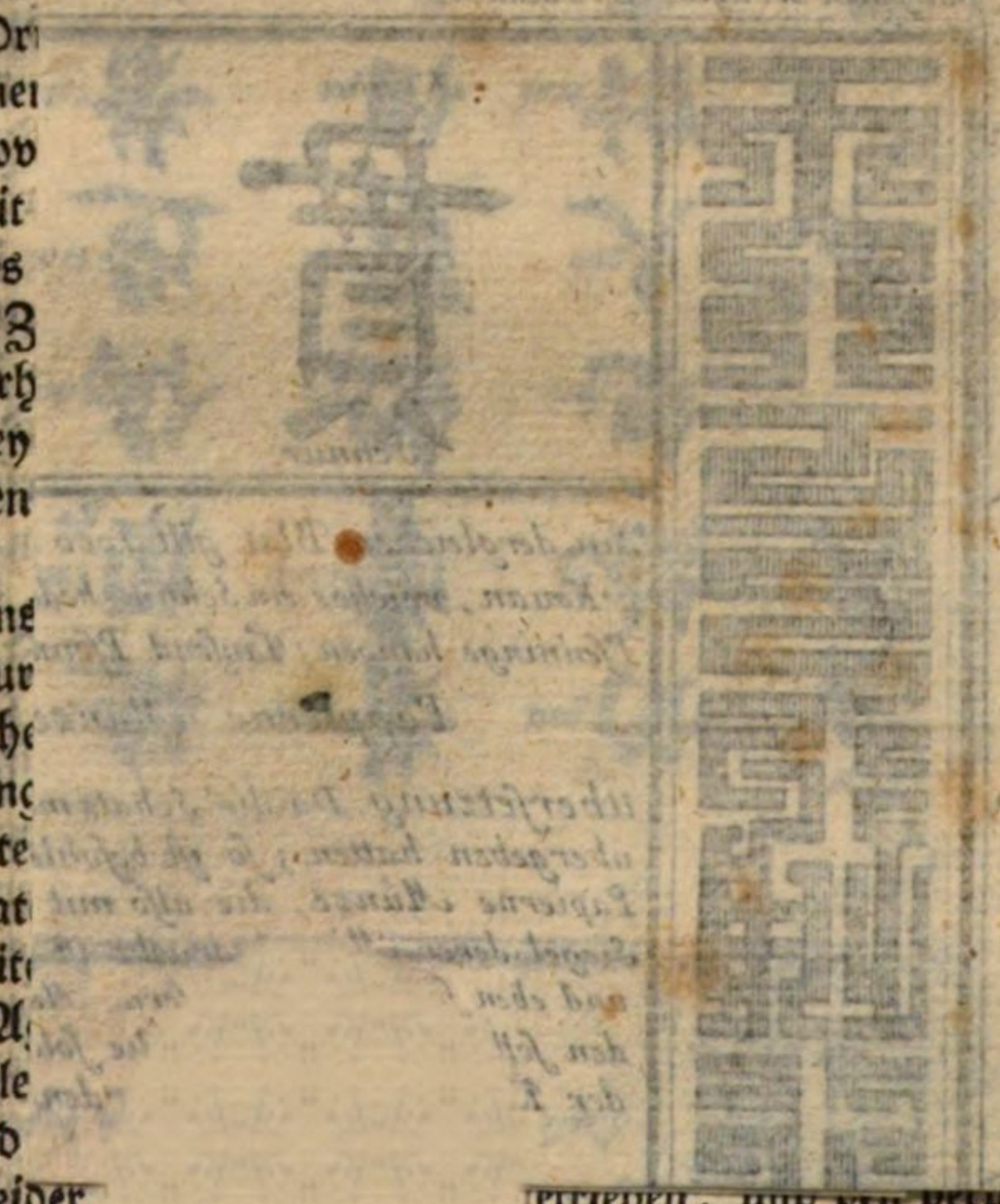
seiner



Zweytes mittel.

Fortsetzung.

ken
fini
ten
gel
rüh
M
de
M
fol
me
tes
K
to
fir
all
sa
eig
ne
es den Dr
würde einer
einen Prov
kurzer Zeit
Same des
in kurzer Z
China vorh
Gefahr sey
Fußstapfen



2. Vom käyserlichen siegel (§. 1.)

Eine
gel, wodur
tig gemache
Finger lang
hochgeachte
dieser Mat
gel zubereit
gels von A
Sie erzähle
lassen, und
Steinschneider

, und dieser Zusammenlauf
iehen. Der Aufstand in der
d das ganze Reich würde in
ieser Nation, daß der erste
ndes Ansehen ersticket wird,
Davon sind viele Exempel in
orität länger nicht ohne alle
ermüdet wachen, und in den

Autorität ist dasjenige Sie-
er Reichsgerichte rechtskräf-
iereckigt und ohngefähr acht
, welches ein in China sehr
f daher auch ein Siegel von
, daraus des Käysers Sie-
das ist, der Berg des Sie-
n Fabeln von diesem Berge.
ng auf diesem Berge sehen
tein gesetzet; ein geschickter
getrieben, und den benannten Stein gefunden, dar-

aus

aus des Käysers Siegel verfertiget ward. Dieser Vogel Fong hoang ist der Chineser ihr Phönix, der ihrer Meinung nach lauter Glückseligkeit und güldene Zeiten bedeutet. Er ist aber zu allem Unglück sonst nirgend als in ihren Büchern und chimerischen Gemählden zu finden.

§. 15.

Die Siegel der Prinzen und Staatsminister.

Die Siegel, so man den Prinzen zum Unterschied ertheilet, sind von Gold; die Siegel der Vicekönige, Mandarins und Magistrate aber von Silber. Die geringeren obrigkeitlichen Personen dürfen keine andere als kupferne Siegel führen. Wenn sie ein solches Siegel abgenutzet und unbrauchbar gemachet haben, so müssen sie dem Tribunal, darunter sie stehen, Nachricht davon ertheilen, welches ihnen so dann ein anderes zuschicket, mit der Verpflichtung, solches auch alt werden zu lassen. Die Gestalt desselben ist bald grösser, bald kleiner, nachdem die Collegia hoch oder niedrig sind. Seit dem die Tartarn in China regieret, sind die Siegel mit Chinesischen und Tartarischen Buchstaben bezeichnet gewesen, so wie die Collegia selbst mit Chinesern und Tartarn besetzet worden.

§. 16.

Verlust eines solchen siegels zieht grosse verantwortung nach sich.

Wenn der Käyser seine Visitatoren in die Provinzien aussendet, sich nach dem Verhalten der Gouverneurs, der Obrigkeiten und anderer Personen zu erkundigen; so ertheilet er einem jeglichen gewisse Siegel zur Verwaltung ihres Amtes mit. Einer von diesen Visitatoren, nachdem er sein Amt eine geraume Zeit in der ihm angewiesenen Provinz verrichtet hatte, ward auf einmal unsichtbar; und wenn man sich bey seinen Bedienten nach ihm erkundigte, so antworteten diese, daß er gefährlich krank liege, und daher weder die Klagen hören, noch denen Recht schaffen könte, die bey ihm Gerechtigkeit suchten. Ein gewisser Mandarin zweifelte gar nicht daran, daß es eine verstelte Krankheit sey; und weil er besorgte, es möchte ihm diese Nachläßigkeit am Hofe Schaden thun, so suchte er ihn auf. Er muste sich von seinen Bedienten etliche mal abweisen lassen: endlich aber fand er das Geheimniß, in das Zimmer seines Freundes zu kommen, wo er ihn fragte, warum er sich so verborgen hielte. Dieser schützte seine Krankheit vor. Der Mandarin aber, der so leichtgläubig nicht war, drang in ihn, und bezeugete, daß er ihm, wenn es nöthig wäre, mit seinem Leben dienen wolle; daß endlich diese vornehme Standesperson zu beichten anfieng: **Man hat mir**, sagte er, **mein Siegel gestohlen, so ich vom Käyser empfangen; und da ich auf die Weise meine Befehle nicht gehörig untersiegeln kan, so habe ich für rathsam erachtet, mich unsichtbar zu machen.** Der Mandarin, der die betrübten Folgen dieses Zufals wohl einsahe, dabey es auf den Verlust seiner Ehre und Güter und auf den Untergang seiner ganzen Familie ankam, fragte ihn, ob er keine Feinde hätte? **Ach**, antwortete er seufzend, **die höchste obrigkeitliche Person dieser Stadt hat sich bey aller Gelegenheit feindlich gegen mich erkläret, so oft ich nur mein Amt verwalten müssen. Dieser Mann wird mich ohnfehlbar bey Hofe angeben, so bald er nur erfahren wird, daß ich das Siegel nicht mehr habe; und alsdann bin ich verlohren.** Folget meinem Rath, versetzte dieser Mandarin, der ein witzger Kopf war, **lasset alle eure Kostbarkeiten in das entlegenste Zimmer eures Pallastes bringen, und wenn es Nacht werden will, so leget selbst Feuer in demselben an, und macht so dann Lermen in eurem Hause. Dieser Bediente wird so dann**

seiner Pflicht gemäs sich einstellen und Befehle ertheilen. Alsdann übergebet ihm vor allen Anwesenden den Kasten, wo das Siegel drinnen gewesen, und sagt ihm dabey, daß ihr keine grössere Kostbarkeit besässet, als was hier der Käyser in eure Hände gegeben, daher ihr in dieser Gefahr es ihm anvertrauen und von seinen Händen wieder fordern woltet, wenn ihr es benöthiget wäret. Ist er es, setzte dieser Herr hinzu, der euch das Siegel genommen hat, um euch einen Possen zu beweisen, so wird er es gewiß wieder in den Cofre legen; wo nicht, so werdet ihr ihn doch beschuldigen können, daß er es verlohren. Der Anschlag gelung, wie der Mandarin gesagt, und das Siegel ward dem Käyserlichen Visitator wieder zugestellet.

Diejenigen Obrigkeiten, die vom Käyser ein Siegel empfangen haben, lassen es mit grossen Ceremonien vor sich hertragen, sonderlich alsdann, wenn sie bey einer Person einen Besuch ablegen, der sie eine vorzügliche Ehre erweisen wollen. Dergleichen Siegel sind in einem vergüldeten Kasten verwahret, der von zwo Personen vor dem Wagen des Käyserlichen Bedienten hergetragen wird. Wenn er an den Ort komt, wo er seinen Besuch ableget, so wird ein Tisch, der mit einer Tapete behangen worden, hingestellet, darauf man indes den Kasten setzet, darin das Siegel lieget.

§. 17.

3. Von den einkünften des käysers a. überhaupt.

Ist der Chinesische Käyser ein mächtgier Herr wegen der vielen Staaten, die unter seinem Scepter stehen; so ist ers nicht weniger in Ansehung seiner Einkünfte, die er daraus ziehet. Es kan aber nicht eigentlich gesaget werden, wie hoch sich die Summe belaufe; indem der jährliche Tribut theils an Gelde, theils an Lebensmitteln entrichtet wird. Man ziehet denselben von allem was die Erde bringet, von Bergen, von Salz, von Seide, von hanf- und baumwollenen Zeugen, von verschiedenen andern Waaren, von Schiffen, Fähren, Wäldern, Gärten, confiscirten Gütern u. s. f.

§. 18.

b. insonderheit worin sie bestehen.

Der persönliche Tribut, den alle und jede Personen vom 20 Jahr an bis zum 60 geben müssen, beträgt eine ganz unermeßliche Summe, wegen der unbeschreiblichen Menge Einwohner, damit dieses Reich angefüllet ist. Gemeiniglich hält man dafür, daß 58 Millionen Menschen diesen Tribut entrichten. Bey der Zählung der Unterthanen, die von dem verstorbenen Käyser Cang hi im Anfang seiner Regierung veranstaltet ward, wurden eilf Millionen 52,872 Familien gezählet, und derer, die vermögend waren die Waffen zu tragen, waren 59 Millionen 788,364. Darunter zählet man hier weder die Prinzen, noch die Grossen des Hofes, weder die Mandarins noch die abgedankten Soldaten, weder die Gelehrten, Licentiaten, Doctores, noch die Bonzen und die Kinder unter zwanzig Jahren, noch auch die grosse Menge derer, die auf den Schiffen wohnen. Die Anzahl der Bonzen beläuft sich allein über eine Million. In Peking sind ihrer allein über zweytausend, die nicht verheirathet sind, und in den Tempeln der Götzen, die hin und wieder im Reich angetroffen werden, zählet man ihrer über 350,000, die durch Käyserliche Patente autorisiret sind. Die Anzahl derer, die man Baccalaureos nennet, ist gegen 90,000 stark. Seit der Zeit aber, da durch die innerlichen Kriege und Einfal der Tartarn unglaublich viel Menschen ihr Leben eingebüsset, hat sich China an Menschen unbeschreiblich vermehret, nachdem es nun eines so langen Friedens genossen.

§. 19.

§. 19.

Es werden ferner auf Unkosten des Käysers zehentausend Schiffe unterhalten, die blos dazu bestimmet sind, daß sie den Tribut herbeyführen müssen, der dem Käyser an Reis, Seide, Stoffen und dergleichen jährlich aus dem Reich geliefert wird. Der Käyser empfängt jedes Jahr 40 Millionen 155,490 Säcke Reis, Hirsen und ander Getreide, davon jeder Sack sechzig Pfund wiegen muß; ferner eine Million 350,937 Stücke Salz, jedes zu funfzig Pfund gerechnet, ferner 210,470 Säcke Bohnen; ferner 22 Millionen 598,597 Bund Stroh zur Unterhaltung seiner Pferde. An seidenen Stoffen liefern ihm die sämtlichen Provinzien 191,530 Pfund ausgearbeitete Seide, das Pfund zu eilf Unzen gerechnet; 409,896 Pfund rohe Seide; 396,480 Stücke gewebten Cattun; 560,280 Stücke gewebte Hanfzeuge, der erstaunlichen Menge Atlas, Damast, Vernis, Ochsen, Schaafe, Schweine, Gänse, Enten, Wildpret, Fische, Gartenfrüchte, Hülsenfrüchte, Spezereien, und verschiedene Arten Weine, die täglich nach dem Käyserlichen Pallast geführet werden, nicht zu gedenken. Wenn man dieses alles zu Gelde rechnet, so werden sich die Einkünfte des Käysers ohngefähr auf 200 Millionen Taels jährlich belaufen. Ein Tael aber ist so viel als eine Unze Silber, die am innerlichen Werth so viel als 100 Französische Sols betragen. Der Käyser kan auch seinen Unterthanen neue Abgaben auflegen, wenn es die Noth des Staats erfordert. Es ist aber dieses ein Recht, dessen sich der Käyser fast nie bedienet, indem seine regulirten Einkünfte schon den ausserordentlichen Aufwand übertragen können. Ja es ist so ferne, daß sich der Käyser ausserordentliche Subsidien solte zahlen lassen, daß vielmehr nicht ein einziges Jahr hingehet, da nicht ein oder die andere Provinz von den gewöhnlichen Abgaben befreyet werden solte, wenn sich etwa ein Mangel in derselben äussert, oder sie sonst ein Unglück betroffen hat. Fortsetzung.

§. 20.

Gleichwie die Ländereyen dieses Reichs gar genau ausgemessen sind, und man von der Anzahl der Familien die richtigsten Verzeichnisse hat, und was ein jedes dem Käyser entrichten muß; also fält es auch gar nicht schwer zu bestimmen, was eine jede Stadt jährlich abzutragen hat. Es müssen daher die Contributionen von den Käyserlichen Bedienten jedes Ortes eingehoben werden. Man pfändet aber diejenigen nicht aus, die sich in Abtragung ihrer Schuld saumselig erweisen, oder die durch einen Aufschub nach dem andern der Zahlung gar zu entgehen denken; als welches auspfänden nur zum Verderben der Familien gereichen würde. Daher ist den Mandarins durchaus nicht erlaubet, die Unterthanen entweder bey der Aussaat, die im Anfang des Frühlings zu geschehen pfleget, oder zur Zeit der Erndte zu hindern. Das Gefängniß oder Stockschläge sind das Mittel, dadurch man sie ihrer Pflicht erinnert. Dazu dienet aber auch noch ein anderes Mittel. Gleichwie nemlich ein jeder Ort in diesem Reich eine Anzahl Armen und alte Leute hat, die auf Unkosten des Käysers unterhalten werden, so geben die Käyserlichen Bedienten diesen schriftliche Anweisungen, sich von den säumigen zahlen zu lassen. Diese gehen auch so gleich in die Häuser der Retardaten, den Tribut zu heben; und wenn sie sich dessen weigern, so bleiben sie bey ihnen und zehren so lange, bis alles, was sie dem Käyser schuldig sind, aufgezehret worden. Wie sie entrichtet werden.

§. 21.

Diese Käyserlichen Bedienten legen nun ihre Rechnungen vor dem Pou tching Fortsetzung.

ssee, das ist, vor dem Generalschatzmeister ab, der nächst dem Vicekönig der vornemste Cronbediente ist. Zu gewissen Zeiten sind sie verbunden das eingehobene Geld zuzuschicken. Solches müssen die Maulthiere hintragen, und ein jedwedes Thier träget gemeiniglich zweytausend **Taels**, die in langen und mit Eisen wohl beschlagenen Kasten verwahret sind. Dieser Generalschatzmeister leget seine Rechnungen wieder vor dem **Hou pou** ab, welches in der Ordnung das zweyte Oberhofgerichte ist. Dieses Gericht hat es überhaupt mit der Verwaltung der Einkünfte des Käysers und Finanzwesen zu thun, und muß vor dem Käyser selbst davon Rechenschaft geben. Man kan sich nichts ordentlichers vorstellen, als die Auflegung und Einhebung des Tributs, wenn man nur einige unvermeidliche Unterschleife ausnimt, die von den geringern Bedienten gegen die Unterthanen gemachet werden.

§. 22.

4. Von den ausgaben und etat des käysers.

China hat dieses als etwas sonderbares an sich, daß der Käyser in seinen Staaten das Oberhaupt einer grossen Familie vorstellet, und daher die Nothdurft aller seiner Bedienten besorgen muß. Dieser Gebrauch, der unter den Chinesern keiner Veränderung unterworfen gewesen, ist demjenigen sehr gemäs, was vor Zeiten am Hofe unserer Könige (in Frankreich) beobachtet worden, wo man Brodt, Fleisch, Wein, Lichte und andere zur Haushaltung gehörige Dinge austheilete, und dieselben livrailons oder Lieferungen nante, davon das Wort Livrée gekommen ist, dessen man sich von solchen Bedienten zu gebrauchen pflegte, die an einer Austheilung theil nahmen und einem Herrn dieneten. Ein grosser Theil der Käyserlichen Einkünfte wird in den Provinzien verzehret, dahin gehören die Besoldungen, die Unterhaltung der Armen, insonderheit der Alten und Unvermögenden, die allenthalben in grosser Menge angetroffen werden; ferner die Einkünfte der Mandarins, die Unterhaltung der Armee und öffentlichen Gebäude u. s. f. Der Ueberschuß wird nach Peking gebracht und zu den gewöhnlichen Ausgaben des Hofes und Unterhaltung der Hofstaat angewendet, woselbst mehr als 160,000 Menschen regulirter Truppen gefüttert werden, des Soldes nicht zu gedenken, der ihnen mit baarem Gelde ausgezahlet wird.

§. 23.

Fortsetzung.

Hiernächst wird zu Peking alle Tage mehr als 5000 Mandarins eine gewisse Quantität Fleisch, Fische, Salz, Hülsenfrüchte und dergleichen ausgetheilet; alle Monate aber Reis, Bohnen, Holz, Kohlen, Stroh, und dieses alles geschiehet mit der pünctlichsten Richtigkeit. Eben so wird es mit den Mandarins gehalten, die aus den Provinzien an den Hof gefordert worden, oder die vom Hofe in die Provinzien ausgesendet werden. Allenthalben werden sie mit ihrem ganzen Gefolge frey gehalten; es werden Schiffe, Pferde, Wagen, Gasthöfe zu diesem Ende beständig auf Unkosten des Käysers unterhalten. Und dabey gehet es folgendergestalt zu: Wenn ein Mandarin vom Hofe versendet wird, so bekomt er einen **Cang ho**, das ist, einen Freypaß vom **Ping pou** oder geheimden Kriegesrath, der mit dem Siegel dieses hohen Collegii bezeichnet ist, kraft dessen die Postmeister und Obrigkeiten aller Städte ohne Aufschub dasjenige herbeyschaffen müssen, was dieser Freybrief in sich fasset; und zur Bestätigung dessen, daß sie der Ordre genau nachgelebet, müssen sie ihr eigenes Siegel beydrucken. Es werden solchen Mandarins Leute zugeordnet, die Schiffe fortzuziehen, ihre bey sich habenden Sachen fortzutragen; zu welchem Ende der Generalpostmeister erst alles wägen lässet, und so viel Leute anweiset,

set, als zur Fortbringung dieser Last erfordert wird, also daß ein jeder funfzig Chinesische Pfunde tragen muß.

§. 24.

Die Truppen, die der Käyser unterhält, entweder längst der grossen Mauer, oder in allen Städten und mit Mauren umgebenen Plätzen, beliefen sich ehedem auf 780,000 Mann. Diese grosse Anzahl ist nach der Zeit stark vermehret worden; und ist noch auf diesem Fuß, weil seit der Zeit keine Veränderung darin vorgegangen. Diese werden nun gebrauchet, die Wachen zu versehen, die vornemsten Mandarins, Gouverneurs und andere hohe Bediente des Käysers zu bewachen, die sie auch auf ihren Reisen bedecken, und des Nachts das Schif, oder den Gasthof, darin sie Ruhe halten, umgeben. Sie sind aber nur einen Tag in der Uebung, weil sie so gleich, wenn die Mandarins an einen andern Ort kommen, von andern Soldaten abgelöset werden, worauf sie auf ihre vorige Station zurücke kehren. Gleichergestalt unterhält der Käyser gegen 565,000 Mann Reuterey, deren man sich statt der Posten und Couriers bedienet, wenn die Befehle des Käysers und der Oberhofgerichte schnell in die Provinzien versendet werden sollen. Unterhaltung der armee.

§. 25.

Die Abgesandten fremder Potentaten werden gleichfals auf Unkosten des Käysers unterhalten vom ersten Tage an, da sie das Gebiet des Käysers betreten, bis sie dasselbe wiederum verlassen haben. Es werden ihnen Schiffe, Pferde, und alles was zu ihrer Reise erfordert wird, geliefert; er hält ihnen eine Standesmäßige Tafel, und wenn sie am Hofe ankommen, so wird ihnen ein besonderer Pallast angewiesen, dahin ihnen der Käyser zur Bezeugung seiner Freundschaft alle Tage Speisen von seiner Tafel schicket; oder wenn er ganz besondere Merkmale seiner Gewogenheit erzeigen will, so schickt er ihnen von Zeit zu Zeit ausserordentliche Speisen. Der ambassadeur.

§. 26.

Ich will hier nicht der andern Ausgaben gedenken, die der Käyser auf alle öffentliche Gebäude wendet, die den Städten entweder zur Zierde, oder den Unterthanen zur Beqvemlichkeit gereichen. Ich will auch der Ausgaben nicht Erwehnung thun, die auf die Unterhaltung seines Pallastes gewendet werden, der, ob er gleich von unserer Bauart weit entfernet ist, dennoch so prächtig angeleget ist, als es die Majestät und der Reichthum eines so grossen Käysers erfordert. Der Begrif, den wir schon bey anderer Gelegenheit davon ertheilet haben *), könte hinlänglich seyn, und uns einer neuen Mühe überheben; inzwischen soll das bereits gesagte nicht wiederholet, sondern das mangelhafte der ersten Beschreibung durch diejenige ersetzet werden, die von einem der Herren Missionarien herrühret, die das Glück gehabt vor den Käyser gelassen zu werden und ihm in seinem Zimmer aufzuwarten. 5. Vom käyserlichen pallast.

§. 27.

Es bestehet, schreibet er, der Pallast des Käysers aus einer erstaunlichen Menge Gebäude, und einer langen Reihe von Höfen, Gallerien und Gärten, die ein Ganzes vorstellen, das warhaftig groß und superbe genennet werden kan. Da die gegen Mittag liegende Pforte nur für den Käyser geöfnet wird, so giengen wir durch die, so gegen Abend stösset, und die auf einen grossen Hof führet, der in Ansehung des Pallasts auf der Mittagsseite liegt. Dieser Hof stellet ein doppeltes Quadrat vor, auf einer jeden äusser- Beschreibung desselben. 1) die äusseren vorhöfe

*) Siehe oben im ersten Theil die Beschreibung der Stadt Peking.

äussersten Seite desselben siehet man ein grosses und länglich viereckigtes Gebäude mit einem doppelten Dach, dessen unterstes Stockwerk an drey Orten geöfnet ist, wie die Stadtthore zu seyn pflegen. Dieser Hof ist von Norden bis Süden über zweyhundert geometrische Schritte lang, und übers Creuz eben so viel. Er ist mit grossen Ziegelsteinen gepflastert, die auf die hohe Seite geleget worden, nebst einigen Gängen von platten und breiten Steinen. Ehe man in den andern Hof komt, muß man über einen halb trocknen Canal gehen, der vom Morgen gegen Abend läuft, und mit den Mauren des zweyten Hofes parallel ist. Wir giengen über diesen Canal vermittelst einer von den sechs marmornen Brücken, die in der Mitte angeleget sind, gerade gegen den fünf gewölbten und offenen Pforten über, auf welchem ein grosses Gebäude mit einem erhabenen Bolwerk von zwey auf allen Seiten offenen oben her bedeckten Absätzen stehet, das mehr als zwanzig geometrische Schritte dick ist. Bey dem Ein- und Ausgang der Brücke, welche auf das mittelste Thor stösset, findet man zween grosse runde Säulen von weissem Marmor, die auf einem breiten Fußgestell stehen, das mit einem Geländer von weissem Marmor umgeben ist, nebst zween grossen Löwen, die sieben bis acht Fuß hoch sind, und aus einem einzigen Stück gebildet zu seyn scheinen.

§. 28.

Fortsetzung. Die Pforten führen nordwärts in den zweyten Hof, davon ich jetzo rede, und der nur hundert geometrische Schritte lang und ohngefähr um die Helfte breit ist. Beym Eintrit in diesen Hof findet man zween andere Pfeiler von weissem Marmor, die mit Drachenbildern von erhabener Arbeit geschmücket sind, und nicht weit unter den platten und sehr breiten Capitälchen siehet man zween kleine Flügel. Von hier gehet man in den dritten Hof, der wol zweymal länger ist als der zweyte und um etwas breiter. Man kömt ebenfals durch fünf den vorigen ähnliche Thore in denselben, auf welchen ein grosses Gebäude von gleicher Structur stehet. Diese Thore sind sehr dick und mit eisernem Blech bedecket, welches mit kupfernen Nägeln bevestiget ist, deren Köpfe über Faust dicke sind. Alle Gebäude des Pallastes stehen auf einem Manns hoch über die Erde heraus stehenden Untersatz, welcher aus grossen Steinen von rothgrauem Marmor erbauet ist. Die Steine sind schlecht poliret und mit einigen Zierrathen versehen. Alle diese Höfe sind mit sehr niedrigen Gebäuden umgeben und mit gelben Ziegeln bedecket. Hinten in diesem dritten Hof siehet man ein sehr langes Gebäude, dessen Seiten zwey Pavillons bedecken, welche an zwey Flügel stossen, die sich wiederum mit zwey Pavillon endigen, die den vorigen gleich sind, das ist, welche so wol als jene ein doppeltes Dach haben, und eben so wie die Flügel und das mittlere Gebäude mit Gallerien umgeben sind. Dis Gebäude ist aufgeführt auf einem Bolwerk von Backsteinen mit seiner Brustwehr und kleinen Schießscharten, welches ohngefähr fünf und dreyßig Fuß Höhe hat. Das Untertheil dieses Bolwerks ist bis 6 Fuß hoch über den Horizont von Marmor gebauet. Der Grund hat drey gewölbte Oefnungen, welche mit Thoren verschlossen sind, die den vorigen gleichen, ausser daß die Nägel und das Eisenwerk vergüldet sind. Das unterste Theil ist bis auf sechs Fuß von Marmor gebauet. Man fand an dieser Pforte viele Wachen, und unter andern einen **Colao** oder Staatsminister, der, weil er beschuldiget worden, daß er bey der Verwaltung seines Amtes sich mit Gelde bestechen lassen, dazu war verdammet worden, daß er nebst einer Compagnie Soldaten, bey welcher man ihn mit in die Rolle gesetzt, an dieser Pforte Wache halten solte. Diejenigen, so vor ihm vorüber

über giengen, unterliessen deswegen die gewöhnlichen Begrüssungen und Kniebeugungen nicht, und ehreten an ihm annoch die hohe Würde, die er besessen, ohnerachtet er sich nun in einer tiefen Erniedrigung befand.

§. 29.

Als wir durch diese drey Höfe durch waren, die ausser der Grösse nichts merkwürdiges an sich hatten, so kamen wir in den vierten, der ohngefähr achtzig Schritte ins Gevierte hielt. Dieser Hof ist überaus angenehm angeleget; er ist mit Gallerien umgeben, die hin und wieder nach einer gewissen Abtheilung mit offenen und erhabenen kleinen Sälen abwechselten, gegen welchen gerade über Treppen mit marmornen Geländern anzutreffen waren, welche beynahe rund herum gingen. In der Mitte seiner Breite ist dieser Hof durch einen kleinen Canal getheilet, der mit weissem Marmor eingefasset ist, und an dessen Ufer ein Geländer von gleicher Art ist. Man gehet über vier bis fünf Brücken über diesen Canal, deren jede auf einem Bogen lieget. Diese Brücken sind von weissem Marmor mit Einfassungen und erhabener Arbeit geziert. Am Ende des Hofes zeiget sich ein grosser und prächtig geschmückter Saal, zu welchem man auf drey marmornen und mit dergleichen Geländer eingefaßten grossen Treppen gelanget. Es folget darauf der fünfte Hof, der mit dem vorigen beynahe von einerley Gestalt und Grösse ist; doch hat er etwas an sich, das noch mehr rühret. Man siehet in demselben ein groß Gerüste, das drey Stockwerk hoch ist, und da jedes Stockwerk mit einem marmornen Geländer umgeben ist. Es nimt fast die Helfte von der Länge des Hofes und zwey Drittel seiner Breite ein. Es ist ohngefähr achtzehen Fuß hoch und stehet auf einem Siamischen Grundbau von grobem Marmor, welcher über 6 Fuß hoch ist. Man kan vermittelst dreyer Treppen auf dieses Gerüste kommen, davon die mittelste die ansehnlichste ist. Acht grosse zur Pracht aufgestelte Rauchgefässe, ohngefähr 7 Fuß hoch, zierten den obern Theil des Gerüstes, an welchem unten nahe bey der Haustreppe zwey grosse metallene Löwenbilder befindlich waren. Gerade gegen demselben über ist der grosse und prächtige Saal, wo der Käyser die Memoriale, Bitschriften und Suppliken annimt, die ihm alle Tage von den vornemsten Mandarins mit der an der untersten Stufe gewöhnlichen Beugung übergeben werden. Hierauf gehet man in zween andere Höfe, die von diesem letzten wenig unterschieden sind. Man findet in denselben Gerüste von derselben Grösse und Gestalt, sie sind auch mit dergleichen Gebäuden, Treppen und Geländer eingefasset. Als wir durch den zweyten von diesen Höfen durchgegangen waren, so führte man uns durch eine Pforte, die zur rechten Seite lag, in einen andern Hof, der wol zweyhundert Schrit lang war. Es stellet derselbe eine Art von einer Renbahn vor, darin die Pferde um die Wette laufen, an deren Ende man linker Hand in einen freyen und offenen grossen Saal komt. Wir fanden daselbst eine Wache, und wir erwarteten hier den Mandarin, der uns in des Käysers Zimmer führen solte. Fortsetzung.

§. 30.

Endlich holte man uns ab, und führte uns durch den neunten Hof durch, der wol kleiner war als die andern, aber eben so prächtig aussahe. Am Ende desselben erblickte man ein länglicht viereckigtes Gebäude, mit einem doppelten Dach, wie die vorhergehenden, das mit gelben gevernißten Ziegeln bedecket war. Zu diesem Pallast, darin des Käysers Wohnzimmer sind, führte ein mit weissem Marmor gepflasterter und dergleichen Geländer eingefaßter Weg, der auf sechs bis sieben Fuß erhabenen Fußsteige hin- 2) innerliche beschaffenheit.

hinging. Diesen Weg geht sonst niemand als der Käyser, gleichwie auch in den andern Höfen der mittelste Weg für ihn allein ist. Alles ist in diesem Pallast prächtig von Bildhauerarbeit, von Schildereien, von gevernißter und verguldeter Arbeit. Mitten in demselben ist ein erhabener freyer Platz, der mit grossen viereckigten Platten von sehr schönem Jaspisartigen Marmor gepflastert ist. Sie sind so glat poliret, als ein Spiegel, und so genau in einander gefüget, daß man die Fugen schwerlich unterscheiden kan.

§. 31.

Fortsetzung. Wenn man in diesen grossen Saal komt, so erblickt man eine Pforte, die in eine grosse viereckigte Cammer führt, wo der Käyser damals auf einem etwas erhabenen Fußboden nach Tartarischer Art saß. Dieses Zimmer war mit Marmor gepflastert, die Balken ruheten auf hölzernen Pfeilern, die mit einem rothen Vernis überzogen waren, und die dergestalt in der Mauer eingefügt waren, daß sie mit der äussersten Fläche der Mauer eine ebene Fläche machten. Wir beobachteten die gewöhnlichen Ceremonien, das ist, wir stelleten uns in einer Linie gerade gegen den Käyser über; wir warfen uns zu drey verschiedenen malen auf die Knie nieder, und beugten uns jedesmal dreymal ganz zur Erde. Es war für uns eine grosse Gnade, daß er diese Merkmale der tiefsten Ehrerbietung in eigener Person von uns annahm. Denn wenn die Mandarins der sechs vornemsten Hofgerichte allemal um den fünften Tag, oder am ersten Tage des Jahres, oder am Geburtstage des Käysers eben diese Ceremonie beobachten, so ist er fast niemals in Person zugegen, ja nicht selten sehr weit von dem Pallast entfernet, wo diese Ehrenbezeugungen ihm erwiesen werden. Als wir diese Pflichten beobachtet, so näherten wir uns seiner Person, und knieten auf der Seite in einer Linie vor ihm hin. Er fragte nach unserm Namen, nach unserm Alter, nach unserm Vaterlande, und unterhielt sich überhaupt auf eine so leutselige Art mit uns, die man an einem jeden Fürsten bewundern würde, wenn er auch kein Chinesischer Käyser wäre.

§. 32.

Fortsetzung. Es ist nicht zu leugnen, daß die Menge dieser in einer Ebene liegenden und gerade auf einander stossenden Höfe; daß die obgleich unordentliche und ungestalte Menge der Palläste, Pavillon, Gallerien, Seulenstellungen, Geländere, marmorne Stufen; daß die unzählige Menge Dächer, die mit Ziegeln, so mit einem gelben und so hell leuchtenden Vernis überzogen sind, gedeckt sind, daß man, wenn die Sonne darauf scheinet, glauben solte, daß sie verguldet wären: ich sage, es ist nicht zu leugnen, daß dieses alles dem Auge so was prächtiges vorstelle, das sich nicht wohl beschreiben lässet, sondern nur so viel zu erkennen giebt, daß hier ein grosser Käyser wohnen müsse. Rechnet man nun noch die Höfe dazu, die an die Flügel für das Gesinde und die Ställe angebracht sind, die Palläste der Prinzen vom Geblüt, der Käyserin und Käyserlichen Maitressen, die Gärten, die Teiche, die Seen, die Gebüsche, darin allerhand Arten von Thieren unterhalten werden; so wird das Wunderbare dadurch nur noch vergrössert. Das ist inzwischen nur der innere Pallast des Käysers, der durch eine grosse Mauer von dem äusserlichen unterschieden, und der mit einer dicken Mauer eingefasset ist, die wol zwo Meilen im Umfang hat. Es stellet dieser Pallast eine kleine Stadt vor, darin viele Hofbediente wohnen, und eine grosse Anzahl allerhand Handwerksleute, die zum Dienst des Käysers unterhalten werden.

§. 33.

I. Hering fe: Norib:

Be gehet

§. 33.

Nahe bey **Peking** stehet ein Lustschloß der alten Chinesischen Käyser. Es hat dasselbe einen erstaunlichen Umfang; als welcher gern zehen Französische Meilen beträget. Aber von den Europäischen Lustschlössern grosser Herren ist es weit unterschieden. Es ist daselbst kein Marmor, keine Springbrunnen und keine steinerne Mauer anzutreffen. Vier kleine Flüsse, die ein schönes Wasser führen, bewässern es, und die Ufer desselben sind mit Bäumen bepflanzet. Drey sehr schöne und weitläuftige Gebäude findet man darinnen. Viele Seen, und Weide für die Hirsche, kleine Ziegen, wilde Maulthiere und andere wilde Thiere, Ställe für die Herden, Kräutergärten, Rasen, Werder und anderes bestelltes Land; mit einem Wort, alles findet man daselbst, was das Landleben angenehm machen kan. An diesen Ort pflegten sich die alten Käyser zu begeben, wenn sie die Last ihrer Regierung ablegen, sich von dem Zwang losmachen, der mit ihrer Majestät innerhalb ihres Pallastes unzertrenlich verbunden war, und die Annehmlichkeit eines Privatlebens geniessen wolten. Inzwischen kamen doch die Käyser sehr selten aus ihrem Pallast; und je seltener sie sich dem Volk zeigten, desto mehr Ehrfurcht glaubten sie sich zu erwecken. Die Tartarn, die gegenwärtig den Thron besitzen, sind weit menschlicher; und so wenig sie sich auch von dem Sinn der Nation entfernet, so sind sie doch weit liebreicher.

Lustschlösser der alten käyser.

§. 34.

Wenn der Käyser ausser seinem Pallast sich sehen lässet, so bringt es die Gewonheit mit sich, daß ihn eine grosse Menge seiner Hofbedienten begleiten muß. Seine ganze Bedeckung ist majestätisch, die Waffen, die Zäume der Pferde, die kleinen Fahnen, die Sonnenschirme, die Sonnenfächer und alle andere Merkmale der Käyserlichen Würde erscheinen in der grösten Pracht. Die Prinzen des Hauses nebst einigen andern Grossen des Hofes eröfnen den Zug, und erscheinen zuerst zu Pferde. Ihnen folgen die Coao oder vornemsten Staatsminister und Mandarins vom ersten Rang. Sie marschiren auf zwey Flügeln ganz nahe an den Häusern weg, so daß die Strasse mitten ganz frey bleibet. Neben ihnen her trägt man 24 Fahnen von gelber Seide, welches die Livree des Käysers ist. Sie sind mit güldenen Drachenfiguren durchwirket, so als Wappen des Käysers anzusehen sind. Auf diese 24 Fahnen folgen eben so viel Sonnenschirme von gleicher Farbe, und eben so viel grosse und kostbare Sonnenfächer. Die Käyserliche Leibgarde ist durchgehends gelb gekleidet, und führet eine Art eines Helms auf dem Haupt und vergüldete Wurfspiesse, die oben entweder mit dem Bilde der Sonne, oder des halben Mondes, oder sonst mit dem Haupt eines Thieres gezeichnet sind. Zwölf Träger, die ebenfals gelbe Kleidung haben, tragen die prächtige Chaise, darin der Käyser sitzet, auf ihren Schultern. Und unterweges sind solcher Sänftenträger eine grosse Menge bestellet, die einander ablösen müssen. Es begleiten den Käyser eine grosse Menge Musicanten, Trompeter und andere Instrumentisten, die einen grossen Lärmen machen. Eine grosse Menge Pagen und Laqvayen beschliessen den Zug.

6. Oeffentlicher aufzug des käysers.

§. 35.

Gleichwie aber jetzo die Chinesischen Käyser sich öfters ausser ihrem Pallast frey sehen lassen, so haben sie auch mit gutem Bedacht den grossen Schwarm Menschen, der sie sonst begleitet, abgestellet, und ihr Gefolge kleiner gemachet. Als der Käyser **Cang hi** die mittäglichen Provinzien bereisete, so setzte er sich in ein ganz neues und zu dieser Reise

Fortsetzung.

verfertigtes Schif, samt seinen Kindern, einigen grossen Herren des Hofes, und einer grossen Anzahl anderer Bedienten, die er wohl leiden konte. Es befand sich so viel Volk in seinem Gefolge, daß man hätte glauben sollen, es sey ein ordentlicher Feldzug. Er machte ganz kleine Tagereisen, hielt sich zuweilen hie und da auf, untersuchte selbst die Dinge, und lies sich von allem, was ihm vorkam, Rechenschaft geben. Als er aber wieder nach Peking zurück reisete, so setzte er die Reise Tag und Nacht fort. Ich will nichts von seinen Reisen in die Tartarey gedenken, wenn er sich auf derselben mit der Jagd erlustigte. Denn da marschirte er wirklich an der Spitze einer zahlreichen Armee, und man hätte denken sollen, daß er willens sey ein Käyserthum zu erobern. Ich werde aber anderwärts die Pracht ausführlicher beschreiben, die bey einem Aufzuge des Käysers, an der Kleidung, an seinem Geschirr, und an allen denen, die ihn begleiten, anzutreffen ist. Daher ich jetzo nur noch von derjenigen Solennität reden will, mit welcher der Käyser sein Opfer in dem Tempel des **Tien** oder Himmels bringet.

§. 36.

Beschreibung des aufzugs, wenn der käyser im tempel opfert.

Die Beschreibung davon, die ich aus einer Erzählung des P. **Magalhaens** genommen, ist um so viel zuverläßiger, da die Ordnung, mit welcher diese Ceremonien verrichtet werden, auf alle Zeiten vestgesetzet ist, und unveränderlich bleibet. Der Zug fieng sich mit 24 Tambours an, die in zwo Reihen gestellet waren, und mit 24 Trompetern. Die Trompeten, so diese führten, sind aus einem Holz verfertiget, das bey den Chinesern in hohem Werth ist, und welches sie **Ou tong chu** nennen. Sie sind über drey Fus lang, und die äusserste Oefnung hat ohngefähr acht Zoll im Durchschnit. Sie sind wie die Glocken gestaltet, am Rande verguldet, und ihr Ton harmoniret mit den Trommeln. In gleicher Linie folgen 24 Männer, die lange Stäbe von sieben bis acht Fus tragen, die mit einem rothen Vernis überzogen und mit vergoldetem Laubwerk geschmücket sind. Darauf folgen hundert Soldaten mit Hellebarten, die am Ende mit Eisen gewafnet sind, das einen halben Mond vorstellet; diesen treten hundert Lanzenträger nach, deren Lanzen mit rothem Vernis überzogen, mit allerhand Blumen bemahlet und an den äussersten Enden stark verguldet sind; ferner vierhundert Laternen, die mit vieler Kunst gearbeitet und geschmücket sind; vierhundert Fackeln, die aus einem Holz bestehen, das lange brennet, und einen grossen Glanz ausbreitet; zweyhundert Lanzen, deren einige mit seidenen Flocken von verschiedener Farbe umwunden, andere aber mit Schwänzen von Panthern, Füchsen und andern Thieren versehen sind; vier und zwanzig Fahnen, darauf die Zeichen des Thierkreises gemahlet sind, der von den Chinesern in 24 Theile vertheilet wird. Weiter folgen 56 andere Fahnen, darauf die 56 Sternbilder abgebildet sind, darunter die Chineser alle Sterne bringen; zweyhundert Sonnenfächer, die auf langen verguldeten Stäben stehen, daran die Bilder von Drachen, Vögeln und verschiedenen Thieren befindlich sind; ferner 24 reichgeschmückte Sonnenschirme, und ein Schenktisch, der von den Mundbedienten des Käysers getragen wird, und der mit allerhand güldenen Geräthe, Schwenkkesseln, Gieskannen und dergleichen besetzet ist.

§. 37.

Fortsetzung.

Wenn nun dieser zahlreiche Zug in guter Ordnung geschehen, so erscheinet der Käyser mit einer ernsthaften majestätischen Mine auf einem prächtig geschmückten Pferde. Zu beyden Seiten trägt man einen Sonnenschirm, der so groß ist, daß er samt seinem Pferde unter demselben Schatten hat. Er ist mit zehen weissen Handpferden umgeben, deren

Sattel-

Sattelzeug, Zäume und alles mit Gold und Edelgesteinen reich geschmücket ist, und hundert Lanzenträgern, wie auch den Käyserlichen Cammerpagen. Hierauf folgen in einer eben so schönen Ordnung alle Prinzen vom Geblüt, die Reguli oder appanagirten Könige, die Mandarins vom ersten Range, die Herren des Hofes, allesamt in Ceremonienkleidern; ferner fünfhundert junge Edelleute, die prächtige Kleidung tragen, und tausend Laqvayen zu Fus mit rothen Röcken, die mit Blumen und Sternen von Gold und Silber reich gesticket sind. Unmittelbar darauf folgen 36 Männer, die eine offene Chaise tragen, welcher eine andere verschlossene und weit grössere nachfolget, die von 26 Personen getragen wird. Endlich kommen vier grosse Wagen, deren zween von Elephanten, die andern aber von Pferden gezogen werden, die schöne mit Gold gestickte Decken haben. Jeder Chaise und jedem Wagen folgen 50 Personen zur Bedeckung nach. Dieser Zug wird von 2000 gelehrten Mandarins beschlossen, denen 2000 andere Kriegsmandarins oder Officier nachtreten, die mit prächtigen Ceremonienkleidern erscheinen.

Das ist die Grösse und Pracht eines Herrn, der ein so grosses Reich regieret. Alles geschiehet um seinetwillen allein. Er ist die Seele, die diesen so grossen Cörper beweget, und der alle Glieder desselben in der volkommensten Subordination erhält; wie aus dem folgenden weiter wird zu ersehen seyn.

Dritter Abschnitt,

darinnen von der Regierungsform des Chinesischen Reichs, von hohen und niedrigen Collegiis, von den Mandarins, von ihrer Ehre und Vorzügen, wie auch von ihren Pflichten und Verrichtungen gehandelt wird.

§. 1.

Der Grund von der ganzen Regierungsform im Chinesischen Reich ist in den Pflichten der Väter gegen ihre Kinder, und der Kinder gegen ihre Väter befindlich. Der Käyser wird daher der Vater des ganzen Reichs genennet; des Käysers Statthalter heisset ein Vater der ihm untergebenen Provinz, und der Mandarin ist seines Ortes ein Vater derjenigen Stadt, darüber er die Aufsicht führet. Auf diesem allgemeinen Grunde, der einfältig und natürlich ist, ruhet die tiefe Ehrerbietung und der schleunige Gehorsam, den die Chineser den Bedienten des Käysers erweisen, welche diesem die Regierungslast ungemein erleichtern helfen. Man muß sich recht sehr wundern, wenn man siehet, daß ein unendlich grosses Volk, das von unruhiger Gemüthsart, höchstintereßiret und unaufhörlich in Bewegung ist, reich zu werden, nichts destoweniger durch eine kleine Anzahl, die einer jeden Provinz vorgesetzet sind, in genauer Zucht und Ordnung erhalten wird. Der blosse Schatten der Käyserlichen Autorität, der sich in ihren Personen zeiget, kan bey den Gemüthern der Unterthanen alles ausrichten.

I. Allgemeine abbildung der regierungsform.

§. 2.

Gleich von den ältesten Zeiten dieser Monarchie her sind die Mandarins in neun Ordnungen oder Classen abgetheilet gewesen. Die Subordination dieser Classen ist so groß

Eintheilung der mandarins.

groß und volkommen, daß mit dem Respect und Unterthänigkeit, welche die Mandarins der niedrigen Classen den höhern erweisen, nichts verglichen werden kan. Die erste Ordnung der Mandarins fasset die **Colao** oder Staatsminister, die ersten Präsidenten der Oberhofgerichte und andere Generals vom ersten Range in sich. Und das ist die höchste Stufe, dazu die Gelehrten gelangen können, es sey denn daß der Käyser, wenn sie dem Reich besondere Dienste geleistet, es für gut finden solte, ihnen noch höhere Ehrentitul beyzulegen, dergleichen der Titul eines Grafen oder Herzogs seyn möchte. Die Anzahl der **Colao** ist nicht vestgesetzet, sondern beruhet auf dem Willen des Käysers, der sich dieselben aus andern Tribunalien aussuchet. Doch sind ihrer allemal wenigstens fünf bis sechs, und unter denselben hat gemeiniglich einer einen besondern Vorzug vor den übrigen. Man nennet ihn **Cheou siang**; er ist der Präsident dieses hohen Collegii, und der vertrauteste Diener des Käysers.

§. 3.

II. Von den mancherley tribunalen.

Erstes tribunal der Colao oder staatsministerium.

Das Tribunal der Colao wird im Käyserlichen Pallast gehalten, zur linken Hand des Käyserlichen Saals, welches in China die Ehrenseite ist. In diesem Saal ertheilet der Käyser Audienz, wenn er öffentlich erscheinet, und nimt daselbst auch die Ehrenbezeugungen seiner Mandarins an. Gleichwie er aber in seinem Pallast viele andere prächtig geschmückte Säle hat; so wird einem jeden derselben einer besonders eingeräumet, diejenigen Angelegenheiten daselbst zu untersuchen, die bey ihm besonders eingelaufen; und man leget ihm den Namen eines solchen Saals als einen besondern Ehrentitul bey: zum Exempel, **Colao** des höchsten Mittelsaals. Dieses Tribunal, welches man **Nui yuen**, das ist, den innern Hof nennet, weil es innerhalb des Käyserlichen Pallastes gehalten wird, bestehet aus dreyerley Ordnungen der Mandarins. Die ersten darunter sind die eigentlich so genanten Staatsminister; und diese besehen und untersuchen fast alle diejenigen Schriften, die von den höchsten Gerichten des Reichs dem Käyser übergeben werden sollen; sie mögen nun entweder den Staat, den Krieg, den Frieden oder andere bürgerliche Angelegenheiten und Verbrechen betreffen. Diese Schriften lesen sie, und wenn sie dieselben gelesen, so lassen sie es geschehen, daß sie dem Käyser überreichet werden, es sey denn, daß sie ein erhebliches Hinderniß dabey finden, davon der Käyser benachrichtiget werden muß, der ihren Bericht entweder gut heisset oder verwirft, nachdem es ihm gefällig ist, zuweilen auch die Erkentniß der Sachen und die Untersuchung der übergebenen Schriften sich ganz allein vorbehält.

§. 4.

Fortsetzung.

Die Mandarins vom zweyten Rang, die in diesem Collegio sitzen, sind eigentlich Assessores der ersten. Aus ihrem Mittel werden die Statthalter der Provinzien und die Präsidenten der andern Tribunale gewählet. Man nennet sie **Ta hio se**, das ist, die Gelehrten oder Obrigkeiten, deren Geschicklichkeit bekant worden, und man nimt sie aus der andern oder dritten Ordnung der Mandarinen. Die von der dritten Gattung, so in diesem höchsten Collegio sitzen, heissen **Tchong chu co**, das ist, die Schule der Mandarinen. Sie sind eigentlich des Käysers Secretairs oder Schreiber, und müssen alles protocolliren und aufschreiben, was im Tribunal überleget wird; und diese nimt man aus der vierten, fünften und sechsten Ordnung der Mandarinen. Das sind also die Bedienten, die den geheimden Rath des Käysers ausmachen, und vor ihrem Gericht müssen die allerwichtigsten Angelegenheiten ausgemachet werden, es sey denn, daß der Käyser

den

den grossen Staatsrath zusammenfordern lasse. Dieser grosse Staatsrath bestehet aus allen Staatsministern, aus den ersten Präsidenten und Assessoren der sechs Oberhofgerichte, und der drey andern ansehnlichsten Gerichte. Denn ausser dem so genanten innern Rath sind auch zu **Peking** sechs hohe Tribunale, die man **Leo pou** nennet, deren Macht und Ansehen sich auf alle Provinzien des Reichs erstrecket. Ein jeder Tribunal hat zu allen Zeiten einen Präsidenten gehabt, der ein Mandarin vom ersten Range ist, und zween Assessores aus den Mandarinen vom zweyten Rang; der andern untergeordneten Gerichte nicht zu gedenken, deren an der Zahl vier und vierzig sind, und deren jedes seinen eigenen Präsidenten und wenigstens zwölf Räthe hat.

§. 5.

Solche Beschaffenheit hat es mit diesen Gerichten gehabt, so lange dieses Reich unter Chinesischen Käysern gestanden. Nachdem sich aber die Tartarn des Reichs bemächtiget, so hat man die Glieder so wol in den höhern als niedern Collegiis verdoppelt, und eben so viel Chineser als Tartarn darin niedergesetzet. Und das war eine grosse Staatsklugheit des Conqveranten, wodurch er seine Tartarn mit zur Gemeinschaft der Regierung des Reichs zog, ohne den Chinesern Gelegenheit zu geben sich zu beklagen, welches gewiß geschehen seyn würde, wenn man sie aus den Regierungscollegiis ausgeschlossen hätte. Die Verrichtungen des ersten Oberhofgerichtes, so man **Lij pou** nennet, bestehen darin, daß alle Provinzien des Reichs mit Mandarins gehörig besetzet werden, daß sie über das Verhalten derselben ein wachsames Auge haben, ihre guten und bösen Eigenschaften prüfen, und dem Käyser davon Nachricht ertheilen, damit er dadurch in den Stand gesetzet werde, die Tugenden und Verdienste der Guten zu belohnen, und sie zu höhern Ehrenstufen zu erheben; aber auch die Bösen zu bestrafen und abzusetzen, wenn sie sich des anvertrauten Amtes unwürdig gemachet haben. Wenn man also das Kind beym Namen nennen soll, so sind die Glieder dieses Collegii nichts anders als Staatsinquisitores. Dieses hohe Tribunal hat vier andere unter sich. Das erste muß diejenigen Männer ausſuchen, die sich durch Gelehrsamkeit und andere gute Eigenschaften würdig gemachet haben, wichtige Aemter im Reich zu bekleiden. Das andere muß das gute oder schlimme Verhalten der Mandarinen untersuchen. Das dritte muß alle gerichtliche Documente und Schriften besiegeln, den Mandarins die ihren Aemtern und Würden zukommende Siegel austheilen, und untersuchen, ob es auch mit den Siegeln, damit die bey Hof einlaufende Sachen versiegelt sind, seine gehörige Richtigkeit habe. Das vierte muß die Verdienste der Grossen im Reich bemerken, das ist, der Prinzen vom Geblüt, der apanagirten Könige, derer, die man nach unserer Art Herzoge, Marqvis oder Grafen nennen möchte, kurz aller derer, die man unter die Standespersonen zu zählen pfleget.

Nähere bestimmung der höchsten reichsgerichte. 1) des gerichts **Lij pou**.

§. 6.

Das zweyte Oberhofgericht, **Hou pou**, das ist, grosser Schatz des Königs, hat die Oberaufsicht auf das Finanzwesen, auf die Domainen, Schatzkammer, Einkünfte und Ausgaben des Käysers. Von demselben werden die Befehle zu dem Gehalt und Besoldungen der Käyserlichen Bedienten ausgefertiget. Es bestimmet die Lieferungen an Reis, seidenen Stoffen und Geldern, die unter die Grossen des Hofes und Mandarins im Reich ausgetheilet werden sollen. Es hält ein genaues Verzeichniß von allen Familien, von allen Abgaben des Landes, von allen Zöllen und öffentlichen Vorrathshäusern.

2) des gerichts **Hou pou**.

Zur

Zur Erleichterung einer so erstaunlichen Arbeit sind demselben vierzehen niedere Tribunale zugeordnet, vor welchen die Angelegenheiten der vierzehen Reichsprovinzien abgethan werden müssen. Denn was die Provinz **Pe tche li** anlanget, so ist dieselbe die Hofprovinz, und geniesset daher vor allen andern Provinzien die Vorrechte des Hofes und des Käyserlichen Hauses. Die Provinz **Kiang nan**, deren Hauptstadt **Nanking** heisset, genoß ehemals dieses Vorrechtes auch, weil die Käyser sonst ihr Hoflager daselbst gehabt; nun aber ist sie von den Tartarn den übrigen Provinzien gleich gemachet, und ihr Name **Nanking in Kiang nan** verwandelt worden.

§. 7.

3) drittes gericht Li pou.

Li pou ist der Name des dritten Oberhofgerichtes, das ist, des Gerichtes der Gebräuche und Cerimonien. Es scheinet zwar, als ob dieses Gericht mit dem vorhingedachten (§. 5.) einerley Namen habe; indes ist doch in der Chinesischen Sprache zwischen beyden Benennungen ein merklicher Unterschied, der durch die Aussprache entschieden werden muß. **Lij** heisset so viel als ein **Mandarin**, und **Pou** ein Tribunal, zusammen das Tribunal der Mandarinen. Hingegen das Wort **Li** heisset Gebräuche, und in der Verbindung mit dem Wort **Pou** bedeutet es ein **Gericht der Gebräuche**. Dieses Collegium muß daher über alle Cerimonien, über Künste und Wissenschaften halten; es muß für die Käyserliche Music Sorge tragen, und auf diejenigen merken, die sich im Studieren hervorthun und dem gewöhnlichen Examen unterwerfen wollen. Es muß seinen Bericht abstatten, wenn der Käyser jemand einen Ehrentitul beylegen, oder sonst seine Verdienste unterscheiden will. Es muß weiter Sorge tragen für die Tempel und Opfer, die der Käyser in denselben zu opfern gewohnt ist. Diese Sorge erstrecket sich auch auf diejenigen Solennitäten, die der Käyser entweder um seiner Unterthanen oder um der Fremden willen anstellen will. Es führet die oberste Aufsicht über alle freye Künste, über die drey gangbaren Gesetze oder Religionen, die im Reich gedultet werden, **der Gelehrten, der Tao ssee**, und der Jünger des **Fo**. Es muß die fremden Gesandten empfangen, bewirthen und beurlauben. Endlich stellet dieses Gericht auch ein Obercon-sistorium vor, indem zur Zeit der Verfolgung die Prediger des Evangelii sich vor demselben stellen müssen. Diesem hohen Collegio kommen vier andere untergeordnete in seinen Verrichtungen zu statten. Das erste darunter muß über die wichtigsten Angelegenheiten rathschlagen, wenn zum Exempel Gnadenbriefe wegen Vergebung der höchsten Chargen ausgefertiget werden sollen, dergleichen die der **Tsong tou**, oder der Statthalter sind. Das andere sorget für die Opfer des Käysers, für die Tempel, Mathematikverständige, und für die im Reich gebilligte oder gedultete Religionen. Das dritte muß diejenigen empfangen und besorgen, die an den Hof gesendet werden. Das vierte hat die Aufsicht über die Tafel des Käysers und über die Festins, die seine Majestät so wol den Grossen des Hofes als auch den fremden Abgesandten zu geben pfleget.

§. 8.

4) das vierte gericht Ping pou.

Das vierte Oberhofgericht heisset **Ping pou**, das ist, das Tribunal der Waffen. Vor dasselbige gehöret das sämtliche Kriegswesen im ganzen Reich. Unter dessen Befehlen stehen alle hohe und niedere Officier und Soldaten. Dieses Collegium muß für die Exercitia der Soldaten, für die Unterhaltung der Vestungen sorgen, die Zeughäuser mit Vertheidigungs- und Beleidigungswaffen anfüllen, die Magazine mit Kriegs- und Mundprovision besorgen, Waffen schmieden lassen, und überhaupt alles, was zur Ver-

theidigung und Sicherheit des Reichs erfordert wird, gehörig überdenken. Es stehen unter demselben vier andere Gerichte. Das erste vergiebt alle Kriegsbedienungen, und sieht darauf, daß die Truppen beständig in guter Manszucht erhalten werden. Das andere theilt Befehle aus, auf welche Posten Officiers und Soldaten gestellet werden sollen, die öffentliche Sicherheit zu handhaben, und so wol die Städte als die Strassen von Räubern zu reinigen. Das dritte hat die Oberaufsicht über das sämtliche Postwesen im Reich, über den Vorspann, über die Käyserlichen Wirthshäuser, und über die Schiffe, die den Soldaten die Lebensmittel und andere Provision zuführen müssen. Das vierte sorget, daß allerley Arten der Waffen zubereitet, und die Zeughäuser damit angefüllet werden.

§. 9.

Dem fünften Oberhofgericht hat man den Namen **Hing pou** gegeben. Es ist solches nichts anders als das oberste Criminalgericht. Vor demselben müssen diejenigen, die eines Verbrechens halber beklaget sind, verhöret, gerichtet, und nach den Gesetzen des Reichs gehörig bestrafet werden. Es hat dieses Gericht, nach Anzahl der vierzehen Provinzien des Reichs, auch eben so viel subalterne Collegia unter sich. 5) das fünfte gericht Hing pou.

§. 10.

Das sechste und letzte Oberhofgericht, **Cong pou**, das ist, das Tribunal der öffentlichen Gebäude, hat die Aufsicht über die Unterhaltung der Palläste so wol des Käysers, als auch der Tribunalien, der Prinzen vom Geblüt, der Käyserlichen Statthalter, wie auch über die Gräber der Käyser, der Tempel u. s. f. Es hat die Aufsicht über alle Thürme, Triumphbogen, Brücken, Graben, Dämme, Flüsse, Seen, und alle dazu gehörigen Dinge, dieselben schifbar zu machen; ingleichen über die Gassen, Landstrassen, Schiffe und alle zur Schiffart nöthige Gebäude. Dieses Gericht hat gleichfals vier andere unter sich. Das erste besorget die Risse und ganze Einrichtung öffentlicher Gebäude. Das andere siehet auf die Werkstätten aller Handwerksleute im ganzen Reich. Das dritte sorget für die Unterhaltung der Canäle, Brücken, Dämme, Strassen, und daß die Flüsse schifbar gemacht werden. Das vierte hat die Aufsicht auf die Königlichen Häuser, Gärten, Werder, daß sie gebauet und die Einkünfte davon gehörig berechnet werden. 6) das sechste gericht Cong pou.

Ein jedes von diesen Untergerichten hat seinen besondern Pallast und Säle, und bestehet aus zween Präsidenten und 24 Räthen, die halb Tartarn, halb Chineser sind. Wir wollen der unbeschreiblichen Menge anderer Bedienten nicht gedenken, die zu einem jeden Collegio gehören, dahin die Secretairs, Schreiber, Thürhüter, Courier, Sergeanten, Profosse u. a. m. zu rechnen.

§. 11.

Gleichwie aber leicht zu besorgen, daß solche Collegia, die eine so grosse Macht in den Händen haben, die Autorität des Käysers almählig schmälern könten; so haben die Gesetze diesem Unheil auf eine doppelte Weise vorgebauet. Denn 1. so hat kein einziges von diesen Tribunalen eine unumschränkte Gewalt in den Dingen, die vor dasselbe gehören, sondern es ist des Beystandes ein und andern Tribunals, zuweilen auch aller zusammen, benöthiget, wenn seine Sprüche volstrecket werden sollen. Zum Exempel, die ganze Käyserliche Armee stehet unter dem vierten Tribunal; aber die Auszahlung des Soldes für die Truppen gehöret für das zweyte. Die Schiffe, die Wagen, die Gezelter, die Waffen hangen von dem sechsten Tribunal ab. Mithin kan keine einzige Kriegsun- Diese hohen collegia sind eingeschränkt.

ternehmung zu Stande kommen, wo nicht diese hohen Collegia gemeine Sache machen. Eben diese Beschaffenheit hat es bey andern wichtigen Staatsangelegenheiten. 2. Hiernächst kan die Macht der Obrigkeiten, daraus diese hohen Collegia zusammen gesetzet sind, durch nichts so sehr im Zaum gehalten werden, als daß man zur Vorsichtigkeit einen Bedienten ernennet hat, der auf alles Acht haben muß, was in diesen Collegiis vorgehet. Die Pflicht desselben bestehet darin, daß er allen Versamlungen beywohnen, und die ihm mitgetheilten Acten sorgfältig durchgehen muß. Er kan aber für sich selbst in keiner Sache einen Spruch thun, sondern er muß nur alles behorchen und dem Hofe Nachricht davon ertheilen. Insonderheit lieget ihm ob, dem Käyser insgeheim von den Fehlern Nachricht zu geben, die von den Mandarins so wol bey ihren öffentlichen Angelegenheiten, als auch in ihrer besondern Aufführung begangen werden. Ihrer Aufmerksamkeit entgehet nichts, sie schonen selbst der Person des Käysers nicht, wenn er was strafbares begehet. Und damit sie niemand durch Versprechungen eines grössern Glücks gewinnen, oder durch Drohungen einschrecken könne; so behält man sie beständig in ihrer Bedienung, und man nimt ihnen solche nicht ab, als wenn sie zu einer ansehnlichern erhoben werden.

§. 12.

Gefährlichkeit der censoren.

Diese Art Inspectores oder öffentliche Censores, die man **Co tao** nennet, haben sich höchst fürchterlich gemachet, und man hat erstaunliche Exempel, wie weit sich ihre Dreistigkeit und Unerschrockenheit erstrecke. Sie haben nicht selten Prinzen, Staatsminister und Tartarische Käyserliche Statthalter verklaget, ob sie gleich in besonderm Käyserlichen Schutz und Gnade gestanden. Ja es ist gar was gewöhnliches, daß sie entweder aus Eigensinn oder sonst einer Eitelkeit, lieber in die Ungnade des Käysers fallen, ja ihr Leben in Gefahr setzen, als von ihrer Verfolgung ablassen wollen, zumal wenn sie glauben, daß sie nach den Gesetzen handeln, und die Reguln einer guten Regierung vor Augen haben. Als einer von diesen Purschen vier Staatsminister und vier hohe Officier vor dem Käyser **Cang hi** verklaget, und sie überzeuget hatte, daß sie sich bestechen lassen und für die Ertheilung gewisser Aemter Geld genommen; so wurden sie nicht nur augenblicklich caßirt und ihrer Aemter entsetzet, sondern auch zu Wächtern unter dem geringsten Pöbel gemachet. Man kan also von den Bedienten dieses Hofes sagen, was ehemals ein Perser von den Bedienten des Persischen Hofes sagte: Sie sind in den Händen des Königs, meines Herrn, nichts anders als Zahlpfennige, die so viel gelten, als er sie gelten lassen will.

§. 13.

Fortsetzung.

Wenn der Käyser nach seiner Gewonheit die übergebenen Schriften dieser Censoren an die Tribunale schicket, um darüber zu berathschlagen; so geschiehet es sehr selten, daß die Mandarinen wider die Censores berichten, weil sie besorgen von ihnen auch angetastet zu werden. Dieses giebt nun zwar diesen Leuten beym Käyser ein grosses Ansehen; aber eben dadurch werden sie auch zu ihrer Pflicht angehalten und in derjenigen Subordination erhalten, die zur Aufrechthaltung der Käyserlichen Autorität so nöthig ist. So tief indessen der Gehorsam der Mandarinen nicht nur gegen die ausdrücklichen Befehle, sondern auch gegen die Neigungen des Käysers ist; so lassen sie doch auch bey Gelegenheit viel Herz und Unerschrockenheit blicken. Wenn sie der Käyser befraget, und sie schützen sich mit den Gesetzen des Landes, so sagt ihnen niemand was; antworten sie aber auf

eine

eine andere Art, so sind die Censores berechtiget sie zu verklagen, und der Käyser sie zu bestrafen, weil sie nicht nach den Gesetzen gehandelt haben.

§. 14.

7) das gericht für die standespersonen.

Man findet zu **Peking** noch ein anderes Gericht, das einzig und allein zu dem Zweck aufgerichtet worden, die Angelegenheiten der Prinzen und anderer Standespersonen abzuthun, die man nicht gern mit dem andern Volk in eine Brühe werfen wollen. Die Präsidenten und Räthe dieses hohen Gerichts sind selbst Titularfürsten. Die andern subalternen werden aus den Mandarins ausgesuchet. Diese müssen die Protocolle machen, und alles, was nöthig ist, zu Papier bringen. In die Tagebücher dieses Tribunals werden alle Kinder von der Käyserlichen Familie eingetragen, wie sie in der Ordnung geboren werden; man zeichnet daselbst die ihnen beygelegten Ehrentitul an, man beurtheilet ihre That, man bestraft sie auch, wenn sie es verdienet. Die Reguli haben ausser ihren rechtmäßigen Weibern gemeiniglich noch drey andere, denen der Käyser Titul beyleget, und die vor diesem Gericht niedergeschrieben werden. Die Kinder, so von denselben geboren werden, haben den Rang nächst den rechtmäßigen Kindern, und werden denen gleich gehalten, die sie mit blossen Kebsweibern erzeugen, deren diese Prinzen so viel halten können, als ihnen beliebet.

§. 15.

Beschreibung des gerichts für die gelehrten.

Ich will mich hier in keine besondere Beschreibung verschiedener anderer Tribunale einlassen, die in der Käyserlichen Residenzstadt befindlich sind, es ist die Beschreibung der bisherigen umständlich genung gerathen. Doch kan ich eins nicht übergehen, das in seiner Art sonderbar genung ist, und das zu erkennen giebt, wie viel in China aus den Gelehrten gemachet werde. Alle drey Jahr muß sich alles, was zu den **Kiu gin** oder Licentiaten im Reich gehöret, nach **Peking** begeben, um daselbst zur Doctorwürde erhoben zu werden. Es werden diese Candidaten dreyzehen Tage nach einander scharf examiniret, und es sind nicht mehr als ohngefähr dreyhundert, die mit dem Doctorhut beehret werden. Aus diesen neuen Doctoren sucht man diejenigen, so den meisten Verstand und Fähigkeit bewiesen, zu Gliedern des jetztgedachten Collegii aus, welches **Han lin yuen** heisset. Es stellet eine Art einer Academie vor, deren Mitglieder nur die gelehrtesten Männer und witzigsten Köpfe im ganzen Reich seyn können. Diese Doctores haben die oberste Aufsicht über den Käyserlichen Erbprinzen, und müssen denselben in der Tugend, in den Wissenschaften, in der Artigkeit zu leben und in der Regierungskunst unterweisen. Ihr Beruf ist, die merkwürdigsten Begebenheiten aufzuzeichnen, die werth sind auf die künftigen Zeiten aufbehalten zu werden, und die algemeinen Reichsgeschichte auszuarbeiten. Sie müssen sich beständig mit dem Studieren beschäftigen, und nützliche Bücher schreiben. Sie sind eigentlich des Käysers seine Gelehrten, und aus ihrem Mittel werden nicht selten die Colao und Präsidenten der Oberhofgerichte erwählet. Die Glieder dieses gelehrten Gerichts stehen in algemeiner Hochachtung, und werden so sehr gefürchtet, als geliebet.

§. 16.

III. Von den mandarins.

1) algemeine abtheilung derselben.

Der Käyser ernennet gleichfals alle andere Mandarins, denen er Volmacht über alle Provinzien ertheilet. Sie werden von zwey Oberhäuptern regieret, von denen alle andere abhangen. Der eine davon heisset **Fou yuen**, welchen wir in Europa einen Vicerοi oder Königlichen Statthalter in einer Provinz nennen. Der andere heisset **Tsong**

tou, dessen Jurisdiction sich viel weiter erstrecket, indem demselben zwo, oft auch drey Provinzien anvertrauet sind. Beyde haben den Vorsitz in dem höchsten Provincialcollegio, wo die wichtigsten bürgerlichen und Kriegsangelegenheiten abgethan werden. Der Käyser schicket seine Befehle unmittelbar an sie, und sie sorgen dafür, daß dieselben sogleich den unter ihnen stehenden Provinzien bekant gemacht werden. So groß auch die Autorität des Tsong tou ist, so thut sie doch dem Ansehen der Käyserlichen Statthalter keinen Eingrif, indem alles dergestalt eingerichtet ist, daß die Gerichtsbarkeit des einen mit des andern seiner nicht zusammen stösset. Dieses höchste Provincialgericht hat verschiedene andere Tribunale unter sich, nebst einer gewissen Anzahl untergeordneter Mandarinen, die dem Statthalter in seinen Angelegenheiten behülflich sind.

§. 17.

Fortsetzung. In allen Hauptstädten der Provinzien sind zwey besondere Tribunal angeleget, eins zu Abthuung der bürgerlichen, das andere zu Abthuung der Criminalsachen. Das erste heisset Pou tching ssee; es hat einen Präsidenten und zween Assessores, welche insgesamt Mandarinen vom zweyten Rang sind. Das Criminalgericht, welches Ngan tcha ssee heisset, hat einen Präsidenten aus dem dritten Rang der Mandarinen, und statt der Assessoren sind zwo Classen der Mandarinen, die man Ta oli nennet. Diese Mandarinen visitiren verschiedene Districte, die sie unter sich getheilet, und haben in denselben ihre Gerichte. Ihre Pflicht ist, dem Käyser vom Zustand der Provinz Nachricht zu ertheilen, zumal wenn kein von Hofe aus gesandter Inquisitor in derselben Provinz ist. Einige heissen Y tchuen tao, und müssen für die Posten, die Käyserlichen Gasthöfe, und die zu ihrem Departement gehörige und dem Käyser zustehende Schiffe sorgen. Andere nennet man Ping pi tao, welche die Aufsicht über die Truppen haben. Andere sehen auf die Ausbesserung der Strassen, und heissen Tun tien tao. Noch andere müssen auf die Flüsse acht haben, und heissen Ho tao; andere, welche die Küsten des Meeres bereisen müssen, heissen Hai tao. Sie sind bevolmächtiget, alle Verbrecher zu bestrafen; sie sind so zu reden der höhern Tribunale ihre Substituten.

§. 18.

Fortsetzung. Anlangend die Städte insonderheit, so sind dieselben in drey Classen eingetheilet, und haben daher dieser Abtheilung zu folge ihre Gouverneurs und andere Mandarinen, die über der Verwaltung der Gerechtigkeit halten müssen. Der Mandarin der Städte vom ersten Rang heisset Tchi fou. Er ist aus der vierten Classe der Mandarinen, und seine Beysitzer sind Mandarinen vom sechsten oder siebenten Rang. Er hat noch eine gewisse Anzahl geringerer Mandarinen unter sich, die sich vermehren, nachdem sein Gebiet groß ist und der Städte viel sind, die unter ihm stehen. Der Mandarin über Städte vom zweyten Rang heisset Tchi tcheou; er ist aus der fünften Classe der Mandarinen, und seine Beysitzer vom sechsten und siebenten Rang. Endlich haben alle andere Städte ein eigenes Tribunal, dessen Präsident Tchi hien heisset. Er ist ein Mandarin aus der siebenten Classe, und hat zween Beysitzer vom achten und neunten Rang.

§. 19.

Fortsetzung. Ausser den Tribunalen, die allen Provinzien gemein sind, giebt es auch andere, die auf gewisse Oerter insonderheit gerichtet sind, oder die es mit besondern Geschäften zu thun haben; dahin gehören zum Exempel die Mandarinen, welche die Aufsicht über das

Salz

Salz haben und dafür Sorge tragen, daß es theils durch beglaubte Personen in allen Provinzien vertheilet; theils verhindert werde, daß die Kaufleute nicht damit zum Nachtheil des Käysers Wucher treiben. Der Präsident dieses Tribunals heisset Yen fa tao. Der Mandarin, der über die Abgabe vom Reis die Inspection hat, heisset Leang tao; ein anderer, der die Studenten in den Provinzien, die gerne befördert seyn wollen, examiniren und davon Nachricht ertheilen muß, heisset Hio tao. Und dergleichen Aemter giebt es mehr, deren Beschreibung alzuweitläuftig seyn würde.

§. 20.

Die Anzahl der im ganzen Chinesischen Reich hin und her zerstreuten Mandarinen beläuft sich auf dreyzehentausend und sechshundert. Jährlich wird viermal ein sehr genaues Verzeichniß gedruckt, darin ihr Name, ihr Titul, ihr Departement und die Zeit, wenn sie zu Amt und Ehren gekommen sind, bemerket wird. Von den Kriegsmandarinen will ich bey anderer Gelegenheit handeln. Die Gouverneurs der Städte, welches Mandarinen aus den niedrigern Ordnungen sind, thun ordentlicher Weise in wichtigen Angelegenheiten nichts für sich selbst, sondern sind verbunden, an einen höhern Mandarin Bericht abzustatten, das ist, an den **Pou tching ssee**, den die Europäer etwa den Provincialschatzmeister nennen würden; und an den **Fou yen** oder Käyserlichen Statthalter. Diese zween grosse Mandarinen erkennen keine Gerichte über sich, als die hohen Collegia zu **Peking**. Was den **Tsong tou** anlanget, der noch über den Käyserlichen Statthalter ist, und zwo bis drey Provinzien dirigiret, so stehet derselbe unter eben diesen jetztgedachten Collegiis. Seine Bedienung aber ist so beträchtlich, daß man ihn nicht anders ausheben kan, es sey dann daß man ihn zu einem Staatsminister oder zu einem Präsidenten der Käyserlichen Oberhofgerichte mache.

2) Insonderheit wird beschrieben ihre anzahl.

§. 21.

Die Mandarins sind unbeschreiblich eifersüchtig wegen der äusserlichen Merkmale ihrer Würde, dadurch sie nicht nur von dem Pöbel, sondern auch von andern Gelehrten und geringern Mandarinen unterschieden werden. Dieses Ehrenzeichen bestehet in einem viereckigten Stücke Stof, welches sie auf der Brust tragen. Es ist dasselbe von kostbarer Arbeit, und in der Mitte desselben ist die Devise befindlich, die des Mandarins Stand und Character anzeiget. Einige führen einen Drachen mit vier Klauen, andere einen Adler, andere das Bild der Sonne, und so ferner. Was die Kriegsmandarinen betrift, so tragen sie das Zeichen von Panthern, Tiegern, Löwen, Bären. Sie suchen nicht weniger einen Unterschied in der Art und Weise, wie sie sich gürten. Ehe die Chineser sich auf Tartarische Art zu kleiden anfiengen, bestunden ihre Gürtel aus zusammengefügten kleinen viereckigten Stücken, so von fornen mit grossen Schnallen bevestiget wurden, die aus dem Horn der Püffel, des Rhinoceros, aus Elfenbein, aus den Muscheln der Schnecken, oder aus dem so genanten Adlerholz, aus Gold und Silber zubereitet, und mit Edelgesteinen reich besetzet waren. Und diese Art der Spangen war nach der Verschiedenheit des Standes und der Würden unterschieden. Nur die **Colao** oder Staatsminister durften Edelgesteine auf denselben tragen, und diese gab ihnen der Käyser als ein besonderes Ehrenzeichen, wenn er ihnen diesen wichtigen Posten anvertrauete. Jetzo aber ist es durchgängig gebräuchlich, daß sie einen Gurt von Seide tragen. Es ist aber unter diesen Personen, die den Staat regieren, eine volkommene Dependenz. Der geringste Mandarin hat in seiner Sphäre und Bezirk eine volkommene

Ihre ehrenzeichen.

Gewalt; aber er stehet dagegen wieder unter andern Mandarinen, deren Ansehen schon wieder grösser ist. Und diese dependiren von den Oberaufsehern jeder Provinz; diese letztern stehen unter den Käyserlichen Oberhofgerichten. Und die Präsidenten der Oberhofgerichte, vor welchen alle Mandarins zittern und beben, stehen ihres Orts wieder mit Furcht und Zittern unter der Aufsicht des Käysers, welcher allein die volkommene Oberherschaft in Händen hat.

§. 22.

Austheilung ihrer chargen.

Die Austheilung ihrer Chargen und Bedienungen ist folgendergestalt beschaffen: Wenn einer unter den drey Stufen der Gelehrsamkeit wenigstens zwo zurückgeleget, so ist er fähig ein öffentliches Amt anzutreten. Es heissen aber die drey Stufen der Gelehrten 1) Si eou rsai oder Baccalaurei, 2) Kiu gin oder Licentiaten, und 3) Tsing ssee oder Doctores. Und die Namen dieser Stufen werden in das Register des Tribunals Lij pou eingeschrieben (§. 5.), welches die Bedienungen nach Verdiensten austheilet. Wenn nun ihre Zeit gekommen und eine Bedienung erledigt worden, so begeben sie sich nach Hof; und unter denselben werden auch die Doctores vors erste gemeiniglich weiter nichts als Gouverneurs der Städte vom zweyten oder dritten Rang. Gesetzt nun, daß vier solcher Bedienungen zu besetzen wären, so ertheilt man zuförderst dem Käyser Nachricht davon, und läst die vier ersten Candidaten, die auf der Rolle stehen, herbeyrufen. Darauf werden in eine hochgestelte Büchse, die man kaum mit der Hand erreichen kan, vier Zeddul geleget, darauf die Namen der vier Gouverneurs geschrieben stehen. Ein jeder muß nach der Ordnung einen greifen, und wird Gouverneur der Stadt, deren Namen er gegriffen. Ausser dem gewöhnlichen Examen wird noch eins insonderheit angestellet, um dadurch zu erfahren, zu was für einem obrigkeitlichen Amte ein solcher Gelehrter eigentlich tüchtig sey. Und man sagt, daß, wenn man gute Freunde oder Geld habe, die Chineser die Geschicklichkeit besässen, das beste Amt demjenigen in die Hände zu spielen, dem sie wohl wollen.

§. 23.

Fertigkeit in volbringung ihrer befehle.

Es ist recht zu bewundern, wie leicht es einem einzigen Mandarin wird, zum Exempel einem Tchi fou, ein so grosses Volk zu regieren. Wenn er nur seine Befehle auf ein Blat Papier schreibet, sein Siegel darauf drücket, und es an den Ecken der Strassen anschlagen lässet; so gehorchet gleich alles. Der Grund dieses schleunigen Gehorsams ist die tiefe Ehrfurcht und Unterthänigkeit gegen die Eltern, in welcher die Chineser von ihrer Kindheit an auferzogen werden. Er rühret aber auch von dem Respect her, den sich ein Mandarin durch sein Verhalten gegen ein Volk erwerben kan, das gewohnt ist, ihn als den Käyser zu betrachten, weil er dessen Person vorstellet. Der gemeine Mann redet nicht anders als kniend mit ihm, wenn er Gericht hält. Er erscheinet aber auch seines Ortes öffentlich nicht anders als mit einem grossen Gefolg und majestätischer Pracht. Seine Kleidung ist prächtig und seine Mine ernstlich. Vier Männer tragen ihn in einer sehr kostbaren Chaise, die zur Sommerszeit offen und verguldet, zur Winterszeit aber bedecket und mit einem seidenen Tuch umgeben ist. Vor ihm her gehen alle unter seinem Gericht stehende Bedienten, deren Mützen und Kleider von ausserordentlicher Gestalt sind.

§. 24.

Seine Bedienten gehen vor ihm auf beyden Seiten der Strasse her. Einige tragen seidene Sonnenschirme, andere schlagen zuweilen auf ein helklingendes kupfernes Becken, und erinnern die Leute, so oft sie mit ihrem Zuge weiter fortkommen, überlaut, daß sie Respect beweisen sollen. Einige unter denselben sind mit grossen Knitteln versorget, andere schleppen lange Stöcke oder eiserne Ketten hinter sich her. Das Geräusch so mancher Instrumente und das Lärmen macht ein ohnedem von Natur zaghaftes Volk noch schüchterner; indem sie gar wohl wissen, daß keiner der Strafe eines Mandarins entgehen würde, fals er dessen Befehlen öffentlich entgegen handelte. So bald er demnach nur öffentlich erscheinet, so ist alles voller Ehrfurcht, nicht dergestalt, daß sie ihn grüsseten oder sich neigeten; denn das würde eine strafbare Familiarität seyn: sondern sie kriechen in die Winkel, sie stehen wie Salzseulen, sie schliessen die Beine vest an einander, lassen die Hände auf beyden Seiten herabhängen, und bleiben in dieser Ehrerbietungsvollen Gestalt stehen, bis der Mandarin vorbey ist.

Aufzug und staat eines mandarin

§. 25.

Wenn ein Mandarin vom fünften Rang mit einer solchen Pracht aufziehet, so kan man sicher glauben, daß es ein Tsong tou oder Käyserlicher Statthalter sey. Er hat zum wenigsten allemal hundert Menschen zu seiner Begleitung, und diese lange Reihe, die gar nicht verwirt und unordentlich aussiehet, weil ein jeder seinen Platz weiß, nimt zuweilen eine ganze Strasse ein. Mitten unter dieser Bedeckung erscheinet nun der Statthalter selbst in Cerimonienkleidern, auf einer grossen und vergüldeten Chaise sitzend, die von acht Männern auf den Schultern getragen wird. Anfänglich erscheinen zwey Timballier, die auf kupferne Becken schlagen und den Zug eröfnen und bekant machen. Darauf folgen acht Fahnen von übervernißtem Holz, darauf der Titul des Viceroi mit grossen Buchstaben geschrieben stehet. Ferner vierzehn grosse Tücher, darauf die seiner Bedienung eigenen Sinbilder, Drachen, Tiger, Phönixe, fliegende Schildkröten und andere geflügelte Thiere angetroffen werden. Darauf folgen sechs Bediente, die eine Tafel in Gestalt einer breiten Schaufel tragen, und hoch in die Höhe hängend halten, darauf die besondern Eigenschaften dieses Mandarin ebenfals mit grossen güldenen Buchstaben geschrieben stehen. Es folgen darauf zween andere Bedienten, davon der eine einen dreyfach übersetzten Sonnenschirm von gelber Seide, der andere aber das Futteral dazu träget; zween Bogenschützen zu Pferde, welche die erste Garde anführen; diese sind mit scharfen und an vier Oertern mit seidenen Flocken umwundenen Sensen gewafnet. Es folgen ihnen zwo andere Reihen gewafneter Leute; einige haben Kolben mit langen Stielen, andere tragen auf den Kolben eine Hand mit einer eisernen Schlange, andere tragen grosse Hämmer, noch andere aber lange Spiesse, darauf ein halber Mond stehet. Darauf folget die neue Garde, davon einige zweyschneidige Schwerdter, andere aber Sensen führen, wie die vorigen. Einige andere Soldaten haben dreyzackige Hellebarden, oder Pfeile, oder auch Spiesse. Zween tragen einen sehr kostbaren Cofre, darin des Mandarins Siegel verschlossen lieget. Hierauf kommen abermals zween Timballirer, die das Volk mit ihrem Instrument erinnern, daß der Mandarin nahe sey; diesen treten zween andere Bedienten nach, die ein Rohr in den Händen tragen, das Volk an die schuldige Ehrfurcht zu erinnern, und haben Hüte mit Gänsefedern geschmücket. Man siehet hierauf zwey Kolbenträger mit geschnitzten vergüldeten Drachen. Es kommen so

1) am tage.

dann

dann die Gerichtsdiener, deren einige mit Stöcken und Knitteln versehen sind, womit sie die unter den Chinesern gewöhnliche Strafe (backonnade) verrichten, andere tragen Ketten, kurze Säbel und seidene Scherpen. Dieser ganze Aufzug gehet vor dem Käyserlichen Statthalter her, der sich in einer Chaise tragen lässet, die mit Pagen und Laquayen auf allen Seiten umgeben ist, und hat einen gewissen Bedienten zur Seite, der einen grossen Fecher in Gestalt eines Feuerschirms träget. Ihm folgen verschiedene Garden, deren einige vieleckigte Spiesse, andere aber Säbel mit langen Heften führen. Nach ihnen kommen viele Fähndriche und Cornette, nebst einer grossen Menge Hausbedienten zu Pferde, davon ein jeder das träget, was der Mandarin benöthigt seyn möchte, zum Exempel eine andere Mütze in einem Futteral, im Fall ihn die Umstände nöthigten damit abzuwechseln.

§. 26.

2) in der nacht.

Wenn der Mandarin des Nachts reiset, so trägt man ihm nicht Fackeln vor, wie in Europa, sondern grosse und bequeme Laternen, an welchen mit sehr grossen Buchstaben der Titul des Mandarin, seine Eigenschaften und die Ordnung seines Mandarinats angeschrieben stehen; um dadurch bey einem jeden die schuldige Ehrfurcht zu erwecken, und zu machen, daß die vorüber gehenden stille stehen, die sitzenden aber sich ehrerbietig aufrichten.

§. 27.

Audienzen eines mandarin.

Der Gouverneur eines jeden Hien oder Tcheou, das ist, einer Stadt vom dritten und vom zweyten Rang, muß die Gerechtigkeit in seinem Departement handhaben, den Tribut, den jede Familie dem Käyser entrichten muß, in Empfang nehmen, und die Leiber derer in eigener Person besichtigen, die entweder in einer Schlägerey getödtet worden, oder die sich selbst aus Verzweifelung ermordet haben. In einem jeglichen Monat muß er den unter ihm stehenden Bedienten zweymal Audienz ertheilen, und von denselben von allem genaue Nachricht einziehen, was in ihrem Sprengel vorgehet. Er muß den Schiffen und Fahrzeugen die nöthigen Pässe ertheilen, die Beschwerden und Klegen selber hören, die unter einem zahlreichen Volk fast unaufhörlich sind. Alle Processe müssen vor sein Tribunal kommen, und er lässet diejenigen, die als Verbrecher erfunden werden, tüchtig abprügeln. Er fasset auch nach Beschaffenheit der Verbrechen Todesurtheile ab, aber sein Urtheilsspruch kan so wenig, als der höhern Mandarinen ihrer, vollstrecket werden, wo er nicht erst vom Käyser bekräftiget worden. Sachen von weniger Erheblichkeit werden von drey subalternen Mandarins ausgemachet, die eben das vorstellen, was bey uns die Policeylieutenants zu seyn pflegen.

§. 28.

Absicht eines mandarins bey verwaltung seines amtes.

So fürchterlich aber auch die Autorität der Mandarinen ist, so können sie sich doch bey Verwaltung ihrer Aemter nicht dabey erhalten, es sey denn, daß sie sich als Väter des Volks erweisen, und für das wahre Beste desselben äusserst besorget sind. Daher setzet ein Mandarin alle seine Ehre darin, wenn er die Unterthanen glücklich gemachet hat. So hat etwa einer von ihnen aus seinem Vaterlande viel Arbeiter kommen lassen, die Leute zu unterweisen, wie sie Seidenwürmer aufziehen, allerhand Arten Zeuge verfertigen und die Stadt bereichern sollen; und dadurch hat er sich die gröstn Lobsprüche erwecket. Man findet etwa weiter einen andern, der zur Zeit eines Sturms nicht allein verboten über den Fluß zu setzen, sondern der sich selbst ans Ufer begeben, und einen

ganzen

ganzen Tag dageblieben, um durch seine Gegenwart zu verhindern, daß nicht ein Wagehals durch Gewinsucht sich antreiben lasse, den Uebergang zu versuchen, und dabey jämmerlich umzukommen.

§. 29.

Muß ein liebreiches herz beweisen.

Ein Mandarin, der alzustrenge seyn, und bey welchem man nicht eine väterliche Neigung gegen das ihm unterthänige Volk merken würde, der würde gewiß in dem Bericht angezeichnet werden, den der Käyserliche Statthalter alle drey Jahre an den Hof abschicket, und darauf würde die Entsetzung von seinem Amte unausbleiblich folgen. Wenn ein Gefangener im Gefängniß stirbet, so werden unzählige Zeugnisse erfordert, daß der Mandarin nicht gestimmet gewesen, denselben aus der Welt zu schaffen; daß er ihn dagegen selbst besuchet, als er krank gewesen, daß er einen Arzt zu ihm geschicket, und ihm die dienlichsten Mittel reichen lassen: denn der Käyser muß von allen denen benachrichtiget werden, die im Gefängniß sterben, und welches die Ursache ihres Todes gewesen. Und ausser diesen eingeschickten Berichten lässet der Käyser doch wol noch eine ausserordentliche Untersuchung anstellen. Insonderheit kommen ganz besondere Gelegenheiten vor, da die Mandarins sich rechte Mühe geben, ihre Zärtlichkeit gegen das Volk zu beweisen. Wenn man zum Exempel besorget, daß die Erndte entweder wegen alzugrosser Dürre, oder alzuhäufigen Regens, oder wegen der Heuschrecken, die oft ganze Provinzien überschwemmen, nicht alzugut ausfallen möchte; alsdann unterläst der Mandarin nichts, seine Neigung gegen das Volk zu entdecken, es sey nun, daß es aus wahrem Mitleiden, oder aus Gewonheit, oder aus Eigensinn entstehe.

§. 30.

sonderlich bey algemeinen unglücksfällen.

Die meisten Mandarins, ob sie gleich Gelehrte sind, und an dem Götzen Fo und Tao einen Abscheu haben, besuchen in solchen Unglücksfällen alle Tempel auf die feierlichste Art, und zwar wider ihre Gewonheit, zu Fuß, um den Götzen entweder um Regen oder um gedeyliche Witterung anzurufen. So bald dergleichen Unglücksfälle sich nur zutragen, so lässet der Mandarin Befehle zu einem algemeinen Fasten anschlagen. Es wird den Fleischern und Köchen bey härtester Strafe untersaget, Fleisch zu verkaufen oder zu kochen. Ob sie aber gleich in ihren Scharnen und Küchen dergleichen nicht öffentlich verkaufen, so geschiehet es doch unter der Hand, vermittelst eines Stück Geldes, so sie den Gerichtsdienern, die über dem Befehl des Mandarin halten sollen, in die Hand drücken. Der Mandarin geht alsdann selbst in den Götzentempel, zu Fuß und in schlechter Kleidung; zuweilen träget er nur Socken von Stroh an den Füssen, und hat die meisten der untergeordneten Mandarinen bey sich. Ihn begleiten die Vornemsten aus der Stadt. Er zündet zwey oder dreymal Räuchwerk auf dem Altar an, worauf sie sich niedersetzen, eine Tasse Thee trinken, eine Pfeife Tabak schmauchen, discuriren, und nach Verfliessung zwoer Stunden wieder nach Hause kehren.

§. 31.

Seltsames verhalten gegen den götzen.

So pflegen sie es zu halten, wenn sie den Götzen um gut Wetter oder um Regen bitten; und man siehet daraus gar bald, daß sie mit demselben ganz Cavaliermäßig umgehen. Läst er sich sehr lange bitten, ehe er sie erhöret, so sind sie auch wol so gut, und prügeln ihren Götzen mit grossen Knitteln derb ab; wiewol dieses sehr selten zu geschehen pfleget. Man sagt insonderheit, daß dieses zu Kiang tcheou in der Provinz Chan si geschehen sey. Der Götze ward auf Befehl des Käyserlichen Bedienten mit

aller Gewalt in Stücke zerschlagen, weil er bey einer ausserordentlichen Dürre den Regen so lange zurück gehalten. Und man giebt vor, daß er währender Execution allerhand Loblieder gesungen. Als darauf ein Regen erfolget war, so lies man ihm eine andere Statue aufrichten; welches eben nicht schwer war, weil die meisten Götzenbilder nur von Erde, oder höchstens von Gips gemachet sind. Man führte darauf dieses Bild im Triumph in der Stadt herum; man brachte ihm Opfer, kurz, es wurden ihm alle Vorrechte eines Götzen wieder eingeräumet. Der Käyserliche Statthalter hielt es eben so mit einem Götzen in einer andern Provinz, der gegen alles oft wiederholtes Gebet unerbittlich blieb. Er ward darüber ungedultig; er schickte einen geringen Mandarin an den Götzen ab und lies ihm sagen, wenn er nicht an dem und dem Tage Regen verschaffen würde, so solle er aus der Stadt verstossen und sein Tempel niedergerissen werden. Vermuthlich verstund der Götze diese Sprache nicht, oder erschrack doch nicht alzusehr vor diesen Drohungen; denn der bestimte Tag kam herbey und es regnete nicht. Der Statthalter ward darüber entrüstet, und dachte auf die Erfüllung seines Wortes. Er verbot dem Volk, ihm nicht mehr Opfer zu bringen. Er befahl seinen Tempel zu verschliessen, und alle Thüren zu versiegeln; welches auch augenblicklich geschahe. Da aber einige Tage darauf ein Regen fiel, so verschwand der Zorn des Käyserlichen Statthalters, und es war nach wie vor erlaubet ihn zu verehren.

§. 32.

Gebetsformular in solchen fällen.

In dergleichen algemeinen Drangsalen pfleget sich der Mandarin nach alter Gewonheit an den Schutzgeist derselben Provinz und Stadt zu wenden. Er bedienet sich dabey folgenden Formulars statt eines Gebetes.

Schutzgeist! Ich bin zwar der Hirte und Regierer dieser Stadt, du aber bist es noch mehr als ich, ob du gleich unsichtbar bist. Als ein Hirt dieses Volks muß ich für alles sorgen, was demselben nützlich ist, und alles verhüten, was ihm schädlich ist. Von dir aber empfängt eigentlich das Volk sein Glück, du kanst es vor dem Unglück bewahren, davon es bedrohet wird. Und ob du wol vor unsern Augen unsichtbar bist, so kanst du dich doch offenbaren und auf gewisse Art sichtbar werden, wenn du unsere Opfer gnädig annimst und unser Gebet erhöreſt. Riefe man dich ganz vergeblich an, so hätte das Herz keinen Antheil an der Ehre, so dir erwiesen wird. Du würdest zwar das bleiben was du bist, aber du würdest auch unbekant bleiben, so gewiß als ich mein Mandarinat zweifelhaft machen würde, wenn ich nicht als ein Mandarin handelte, und mein Volk vertheidigte und beschützte. Zur Zeit der algemeinen Noth, und wenn man sonst keine Hülfe siehet, müssen wir uns zu dir wenden, und dich um Hülfe bitten. Siehe an den trostlosen Zustand, darinnen sich dein Volk befindet. Seit dem sechsten Monat bis zum achten ist kein Regen gefallen, und man hat noch nichts geerndtet; wenn nun alles verdirbet, womit soll denn gesäet werden? Und das muß ich dir billig zu Gemüthe führen. Ich habe an verschiedenen Orten Fasttage angeordnet, den Fleischern ist untersaget Fleisch zu verkaufen; es sollen weder Fische und Fleisch gegessen noch Wein getrunken werden. Es denket ein jeder darauf, daß er sich prüfe, seine Fehler erkenne und Busse thue. Aber unsere Tugenden und Verdienste sind nicht vermögend, den Himmel zu bewegen. Du aber, unsichtbarer

barer Regierer und Beschützer dieser Stadt, tritst du zu ihm: Du kanst uns armen Menschen Gnade bey ihm auswirken, und machen, daß unsere Noth ein Ende habe. Dadurch wird das Verlangen des ganzen Volks erfüllet werden; ich selbst werde dasjenige mit Freuden sehen, welches eifrigst zu wünschen mich mein Amt ganz besonders verpflichtet. Die Verehrung deines Wesens wird dadurch in dieser Stadt sehr wachsen und zunehmen, wenn man erfahren wird, daß du nicht umsonst derselben Schutzgeist seyst.

§. 33.

Der mandarin muß sich zu aller zeit sprechen lassen.

Gleichwie ein Mandarin zu dem Ende verordnet ist, daß er ein Volk schützen und glücklich machen soll; so muß er auch allemal bereit und willig seyn, die Klagen zu hören, nicht nur zu der Zeit, wenn er die gewöhnliche Audienz ertheilet, sondern auch in einer jeden Stunde des Tages. Ist es eine dringend wichtige Sache, so geht man nach seinem Pallast, thut etliche starke Schläge an ein tönendes Gefäß, das zur Seite des Saals, wo Gericht gehalten wird, gestellet ist; gemeiniglich aber pfleget es ausserhalb dem Pallast angehänget zu seyn, damit jedermann Tag und Nacht daran anschlagen könne. So bald dieses Zeichen gehöret worden, welches aber nur in ausserordentlichen Fällen gegeben werden muß, so muß der Mandarin augenblicklich alles stehn und liegen lassen, und demjenigen Gehör ertheilen, der es von ihm verlanget. Inzwischen hat sich derjenige eines Buckels voll derber Schläge zu getrösten, der um einer Kleinigkeit willen diesen Lärmen gemachet, und wenn es keine solche Ungerechtigkeit betroffen, welcher schleunig abzuhelfen gewesen.

§. 34.

Muß das volk von seiner pflicht unterweisen.

Eine seiner Hauptverrichtungen ist diese, daß er das Volk unterweise. Denn er vertritt die Stelle des Käysers, der, wie die Chineser sagen, nicht blos darum Käyser ist, sie zu regieren, und Hoherpriester, für sie zu opfern; sondern er sey auch ihr Lehrer, sie zu unterweisen. Daher läst auch der Käyser zu gewissen Zeiten alle Grossen des Hofes, alle Mandarins vom ersten Rang nach Peking zusammen kommen, um ihnen allerhand gute Lehren zu ertheilen, die in den canonischen Schriften der Chineser enthalten sind. Auf gleiche Weise versamlen sich auch die Mandarinen am ersten und funfzehenten Tage eines jeden Monats an einem Ort in Ceremonie, woselbst sie dem Volk weitläuftigen Unterricht ertheilen. Diese Gewonheit hat eine Reichsverordnung zum Grunde. Der Gouverneur vertrit alsdann die Stelle eines Vaters, der seine Kinder unterweiset. Der Käyser schreibet selbst die Materien vor, wovon sie in ihren Reden an das Volk handeln sollen. Sie sind in sechzehen Käyserlichen Vorschriften enthalten, die ich hieher setzen will.

§. 35.

dazu der käyser die instruction selbst ertheilet.

Erster Befehl: Man soll kindliche Pflichten sorgfältig ausüben, und die Ehrerbietung, die der jüngere Bruder dem ältern schuldig ist, beobachten; dadurch wird man die Leute gewöhnen, die wesentlichen Verbindungen, darin ein Mensch gegen den andern stehet, hochzuhalten.

Zweyter Befehl: Man soll allezeit ein ehrerbietiges Andenken gegen die Vorfahren seiner Familie erhalten; dadurch wird Liebe, Eintracht und Friede befördert werden.

Dritter Befehl: Die Einigkeit soll auf allen Dörfern und kleinen Oertern herschen; das ist das beste Mittel Processe und Streitigkeiten zu verhüten.

Vierter Befehl: Der Baurenstand, desgleichen auch die Beschäftigung derer, die zur Unterhaltung der Seidenwürmer Maulbeerbäume pflanzen, soll sonderlich hoch gehalten werden; es wird auf die Weise weder an Brod noch an Kleidung fehlen.

Fünfter Befehl: Man gewöhne sich beyzeiten zu einer klugen Wirthschaft durch Genügsamkeit, Mäßigkeit und Zucht; dadurch werden viel unbesonnene Ausgaben ersparet werden können.

Sechster Befehl: Man soll für das Aufnehmen öffentlicher Schulen alle nöthige Sorge tragen; damit die Jugend beyzeiten zu guten Sitten angeführet werde.

Siebenter Befehl: Ein jeder soll sich mit den Geschäften seines Berufs am meisten zu thun machen; das wird das untrüglichste Mittel seyn, Verstand und Herz in guter Ordnung zu erhalten.

Achter Befehl: Alle Secten und Irthümer sollen in der ersten Geburt erstickt, dagegen aber die wahre und gründliche Lehre rein beybehalten werden.

Neunter Befehl: Man halte dem Volk die Strafen fleißig vor, die einmal und auf ewig vestgesetzet sind; die Furcht vor denselben wird auch ungelehrige und wilde Menschen in gehöriger Ordnung erhalten.

Zehenter Befehl: Man soll die Leute von den Pflichten der Höflichkeit und Wohlanständigkeit volkommen unterweisen; die guten Gewonheiten, die der Wohlstand eingeführet, werden auf die Weise unverletzlich ausgeübet werden.

Eilfter Befehl: Man soll sich aus allen Kräften angelegen seyn lassen, die Kinder und jungen Brüder wohl zu erziehen; es kan dadurch verhütet werden, daß sie sich nicht von den lasterhaften Leidenschaften zu einem unordentlichen Leben hinreissen lassen.

Zwölfter Befehl: Man enthalte sich von aller Verleumdung und Lästersucht; so wird die Unschuld und Einfältigkeit nichts zu befürchten haben.

Dreyzehenter Befehl: Niemand verberge lasterhafte Menschen, die um ihrer Schandthaten willen unstät und flüchtig seyn müssen; man wird dadurch verhüten, daß man nicht in ihr Unglück und Strafe eingeflochten werde.

Vierzehenter Befehl: Man gebe willig und ungesäumt, was man seinem Regenten zu geben schuldig ist; man wird auf die Weise den Plackereien derer entgehen, die es mit Gewalt eintreiben.

Funfzehenter Befehl: Es soll ein jeder mit den Oberaufsehern seines Bezirks, darin er lebet, in Uebereinstimmung handeln; dadurch wird dem Raub und Diebstal vorgebeuget, und die Uebelthäter leicht entdecket werden.

Sechzehenter Befehl: Man lasse sich ja nicht vom Zorn übereilen; man wird vieler Gefahr entgehen.

§. 36.

Exempel einer auslegung dieser befehle.

Das sind so zu reden die Texte, darüber die Mandarinen ihre Predigten halten. Eine solche Predigt, die von einem Mandarin über den dritten Befehl gehalten worden, wird ein Bild von der Beschaffenheit derselben geben können. Hier ist sie.

Der Käyser gebietet euch, die Einigkeit auf allen Dörfern beyzubehalten, und alle Processe und Streitigkeiten zu vermeiden. Höret demnach die Erklärung an, die ich euch hierüber ertheilen will. Wenn ihr an einem Orte bey einander lebet, ihr möget nun Freunde und Anverwandte seyn oder nicht, daran ist nichts gelegen; so werdet ihr für Einwohner desselben Ortes oder Fleckens angesehen. Ihr lebet daselbst

mit euren Angehörigen, mit Personen, die älter sind an Jahren, und mit solchen, die mit euch zu gleicher Zeit aufgewachsen. Ihr könnet keinen Schrit aus dem Hause thun, daß ihr euch einander nicht sehen soltet; des Morgens, des Abends und zu aller Zeit treffet ihr einander an. Diese Versamlung einiger Familien an einem einzigen Orte nenne ich nun ein Dorf. Unter denselben sind einige arm, andere reich; einige sind mehr als ihr, andere geringer, andere sind endlich eures gleichen.

§. 37.

Merket demnach zuförderst, daß ihr eure Vorzüge nie dazu brauchen müsset, euch bey andern fürchterlich zu machen, daß ihr euch keiner Arglist, Betrugs und Falstricke gegen euren Nächsten müsset bedienen. Wer mit seinem Nächsten verächtlich redet, seine eigene guten Eigenschaften großsprecherisch herausstreichet, und mit dem Schaden anderer Leute reich zu werden trachtet, der thut etwas, welches schlechterdings von und unter euch nicht geschehen soll. Es hat einer unserer Vorfahren sehr wohl bemerket, daß, wenn an einem Orte alte und junge Leute bey einander wohnen, diese den erstern alle Ehrerbietung beweisen sollen, und daß sie ohne Absicht, ob sie gelehrt oder ungelehrt, reich oder arm sind, auf die Anzahl der Jahre sehen, und sie deswegen ehren sollen. Erste regel.

§. 38.

Wenn ihr bey eurem Wohlstande die Armen verachtet, oder wenn ihr bey eurer Dürftigkeit das Glück der Reichen mit neidischen Augen ansehet; so werden ewige Mißhelligkeiten unter euch seyn. Was, wird jener Stolze und Reiche sagen, du wilst mir nicht weichen? Ich will dich bald mit Füssen treten. Wenn ihr Ländereien oder Häuser habt, so wird er suchen dieselben an sich zu bringen. Er wird alle seine Ränke anwenden, euch ein Bein unterzuschlagen. Es werden weder eure Weiber noch eure Kinder vor dem Verderben sicher seyn, das euch ein solcher Gläubiger zubereitet. Wenn ihr nicht im Stande seyd zu bezahlen, so wird er euch dieselben unter dem Schein der Wiedererstattung rauben. Oder er wird sich vom Zorn dergestalt übernehmen lassen, daß er seine Ochsen und Pferde auf eure Aecker treibet, die euch eure Saat auffressen oder zertreten werden. Oder, wenn er zu viel Wein getrunken, so wird er die grössesten Ausschweifungen vornehmen. Die redlichen und tugendhaften Leute werden vor seinem Frevel nicht sicher seyn. Die Nachbaren, wenn sie dadurch aufs äusserste beleidiget worden, werden nicht länger stille sitzen, sondern werden Chicanenmacher suchen, um durch sie einen förmlichen Proceß anzufangen. Diese listigen und boshaftigen Geister werden sich angelegen seyn lassen, die Sache groß und gefährlich vorzustellen, um ihre Clienten desto tiefer einzuflechten. Aus einem kleinen Sumpf werden sie ein tobendes Meer machen, dessen schäumende Wellen sich bis zum Himmel erheben. Eine nichtswürdige Kleinigkeit wird zur erheblichsten Sache gemachet. Die Streitsache wird von einem Gericht vors andere gebracht, und die damit verbundene Unkosten werden sich so hoch belaufen, daß ihr es euer Lebtage fühlen werdet. Seyd ihr auf Reisen, und es begegnet euch von ohngefähr einer aus eurem Orte, ihr habt ihn kaum an seiner Sprache erkennen lernen, so entstehet ein unbeschreibliches Vergnügen daraus. Ihr kehret mit einander in eine Herberge, ihr liebet euch unter einander, als ob ihr Brüder wäret. Wie komts denn nun, daß Zweyte regel.

ihr, wenn ihr an eurem Orte zu Hause seyd, statt des Friedes und guter Ordnung lauter Streitigkeiten erreget und in Uneinigkeit lebet?

§. 39.

Dritte regel. Redet nie von andern was Böses, so werdet ihr in Ruhe bleiben. Zanket und überwerft euch nicht mit andern, gebet vielmehr einander nach, beweiset die grösseste Gedult wenn euch widersprochen wird; so werdet ihr nicht zu besorgen haben, daß man euch beleidige. Wenn unter zwo Personen ein Streit entstehet, und es schlügen sich verständige Personen ins Mittel, und setzten sie bald aus einander; wenn das Feuer der Uneinigkeit in einer Familie ausbrechen will, und die Nachbaren eilten bald herzu, solches zu löschen; wenn ein Mensch auf einmal hitzig worden wäre, und ein anderer führte ihn beyseite, redete glimpflich mit ihm, und suchte seinen Zorn zu besänftigen: so würde das Feuer, das bis an den Himmel zu lodern schien, auf einmal unterdrücket werden, und die wichtige Sache, die man schon vor die hohe Obrigkeit bringen wolte, würde so leicht abgethan seyn, so leicht als man ein Stück Eis schmelzen oder einen Weberfaden zerreissen kan. Aber wenn ein hitziger Starkopf dazwischen komt, der gleich einem schweren Stein ist, der alles zerschmettert, worauf er fält; so wird er euch durch seine gefährlichen Anschläge in solche Händel und Chicanen verwickeln, die euch ins Verderben stürzen werden.

§. 40.

Fortsetzung. Indem ich aber von den betrübten Folgen rede, darein die Proceſſe einen Menschen verwickeln, so höret aufmerksam an, was ich euch noch zu sagen habe. So bald ein Mandarin die Sache in Untersuchung genommen hat, so muß eine von beyden Parteien verlieren, entweder ihr oder eure Gegenpartey. Lieget ihr bey dem Proceß unter, und seyd gleichwol nicht gesonnen nachzugeben, so werdet ihr allenthalben Stützen und Schutz suchen. Ihr werdet die Gewogenheit derer zu gewinnen trachten, die bey dem Mandarin was gelten, und diese Gewogenheit wird euch theuer zu stehen kommen. Ihr werdet auch diejenigen gerne auf eurer Seite haben wollen, die bey der Audienz und Untersuchung gegenwärtig sind. Wie mancher Schmaus wird dazu erfordert werden! Habt ihr auch das Vermögen dazu? Gerathet ihr nun aber gar einem ungerechten Richter in die Hände, der den Schein des Rechtes und der Billigkeit listig zu brauchen weiß, euch zu verderben; so ist alles umsonst, daß ihr diejenigen gewonnen habt, die bey ihm sonst Gehör haben; umsonst werden sich die, so bey der Audienz gegenwärtig sind, diese gewinsüchtige Seelen, diese Blutigel des Volkes, umsonst, sage ich, werden sie zu eurem Besten reden. Ihr werdet nach gehabten grossen Unkosten, die ihr zur Unterdrückung eures Feindes angewendet, und die euer Feind auch dran gewendet euch zu unterdrücken, weiter nichts als einen gütlichen Vergleich zum Vortheil haben. Wegert ihr euch eines solchen Vergleichs; wollet ihr, wenn ihr vor dem einen Gericht den Proceß verloren, denselben vor einem höhern Gericht weiter fortsetzen; so werden sich die Schriften täglich mehr häufen. Der Proceß wird durch Chicanen und lose Künste auf viele Jahre verlängert werden. Die Zeugen werden darunter leiden; unzählige Personen werden in eure Händel eingeflochten, einige ins Gefängniß geleget und andere zur Strafe verdammet werden. Und endlich wird das gesprochene Urtheil weiter nichts fruchten, als daß mehrere Familien an den Bettelstab gebracht werden. Schlieſſet nun selbst aus dem, was ich

jetzo vorgetragen habe, daß, wenn ihr auch ein kupfernes Gebirge und Goldbergwerke hättet, dieselben kaum zu den Proceßkosten zureichend seyn würden. Und wenn euer Leib von Stahl und Eisen wäre, so würdet ihr die dabey vorfallenden Beschwerungen kaum ausstehen können.

§. 41.

Der Käyser, dessen Mitleiden gegen sein Volk ohne Gränzen ist, verbietet euch alle Processe, und er ist so gnädig, daß er euch selbst Anweisung giebt, wie ihr alle unter euch entstehende Streitigkeiten beylegen sollet. Es ist sein Wille, daß ihr in der vollkommensten Einigkeit leben sollet. Zu dem Ende ehret das Alter, liebet die Tugend, seyd gegen die Reichen demüthig, und gegen die Armen mitleidig und gutthätig. Vermenget euch nicht mit solchen Dingen, die euch unordentlich zu seyn vorkommen. Heget ihr gegen jemand Verdacht, daß er euren guten Namen verlästert habe, übet deswegen keine Rache aus. Sind unter euch wilde und freche Menschen, ermahnet sie zur Sittsamkeit und zur Besserung ihres Lebens mit Glimpf und guten Worten. Wenn ihr eure schuldigen Dienste öffentlich verrichtet, so lasset es an der Behülflichkeit, die ihr gegen einander erweiset, offenbar werden, wie groß eure Einigkeit sey. Fortsetzung.

Ich gebe euch noch einen andern guten Rath. Seyd ihr etwa reich, so sucht ja darin keine Ehre, daß ihr kostbar lebet, und euch prächtig kleidet. Stehet ihr in Ehre und Ansehen, so bedienet euch dessen nie zur Unterdrückung schwacher und hülfloser Menschen. Seyd bescheiden und mäßig bey eurem Glück, und thut allenthalben euren Pflichten hurtig ein Genüge; das ist es, was ich euch gebiete. Dabey aber wünsche ich, daß ihr allen Ehrgeiz meiden, mit wenigem zufrieden seyn, und allenthalben gute Haushaltung führen möget. Bedenket die Jahre, die sich dann und wann einzustellen pflegen, da Krankheiten einreissen, da eine Theurung entstehet, und grosse Verwüstungen anrichtet. Alsdenn ists eure Pflicht, mit euren Mitbürgern Mitleiden zu haben, und ihnen von eurem Ueberfluß zu helfen. Dieser Umstand muß von euch wohl beherziget werden. Es betrift euer wahres Interesse. Denn auf die Weise werden euch eure Arbeiter treulich dienen, eure Felder werden nicht ungebauet liegen bleiben, eure Nachbaren werden für euer Bestes besorget seyn, euer besonderes Interesse wird der Nutze des ganzen Volkes seyn. Ueberdies wird euch der Himmel durch solche Mittel und Wege, die euch unbekant sind, schützen und mit zeitlichen Gütern segnen.

§. 42.

Ich rede noch ein Wort mit den Künstlern und allen denen, die Handwerker und mechanische Profeßionen treiben. Denn ob sie wol nach den unveränderlichen Gesetzen einer höhern Ursache in Armuth und Niedrigkeit geboren sind, so haben sie doch darin ein Glück zu geniessen, wenn sie sich nach ihrem Stande richten, sich über ihre Armuth nicht kränken, und den Reichen ihren Reichthum nicht mißgönnen. Diese Moral wird für sie eine Quelle des Friedes und Trostes seyn. Ein tugendhafter Mensch ist allemal glücklich; die Tugend, wenn sie rechter Art ist, kan nicht lange verborgen bleiben. Ihr wisset also den Willen des Käysers, und es ist eure Schuldigkeit, darnach zu leben. Thut ihr dieses, als woran ich nicht zweifele; so werdet ihr grossen Vortheil davon haben. Ihr werdet dem väterlichen Herzen des Beschluß.

Käysers

Käysers dadurch gefällig werden: man wird keine Mißhelligkeiten unter euch finden, ihr werdet die Mandarins vieler Arbeit, Schreiben und Vorstellungen überheben, ihr werdet die Ruhe im ganzen Reich befördern helfen. Wenn ihr also wieder nach Hause gehet, so bedenket fleißig die nützlichen Lehren, so euch vorgetragen worden.

So sieht die Lehrart aus, deren sich ein jeder Mandarin monatlich zweymal bedienet, wenn er das Volk zu guten Sitten ermahnet. Es ist dieses so ein wesentliches Stück seines Amtes, daß er gewiß Rechenschaft dafür würde geben müssen, wenn bey Unterlassung dieser Ermahnung grobe Laster ausgeübet werden solten.

§. 43.

Diebe und mörder müssen von ihnen entdecket werden.

Wenn in einer Stadt ein Diebstal oder ein Mord begangen worden, so muß der Mandarin den Dieb oder den Mörder entdecken, sonst wird er seines Amtes entsetzet. Würde aber eine ganz abscheuliche That ausgeübet, zum Exempel, daß ein Sohn seine eigene Natur verleugnete und seinen Vater ermordete, so ist diese That kaum bey Hofe gemeldet worden, da man alle bey diesem Departement befindliche Mandarins ihrer Aemter entsetzet. Man sagt alsdenn, die Schuld sey auf ihrer Seite. Das Unglück würde nicht geschehen seyn, wenn sie auf die guten Sitten der Leute eine bessere Aufsicht gehabt hätten. Es giebt auch ausserordentliche Fälle, da man aus eben der Ursache die Eltern mit den strafbaren Kindern am Leben strafet.

§. 44.

Sie sind zu ungerechtigkeiten sehr geneigt.

Die schöne Ordnung, die vermittelst der Chinesischen Gesetze eingeführet worden, würde mit nichts verglichen werden können, wenn alle Mandarinen statt ihrer lasterhaften Neigungen, diesen weisen Gesetzen folgten. Ja man kan sagen, daß kein Staat in der Welt glücklicher seyn würde, als dieser. Da aber unter einer solchen Menge allemal sehr viele angetroffen werden, die ihre Glückseligkeit in die Güter des gegenwärtigen Lebens einschränken, und was ihnen sonst eine Zeitlang angenehm und nützlich seyn kan; so machen sich auch viele kein Gewissen draus, die geheiligtesten Gesetze der Vernunft und Religion zu verlassen, und sie ihrem Eigennutz aufzuopfern. Da ist keine List und Betrügerey zu ersinnen, deren sich nicht die geringeren Mandarinen gegen die vornehmeren bedienen solten. Und unter diesen letzteren finden sich manche, die den höchsten Reichsgerichten, ja dem Käyser selbst einen Dunst vorzumachen suchen. Sie wissen ihre Leidenschaften unter lauter demüthigen und schmeichlerischen Redensarten zu verbergen. In den übergebenen Berichten geben sie eine so grosse Uneigennützigkeiten vor, daß es einem Regenten recht schwer werden muß, wenn er nicht die Lügen statt der Warheit annehmen soll. Da auch die ihnen angewiesenen Besoldungen nicht hinlänglich sind, ihren Stolz und Verschwendung zu unterhalten; so fallen ihnen eben die Ungerechtigkeiten nicht schwer, wenn sie nur insgeheim ausgeübet werden können. Man hat wol eher erlebet, daß Staatsminister und die obersten Präsidenten der höchsten Gerichte die Käyserlichen Statthalter der Provinzen ranzioniret. Und diese, die sich ihres Schadens an ihren Subalternen erholen müssen, unterlassen keine Gelegenheit, das Volk dabey zu schrüpfen.

§. 45.

Wie denselben vorgebeuget werde.

Die Gesetze haben dergleichen Unordnungen gar wohl vorhergesehen, und deswegen manche Einschränkungen gemachet, dadurch die Mandarins bey ihren Pflichten erhalten, die Unterthanen aber vor ihren Plackereyen bedecket bleiben. Der jetzt regieren-

de

de Käyser aber hat noch weit kräftigere Mittel zu Erreichung dieses Endzwecks erfunden. Denn er hat ihnen ihre Besoldungen vermehret, er hat öffentlich bekant machen lassen, daß er keine Geschenke von ihnen annehmen werde: hat ihnen aber auch ernstlich verboten, den Unterthanen sonst nichts abzufordern, als was ihnen von rechtswegen gebühret, und zwar vermittelst eines sehr harten Strafgesetzes, des Inhalts, daß derjenige Mandarin am Leben gestrafet werden solte, der überführet werden könte, daß er über 80 Unzen Silber den Unterthanen abgezwacket. Ueberdies hält es auch r. sehr schwer, daß unter dem Volk nicht allerhand Bewegungen entstehen solten, wenn es unter den Erpressungen der ungerechten Mandarinen seufzet. Und der geringste Aufstand, der in einer Provinz ausbricht, wird sogleich dem Statthalter derselben zugerechnet; und wenn er denselben nicht anf eine gute Art stillen und beylegen kan, so ist seine Charge so gut als verloren. Es verhält sich, sagen die Chinesischen Gesetze, mit einem Obersten einer Provinz, wie mit dem Oberhaupt einer Familie. Wird der Hausfriede gestöret, so geschichts aus seiner Schuld. Der Statthalter einer Provinz muß seine Subalternen in guter Aufsicht und Ordnung erhalten, und alle Unterdrückung des Volks verhüten. Wenn das Joch der Obrigkeit sanft ist, so trägt mans nie mit Unwillen, vielweniger sucht man dasselbe gar abzuwerfen. 2. Hiernächst gebieten auch die Gesetze, daß keinem einzigen Mandarin unter seinem eigenen Volk ein Mandarinat gegeben werden solle, nicht allein nicht einmal in seiner Vaterstadt, sondern auch nicht einmal in der Provinz, daraus er gebürtig ist. Ueberdies so verwaltet er auch gemeiniglich ein solches Amt nicht viele Jahre an einem Orte nach einander; sondern man versetzet oder befördert sie weiter. Daraus entstehet, der Vortheil, daß er mit den Unterthanen des Landes nicht in alzu genaue Verbindung treten, oder sich einen Anhang unter denselben machen kan. Und weil ihm beynahe alle Mandarins, die mit ihm zu gleicher Zeit in derselben Provinz die obrigkeitlichen Aemter verwalten, unbekant gewesen; so ist es was sehr seltenes, daß sie Ursachen haben, einander besondere Gunst zu erweisen.

§. 46.

Giebt man ihm eine Bedienung in einer Provinz, die an die seinige gränzet, so muß er doch an einen Ort versetzet werden, der von dem vorigen wenigstens 50 Meilen entfernet ist. Die Ursache davon ist diese: Ein Mandarin muß für das algemeine Beste bekümmert seyn. Verwaltet er ein Amt in seinem Vaterlande, so würde er durch die Reizungen seiner Anverwandten und Freunde oft in seiner Pflicht gestöret werden, und es würde schwer halten, daß er nicht aus Gewogenheit und Gefälligkeit gegen sie ein und andere Ungerechtigkeit mit unterlaufen lassen solte, oder daß er sich seiner Autorität bedienen möchte, diejenigen aus einer Rachbegierde zu quälen, von denen er ehedem entweder in seiner eigenen Person, oder in der Person seiner Freunde und Anverwandten wäre beleidiget worden. Man gehet hierin so weit, daß man auch nicht einmal gestattet, daß ein Sohn, ein Bruder, ein Vetter, subalterne Mandarins; der andere Bruder oder Vetter aber ein höherer Mandarin in derselbigen Provinz sey. Zum Exempel, dieser und jener ist ein Mandarin in einer Stadt vom dritten Rang, und der Käyser schickt etwa dessen ältern Bruder als Käyserlichen Statthalter in dieselbe Provinz, so muß der jüngere Bruder solches sogleich an den Hof berichten, und der Hof ertheilet ihm sogleich ein anderes Mandarinat von eben dem Range, als dasjenige in der Provinz ist, darüber sein Bruder Statthalter worden. Die Ursache solches Verhaltens ist diese: Fortsetzung.

Weil man besorget, der ältere Bruder möchte dem jüngeren durch die Finger sehen und seine Fehler verschweigen; oder der jüngere möchte sich auf den Credit seines ältern Bruders was zu gute thun, und sein Amt mit wenigerer Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit verwalten. Ueberdies würde es auch einem Bruder hart fallen, wenn er gegen seinen leiblichen Bruder klagen führen solte. Diesen Ungelegenheiten nun zu entgehen gestattet man nicht, daß diejenigen in einer Bedienung stehen, die unter sich selbst in einem solchen Verhältniß stehen. Und was ich von einem Vater, von einem Bruder oder Vetter gesaget, das muß auch vom Sohn, Bruder und Vetter eines höhern Mandarin gegen einen Vater, Bruder und Vetter, der ein geringeres Mandarinat verwaltet, verstanden werden.

§. 47

Es werden mit den mandarins zu zeiten musterungen angestellet.

Alle drey Jahre wird eine Generalrevüe über alle Mandarinen im ganzen Reich angestellet, dabey man die guten und bösen Eigenschaften der obrigkeitlichen Personen genau untersuchet. Ein jeder Ober-Mandarin untersuchet die Conduite seiner Subalternen, entweder seit der Zeit der letzten Musterung, oder seit dem sie im Amte gewesen. Einem jeden leget er gewisse Merkmale an, die entweder Zeichen eines Lobes oder einer Bestrafung sind. Zum Exempel der erste Mandarin einer Stadt vom dritten Rang hat drey oder vier kleine Mandarinen unter sich. Er giebt denselben sein Merkmal, und schickt sie damit zu dem Mandarin einer Stadt vom zweyten Rang, unter welchem er stehet. Dieser, der mehrere Mandarins über Städte vom dritten Rang unter sich hat, untersuchet diese Zeichen, und wenn er sie mit der Erkentniß, die er davon hat, einstimmig zu seyn findet, so setzt er sein Zeichen auch hinzu. Wenn dieser Mandarin über eine Stadt vom zweyten Rang alle Merkmale der Mandarinen vom dritten Rang erhalten hat, so setzet er seine Merkmale hinzu, und schickt sein Verzeichniß an das Provincial-Collegium ein, das in der Haupstadt der Provinz befindlich ist. Diese Liste gehet durch ihre Hände in die Hand des Käyserlichen Statthalters, der, wenn er sie nebst den ihm zugeordneten vier General-Mandarins untersuchet hat, sie mit seinen besondern Anmerkungen bey Hof einschicket, damit das erste Oberhofgericht von allen Mandarins im ganzen Reich genaue Nachricht bekommen, und diejenigen, so es verdienet, belohnen, die aber böses gethan, bestrafen könne. Man belohnet aber einen Mandarin, wenn man ihn entweder eine Stufe erhöhet, oder ein grösseres Departement seiner Aufsicht übergiebet; man bestraft ihn aber, wenn man ihn entweder tiefer herab setzet, oder ihn gar seines Amtes entsetzet. Binnen zween Monaten, als so lange diese Revüe währet, spricht der Statthalter niemanden, er nimt keinen Besuch an, erbricht auch keinen Brief, der aus seinem Gouvernement an ihn einläuft. Und das muß er deswegen so halten, damit seine Unparteylichkeit unverletzlich bleibe, und er auf weiter nichts, als auf wahre Verdienste sehe.

§. 48.

Wie man die conduite der mandarins bezeichnet.

Mit den Zeichen, dadurch das Betragen des Mandarins angedeutet wird, hat es folgende Bewandniß. Unter ihrem Namen und Titul, den sie ihres Mandarinats halber führen, schreibet man ohngefähr folgendes: Dies ist ein geldgeiziger Mann; er ist in seinen Strafen alzu strenge; er gehet mit den Unterthanen hart um. Oder: er ist alzualt, und kan daher seinem Amt nicht mehr gehörig vorstehen. Oder: er ist trotzig, seltsam, eigensinnig, und sehr veränderlich; oder er ist stolz, hochmüthig und sein selbst

nicht

nicht recht mächtig; er ist sehr schwach bey Verwaltung seines Amtes, er weiß sich keine Autorität zu verschaffen; er ist faul, er wartet sein Amt nicht recht ab; er verstehet die Gesetze und Gewohnheiten des Landes nicht. So lauten ohngefähr die nachtheiligen Urtheile. Wenn man ihn aber loben will, so heist es zum Exempel: Es ist ein aufrichtiger Mann, er thut den Unterthanen nichts zu Leide, er hat viel Erfahrung, er ist in seinen Entschliessungen vest, aber ohne Grausamkeit, das Volk liebt ihn, er verstehet die Kunst zu regieren, und so ferner. So bald nun diese Conduitenliste zu **Peking** ankomt, so untersucht sie dasjenige Tribunal, bey welchem sie eingelaufen, und schickt sie an den Statthalter wieder zurück, und zeiget dabey entweder die Belohnung oder die Bestrafung an, die den Mandarins seiner Provinz wiederfahren soll.

§. 49

Belohnungen oder bestrafungen, so darauf erfolgen.

Man setzet zuförderst diejenigen ab, die übel angeschrieben gewesen, wenn ihre Fehler nur einigermassen in die Regirung des Landes einschlagen. Die aber, so gelobet worden, erhebet man mit allerhand Lobsprüchen zu einem höhern Mandarinat. Zum Exempel derjenige, der ein Mandarin über eine Stadt vom dritten Rang gewesen, und Proben von seiner Geschicklichkeit abgeleget, wird zum Gouvernement einer Stadt vom zweyten Rang, als zu welchem er die gehörige Fähigkeit blicken lassen, erhoben. Einige andere erhebet oder erniedriget man nur um einige Stufen. Die Mandarins sind alsdenn verbunden, ihren Befehlen die Anzahl der Stufen, die sie erniedriget, oder erhöhet worden, vorzusetzen. Zum Exempel er schreibet: **Ich N. N. Mandarin in der und der Stadt, der ich um drey Stufen erhöhet, oder um drey Stufen herab gesetzet worden, thue hiemit kund und zu wissen.** Auf die Weise erfähret das Volk die Belohnungen und Bestrafungen, die einem jeden wiederfahren. Ist er etwa um zehen Stufen erhoben worden, so kan er sich mit der Hofnung schmeicheln, bald ein höheres Mandarinat zu erlangen: hat man ihn aber um zehen Stufen kleiner gemacht, so stehet er in Gefahr, seine ganze Bedienung zu verlieren.

§. 50.

Es müssen etwelche commissarien über die mandarins wachen.

Gleichwie aber die vornehmsten Käyserlichen Bedienten leicht sich durch Geld könten bestechen lassen, daß ihnen durch die Gouverneurs der Städte zugeflösset würde, und welches sie reizen möchte, den Mandarins durch die Finger zu sehen, die den Unterthanen allerhand hartes erweisen; so schicket man von Zeit zu Zeit heimlich und unvermerkt einige Inspectores in die Provinzien aus, die die Städte bereisen, von den Gerichten jedes Ortes Kundschaft einziehen, ihre Verhöre beschleichen, nach dem Zustande der Künstler, Handwerksleute und des ganzen Volks sich erkundigen, und nachfragen, wie der Mandarin sein Amt verwalte. Wird er nun nach dieser geheimen Kundschaft einer Unordnung überzeuget; so entdeckt ein solcher heimlicher Kundschafter seinen wahren Character und daß er ein Käyserlicher Abgesandter sey. Da er nun unumschränkte Volmacht hat, so macht er auch einem solchen Mandarin seinen Proceß ganz kurz, und straft ihn nach der Strengigkeit der Gesetze. Oder wenn seine Ungerechtigkeiten ganz ausserordentlich sind, so berichtet er es an den Hof, und erwartet einen Spruch darüber.

§. 51.

Exempel davon.

Vor einigen Jahren ernante der Käyser einige solcher Commissarien über die Provinz **Canton**. Es betraf eine Angelegenheit zwischen dem Käyserlichen Statthalter und dem Generalsalzcontrolleur, die beyde einander bey Hofe verklaget hatten. Die

Unterthanen in dieser Provinz, die bey der grossen Salztheurung am meisten litten, als welches sehr hoch hinauf war getrieben worden, ergriffen die Partey des Statthalters gegen gedachten Controlleur; die meisten grossen Mandarins aber vertheidigten den letzten gegen den ersten. Der Hof ward auf diesen Streit aufmerksam gemachet und wolte gern wissen, welches hier der schuldige Theil sey. Es wurden daher die Großmandarinen aus der Provinz **Tche kiang, Fo kien, Kiang nan** und **Kiang si** zu Commissarien ernennet. Als sie zu Canton ankamen, nahmen sie die Ehrenbezeugungen durchaus nicht an, die sonst bey ihrem Empfang würden gewöhnlich gewesen seyn, um nicht den geringsten Verdacht gegen sich zu erwecken, als ob sie sich durch Geschenke hätten gewinnen lassen. Sie hatten selbst mit den Mandarins weiter keine Gemeinschaft, als daß sie einen nach dem andern fordern liessen, und die gehörigen Nachrichten von ihnen einzogen. Sie nahmen keinen Besuch an und gaben auch keinen, sondern kehrten gerade in das für sie zubereitete Wirthshaus ein, und blieben daselbst ganz in der Stille, bis sie den Statthalter und Salzcontrolleur vor sich gefordert und diese beyden Mandarins befraget; welche vor ihnen, als ihren verordneten Richtern, zu verschiedenen malen als Uebelthäter erscheinen musten. Der Statthalter muste, so lange diese Untersuchung daurete, alle Morgen aus seinem Pallast sich in ein Nebenzimmer der Audienz begeben und daselbst bis in die Nacht verbleiben. Und darin genoß er noch einen Vorzug vor dem Generalcontrolleur, der sich binnen dieser Zeit seines Tribunals ganz begeben, und beständig vor der Audienz aufpassen muste. Alle Gewölbe und Kramladen wurden in der Stadt zugeschlossen, und das Volk brachte seine Beschwerungen gegen den Controlleur an. Sie wurden auch von den Commissarien so gut gehöret, als was die beyden Mandarins vortrugen. Als die Untersuchung geendiget, so schickten die Commissarien ihre Acten durch eine ausserordentliche Staffette nach Hofe, und alsdenn nahmen sie von allen Mandarins Besuche an, nur von dem Controlleur nicht.

§. 52.

Der käyser bereiset selbst die provinzien.

Ob man nun gleich keine andere, als ansehnliche Staasbediente zu Visitatoren der Provinzien ernennet, und zu deren Redlichkeit man ein gutes Vertrauen hat; so könte sichs doch leicht zutragen, daß einer und der andere seine Macht mißbrauchte, oder durch die Geschenke lasterhafter Bedienten versuchet würde, seine Ungerechtigkeiten zu unterdrücken. Um nun diese auf ihrer Hut zu erhalten, so tritt der Käyser selbst, ehe sie sichs versehen, in eigener hohen Person eine Reise in einige Provinzien an, um selbst die Klagen zu hören, so die Unterthanen gegen ihre Obrigkeiten führen. Vor diesen Reisen, dabey sich der Käyser von seiner Majestät recht geflissentlich zu dem Volk herab lässet, zittern und beben alle Mandarinen, deren Conduite nur einiger massen verdächtig ist.

§. 53.

Welches insonderheit vom vorigen käyser geschehen.

Im Jahr 1689 trat der verstorbene Käyser **Cang hi** eine Reise in die mittäglichen Provinzien an. Er reisete durch die Städte **Sou tcheou, Yang tcheou** und **Nan king**. Er war zu Pferde, ihn begleitete seine Leibgarde, nebst ohngefähr 3000 Mann Reuterey; wenigstens zog er also in **Nan king** ein. Man empfing ihn mit Vortragung vieler Standarten, seidenen Fahnen, Sonnenschirmen, und andern unzählichen Zierrathen. Alle zwanzig Schritte waren Ehrenpforten und Triumphbogen aufgerichtet, die man ganz ausserordentlich geschmücket hatte, und durch welche der Käyser seinen Einzug hielt. Auf den Strassen sahe man eine unbeschreibliche Menge Menschen, ober

unter

unter solcher Ehrfurcht und grossen Stille, daß nicht das geringste Geräusch zu hören war. Des Nachts blieb er in seinem Schif zu Yang tcheou, des Morgens aber hielt er den Einzug zu Pferde. Die Strassen waren tapeziret. Er fragte, ob die Mandarins Befehl dazu gegeben hätten; die Bürger antworteten mit Nein, sondern es sey von ihnen aus eigener Bewegung geschehen, um dadurch ihre tiefe Ehrfurcht gegen seine Majestät öffentlich zu bezeugen. Darüber bezeugte er eine grosse Zufriedenheit. Die Strassen waren so voller Menschen und Kinder, daß die Pferde nicht davor fortkommen konten, sondern der Käyser sich genöthiget sahe, alle Augenblicke stille zu halten; welches ihm aber gar nicht entgegen zu seyn schien. In der Stadt Sou tcheou hatte man die Tapeten auf die Strasse gebreitet. Der Käyser stieg deswegen vom Pferde ab, und befahl der Reuterey; Halte zu machen, um nicht die schönen Stoffe, die den Unterthanen gehörten, zu verderben. Er ging auch zu Fuß bis zu dem für ihn zubereiteten Pallast, und beehrte diese Stadt zwey Tage nach einander mit seiner Gegenwart.

§. 54.

Wie er gerechtigkeit verwaltet.

Auf dergleichen Reisen pfleget sich der Käyser als einen Beschützer und Vater seines Volks zu erklären, und eine schleunige Gerechtigkeit gegen alle diejenigen Mandarins auszuüben, gegen welche Klagen geführet werden. Der P. le Comte führet ein Exempel einer solchen strengen Gerechtigkeit an, dadurch sich jetztgedachter Käyser unter den Mandarins fürchterlich und unter dem Volk liebenswürdig gemachet.

Dieser Herr, schreibet er, entfernte sich einstens von seinem Gefolg, und traf einen alten Mann an, welcher bitterlich weinete. Er fragte nach der Ursache seiner Thränen, Herr, antwortete dieser alte Greis, der aber nicht wuste, daß er mit dem Käyser redete, ich hatte nur ein einziges Kind, das meine Freude war, und darauf bey meiner Familie alles ankam. Ein tartarischer Mandarin hat mirs weggenommen. Und dadurch bin ich aller Hülfe beraubet worden; und werde auch solcher wol in meinem ganzen Leben beraubet seyn. Denn wie kan so ein armer und schwacher Mann, als ich bin, den Gouverneur dazu anhalten, daß er mir Gerechtigkeit wiederfahren lasse? Das ist so schwer nicht, antwortete der Käyser, als du dirs vorstellest. Stehe auf und zeige mir das Haus, darin der ungerechte Räuber wohnet. Dieser ehrliche Mann gehorcht ohne Bedenken, und sie kamen nach einem Wege von zwo Stunden in dem Hause des Mandarins an, der einen so ausserordentlichen Besuch nicht erwartete. Die Leibwache und andere grosse Herren suchten den Käyser lange; endlich fanden sie das Haus, darin er war, welches sie, weil sie die Ursache dieses Besuchs nicht wusten, umringeten. Als nun der Käyser den Mandarin von der bewiesenen Gewaltthätigkeit überzeuget hatte, so verurtheilte er ihn sogleich zum Schwerdt. Im Umkehren wandte er sich zu dem betrübten Vater, der seinen Sohn verloren hatte, und sagte mit einer sehr ernstlichen Mine zu ihm: Damit du wegen deines Verlustes völlig schadlos gehalten werden mögest, so übergebe ich dir die Stelle des jetzt hingerichteten Mandarins. Siehe zu, daß du sie besser verwaltest als er. Mache dir sein Verbrechen und seine Bestrafung zu nutze, und hüte dich, damit du nicht andern wieder zum Exempel dienen müssest.

§. 55.

Die mandarinen können durch die zeitungen

Endlich ist nichts vermögender, die Mandarinen in guter Ordnung zu erhalten, und den Ungerechtigkeiten vorzubeugen, die durch sie leicht begangen werden könten, als durch die Zeitungen, die alle Tage in Peking gedrucket, und in alle Provinzien versen-

tungen in ordnung gehalten werden.

det werden. Es wird darin nichts anders gesetzet, als was mit der Regierung des Landes in Verbindung stehet. Und gleichwie die Regierungsart monarchisch ist, und alle Affairen, sie mögen auch noch so unerheblich seyn, am Hofe einlaufen; so ist nie leicht etwas darinnen enthalten, das nicht den Mandarinen bey der Verwaltung ihrer Aemter gesund seyn und den Gelehrten, ja dem ganzen Volk zur Nachricht dienen könte. Man lieset darin zum Exempel den Namen der Mandarinen, die ihrer Aemter entsetzet worden, samt der Ursache, warum es geschehen: weil er entweder den Käyserlichen Tribut nicht richtig eingehoben, oder damit liederlich gewirthschaftet; oder weil er alzu gelinde oder auch gar zu strenge gewesen. Diesen beschuldiget man allerhand ausgeübter Plackereyen, einen andern, daß er kein Geschick gehabt, Leute zu regieren. Ist etwa ein anderer Mandarin zu einer besondern Ehrenstelle erhoben, oder von derselben tiefer herab gesetzet worden, oder ist ihm um eines begangenen Fehlers willen etwas von seiner jährlichen Besoldung abgezogen worden; so wird solches alles gleich in den Zeitungen gemeldet.

§. 56.

Fortsetzung.

Sie handeln auch von allerley peinlichen Sachen und Halsgerichten; man findet die Namen derer, die an der caßirten Mandarinen Stelle gekommen; man lieset das Unglück, so diese und jene Provinz betroffen; die Hülfe so derselben durch den Mandarin auf Befehl des Käysers geleistet worden; einen Auszug der Unkosten, die auf die Armeen, zum Besten des Volks, zur Unterhaltung öffentlicher Gebäude angewendet, oder was sonst für Gnadensachen vom Käyser ausgeübet worden. Auch findet man die Erinnerungen darin, welche das Staatsministerium an den Käyser ergehen lassen, wenn er wo gefehlet, oder wenn an seinen Urtheilssprüchen was auszusetzen gewesen. Man bemerket die Tage, da der Käyser geringe Handarbeit verrichtet hat, um dadurch bey dem Volk eine Liebe zur Arbeit und Fleiß auf den Ackerbau zu erwecken. Man zeichnet den Tag an, da sich alle Grossen des Hofes und die ersten Mandarins der Tribunalien bey Hofe einfinden, und wegen ihrer Pflichten gehörige Unterweisung einholen sollen. Man lernet aus diesen Zeitungen die neu eingeführten Gesetze und Gewohnheiten; man findet das Lob, so der Käyser diesem Mandarin, und den Verweis, den er einem andern ertheilet. Zum Exempel: Dieser Mandarin hat keinen guten Ruf, wo er sich nicht bessert, werde ich ihn strafen. Endlich werden die Chinesischen Zeitungen so eingerichtet, daß sie sehr nutzbar sind, und den Mandarins Anweisung geben, auf eine vernünftige Art zu regieren. Daher lesen sie auch dieselben sehr sorgfältig. Und da darin alle Affairen eines so grossen Reichs vorkommen; so schreiben die meisten die nöthigen Anmerkungen aus denselben auf, um sich selbst darnach zu richten. Es darf aber nichts darein gesetzet werden, das dem Käyser nicht erst wäre vorgeleget, oder von ihm selbst befohlen worden. Diejenigen, so die Aufsicht über die Zeitungsexpedition haben, unterstehen sich nicht, bey Vermeidung harter Leibesstrafe, eine einzige Anmerkung aus ihrem eigenen Geist hinzuzufügen. Im Jahr 1726 ward ein Zeitungsschreiber und ein Postsecretarius zum Tode verurtheilet, weil sie in die Zeitungen einen Umstand mit eingerücket hatten, der falsch befunden ward. Der Grund dieses Todesurtheils war dieser, weil sie die schuldige Achtung gegen die Majestät des Käysers aus den Augen gesetzet; ihre Gesetze aber thäten den Spruch, daß ein solcher des Todes würdig sey. Uebrigens untersagen diese Gesetze den Mandarins fast alle Lustbarkeiten. Sie dürfen nur manchmal ihre Freunde

tractiren,

tractiten, und eine Comödie spielen lassen. Sie würden ihr Glück verscherzen, wenn sie spieleten, Lustreisen anstelleten, Visiten abwarteten und fleißig bey Gastereien wären. Sie haben keine andere Ergetzlichkeiten, als die ihnen in den innersten Gemächern ihrer Palläste möglich sind.

Vierter Abschnitt,

Vom Kriegsetat, Stärke des Reichs, Vestungen, Soldaten, Waffen und Artillerie der Chineser.

§. 1.

Kriegsetat der Chineser.

Gleichwie man in den vorigen Zeiten in Frankreich Waffenritter und Gesetzritter, das ist, den Kriegsadel und gelehrten Adel gehabt; so giebts in China Doctores der Gelehrsamkeit und Doctores im Kriege. Von den ersten, auf welche es bey der Regierung des Staats ankomt, haben wir bis hieher geredet. Wir müssen nun auch die andern kennen lernen, die dazu bestimmet sind, daß sie im Reich die Ruhe, die benachbarten Völker in der Furcht erhalten und allen Aufruhr stillen sollen. Die Kriegsmandarins oder Officiers müssen durch verschiedene Examina gehen, so wol als die Gelehrten, und in denselben Proben von ihrer Stärke, Geschicklichkeit nnd Kriegserfahrung ablegen. Sie haben unter sich drey Stufen, durch welche sie nach und nach gehen müssen; sie müssen erst Kriegsbaccalaurei, hernach Kriegslicentiaten und endlich Kriegsdoctores werden. In der Hauptstadt einer jeden Provinz stehen sie das Examen zum Baccalaureat aus; aber Licentiaten und Doctores müssen sie auf eben die Weise werden, die ich anderwärts beschrieben habe.

§. 2.

Kriegscollegia.

Zu **Peking** befinden sich fünf Kriegstribunale, die man **Ou fou** nennet, das ist, die fünf Classen oder Truppen der Kriegsmandarinen. Die erste Classe heisset die Classe der Mandarinen von der Hintergarde, Namens **Heou fou**. In der zweyten sind die Mandarins vom linken Flügel, Namens **Tso fou**. In der dritten die Mandarins vom rechten Flügel, Namens **Yeou fou**. In der vierten die Mandarins von der Hauptarmee, **Tchong fou** genant. In der fünften die Mandarins von den Vortruppen, **Tsien fou**.

§. 3.

Subordination dieser collegien.

Diese fünf Classen haben einen Präsidenten und zween Assessores, welche Mandarins vom ersten Range sind. Man erwählet dazu gemeiniglich die vornemsten Herren im Reich, unter deren Befehl alle Officiers am Hofe und alle Soldaten stehen. Diese fünf Tribunale aber stehen unter einem Oberkriegscollegio, welches die Chineser **Jong tching fou** nennen. Der Präsident dieses letztern ist allemal einer von den Vornemsten des Reichs. Sein Ansehen erstrecket sich über gedachte fünf Tribunale, und über alle Officiers und Soldaten am Hofe. Um aber allem Mißbrauch eines so grossen Ansehens, kraft dessen die ganze Armee unter seinem Befehl stehet, zuvor zu kommen, so hat er zum Beysitzer einen gelehrten Mandarin, der den Titul eines Oberaufsehers über die Armee führet,

führet, nebst zween Inspectoren, die der Käyser selbst ernennet, und die an allen Kriegsangelegenheiten Theil nehmen. Ja was noch mehr; wenn es zur Ausführung eines gewissen Vorhabens kommen soll, so dependiren sie schlechterdings von dem vierten Oberhofgerichte, davon wir oben bereits gehandelt haben, unter welchen die ganze Miliz im Reiche stehet.

§. 4.

Fortsetzung. Obgleich die grössesten Herren des Reichs, die wir etwa Prinzen, Herzoge, Grafen nennen möchten, ihrem Rang, Verdiensten und Bedienung nach nicht unter dem Befehl der Mandarinen stehen; so findet sich doch keiner unter ihnen, der sich nicht aus dem Titul, den ihm sein Mandarinat ertheilet, und aus dem Character eines Präsidenten der Kriegscollegien eine Ehre machte. Keine stärkere Leidenschaft ist unter den Chinesern zu finden, als über andere zu befehlen; darin setzt der Chineser alle seine Herlichkeit, wenn er im Staat was zu sagen hat. Der erste Kriegsmandarin hat einen gleichen Rang mit einem General in Europa, wie er denn auch beynahe eben dieselbigen Verrichtungen hat. Es stehen gewisse Oerter, und vier, zuweilen auch nur zween Mandarin unter ihm, deren Geschäfte mit dem, was bey uns ein Generallieutenant zu thun hat, genau übereinkommen; welche letztern wiederum vier subalterne Officiers unter sich haben, die man mit den Obersten vergleichen kan. Diese Obersten befehlen wieder über einige Hauptleute, unter welchen, wie bey uns, die Lieutenants und Souslieutenants stehen. Ein jeder von diesen Mandarins hat ein seinem Rang gemäßes Gefolge, und er hat allemal einige zu seinem Tribunal gehörige Officiers bey sich. Alle zusammen aber commandiren viel Volk, theils zu Fuß, theils zu Pferde.

§. 5.

Kriegsübungen. Ordentlicher Weise müssen diese Officiers ihre Soldaten beständig in der Uebung erhalten. Diese Uebungen bestehen nun darin, daß sie entweder wild und unordentlich durch einander laufen, wo sie die Mandarins hinführen; oder daß sie Esquadrons formiren, oder daß sie in guter Ordnung defiliren, oder daß sie unter dem Schall der Hörner und Trompeten bald gegen einander anrücken, bald aber sich wieder ordentlich setzen. Uebrigens bestehet ihre gröste Geschicklichkeit darin, daß sie mit dem Bogen und Säbel fertig umgehen können. Es werden auch von Zeit zu Zeit Revüen mit den Truppen angestellet. Man besiehet dabey ihre Pferde, man betrachtet ihr Gewehr, Flinten, Säbel, Pfeile, Cüraſſe und Helme; und wenn sich nur der geringste Rost daran findet, so werden sie dieser Nachläßigkeit halber auf der Stelle gestrafet, und zwar, wenn sie Chineser sind, mit dem Stock, und wenn sie Tartarn sind, mit der Geissel. Ausser diesen Uebungen ist ihnen erlaubet Handel und Wandel zu treiben, wie sie wollen; es sey dann daß sie auf einem Posten stehen, dabey sie genung zu thun haben; zum Exempel, wenn sie in einem Stadtthore, oder auf einer Hauptstrasse die Wache haben.

§. 6.

Von ihrer anwerbung und sold. Da aber das Kriegshandwerk die Leute in einem solchen Lande nicht incommodiret, in welchem seit so vielen Jahren ein grosser Friede geherschet; so ist es so ferne, daß man die Soldaten mit Gewalt werben solte, oder durch ein Handgeld, wie es in Europa üblich ist; sondern es wird von den meisten für ein Glück angesehen, Soldaten zu werden, welches sie sich durch Vorsprach ihrer Freunde, ja durch Geld zuwege zu bringen suchen. Sie sind auch meistens aus dem Lande gebürtig, darin sie dienen, und haben in dem

demselben ihre Familien. Die drey mitternächtlichen Provinzien geben sehr viel Soldaten zum Dienst des Käysers her. Alle drey Monate wird ihnen ihr Sold gezahlet, und dieser bestehet in fünf Sols feines Silbers, und in einem gewissen Maas Reis, das für einen Menschen hinlänglich ist, und ihnen täglich gereichet wird. Einige unter denselben haben doppelte Löhnung. Die Cavalleristen kriegen fünf Sols mehr und täglich zwey Maas kleine Bohnen zur Unterhaltung der Pferde, die ihnen vom Käyser gegeben werden.

§. 7.

Ihre beschaffenheit.

Man zählet ordentlicher Weise 18000 Kriegsmandarinen, und über 700,000 Soldaten, die in allen Provinzien, Vestungen, Städten, Waffenplätzen und längst der grossen Mauer zerstreuet liegen. Diese Truppen sind wohl gekleidet und wohl bewafnet; und ihre Musterung hat etwas reizendes an sich: aber mit den Europäischen Truppen müssen sie nicht, weder in Ansehung der Herzhaftigkeit noch der beobachteten Mannszucht, verglichen werden. Der geringste Anfall ist vermögend sie aus der Fassung zu setzen, ja in die gröste Unordnung zu bringen. Ausser dem, daß die Chineser von Natur weichlich, und die Tartaren fast zu Chinesern worden sind; so giebt ihnen auch der lange Friede, dessen sie bisher genossen, wenig Gelegenheit, das Kriegshandwerk zu treiben. Die Hochachtung gegen die Wissenschaften und Gelehrsamkeit, die sie allen andern Professionen vorziehen, die Dependenz, in welcher die Kriegsbedienten in Ansehung der Gelehrten stehen, die Auferziehung, so sie von Jugend auf geniessen, da man ihnen nichts als Buchstaben und Sinbilder vorleget, mit ihnen scharf und ernstlich umgehet, von nichts anders als von Policey und Gesetzen mit ihnen redet; diese Auferziehung, sage ich, ist nicht vermögend grosse Krieger aus ihnen zu machen.

§. 8.

Ihre bestimmung.

Diese Truppen dienen zu weiter nichts, sonderlich seit dem die Tartarey Reichsunterthänig gemachet worden, als daß dem bürgerlichen Aufruhr vorgebeuget und die erste Bewegung unterdrücket werde, die sich entweder in der Stadt oder in einer Provinz hervorthut. Vier und zwanzig Officier haben im Käyserlichen Pallast die Würde der Generalcapitains, und eben so viel Marschalle sind auch daselbst. Die Tartarn haben diese Charge eingeführet. Ausser den Tartarischen Officiers sind auch einige aus dem Collegio **Ping pou**, oder Kriegscollegio, das die Aufsicht über die Truppen im ganzen Chinesischen Reich hat. Diese haben beständig Couriers zur Hand, welche die nöthigen Befehle in grosser Geschwindigkeit ausbreiten müssen; wiewol es dabey ganz geheim zugehet. Ihre Hauptsorge ist, das Land von Dieben zu reinigen, dabey sie ein so genaues Auge haben, daß ihnen nicht leicht einer entwischet. Wenn solche Executionen angestellet werden sollen, so werden die Befehle an diejenigen Städte geschicket, bey welchen sich die Diebe am nächsten befinden; und wenn es nöthig ist, so müssen mehrere Städte zusammen treten und ihre Kräfte vereinigen. Zu Kriegeszeiten lässet man aus einer jeden Provinz einige Truppen defiliren, um eine Armee aus denselben zuwege zu bringen.

§. 9.

sonderlich in ansehung der grossen mauer.

Ehe die Tartarn mit den Chinesern vereiniget wurden, so waren längst der grossen Mauer eine erstaunliche Menge Truppen bestellet, die dieselbe bewachen und das Reich gegen die Anfälle so fürchterlicher Feinde bedecken musten. Jetzo aber lieget nur in den allerwichtigsten Plätzen Besatzung. Die Natur hat recht dafür gesorget, das Chinesi-

sche Reich an solchen Gegenden selbst zu vertheidigen, wo es etwa leicht überfallen werden könte. Das Meer, an welches sechs Provinzien gränzen, ist an den Küsten so niedrig und seicht, daß kein einziges grosses Schif ans Ufer kommen kan, ohne zu zerscheitern. Und die Sturmwetter werden alda so oft wahrgenommen, daß keine Kriegsflotte daselbst würde sicher liegen können. Gegen Abend ist es mit unersteiglichen Bergen bedecket, die auf dieser Seite das Reich eben so gut bedecken, als es vom Meer und von der grossen Mauer beschützet wird. Im 215 Jahr vor Christi Geburt ward diese erstaunliche Arbeit auf Befehl des ersten Käysers aus der Familie Tsin angefangen, um damit drey grosse Provinzien einzuschliessen, und sie wider die Anfälle der Tartarn in Sicherheit zu setzen. So bald er diesen Entschluß gefasset, so lies er aus allen Provinzien den dritten Theil Menschen herbey kommen, die vermögend waren schwere Arbeit zu verrichten. Zum Grunde, der im Meer geleget werden muste, lies er viele mit Eisen beladene Schiffe versenken und auf diese erstaunlich grosse Steine werfen, worauf er hernach die Mauer in einer solchen Bindung und Vestigkeit aufführen lies, daß es den Handwerksleuten das Leben kostete, wenn sie den geringsten Ritz offen liessen, da man mit einen Eisen dazwischen fahren können.

§. 10.

Und dieses hat das allermeiste beygetragen, daß diese Mauer noch jetzo so da stehet, als ob sie erst vor kurzem wäre aufgebauet worden. Ihre Länge beläuft sich bis auf fünfhundert Meilen, und ihre Breite ist so beschaffen, daß sechs Reuter neben einander ganz beqvem reuten können. Diese Unternehmung ist um zweyer Ursachen willen wunderswürdig gewesen. Einmal deswegen, weil sie vom Morgen gegen Abend zu an vielen Orten über die höchsten Berge geführet werden müssen, über welche sie sich almählig erhebet, und hin und wieder mit starken Thürmen besetzet ist, die nicht weiter von einander entfernet sind, als so weit zwey Pfeile reichen, um keine Gegend derselben ohne Bedeckung und Vertheidigung zu lassen. Man kan fast nicht begreifen, wie es möglich gewesen, solche ungeheure Machinen zum theil an trockenen und sandigen Oertern aufzuführen, dahin man von den entlegensten Oertern mit unbeschreiblicher Arbeit Wasser, Steine, Kalk und alle zur Erbauung eines solchen Werks erforderliche Materialien hinbringen müssen. Das andere, so man billig bewundert, ist dieses, daß sie nicht in einer geraden Linie fortgehet, wie auch aus der Charte davon zu sehen, sondern daß sie sich an vielen Orten krümmet, nachdem es die Lage der Berge erfordert; so daß man wol sagen möchte, daß statt einer Mauer drey zu finden, die den grossen Theil von China bedecken, der gegen Mitternacht an die Tartarey gränzet.

§. 11.

Von den waffenplätzen der Chineser

Was die Kriegs- und Waffenplätze der Chineser anlanget, so macht sie nur die Lage derselben schwer zu erobern. Die ganze Wissenschaft der Chinesischen Ingenieur bestehet darin, daß sie einen treflichen Wall anlegen, eine Mauer von gebranten Steinen herumziehen, denselben hin und wieder mit Thürmen besetzen, und dieses alles mit einem tiefen und breiten Wassergraben umgeben. Diese Art der Bevestigung ist auch wirklich in diesem Lande genung, einen solchen Ort gegen allen Ueberfal zu bedecken; sie ist auch den Kräften der Feinde ganz gemäs, als welche geschickter sind in freyem Felde zu schlagen, als sich zu vertheidigen. Die Vestungen, Fortressen, Citadelle und dergleichen werden in China in grosser Menge angetroffen. Sie werden in sieben verschiedene Claſ-

sen abgetheilet, die bey den Chinesern Ovan, Guei, So, Tchin, Pao, Pu und Tchai heissen. Derer vom ersten Rang sind ohngefähr sechshundert; fünfhundert und mehr vom zweyten Rang; dreyhundert und eilfe vom dritten; dreyhundert vom vierten; hundert und funfzig vom fünften, und dreyhundert von den zwo letzten Classen. Es kommen auf die Weise über zweytausend Waffenplätze und Vestungen heraus, der Thürme, Schlösser und Redouten nicht zu gedenken, die längst der grossen Mauer befindlich sind, und die alle ihre besondere Namen und Besatzung haben.

§. 12.

Fortsetzung.

Unter diesen letzten sind einige gleichsam Freystädte, die im freyen Felde liegen, und dahin sich die Bauren und Hirten nebst ihrem Vieh und Geräthe hinbegeben, wenn sie etwa in Gefahr stehen, von einer Bande Räuber angegriffen und geplündert zu werden; wiewol sich solches jetzo sehr selten zuzutragen pfleget. An diesen Oertern sind die Leute gegen allen Ueberfal sicher. Andere sind auf Felsen oder steile Berge angeleget, zu welchen man nicht anders als durch angelegte Leitern oder durch gewisse Stufen kommen kan, die in den Felsen ausgehauen worden. Diese Plätze, die nur eine Zuflucht der Landleute sind, sind nicht mit Mauren eingefasset; es vertheidiget sie auch sonst nichts als ihre Lage, dadurch sie unüberwindlich gemachet werden. Höchstens haben sie nur einige tiefe und breite Graben, die vermögend sind, den ohnedem bald vorübergehenden Aufruhr zu stillen. Man zählet ausserdem dreytausend Thürme oder Schlösser, die sie Tai nennen, wo zu allen Zeiten Schildwachen ausgestellet sind, die, so bald sie nur eine Unordnung merken, ein Zeichen geben. Ist es am Tage, so stecken sie oben an der höchsten Spitze eine Fahne aus; in der Nacht aber eine brennende Fackel, um durch dieses Zeichen die benachbarten Besatzungen zu benachrichtigen. Denn es ist im ganzen Reich keine Provinz, keine Stadt, kein haltbarer Ort, der nicht seine Soldaten zur Sicherheit und Vertheidigung haben solte.

§. 13.

Von der artillerie der Chineser.

Obgleich der Gebrauch des Pulvers sehr alt in China ist, so ist doch der Gebrauch des Geschützes ziemlich neu, und man hat sich ehedem des Pulvers zu weiter nichts als zu Kunstfeuern bedienet, darin die Chineser rechte Meister sind. Doch hatten sie ohngefähr drey oder vier Büchsen zu Nanking, die so alt waren, das man daraus urtheilen konte, daß die Chineser schon vor Zeiten eine Wissenschaft von der Artillerie gehabt. Nur der Gebrauch war ihnen unbekant geworden, und sie bedienten sich derselben nur zum Beweis eines seltenen Alterthums. Sie hatten auch auf ihren Schiffen eine Art Steinbüchsen, wusten aber nicht, wie sie sich derselben bedienen solten. Im Jahr 1621 beschenkte die Stadt Macao den Käyser mit drey Canonen und dazu gehörigen Canonirern. Man machte damit zu Peking in Gegenwart der Mandarinen eine Probe, welche sich anfangs verwunderten, hernach aber auch erschracken, als bey Lösung der Canone ein Portugiese und drey Chineser ihr Leben verloren, die nicht geschwinde genung beyseite kommen können. Man führte diese Stücke auf die Gränzen der Tartaren; welche, als sie einstens haufenweise an die grosse Mauer anrückten, dergestalt erschracken als unter sie gefeuret und viele auf einmal weggerissen wurden, daß sie die Flucht ergriffen, und sich so bald nicht wieder näherten. Im Jahr 1636, als die Verfolgung gegen die Mißionarien ausbrach, welche sich fast zehen Jahr verkriechen musten, thaten die Tartaren einen neuen Einfal ins Reich. Die Kriegsmandarinen berathschlageten sich, wie sie den Strei-

fereyen den Barbaren begegnen wolten, und faßten den Entschluß, die Gränzplätze zu bevestigen, und sie mit Artillerie zu versehen.

§. 14.

Stückgiesserey wird unter den chinesern bekant.

Man erinnerte sich bey der Gelegenheit, daß man den Doctor **Paul Siu**, den für das Christenthum so eifrig bemühten Staatsminister, öfters sagen hören, daß die Missionarien die Stückgiesserey verstünden. Sie baten so gleich den Käyser dem Pater **Adam Schall**, Präsidenten des mathematischen Collegii, anbefehlen zu lassen, daß er Canonen giessen lassen möchte. Der Käyser wolte zuvor wissen, ob dieser Pater auch eine Erfahrung in dieser Kunst besässe. Die Mandarins aber, welche von ihm gehöret, daß er es aus dem Grunde verstünde, wenigstens solches vorgaben, hielten beym Käyser an, einen Befehl ausfertigen zu lassen, dessen sie sich auf eine gute Art bedienen wolten. Sie erhielten auch, was sie wünschten. Und indem sie diesen Pater besuchten, um demselben einige Fragen in der Astronomie vorzulegen, so befragten sie ihn aus verschiedenen Theilen der Mathematik, und endlich fragten sie ihn um die Reguln, die bey Giessung der Canonen beobachtet werden müsten. Der Pater antwortete ihnen, daß er die Grundsätze davon wüste; und kaum hatte er das gesaget, so überreichten sie ihm den Käyserlichen Befehl. Der Missionarius wehrte sich dagegen, und bezeugete, daß die Theorie gar sehr weit von der wirklichen Uebung unterschieden sey; es half aber alles nichts, er muste gehorchen und die Leute unterrichten. Man wies ihm nahe bey dem Pallast einen bequemen Platz an, damit ihm die Verschnittenen vom Hofe zur Hand gehen könten. In den folgenden Zeiten überzeugten die vielen Optischen und Statischen Instrumente, die Risse in der Bürgerlichen und Kriegsbaukunst, die hölzernen und küpfernen Gefässe, die der P. **Ferdinand Verbiest** zum Observatorio in Peking machen lassen, diese, sage ich, überzeugten die Mandarins, daß er auch die Geschicklichkeit besitzen müsse, Canonen zu giessen zur Vertheidigung des Reichs gegen die Streifereyen der Tartarn, sonderlich aber gewisser Räuber, die die Gränzen von China gar sehr beunruhigten, und die man nicht aus einander treiben konte.

§. 15.

Fortsetzung.

Die Mandarinen übergaben daher dem Käyser ein Memorial, darin sie baten, daß er dem P. **Verbiest**, zur Erhaltung und Sicherheit des Reichs, anbefehlen möchte, die Unterthanen in der Stückgiesserey zu unterweisen. Dieser Missionarius, der im Archiv der Kirche von Peking gelesen hatte, daß man sich unter der letzten Familie der Chinesischen Käyser dieses Mittels bedienet habe, eine grosse Anzahl evangelischer Handwerksleute ins Reich zu bringen, glaubete, daß der Dienst, den er hier dem Käyser leiste, der Christlichen Religion gar sehr zu statten kommen werde. Er lies daher 130 Canonen mit einem wundernswürdig guten Effect giessen. Einige Zeit darauf übergab der Oberkriegesrath dem Käyser abermals ein Memorial, darin sie vorstelleten, wie nöthig es sey, zur Vertheidigung ihrer Vestungen 320 Canonen von verschiedenem Calibre giessen zu lassen, wie es in Europa üblich wäre. Der Käyser antwortete auf diese Schrift, man solle zur Giessung der Canonen Anstalt machen, und **Nan hoai gin** (so nennete man den P. **Verbiest**) solte die Aufsicht bey dieser Arbeit führen; zuvor aber die Zeichnungen von der Gestalt und Grösse der zu giessenden Canonen einschicken. Diesem Befehl des Käysers gehorchte der Pater, und übergab 1681 den 11 Febr. die verlangten Zeichnungen. Sie wurden beliebt, und dasjenige Oberhofgericht, das die

Aufsicht über die Gebäude hat, gab Befehl, daß die Arbeit angefangen, und alles, was dazu nöthig, herbeygeschaffet werden solte.

§. 16.

Glücklicher Erfolg.

Man brachte über ein Jahr mit der Zubereitung der Stückgiesserey zu. Die grösste Schwierigkeit, die sich dem Pater **Verbiest** in den Weg legte, rührte von einigen Verschnittenen des Käyserlichen Pallastes her. Es war diesen Menschen unerträglich, daß ein Fremder sich in der Gnade des Käysers so vest setzen solte. Sie versuchten daher alle nur mögliche Mittel, einen glücklichen Erfolg von dieser Unternehmung zu hindern. Alle Augenblicke beschwerten sie sich, daß es so langsam dabey hergehe, und liessen den Missionarien unter der Hand von geringen Hofbedienten das nöthige Metal stehlen. So bald die erste Canone fertig worden, und ehe sie noch inwendig abgeglättet worden, liessen sie eiserne Kugeln in dieselbe mit aller Gewalt hinein treiben, um dieselbe dadurch unbrauchbar zu machen. Nachdem aber der Pater durch das Zündloch eine gehörige Menge Pulver hinein laufen und solches anzünden lassen, so fuhr die gewaltsam eingetriebene Kugel mit einem so heftigen Knall heraus, daß der Käyser, der denselben in seinem Pallast gehöret, so gleich auf der Stelle mehr Proben machen lies. Als die Canonen insgesamt fertig worden, führte man sie unten an die Berge, die gegen Abend und ohngefähr eine halbe Tagereise von der Stadt **Peking** entfernet liegen, um daselbst die ersten Versuche damit anzustellen. Viele Mandarins begaben sich zu der Zeit dahin, als sie gelöset werden solten; und als die erste Probe gut abgelaufen, so kam der Käyser selbst, nebst einigen Generals aus der Abendländischen Tarterey, die sich eben in **Peking** befanden. Ja er nahm seine ganze Hofstadt und die vornemsten Generals mit dahin. Man lud die Canonen in ihrer Gegenwart, und lösete sie zu verschiedenen malen gegen gewisse Oerter, die vorher dazu waren angewiesen worden.

§. 17.

Fortsetzung.

Als der Käyser sahe, daß die Kugeln allemal so weit trugen, als der P. Verbiest es veranstaltet hatte; so bezeugete er eine so grosse Freude darüber, daß er den vornemsten Tartarischen Officiers und Hofbedienten im freyen Felde ein herrliches Tractament zubereitete. Er trunk dabey aus einem güldenen Becher auf die Gesundheit seines Schwiegervaters, seiner Officier, ja selbst derer, welche bey Lösung der Canonen so viel Geschicklichkeit bewiesen hatten. Endlich lies er den Pater **Verbiest**, der neben des Käysers Gezelt logiret war, herbey rufen, und sagte in Gegenwart anderer zu ihm: Die Canonen, die ihr uns im abgewichenen Jahr gegossen habt, haben uns gute Dienste gegen die Rebellen in den Provinzien **Chen si, Hou qvang** und **Kiang si** gethan. Ich bin mit euren Diensten wohl zufrieden. Darauf zog er seinen kostbaren mit Marderfellen gefütterten Pelz aus, samt dem Unterrock, und beschenkte denselben damit, zum Zeichen seiner besondern Freundschaft. Der Versuch mit den Canonen ward noch einige Tage fortgesetzet, und man verschoß 23000 Kugeln zum grossen Vergnügen der Mandarins, die ihre eigene Bedienten als Canonirer brauchten. Um dieselbige Zeit schrieb mehrgedachter Pater ein Buch von der Stückgiesserey, und vom Gebrauch der Canonen, nebst 44 Zeichnungen und Rissen, die zum bessern Verstande dieser Wissenschaft dienen, wie auch derjenigen Werkzeuge die zum Laden, Reinigen und Lösen der Canonen gehören, und übergab es dem Käyser.

§. 18.

Fortsetzung. Einige Monate darnach überreichte dasjenige Tribunal, das die Verdienste derer bemerket, die dem Reich gute Dienste gethan haben, dem Käyser ein Memorial, darin dasselbe den Käyser ersuchte, dem Pater **Verbiest** diejenigen Dienste zu belohnen, die er ihrem Reich durch die erfundene Stückgiesserey erwiesen. Der Käyser nahm diese Schrift sehr gnädig an, und legte ihm einen Ehrentitul bey, der demjenigen gleich kam, den man den Vicerois zu ertheilen pfleget, wenn sie sich bey ihrer Statthalterschaft über die Provinzien wohl verdient gemacht. Um nun allem Aberglauben der Chineser zuvor zu kommen, die gewohnt sind den Luftgeistern, den Bergen, den Flüssen diejenigen Werke zu widmen, die sie entweder anfangen oder endigen; so setzte der P. **Verbiest** einen Tag an, da er die gegossenen Canonen aufs feierlichste einweihete. Er lies einen Altar im Gieshause aufrichten, auf welchem ein Crucifix gestellet ward. Darauf legte er das Meßgewand an, betete in demselben den wahren GOtt an, fiel neunmal nieder und berührte mit seinem Haupte die Erde. Und gleichwie es in China üblich ist, daß man dergleichen Werken einen Namen beyleget, so that der Pater desgleichen und gab einer jeden Canone den Namen eines Heiligen, den er selbst darauf schrieb, daß er hernach eingegraben werden solte.

§. 19.

Beschluß. Einige Leute, deren Eifer gemeiniglich alsdenn am heftigsten ist, wenn sie die Jesuiten verhast machen sollen, breiteten in Spanien und Italien gegen den P. **Verbiest** allerley Schriften aus, darin sie vorgaben, daß es einem Priester, einem Ordensman ganz und gar unanständig sey, den Ungläubigen die Waffen in die Hände zu geben, und daß er daher den Bann verdienet habe, weil er wieder des Pabsts Verbot gehandelt. Der Pater antwortete sehr weislich, die Kirche habe bey diesem Verbot keine andere Absicht gehabt, als daß die Ungläubigen gehindert werden möchten, die Waffen gegen die Christen zu gebrauchen. Dergleichen könne sich nun in China nicht zutragen, weil die Chineser und Tartarn nicht im Stande wären, gegen die Christen Krieg zu führen. Vielmehr habe sich die Christliche Religion durch dieses Mittel in China vest gesetzet; wie denn auch wirklich der Käyser zum Zeichen seiner Erkentlichkeit gegen diesen Dienst, den Europäischen Priestern und Mönchen die Freyheit schenkte in allen seinen Ländern das Evangelium zu predigen. Noch mehr aber ward der P. **Verbiest** ausser allen Verdacht gesetzet durch den Brief, den der Pabst Innocentius der XI. an ihn schrieb, und darin er ihn lobte, daß er seine weltliche Wissenschaft zum Besten der Chineser anwendete, ihn auch ermahnte, weiter damit fortzufahren, und durch seinen Fleiß das Beste der Religion zu befördern, zu welchem Ende er ihm allen Beystand des heiligen Stuhls zu Rom und der päbstlichen Autorität versprach.

Fünfter Abschnitt,

Von der Policey der Chineser so wol in den Städten, als auch auf den Strassen zur Sicherheit und Bequemlichkeit der Reisenden, wie auch von ihren Zöllen, Posten und dergleichen.

§. 1.

In einem so grossen Reich als China ist, darin eine so grosse Anzahl Städte, eine unbeschreibliche Menge Volks anzutreffen ist, würde lauter Verwirrung und Unordnung herschen, wo nicht die schöne Policey, die in allen Stücken recht pünctlich beobachtet wird, allen auch den geringsten Unordnungen zuvor käme. Die Ruhe, so in diesem Reich herschet, ist eine Wirkung der weisen Gesetze, die in demselben eingeführet worden. Policey der Chineser.

§. 2.

Eine jede Stadt ist in gewisse Quartiere abgetheilet. Ein jedes Quartier hat seinen Auffeher über eine gewisse Anzahl Häuser. Dieser muß für alles stehen, was in seinem Gebiet vorgehet. Und wenn ein Tumult entstünde, davon er seinem Mandarin nicht zeitig Nachricht ertheilet, so würde er gewiß sehr hart dafür angesehen werden. Die Hausväter müssen gleichfals vom Verhalten ihrer Kinder und Hausgenossen Rechenschaft geben. Man hält sich an den, der das gröste Ansehen hat, wenn diejenigen, so ihm billig untergeben seyn sollen, etwas strafbares ausgeübet haben. 1) in den städten.

§. 3.

Alle Thore einer jeglichen Stadt sind mit einer guten Wache besetzet, von welcher alle eingehende Personen examiniret werden. Wenn nun jemand nur einiger massen verdächtig ist, oder wenn man aus seiner Gesichtsbildung, Minen oder Sprache die Merkmale eines Fremden erkennet; so wird er augenblicklich in Arrest genommen, und dem Mandarin Nachricht davon ertheilet. Denn es ist eine von ihren Haupt- und Grundreguln, von welcher sie glauben, daß sie sehr vieles zu einer erwünschten Regierung beytrage, daß sie nemlich den Fremden nicht gestatten, sich in ihrem Reich nieder zu lassen. Ausser dem angebornen Hochmuth und der stolzen Verachtung gegen alle andere Nationen, die sie für Barbaren halten, halten sie sich auch überzeugt zu seyn, daß die Verschiedenheit der Völker auch eine Verschiedenheit der Sitten, Gewonheiten und Gebräuche verursachen werde; diese aber werde allerhand persönliche Streitigkeiten, mit der Zeit aber Factionen nach sich ziehen, die am Ende nichts anders als eine Zerrüttung des Reichs verursachen würden. Wenn die Nacht einbricht, so werden die Thore sorgfältig zugeschlossen, nicht weniger die Zugänge der Strassen verwahret. In gewissen Entfernungen sind Schildwachen ausgestellet, die alle diejenigen in Arrest nehmen, die sich nicht zu rechter Zeit nach Hause begeben. Ja an gewissen Oertern gehet eine Patrouille zu Pferde herum, und hält beständige Ronde. Die Nacht, sagen die Chineser ist zur Ruhe geschaffen, und der Tag zur Arbeit. Dieses Gesetz wird so genau beobachtet, daß sich Leute von Ehre und Reputation nicht leicht des Nachts auf der Strasse finden lassen. Geschicht es ja, daß einer aufgegriffen wird, so betrachtet man ihn als einen zum Pöbel gehörigen Menschen oder Dieb, der in der Finsterniß einen gefährlichen Streich ausführen wollen; welche tag und nacht bewachet werden.

wollen; daher nimt man ihn in Arrest. Es ist daher etwas gefährliches zur Nachtzeit ausser seinem Hause zu seyn, und es hält schwer, dem Arm der strengen Gerechtigkeit zu entgehen, gesetzt, daß man auch unschuldig wäre. In einer jeden Stadt wird eine grosse Glocke, oder auch eine Trommel von ausserordentlicher Grösse gehalten, deren man sich bedienet die Stunden in der Nacht anzuzeigen. Eine jede Nachtwache besteht aus zwo Stunden. Die erste gehet ohngefähr des Abends um acht Uhr an. Binnen diesen zwo Stunden schläget man dann und wann einmal entweder an der Glocke oder an der Trommel an. Wenn diese Nachtwache vorbey und die andere angefangen worden, so schlägt man zweymal, in der dritten Nachtwache dreymal, und so ferner, an, so daß man fast alle Augenblicke in der Nacht wissen kan, um welche Zeit es sey. Die Glocken klingen eben nicht alzuhelle und harmonisch, weil die Hämmer, damit man anschläget, weder von Eisen noch von Metal, sondern blos aus Holz verfertigt sind.

§. 4.

Gewehr zu tragen ist nicht erlaubt.

Gewehr zu tragen wird sonst niemand als den Soldaten erlaubet, und auch diese führen dasselbe nicht allemal, sondern nur alsdann, wenn sie wirkliche Dienste thun, wenn sie in den Krieg ziehen, Schildwache stehen, die Musterung passiren oder die Mandarins auf den Reisen begleiten. Ausser dem warten sie andere Geschäfte ab, entweder bey der Handlung oder bey einer Profession. Wenn unter dem Pöbel etwa ein Lerm entstehet, und es dabey nach harten Worten und Schmähungen zu Thätlichkeiten komt, so wird sehr genau darauf gesehen, daß kein Blut vergossen werde. Im Fall einer von den Streitenden einen Stock in den Händen haben solte, so wirft er solchen gleich hinweg, und begnüget sich damit, daß er sich mit seinem Gegner auf die Faust herum balgen kan. Gemeiniglich aber legen sie ihre Streitigkeiten in der Güte bey, und vergleichen sich vor ihrem Mandarin. Dieser sitzet mit einem ernsthaften Amtsgesicht auf einem Lehnstuhl, um ihn herum stehen die zu seinem Gericht gehörigen Bedienten; er höret in dieser Stellung beyde Parteien, die ihre Sache vortragen, mit einer grossen Gleichgültigkeit an. Und wenn dieses geschehen, so läst er den Schuldigen, zuweilen aber auch beyde Parteien auf Chinesische Art mit einem Stock derb abprügeln.

§. 5.

Huren werden für infam gehalten.

In China giebt es, wie an allen andern Orten, öffentliche Huren. Gleichwie aber um dieser unkeuschen Personen willen insgemein viel Unordnung entstehet; so ist ihnen nicht erlaubet, sich in der Ringmauer der Stadt aufzuhalten. Sie dürfen auch keine besondere Häuser für sich haben, sondern es sind ihrer etliche bey einander einquartieret, und stehen unter der Aufsicht eines Mannes, der für alle Unordnung, die etwa daher rühren möchte, stehen muß. Uebrigens werden dergleichen Personen blos geduldet, und man hält sie für infam. Daher sind auch einige Gouverneurs der Städte so strenge, daß sie durchaus keine Huren in ihrem Gebiete leiden.

§. 6.

Zu dieser ordnung trägt die erziehung der jugend vieles bey.

Endlich träget die Art und Weise, wie die Jugend aufgezogen wird, sehr vieles zu der in den Städten herschenden Ruhe und Ordnung bey. Denn da niemand in diesem Reich zu Ehren und Würden gelangen kan, es sey denn, daß er in Künsten und Wissenschaften was gethan habe, so muß sich die Jugend von der ersten Zeit an mit Erlernung derselbigen beschäftigen. Spiele und zeitvertreibende Ergetzlichkeiten sind ihnen schlechterdings untersaget. Kaum lässet man sie frische Luft schöpfen. Und durch

diese unaufhörliche Beschäftigungen ihres Gemüthes und Gedächtnisses gewöhnen sie sich bey Zeiten, das Feuer der Leidenschaften zu dämpfen, und entgehen den Lastern gar leicht, die sonst von einer mässigen und faulen Lebensart unzertrenlich zu seyn pflegen.

§. 7.

Indem aber die Chineser auf die Weise für die Ruhe in denen Städten gesorget, so haben sie die Sicherheit, Zierde und Bequemlichkeit der Strassen nicht vergessen. Die Canäle, damit China allenthalben durchschnitten ist, und die dem Lande in der Handlung so grossen Vortheil bringen, sind in verschiedenen Provinzien mit grossen viereckigten Steinen eingefasset; in niedrigen, morastigen und wasserreichen Gegenden aber hat man zur Bequemlichkeit der Reisenden lange und breite Dämme aufgeworfen. Man hat grosse Sorge getragen, die Strassen gerade zu machen, und man pflastert sie so gar, sonderlich in den mittäglichen Provinzien, da man sich weder der Pferde noch der Wagen zu bedienen pfleget. Diese Strassen sind gemeiniglich sehr breit; und da das Erdreich sehr leicht ist, so trocknet es sehr bald ab, wenn es geregnet hat. Man hat Wege über die höchsten Berge, durch Sprengung der Felsen, gangbar gemachet, die Spitzen derselben eben gemachet, und die Thäler ausgefüllet. In einigen Provinzien sind die Hauptstrassen nichts anders als grosse Alleen, die auf beyden Seiten mit hohen Bäumen besetzet, zuweilen auch mit Mauren, die nicht bis zehen Fuß hoch, eingefasset sind, wodurch die Reisenden gehindert werden, auf die bestelten Aecker auszuweichen. Diese Mauren haben, wo Querstrassen gezogen sind, die auf einige Dörfer zugehen, ihre Oefnung. Man findet auf diesen Strassen hin und wieder Ruheplätze, die sehr bequem eingerichtet, und so wol im strengen Winter, als auch bey grosser Sommerhitze zu gebrauchen sind. Man findet keinen Mandarin, der, wenn er seinen Posten verwechselt oder in sein Vaterland zurück kehret, sich nicht durch dergleichen Werke ein Andenken stiften solte. Es sind auch daselbst Tempel oder Pagoden, darein man des Tages einkehren kan. Doch ist es nicht sicher, des Nachts über sich in denselben aufzuhalten. Nur die Mandarinen haben darin ein besonderes Vorrecht. Die Bonzen warten ihnen mit vieler Höflichkeit auf; sie empfangen sie unter dem Klang ihrer Instrumente, und räumen ihnen ihre Zimmer ein. Sie verwahren ihre Bagage, und bewirthen ihre Bedienten, auch die Lastträger nicht ausgenommen. Diese Herren, die sehr frey mit ihren Göttern umgehen, brauchen ihre Tempel, wozu sie dieselben brauchen können, und glauben ohne vieles Bedenken, daß ein solcher Gebrauch mit der ihnen schuldigen Ehrerbietung gar wohl bestehen könne. Im Sommer halten liebreiche Personen einige Leute dazu im Solde, daß sie den armen Reisenden umsonst Thee zu trinken reichen; im Winter aber geben sie ihnen ein mit Ingwer abgezogenes Wasser. Und man verlanget weiter nichts von ihnen, als daß sie den Namen ihres Wohlthäters nicht vergessen sollen.

2) ausser den Städten und zwar 1) in ansehung der canäle und strassen.

§. 8.

Es fehlet auf den Strassen nicht an Wirthshäusern, ja ihre Anzahl ist recht groß; aber man kan sich kaum was elenders und unsauberers vorstellen, nur die Hauptstrassen des Reichs ausgenommen, da man Gasthöfe findet, die groß und schön sind. Man muß aber allenthalben sein Bett mit sich führen, oder sich entschliessen, auf einer geflochtenen Strohdecke zu schlafen. Denn die Chineser, sonderlich das gemeine Volk, weiß

2) in ansehung der wirthshäuser.

nichts von Betten, sondern sie wickeln sich oft ganz nackend in eine Decke ein, die mit Leinwand gefüttert ist: daher ihre Betten gar nicht schwer zu tragen sind. Die Art und Weise, wie man daselbst bewirthet wird, stimt mit der Beschaffenheit dieser Häuser vollkommen überein. Es ist ein grosses Glück, wenn man daselbst ein Stück Fleisch oder einen Fisch zu essen findet. Doch giebts einige Gegenden, da die Fasanen wohlfeiler sind als alles andere Flügelwerk; man kan ihrer oft vier um zehen Sols, (oder um vier Groschen) haben. Einige solcher Gasthöfe haben ein besseres Ansehen, als die andern; aber nichts destoweniger sind sie von armseliger Beschaffenheit. Sie bestehen aus vier leimernen Wänden, die nicht einmal übertüncht sind; sie sind mit einem Dach beleget, darauf man die Sparren sehen kan, und es ein groß Glück ist, wenn es nicht durchregnet oder schneyet. Oft sind die Säle nicht einmal gepflastert, sondern ausgetreten und voller Löcher. In einigen Provinzien sind diese Gasthöfe nur von Erde und Rohr zusammen gesetzet. In den Städten aber sind sie von Ziegelsteinen gebauet und sehen noch gut genung aus. In den nordlichen Provinzien trift man in denselben an, was die Chineser Can nennen. Es ist solches eine Lage von Ziegelsteinen, die so breit als der Saal ist, und unter welchen sich ein Ofen befindet. Darauf leget man eine geflochtene Stroh- oder Rohrdecke. Hat man aber ein Bette, so legt mans drauf, und hält seine Ruhe.

§. 9.

dabey es die mandarinen am beqvemsten haben.

Man hat ein öffentliches Reisebuch gedrucket, darin alle Strassen zu Wasser und zu Lande angezeiget sind, die man von Peking aus nach allen Gegenden des Reichs zu beobachten hat. Die Mandarins, die vom Hofe ab- und nach andern Provinzien verreisen, bedienen sich dieses Buches, welches ihnen alle Strassen anzeiget, und wie weit ein Ort von dem andern entfernet sey. Beym Beschluß jeder Tagereise findet sich ein Haus, das die Mandarinen, und alle, die in Käyserlichen Angelegenheiten reisen, aufnehmen muß, woselbst sie auf Unkosten des Käysers verpfleget werden. Diese Häuser heissen **Cong qvan**. Des Tages zuvor, ehe der Mandarin abreiset, wird ein Courier abgeschicket, der ein Täfelgen bey sich führet, darein man den Namen und die Bedienung des Mandarin schreibet. So gleich wird das Qvartier zurecht gemacht, wo er über Nacht bleiben soll. Die Vorbereitungen sind aber nach Beschaffenheit seines Characters eingerichtet. Man liefert ihm alles, was zu seiner Unterhaltung und Reise nöthig ist, Fleisch, Lastträger, Pferde, Chaisen, oder Schiffe, im Fall er zu Wasser reiset. Die Couriers, die von des Mandarins Ankunft Nachricht überbringen, finden allenthalben Pferde bereit, und damit er desto weniger aufgehalten werde, so schlägt er, wenn er noch ein oder zwey **Ly** von der Station entfernet ist, zu verschiedenen malen sehr stark an ein helklingendes Becken, wodurch die Leute erinnert werden, ihm sein Pferd so gleich zu satteln, fals es nicht schon geschehen wäre. Diese Häuser, die den Mandarins zur Herberge angewiesen sind, sehen nicht so fein aus, als sie sich dieselben nach ihrer Bestimmung vorstellen. Wenn man daher in den Erzählungen von auswärtigen Provinzien von dergleichen Zubereitungen etwas lieset, so muß es allemal in einem gemäßigten Verstande genommen werden. Die Verfasser solcher Beschreibungen machen die Sache nicht allein allemal selbst so groß; sondern sie erhalten die Nachrichten von Leuten aus solchen Ländern, denen etwas sehr mittelmäßiges als sehr groß vorkomt. Man ist überdis genöthiget, sich solcher Redensarten zu bedienen, die in Europa sehr prächtig klingen. Wenn man zum Exempel sagt, daß die **Cong qvan** sich anschicken, die Mandarinen

samt

samt ihren Bedienten auf Unkosten des Käysers zu bewirthen, so denkt man gleich, daß dieses wol prächtige Palläste seyn müsten. Setzet man noch dazu, welches auch wahr ist, daß man einen Bedienten zum voraus schicke, damit bey der Ankunft des Mandarin alles bereit sey; so glaubt man natürlicher Weise, daß man ihm ein Zimmer mit Tapeten zubereite, und mit andern Meublen ausschmücke. Allein, die Chinesische Sparsamkeit und die Menge der Käyserlichen Abgesandten überhoben die Leute dieses Unraths. Alle Vorbereitungen bestehen darin, daß man ihnen Filze und Natten zurecht leget, zween oder drey Stühle samt einem Tisch hinsetzet, und ein mit einer Strohdecke belegtes Lager zubereitet, wenn er selbst keinen Can mit sich führet. Ist der abgesendete Mandarin hohes Standes und die Herberge seiner Würde nicht gemäs; so logirt man ihn in eins der besten Häuser der Stadt, das man zu dem Ende für ihn miethet.

§. 10.

Diese jetztbeschriebene Herbergen Cong qvan sind von verschiedener Grösse; einige darunter sind sehr groß und beqvem angeleget. Aus dem zu Canton befindlichen, und welches von der gemeinen Gattung ist, kan man von den übrigen urtheilen. Es ist solches von mittelmäßiger Grösse; es hat zween Höfe und so viel Hauptgebände, davon das eine, so in der Mitte des ersten Hofes lieget, ein Ting, das ist, ein grosser und unbedeckter Saal ist, wo der Mandarin die Besuche anzunehmen pfleget; das andere, so die Gränzen des zweyten Hofes ausmachet, ist in drey Zimmer eingetheilet, davon das mittelste ein Saal oder Vorzimmer zu den zwo grossen Cammern ist, die auf beyden Seiten liegen, davon jede wieder ihre Nebencammer hat. Und diese Abtheilung findet man in den meisten Häusern in China, die von Standespersonen bewohnet werden. Die Säle sind mit grossen Laternen von heller und gemahlter Seide gezieret, die als Wandleuchter aufgestellet werden. Die Pforte, so auf die Strasse gehet, und die, so zu den beyden Höfen führet, sind gleichfals mit grossen Laternen von bemahltem schönen Papier erleuchtet. Fortsetzung.

§. 11.

3) in ansehung der ausgestellten schildwachen.

Auf den Hauptstrassen findet man hin und wieder Thürme, auf welchen Schilderhäuser für die Schildwachen und lange Stangen zum Lermmachen aufgestellet sind. Diese Thürme sind theils von Wasen, theils von geschlagener Erde aufgeführet. Ihre Höhe ist zwölf Fuß, ihre Gestalt viereckigt; sie sind mit einem Gesims eingefasset, und sie werden etwas abhängig angeleget. In einigen Provinzien trift man auf diesen Thürmen eiserne Glocken an. Die allermeisten von denen, die man auf der Reise nach dem Hofe antrift, haben weder Schilderhäuser noch Absätze. Die Gesetze des Reichs verordnen, daß sie auf den gangbarsten Strassen dergestalt abgetheilet seyn sollen, daß alle fünf Lys eine kleine, alle zehen Lys eine grosse, auf dem funfzehenten Lys wieder eine kleine u. s. f. gestellet seyn soll. Eine jede soll mit Soldaten besetzet seyn, die beständig Wache halten, einander ablösen und allen Frevel verhüten. Diese Soldaten treten alle heraus ins Gewehr, wenn ein Mandarin vorüber reiset. Es gehet unter ihnen sehr ordentlich zu, sonderlich in der Provinz Pe tche li, welches die Hofprovinz ist, und in welcher allenthalben Schildwachen angetroffen werden. In einigen andern Provinzien findet man, daß dergleichen Wachthürme sehr verfallen sind. Man giebt daher auch von Zeit zu Zeit Befehl, daß sie wieder brauchbar gemachet werden sollen, sonderlich wenn man von Strassenraub höret, oder sonst ein Tumult zu befürchten ist. Und wenn die Anzahl

der Soldaten alsdann nicht zureichend ist, so müssen die nächsten Dörfer mit zutreten. Die Mandarins machen in solchem Fall ein Verzeichniß, und die Einwohner eines jeden Dorfs müssen sich unter die Wachen und Herrendienste vergleichen.

§. 12.

daher wenig strassenraub verübet wird.

Wenn dieses Gesetz genau beobachtet würde, so würde man auch nie von Räubern etwas hören. Denn man würde von halben Meilen zu halben Meilen Wachen finden, die diejenigen aufhalten könten, so eines Diebstals halber verdächtig wären. Und solches würde nicht nur auf den Strassen zu den Hauptstädten, sondern auch auf allen andern Strassen statt haben. Denn gleichwie die Anzahl der Städte groß und das Feld voller Wege und Strassen ist; so findet man auch allenthalben die Anlagen zu solchen Thürmen. Doch höret man auf den Hauptstrassen in China sehr selten von einem Diebstal. Nahe bey Peking pflegt wol dergleichen zu geschehen, niemals aber nehmen die Räuber dem das Leben, dessen Geldbeutel sie plündern. Wenn sie ihren Streich ausgeführet, so machen sie sich geschwinde aus dem Staube. In andern Provinzien höret man gleichfals wenig von Strassenraub reden. Diese Thürme haben übrigens noch einen andern Gebrauch; sie bezeichnen nemlich die Entfernung eines Ortes von dem andern, wie es etwa ehemals unter den Römern mit den gesetzten Steinen gehalten ward *).

§. 13.

4) des trage- und fuhrwerks.

Wenn die Wege alzu rauh und steil sind, daß sie mit Pferden nicht paßiret werden können, so bedienet man sich der Chaisen, die von den Chinesern Ovan kiao oder Mandarinschaisen genennet werden, weil sich die Mandarins dergleichen auf ihren Reisen zu bedienen pflegen. Ihrer Gestalt nach kommen sie denen sehr nahe, in welchen man sich in Paris über die Strassen tragen lässet, nur sind sie breiter, höher und weit leichter. Sie sind aus einem Bambousrohr zusammengesetzet, das ist, aus einem solchen, das eben so vest als leicht ist, und welches man creuzweise in einander leget und mit einem andern Rohr verbindet, das stark und vest ist, und auf der Erde oft hundert bis tausend Elen lang sich kriechend ausbreitet. Dieses Gewebe wird über und über mit einem Tuch, oder auch mit einem wollenen oder seidenen Zeuge bedecket, nachdem es etwa die Witterung erfordert, nebst einer andern Decke eines mit Oel getränkten Taffet, den man, wenn es regnet, überzuhängen pfleget. Diese Chaise, die so geraumlich ist, daß eine Person ganz beqvem darinnen sitzen kan, wird an zwo Armen angefasset, wie unsere Portechaisen. Wird sie nur von zwo Personen getragen, so nehmen sie dieselbe auf die Schulter. Werden aber vier Träger dazu erfordert, so sind an die Vorder- und Hinterstangen Knoten von einem starken und schlanken Seil bevestiget, welches die Träger auf die Schultern nehmen und die Chaise also forttragen. Alsdann aber nimt man gemeiniglich acht Träger, daß sie einander ablösen können.

§. 14.

Fortsetzung.

Wenn man wegen grosser Hitze die Reise des Nachts fortsetzet, sonderlich längst den Gebürgen, die mit Tigerthieren angefüllet sind, so nimt man Leute mit sich, welche angezündete Fackeln tragen. Diese Fackeln geben einen sehr hellen Schein, und lassen diese

*) Oder wie es noch jetzo in den Churfächsischen Landen gehalten wird, da die Meilen und halbe Meilen durch Steine von verschiedener Grösse und Figur angezeiget und die Reisenden unterwiesen werden wo sie sind, und wie weit sie noch zu reisen haben.

diese Thiere nicht nahe herbey kommen, weil sie sich natürlicher Weise vor dem Feuer fürchten. Es sind diese Fackeln aus Fichtenholz, so am Feuer getrocknet worden, dergestalt zubereitet, daß Wind und Regen sie nur noch mehr anflammet. Vermittelst derselben reiset man die ganze Nacht an den Gebirgen weg, und zwar mit so grosser Sicherheit und Geschwindigkeit, als ob man am hellen Tage und auf ebenem Felde reisete. Man wechselt alle Meilen um. Eine jede Fackel, die sechs bis sieben Fuß lang ist, brennet beynahe eine ganze Stunde. In den bergichten Gegenden findet man in gewissen Entfernungen solche Anstalten, die den Reisenden zu einiger Beqvemlichkeit dienen. Doch ist gewiß, daß nur die Mandarins und Gesandten vom Hofe dergleichen Reisen des Nachts zu thun pflegen. Denn indem sie ein groß Gefolge und starke Bedeckung haben, so dürfen sie sich weder vor den Tigern noch vor den Räubern fürchten.

§. 15.

Fortsetzung. Eine grosse Beqvemlichkeit ist es für die zu Lande reisenden, daß ihre Ballen und Waaren, so sie bey sich führen, so leicht und sicher fortgebracht werden können. In einer jeglichen Stadt findet sich eine gewisse Anzahl Lastträger, die unter einem Oberhaupt und Befehlshaber stehen, an den man sich wenden muß. Wenn man mit demselben wegen der Zahlung einig worden, so giebt er einem so viel Zeichen als man Träger verlanget, und stehet dabey für alles, was in den Ballen befindlich ist. Haben nun diese Träger die Last an den bestimten Ort gebracht, so muß man ihnen wieder eiu Zeichen geben, welches sie ihrem Befehlshaber vorzeigen, der ihnen so dann den voraus bezahlten Lohn austheilet. An solchen Oertern, wo ausserordentlich starke Passagen sind, zum Exempel auf dem Gebirge **Meilin**, welches die Provinz **Kiang si** und **Ovan tong** von einander unterscheidet, sind in einer jeglichen Stadt, die man verläst, eigene Zünfte solcher Leute, die ihre Correspondenz nach der nächsten Stadt führen. Alle die, die entweder vom Lande oder aus der Stadt Träger werden wollen, geben ihren Namen daselbst an, und stellen eine sichere Caution; und wenn man zwey, drey, vierhundert solcher Leute verlanget, so sind sie augenblicklich vorhanden. Der Aufseher über dieselben macht alsdann ein Verzeichniß von allem, was man von ihnen tragen lässet, es mag nun verschlossen oder unverschlossen seyn. Er handelt wegen des Lohns; alles wird gewogen, und darauf zahlt man ihm das Geld, darüber man mit ihm einig worden, welches gemeiniglich von hundert Pfunden zehen Sols (oder fünf Käysergroschen) sind, dafür die Waaren eine Tagereise weit getragen werden. Man hat dabey gar nichts zu thun; der Befehlshaber dieser Leute theilt einem jeglichen seine Last zu, nebst einem Verzeichniß dessen, was er träget. Komt man an dem bestimten Ort an, so empfängt man von dem Correspondenten alles treulich und ohne den geringsten Abgang, was uns zugehöret.

§. 16.

Fortsetzung. Es bedienen sich aber diese Träger der Stangen vom Bambousrohr, an welche sie die zu tragende Last mit einem Strick hängen. An einem jeden Stabe tragen ihrer zween, und haben die äussersten Enden derselben auf ihren Schultern liegen. Ist die Last für zwey zu schwer, so tragen sie ihrer vier an zwo Stangen. Täglich wechseln sie mit einander um, und sie sind verbunden eben so starke Tagereisen zu thun, als diejenigen, die sich ihrer bedienen. Wenn einer eine Last allein träget, so weiß er das Geheimniß, sich dieselbe leichter zu machen. Er theilet sie nemlich in zwey gleiche Theile, und hänget sie an die äussersten Enden einer Bambousstange an; darauf leget er diese in der

Mitte auf ſeine Schulter, daß ſie das Gleichgewicht hält, und ſo, wie er gehet, hin und her ſchwenket. Hat er ſich auf der einen Schulter müde getragen, ſo ſchwinget er die Laſt mit groſſer Geſchwindigkeit über den Kopf hinüber auf die andere Schulter. Einige unter dieſen Leuten können auf die Weiſe recht ſehr ſchwere Laſten allein fortbringen. Denn da ſie nach Pfunden gelohnet werden, ſo tragen ſie ſo viel ihnen möglich iſt, und es können einige 160 Pfunde tragen, und damit des Tages zehen Meilen weit fortkommen.

§. 17.

Fuhrwerk der reiſenden.

In gewiſſen Provinzien bedienet man ſich ſtatt der Träger zu Fortbringung der Waaren und Geräthes der Maulthiere, oder noch öfterer derer Wagen mit einem Rade. Dieſe Wagen ſind in der That nichts anders als Schubkarren, ausgenommen, daß das Rad ſehr groß und in die Mitte deſſelben geſtellet iſt. Die Achſe gehet auf beyden Seiten hervor und träget ein Gitter, auf welches man die Laſt leget und nach dem Gleichgewicht theilet. Der Gebrauch ſolcher Karren iſt ſehr gemein in China, und es kan ein einziger Mann denſelben fortbringen. Oder wenn die Laſt zu groß iſt, ſo wird ein anderer vorgeſpannet, der an einem Strick ziehen muß. Zuweilen braucht man dazu einen Eſel, zuweilen einen Menſchen und Eſel zugleich. Sie haben in China auch Karren, die den unſrigen ähnlich ſind, und deren Räder vorwärts ſtehen, aber ſie bedienen ſich derſelben nicht auf der Reiſe. Läſſet man ſeine Waaren auf Maulthieren fortbringen, ſo zahlet man ordentlicher Weiſe für 25 Tage vier und einen halben oder höchſtens fünf Tael *). Der Unterſchied der Fracht hanget von der Witterung und Preis der Lebensmittel ab. Auf dem Rückwege bezahlet man viel weniger. Die Treiber der Maulthiere müſſen ihre Thiere ſelber verſorgen, und auf der Rückreiſe ſich ſelbſt unterhalten, im Fall ſie keine Ladung bekommen können. Die Maulthiere ſind in China ſehr klein, wenn man ſie mit den Europäiſchen vergleichet, aber ſie können eine Laſt von 180 bis 190 Pfund tragen; zweyhundert Pfund würden zu ſchwer für ſie ſeyn. Ein Chineſiſches Pfund aber iſt um vier Unzen ſchwerer als das unſrige.

§. 18.

Von den zöllen in China.

In China giebts viel Zölle, aber es geht dabey weit glimpflicher her als bey denen in Indien, wo das Viſitiren ohne alle Ausnahme iſt, und wobey Menſchlichkeit und Schamhaftigkeit beyſeite geſetzet wird. Es werden nicht ſolche ſtrenge Unterſuchungen angeſtellet, als an andern Orten; man viſitiret keinem einzigen die Taſchen. Und obwol die Zollbedienten berechtiget ſind, die Ballen zu öfnen, ſo thun ſie es doch ſehr ſelten; und wenn ſie es ſonſt nur mit einem dem Anſehen nach ehrlichen Mann zu thun haben, ſo öfnen ſie nicht nur ſeinen Cofre nicht, ſondern ſie fordern auch nichts von ihm. **Wir ſehen wohl**, ſagen ſie, **daß der Herr ein Kaufmann iſt.** Es giebt Zölle, wo alles ſtückweiſe verzollet wird, und alsdann traut man dem Gewicht, das vom Kaufmann angegeben worden. Bey andern Zöllen wird es nach den Laſten verzollet, und da hats noch weniger Schwierigkeiten. Wenn auch jemand einen **Cang ho** oder Freypaß vom Käyſer hat, ſo ertheilt ihm doch derſelbe keine Zolfreyheit. Inzwiſchen läſt der Mandarin Ehren halber einen ſolchen frey paßiren, nur den Zoll zu Peking ausgenommen, wo es gar

*) Ein Tael iſt ſo viel als eine Unze Silber, und dieſe Chineſiſche Unze iſt gleich ſieben Pfunden und zehen Sou unſerer gegenwärtigen Franzöſiſchen Münze; (das wird nach der Deutſchen Münze 2 Thaler und 12 Gr. ſeyn).

gar genau gehalten zu werden pfleget. Wenn die vornemsten Bedienten des Hofes einen Ballen Waare entweder empfangen oder absenden, so wird auf denselben ein groß Papier geklebet, auf welchem die Zeit beschrieben stehet, wenn der Ballen versiegelt worden, wie auch der Name und die Würde derer, die diesen Ballen absenden. Sind nun diese Bedienten des Käysers vornehm und angesehen, so wagt mans nicht, diese Ballen zu öfnen. Das aufgeklebte Papier heisset Fong tiao. Sonst waren diese Zölle was beständiges, und die Mandarin wechselten nur jährlich ab. Diese Mandarins waren vornehmes Standes, und hatten das Vorrecht, dem Käyser unmittelbar Memoriale zu überreichen. Seit zwölf Jahren aber hat der Käyser die Aufsicht über die Zölle den Statthaltern der Provinz übergeben, welche einen ihrer vertrautesten Mandarinen zur Hebung der Zölle ernennen. Nur über die Zölle in den Häfen von Canton und Fokien hat man seit kurzen einen besondern Mandarin bestellet, wegen der grossen Verwirrung, die aus dem Handel zur See entstund.

§. 19.

Allenthalben, wo Posten in China angeleget sind, befindet sich ein Mandarin, der darüber die Aufsicht hat. Die Postpferde gehören insgesamt dem Käyser, und es kan sich derselben niemand bedienen als die Courier des Käysers und Abgesandten des Hofes. Diejenigen, so die Käyserlichen Befehle überbringen, führen solche in einer Tasche verschlossen, die mit gelber Seide überzogen ist, und die sie auf dem Rücken tragen. Und diese Courier sind gemeiniglich Leute von vornehmem Stande, und werden von verschiedenen Reutern begleitet. Ihre Pferde haben kein sonderliches Ansehen, aber sie sind gut und können lange Reisen aushalten. Ordentlicher Weise müssen sie sechzig bis siebzig Lys (das ist, sechs bis sieben grosse Französische Meilen) zurücklegen, ohne von andern Pferden abgelöset zu werden. Die Posten, wo man die Pferde wechselt, liegen nicht gleich weit von einander. Die allermeisten betragen 50 Lys, sehr wenige sind von 40 Lys. Die meisten Postillions haben ihr Feleisen auf dem Rücken, welches bey der Bewegung im Reuten auf einem Küssen ruhet, das auf dem Creuz des Pferdes bevestiget ist. Es sind diese Feleisen nicht schwer, dann es ist weiter nichts darin befindlich als die Briefe des Käysers, oder der Oberhofgerichte, und anderer vornehmer Hofbedienten. Doch unterlassen sie es nicht, unter dem Rock die Briefe verschiedener Privatpersonen mitzunehmen; und darin besteht ihr kleiner Vortheil.

Von den posten der Chineser.

§. 20.

Die gröste und beynahe einzige Unbeqvemlichkeit, der man sonderlich im Winter und in den mitternächtlichen Provinzien des Chinesischen Reichs unterworfen ist, bestehet in dem Staube. Denn es regnet fast den ganzen Winter über nicht, sondern es fält eine grosse Menge Schnee, sonderlich in einigen Provinzien, und weniger zu Peking. Wenn der Wind heftig ist, so erreget er einen so dicken Wirbel von Staub, daß der Himmel ganz dadurch verfinstert wird, und man kaum Odem schöpfen kan. Oft wird man genöthiget, das Gesicht zu verdecken, oder wenigstens die Augen mit Gläsern zu verwahren, die mit einem seidenen Tuch hinter dem Kopf zugebunden werden, durch welche man gar helle sehen kan, ohne vom Staube incommodiret zu werden. Gleichwie das Erdreich daselbst sehr leicht ist, so löset es Luft und Sonne bald auf, und wird zu Staub, wenn es in geraumer Zeit nicht geregnet hat. Eben dieses trägt sich auch auf andern

Unbeqvemlichkeiten im reisen.

andern Strassen dieses Reiches zu, die sehr stark bereiset, und von Menschen, Pferden und Wagen beständig gestampfet werden. Diese beständige Bewegung verursachet einen Staub, der so dünne ist, daß man davon blind werden solte, so man nicht die gehörige Vorsichtigkeit brauchte. In den mittäglichen Provinzien hat man diese Unbequemlichkeit nicht zu besorgen, dahingegen würde das Austreten der Flüsse desto gefährlicher seyn, so man demselben nicht durch die grosse Menge hölzerner und steinerner Brücken zuvor gekommen wäre.

Sechster Abschnitt,
Vom Chinesischen Adel.

§. 1.

Allgemeiner weg zum adel.

Der Adel ist in China nicht erblich, ob es gleich sonst einige Würden giebt, die an einigen Familien haften, und die vom Käyser denen aus derselben Familie beygeleget werden, die nach seinem Urtheil das meiste Geschick dazu haben. Man hat in diesem Reich weiter keinen Rang, als so viel man Fähigkeiten und Verdienste besitzet. Es mag einer so vornehm gewesen seyn als er will, hätte er auch die erste Würde im Reich begleitet, so müssen seine Kinder, die er nachlässet, erst ihr Glück in der Welt machen; und wenn es ihnen am Verstande fehlet, oder wenn sie bequeme Faullenzer sind, so müssen sie auch unter dem niedrigen Pöbel bleiben und schlechte Handthierungen ergreifen. Zwar was die Güter eines Vaters anlanget, so fält den Kindern die Erbschaft derselben zu; aber was die Würden und Vorzüge anlanget, so müssen sie durch eben solche Stufen dazu gelangen, dadurch der Vater dazu gekommen. Daher machen sie aus dem Studiren ihre Hauptsache, und es fehlet ihnen sodann auch nicht am Rang, wenn sie sonst nur zum Studieren einige Tüchtigkeit haben. Daher höret man in China von solchen Erhebungen zu hohen Ehrenstufen, die eben so zu bewundern sind, als man in Italien von den Geistlichen höret, als woselbst Leute von schlechter Herkunft zu der ersten geistlichen Würde in der ganzen Christenheit gelangen können.

§. 2.

Stufen und ehrentitul des adels.

In China ist alles in den Pöbel, Gelehrten und Mandarinen eingetheilet. Nur diejenigen, die zur regierenden Käyserlichen Familie gehören, werden von diesen unterschieden. Sie haben einen besondern Fürstenrang, und um ihrentwillen hat man fünf Classen eines Titularadels aufgerichtet, die denen in Europa bekanten Adelsstufen nicht ungleich sind, und die man Fürsten, Marqvis, Grafen, Barons und Herren heisset. Diese Titul leget man den Abkömmlingen von der Käyserlichen Familie bey, dahin zu rechnen die Kinder des Käysers, und die, so der Käyser in seine Familie aufnimt, wenn er ihnen seine Töchter zur Ehe giebt. Man weiset ihnen Einkünfte an, davon sie standesmäßig leben können; aber keine Macht bekommen sie in die Hände. Doch giebts auch solche Fürsten, die mit der Käyserlichen Familie in keiner Verwandschaft stehen, weil sie entweder von den vorigen Dynastien abstammen, oder weil ihre Vorfahren wegen besonderer Dienste, so sie dem Reich geleistet, diesen Titul und Rang vom Käyser

erlan-

erlanget. Die Provinzien werden nur von solchen Mandarins regieret, die der Käyser selbst dazu ernennet, als welcher, wie wir bereits anderwärts erwehnet haben, die vornehmsten Bedienungen selbst unmittelbar besetzet, nachdem die dazu ernenneten erst in seiner Gegenwart examiniret worden. Der jetztregierende Käyser ist der dritte von denen die seit 99 Jahren in China regieret haben; er ist aber aus der Familie der fünfte, wenn man bis auf seinen Aelter, und Urältervater zurücke gehet. Dieser, nachdem er sein eigenes Land in gute Ordnung gebracht, eroberte die ganze Morgenländische Tartarey, das Königreich Corea, und die Provinz **Leao tong** jenseit der grossen Mauer, und legte seine Residenz in der Hauptstadt an, die von den Chinesern **Chin yang**, von den Tartarn aber **Moukeden** genennet wird. Man gab ihm damals den Titul **Tai tsou** welches ein algemeiner Ehrenname aller Conqveranten ist, die als Urheber einer neuen Dynastie betrachtet werden können. Und da seine Brüder zur Ausbreitung seines Reichs gar vieles beygetragen hatten, so legte er ihnen auch besondere Ehrentitul bey. Er machte einige zu **Tsin vang**, andere zu **Kiun vang** und **Pei le**. Die Europäer würden solche Personen etwa Regulos, oder Prinzen vom ersten, andern und dritten Rang nennen. Ausser diesen drey Stufen hat eben derselbe Käyser noch andere eingeführet, die geringer sind als jene, und die den andern Kindern zugetheilet werden, so sie anders derselben würdig sind. **Die vom vierten Rang heissen Pei tse, die vom fünften Cong hou u. s. w.**

§. 3.

Von den prinzen vom geblüt.

Dieser fünfte Rang ist höher als die Würde aller Mandarinen im Reich. Die andern, die auf sie folgen, haben nicht, wie die vor ihnen hergehenden, gewisse äusserliche Merkmale, die sie von den Mandarins unterscheiden, es mögen nun solche in ihrer Eqvipage oder an ihrer Kleidung anzutreffen seyn. Sie tragen weiter nichts als einen gelben Gürtel, der allen Prinzen vom Geblüt eigen ist, so wol denen, die besondere Würden verwalten, als auch denen, die keine haben. Diese letztern lassen nun das gelbe Ordensband nicht sehen, und verbergen es sorgfältig, wenn etwa ihre Dürftigkeit ihnen nicht gestattet, einen ihrem Stande und Herkunft gemässen Staat zu führen. Man würde sich daher eine unrichtige Vorstellung von den Prinzen vom Geblüt machen, man sie mit denen in Europa und hauptsächlich in Frankreich vergleichen wolte, woselbst die lange Reihe so vieler Vorfahren, die Könige gewesen, sie weit über alle andere Standespersonen im Reich erhoben hat. Ihre kleine Anzahl erweckt viele Aufmerksamkeit und Hochachtung, und diese wird um so viel grösser bey dem Volk, je näher sie sich dem Thron des Königs nähern dürfen.

§. 4.

Fortsetzung.

Solche Beschaffenheit hat es nicht in China. Die Prinzen vom Geblüt sind von ihren Ahnen nicht weit entfernet. Sie zählen nicht mehr als fünf Geschlechter. Und dennoch hat sich ihre Anzahl dergestalt in kurzer Zeit vermehret, daß man derselben heut zu Tage über zweytausend zählet. Diese Menge entfernet sie immer weiter vom Thron und macht sie verächtlich, sonderlich diejenigen, die weder Titul noch Ehrenämter haben und daher auch nicht standesmäßig leben können. Daraus entstehet nun ein grosser Unterschied unter den Prinzen vom Geblüt. Die Vielheit der Weiber machet, daß sich diese Prinzen sehr vermehren. Je mehr sie sich nun ausbreiten, je mehr schaden sie auch

einander. Gleichwie sie nicht alle eigene Landgüter haben und der Käyser nicht allen einen Gehalt geben kan, so leben manche unter ihnen in grosser Armuth; aber ihren gelben Orden tragen sie doch.

§. 5.

Anzahl derselben.

Gegen das Ende der Dynastie **Ming** waren über drey tausend solcher Fürstlichen Familien in der Stadt **Kiang tcheou**, davon die meisten betteln gingen. Der Bandit, der sich der Stadt **Peking** bemächtigte, schafte alle diese Prinzen bey seite, und lies sie gröstentheils über die Klinge springen, wodurch diese Stadt gutentheils von Einwohnern entblösset ward. Einige, die seiner Grausamkeit entrunnen waren, legten ihr gelbes Ordensband ab, und geselleten sich unter den Pöbel. Sie sind aber doch noch unter dem Namen bekant, daß sie zum Käyserlichen Hause Ming gehören. Einer von ihnen war ein Bedienter unserer Mißionarien in dem Mißionshause, so die Gesellschaft der Jesuiten in dieser Stadt hatte, welches Haus von einem dieser Prinzen erbauet worden war, der, als er merkte, daß ihn die Tartarn suchten, die Flucht schleunig ergrif. Diese Prinzen haben ausser ihrer rechtmäßigen Ehegattin gemeiniglich noch drey andere Weiber, denen der Käyser Titul beyleget, und deren Namen beym Tribunal der Fürsten angeschrieben werden. Die Kinder, so sie mit denselben erzeugen, bekommen den Rang nächst den rechtmäßigen, und werden denen vorgezogen, die sie von blossen Concubinen haben, deren sie so viel halten können, als sie wollen.

§. 6

Ihre bedienungen.

Sie haben zweyerley Gattungen von Bedienten. Einige sind nichts anders als Sclaven; andere aber sind Tartarn, oder tartarisirte Chineser, die ihnen der Käyser entweder in grösserer oder geringerer Anzahl zugiebet, nachdem sie unter den Prinzen vom Geblüt einen Rang haben. Diese letztern machen gemeiniglich das Gefolge eines sogenanten Reguli aus, und man nennet sie Leute seiner Pforte. Es finden sich unter denselben ansehnliche Mandarins, Vicerois, ja selbst einige **Tsong tou**. Und obwol diese nicht solche Sclaven sind, wie die ersten; so sind sie doch dem Willen eines solchen Reguli unterthänig, so lange er seine Würde behält. Nach seinem Tode treten sie in den Dienst seiner Kinder, wo diese anders die Würde ihres Vaters beybehalten. Verliert ein solcher Prinz bey seinem Leben seinen Fürstlichen Rang, oder wird seine Würde nicht auf seine Kinder fortgeerbet; so werden diese Bedienten versparet und einem andern Prinzen vom Geblüt zugegeben, wenn man demselben eine Hofstadt anleget und ihn zu gleicher Würde erhebet.

§. 7.

Beschäftigungen dieser prinzen.

Die Beschäftigungen dieser Prinzen, die von der fünften Stufe bis zur ersten hinauf steigen, ist gemeiniglich diese, daß sie den öffentlichen Ceremonien mit beywohnen; daß sie sich alle Morgen vor dem Pallast des Käysers einfinden und darauf wieder nach Hause gehen, wo sie sonst nichts zu thun haben, als daß sie ihr Hauswesen regieren, und die Bedienten in guter Ordnung halten, die ihnen der Käyser zugeordnet hat. Es ist ihnen nicht erlaubet, sich unter einander zu besuchen, oder ausserhalb der Stadt zu übernachten, wo sie nicht besondere Erlaubniß dazu erhalten haben. Man kan die Ursache leicht errathen, warum sie so sehr eingeschränket werden. Doch werden einige unter ihnen vom Käyser zu öffentlichen Angelegenheiten gebrauchet, und sie leisten dem Reich aller-

allerhand erspriesliche Dienste. Ein solcher war der dreyzehende Bruder des jetztregierenden Käysers.

§. 8.

Zu den Adelichen werden aber auch gerechnet 1. alle diejenigen, die ehemals Mandarinen in andern Provinzien gewesen. Denn es kan keiner, wie ich bereits oben gemeldet habe, in seinem eigenen Vaterlande ein Mandarinat verwalten, es sey nun, daß sie ihrer Aemter in demselben entsetzet werden, welches den allermeisten begegnet, oder daß sie sich von selbst mit Genehmhaltung des Käysers entfernen, oder daß sie durch den Tod ihrer Eltern dazu gezwungen werden. Denn ein Mandarin, der einen solchen Verlust leidet, muß sogleich sein Amt niederlegen, und dadurch ein öffentliches Zeugniß seiner Traurigkeit ablegen. 2. Es gehören darunter auch die, welche, wenn sie nicht Fähigkeit genung gehabt die Ehrenstufen der Gelehrten zu besteigen, durch Vorspruch oder Geschenke gewisse Ehrentitul erlanget, vermittelst dessen sie einen Umgang mit den Mandarins haben, und sich dadurch bey dem Volk in Hochachtung setzen können. 3. Endlich gehöret eine unbeschreibliche Menge Gelehrter zum Adel, die von ihrem 15 oder 16 bis zum 40 Jahr sich alle drey Jahr vor dem Tribunal des Gouverneurs zum Examen stellen, der ihnen eine Materie zur Ausarbeitung aufträget. Es thuts aber mehr der Ehrgeiz, als die Lust gelehrt zu werden, die sie bey einem so langweiligen Studieren erhält. Ausser dem, daß die Würde eines Baccalaurei sie schon gegen die Bestrafung eines Mandarins in Sicherheit setzet, so haben sie auch dabey das Vorrecht zu geniessen, daß sie bey ihm zur Audienz kommen, sich bey ihm niedersetzen und mit ihm speisen dürfen. Welches eine unschätzbare Ehre in China ist, deren nie einer, der noch zum Pöbel gehöret, gewürdiget wird.

Wer sonst noch zu den adlichen zu zählen.

§. 9.

Die Familie, die heut zu Tage für die edelste in ganz China gehalten wird, ja für die edelste in der ganzen Welt paßiren kan, wenn man sie nach ihrem Alterthum betrachtet, ist die Familie und Nachkommen des **Confucius**, des berühmten Weltweisen, gegen den ganz China eine grosse Ehrerbietung heget. Es ist eigentlich zu sagen sonst kein Adel in China erblich, als der Adel dieser Familie, und der sich in gerader Linie seit zwey tausend Jahren in der Person eines seiner Enkel erhalten hat, den man **Ching gin ti** chi ell das ist, den Enkel des **grossen Mannes** zu nennen pfleget. Denn so nennen die Chineser den Verbesserer der Sittenlehre; in Betrachtung dieses Ursprungs haben alle Käyser einem seiner Nachkommen die Würde eines **Cong** beygeleget, welches so viel als bey uns ein Herzog oder Graf ist. Unter den diesem Stande eigenen Ehrenbezeugungen ziehet der jetzt lebende Nachkomme des Confucius durch die Strassen von Peking, wenn er nach **Kio feou**, in der Provinz Canton, als den Geburtsort seines berühmten Vorfahren, eine Walfarth anstellet. Ja was noch mehr, ein Gelehrter aus dieser Familie wird allemal zum Gouverneur gedachter Stadt **Kio feou** vom Käyser ernennet.

Adel der familie des confucius.

§. 10.

Eins der vornemsten Merkmale des Adels ist es, wenn man vom Käyser solche Ehrentitul erhält, die nur Personen von ausserordentlichen Verdiensten beygelegt zu werden pflegen. Der Käyser ertheilet solche zuweilen auf fünf, sechs, acht bis zehen Geschlechter, nachdem sich jemand um den Staat besonders verdient gemacht. Mit diesen

Adel der chineser geht rückwärts.

Ehrentituln bezeichnen sich die Mandarinen in ihren Briefen und an den Vorderseiten ihrer Häuser. In Europa gehet der Adel abwärts von den Vätern auf die Kinder und Nachkommen; in China aber geht er zuweilen rückwärts auf den Vater und Voreltern. Hat sich jemand ausserordentlich verdient gemacht, so begnügt sich der Käyser nicht damit, daß er nur diesen adelt; sondern er läst in besondern Patenten den Vater und die Mutter, samt den Großeltern, in den Adelstand erheben; oder besser zu sagen, er giebt einem jeden einen besondern Titul, zur Dankbarkeit, daß sie einen Sohn zur Welt gebracht und erzogen, durch welchen dem Staat so ersprieſsliche Dienste erwiesen worden.

§. 11.

Exempel davon.

Ich kan wol kein merkwürdigeres Exempel anführen, als den P. **Ferdinand Verbiest**, einen Jesuiten aus Flandern, und Präsidenten des Mathematischen Collegii am Hofe zu Peking. Dieser Mann, der dem P. **Adam Schall** bey Verbesserung des Calenderwesens beförderlich seyn solte, bekam Befehl, eine Tabelle von den Bewegungen der himlischen Cörper und der Sonnenfinsternissen auf zweytausend Jahre zu entwerfen. Er arbeitete daran sehr fleißig, und brauchte alle Mandarinen aus der ersten mathematischen Classe, die Bewegung der Planeten nach den ihnen vorgeschriebenen Reguln auszurechnen. Als er nun mit seiner Arbeit zu stande gekommen war, so machte er zwey und dreißig Charten, die er dem Käyser im Jahr 1678 unter dem Titul überreichte: Astronomie perpetuelle de l' Impereur Cang hi. Es war eben damals eine algemeine Versamlung aller Mandarinen aus allen Ständen, von Prinzen, Statthaltern und Gouverneurs in den Provinzien angestellet worden, daß sie dem Käyser ihre Aufwartung machen und an den Freudensbezeugungen Antheil nehmen solten, als er seinen Sohn zu seinem Nachfolger ernennet. Der Käyser nahm das Präsent des P. Verbiest sehr gnädig an, und ließ es in das Archiv des Pallastes beylegen. Zugleich wolte er aber auch seine Erkentlichkeit an den Tag legen, und machte ihn daher zum Präsidenten des ersten Tribunals und gab ihm den gewöhnlichen Titul. Der Pater übergab eine Schrift beym Käyser, darin er ihm vorstellete, daß er als ein Ordensmann eine solche Ehre nicht annehmen könte. Er ward aber nicht gehöret, und er muste aus Furcht, den Käyser zu erzürnen und den Fortgang der Religion zu hindern, gehorsam seyn.

§. 12.

Adelsbrief des P. Verbiest.

Das Patent, darin ihm diese Würde ertheilet ward, lautet also: Wir, von GOttes Gnaden Käyser, befehlen hiermit: Weil es die Natur eines wohlgeordneten Staats erfordert, daß löbliche Handlungen bekant gemachet, und die dem Staat erwiesenen Dienste gelobet und belohnet werden: so ist die Schuldigkeit eines Regenten, der den Staat nach den Gesetzen weislich regieret, daß er die Tugend lobe und die Verdienste erhebe. Und dieses thun wir durch gegenwärtigen offenen Brief, darin wir allen unsern Unterthanen in allen Provinzien bekant machen, wie sehr wir die Dienste achten, die uns mit Fleiß und Sorgfalt erwiesen worden. Das hat mich bewogen, euch, **Ferdinand Verbiest**, zum Präsidenten der astronomischen Academie zu ernennen, da ihr, als ich euch das Calenderwesen im Reich aufgetragen, so viel Geschicklichkeit und unermüdete Arbeit zu meinen Diensten erwiesen habt. Ihr habt unsere Hofnung erfüllet, und durch Tag und Nacht fortgesetzte Arbeit eurem Amt ein Genügen gethan. Endlich seyd ihr glücklich zum Zweck gekommen, durch eine unermüdete Arbeit, davon wir selbst Zeugen sind. Es schickt sich gar wohl, daß

bey dem gegenwärtigen grossen Fest, da mein ganzes Reich seine Freude vor mir bezeuget, ich euch die Wirkungen meiner Käyserlichen Gnade und der Achtung gegen eure Person zu erkennen gebe. Wir legen euch also aus besonderer Gnade und aus höchsteigener Bewegung den Titul eines grossen Mannes bey, der allenthalben gepriesen werden soll, und befehlen, diesen Titul in alle Provinzien des Reichs zur Bekantmachung auszusenden. Last euch dadurch aufs neue zu meinen Diensten aufmuntern. Dieser Ehrentitul, der sich in eurer Person anfänget, erstreckt sich auf eure Eltern und auf eure ganze Freundschaft. Ihr habt diese Würde und Lobsprüche durch eure sonderbare Arbeit verdienet, und eure Verdienste sind so groß, daß die Ehre, so wir euch erweisen, denselben ganz gemäß ist. Nehmet denn diese Gnade mit der schuldigen Ehrerbietung an. Ihr seyd der einzige, dem sie zu theil worden. Last euch bewegen, eure Gaben und alle Kräfte eures Geistes zu unserm Dienst anzuwenden.

§. 13.

Dergleichen Titul gehen, wie gesagt, auf die ältesten Vorfahren zurück. Alle seine Voreltern nehmen an dieser Ehre Theil. Sie lassen dieselben an verschiedenen Orten ihrer Häuser anschreiben, so gar an die Laternen, die sie in der Nacht vor sich hertragen lassen; und das bringet ihnen grosse Hochachtung zu wege. Gleichwie aber der P. Verbiest ein Europäer war, so hatte er keine Anverwandten in China, die an dieser Ehre Theil nehmen konten; daher gereichte es der Religion zum besondern Glück, daß alle Mißionarien, Jesuiter und andere Ordensleute, als seine Brüder betrachtet und mithin unter die Mandarinen gezählet wurden. Dieser Character bahnte dem Bischof von Heliopolis den Eingang ins Reich, und die meisten Mißionarien liessen den neuen Ehrentitul an ihre Häuser schreiben.

§. 14.

Adelsbrief für seine grosseltern.

Nachdem nun der P. **Verbiest** auf die Weise war geehret worden, so lies der Käyser auch seinen Vorfahren dergleichen Patente ausfertigen. Einen für seinen Großvater, **Peter Verbiest**; den andern für seine Großmutter **Paschasia von Wolf**; den dritten für seinen Vater **Ludwig Verbiest**, und den vierten für seine Mutter, **Anna van Herke**. Das Patent für seinen Großvater lautete also: Wir Käyser ꝛc. Die Ehre, so wir denen erweisen, die durch ihre Verdienste zu der Mandarinswürde und zu obrigkeitlichen Aemtern gelangen, muß sich auch auf ihre Voreltern, als auf die Quelle erstrecken, von welchen sie Unterweisung, Auferziehung und gute Exempel gehabt, die Tugenden ausgeübet und sich dieser Ehre würdig gemachet haben. Da ich also auf die erste Quelle der Verdienste zurück gehen wollen, so erstrecke ich meine Wohlthat auch auf euch, **Peter Verbiest**, als Großvater des P. Ferdinand ꝛc. Eure Tugend hat als ein fruchtbarer Baum tiefe Wurzeln gefasset, und wird nicht umfallen. Sie träget eure Nachkommen und dauret in eurem Enkel, der durch seine vorzügliche Verdienste uns zu erkennen gegeben hat, wie groß die eurigen sind. Da ich euch nun als den Ursprung dieser Vorzüge ansehe, so habe ich euch eben diese Titul beylegen wollen. Die Großmutter des P. **Verbiest** erhielt einen besondern Adelsbrief, der mit dem vorigen einerley Inhalts ist.

§. 15.

Man siehet daraus, daß in China, wenn man nur die Familie des Confucius und

die Prinzen vom Geblüt ausnimmt, niemand ein Adelicher ist, als in so fern seine Dienste dem Käyser bekant und ihm von demselben ein Rang ertheilet worden, dazu er diejenigen erhebet, die desselben würdig sind. Alle, die nicht einen solchen Gradum durch Verdienste erlanget haben, werden unter den schlechten Pöbel gezählet. Und auf die Weise hat man nicht zu besorgen, daß Familien, wenn sie ein vorzügliches Ansehen erlanget, dazu ihr alter Adel vieles beyträget, sich in den Provinzien ausbreiten und einen Anhang erlangen, der mit der Zeit dem Käyser gefährlich werden könte.

Siebenter Abschnitt,

Von der Fruchtbarkeit des Chinesischen Landes, vom Ackerbau und Achtung gegen die, so den Ackerbau treiben.

§. 1.

Beschaffenheit und werth des ackerbaues überhaupt.

In einem so grossen Reich, als angezeigter massen das Chinesische ist, kan das Erdreich unmöglich durchgängig von einerley Art und Beschaffenheit seyn. Es ist von ungleicher Güte, nachdem es mehr oder weniger vom Mittag entfernet lieget. Die Landleute sind aber so geschickt, arbeitsam und unermüdet, daß keine einzige Provinz unfruchtbar genennet werden kan, und daß sie nicht wenigstens so viel hervorbringen solte, als zur Unterhaltung einer unbeschreiblichen Menge Menschen erfordert wird. Ausser dem wahrhaftig guten Lande träget auch die erstaunliche Menge Canäle, damit es allenthalben durchschnitten ist, nicht wenig zur Fruchtbarkeit bey, und man gewinnet so vielerley Arten Getreides und Körner, daß man aus demselben grosse Lasten Wein und gebrante Wasser zubereitet. So bald aber eine Unfruchtbarkeit in einer Provinz besorget wird, so bemühen sich die Mandarins, die in einer vieljährigen Erfahrung stehen, derselben zuvor zu kommen, und lassen dergleichen Getränke nicht zubereiten. Der Ackerbau ist in China sehr hoch geachtet, und die Bauersleute, deren Profeßion als die nothwendigste betrachtet wird, haben einen ansehnlichen Rang. Man räumet ihnen besondere Vorrechte ein, und ziehet sie den Künstlern und Kaufleuten weit vor.

§. 2.

Insonderheit des reisses.

Die allermeiste Arbeit wird auf den Reisbau gewendet. Der Acker wird dazu überaus stark gedünget, und es ist keine Art der Unreinigkeit und Mistes zu finden, die sie nicht überaus sorgfältig dazu samlen solten, auch der Menschen, Hunde, Schweine und anderer Thiere Mist nicht ausgenommen, den sie gegen Holz, Kräuter und Leinöl an sich handeln. Wenn sie dannenhero in den Feldern nicht viel zu thun haben, so begeben sie sich auf die Berge, Holz daselbst zu hauen, oder bauen indes die Kräutergärten an. Denn die Chineser sind nicht so geartet, daß sie das Angenehme dem Nützlichen solten vorziehen, oder daß sie das Land zu überflüßigen und unfruchtbaren Gewächsen anwenden solten, dergleichen etwa Vorplätze vor den Gärten, Blumenbetten und Alleen seyn würden. Sie glauben, daß es das algemeine Beste, oder, welches ihnen noch mehr am Herzen lieget, ihr eigenes Bestes erfordere, alles zu besäen und nutzbare Früchte

zu erzeugen. Diejenige Art Mistes, die in einer andern Gegend die Gewächse auszehren würde, ist dem Chinesischen Erdreich ungemein zuträglich. Wie sie denn auch das Geschick haben, denselben mit gemeinem Wasser zu temperiren, ehe sie ihn in den Acker bringen. Sie samlen den Mist in besondern wohlverwahrten Gefässen, in welchen sie denselben hernach aufs Feld tragen; welche Gewonheit sehr vieles zur Reinlichkeit ihrer Städte beyträget, in welchen alle Unreinigkeiten auf die Weise bey seite gebracht werden.

§. 3.

Den Wachsthum des Reisses zu befördern, haben sie an einigen Orten, zum Exempel, in der Provinz Tche kiang die Gewonheit, daß sie beym Aussäen ganze Knauel Schweineporsten oder auch andere Haare mit eingraben, die nach ihrer Meinung dem Erdreich eine Kraft und dem Reis einen Trieb zum Wachsthum beylegen sollen. Diejenigen, die anderer Leute Köpfe zu beschären pflegen, heben daher alle abgeschorne Haare sorgfältig auf, bis die Einwohner dieser Gegenden kommen und sie ihnen abkaufen. Man verkaufet ein Pfund solcher Haare um einen Sou oder halben Käysergroschen, thut sie in Säcke, mit welchen oft viele Schiffe beladen sind. Wenn der Reis zu körnen anfängt, und ihre Felder mit Spring- oder Quellwasser bewässert sind, so pflegen sie ungelöschten Kalk damit zu vermischen. Sie geben vor, daß dieser Kalk die Würmer und das Ungeziefer tödte; daß er das Unkraut vertilge, und dagegen der Erde eine Wärme mittheile, dadurch sie sehr fruchtbar gemachet werde. Beförderung seines wachsthums.

§. 4.

Dieses Land hat, wie alle andere, seine Berge und seine Ebenen. Diese sind überal angebauet. Nirgend findet man Zäune, Graben, ja nicht einmal einen Baum, so sehr besorgen sie einen Fußbreit Erde zu verlieren. Diese Ebenen geben an verschiedenen Orten eine doppelte Ernte; und zwischen dieser zweyfachen Ernte werden wol noch dazu kleinkörnigte Gewächse und Hülsenfrüchte gewonnen. Die gegen Mitternacht und Abend gelegenen Provinzien, als da sind, Pe tche li, Chan si, Chen si und Se tchuen tragen allerley Getreide, Gerste, verschiedene Arten Hirse, Tabac, immergrünende Erbsen, wie auch schwarze und gelbe Erbsen, deren man sich statt des Hafers bedienet, die Pferde damit zu mästen. Sie bringen auch Reis, aber nicht so viel, und an einigen Orten in truckenen Boden. Freylich ist dieser Reis härter als der andere und muß daher länger gekochet werden. Die mittäglichen Provinzen aber, sonderlich Hou qvang, Tche kiang und Kiang nan tragen sehr viel Reis, weil das Land niedrig und wässericht ist.

§. 5.

Anfänglich streuen die Ackerleute den Reis ohne alle Ordnung aus. Hernach aber, wenn das Kraut einen oder anderthalb Fuß hoch gewachsen, so reissen sie es samt der Wurzel aus, und machen davon Bündel, oder kleine Garben, die sie nach der Schnur pflanzen, damit, wenn eine Aehre von der andern unterstützet wird, sie desto mehr im Stande seyn mögen, frey in der Luft zu stehen, und einen heftigen Wind auszuhalten. Ehe sie aber den Reis verpflanzen, so machen sie das Erdreich schnurgerade. Und dabey halten sie es so: Wenn sie das Land drey bis viermal umgegraben, so ziehen sie mit einem Spaden Furchen, daß das Wasser in die Aecker dringen kan. Darauf wird die Erde, vermittelst einer hölzernen Maschine, auf welcher ein Mensch stehet, wieder eben gemacht, Aussaat des reisses.

macht, damit das eingelassene Wasser sich allenthalben gleich austheilen könne. In denjenigen Provinzien, wo Berg und Thal mit einander wechseln, giebt es freilich viel unfruchtbare Plätze; doch haben die meisten Berge ein gutes Erdreich, und man bebauet sie bis an die äussersten Klippen. Die Berge sind nemlich in China nicht so felsicht, als in Europa, sondern bestehen aus einer lockern Erde, die leicht umgegraben werden kan, ja die an einigen Orten so tief ist, daß man drey bis vierhundert Fuß tief graben kan, ohne einen Felsen zu finden. Sind aber die Berge felsicht, so brechen die Chineser die Steine aus, und machen davon kleine Mauren, ihre Terrasse zu unterstützen. Diese füllen sie mit guter Erde aus, und säen gut Getreide hinein. Eine so beschwerliche Unternehmung zeiget zur Gnüge, wie arbeitsam das Volk in China sey; solches aber wird man aus dem folgenden noch mehr erkennen.

§. 6.

Wässerung desselben,

Ob man gleich in einigen Provinzien wüste und ungebaute Berge findet, so sind doch die Thäler, die sie an unzähligen Orten scheiden, sehr fruchtbar und wohlgebauet. Nicht einen Fußbreit brauchbare Erde findet man, die nicht mit Reis bestellet seyn solte. Die Arbeitsamkeit der Chineser hat alles Erdreich, so zum Ackerbau brauchbar ist, eben und fruchtbar gemachet. Was schnurgerade lieget, das haben die Chineser in Felder abgetheilet, dasjenige aber, was theils hoch, theils niedrig lieget, ist wie ein Amphitheatrum angeleget worden. Und da der Reis nicht ohne Wässerung seyn kan, so legen sie in gewissen Entfernungen von einander und in verschiedenen Höhen besondere Wasserhälter an, darin sie das Regenwasser und das von den Bergen fliessende Wasser samlen, um solches auf allen angelegten Reisäckern gleich auszutheilen. Und da sparen sie keine Arbeit noch Mühe, es sey nun, daß sie das Wasser abwärts laufen lassen, oder daß sie dasselbe aus den Wassergefässen von einem Absatz zum andern durch die Kunst in die Höhe treiben müssen.

§. 7.

vermittelst hydraulischer maschinen,

Sie bedienen sich zu dem Ende gewisser hydraulischer Maschinen, die man ein Paternosterwerk zu nennen pfleget, vermittelst welcher das Wasser immer in ihren Aeckern circuliren, und ihnen die nöthige Feuchtigkeit ertheilen kan; dergestalt, daß der Ackermann eines Theils, es sey die Witterung beschaffen wie sie wolle, gewiß genung gesichert seyn kan, daß ihm sein Land eine Erndte bringen werde, die seine Arbeit und Fleiß belohnet; andern Theils aber hat ein Reisender eine täglich neue Augenweide, wenn er zwischen den Bergen und Thälern und den daselbst angelegten reizenden Feldern und Auen durchgehet, die, ob sie gleich meistens mit einem schönen Grün bedecket sind, nichts destoweniger eine mannigfaltig abwechselnde Schaubühne vermittelst der verschiedenen Figuren der Berge vorstellen, damit sie umgeben sind. Es stellet sich alle Augenblicke ein neuer Gegenstand der Bewunderung vor, wenn das Auge immer ein neues grünendes Amphitheatrum erblicket, davon man, je weiter man reiset, eins nach dem andern entdecket.

§. 8.

welche näher beschrieben wird.

Dieses Paternosterwerk, dessen sie sich bedienen, ist ganz einfältig angeleget, sowol in Ansehung seiner Structur, als auch in Ansehung seiner Wirkungen. Es bestehet dasselbe aus einem geschlossenen Kettenwerk von Holz, und einer grossen Menge kleiner Breter, die etwa sechs bis sieben Zoll ins Gevierte halten, und die nach gemessenen Entfernungen

fernungen und in geraden Winkeln in der Mitte besagter Kette bevestiget sind. Diese Maschine stehet längst einem Canal, der aus drey Brettern zusammen gesetzet, und ohngefähr wie eine Krippe zubereitet worden, dergestalt, daß der untere Theil dieser Maschine in dem Canal drin lieget und den Raum desselben ausfüllet, der obere Theil aber, der mit dem untersten parallel stehet, auf einem Bret ruhet, das längst dem Canal geleget worden. Durch das eine äusserste Ende dieser Maschine, nemlich durch das so unten lieget, gehet ein beweglicher Cylinder, dessen Achse auf beyden Seiten des untersten Endes des Canals lieget; das andere äusserste Ende aber, nemlich das oberste, ist mit einem Gehäuse von kleinen Brettern umgeben, die dergestalt angeleget worden, daß sie in die Krippe, darin die Maschine lieget, genau eintreffen, und daß das Gehäuse, wenn es vermittelst der äusserlichen Kraft an seiner Achse beweget wird, auch die Maschine mit sich herumführet. Und gleichwie das oberste Ende des Canals auf derjenigen Höhe angeleget worden, wohin das Wasser gebracht werden soll, das unterste Ende aber in dem Wasser lieget, das man in die Höhe treiben will; so muß nothwendig der unterste Theil der Maschine, der, wie gedacht, den Raum des Canals genau ausfüllet, längst dem Canal in die Höhe steigen, die daran gefügten Schöpfgefässe aber so viel Wasser mit in die Höhe nehmen, als sie im Canal finden, das ist, so viel der Canal fassen kan. Daraus entstehet ein Wasserguß, den man so hoch führen kan als man will, so lange die Maschine noch in Bewegung ist.

§. 9.

Es wird aber diese Maschine auf dreyerley Art beweget. **Erstlich** mit der Hand, vermittelst einer oder zwo Handhaben, die unmittelbar an den äussersten Enden der Achse der Walze bevestiget worden. **Zum andern** mit den Füssen, und zwar vermittelst zween grosser hölzerner Nägel, die an die Achse bevestiget worden, welche zu dem Ende etwas länger hervorragen muß. Diese Nägel haben fornen etwas länglicht runde Knöpfe, das ist, eine solche Gestalt, daß der blosse Fuß eines Menschen bequem darauf appliciret werden kan, dergestalt, daß eine oder auch mehrere Personen spielend und ohne grosse Mühe ganze Ströme Wasser auf dürres Land ausschütten können. **Drittens** geschiehet es durch einen Ochsen oder sonst ein anderes Thier, welches man an ein grosses Rad bevestiget, das zwo Klaftern im Diameter hat und horizontal gestellet worden. Die Peripherie dieses Rades ist mit verschiedenen Nägeln oder Zähnen versehen, die in die Zähne mehr gedachter Walze genau eintreffen, und die Maschine, ob sie gleich viel grösser ist, sehr leicht bewegen. Bewegung derselben.

§. 10.

Wenn man die Canäle in den Feldern reiniget, welches von Zeit zu Zeit zu geschehen pfleget, so sticht man denselben hie und da ab, und weiset einem jeglichen nahe liegenden Dorf seine Ruthen zur erforderlichen Reinigung an. Alsbald komt eine grosse Menge Bauren zusammen, die eine Art der vorhin beschriebenen Maschine mitbringen, deren sie sich bedienen, das Wasser aus dem Canal heraus zu plumben. Und da die Ufer derselben sehr hoch sind, so theilen sie ihre Maschine nach einem dreyfachen Stockwerk ab, und treiben das Wasser von einem zum andern in die Höhe. Diese Arbeit ist zwar langweilig und mühsam, aber die grosse Menge Hände, so dabey zugreifen, hilft bald davon. Man findet einige Gegenden, da die Berge, die nicht alzuhoch sind, sich einander berühren, und fast ohne Thäler sind; dergleichen insonderheit in der Provinz Reinigung der canäle.

So kien angetroffen werden. Sie sind aber nichts destoweniger angebauet, indem die Ackerleute das Geschick haben, so viel Wasser auf diese Höhen zu bringen, als sie benöthiget sind, und zwar vermittelst des Bambousrohr, so sie von einem Berge zum andern geleget haben.

§. 11.

China wird mit heuschrecken geplaget.

Die unaufhörlich grosse Arbeit dieser Leute wird zuweilen ganz und gar unnütz, wenn eine grosse Menge Heuschrecken, die sonderlich in einigen Provinzien groß zu seyn pfleget, ihr ganzes Land verwüsten. Es ist dieses eine ganz erschreckliche Plage, wenn man nach dem Bericht der Chineser davon urtheilen soll. Man siehet, sagen sie, derselben auf einmal eine so erstaunliche Menge, daß der Himmel davon bedecket wird. Sie sind so dichte beysammen, daß es scheinet, als ob ihre Flügel in einander geschlossen wären. Ihrer sind so viel, daß man, wenn man die Augen aufhebet, über dem Haupte hohe und steile Berge zu sehen glaubet. Das Geräusche, so sie im Flug machen, lässet sich als ein Lermen vieler Trommeln anhören. Eben dieser Autor versichert, daß gemeiniglich alsdann eine solche Menge Heuschrecken einbreche, wenn auf grosse Ueberschwemmungen ein trockenes Jahr folge. Er philosophiret dabey nach seiner Art, und hält dafür, daß die Eyer der auf trockener Erde liegenden Fische, wenn sie von der Sonne erwärmet und aufgeschlossen würden, diese erstaunliche Menge Ungeziefer hervorbrächten, wodurch in kurzer Zeit die gesegneteste Erndte aufgezehret werden könte. Man findet alsdann die Bauersleute in den Feldern hin und her zerstreuet, sie schwitzen den ganzen Tag unter einem brennenden Himmel, um die Verwüstung dieses Geschmeisses zu verhüten; zu welchem Ende sie grosse Tücher über ihre Aecker und Saat auf denselben ausbreiten. Diese betrübte Plage äussert sich am meisten in der Provinz Chan tong, wenn eine grosse Dürre einfält. Zuweilen erstreckt sich die Verwüstung nicht über eine Meile; die andern Gegenden bleiben damit verschonet.

§. 12.

Der ackerbau ist in grosser achtung hieselbst.

Der Eigennutz ist es nicht allein, der die Leute in China bey ihrer Feldarbeit unermüdet machet; sondern es feuret sie auch die Hochachtung dazu an, in welcher der Ackerbau stehet, und die besondere Ehre, die den Ackerleuten von der ersten Gründung dieses Reichs her von den Käysern erwiesen worden. Es ist dieses eine gemeine Meinung, die ihnen von einem ihrer ersten Käyser, Namens **Chin nong**, beygebracht worden, und sie verehren denselben noch bis diese Stunde als den Erfinder dieser den Völkern so ersprieslichen Kunst. Noch höher ward der Ackerbau durch einen ihrer ältesten Käyser erhaben, den man vom Pflug wegnahm und ihn auf den Thron setzte. Die Begebenheit hievon wird in den Schriften ihrer ältesten Weltweisen folgendergestalt erzählet.

§. 13.

Sonderbar exempel davon.

Der Käyser Nao, der im 2357 Jahr vor Christi Geburt zu regieren anfieng, und die Regierung sehr lang verwaltete, nachdem er verschiedene Tribunale wieder hergestellet, die noch bis diese Stunde bestehen, gieng damit um, daß er die Regierungslast einem andern auflegte. Er berathschlagte sich darüber mit seinen vornemsten Bedienten. Diese antworteten ihm, er könne nicht besser thun, als wenn er seinen ältesten Sohn, der ein weiser, gütiger Herr und von grosser Hofnung war, zum Mitregenten annähme. Nao, der seinen Sohn besser kante, als seine Minister, und wohl wuste, daß er listig sey und die Verstellungskunst verstehe, sahe diesen ertheilten Rath als eine Frucht ihrer

eitlen

eitlen Gefälligkeit an; deswegen er die Versamlung, ohne etwas zu beschliessen, schleunig auseinander lies, und die Sache bis auf eine andere Zeit verschob. Einige Zeit darauf, als er eben das 70 Jahr seiner Regierung zurückgeleget hatte, lies er seinen getreuesten Minister zu sich rufen, und sagte zu ihm: Ihr seyd ein redlicher, weiser und erfahrner Mann, ich weiß, ihr werdet meine Stelle am besten vertreten können. Grosser Käyser, antwortete dieser, ich bin dieser Ehre ganz und gar unwürdig, und ich besitze die Eigenschaften im geringsten nicht, die zu einem so wichtigen Amt erfordert werden. Weil aber Eure Majestät einen Mann suchen, der würdig sey Dero Nachfolger zu werdrn, der im Stande sey, den von ihnen bevestigten Frieden, Gerechtigkeit und Ordnung zu erhalten, so will ich denselben aufrichtig melden, daß ich einen noch unverheiratheten Landmann für den tüchtigsten erachte. Er ist ein Gegenstand so wol der Liebe als Bewunderung aller derer, die ihn kennen; welche er sich durch seine Redlichkeit, Weisheit und Gemüthsgleichheit bey einem niedrigen Stande und unter einer Familie erworben hat, in welcher er von einem verdrieslichen Vater und von einer giftbösen Mutter unbeschreiblich viel erdulten müssen. Er hat gottlose, zänkische, gewaltthätige Brüder, mit welchen bis diese Stunde kein Mensch auskommen können. Nur er hat den Frieden erhalten, oder er hat vielmehr denselben in einem Hause erhalten, das voll seltsamer Menschen und toller Köpfe war. Ich meine, gnädigster Käyser, daß ein Mensch, der sich in seinem Privatstande so weislich verhält, und der mit seinem gütigen Naturel, Fleiß, Geschicklichkeit und unermüdete Arbeitsamkeit verbindet, der geschickteste sey, Dero Reich zu regieren, und über den einmal eingeführten weisesten Verordnungen zu halten.

§. 14.

Fortsetzung. Yao ward so wol durch die Bescheidenheit seines Ministers, der den Thron ausschlug, als auch durch die Beschreibung sehr gerühret, die er von diesem jungen Landmann machte, daß er daher denselben an seinen Hof kommen und an demselben zu bleiben befahl. Er gab verschiedene Jahre nach einander genau Acht auf ihn, und wie er die anbefohlnen Pflichten ausrichtete. Als er endlich die Entkräftung seines Alters merkte, lies er ihn zu sich kommen und redete ihn also an: Chun, so hies dieser Mensch, ich habe deine Treue nun zur Gnüge geprüfet, um zu erfahren, ob du etwa meine Hofnung erfüllen, und meine Unterthanen weislich regieren würdest. Ich übergebe hiemit meine Käyserliche Würde in deine Hände. Beweise dich mehr wie einen Vater, als wie einen Herrn deiner Unterthanen. Gedenke daran, daß ich dich nicht deswegen zum Käyser ernenne, daß du dir solt dienen lassen, sondern auf daß du deine Unterthanen schützen, lieben, und ihnen in allen ihren Nöthen Hülfe leisten möchtest. Regiere mit Gelindigkeit, und laß allen denen Gerechtigkeit wiederfahren, die solche bey dir suchen.

Diese Wahl eines Käysers, der vom Ackerbau weggenommen worden, hat den Chinesern eine unbeschreibliche Hochachtung gegen den Ackerbau beygebracht. Yu, des Chun Nachfolger, gelangte auf gleiche Weise zum Thron.

§. 15.

Es sind besondere schriften vom ackerbau vorhanden. Als das Chinesische Reich seinem ersten Anfang noch sehr nahe war, so waren verschiedene Gegenden desselben noch mit Wasser bedecket. Dieser Käyser Yu erfand das Geheimniß verschiedene Canäle zu öfnen, und durch dieselben das überflüßige Wasser nach dem Meer abzuführen. Mit der Zeit bediente er sich derselben zu Befeuchtung der Aecker. Er schrieb selbst verschiedene Bücher, wie die Aecker solten gedünget, bearbei-

tet und zur Fruchtbarkeit gewässert werden. Und das bewog den **Chun**, denselben zu seinem Nachfolger zu ernennen. Die vielen Schriften von einer so nützlichen Materie, die selbst einen Käyser zum Urheber haben, haben den Credit des Ackerbaues ungemein erhöhet, da man gesehen, daß sich die grösten Käyser damit beschäftiget. Viele andere Käyser haben zu dieser Lebensart eine eifrige Neigung bewiesen. **Kang vang**, der dritte Käyser aus der Familie **Tcheou**, lies das Land messen und nach einem gewissen Maas abtheilen. Er bereisete selbst alle Provinzien seines Reichs, und lies ordentliche Gränzen ziehen, um allen Gränzstreitigkeiten der Landleute zuvor zu kommen. **Tchao kong** hörte der Bauren ihre Klagen, und lies ihnen unter einem Weidenbaum Gerechtigkeit wiederfahren, welcher Baum daher lange Zeit unter diesem Volk in gröster Hochachtung gewesen. **King vang**, der 24 Käyser aus eben dieser Familie, der um die Zeit regierte, da **Confucius** geboren ward, ohngefähr 531 Jahr vor Christi Geburt, lies die Ländereien aufs neue ausmessen, und erneuerte die zur Förderung des Ackerbaues gemachten Gesetze. Unter allen Käysern aber hat keiner zur Hochachtung des Ackerbaues mehr beygetragen als der Käyser **Ven ti**, der 179 Jahr vor Christi Geburt regieret hat. Denn als dieser Herr innen ward, daß der Krieg sein Land verwüstet; so hielt er einen grossen Rath, wie dem Verderben des Landes abzuhelfen, und wie man die Unterthanen zum Ackerbau etwa ermuntern könte. Er gieng ihnen also mit seinem eigenen Exempel vor, und grub mit seinen eigenen Händen das Land in seinem Garten um; wodurch er seine Minister und Hofbedienten verpflichtete ein gleiches zu thun.

§. 16.

Man feiret ein besonderes ackerfest.

Man hält gemeiniglich dafür, daß dieses die Veranlassung zu dem grossen Fest gewesen, welches alle Jahre in allen Chinesischen Städten an dem Tage gefeiret wird, da die Sonne in den funfzehenten Grad des Wassermannes trit, welche Zeit sie als den Anfang des Frühlings betrachten. An diesem Tage gehet der Gouverneur oder der erste Mandarin aus seinem Pallast, und vor ihm her werden Fahnen, angezündete Fackeln und allerhand Werkzeuge getragen. Er ist mit einem Blumencranz gekrönet, und gehet in dieser Tracht nach demjenigen Stadtthor zu, das gegen Morgen lieget, als ob er dem Frühling entgegen gehen wolte. Ihn begleiten verschiedene gemahlte und mit seidenen Tapeten geschmückte Sänften, auf welchen diejenigen Personen abgemahlet sind, die den Ackerbau mit besonderm Fleiß getrieben haben, nebst den Abbildungen anderer dahin gehöriger Begebenheiten. Die Strassen sind alsdenn mit Tapeten beleget; hin und wieder sind Triumphbogen aufgerichtet; man stecket Laternen aus und macht ansehnliche Illuminationen. Unter den Figuren findet sich auch eine Kuh von gebranter Erde, die so erstaunlich groß ist, daß oft 40 Männer genung daran zu tragen haben. Hinter dieser Kuh, deren Hörner verguldet sind, folget ein kleines Kind mit einem entblösten Fuß; sie nennen es den Geist der Arbeit und des Fleisses. Dieses Kind schlägt die irdene Kuh unaufhörlich, als ob es dieselbe forttreiben wolte. Darauf komt eine grosse Menge Landleute mit ihren Geräthen, und endlich eine Bande Masqven und Comödianten, die verschiedene Dinge vorstellen. In solchem Aufzug begiebt man sich nach dem Pallast des Gouverneurs, woselbst man die gemeldete Kuh aller ihrer Zierrathen beraubet; aus ihrem Leibe reisset man eine grosse Anzahl kleiner tönerner Kühe, und theilet sie unter das Volk aus. Darauf hält der Gouverneur eine kurze Rede, darin er den Anwesenden den Ackerbau als eine dem Staat höchstersprieslíche Sache bestens anpreiset.

§. 17.

Die Aufmerksamkeit des Käysers auf den Ackerbau ist so groß, daß derselbe, wenn etwa ein Abgeordneter eines Statthalters am Hofe ankomt, gemeiniglich nachzufragen pfleget, wie er es im Felde gefunden habe. Ein zu beqvemer Zeit gefallener Regen ist eine hinlängliche Ursache, dem Mandarin jedes Orts dafür Cour zu machen, und ihm Glück zu wünschen. Jedes Frühjahr hat der Käyser nach dem Exempel seiner ältesten Vorfahren die Gewonheit, daß er unter gewissen Solennitäten einige Furchen höchsteigenhändig gräbet, um durch sein Exempel die Leute zum Ackerbau aufzumuntern. Eben diese Ceremonie beobachten die Mandarinen jedes Ortes. Der jetztregierende Käyser Yong tching machte gleich nach geendigter Trauerzeit bekant, daß er sich alle Jahre nach dieser alten und löblichen Gewonheit richten wolle. Einige Monate vorher hatte er bereits eine Instruction mit einem rothen Strich, das ist, von seiner eigenen Hand, ausgehen lassen, das Volk zu unermüdetem Fleiß im Ackerbau zu ermuntern. Bey dieser Gewonheit gehet es folgendergestalt her.

Dabey der käyser selbst in ceremonie erscheinet.

§. 18.

Im Anfang des Frühjahrs, das ist, im Monat Februarius, bestimte das mathematische Tribunal, nachdem es vorher Befehl empfangen, einen beqvemen Tag zu dieser Ceremonie auszusuchen, den 24 Tag des zweyten Monden, und dieser Tag ward durch das Tribunal der Gebräuche dem Käyser durch ein Memorial angezeiget, darin man zugleich bemerket hatte, was der Käyser bey diesem Fest zu thun hätte. Diesem Memorial zufolge muß der Käyser zuförderst zwölf vornehme Personen ernennen, die ihn bey dieser Solennität begleiten, und mit ihm arbeiten; welches drey Prinzen und neun Präsidenten der Oberhofgerichte zu seyn pflegen. Ist einer von diesen Präsidenten alzu alt oder schwach, so müssen die Assessores ihres Gerichts der Unvermögenden Stelle vertreten. Hiernächst bestehet diese Ceremonie nicht blos darin, daß sie den Acker bauen, um einen Nacheifer bey den Unterthanen zu erwecken, sondern es geschiehet auch dabey ein Opfer, welches der Käyser, als Hoherpriester, dem Chang ti bringet, denselben dadurch um Ueberfluß für sein Volk anzurufen. Zur Vorbereitung auf dieses Opfer aber muß er vorher fasten, und in den drey vorhergehenden Tagen eine strenge Enthaltung beobachten. Eben diese Vorbereitung muß auch von Seiten aller derer in acht genommen werden, die den Käyser bey dieser Ceremonie begleiten, sie mögen nun Prinzen, oder Gelehrte, oder Kriegsmandarinen seyn. Drittens; den Abend vor dieser Ceremonie erwählet der Käyser einige Herren vom ersten Rang, und schickt sie in den Saal seiner Vorfahren, sich vor ihrer Tafel niederzuwerfen, und ihnen, als ob sie noch am Leben wären, zu wissen zu thun, daß der Käyser des folgenden Tages das grosse Opfer bringen werde.

Wie es dabey hergehe in ansehung des käysers.

§. 19.

In den bisher angezeigten Stücken bestund es, was der Käyser bey dieser Gelegenheit zu thun hat. Eben dieses Tribunal der Cerimonien hatte auch bestimmet, was von den andern Tribunalen geschehen solte. Das eine muste anschaffen alles, was zum Opfer gehöret; ein anderes muste die Worte aufsetzen, die der Käyser bey dem Opfer zu sprechen hat; das dritte muste die Gezelte aufschlagen lassen, unter welchen der Käyser speisen solte, im Fall er befehlen möchte, eine Mahlzeit daselbst zuzurichten; das vierte muste 40 bis 50 alte erfahrne Landmänner herbeyschaffen, die gegenwärtig seyn musten,

In ansehung seiner mandarins.

wenn der Käyser den Acker bauet. Es werden auch 40 junge Bauern herbey gebracht, die den Pflug stellen, die Ochsen anspannen und das Korn, so ausgesäet werden soll, zurecht machen müssen. Der Käyser säet fünferley Gattungen Getreide aus, welche für die nöthigsten gehalten werden, und worunter alle andere Arten begriffen sind; nemlich Roggen, Reis, Hirse, Bohnen, und noch eine andere Art Reis, die man **Cao leang** nennet.

§. 20.

Fortsetzung. Das waren die Vorbereitungen. Den 24. Tag besagten Monats begab sich der Käyser mit seiner ganzen Hofstadt in Cerimonienkleidern an den bestimten Ort, um dem **Chang ti** das Frühlingsopfer zu bringen, und ihn zu bewegen, daß er die Früchte der Erden gedeylich aufwachsen lassen wolle. Daher bringt der Käyser auch sein Opfer, ehe er die Hand an den Pflug leget. Der Ort, wo er pflüget, ist eine erhabene Gegend, die etwa einige Stadien von der Mittagsseite der Stadt entfernet ist. Die Seiten dieser Gegend pflegt der Käyser höchsteigenhändig zu bearbeiten. Erst opferte der Käyser, und nach dem Opfer kam er mit den drey Prinzen und neun Präsidenten an, den Acker zu bearbeiten. Verschiedene grosse Herren führten kostbare Kasten bey sich, darin das Getreide war, das ausgesäet werden solte. Der ganze Hof wohnte dieser Handlung mit grosser Stille bey. Der Käyser machte sich an den Pflug, und zog mit demselbigen etliche mal auf und nieder. Als er vom Pflug wegging, so trat an seine Stelle ein Prinz vom Geblüt, und pflügte auch etliche mal herum, und so machten es alle andere. Nachdem sie alle gepflüget hatten, so säete der Käyser verschiedene Arten des Getreides aus. Es wird aber nicht der ganze Bezirk vom Käyser und seinen Bedienten umgearbeitet; sondern das übrige holen die Bauren nach. Es waren in dem Jahr, da dieses geschah, 44 alte und 42 jüngere Bauren zugegen. Die Ceremonie endigte sich mit einer Belohnung, die ihnen der Käyser austheilen lies. Diese ist vest gesetzet, und bestehet in vier Stücken gemachten Cattun, die einem jeden gegeben werden, sich davon kleiden zu lassen. Der Gouverneur der Stadt **Peking** besiehet den Acker sehr oft, der auch mit allem Fleiß gewartet wird. Er gehet durch die Furchen, und siehet sehr genau zu, ob nicht etwa Aehren von ausserordentlicher Grösse zu finden sind, die man für ein gut Zeichen hält. Er meldet solches dem Käyser, und sagt ihm zum Exempel, daß er einen Halm gefunden, der dreyzehn Aehren getragen habe.

§. 21.

Im Herbst muß eben dieser Gouverneur das Getreide von diesem Acker einsamlen lassen. Es wird solches in gelben Säcken aufgehoben, welches die Käyserliche Farbe ist, und diese Säcke werden in einem zu dem Ende erbaueten Vorrathshause aufgehoben, welches man das Käyserliche Magazin zu nennen pfleget. Dieses Getreide wird zu den sonderbarsten Solennitäten aufgehoben. Wenn z. E. der Käyser dem **Tien** oder **Chang ti** ein Opfer bringet, so nimt er solches von den Früchten seiner Hände. Und an gewissen Tagen des Jahrs bedienet er seine Vorfahren davon, als ob sie noch am Leben wären. Unter den schönen Ordnungen, die der Käyser gemacht, seit dem er zur Regierung gekommen, ist insonderheit diese merkwürdig, daß er ein genaues Auge auf die Landleute haben lässet. Und damit er sie desto mehr zur Arbeit anfrischen möchte, so hat er den Gouverneurs aller Städte befohlen, ihm alle Jahre diejenigen vom Bauerstande bekant zu machen, die sich durch ihren Fleiß im Ackerbau und in der Wirthschaft, durch ihren ordent-

ordentlichen Wandel, durch Unterhaltung der Einigkeit und des Friedens in seiner Familie und mit seinen Nachbarn hervorgethan; die endlich gut hausgehalten und alle unnütze Ausgaben vermieden. Wenn ein solcher guter Bericht von einem Gouverneur einläuft, so will der Käyser einen solchen zum Mandarin vom ersten Rang machen, und ihm das Patent eines Ehrenmandarin ausstellen lassen. Dieser Unterschied ertheilt ihm das Recht, Mandarinskleidung zu tragen, den Gouverneur der Stadt zu besuchen, sich vor ihm niederzusetzen und eine Schale Thee mit ihm zu trinken. Er wird in seinem ganzen Leben geehret, nach seinem Tode wird ihm ein standesmäßiges Leichenbegängniß gehalten, und sein Ehrentitul im Saal der Vorfahren angeschrieben. Welch eine Freude ist das für einen solchen alten Greis und seine Familie! Ausser der Eifersucht, die eine solche Belohnung unter den Landleuten erwecket, leget der Käyser auch einer Profession, die dem Staat so ersprießlich ist, und die zu aller Zeit im Reich hochgeachtet worden, einen neuen Vorzug bey.

Achter Abschnitt,

Von dem Witz der Künstler und unermüdeten Fleiß des geringen Pöbels in diesem Reich.

§. 1.

Allgemeiner Zustand des Pöbels.

Es werden unter den Chinesern, wie ich bereits gemeldet habe, dreyerley Professionen unterschieden; nemlich erstlich die Profession der Landleute, die in der vorzüglichsten Achtung ist; zum andern die Kaufmanschaft, von welcher wir weiter unten reden werden, wenn wir auf den Handel und Verkehr der Chineser kommen werden; und endlich die Künstler, die sich ihrer Hände Arbeit nähren, die sich beständig mit mechanischen Künsten beschäftigen, und alles, was zur Nothwendigkeit und Bequemlichkeit des Lebens gehöret, verfertigen. Der geringe Pöbel kan seines Lebens Unterhalt nicht anders, als mit vieler und mühsamer Arbeit erlangen; daher wird man auch nicht leicht eine Nation finden, die arbeitsamer und dabey sparsamer ist. Ein Chineser kan ganze Tage nach einander mit der Hand in der Erde arbeiten. Er stehet oft den ganzen Tag im Wasser bis an die Knie, und ist vergnügt, wenn er des Abends eine Schüssel voll Reis, gekochte Kräuter und ein wenig Thee hat. Es ist hiebey zu bemerken, daß in China der Reis allemal in Wasser gekocht wird, und er ist bey den Chinesern eben das, was bey den Europäern das Brodt ist, ohne daß sie einen Ekel daran bekommen solten. Es gewöhnet sich dieses Volk bey Zeiten zur Härtigkeit, und die Arbeit, dazu sie von ihrer Kindheit an gehalten werden, trägt sehr vieles zur Unschuld ihrer Sitten mit bey.

§. 2.

Geschicklichkeit ihrer künstler.

Die Arbeit im Firniß, das auserlesene Porcelain, die schönen und wohlgearbeiteten seidenen Zeuge, die aus China zu uns kommen, zeugen genugsam von der Geschicklichkeit und Witz der Chinesischen Handwerksleute. Eben so zärtlich arbeiten sie in allerhand Arten von Holz, Muscheln, Elfenbein, Ambra und Corallen. Ihr Schnitzwerk,

ihre

ihre Bildhauerkunst, die an den öffentlichen Gebäuden, an den Thoren grosser Städte, an den Triumphbogen an ihren Brücken und Thürmen angetroffen wird, hat etwas grosses und edeles an sich. Es gelinget ihnen endlich in allen Künsten, die entweder zum gegenwärtigen Leben unentberlich sind, oder die zur Bequemlichkeit und Reinigkeit etwas beytragen können. Und wenn sie diejenige Stufe der Vollkommenheit nicht erreichen, die wir bey vielen Europäischen Künstlern antreffen, so rühret solches gewiß von ihrer grossen Sparsamkeit her, dadurch sie zurück gehalten und einem jeglichen in seinem Aufwand gewisse Gränzen gesetzet werden.

§. 3.

Verschiedenheit derselben.

Es ist wahr, ihre Erfindungskraft ist so groß nicht, als unserer Künstler ihre; allein die Geräthe, deren sie sich bedienen, sind auch weit einfältiger, und sie sind im Stande, dasjenige bald nachzumachen, was ihnen gezeiget wird, wenn es ihnen auch gleich vorher unbekant gewesen. Daher siehet man jetzo, daß sie eben so gute Uhren, Sonnenweiser, Gläser, Flinten, Pistolen, und dergleichen Dinge, die wir in Europa haben, machen können, ob sie gleich vor Zeiten entweder gar keinen Begrif davon gehabt, oder doch nur etwas gar unvolkommenes geliefert. In allen Städten findet man Künstler von allerley Gattungen. Einige arbeiten in ihren Läden auf ihren Werkstühlen, andere gehen von einer Strasse zur andern und bieten ihre Dienste an; die meisten arbeiten in ihren eigenen Wohnhäusern. Will man, zum Exempel, ein Kleid gemachet haben, so komt der Schneider früh Morgens ins Haus, und gehet des Abends wieder heim. Eben so ist es mit andern Handwerkern. Sogar die Schmiedeknechte ziehen mit ihrem Geräthe, mit ihren Zangen, Hammern und Oefen herum, die nöthigste Arbeit zu verfertigen. Eine grosse Menge Barbirer laufen in der Stadt mit einer Art einer Glocke herum, dadurch sie diejenigen erinnern wollen, die ihres Dienstes benöthiget sind. Auf den Schultern tragen sie einen Stuhl, ihr Becken, ihren Wassertopf, ihr Feuer, nebst einem leinenen Tuch, augenblicklich, und wo mans haben will, auf der Strasse, auf einem freyen Platz, in einem Hausflur, hauen sie den Bart mit grosser Geschicklichkeit herab, und lassen weiter nichts als eine lange Flechte Haare von hinten, nach Art der Tartaren, die diesen Gebrauch eingeführet haben. Sie putzen die Augenbraunen, sie reinigen die Ohren mit besondern hierzu dienlichen Instrumenten, sie ziehen den Arm, reiben die Schultern, und das alles für achtzehen Pfennige, die sie noch dazu mit vieler Ergebenheit annehmen. Alsdenn fangen sie wieder an zu klingeln, und suchen neue Kunden.

Schneider.

Schmiede.

Barbierer.

§. 4.

Fortsetzung.

Viele haben ihre Nahrung davon, wenn sie die Leute in den Städten, sonderlich aber in Peking, ab und zu fahren. Auf allen öffentlichen Plätzen und Märkten findet man gesattelte Pferde, die man sogleich besteigen kan, Maulthiere und Chaisen; und solche Gelegenheiten kan man an jedem solcher Oerter 40 bis 50 und zwar um einen sehr billigen Preis haben. Es ist nicht leicht eine Erfindung möglich, dazu sie nicht um des Brodts willen sich entschliessen solten. Denn da in ganz China nicht ein Fuß breit Erde unnütz und unbrauchbar lieget, so ist auch weder Mann noch Weib anzutreffen, sie mögen auch so alt und gebrechlich seyn als sie wollen, die nicht ihr Brodt solten verdienen können. Man bedienet sich in China zum Getreidemahlen nur der Handmühlen. Und mit dieser Arbeit beschäftiget sich eine unglaubliche Menge armer Leute, als welche weiter

ter nichts als eine Bewegung der Hände erfordert. Man muß das nicht so verstehen, als ob gar keine Wassermühlen in China wären; vielmehr findet man derselben viele, auf welchen die Rinden gerieben werden, daraus man Räucherkerzen machet. Das Rad dieser Wassermühlen ist horizontal gestellet; es hat solches doppelte Felgen, die etwa ein oder anderthalb Fuß von einander sind. Zwischen diesen Felgen finden sich schief liegende Bretter, daß sie von oben zu einen ziemlichen Winkelraum lassen, von unten zu aber einen nicht gar zu breiten Spalt haben. Das Wasser, so zwey Fuß hoch auf diese Bretter hinab fält, treibet nun das Rad ziemlich geschwind herum.

§. 5.

Gewinsüchtigkeit der chineser.

Die dem Schein nach unnützesten Dinge weiß ein Chineser mit grossem Vortheil zu gebrauchen. Viele Familien in Peking nähren sich vom Verkaufen der Dachte und Schwefelhölzgen. Andere thun sonst nichts, als daß sie auf den Strassen die Lappen von seidenen, leinenen, baumwollenen und Hanfzeugen zusammen suchen, oder daß sie verlorne Federn, Hundeknochen, Stücken Papier aufsuchen, solche waschen und hernach verkaufen. Ja man treibt in China mit solchen Dingen einen Handel, die man in Europa des Nachts so weit wegbringen lässet als man kan. In allen Provinzien findet man unzähliche Leute, die zu diesem Zweck allerhand Gefässe bey sich führen. An einigen andern Orten rücken sie mit ihren Schiffen in den Canälen an die daran stossende Hintertheile der Häuser, und holen fast alle Stunden des Tages neue Ladung von dieser Materie. Dieser Anblick muß einem Europäer in so wohl civilisirten Städten allerdings fremd vorkommen. Aber von China kan man ganz eigentlich sagen: Lucri bonus odor ex re qualibet. Die Chineser wundern sich darüber so wenig, als es in Europa Bewunderung zu erwecken pfleget, wenn man Wasserträger siehet. Die Bauren kommen in die Häuser, diesen Unflath zu kaufen, sie überbieten einander, und geben Holz, Oel und Hülsenfrüchte dafür. In allen Strassen sind für die Vorübergehenden Beqvemlichkeiten angeleget, deren Eigenthümer mit einem solchen Verkehr ihren Vortheil machen.

§. 6.

dabey eine grosse armuth anzutreffen.

So sparsam und fleißig aber auch das Volk in China ist, so verursachet doch die grosse Menge desselben auch ein grosses Elend. Einige sind so arm, daß sie ihre Kinder, wenn sie ihnen nicht den gehörigen Unterhalt verschaffen können, auf den Strassen frey aussetzen, zumal wenn die Mütter derselben krank sind, oder keine Milch haben, die Kinder zu stillen. Diese unschuldige Creaturen werden so zu reden in dem Augenblick zum Tode verdamt, da sie zu leben angefangen haben. Man wird durch diesen Anblick in den beyden grossen Städten, **Peking** und **Canton** sehr gerühret; in andern Städten aber höret man kaum davon. Dadurch sind die Mißionarien bewogen worden, an solchen volkreichen Oertern eine Anzahl Catecheten zu unterhalten, die die Quartiere unter sich getheilet, alle Morgen dieselbe durchstrichen, und dafür geforget, daß sie den auf die Weise sterbenden Kindern die heilige Taufe mitgetheilet. In eben dieser Absicht hat man einige ungläubige Wehemüttter auf die Seite gebracht, daß sie Christlichen Weibern erlauben müssen, ihnen in einige Häuser folgen zu dürfen, wo sie etwa hingerufen werden. Denn es geschicht sehr oft, daß die Chineser, wenn sie ausser Stande sind eine zahlreiche Familie zu ernähren, die Wehmütter zwingen, die gebornen Töchter sogleich im Bade zu ersticken. Diese Christliche Personen taufen nun solche Kinder, und auf

die Weise finden diese arme Kinder, die ein Schlachtopfer der Dürftigkeit ihrer Eltern werden müssen, in eben dem Wasser das ewige Leben, das sie des kurzen und vergänglichen Lebens beraubet.

§. 7.

Sclaverey ist unter ihnen nichts schimpfliches.

Aus diesem elenden Zustand entstehet eine erstaunliche Menge Sclaven, oder vielmehr solche Leute, die sich unter der Bedingung an andere als Leibeigene ergeben, daß sie sich wieder losmachen, welches auch unter den Chinesern gar was gewöhnliches ist. Denn was die Tartarn anlanget, so sind sie warhaftig Sclaven. Eine grosse Anzahl Knechte und Mägde ergeben sich auf die Weise in den Dienst eines Hauses. Doch sind einige darunter, die, wie das Hausgesinde in Europa, Lohn bekommen. Ein Vater verkauft oft seinen Sohn, sich selbst und seine Frau um ein sehr mäßiges Geld; doch, wenn er es sonst nur so haben kan, bleibet er lieber bey der Familie. Oft ist ein Tartarischer Mandarin oder ein tartarisirter Chineser, der eine grosse Menge Sclaven zu Bedienten hat, selbst ein Sclav eines vornehmen Herrn am Hofe, dem er von Zeit zu Zeit beträchtliche Summen zahlen muß. Ein armer Chineser, der aber gute Verdienste hat, kan versichert seyn, so bald er sich an einen Tartarischen Herrn ergiebt, daß er bald ein grosser Mandarin werde werden. Entsetzt man ihn seines Amtes, so kehrt er zu seinem vorigen Herrn zurück, und verrichtet bey demselben einige erträgliche Dienste.

§. 8.

Fortsetzung.

Wenn die reichen Chineser ihre Töchter ausstatten, so geben sie ihnen zur Ausstattung etliche Familien Sclaven mit, nach dem Verhältniß ihres Vermögens. Sehr oft geschiehet es, daß man sie wieder in Freyheit setzet; andere macht man nur halb frey, unter der Bedingung, daß sie eine gewisse Summe Geld zahlen. Werden einige solcher Sclaven bey ihrer Arbeit und Fleiß reich, so nimt ihnen ihr Herr den gesamleten Reichthum nicht ab, sondern er ist mit ansehnlichen Geschenken zufrieden, und lässet sie ehrlich leben, doch schenkt er ihnen die Freyheit nicht. Es sind übrigens diese Sclaven von unverbrüchlicher Treue, und von unverletzter Ergebenheit gegen ihre Herren. Wie denn auch der Herr mit ihnen als mit Kindern umgehet, und ihnen die wichtigsten Geschäfte anvertrauet. Seine Autorität über die Sclaven erstrecket sich weiter nicht, als auf die Dinge, die zu seinen Diensten gehören. Und wenn vor Gericht erweislich gemachet werden könte, daß ein Herr seine Autorität weiter getrieben, und sich bey den Weibern seiner Sclaven strafbarer Freyheiten bedienet hätte, so würde er gewiß verloren seyn.

Neunter Abschnitt,

Von der Gemüthsart und Character der Chinesischen Nation.

§. 1.

Gemüthsart der Chineser überhaupt.

Wenn man überhaupt und im Ganzen von den Chinesern urtheilen soll, so sind sie eines sanften, lenksamen und leutseligen Wesens. In ihrem Betragen und Lebensart herschet sehr viel gefälliges, und man findet wenig Härtigkeit, Erbitterung und grimmige Entrüstung unter ihnen. Diese Mäßigung bemerket man insonderheit

berheit unter dem Pöbel. Ich befand mich, schreibet der P. Fontanay, einstens auf einem schmalen und tiefen Wege, wo in kurzer Zeit eine grosse Menge Karren zusammen kamen; ich meinete, es würde hier scharf hergehen, sie würden einander schimpfen oder sich gar schlagen, wie in dergleichen Fällen in Europa zu geschehen pfleget: aber ich muste mich recht höchlich wundern, da ich sahe, daß sich diese Leute freundlich grüsseten und liebreich mit einander redeten, als ob sie lange Zeit mit einander bekant gewesen wären, und halfen sich unter einander aus der Verwirrung darein sie gerathen waren.

§. 2.

Insonderheit findet man, daß sie gegen alte Personen grosse Achtung und Ehrerbietung beweisen. Der Käyser gehet selbst darin seinen Unterthanen mit seinem Exempel vor. Ein geringer Mandarin vom mathematischen Tribunal, der hundert Jahr alt war, begab sich am neuen Jahrstage der Chineser in den Pallast des Käysers **Cang hi**, demselben seine Unterthänigkeit zu bezeugen. Der Käyser, der sich an diesem Tage nicht sprechen lies, befahl ausdrücklich das dieser alte Greis in sein Zimmer geführet werden solte. Gleichwie er aber sehr schlecht gekleidet war, so bemühete sich jederman, ihm ein besseres Kleid überzuwerfen. Man führete ihn also in das Audienzzimmer des Käysers. Dieser, der auf Tartarische Art eben auf seinem erhöheten Lager saß, stund so gleich auf, gieng ihm entgegen, und empfing ihn mit ganz besonderer Gnade. Der alte Mandarin wolte dem Käyser zu Fusse fallen, dieser aber ergrif ihn bey der Haud und sagte mit vieler Gütigkeit zu ihm: **Ehrwürdiger Alter, du solt künftig allemal vor mich gelassen werden, so oft du hier erscheinest, deine Schuldigkeit zu bezeugen. Ich sage dir aber auch ein für allemal, daß du von der Beobachtung aller Ceremonien völlig frey seyn solt. Ich aber will allemal aufstehen und dir entgegen gehen. Diese Ehre erweise ich nicht deiner Person, sondern deinem Alter. Und damit du eine ausnehmende Probe meiner Gnade habest, so ernenne ich dich hiemit zum ersten Präsidenten des mathematischen Tribunals.**

Sind ehrerbietig gegen die alten.

§. 3.

Wenn man mit einem Chineser was zuthun hat, so muß man sich sehr in acht nehmen, daß man nicht alzu lebhaft und munter mit ihm umgehet. Die Beschaffenheit des Landes erfordert schlechterdings eine Beherschung der Leidenschaften, und vor allen die Unterdrückung der natürlichen Heftigkeit, die alles auf einmal erzwingen und wegreissen will. Die Chineser sind nicht vermögend in einem Monat so viel zu hören, was ein Franzose in einer Stunde ihnen sagen könte. Man muß Gedult haben, ohne böse dabey zu werden, und die Langsamkeit und das kaltsinnige Wesen ertragen, das ihnen mehr, als andern Völkern eigen ist. Es fehlet ihnen keinesweges an natürlichem Feuer und Munterkeit; sie sind aber von Jugend auf angewiesen worden, sich selbst zu beherschen. Daher glauben sie auch von sich selbst, daß sie witziger und in der Lebensart artiger wären, als andere Völker.

Können eine grosse munterkeit nicht vertragen.

§. 4.

Einem Fremden verursachet es grosse Beschwerung, ehe er nach ihrem Geschmack höflich und artig wird. Ihr Cerimoniel ist bey vielerley Umständen gezwungen und höchst unbeqvem. Es kostet Mühe, ehe man es lernet, und noch grössere Mühe, ehe mans zur Ausübung bringet; welche Verlegenheit alsdann vermehret wird, wenn man es mit Personen von einem hohen Character zu thun hat, oder wenn man sich in gewissen Umständen

Ihr cerimoniel ist beschwerlich.

befindet, zum Exempel, die erste Visite bey jemanden abzulegen, oder einem Mandarin zu seinem Geburtstage zu gratuliren u. s. f. Denn wenn man erst mehrmals bey jemand gewesen, so geht man eben so vertraut und ungezwungen mit ihm um, als in Europa. Und wenn man gegen sie Cerimonien brauchen will, so sind sie die ersten, die da sagen: Pou iao tso he, macht mich zu keinem Fremden, oder wie der Franzose spricht: sans façon, sans façon.

§. 5.

Die Chineser sind rachgierig.

Sind nun aber die Chineser im gemeinen bürgerlichen Umgang artig und verträglich, so lange man sie nicht reizet; so sind sie dagegen überaus heftig und rachgierig, so bald sie beleidiget worden. Davon kan folgendes Exempel zeugen. Man bemerkte in einer an das Meer gränzenden Provinz, daß der Mandarin eine grosse Menge Reis auf die Seite gebracht, die der Käyser zu einer unfruchtbaren Jahrszeit gesendet hatte, das sie unter die Landleute vertheilet werden solte. Das Volk verklagte ihn vor einem höhern Tribunal, und bewies es, daß er von vierhundert Lasten Reis, die er zur Austheilung empfangen, mehr nicht als neunzig wirklich ausgetheilet. Der Mandarin ward also augenblicklich seines Amtes entsetzet. Als er aus der Stadt nach dem Meer zugieng, so wunderte es ihn gar sehr, als er statt des angezündeten Räuchwerks und neuer Stiefeln, dergleichen in solchem Fall geleistet zu werden pfleget, eine grosse Menge Menschen erblickte, die sich nicht zu seinen Ehren versamlet hatten, sondern die ihn schmäheten und ihm seinen Geiz vorwarfen. Einige nöthigten ihn spottweise, daß er so lange im Lande bleiben möchte, bis er den Reis aufgegessen hätte, den der Käyser seinen Unterthanen zu Hülfe geschicket; andere rissen ihn aus seiner Chaise heraus und schlugen ihn; viele machten sich über ihn her, rissen ihm seine Kleider ab und zerschlugen seinen Sonnenschirm; alle andere aber verfolgten ihn bis zum Schif, und stiessen unzählige Schmähungen und Flüche gegen ihn aus.

§. 6.

Fortsetzung.

Ob nun gleich die Chineser, wenn ihr Eigennutz beleidiget und gekränket wird, natürlicher Weise rachgierig sind; so rächen sie sich doch nie anders als auf eine gute Art. Sie verbergen ihr Mißvergnügen; und da sie es zumal mit Personen von höherm Stande nicht gern zur Thätigkeit kommen lassen, so beobachten sie auch gegen ihre Feinde von aussen eine solche Wohlanständigkeit, daß man sagen möchte, sie wären unempfindlich. Komt ihnen aber eine Gelegenheit vor, ihrem Feinde einen empfindlichen ja tödtlichen Verdruß zu erweisen, so ergreifen sie dieselbe augenblicklich. Die Gedult, die sie vorher blicken lassen, hat keine andere Absicht gehabt, als eine beqveme Zeit abzulauren, da sie den zugedachten Streich desto schmerzlicher anbringen können. Es giebt Gegenden, wo die Leute die Processe dergestalt lieben, daß sie ihre Aecker, Häuser, Hausgeräthe, und alles was sie haben, dran wenden, um sich nur mit einem Proceß zu belustigen, und ihrem Feinde einen Buckel vol Schläge auszuwirken. Zuweilen geschiehet es, daß dieser, vermittelst einer Summe Geldes, die er an den Mandarin spendiret, der Züchtigung entgehet, und die Streiche auf den Rücken seines Gegners bringet, der ihn vor Gericht verklaget. Daraus entstehet nun ein tödtlicher Haß, den sie so lange in ihrem Herzen unterhalten, bis sie Gelegenheit gefunden, die empfindlichsten Rachen auszuüben. Ein Mittel, dessen sie sich in solchem Fall, wiewol selten, bedienen, ist dieses, daß sie des Nachts ihrem Feinde das Haus über dem Kopf anstecken. Die brennenden Strohwische, die alsdann

auf

auf ihn fallen, können ihn an die Schläge erinnern, die er seinem Feinde zuwege gebracht. Diese Mordbrennerey ist nun eins von den Hauptverbrechen. So bald einer dessen überzeuget worden, so wird er am Leben gestraft. Und die Mandarins sind so witzig, daß sie bald dahinter kommen. Man muß sich nicht wundern, daß dergleichen Dinge unter einem Volk vorgehen, das nichts vom Evangelio JEsu Christi weiß. Doch findet man unter ihnen auch Leute, die aus dem blossen Vernunftlicht so viel Erkentniß haben, daß sie dergleichen Greuel verabscheuen, und sich mit ihren Feinden versöhnen.

§. 7.

Sie lieben zucht und schamhaftigkeit.

Die Zucht und Bescheidenheit der Chineser ist in der That wundernswürdig. Die Gelehrten unter ihnen sehen allezeit sehr ernstlich aus, und man findet an ihrem ganzen Betragen auch nicht eine Geberde, die nicht mit den Reguln des Wohlstandes volkommen eingerichtet wäre. Den Personen weibliches Geschlechtes scheinet die Schamhaftigkeit angeboren zu seyn. Sie leben in beständiger Einsamkeit; sie sind an ihrem Leibe geziemend bedecket, auch so gar die Hände, die man nicht sehen kan, und die sie unter langen Ermeln verborgen tragen. Haben sie etwas zu geben, auch so gar an ihre Brüder oder Freunde, so geschiehet es allemal mit einer verdeckten Hand; sie legen es auf einen Tisch, da es die, denen es gehöret, nehmen können.

§. 8.

Der eigennutz ist ihre seele.

Der Eigennutz zeuget von der schwächesten Seite der Chineser. Dieser treibet sie an, allerley Personen, zuweilen auch ganz uneigennützige, zu spielen. Haben sie wo einen Gewinst zu hoffen, so wenden sie alle Kräfte ihres Geistes zur Erlangung desselben an. Sie schmeicheln sich auf alle ersinliche Weise bey denen ein, die ihnen zu ihrem Zweck beförderlich seyn können; sie unterhalten weitläuftige Freundschaften mit öftern Dienstleistungen, sie schicken sich mit einer erstaunlichen List in alle Sättel, und ziehen aus den geringsten Nachrichten, so ihnen ertheilet werden, die besten Vortheile, ihre Absichten zu erreichen. Der Eigennutz ist das Triebrad aller ihrer Handlungen. Wenn sie einen Vortheil erhalten können, so ist ihnen nichts zu beschwerlich, und sie übernehmen die beschwerlichsten Reisen. Die Gewinsucht erhält sie in beständiger Bewegung; ihre Gassen, Strassen und Flüsse sind daher beständig voller Menschen, die ab und zu reisen, und ihren Gewinst unaufhörlich suchen.

§. 9.

Ihnen ist nicht allezeit zu trauen.

Ob sie wol überhaupt zu reden nicht so betrügerisch und spitzbübisch sind, als sie der P. le Comte beschrieben hat; so ist doch so viel gewiß, daß die Aufrichtigkeit nicht ihre Haupttugend sey, zumal wenn sie es mit Fremden zu thun haben. Wenn sie diese betrügen können, so lassen sie es nicht, und machen sich wol noch dazu eine Ehre draus. Ja einige, die im Betrug ergriffen werden, sind so treuherzig, daß sie sich mit ihrer wenigen Geschicklichkeit im Betrügen entschuldigen. Ich bin noch, sagen sie, ein dummes Thier, wie ihr sehet; ihr seyd geschickter als ich; ein andermal will ich mich nicht von einem Europäer berücken lassen. Es ist sehr lächerlich, was einstens einem Capitain eines Engländischen Schiffes begegnete. Er hatte mit einem Chinesischen Kaufmann aus Canton einen Handel geschlossen wegen Lieferung verschiedener Ballen Seide. Als diese angelanget waren, so gieng der Capitain samt seinem Dolmetscher zum Chinesischen Kaufman, um zu untersuchen, ob auch die Seide von guter Beschaffenheit sey. Man öfnete den ersten Ballen, und er fand die Seide so beschaffen, wie er wünschte; die andern Bal-

len aber waren mit lauter verfaulter Seide angefüllet. Darüber entrüstete sich der Capitain gar sehr, und warf dem Chineser mit harten Worten seine Gottlosigkeit und Betrug vor. Der Chineser hörte alles mit grosser Gelassenheit an, und sagte: Haltet euch an euren spitzbübischen Dolmetscher, der hat mich ausdrücklich versichert, daß ihr die Ballen nicht visitiren würdet.

§. 10.

Fortsetzung. Diese Geschicklichkeit im Betrügen findet man vornemlich unter dem Pöbel, als welche tausenderley Ränke ausstudiret haben, alles, was sie verkaufen, zu verfälschen. Einige unter ihnen besitzen das Geheimniß, daß sie den Magen eines Kaphan öfnen, alles Fleisch heraus nehmen, den leeren Raum wieder ausfüllen, und die Oefnung so künstlich zumachen, daß man den Betrug eher nicht merket, als wenn man ihn essen will. Andere wissen die Schinken nachzumachen, daß sie ein Stück Holz mit gewisser Erde, so die Stelle des Fleisches vertrit, ausfüllen, und hernach mit einer Schweinshaut so künstlich überziehen, daß man den Betrug eher nicht merket, als wenn man mit dem Messer zuschneidet. Sie müssen sich inzwischen dieses Betrugs nur gegen die Fremden bedienen; an andern Orten komt es den Chinesern selbst unglaublich vor. Die Spitzbuben in China üben niemals Gewaltthätigkeit an jemand aus, sie machen ihre Beute durch List und Geschwindigkeit. Einige folgen den Schiffen nach, und schleichen sich mit unter diejenigen, die auf dem Käyserlichen Canal in Canton stehen, wo täglich ein grosser Handel getrieben wird. Sie können daher nicht wohl erkant werden. Des Nachts steigen sie in die Schiffe, und man sagt, daß der Rauch von einem gewissen Gewürze, so sie anzünden, die Leute dergestalt in den Schlaf bringe, daß sie alles aufschliessen, aufsuchen und wegnehmen können, ohne entdeckt zu werden. Man findet Diebe, die den Kaufleuten drey bis vier Tage nachziehen, bis sie eine beqveme Gelegenheit gefunden, ihren Streich auszuführen.

§. 11.

Ihre gesinnung gegen die mißionarien. Die meisten Chineser sind dergestalt an ihren Eigennutz bevestiget, daß sie sich nicht vorstellen können, daß es möglich sey, etwas ohne intereßirte Absichten zu unternehmen. Was man ihnen von den Bewegungsgründen gesaget, dadurch die Religionsgesandten bewogen worden, ihr Vaterland, ihre Freundschaft und alles, was ihnen in der Welt lieb gewesen, zu verlassen, um nur GOttes Ehre zu befördern und die Seelen zu erretten, das hat sie in die gröste Verwunderung gesetzet, und ist ihnen ganz unglaublich vorgekommen. Sie sehen, daß sie sich zu Lande und auf dem Meer unbeschreiblichen Beschwerlichkeiten unterworfen; sie wissen, daß sie die Noth nicht nach China treibe, weil sie daselbst leben, ohne sie worum anzusprechen, oder von ihnen einen thätigen Beystand zu erwarten; sie sind überzeugt, daß sie keine Reichthümer bey ihnen samlen wollen, weil sie die Verachtung mit ansehen, denen die Arbeiter am Evangelio bey ihnen unterworfen sind. Sie fallen daher auf allerhand politische Absichten, darunter einige sehr einfältig aussehen, dadurch sie sich ins Gemüth setzen, daß sie eine Veränderung im Staat vornehmen, und durch allerhand heimliche Ränke sich des Reichs bemächtigen wolten. So unvernünftig nun auch dieser Verdacht ist, so giebts doch Leute, die sich denselben in die Köpfe setzen. Yang qvang sien, dieser grausame Feind der Christen, der sonderlich dem P. Adam Schall harte Verfolgungen erwecket, und der mit dem Fall dieses grossen Mannes alle andere Mißionarien stürzen wolte, dichtete ihnen diese lasterhafte und abscheu-

abscheuliche Absicht bey. Diese unvernünftige Beschuldigung fand bey Leuten, die von Natur mißtrauisch und argwöhnisch sind, vielen Beyfall; und wo die Hand GOttes nicht durch ganz unerwartete Zwischenfälle die Rathschläge dieses Feindes der Christlichen Religion verhindert hätte, so würde es um das Evangelium und um die Prediger desselben gethan gewesen seyn. Inzwischen ist die Anzahl derer nicht geringe, die, nachdem sie die Mißionarien näher kennen lernen, von ihrer Uneigennützigkeit dergestalt überzeuget worden, daß ihnen solche Ueberzeugung der vornemste Bewegungsgrund gewesen, Christen zu werden.

§. 12.

Die ausserordentliche Liebe zum zeitlichen Leben ist eine andere Schwachheit dieser Nation. Man findet fast nirgend ein Volk, das so sehr zu leben wünschet; ohnerachtet hinwiederum andere unter ihnen angetroffen werden, die sich bald aus Zorn, bald aus Verzweifelung selbst das Leben rauben. Es scheinet aber, wenn man so darauf acht hat, was sonderlich unter dem armen Pöbel vorgehet, daß sie am allermeisten beforget sind, es werde ihnen nach ihrem Tode an einem Sarge fehlen. Es ist unglaublich, wie weit sich ihre Vorsichtigkeit in diesem Stück erstrecket. Wenn einer auch nur funfzig Thaler in seinem Leben hat, so läst er sich gewiß einen Sarg davon machen, solte es auch zwanzig Jahr vor seinem Tode seyn. Und diesen Sarg zählet er mit unter sein kostbarstes Hausgeräthe. Indes muß man überhaupt von den Chinesern sagen, daß sie, wenn sie gefährlich krank sind, den Tod ganz gelassen abwarten. Man bedarf keiner sonderlichen Vorsichtigkeit, wenn man ihnen den Tod ankündigen soll. Sie haben ihr leben sehr lieb.

§. 13.

Damit ich bey der Abbildung der Chineser nichts übergehe, so füge ich hinzu, daß sich kein Volk auf seine Grösse und Vorzüge, die es vor andern Völkern zu besitzen glaubet, so viel einbilde, als sie. Dieser Hochmuth, der ihnen angeboren ist, erwecket selbst bey dem geringsten Pöbel eine schnöde Verachtung gegen alle andere Völker. Sie sind von der vorzüglichen Güte ihres Landes, ihrer Sitten, ihrer Gewonheiten und Maximen dergestalt eingenommen, daß sie sich nicht vorstellen können, daß ausser China etwas gutes, oder etwas wahres anzutreffen seyn solte, das ihre Gelehrten nicht wüsten. Sie sind von der Unrichtigkeit dieser Einbildung eher nicht überzeuget worden, als seit dem sie mit den Europäern bekanter geworden. Als sie dieselben zuerst zu sehen kriegten, so fragten sie, ob denn auch Städte, Dörfer und Häuser in Europa wären. Sie sind voll eiteler einbildung.

§. 14.

Unsere Mißionarien sind oft Zeugen ihrer Verwunderung und Bestürzung gewesen, wenn sie eine Weltcharte zu sehen bekommen. Einige ihrer Gelehrten baten einstens den P. Chavagnac, ihnen eine solche Charte zu zeigen. Sie suchten in derselben lange Zeit das Chinesische Reich; endlich meinten sie, daß eine von den halben Sphären, die Europa, Asia und Africa in sich fassete, ihr geliebtes China sey. America kam ihnen in Ansehung der übrigen Welttheile alzu groß vor. Gedachter Pater lies sie eine Zeitlang in ihrem Irthum, bis einer unter denselben sich die Erklärung der Namen und Buchstaben, die auf der Charte befindlich waren, ausbat. Hier ist Europa, sagte der Pater, hier ist Africa, hier ist Asien. In Asien findet ihr hier Persien, da Indien, dort die Tartarey. Wo ist denn China? riefen sie aus. Hier antwortete der Pater, in diesem kleinen Winkel, und doch im manchen dingen einfältig.

kel, das und das sind seine Gränzen. Sie erschracken darüber, sahen einander an, und sagten zu sich selbst: Siao te kin, das ist, es ist sehr klein.

§. 15.

Bleiben bey ihren alten moden.

So entfernet sie auch von dem Ziel der Volkommenheit sind, dazu es die Europäer in Künsten und Wissenschaften gebracht haben; so wird man sie doch nimmermehr dazu bringen, daß sie etwas auf Europäische Art machen solten. Es kostete viele Mühe, den Chinesischen Baumeister dahin zu bringen, daß er die im Pallast anzulegende Kirche nach dem aus Europa gekommenen Muster erbauete. Ihre Schiffe sind von schlechter Bauart; sie bewundern auch die Baukunst der Europäer. Wenn man sie nun ermuntert, ihrer Bauart nachzufolgen, so wundern sie sich darüber, daß man ihnen solches zumuthen könne. Das ist, sagen sie, die Chinesische Bauart. Sagt man ihnen, sie taugt aber nichts, so antworten sie: es ist nichts daran gelegen; wenn sie nur Reichsconstitutionsmäßig ist, so ist sie gut genung, und es würde ein Laster seyn, etwas darin zu ändern. Wenn aber ihre Handwerksleute dergestalt antworten, so rührt solches nicht allein von dem Wohlgefallen her, den sie an ihren eigenen Dingen und Gebräuchen haben, sondern sie besorgen auch, daß sie etwa einem Europäer das Herz laben möchten, wenn sie die Europäische Art nachahmeten. An Geschicklichkeit fehlet es ihren Künstlern und Handwerkern nicht, etwas nachzuahmen, wenn sie sonst nur Geld damit zu verdienen wissen.

§. 16.

Die Chineser schätzen die tugend hoch.

Damit wir die Abbildung eines Chinesers so volständig machen als es möglich ist, so muß man auch dieses von ihnen sagen, daß sie zwar lasterhaft sind, aber daß sie doch von Natur die Tugend selbst, und die, so tugendhaft leben, lieben und hochschätzen. Die Keuschheit, die sie selbst nicht üben, bewundern sie desto mehr bey andern, und insonderheit an den Witwen. Finden sich unter diesen einige, welche eine strenge Keuschheit und Enthaltung bewiesen, so bauen sie ihnen zu Ehren prächtige Triumphbogen auf, und ehren ihre Tugend durch unvergängliche Aufschriften. Es ist unter ihnen wider den Wohlstand gehandelt, wenn sich eine Frau nach ihres Mannes Tode wieder verheirathet. Gleichwie sie aber von Natur sehr fein und listig sind; so wissen sie auch von aussen eine gute Gestalt anzunehmen, und ihre Laster können sie mit solcher Geschicklichkeit verbergen, daß sie selten andern Menschen in die Augen fallen. Gegen ihre Eltern oder die sonst ihre Herren gewesen, hegen sie eine unverletzliche Hochachtung. Sie verabscheuen ein jedes Wort, ja eine jede Mine, die etwa von einem Zorn zeugen könte; aber den innerlichen Haß des Herzens wissen sie meisterlich zu verbergen. Man erlaubet ihnen nicht Waffen zu tragen, auch nicht einmal auf der Reise; diese sind allein für Kriegsbediente und Soldaten. Sie schätzen nichts so hoch als Künste und Wissenschaften, als welche bey ihnen der einzige Grund des Adels sind. Denn man kan, wie bereits mehrmals gemeldet worden, im Chinesischen Reich weder Rang noch Ansehen erlangen, wo man nicht diese Vorzüge an sich hat.

Zehen-

Zehnter Abschnitt,

Von dem äusserlichen Ansehen und Gesichtsbildung der Chineser, von ihren Moden, Häusern und Geräthen, damit sie die Häuser ausschmücken.

§. 1.

Begrif der Chineser von der schönheit.

Man muß von dem Ansehen und Gesichtsbildung der Chineser nicht nach den Portraits urtheilen, die man auf ihrem gefernißten Geräthe und auf ihrem Porcelain anzutreffen pfleget. Gelingets ihnen, wenn sie Blumen, Bäume, Thiere und Landschaften zeichnen, so sind sie doch sehr ungeschickt, wenn sie sich selbst abmahlen sollen. Sie verstellen und verhunzen ihre Gesichter dergestalt, daß sie ganz ungestalt werden, und man sie für Affengesichter halten solte. Inzwischen ist es wahr, daß, gleichwie überhaupt die Schönheit mehr in der Einbildung als im Wesen bestehet, sie eine ganz andere Vorstellung von der Schönheit haben, als man in Europa davon hat. Was uns, überhaupt davon zu reden, schön zu seyn dünket, das ist auch nach ihrem Geschmack schön; und was nach ihrem Geschmack die wahre Schönheit ausmachet, das möchte bey uns gut genung heissen. Was ihnen am meisten gefält, und worin sie die wahre Schönheit setzen, das bestehet darin, daß dazu erfordert wird eine breite Stirn, eine kurze Nase, ein starker Bart, kleine flammende und wohlgespaltete Augen, ein breites und viereckigtes Gesicht, lange und breite Ohren, einen mittelmäßigen Mund und schwarze Haare. Diejenigen, die weisse oder rothe Haare haben, können sie nicht wohl vertragen. Doch muß dieses alles in einem gewissen Verhältniß stehen, wenn das Ganze angenehm seyn soll.

§. 2.

Ihre grösse und farbe.

Eine feine und freye Leibesgestalt gehöret bey ihnen nicht mit unter die Annehmlichkeiten, weil sie weite Kleider tragen, die nicht an den Leib angepasset werden, wie in Europa geschicht. Derjenige heist in ihren Augen ein wohlgebaueter Mann, der groß, dick und fett ist, und den Lehnstuhl hübsch ausfüllen kan. Die Farbe ihres Gesichts ist nicht so beschaffen, wie sie uns von denen beschrieben worden, die die Chineser nur auf den mittäglichen Küsten kennen lernen. Die grosse Hitze, die in diesen Gegenden, und sonderlich in der Provinz **Ovang tong**, **Fo kien** und **Yun nan** herschet, macht allerdings, daß die Gesichter der Künstler, Handwerks- und Landleute eine bräunliche und olivenartige Farbe haben: aber in den andern Provinzien sind sie von Natur so weiß als in Europa, und ihre Gesichtsbildung hat überhaupt zu sagen, nichts unangenehmes an sich. Die Gelehrten und Doctores gewisser Provinzien, und überhaupt die jungen Leute, haben bis in ihr dreißigstes Jahr eine schöne, feine und muntere Farbe. Diejenigen Gelehrten und Doctores, die von niedriger Herkunft sind, lassen mit allem Fleiß die Nägel an den kleinen Fingern wachsen; sie beschneiden sie zwar, doch so, daß sie allemal einen Zoll und drüber hervorragen müssen. Sie wollen ihrer Meynung nach dadurch zu erkennen geben, daß sie um ihres Standes willen nicht nöthig hätten Lohnarbeit zu thun.

§. 3.

Schönheit ihrer weiber.

Was die Chinesischen Weiber anlanget, so sind sie gemeiniglich von mittelmäßiger Grösse. Sie haben eine kurze Nase, kleine Augen, wohlgebildeten Mund, hochrothe

Lippen, schwarze Haare, lange und etwas herab hangende Ohren. Die Farbe ihres Gesichts ist munter, man erblickt an ihnen was aufgeräumtes, und die Lineamenten sind ganz ordentlich. Man versichert, daß sie sich alle Morgen mit einer gewissen Schminke das Gesicht rieben, die zwar die weisse und rothe Farbe ihres Gesichtes angenehm vermische, aber auch die Haut stark angreife, daß sie davon bald runzelichte Angesichter bekämen. Die Kleinigkeit der Füsse wird mit unter die Schönheiten dieses Geschlechtes gezählet. So bald nur eine junge Tochter zur Welt geboren wird, so sorgen die Wehmütter augenblicklich dafür, die Füsse derselben vest zu binden, daß sie nicht stark wachsen können. Diesen Zwang, dem das Chinesische Frauenzimmer von seiner Kindheit an unterworfen ist, fühlet es in seinem ganzen Leben. Ihr Gang ist daher sehr langsam, unsicher, und in den Augen der Europäer unangenehm. Allein die Gewalt dieser Gewohnheit ist so heftig, daß sie diese Unbequemlichkeit nicht nur gerne ertragen, sondern auch dieselbe vermehren, um ihre Füsse nur so klein zu behalten, als es möglich seyn will. Man kan nicht eigentlich sagen, woher diese seltsame Gewohnheit entstanden. Die Chineser wissen es selbst nicht recht. Einige verlachen die fabelhafte Vorstellung, als ob dieses eine Erfindung der alten Chineser wäre, die dem Weibsvolk kleine und schwache Füsse verschaffen wollen, damit sie desto eher im Hause bleiben möchten. Die allermeisten geben eine andere politische Absicht zur Ursache an, nemlich, daß man die Weiber in einer beständigen Dependenz dadurch erhalten wollen. Es ist auch an dem, daß die Weiber in China sehr eingesperret leben, daß sie fast nie aus ihrem Zimmer kommen, welches sich im innersten Theil des Hauses befindet, woselbst sie weiter mit niemand zu sprechen Gelegenheit haben, als mit ihren Mägden, die sie bedienen.

§. 4.

Kleidung der weiber.

Sie hegen inzwischen eine sehr vortheilhafte Meinung von ihrem Geschlecht; und ob sie sich wol sonst vor niemand als ihrem Gesinde sehen lassen, so bringen sie doch alle Morgen einige Stunden mit dem Putz zu. Ihr Hauptschmuck bestehet gemeiniglich in einigen dicken Haarlocken, die auf allen Seiten mit güldenen und silbernen Blumen durchflochten sind. Einige unter ihnen schmücken ihr Haupt mit der Gestalt eines Vogels, der **Fong hoang** heisset, dessen Alterthum, wie man sagt, sehr viele Geheimnißreiche Dinge in sich fassen soll. Dieser Vogel ist von Kupfer oder verguldetem Zinnober gemachet, nachdem es etwa die Beschaffenheit der Person leidet. Die ausgebreiteten Flügel desselben fallen ganz manierlich vorn über ihrem Hauptschmuck zusammen und schliessen beyde Schläfe in sich. Der lange und ausgebreitete Schwanz stellet mitten auf dem Kopf einen Federbusch vor. Der Leib desselben stehet über der Stirn. Der Hals und Schnabel senken sich über die Nase; der Hals ist aber an den Leib des Thieres mit einem unsichtbaren Bande bevestiget, so daß dieser Vogel immer spielet, und bey der geringsten Bewegung des Hauptes sich auch hin und her beweget. Der ganze Vogel stehet eigentlich auf dem Haupt, und sind die Füsse desselben in die Haare eingeflochten worden. Das Frauenzimmer vom vornehmen Stande trägt zuweilen mehrere solcher in einander geflochtene Vögel, die eine Crone auf dem Haupt vorstellen. Die blosse Verfertigung dieses Hauptschmucks ist sehr kostbar.

§. 5.

Fortsetzung.

Insgemein trägt das junge Frauenzimmer eine Crone von Kartenpapier, das mit einer

Der Chineſiche Kayſer

im gewöhnlichen Kleide. im Ceremonien Kleide.

2. Th. N°3.

Ein vornehmer gelehrter Herr.

in der Sommer-Kleidung. in der Winter-Kleidung.

einer schönen Seide überzogen ist. Von fornen gehet diese Crone über der Stirn spitzig zu, und ist mit Perlen, Diamanten und andern Zierathen geschmücket. Derjenige Theil, der gerade über dem Haupt stehet, ist theils mit natürlichen, theils mit künstlichen Blumen geschmücket, durch welche Haarnadeln gezogen sind, die an ihren äussersten Enden reichlich mit Diamanten besetzet werden. Die älteren Personen dieses Geschlechtes, sonderlich die vom gemeinen Stande, begnügen sich mit einem Stück feiner Seide, damit sie zugleich den Kopf etliche mal umwinden, und das heisset Pao teou, die seidene Windel. Es wird aber die natürliche Annehmlichkeit des Chinesischen Frauenzimmers durch die ungemeine Zucht und Schamhaftigkeit recht geadelt, die aus allen ihren Blicken, Eingezogenheit und Kleidung hervorleuchtet. Ihre Kleider sind sehr lang; sie bedecken den Leib vom Halse an bis auf die Füsse dergestalt, daß weiter nichts als das Gesicht an ihnen zu sehen ist. Ihre Hände verbergen sie beständig unter weiten Ermeln, die so lang sind, daß sie bis auf die Erde schleppen würden, wo sie nicht dieselben mit Fleiß in die Höhe nähmen. Die Farbe ihrer Kleidung ist gleichgültig, sie können dieselbe roth, blau oder grün auswählen, wie es ihnen gefällig ist. Nur die betagten Frauen pflegen schwarz oder violet zu ihrer Kleidung zu erwählen. Was ich übrigens hier Mode nenne, das muß nicht nach Europäischem Fuß verstanden werden, als woselbst die Kleidertrachten beständigen Veränderungen unterworfen sind. Diese Beschaffenheit hat es nicht in China; und es zeuget von der guten Ordnung, die daselbst herschet, und von der Einstimmigkeit ihrer Regierungsart, die auch bey Kleinigkeiten anzutreffen, nemlich, daß die Leute beständig einerley Tracht gehabt, vom ersten Anfang des Reichs an, bis auf den Ueberfal der Tartarn, die, ohne die geringste Aenderung in der Regierungsart vorzunehmen, die Chineser blos verpflichtet, ihnen in der Kleidertracht nachzuahmen.

§. 6.

Die Kleidung der Männer ist derjenigen Ernsthaftigkeit gemäs, die sie in allen Stücken zu beweisen suchen. Sie bestehet aus einer langen Weste, die bis auf die Erde herablanget, davon eine Seite mit der andern zusammengefaltet ist, so daß das obere Theil sich bis zur rechten Seite erstrecket, wo dieselbe mit drey oder vier silbernen oder güldenen Knöpfen bevestiget wird. Die Ermel, die von der Schulter an sehr weit sind, laufen unten immer enger zusammen bis an die Faust, wo sie sich in der Gestalt eines Hufeisens endigen, die Hände bedecken und weiter nichts, als das äusserste Ende der Finger sehen lassen. Sie umgürten sich mit einem langen seidenen Gürtel, dessen äusserste Ende ihnen bis auf die Knie herab hangen, an welchen gemeiniglich ein Futteral bevestiget zu seyn pfleget, darinnen ein Messer, zwey kleine Spiesse, deren sie sich statt der Gabeln bedienen, ein Beutel und dergleichen befindlich ist. Sonst trugen die Chineser durchaus keine Messer bey sich, und die Gelehrten unter ihnen pflegen es auch noch jetzo nicht zu thun. Unter dem Kleide tragen sie im Sommer leinene Beinkleider, die sie zuweilen mit ein paar andern von weissem Taffet zu überziehen pflegen. Im Winter aber tragen sie Hosen von Atlas, die entweder mit Pelz, oder mit roher Seide gefüttert sind, und in den mitternächtlichen Gegenden haben sie Häute, die sehr warm halten. Ihr Hemde, das nach dem Unterschied der Jahrszeiten verschieden zu seyn pfleget, ist sehr weit und kurz. Und damit sie bey dem vielen Schweiß im Sommer dennoch die gehörige Reinlichkeit beobachten mögen, so tragen einige unmittelbar auf der Haut ein

Kleidung der Männer.

seidenes Netz, welches das Hemde nicht unmittelbar auf die Haut kommen lässet. Im Sommer ist ihr Hals ganz nackend, welches in den Augen der Europäer sehr unangenehm aussiehet; im Winter aber bedecken sie ihn mit einem Halskragen, der theils von Atlas, theils aus einem Zobel, theils aus einem Fuchspelz zu bestehen pfleget, und an das Kleid bevestiget ist. Im Winter tragen einige Kleider, die mit Schafspelzen gefüttert sind, andere aber lassen sie nur mit Seide oder Catun durchnehen. Die Vornehmen tragen meistentheils Unterfütter von Zobelpelzen, die aus der Tartarey kommen; oder auch die schönsten Fuchspelze mit Zobelfellen verbrämt. Im Frühlinge behelfen sie sich mit leichtem Hermelin. Ueber der Weste tragen sie einen Oberrock mit weiten und kurzen Ermeln, die auf vorige Art gefüttert sind.

§. 7.

Die farbe der kleidung ist nicht gleichgültig.

Es ist nicht jedermann erlaubet allerley Farben zu tragen. Nur der Käyser und die Prinzen vom Geblüt tragen die gelbe Farbe. Den Atlas mit einem rothen Grunde haben sich einige Mandarinen an ihren Ceremonientagen als ihre Leibfarbe zugeeignet. Die gewöhnlichste Farbe ist blau, schwarz und violet. Der gemeine Pöbel kleidet sich in Catun, der theils blau, theils schwarz gefärbet ist. Vor Zeiten salbeten die Chineser ihre Haare, und sie waren auf diesen Putz so eifersüchtig, daß, als die Tartaren nach Eroberung ihres Reichs sie zwingen wolten, ihre Häupter auf Tartarische Art zu beschären, viele lieber das Leben verlieren, als in diesem Stück dem Befehl ihrer Ueberwinder gehorchen wolten, ohnerachtet diese neuen Beherscher keiner andern Gewonheit zu nahe traten. Doch tragen sie jetzo geschorne Köpfe, nur das Hintertheil oder die Mitte derselben ausgenommen, woselbst sie so viel Haare wachsen lassen, daß sie einen langen Zopf davon flechten können.

§. 8.

Bedeckung ihres hauptes.

Sie bedecken ihr Haupt im Sommer mit einer Mütze oder mit einem Hut, der wie ein Trichter gestaltet ist. Das inwendige desselben ist mit Atlas gefuttert, auswendig aber ist er mit einem sehr feinen rothen Zeuge überzogen; oben an der Spitze des Hutes findet man einen Büschel rother Haare, die bis auf das Gebräme derselben herab hangen. Es bestehet dieser Büschel aus sehr feinen und leichten Haaren, die an den Lenden gewisser Kühe wachsen, und die hoch roth gefärbet werden. Dieses ist der gebräuchlichste Hut, dessen sich jedermann bedienen kan. Ausser demselben giebts eine andere Art, den der gemeine Mann zu tragen sich nicht unterstehet, sondern der nur den Mandarins und Gelehrten besonders eigen ist. Die Gestalt desselben trift mit dem vorhergehenden überein; aber er bestehet aus starken Kartenblättern, die inwendig mit einem Atlas gefüttert, und auswendig auch damit überzogen sind. Inwendig ist der Atlas ordentlicher Weise roth oder blau, auswendig aber weiß und mit einem grossen Busch von rother Seide geschmücket; der sich unordentlich hin und her beweget. Vornehme Leute bedienen sich dessen, wenn es ihnen gefällig ist; gemeiniglich aber geschichts, wenn sie etwa zu Pferde sind, oder das Wetter schlimm ist, indem solcher theils den Regen, theils aber auch die Sonnenhitze von fornen uud von hinten aufhält. Im Winter tragen sie eine sehr warme Mütze, die entweder mit Zobel, oder mit Hermelin, oder mit einem Fuchspelz gefüttert, und dessen oberste Spitze mit einem roth seidenen Busch geschmücket ist. Das Gebräme an denselben ist zwey bis drey Zoll breit, und sieht gut aus,

Ein vornehmer Herr im Kriege.

ein Chinefer. ein Tartar.

Chinesisches Frauenzimmer.

Eine Tartarische Frau. Eine Haußhalterin.

Ein Chinesischer Priester

Ein Bauer.

Eine Priester Frau.

Eine Bæuerin.

aus, zumal, wenn schwarze oder lichthelle Zobel dazu genommen werden, die oft mit 40 bis 50 Taels bezahlet werden.

§. 9.

Die Chineser, sonderlich diejenigen, die was bedeuten wollen, werden nie öffentlich ohne Stiefeln erscheinen. Es bestehen aber diese entweder aus Atlas, oder aus Seide, oder aus gesprengtem Catun, und passen sehr genau auf den Fuß. Sie haben denselben weder unterwärts Sporen, noch oberwärts Stülpen. Haben sie eine lange Reise vor sich, so bestehen ihre Stiefeln aus Kuh- oder Pferdeleder, das so genau am Fuß anlieget, daß man sich nichts netteres vorstellen kan. Inwendig sind sie mit Seide oder Catun gefüttert, so über den Stiefel herausgehet, und entweder mit Sammet oder mit Tuch eingefasset ist. Ist nun dieses Fußwerk im Winter zur Bedeckung der Füsse gegen die Kälte sehr bequem, so ist es hingegen in der Wärme ganz unerträglich. Sie bedienen sich daher eines andern, das etwas kühler ist. Es ist solches unter dem Pöbel nicht alzugebräuchlich, als welche aus Sparsamkeit sich nur eines Umschlags von schwarzer Leinwand bedienet. Die vornehmen Leute tragen eine Art davon in ihren Häusern, die von seidenem Zeuge verfertiget, sehr nett und commode sind. Wir wollens kurz fassen, wie einer bekleidet seyn muß, der ausser seinem Hause erscheinen, oder sonst einen ansehnlichen Besuch ablegen will. Der innern Kleidung nicht zu gedenken, die entweder von Leinwand oder Atlas seyn muß, so trägt der Chineser eine Weste von blauer Seide, nebst einem Gürtel. Ueber derselben hat er einen Rock von schwarzer- oder Violetfarbe, der bis auf die Knie herab hanget, von weiten und kurzen Ermeln. Er trägt dabey einen Hut, der einen spitzigen Kegel vorstellet, und der rund herum mit seidenen Büscheln oder rothgefärbten Haaren besetzet ist. An den Füssen hat er Stiefeln, und in der Hand einen Sonnenfächer. Von den stiefeln an ihren füssen.

§. 10.

Die Chineser lieben die Reinlichkeit in ihren Häusern über alle massen. Aber man muß nicht glauben, daß man was wahrhaftig prächtiges bey ihnen antreffen werde. Ihre Bauart ist nicht die zierlichste, und sie haben weiter keine regulmäßige Gebäude, als den Käyserlichen Pallast, einige öffentliche Gebäude, Thürme, Triumphbogen, Thore, Stadtmauren, Brücken, Dämme und Pagoden. Die Häuser der Privatpersonen sehen sehr schlecht aus, und man siehet bey Erbauung derselben auf weiter nichts, als auf die Bequemlichkeit. Die Reichen füllen ihre Häuser mit Fernißarbeit, Schnitzwerk und Vergüldungen an, wodurch dieselben sehr reizend und angenehm gemachet werden. Den Bau fangen sie gemeiniglich mit Stellung der Säulen an, auf welchen das Dach zu liegen komt. Denn da das innere Haus selbst nur von Holz aufgeführet wird, so haben sie nicht nöthig, einen tiefen Grund in die Erde zu graben, wenigstens gehen sie nicht über zwey Fuß tief. Die Wände machen sie von gebranten Steinen oder Leimen, an gewissen Oertern aber von lauter Holz. Diese Häuser haben fast durchgängig nicht mehr als ein Stockwerk; höchstens haben nur die Häuser der Kaufleute noch einen Aufsatz, den sie **Leou** nennen, und dahin sie die Kaufmannsgüter zu bringen pflegen. In den Städten sind fast alle Häuser mit Ziegeln gedecket. Diese aber sind wie ein halber Canal zusammen gebogen und sehr dicke. Man leget sie auf die auswerts gebogene Seite, und die Ritzen, die da entstehen, wo sich ihre Seiten berühren, werden mit andern überdecket, die man aber umgekehrt aufleget. Die Sparren sind theils rund, theils Beschaffenheit ihrer häuser und städte.

viereckigt. Diese beleget man mit kleinen Ziegelsteinen, die wie unsere rothe Steine gestaltet sind, damit wir die Häuser auszupflastern pflegen, oder sie überlegen sie auch mit einer von Rohr geflochtenen Decke, über welche ein Mörtel oder Speiß hergegossen wird. Wenn dieses ein wenig getrocknet, so leget man die Ziegeln ein. Diejenigen, die das Vermögen dazu haben, binden die Ziegeln mit Kalk zusammen. Die meisten aber lassen es beym Mörtel.

§. 11.

Innere abtheilung derselben.

In den meisten Chinesischen Häusern findet man nach dem ersten Vorhofe einen gegen Mittag angelegten Saal, der ohngefähr dreyßig bis fünf und dreyßig Fuß lang ist. Hinter demselben liegen gegen Morgen und gegen Abend drey bis fünf Cammern. Die mittelste darunter stellet den Salon vor. Das Dach des Hauses ruhet auf lauter Pfeilern. Wenn zum Exempel der Saal dreyßig Fuß lang ist, so muß er wenigstens 15 Fuß breit seyn, und alsdenn sind wenigstens 24 Pfeiler, auf welchen er vorn ruhet, eben so viel sind hinten und auf einer jeden Seite. Ein jeder Pfeiler stehet auf einem steinernen Postement; auf demselben liegen die Querbalken, zwischen welchen abermals ein Querholz zur Bevestigung derselben befindlich ist. Auf diese grosse Balken, die über die Pfeiler hervorragen, stellen sie andere Stücke Holz, die das Dach tragen helfen; und wenn dieses alles fertig, so bauen sie erst das eigentliche Haus. Die Säulen sind gemeiniglich nicht über zehn Fuß hoch. Die Pracht dieser Häuser bestehet nach dem Chinesischen Geschmack ordentlicher Weise in der Dicke der Balken und Pfeiler, in der Wahl des kostbarsten Holzes, und künstlichsten Schnitzwerk an den Pforten der Häuser. Sie haben weiter keine Stufen, als diejenigen, wo das Haus einigermassen von der Grundfläche erhaben angeleget ist. Längst dem eigentlichen Wohnhause ist eine Gallerie angeleget, die sechs bis sieben Fuß breit, und mit den schönsten Steinen ausgeleget ist. Man findet viele Häuser, wo die Mittelpforten der Wohnzimmer gerade auf einander stossen. Wenn also die eine Thür aufgemachet wird, so sieht man auf einmal in verschiedene Zimmer hinein. Bey gemeinen Leuten sind die Wände von ungebranten Ziegelsteinen gemachet: von aussen aber sind sie damit überdecket. An einigen Orten macht man leimerne Wände und täfelt sie von innen und von aussen. In andern Gegenden macht man gar keine gemauerte oder leimerne Wände. Sie verwaren die Seiten ihrer Häuser mit Flechten, die mit Erde und Kalk überzogen werden. Allein bey vornehmen Leuten sind die Wände allemal gemauret, und nicht selten ganz künstlich ausgeleget.

§. 12.

Bauart auf den dörfern.

Auf den Dörfern sind, sonderlich in einigen Provinzien, die Häuser gröstentheils von Erde und Leimen aufgebauet, und sehr niedrig. Die Dächer machen einen überaus stumpfen Winkel, oder sind vielmehr so almählig in die Runde gezogen, daß sie fast platt genennet werden möchten. Dieses Dach bestehet aus Rohr gemachet, das mit Erde vermenget und überdecket worden, und ruhet auf gewissen Matten von kleinerm Rohr, die auf die Bretter und Querbalken geleget werden. Es giebt Provinzien in China, wo man sich statt des Holzes, der Steinkohlen, des Rohres oder Strohes zu bedienen pfleget. Gleichwie sie nun Oefen haben, deren Schorsteine sehr enge sind, und unter denselben manche den Rauch nicht hinaus lassen, wenn mehr als an einem Ort Feuer ist; so werden die Häuser sehr leicht mit dem Gestank der Steinkohlen und des brennenden Rohrs angefüllet, der allen denen unerträglich ist, die dessen nicht gewohnet sind. Die Häuser

der

der vornehmen Herren und reicher Leute verdienen eben keine sonderliche Aufmerksamkeit, wenn sie mit den Häusern schlechter Leute verglichen werden. Es würde ein Mißbrauch seyn, wenn man sie Palläste nennen wolte. Sie haben ebenfals nur ein Stockwerk und sind nur etwas mehr über die Grundfläche erhoben. Die Bedeckung derselben ist schön, und der oberste Theil des Dachs mit schönen Zierrathen geschmückt. Die grosse Menge der Höfe, Vorsäle und wohnbaren Zimmer ersetzet den Mangel der Schönheit und Pracht.

§. 13.

Es rühret dieses nicht daher, als ob die Chineser keine Liebhaber des Aufwands und Pracht wären, sondern sie werden wieder ihren Willen also eingeschränket, weil es wieder die Gewonheit des Landes, und überdies auch was gefährliches ist, unnütze und überflüßige Ausgaben anzuwenden. Selbst die Tribunale, wo die Gerechtigkeit des Landes verwaltet wird, sind nicht prächtiger angeleget. Die Höfe derselben sind groß, die Pforten hoch, und an diesen findet sich nicht selten Bildhauerarbeit von sehr gutem Geschmack, die innern Säle aber und Audienzzimmer, sind weder prächtig noch alzureinlich. Fortsetzung.

§. 14.

Indes muß man bekennen, daß die Häuser der vornemsten Mandarins, der Prinzen und andern reichen und mächtigen Personen einen wegen ihres ungemeinen Umfangs und Weitläuftigkeit in Verwunderung setzen können. Sie haben zuweilen vier bis fünf Vorhöfe, und ein jeder Vorhof eben so viel wohnbare Wohnhäuser. Jede Vorderseite hat drey Pforten; die mittelste darunter ist die gröste, und wird auf beyden Seiten mit zween marmornen Löwenbildern gezieret. Nahe an der grossen Pforte ist ein Geländer, das mit einem schönen rothen oder grünen Verniß überzogen ist. Auf den Seiten finden sich kleine Thürme, darin Trommeln und andere musicalische Instrumente befindlich sind, auf welchen zu gewissen Stunden des Tages gespielet wird, und sonderlich alsdenn, wenn der Mandarin ausgehet, oder wiederkomt, oder sich auf den Ritterstuhl setzet. Inwendig findet man einen grossen Platz, darauf sich diejenigen versamlen, die entweder einen Proceß abwarten, oder Bitschriften übergeben. Auf beyden Seiten befinden sich kleine Verschläge, wo die Bedienten des Tribunals ihre Sachen ausfertigen. Darauf folgen drey andere Pforten, die aber nicht eher geöfnet werden, als wenn der Mandarin den Richterstuhl besteiget. Die mittelste unter denselben ist die grösseste, und es dürfen nur die vornehmen Personen durch dieselbe gehen. Die andern gehen durch die zu beyden Seiten liegenden ein. Es folget darauf ein grosser Hof, an dessen äussersten Ende der Saal ist, wo der Mandarin Gericht hält. Hinter demselben folgen Säle, wo er die Besuche anzunehmen pfleget. Sie sind nett und schön, voller Stühle, und mit artigen Meublen geschmücket. Und so sind an den meisten Oertern die Tribunale der Mandarins beschaffen. Ihre Bedienten, deren ich vorhin gedacht habe, sind Schreiber, Notarien u. s. f. Sie sind wohl von sechserley Gattungen, und ein jeder hat sein eigenes Fach, worin er arbeiten und dasjenige ausfertigen muß, was vor die sechs Oberhofgerichte zu Peking gehöret; so daß ein jeder Mandarin mit seinem Tribunal dasjenige im kleinen vorstellet, was die gedachten sechs Oberhofgerichte im grossen sind. Sie werden von den algemeinen Landeseinkünften unterhalten, und müssen beständig bleiben. Daher gehen die Angelegenheiten einen Weg wie den andern, ob gleich mit den Mandarins selbst manche Veränderung vorgehet, wenn man sie entweder absetzet, oder sie in andere Provinzien versetzet. Palläste der vornemsten mandarins.

§. 15.

§. 15.

Fortsetzung. Man komt hiernächst in einen andern Hof, und aus demselben in einen Saal, der weit schöner ist als der vorhergehende, dahin niemand als besonders gute Freunde geführet werden. Rund herum wohnen die Bedienten des Mandarin. Hinter diesem Saal folgt ein anderer Hof, wo man eine grosse Pforte findet, die das Zimmer der Frauen und Kinder verschliesset. Keine Mannsperson unterstehet sich dahinein zu gehen. Es ist in demselben alles nett und schön. Man siehet Gärten, Gehölze, Seen, Teiche und alles was das Auge ergetzen kan. Einige Gegenstände stellen Felsen und künstliche Berge vor, die auf allen Seiten Oefnungen haben, und wie ein Labyrinth in einander hineinlaufen. Einige unterhalten daselbst Hirsche und Gemsen, wenn sie sonst so viel Raum haben, als ein Thiergarten erfordert. Es giebt auch Teiche daselbst zur Unterhaltung der Fische und schwimmenden Geflügels.

§. 16.

Fortsetzung. Der Pallast des **Tsiang kun**, oder Generalfeldmarschals der Tartarischen Truppen wird für einen der schönsten in ganz China gehalten. Er ist vom Sohn des reichen und mächtigen Prinzen gebauet worden, den man **Ping nan vang**, oder den Friedensmacher im Mittage, zu nennen pfleget. Der Käyser **Cang hi** hatte ihn für seine grossen Dienste, so er dem Reich geleistet, da er die im Mittage wohnenden Chineser dem Tartarischen Scepter völlig unterwürfig gemachet hatte, zu einem Könige in **Canton** gemachet. Da er aber seiner Pflicht vergaß, fiel er bald darauf für seine Person und samt seiner Familie in die Ungnade des Käysers, und endigte sein Leben zu Canton, da er sich an einem seidenen Strick aufhieng, den ihm der Käyser durch einen seiner Cammerherren zugeschicket hatte.

§. 17.

Fortsetzung. Was man in einem Chinesischen Pallast schön und prächtig nennet, das ist vom Europäischen Geschmack weit unterschieden. Denn obwol das Auge, wenn es den ungemeinen Umfang, die Menge der Höfe und Zimmer erblicket, urtheilet, daß ein grosser Herr da wohnen müsse; so wird doch der Geschmack eines Europäers wenig von solcher Pracht gerühret, als welche nur in der Menge und Räumlichkeit der Höfe, in der Breite und Weite der Säle, in der Dicke der Pfeiler und in einigen grobgearbeiteten marmornen Statuen und Zierrathen bestehet. Der Marmor ist sonderlich in den Provinzien **Chan tong** und **Kiang nan** sehr gemein; aber die Chineser wissen sich dieses Vorzugs nicht recht zu bedienen. Denn sie brauchen denselben nur zur Einfassung ihrer Canäle, zu Erbauung der Brücken und Triumphbogen, zu Epitaphien und Aufschriften, zum Pflaster, zu Pfosten ihrer Thüren und zur Auslegung des Bodens in ihren Pagoden. Die Chineser sind nicht, wie die Europäer, so sorgfältig darauf bedacht, ihre Häuser inwendig herlich auszuschmücken. Man findet bey ihnen weder Tapeten, noch Spiegel, noch Verguldungen. Gleichwie die Palläste, darin die Mandarins wohnen, dem Käyser gehören, der ihnen darin freye Wohnung giebt, und ihre Aemter nichts anders als Commißionen sind, die man ihnen wieder abnimt, wenn sie einen Fehler begehen; oder, wenn sie auch ihr Amt noch so gut verwalten, dennoch diese Bedienung nicht beständig verwalten, sondern, wenn sie sichs am wenigsten versehen, das Gouvernement in einer andern Provinz antreten müssen: so hüten sie sich auch, daß sie an die Ausschmückung ihrer Häuser nicht viel wenden, weil sie in täglicher Erwartung stehen müssen, solche zu verlie-

verlieren. Da auch überdies die Besuche nicht in den innern Zimmern, sondern auf den grossen Vordersälen der Häuser angenommen werden; so ists ihnen gar nicht zu verdenken, daß sie sich nicht mit kostbaren und unnützen Meublen überladen, als welche von niemand würden gesehen werden.

§. 18.

Die vornemsten Zierrathen, damit ihre Säle und Zimmer ausgeschmücket sind, sehen indessen, ob sie gleich nicht gar zu kostbar sind, recht propre aus, und gefallen dem Auge wohl. Man erblicket grosse Laternen, die mit gemahlter Seide überzogen, und oben an der Decke aufgehänget sind. Man siehet Tische, Schränke, Schirme, Stühle, die man mit einem schönen rothen oder schwarzen Firniß so künstlich und sauber überzogen, daß man die Adern des Holzes dadurch sehen kan, und ist alles so glatt, als ein Spiegel. Man siehet allerhand Figuren von Gold und Silber, oder andere mit Firniß überdeckte Gemählde, die einen neuen Glanz verursachen. Die Speise- und Schenktische, wie auch die Schränke sind mit dem kostbarsten Porcelain besetzet, das wir jederzeit bewundert, und das von uns in Europa nicht nachgemachet werden können. Ueberdies sind an verschiedenen Orten grosse Stücke von weissem Atlas aufgehänget, auf welchen man Blumen, Vögel, Berge, Landschaften und dergleichen abgemahlet siehet. Auf einigen andern lieset man gewisse Sittenregeln mit grossen Buchstaben geschrieben, die aber insgemein etwas dunkeles in sich fassen. Sie beziehen sich auf Historien, und bedeuten gemeiniglich etwas anders als die Worte sagen. Man findet solcher Sprüche gemeiniglich zwey und zwey beysammen, die auch aus eben so viel Buchstaben bestehen. Einige begnügen sich mit weissen Cammern, die sie mit gemahltem Papier ausschmücken, das von Chinesischen Künstlern ungemein schön verfertiget wird.

Beschreibung ihres vornemsten schmucks.

§. 19.

Ob man gleich nicht in die Zimmer komt, wo sie schlafen, und es eine grosse Unhöflichkeit seyn würde, einen Fremden dahinein zu führen; so ists doch gewiß, daß, sonderlich die Schlafzimmer grosser Herren, ihre Schönheit und Beqvemlichkeit haben. Das Gestelle ihrer Betten ist gemahlt, verguldet, und mit allerley Laubwerk geschmücket. Die Vorhänge sind nach dem Wechsel der Jahrzeiten eingerichtet. Im Winter und in den Nordischen Gegenden bestehen sie aus einem doppelten Atlas; im Sommer aber entweder aus einem einfachen Taffet, der mit Blumen, Vögeln, Bäumen und dergleichen bemahlet ist, oder aus einem sehr feinen Teppich, den die Luft durchstreichen kan, dadurch aber keine Mücken kommen können, als welche in den mittäglichen Provinzien viele Incommodität verursachen. Die gemeinen Leute bedienen sich eines sehr zarten Zeuges von Hanf. Ihre Betten bestehen aus Catun, der sehr dick ausgestopfet worden. In den mitternächtlichen Provinzien bedienet man sich eines in Gestalt eines Bettes gelegten Pflasters, das weit und breit ist, nachdem die Familie groß ist. Zur Seite findet sich ein kleiner Ofen, dahinein leget man Kohlen, deren Flamme und Hitze sich durch kleine Canäle unter diesem Pflaster ausbreitet, und endlich in den Schorstein gehet. Bey vornehmern Personen findet sich dieser Ofen in der Mauer, und wird von aussen eingefeuret. Dadurch wird das Bette, ja das ganze Schlafzimmer warm. Sie haben keine Federbetten wie in Europa. Diejenigen, die nicht unmittelbar auf diesem Pflaster liegen wollen, hängen über demselben Matten oder Tücher auf, darein sie sich legen. Diese aber sind mit Seilen oder Stricken aufgezogen, und thun eben die

Beschreibung ihrer betten.

Dienste, als die Gurtbetten bey den Europäern. Des Morgens stehen sie alle zu gleicher Zeit auf, und man legt alsdann auf dieses Pflaster eine Decke, darauf man sich setzet. Und da sie keine Camine haben, so ist solches Lager überaus beqvem. Die ganze Familie arbeitet und frieret nicht dabey, haben auch nicht nöthig, Pelze anzulegen. Die gemeinen Leute kochen in diesen Oefen ihre Speisen. Und da die Chineser alles warm trinken, so wärmen sie bey diesem Feuer ihren Wein, und machen ihren Thee. Diese Betten sind in den Gasthöfen weit räumlicher, daß viele Passagier darauf Platz finden können.

Eilfter Abschnitt,

Von der Pracht der Chineser auf ihren Reisen und bey ihren öffentlichen Gebäuden, dahin die Brücken, Triumphbogen, Pforten, Thürme, Mauren u. s. f. gehören; wie auch von ihren Festen und Solennitäten.

§. 1.

Pracht der Chineser.

Die Pracht des Chinesischen Käysers und seines Hofes, und die Reichthümer seiner Mandarinen, übertreffen alles, was man davon sagen kan. Man erstaunet, wenn man nichts anders als Seide, Porcelain, Schränke und Meubles erblicket, die, ob sie gleich nicht kostbarer sind, dennoch weit mehr als die Europäischen in die Augen fallen. Doch bestehet darin noch lange nicht die grösseste Pracht der Chinesischen grossen Herren. In ihren Häusern vergessen sie ihrer selbst, und die Gesetze verbannen alle Pracht und Ueberfluß. Sie gestatten ihnen eher nicht einen verschwenderischen Aufwand, als wenn sie öffentlich erscheinen, wenn sie Besuche annehmen, oder wenn sie dem Käyser Cour machen und bey ihm Audienz haben. Ich habe bereits oben von dem prächtigen Aufzuge eines Mandarin und von dem zahlreichen Gefolge seiner Bedienten gehandelt. Die Kriegsbedienten machen nicht weniger mit einem Aufzug zu Pferde einen Staat, der in die Augen fält. Zwar sind ihre Pferde an sich selbst nicht die besten; aber das Geschirr derselben ist desto herlicher. Die Gebisse und Steigbügel sind von Golde oder von Silber. Der Sattel ist reich gesticket. Der Zaum bestehet aus drey Riemen von gesticktem Atlas, zwey Finger breit. Wo die Brust des Pferdes angehet, hängen zwey Büschel von denenjenigen schönen und rothgefärbten Haaren, dergleichen sie selbst auf den Hüten zu tragen pflegen. Diese Büschel hängen an güldenen oder silbernen Ringen. Eine grosse Menge Reuterey zieht vor ihnen her, und folgt ihnen nach. Der vielen Hausbedienten nicht zu gedenken, die nach Beschaffenheit ihres Herrn entweder in schwarzem Atlas, oder in gefärbten Catunen Kleidungen nachfolgen.

§. 2.

bey den käyserlichen audienzen.

Am allermeisten äussert sich die Pracht der Chineser, wenn der Käyser den Abgesandten Audienz ertheilet, wenn er auf seinem Thron sitzet, und die Grossen seines Hofes, alle Mandarinen vom ersten Rang in Ceremonienkleidern zu seinen Füssen liegen und ihre

ihre Unterthänigkeit bezeugen. Es verursachet einen warhaftig grossen Anblick, wenn man die erstaunliche Menge im Gewehr stehender Soldaten siehet, die unbeschreibliche Anzahl Mandarinen mit allen ihren Ehrenmerkmalen, davon ein jeder in der schönsten Ordnung seinen ihm angewiesen Platz hat; ferner die Menge Staatsminister, die Präsidenten der Oberhofgerichte, die Regulos, die Prinzen vom Geblüt; dieses alles hat ein ausserordentlich prächtiges Ansehen, und machet einem einen recht hohen Begrif von einem solchen Manarchen, dem diese Ehre erwiesen wird. Es entstehen dabey nie Rangstreitigkeiten, ein jeder weiß seinen Platz ganz eigentlich. Der Name einer jeden Bedienung ist auf kupfern Blech geschrieben, und auf das marmorne Pflaster geheftet.

§. 3.

Auf reisen.

Wenn man in Europa reiset, so pflegt man am wenigsten prächtig zu erscheinen; vielmehr bezeigt man sich ganz nachläßig, und macht sich aus einer Unordnung nicht viel. In China aber wirds ganz anders gehalten. Ein grosser Mandarin reiset nicht anders als mit grosser Pracht und Herlichkeit. Reiset er zu Wasser, so sitzet er auf einem prächtigen Schif, welches von vielen anderen Schiffen, die voller Bedienten sind, begleitet wird: reiset er aber zu Lande, so ziehen nicht allein viele Soldaten und Domestiqven vor ihm her, sondern es folgen ihm auch viele mit Lanzen und Standarten. Er hat für seine Person eine Sänfte, einen Stuhl, der von Maulthieren oder von acht Personen getragen wird, nebst vielen koppeln Pferde. Dieses Fuhr- und Tragewerks bedienet er sich wechselsweise, nachdem es die Beqvemlichkeit oder Witterung leidet. Ich habe schon mehrmals gemeldet, daß China allenthalben mit breiten und tieffen Canälen durchschnitten sey, die sehr oft nach der Schnur gezogen sind. Gemeiniglich findet man in jeder Provinz einen grossen Hauptfluß, oder einen breiten Canal, der auf beyden Seiten mit Werkstücken eingefasset und mit einem Damm umgeben ist, der statt einer Hauptstrasse dienen kan. Derjenige, den man auf eine vorzügliche Art den grossen Canal zu nennen pfleget, ist durch das ganze China gezogen worden, von **Canton** bis nach **Peking**: und es ist nichts angenehmers, als wenn man von der Hauptstadt dieses Reichs 600 Meilen nach einander bis nach **Macao** so beqvem reisen kan, als ob man in seinem Hause wäre, dabey man nur einen einzigen Tag aufs Land steigen darf, wenn man nemlich über das Gebirge **Mei lin** will, das die Provinz **Kiang si** von der Provinz **Qvang tong** unterscheidet. Man kan aber auch dieser Landreise überhoben seyn, und auf dem Wasser bleiben, zumal wenn dieses groß ist. Daher pflegen die Mandarins, wenn sie andere Gouvernements antreten, wie auch die Gesandten vom Hofe, ihre Reisen gemeiniglich zu Wasser zu thun. Man giebt ihnen eins von den Schiffen, das auf Kosten des Käysers unterhalten wird, und das an Grösse unsern Schiffen vom dritten Rang gleich ist.

§. 4.

Beschreibung der käyserlichen schiffe.

Diese Käyserlichen Schiffe sind nach drey Classen abgetheilet, und man kan sich nichts netters vorstellen. Sie sind gemahlt, verguldet, mit Drachenbildern ausgezieret, und so wol auswendig als inwendig mit einem schönen Ferniß überzogen. Die von mittlerer Gattung, deren man sich am meisten zu bedienen pfleget, sind 16 Fuß breit, 80 Fuß lang, und gehen 9 Fuß hoch über dem Wasser. Ihre Gestalt ist viereckig und platt, ausgenommen das Vordertheil, welches etwas rund ist. Ausser dem Zimmer des Schiffspatron, der seine Familie, seine Küche, und zween grosse Plätze, einen vorn und hinten hinaus, innen hat, findet sich ein Saal in demselben, der sieben bis acht Fuß hoch

und eilfe breit ist; an denselben stossen eine Vorkammer und drey Nebenkammern, nebst einer Beqvemlichkeit, und das alles in geradem Schritt. Und hieselbst hat der zu Wasser reisende Mandarin seinen Aufenthalt. Alles ist mit einem schönen Chinesischen Ferniß theils weiß, theils roth überzogen, nebst vielem Schnitzwerk, Gemählden und Vergüldungen so wol oben an der Decke, als auch an den Wänden. Die Tische und Stühle sind theils mit rothem, theils mit schwarzem Ferniß überzogen. Der Saal hat auf beiden Seiten Fenster, die weggenommen werden können, wenn man es für gut befindet. An statt der Gläser bedienet man sich entweder sehr sauberer Krebsschuppen, oder eines feinen Stoffes, der mit einem hellen Wachs überzogen, mit Blumen, Bäumen und andern Figuren geschmücket ist. Der oberste Boden des Schiffes ist mit Gallerien umgeben, wo die Bootsknechte ab und zu gehen können, ohne jemand zu beunruhigen. Dieses Zimmer ist oben mit einem Altan übersetzet, der auf allen Seiten frey ist und auf welchem die Music aufgeführt zu werden pfleget, die etwa von vier bis fünf Instrumentisten gemacht wird, und die so beschaffen ist, daß sie nur Chinesischen Ohren wohlgefällig seyn kan. Unten im Schifsboden finden sich abermals verschiedene Kammern, darin die Bagage verwahret wird. Die Segel des Schiffes bestehen aus Natten, die sich wie die Blasebälge in Falten legen. Jedes Segel bestehet aus verschiedenen länglichtviereckigten Stücken, welche, wenn sie ausgebreitet werden, das ganze Segel ausmachen. Wenn man es zusammen wickelt, so nimt es fast gar keinen Raum ein. Es sind diese Segel darin sehr beqvem, weil sie weit mehr Wind halten, als die andern, und wenn auch ein starker Wind ein Segelseil zerreisset, so entstehet dem Schif daher weder ein Schade noch eine Gefahr.

§. 5.

Wie sie fortbeweget werden.

Zur Fortbringung solcher grossen Schiffe bedienen sie sich langer und grosser Stangen, die einen Galgen oder ein lateinisches T vorstellen, deren eines Ende unten im Wasser ist, das andere aber setzen sie vorn an der Schulter an, um mit desto grösserer Macht zu arbeiten und das Schif geschwinder fortzutreiben. Oder sie bedienen sich auch der Ruder, die von verschiedener Art sind. Gemeiniglich brauchen sie dazu ein langes Holz, das unten wie eine Schaufel. In der Mitte desselben ist ein Loch, darin die Nägel passen, die am Bord des Schiffes befindlich sind. Sie haben noch andere, die nie aus dem Wasser kommen, und sie regieren das äusserste Ende des Ruders zur rechten und zur linken dergestalt, daß es die Bewegung eines Fischschwanzes an sich nimt, und den Lauf des Schiffes immer schräge führet; so wie etwa auch die Raubvögel zu fliegen pflegen, die sich ihres Schwanzes gleichfals als eines Ruders zur Regierung ihres Flugs bedienen. Die Beqvemlichkeit, die man davon hat, besteht darin, daß die Ruderknechte fast gar keinen Platz im Schiffe einnehmen. Sie sitzen am Bord des Schiffes auf einigen Brettern, und ihre Ruderstangen geben dem Steuerruder die rechte Stärke. Sie zerbrechen sehr selten, und ob sie wol nicht aus dem Wasser heraus kommen, so treiben sie doch das Schif immer fort. Man hat auch Schiffe, die mit Seilen fortgezogen werden, wenn man entweder den Wind gegen sich hat, oder gegen den Strom schiffen muß. Dieses Seil wird an verschiedenen Orten von Rohr gemachet. Man zerschneidet nemlich das Rohr in lange Faden, die hernach wie ein Seil zusammen gedrehet werden. Das Wasser verderbet sie nicht, und ihre Vestigkeit ist wunderswürdig. An andern Orten, wo dieses Rohr nicht zu haben, bedienet man sich der Hanfstricke.

§. 6.

§. 6.

Das Schif, darauf ein Mandarin fähret, wird allemal von verschiedenen andern begleitet, unter welchen sich eins findet, das man Ho che tchouen oder das Provisionsschif zu nennen pfleget. Es ist in demselben die Küche des Mandarins, die Lebensmittel und die Bedienten, die den Tisch zu besorgen haben. Noch ein anderes Schif ist mit unter dieser Begleitung, darinnen Soldaten befindlich sind, und noch ein anderes, aber weit kleineres, welches man das Fourrierschif nennen möchte, weil es vor den andern Schiffen beständig schnell voraus gehen muß, um die Ankunft des Mandarins zu melden, und alles gehörig zu veranstalten, damit alles bereit sey, wenn er komt, und nicht genöthiget ist, sich aufzuhalten. Diese Schiffe haben ihre Ruderknechte, im Fall der Noth aber können sie auch am Ufer mit Seilen von einer gewissen Anzahl Menschen fortgezogen werden, welche die Mandarins aus den Städten herbeyschaffen müssen, und die alle Tage mit andern umgewechselt werden. Diese Anzahl Menschen wird allemal nach der Anzahl der Pferde eingerichtet, die auf dem Reisepaß des Mandarins benennet sind, dergestalt, daß allemal auf ein Pferd drey Mann gerechnet werden; so daß, wenn acht Pferde auf einen Abgesanden gegeben werden, er 24. Mann zur Fortbringung seines Schiffes erhält. Begleitung derselben.

§. 7.

Auf den Reisen zu Wasser sind von einer Meile zur andern und in gewissen Entfernungen Schildwachen ausgestellet, damit sie sich, wenns Noth thut, gewisse Zeichen geben und einander etwas bekant machen können. Am Tage geben sie sich die Zeichen vermittelst eines dicken Rauchs, den sie durch gewisse zu dem Ende aufgerichtete Oefen machen, darein sie die Blätter von den Bäumen zusammen tragen, und sie anzünden. In der Nacht geschicht es durch Lösung eines kleinen Geschützes. Die Soldaten, die zu einer solchen Wache gehören, und deren Anzahl bald in zehen, bald fünfen, bald in noch wenigern bestehet, nachdem es die Beschaffenheit des Ortes erfordert, stellen sich aus Ehrerbietung gegen den Mandarin am Ufer ins Gewehr. Der eine unter ihnen hält eine fliegende Fahne, die andern aber halten ihr Gewehr, wie es üblich ist. Ist der Reisende ein Abgesandter, so werden auf das Vorder- und Hintertheil seines Schiffes vier Fahnen ausgestecket, daran folgende Worte mit grossen Buchstaben geschrieben stehen: **Kin tchai ta gin, das ist, ein grosser Abgesandter des Hofes.** Diese Aufschrift stehet zwischen etlichen kleinern Fahnen und Standarten, die von verschiedener Farbe sind, und ein angenehmes Spiel des Windes vorstellen. So oft des Abends die Anker geworfen und des Morgens wieder gelichtet werden, so wird der Mandarin mit Lösung einiger Stücken begrüsset, worauf sich die Trompeten hören lassen. Wenn es Nacht wird, so werden auf dem Schif vorn und hinten grosse und kleine Laternen angezündet, die auf eine solche Art gestellet sind, daß sie eine ganz artige Erleuchtung machen, nemlich allemal zehen hängen senkrecht, und drey horizontal. An den ufern werden schildwachen ausgestelt.

§. 8.

Sobald die Laternen angezündet sind, so muß der Capitain des Ortes sich mit seinen Soldaten gerade gegen das Schif des Mandarins über stellen, und er zählet seine Leute, die er bey sich hat, mit lauter Stimme, und theilet die Schildwachen ordentlich ab. Der Patron des Schiffes spricht alsdenn ein langes Formular, darin alle Zufälle namhaft gemachet werden, die eine Gefahr bringen könten, Feuer, Diebe, Räuber Die schiffe werden des nachts begleitet.

und dergleichen, und erinnert damit die Soldaten, daß sie es würden verantworten müssen, fals sich davon etwas zutragen solte. Die Soldaten beantworten einen jeden Artikul mit einem heftigen Geschrey. Darauf begeben sie sich zu ihrer Hauptwache, und lassen einen auf der Schildwache, der im Hin- und Hergehen beständig zwey Bambousstöcke an einander schläget, damit niemand zweifele daß er wache, und die andern desto sicherer schlafen können. Diese Schildwache wird alle Stunden abgelöset, und die neue Wache muß eben das Klappen mit den Stöcken durch die ganze Nacht fortsetzen. Ist der Reisende ein Mandarin vom hohen Rang, oder sonst ein Grosser des Hofes, so wird ihm eben diese Ehre erwiesen.

§. 9.

Grosse menge der canäle in China.

Die Menge der Canäle in China hat ganz was sonderbares an sich; sie sind oft auf beyden Seiten mit Steinen und Werkstücken eingefasset, zehen bis zwölf Fuß hoch, welche Steine an vielen Orten ein dunkelgrauer Marmor, fast wie unsere Schiefersteine, zu seyn scheinen. Die Ufer einiger dieser Canäle sind wol 20 bis 25 Fuß hoch, und das auf beyden Seiten, daß sie sich einander völlig gleichen, so daß oft viele Maschinen dazu erfordert werden, wenn man das Wasser aus denselben in die Höhe treiben und auf die Felder leiten will. Manche unter denselben gehen wol zehen Meilen in gerader Linie fort, welches insonderheit von dem Canal zu **Sou tcheou** und **Vou si hien** gesagt werden kan. Der Canal, der an der Stadt **Hang tcheou** Nordwestwärts gezogen worden, erstrecket sich ebenfals sehr weit in gerader Linie. Er ist allenthalben mehr als 15 Klaftern breit. Auf beyden Seiten ist er mit Werkstücken eingefasset und mit Häusern besetzet, die voller Menschen sind. Die beyden Ufer liegen voller Schiffe; und wo das Ufer niedrig und mit Wasser bedecket ist, da sind grosse steinerne Brücken, drey und drey neben einander angeleget, daß sie als ein Damm paßiret werden können. Die grossen Canäle, dergleichen in allen Provinzinzien befindlich sind, ergiessen ihr Wasser zur rechten und linken in viele andere kleine Flüsse, die es in die Ebenen und zu den Dörfern, zuweilen auch zu grossen Städten hinführen.

Wie auch brücken.

Hin und wieder sind sie mit unzähligen Brücken überleget, vermittelst welcher die Dörfer und Landschaften Gemeinschaft haben können. Diese Brücken ruhen manchmal auf drey, fünf bis sieben Bogen. Der mittelste unter diesen Bogen ist manchmal 36 bis 45 Fuß breit, und so angeleget, daß die Schiffe, ohne ihre Segelstangen und Mastbäume zu senken, durchpaßiren können. Die zur Seite stehenden Bogen sind wenigstens dreyßig Fuß breit, und nehmen nach der Abneigung der Brücke an ihrer Breite ab. Man findet darunter einige, die nur einen Bogen haben; andere sind rund, oder wenigstens in einem halben Circul gewölbet. Diese Gewölbe bestehen aus krumgebogenen Steinen, die fünf bis sechs Fuß lang, aber nur fünf bis sechs Zoll dicke sind. Einige sind winkelicht und vieleckigt. Gleichwie nun diese Bogen nicht alzudicke sind in der Höhe, so sind sie auch daher sehr schwach. Deswegen können nur leicht beladene Karren und kleine Wagen darüber fahren. Denn die Chineser lassen ihre meisten Waaren tragen. Ueber diese Brücken gehet man also, daß man auf der einen Seite durch Stufen auf, und auf der andern absteigen muß, die aber so beqvem angeleget, daß eine Stufe kaum drey Zoll hoch ist. Man findet unter diesen Brücken einige, die statt der Bogen und Gewölber drey oder vier grosse und senkrecht gestelte steinerne Pfeiler haben. Einige solcher Pfeiler sind 10, 12, 15 bis

15 bis 18 Fuß hoch. An dem grossen Canal sind einige derselben sehr nett und subtil, daß der darüber stehende Bogen frey zu schweben scheinet.

§. 10.

Einrichtung derselben.

Vielleicht ist es nicht unangenehm, alhier zu lesen, wie die Chinesischen Bauleute ihre Brücken anlegen. Wenn die beyden Enden, wo die Brücke anlieget, ausgemauret, und der Bogen geschlossen, oder die Pfeiler gestellet worden, fals die Brücke mehr als einen Bogen haben muß; so nehmen sie Steine, die vier bis fünf Fuß lang und einen halben Fuß breit sind, welche sie wechselsweise gerade in die Höhe stellen oder hinlegen, dergestalt, daß diejenigen, die den Schluß des Bogens machen sollen, liegen. Die Höhe des Bogens ist nie dicker, als einer von diesen Steinen dick ist: und weil diese Brücken, zumal wenn sie nur einen Bogen haben, zwischen beyden Seiten des Bogens einen Raum von 40 bis 50 Fuß haben, sie dahero auch nothwendig sehr hoch seyn müssen; so steiget man auf beyden Seiten durch Stufen in die Höhe, die almählig über die abhängigen Seiten auf und abgehen. Ueber einige solcher Brücken möchten wol die Pferde schwerlich kommen können. Der ganze Bau und Anlage dieser Brücken ist schön.

§. 11.

sonderlich der ohnweit Peking.

Unter dieser grossen Menge Brücken findet man insonderheit einige, die schön genennet werden können. Insonderheit war diejenige, die **Lou ko kiao** heisset, und dritthalb Meilen von **Peking** westwärts lieget, die aber zum theil durch eine plötzliche Ueberschwemmung ruiniret worden, eine der allerschönsten. Sie war von lauter Marmorsteinen erbauet, und ein Meisterstück der Baukunst. Auf beyden Seiten waren die schönsten Seulen, siebenzig auf einer jeglichen Seite. Zwischen diesen Seulen war die schönste Bildhauerarbeit von Marmor, daran Blumen, Blätter, Bäume, Vögel und andere Vorstellungen recht lebhaft abgebildet waren. Bey dem Auftritt auf der Morgenseite sahe man zu beyden Seiten marmorne Fußgestelle, auf welchen Löwen von ausserordentlicher Grösse stunden. An denselben sahe man viel kleine Löwen, die an den grossen hinauf stiegen oder herabkrochen, oder sich zwischen ihre Beine versteckten. Am andern Ende der Brücke, auf der Abendseite, fand man abermals zwey marmorne Fußgestelle, darauf zwey Kinder stunden, die mit grosser Kunst gearbeitet waren.

§. 12.

Ehrendenkmale der Chineser.

Unter die öffentlichen Gebäude muß man auch diejenigen Denkmale zählen, die von den Chinesern fast in allen ihren Städten aufgerichtet sind, um das Gedächtniß ihrer Helden zu verewigen, das ist, ihrer Capitains, ihrer Fürsten, ihrer Weltweisen und Mandarinen, die dem Vaterlande grosse Dienste geleistet, und sich durch gnädige Handlungen unvergeßlich gemachet. Man siehet, zum Exempel, bey der Stadt **Nan hiang**, in der Provinz **Qvang tong**, einen hohen Berg, aus welchem zween Flüsse hervorströmen, und der sonst ganz unersteiglich gewesen. Ein gewisser Colao, oder Staatsminister, versuchte es, diesen Berg durchzuarbeiten, und eine offene Strasse über denselben anzulegen. Zum Andenken einer so grossen Wohlthat hat man oben auf der Spitze des Berges seine Bildseule aufgerichtet, vor welcher man Räuchwerk anzündet, in der Absicht, das Andenken eines solchen Mannes recht groß zu machen, der ein so schönes und seinen Landsleuten nutzbares Werk zu Stande gebracht. Man zählet mehr als eilfhundert solcher Denkmale, die grossen Fürsten und andern durch Wissenschaften und Tugenden berühmt gewordenen Männern aufgerichtet worden. Die Weiber haben an dieser

ser Ehre auch Antheil; viele derselben sind durch prächtige Ehrentitul verewiget, und ihre grossen Tugenden werden noch täglich mit den Liedern besungen, die von Poeten zu ihrer Ehre verfertiget worden.

§. 13.

Worin solche insonderheit bestehen.

Es bestehen aber diese Ehrendenkmale insonderheit in Triumphbogen, die sie **Pai fang**, oder auch **Pai leou** nennen. Man findet derselben in allen Städten viele. Die meisten sind von grober Arbeit, und verdienen eben keine sonderliche Aufmerksamkeit; andere aber sind desto schätzbarer; einige sind von Holz, nur das Fußgestelle ausgenommen, welches von Marmor ist. Diejenigen, die man zu **Ning po** findet, haben gemeiniglich drey Pforten, eine grosse in der Mitte, und zwo kleine zur Seite. Es bestehen diese Pforten aus Pfeilern, die meistens aus einem Stück gearbeitet worden. Das Gebälke über denselben hat zwey bis drey Facen, die meistentheils schlecht und ohne Zierrathen oder Schnitzwerk sind; nur die äusserste oder letzte ohne eine ausgenommen, welche etwas gefaltet und mit einer Aufschrift gezieret ist. Statt des Kranzes ist ein Dach, das eine Krone vorstellet, und auf dem Pfeilerwerk ruhet. Man muß dieses mehr mit Kreide abzeichnen, als mit Worten beschreiben; denn so was seltsames findet man in unserer Gothischen Bauart nicht. Eine jede Pforte bestehet aus einem Stück, welches aber nach Proportion niedriger und kleiner ist. Alle diese steinerne Stücken sind in die Pfeiler eingezapfet, als ob es von Zimmerleuten angeleget wäre. Ueber diesen Triumphbogen, die nicht viel über 20 höchstens bis 25 Fuß hoch sind, siehet man allerhand menschliche Figuren, seltsame Gesichter, Blumen und Vögel, welche letztere sich auf verschiedene Art schwingen und bewegen, nebst andern dergleichen Zierathen. Sie ragen weit hervor, und einige sehen aus, als ob sie abgerissen wären. Diese Arbeit, ob sie gleich im Kleinen bestehet, ist dennoch sehr wohl gerathen, und hat viel artiges an sich. Und wenn man solcher Bogen mehrere in einer einzigen Strasse in gewissen Entfernungen siehet, so sieht es prächtig aus, und macht ein angenehmes Perspectiv.

§. 14.

Von mauren, thoren und thürmen der städte.

Da wir anderwärts *) von den Mauren und Pforten der Stadt **Peking** gehandelt, so ist eben damit schon ein Entwurf von der Pracht der Chineser bey ihren öffentlichen Gebäuden gegeben worden. Die meisten Städte sind hierin dieser Hauptstadt ähnlich. Ich füge nur dieses hinzu, daß diese Mauren so hoch aufgeführet worden, daß man die Häuser der Stadt nicht davor sehen kan. Sie sind dabey so breit, daß man mit einem Pferde gar beqvem darauf reuten kan. Die Mauer um Peking herum, so aus lauter Marmorsteinen bestehet, ist 40 Fuß hoch. Alle zwanzig Klaftern weit hat sie eine neue Flanqve und ist mit kleinen Thürmen besetzet, die in sehr gutem Stande sind. An einigen Orten sind Auftritte angeleget, daß man mit Pferden auf und ab kommen kan. Was die Thore anlanget, so sind sie zwar nicht so geschmücket und mit erhabener Arbeit gezieret, als die andern öffentlichen Gebäude; doch fallen sie wegen der ungemeinen Höhe der Pavillons, wegen der Gewölber und Bogen, die an einigen Orten von lauter Marmor sind, wegen ihrer Dicke und Vestigkeit ihres Mauerwerks gar sehr in die Augen. Die Thürme, die sonderlich in gewissen Provinzien und Städten sehr hoch gebauet, sind nicht weniger eine Zierde ihrer Städte. Man nennet sie im Chinesischen **Pao ta.** Sie sind mit verschiedenen Stockwerken übersetzet, die nach einer gewissen

*) Siehe hievon den ersten Theil S. 133.

wissen Proportion der Höhe abnehmen, und mit vielen Fenstern besetzet sind. Der Thurm zu Nan king in der Provinz Kiang nan ist der allerberühmteste. Man nennet ihn gemeiniglich den grossen, oder auch den Porcelainthurm. Ich habe zwar im ersten Theil dieses Werks schon etwas davon gemeldet; aber die umständliche Beschreibung, die der P. le Comte davon gegeben, verdienet alhier eingerücket zu werden.

§. 15.

Beschreibung des porcelainthurms.

Man findet, schreibet er, ausserhalb der Stadt, und nicht in derselben, wie einige geschrieben haben, einen Tempel, den die Chineser den Tempel der Dankbarkeit nennen, und der durch den Käyser Yong lo angeleget worden. Er stehet auf einem maßiven Grunde und ist mit einem marmornen Geländer umgeben. Man steiget auf zehen bis zwölf Stufen, die rings herum geführet sind, in die Höhe. Der Saal, so eigentlich den Tempel vorstellet, ist hundert Fuß tief, und hat einen marmornen Grund von einem Fuß hoch, und rund herum Sitze von zwey Fuß. Die Vorderseite ist mit einer Gallerie und mit einigen Pfeilern bedecket. Die Dächer, (denn nach der Chinesischen Gewonheit hat manches Haus zwey Dächer, eins, das mit der Mauer angehet, das andere aber, so dieselbe bedecket,) die Dächer, sage ich, sind mit grünen, helleuchtenden und laqvirten Ziegeln bedecket. Das innerliche Holzwerk ist schön gemahlet, und mit Figuren geschmücket, die künstlich in einander geschlungen sind, welches in den Augen der Chineser was grosses ist. Es in wahr, diese erstaunliche Menge Balken, Klammern, Giebel und Qverbalken, die allenthalben anzutreffen sind, haben etwas sonderbares und wunderswürdiges in sich; und es läst sich leicht begreifen, daß ein solcher Bau Arbeit und Unkosten erfordere, und die dabey herschende Unordnung rühret nur von den Bauleuten her, die noch keine Einsicht von der schönen Einfalt haben, die in unserer Bauart herschet, und sowol die Vestigkeit als Schönheit derselben befördert.

§. 16.

Fortsetzung.

Es hat gedachter Saal sonst kein Licht, als das durch die Thüren hinein fält. Drey derselben sind auf der Morgenseite, auf welcher man in den weltberühmten Thurm gehet, der einen Theil des Tempels ausmachet, und den ich jetzt beschreiben will. Es stellet dieser Thurm ein Achteck vor, ohngefähr 120 Fuß im Umfang, so daß jede Seite 15 Fuß beträget. Er ist von aussen in eine Mauer von eben dieser Gestalt eingefasset, die ohngefähr dritthalb Klaftern davon abstehet, von mäßiger Höhe, und mit gefernißten Ziegeln bedecket ist, die bis an den Thurm angeleget sind, und eine angenehme Gallerie machen. Der Thurm hat neun Stockwerke, deren jedes mit einem Kranz von drey Fuß breit bewunden, und mit einem eben so beschaffenen Dach bedecket ist, als das vorhinbeschriebene war; ausgenommen, daß es nicht so weit hervorreichet, weil es keine solche Stützen hat. Es wird auch immer kleiner, je höher es mit der Höhe des Thurmes steiget. Die Mauer des Thurms ist unten am Fundament zwölf Fuß dick, in welcher Dicke sie acht bis neun Fuß in die Höhe läuft. Er ist von aussen mit Porcelain nach gewissen Fächern beleget. Regen und Staub haben die Schönheit desselben vermindert; nichts destoweniger ist es noch gar wohl zu sehen, daß es Porcelain sey, ob wol von einer geringen Gattung. Es ist leicht zu begreifen, daß gemeine Steine nach einer Zeit von 300 Jahren, so lange nun dieser Thurm gestanden hat, den Glanz nimmermehr würden haben erhalten können.

§. 17.

Fortsetzung. Die Treppe, so man inwendig angeleget hat, ist schmal und sehr unbeqvem, weil die Stufen derselben sehr hoch sind. Ein jedes Stockwerk ist durch grosse Balken unterschieden, die in die Qvere geleget werden, und auf welchen ein Boden befindlich, und auf demselben eine Cammer, die mit verschiedenen Schildereien geschmücket ist; wo anders die Chinesischen Gemählde fähig sind, ein Zimmmer zu schmücken. Die Mauren der obersten Stockwerke sind mit unzähligen kleinen Aushöhlungen angefüllet, die man mit Götzenbildern von erhabener Arbeit ausgefüllet hat, welches ganz artig aussiehet. Alles ist verguldet, und entweder aus Marmor, oder von künstlich behauenen Steinen zubereitet. Mir komts aber so vor, als ob es nur gemeine Mauersteine wären. Denn die Chineser besitzen eine wunderswürdige Geschicklichkeit, allerley Zierathen in gemeine Mauersteine einzuätzen; indem die sehr feine und wohl durchgesiebte Erde, die dazu genommen wird, fähig ist, allerley Figuren anzunehmen.

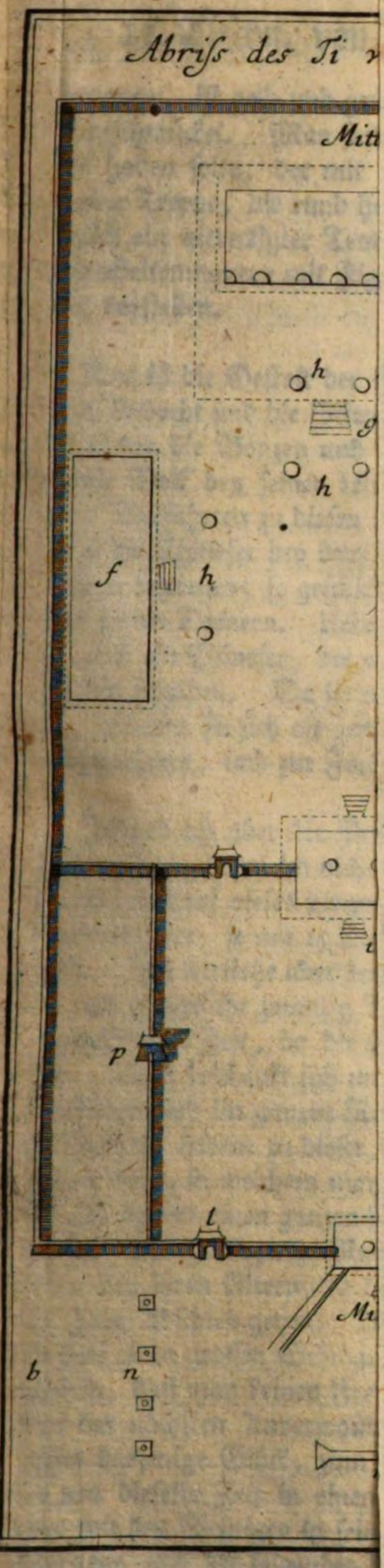
§. 18.

Fortsetzung. Das erste Stockwerk ist das höchste; die andern aber sind sich selbst untereinander gleich. Ich habe hundert und neunzig Stufen gezählet, die insgesamt zehen gute Zoll hoch waren, als welche ich genau gemessen habe; welches hundert und acht und funfzig Fuß machet. Rechnet man das verbauete, das neunte Stockwerk, darin keine Stufen befindlich sind, und die Crone des Thurms dazu, so wird man finden, daß der Thurm von seiner Grundfläche an über 200 Fuß hoch ist. Das Dach dieses Thurms ist nicht von geringerer Schönheit, als der Thurm selbst. Es ist dasselbe ein grosser Mastbaum, der auf dem Boden des achten Stockwerks vest stehet, und über dreyßig Fuß über demselben hervorraget. Er stehet zwischen breiten eisernen Banden von eben solcher Höhe, die schneckenweise herum gewunden sind, und einige Fuß weit vom Baum selbst abstehen. Er stellet also in freyer Luft einen hohlen und durchsichtigen Kegel vor, auf welchem ein Knopf von ausserordentlicher Grösse stehet. Das ist es, was die Chineser den Porcelainthurm nennen, und den vielleicht die Europäer einen Thurm von Mauersteinen nennen würden. Und ob er es auch der Hauptsache nach wirklich ist, so verdienet er doch um seines Umfangs, Höhe und Vestigkeit willen der prächtigste im ganzen Orient genennet zu werden.

§. 19.

Von den pagoden der Chineser. Unter den öffentlichen Gebäuden, dabey die Chineser ihre Pracht sehen lassen, darf man der Tempel und Pagoden nicht vergessen, die von Fürsten und vom Volk den fabelhaften Gottheiten zu Ehren aufgebauet worden. Die Anzahl derselben ist ganz erstaunlich in China; und die allermeisten sind auf Bergen angeleget. So unfruchtbar auch die dazu ausgesuchten Berge sind, so hat doch der Fleiß und Witz der Chineser dasjenige ersetzet, was ihnen die Natur versaget. Man findet Canäle, die mit unbeschreiblichen Kosten durchgearbeitet worden, Gärten, Haine, Grotten in Felsen ausgehauen, in welchen man sich gegen die Sonnenhitze verbergen kan, und die diese Einsamkeit angenehm machen. Es bestehen diese Gebäude theils in verdeckten Gängen, die mit viereckigten uud glatt polirten Steinen ausgeleget sind, theils in räumlichen Sälen und Flügeln, die man in den Ecken der Höfe findet, und die auf die grosse Gallerie führen, die mit steinernen, zum theil aber auch mit meßingenen Statuen angefüllet ist. Die Dächer dieser Gebäude sind wegen der Schönheit ihrer Steine ausnehmend; der Ferniß, damit

sie



eicher
enden
ſelben
ch ge-
rbeit,
h Un-

nach- Fortſetzung.
laſſen.
nden,
genen
leich-
ßiges
chen,
erach-
in ih-
els ge-
ebens-

ſentli- Von den fe-
onder- ſten der Chi-
ſahrs; neſer.
Later-
Mon-
. Das
m ein
ie Ge-
rung
ien ge-
Die-
groſſen
n, die
en ſie:
amilie
einge-
einmal
neuen
nehme,
her ein
. Des
zungen.

Alle Gewölber und Kramladen der Städte ſind ve beſchäftiget ſich

Fortsetzung.

die E
schied
auf d
ders
der o
mit
Alles
zube
die E
Mau
nom

Fortsetzung.

gleich
hoch
Fuß
befin
von
von
der a
selbe
die s
hen.
chem
Porc
nenn
um s
net z

Von den pagoden der Chinesen.

darf
fabel
erstau
auch
jenig
liche
in w
genel
eckig
geln,
mit
diese

Cajonyen statt Stelle ausfegueno; der Fernis, damit

sie

sie überzogen, ist gelb und grün, und die Ecken derselben sind mit Drachen von gleicher Farbe geschmücket. Man findet nicht leicht eine Pagode, die nicht einen freystehenden Thurm haben solte, der mit einem Dach beleget worden. Man steiget auf denselben durch eine Treppe, die rund herum geführet worden. Mitten im Dach befindet sich gemeiniglich ein viereckigter Tempel. Das Gewölbe desselben ist von Mosaischer Arbeit, und die Seitenmauern mit Figuren geschmücket, die allerhand Bilder, zuweilen auch Ungeheuer vorstellen.

§. 20.

Fortsetzung. Das ist die Gestalt der meisten Pagoden, die mehr oder weniger groß sind, nachdem die Andacht und die Mittel derer groß oder klein sind, die dieselben erbauen lassen. Hier wohnen die Bonzen und Götzenpriesters, die tausenderley Betrügereyen anwenden, dasjenige Volk bey seiner Leichtgläubigkeit zu erhalten, das von sehr weit entlegenen Oertern Walfahrten zu diesen Tempeln anstellet, die dem Teufel gewidmet sind. Gleichwie aber die Chineser bey dem Dienst, den sie ihren Götzen erweisen, kein regulmäßiges Verhalten bezeugen; so geschicht es sehr oft, daß sie sich aus dem Götzen so viel machen, als aus seinen Dienern. Ueberhaupt zu reden, so sind die Bonzen in sehr grosser Verachtung, und ein Chineser, der auf Ehre und Reputation hält, wird sich nicht leicht in ihren Orden begeben. Da sie nun auf die Weise meistens zur Grundsuppe des Pöbels gehören, so sehen sie sich oft genöthiget, junge Leute aufzukaufen, die sie zu ihrer Lebensart angewöhnen, und zur Fortsetzung ihres teuflischen Handwerks anweisen.

§. 21.

Von den festen der Chineser. Indem ich aber die Pracht der Chineser beschreibe, so würde ich etwas wesentliches übergehen, wenn ich nichts von ihren Festen meldete. Es sind derselben insonderheit zwey, darauf vieles verwendet wird. Das eine fält auf den Anfang ihres Jahrs; das andere aber, so am 15 Tage des ersten Monats gefeyert wird, nennen sie das Laternenfest. Ich verstehe aber durch den Anfang des Jahrs den Beschluß des zwölften Monden, und ohngefähr zwanzig Tage nach dem ersten Monden des folgenden Jahres. Das ist eigentlich die Zeit, da die Chineser müßig sind. Alle Geschäfte haben alsdann ein Ende. Man beschenkt sich unter einander; die Posten werden aufgehalten, und die Gerichtsstuben sind im ganzen Reich geschlossen. Und das nennen sie eine **Verwahrung** der Siegel, indem zu dieser Zeit wirklich derjenige Kasten mit vielen Ceremonien geschlossen wird, in welchem man das Siegel jeden Tribunals zu verwahren pfleget. Diese Musse dauert einen ganzen Monat, und ist unter den Chinesern eine Zeit einer grossen Freude. Die geringeren Mandarins machen ihre Aufwartung bey den vornehmern, die Kinder bey ihren Eltern und das Gesinde bey ihren Herrschaften. Und das nennen sie: dem Jahr Abschied geben. Am Abend desselben Tages versamlet sich die ganze Familie und hält einen grossen Schmauß. An einigen Orten ist ein seltsamer Aberglaube eingeschlichen, daß man keinen Fremden zu derselben Zeit im Hause dultet, auch nicht einmal einen der nächsten Anverwandten, weil sie besorgen, daß er beym Anfang des neuen Jahrs dasjenige Glück, zum Nachtheil des Herrn in demselben Hause, zu sich nehme, das um dieselbe Zeit in einem Hause einzukehren pflege. Es verschleust sich daher ein jeder mit den Seinigen in seinem Hause, und macht sich mit seiner Familie lustig. Des Morgens und die folgenden Tage aber entstehen ausserordentliche Freudensbezeugungen. Alle Gewölber und Kramladen der Städte sind verschlossen, und man beschäftiget sich

mit lauter Spielen, Lustbarkeiten und Comödien. Es ist niemand, so arm er auch seyn mag, der nicht in diesen Tagen sein bestes Kleid anziehen solte. Diejenigen, die es im Vermögen haben, erscheinen insonderheit prächtig. Man besuchet seine Freunde, Anverwandten, die ältesten Brüder, Vormünder nnd alle diejenigen, an deren Gunst und Gewogenheit einem was gelegen. Man stelt Comödien an, man beschenkt sich unter einander, man wünschet sich so viel gutes als man wünschen kan. Kurz, das ganze Chinesische Reich ist alsdenn in Bewegung, es siehet allenthalben lustig und frölich aus.

§. 22.

Fortsetzung. Der funfzehente Tag des ersten Monats wird insonderheit recht feierlich begangen. Ganz China ist an demselben erleuchtet; und wenn es möglich wäre, dieses ganze Reich von einer gewissen Höhe zu übersehen, so würde man finden, daß es in lauter Feuer stehe. Dieses Fest fängt gemeiniglich mit dem Abend des dreyzehnten Tages an, und dauret bis zum sechzehnten oder siebenzehnten Tage. Es ist weder in den Städten noch auf dem Lande, weder auf den Küsten noch auf den Flüssen eine Person zu finden, die nicht gemahlte und auf mancherley Art geputzte Laternen anzünden solte. Es ist kein Haus, so armselig es auch sonst darin aussehen möchte, da nicht im Hofe oder an den Fenstern Laternen aufgestecket seyn solten. Ein jeder will sich bey der Gelegenheit sehen lassen. Die Armen machens so gut sie können; die Reichen lassen sichs wol 200 Gulden kosten; die grossen Mandarins aber, die Statthalter und der Käyser selbst, wenden zwey, drey bis viertausend Livres dran. Es ist solches ein Schauspiel für die ganze Stadt. Man läuft von allen Orten zusammen, und zur Vermehrung des Vergnügens unter dem Pöbel lässet man dieselben Abende die Thore der Städte unverschlossen. Es ist alsdenn erlaubet, selbst in die Tribunale und Gerichtshöfe der Mandarinen zu gehen, die sich eine Ehre daraus machen, dieselben zu schmücken und ihre Pracht dabey sehen zu lassen.

§. 23.

Fortsetzung. Die Laternen, so man alsdann anzündet, sind sehr groß, einige derselben bestehen wol aus fünf bis sechs Flügeln, deren Rähmen mit Ferniß überzogen, und vergulde sind. Einen jeden Flügel beziehet man mit sehr feiner und durchsichtiger Seide, die man mit Blumen, Bäumen, Thieren und allerley menschlichen Gestalten bemahlet. Einige solcher Laternen sind rund, und von einem hellen durchscheinenden Horn gemachet, das mit blauer Farbe bemahlet, und überaus schön anzusehen ist. In diese Laternen werden viele Lampen gesetzet, nebst verschiedenen Wachslichtern, deren heller Schein die mit vieler Kunst angebrachten Figuren recht belebet. Der Knopf dieser Maschinen ist mit mannigfaltigem Schnitzwerk gezieret, an dessen Spitzen und Winkel Bänder von Atlas und Seide von verschiedener Farbe angeknüpfet sind. Man findet einige darunter, die so zugerichtet, daß sie den Zuschauern zum Vergnügen und Belustigung Gelegenheit geben. Man erblicket auf denselben Pferde in vollem Galop, Schiffe die hin und hergeworfen werden, marschierende Kriegesheere, Tänze und andere dergleichen Dinge mehr. Alle diese Figuren werden von gewissen versteckten Personen unvermerkt in Bewegung gebracht. Manchmal stellen sie den Schatten grosser Prinzen, Prinzessinnen, Soldaten, Narren und anderer Personen vor, deren Bewegungen den Worten derer, die sie mit grosser Kunst regieren, so gemäs sind, daß man darauf schweren solte, man höre sie wirklich reden. Andere tragen einen Drachen herum, der vom Haupte bis zum Schwanz

mit

mit lauter Lichtern besetzt, und wol 60 bis 80 Fuß lang ist, dem sie eben solche Wendungen zu geben wissen, wie sie an einer natürlichen Schlange angetroffen werden.

§. 24.

Dieses Fest wird aber durch die Kunstfeuer am herlichsten gemachet, die fast an allen Hauptplätzen grosser Städte angezündet werden. Hierin meinet ohnedem der Chineser etwas besonders zu leisten. Der P. Magalhaens erzählet, daß er durch ein solches Kunstfeuer, das man in seiner Gegenwart angezündet, in grosse Verwunderung gesetzet worden. Es ward unter andern ein Geländer von rothen Weintrauben vorgestellet. Dieses Geländer brante, ohne verbrant zu werden. Der Weinstock, die Zweige, die Blätter und Beeren wurden ganz langsam verzehret. Man sahe im Feuer die rothen Trauben, die grünen Blätter, die Farbe des Holzes vom Weinstock so lebendig abgebildet, daß man hätte glauben sollen, es sey ein natürlicher Weinstock.

Dabey werden allerhand kunstfeuer angezündet.

§. 25.

Man wird davon noch besser urtheilen können, wenn man dasjenige Kunstfeuer betrachtet, das der Käyser Cang hi einstens zum Vergnügen seines Hofes anzünden lies, und wovon unsere Missionarien, die sich eben damals beym Käyser befanden, selbst Augenzeugen gewesen. Es fieng sich das Kunstfeuer mit einem halben Dutzend grosser Cylinder an, die in die Erde gepflanzet waren, die in einer Höhe von zwölf Füssen in der Luft allerhand Feuerflammen vorstelleten und darauf als ein güldener Regen wieder zurücke fielen. Darauf folgete ein grosser künstlicher Kasten der an zwo Seulen in die Höhe gewunden ward, aus welchem ein Feuerregen heraus fuhr, nebst vielen Laternen, die mit grossen Characteren beschrieben waren, die insgesamt in einem Schwefelfeuer branten; und endlich ein halb Dutzend Wandleuchter als Seulen gestaltet, darinn sich das Licht in verschiedenen Etagen sehen lies: welches alles sehr angenehm zu sehen war, und aus einer dunklen Nacht auf einmal einen hellen Tag machte. Endlich zündete der Käyser selbst das Hauptfeuerwerk mit eigener Hand an, da sich denn in kurzer Zeit in der ganzen Rüstung, die 80. Fuß lang und 40 bis 50 Fuß breit war, alles im Feuer sehen lies. Als das Feuer gewisse Stangen und papierne Figuren ergrif, die auf allen Seiten herum gepflanzet waren, so sahe man eine erstaunliche Menge Schwärmer, Laternen, Leuchter und dergleichen in der Luft durcheinander fliegen, die alles weit und breit erleuchteten. Dieses Lustspiel daurete etwa eine halbe Stunde, und man sahe wechselsweise allenthalben blaue und gelblichte Flämgen mit unter spielen, die Trauben an einem Weingeländer vorstelleten, und bey dem hellen Lichte, das überal leuchtete, den Augen einen sehr angenehmen Anblick verursacheten.

Worin die Chineser grosse Geschicklichkeit haben.

§. 26.

Unter den Cerimonien, die bey dieser Gelegenheit vorfallen, ist eine insonderheit merkwürdig. Nemlich in den meisten Häusern schreiben die Oberhäupter der Familien mit grossen Characteren auf ein rothes Papier oder auf ein laqvirtes Bret folgende Worte: Tien ti, San Kiai, Che fan, Van lin, Tchin tscai, welche folgende Bedeutung haben: Dem wahren Regierer des Himmels, der Erde, der drey Gränzen *), der zehentausend Geister **). Dieses Papier spannen sie in einen Rahm, oder bevestigen es auf einem Bret, legen es im Hofe auf einen Tisch, legen zu demselben Getreide, Brodt, Fleisch und andere dergleichen Sachen, werfen sich darauf zur Erde nieder und opfern es bey angezündeten Räucherkerzen.

Beschluß.

*) Das ist, der ganzen Welt. **) Das ist, einer unbeschreiblichen Menge.

Zwölfter Abschnitt,

Von den Cerimonien der Chineser bey ihren Höflichkeitspflichten, bey ihren Visiten, Beschenkungen, in ihren Briefen, bey ihren Solennitäten, Hochzeiten und Begräbnissen.

§. 1.

Die Chineser sind grosse liebhaber der erimonien.

In keinem Stück nehmen es die Chineser genauer, als bey den Cerimonien und Höflichkeiten, die sie einander erweisen. Sie halten dafür, daß die Aufmerksamkeit auf die Beobachtung aller Pflichten des bürgerlichen Lebens so vermögend sey, als irgend etwas anders, die Gemüther von derjenigen Wildheit zu befreyen, darinnen sie geboren werden, und sie dagegen zu einem sanften Wesen, zur Friedfertigkeit, zur guten Ordnung und Unterthänigkeit im Staat anführen könne. Durch Bescheidenheit uud Höflichkeit, sagen sie, die im bürgerlichen Leben bewiesen wird, unterscheiden sich die Menschen von den wilden Bestien. Unter den vielen Büchern, darin die Reguln der Höflichkeit enthalten sind, findet sich insonderheit eins, darin mehr als dreytausend solcher Reguln gezählet werden. Es ist darin alles pünctlich vorgeschrieben; die gewöhnlichen Grüsse, die Visiten, Geschenke, die feierlichen Tage, alles, was so wol öffentlich als besonders zu geschehen pfleget, ist bey ihnen mehr ein Gesetz, als ein blosser Gebrauch, der durch die Gewonheit eingeführet worden.

§. 2.

Fortsetzung.

Diese Einrichtung der öffentlichen Höflichkeiten läuft überhaupt darauf hinaus, wie man sich gegen andere beugen, niederknien, ein oder mehrmal niederfallen soll, nachdem es Zeit und Ort, nachdem es das Alter und der Stand der Personen erfordert, sonderlich wenn man bey andern Besuche ableget, Geschenke zuschicket, oder seine guten Freunde bey sich tractiret. Die Fremden, die sich ebenfals nach diesem Cerimoniel richten müssen, erschrecken anfänglich vor der Menge mühsamer Cerimonien: die Chineser aber, die von Jugend auf dazu angehalten worden, finden nicht nur nichts beschwerliches dabey, sondern setzen auch etwas besonders darin, und glauben, daß wegen Mangel einer solchen Auferziehung alle andere Völker Barbaren worden wären.

§. 3.

Ueber die erhaltung derselben wachet ein eigenes tribunal.

Und damit nicht etwa die künftigen Zeiten in dem Gebrauch dieser Ceremonien eine Aenderung einführen möchten, so ist zu Peking ein eigenes Tribunal aufgerichtet, dessen vornemste Absicht diese ist, daß die alten Cerimonien bey ihrer Gültigkeit erhalten werden sollen. Dieses Tribunal ist auch so strenge, daß es nicht einmal den Fremden eine Ausnahme davon gestatten will. Ehe daher Abgesandten bey Hofe eingeführet werden, so ist es gewönlich, daß sie sich erst vierzig Tage vorher müssen unterweisen lassen und in den Cerimonien allerhand Uebungen vornehmen, so wie sich etwa unsere Comödianten exerciren, ehe sie auf die Schaubühne treten. Man erzählet, daß der Großfürst von Moscau ehedem in einem an den Chinesischen Käyser geschriebenen Briefe gebeten, seine Käyserliche Majestät möchtens doch seinem Ambassadeur zu gute halten, wenn er etwa aus Unerfahrenheit in dem Chinesischen Cerimoniel etwas ungeschicktes mit unterlaufen lies; worauf ihm gedachtes Cerimonientribunal, Namens **Li pou**, die dreiste Antwort

wort ertheilet, welche von den Missionarien auf Befehl des Käysers selbst folgendergestalt getreulich übersetzet worden: Legatus tuus multa fecit rustice : Euer Abgesandter hat sich in vielen Dingen grob und bäurisch aufgeführet.

§. 4.

Betrachtung darüber.

Ihre affectirte Ernsthaftigkeit und Höflichkeit komt anfänglich einem Europäer überaus lächerlich vor; aber er muß sich nothwendig dazu beqvemen, wo er nicht als ein grober und unhöflicher Mensch angesehen werden will. Ueberdies hat auch eine jede Nation ihr eigenes Naturell und Lebensarten, und man muß nicht nach den Vorurtheilen der Auferziehung urtheilen, wenn man ihre Sitten und Gebräuche entweder gut heissen oder verdammen wil. Wenn wir daher die Gewonheiten der Chineser mit den unsrigen vergleichen, so möchten wir leicht verführet werden, so ein weises Volk für halb närrisch zu halten; so wie hingegen die Chineser ihres Ortes nach ihren besondern Vorstellungen, uns für Barbaren halten. Man betrügt sich aber auf beyden Seiten. Die meisten menschlichen Handlungen sind an sich selbst gleichgültig, und bedeuten weiter nichts, als was mit der ersten Einführung derselben verbunden werden sollen. Es wird daher nicht selten dasjenige, was in dem einen Lande ein Zeichen der Ehre ist, in einem andern als ein Merkmal der Verachtung angesehen. An vielen Orten ist es eine grosse Beleidigung eines ehrlichen Mannes, wenn man ihn bey seinem Bart anfasset; an andern Orten aber ist es ein Zeichen einer tiefen Ehrerbietung, und daß man sich eine Gnade von ihm ausbitten will. Die Europäer stehen auf und entblössen das Haupt, wenn sie jemand empfangen wollen, der sie besuchet; die Japeneser im Gegentheil rühren sich nicht und entblössen auch nicht ihr Haupt, sondern ziehen nur die Schuhe aus; und in China ist es eine grosse Unhöflichkeit, wenn man bey entblöstem Haupte mit einem andern redet. Comödien und musicalische Instrumente sind fast allenthalben Merkmale der Freude; in China aber bedient man sich derselben bey Begräbnissen.

§. 5.

Es komt bey ihnen vieles darauf an.

Damit wir nun die Gebräuche, die unsern Vorurtheilen entgegen sind, weder loben noch tadeln, so sagen wir nur dieses, daß die Cerimonien, so beschwerlich und gezwungen sie auch seyn mögen, von den Chinesern als solche betrachtet werden, die in die gute Ordnung und Ruhe des Staats einen grossen Einfluß haben. Es ist ein eigenes Stück ihrer Bemühungen solche zu lernen, und ein Stück der Weisheit, solche zu verstehen. Man bildet die Jugend von ihren zartesten Jahren dazu, und, so beschwerlich sie im Anfang auch sind, so werden sie ihnen doch gar bald zur andern Natur. Daher weiß ein jeder unter ihnen, was er dem andern im bürgerlichen Leben zu erweisen schuldig ist. Die Grossen wissen, wie sie sich gegen den Käyser, gegen die Prinzen und gegen ihres gleichen zu verhalten haben. So gar die Handwerksleute, die Bauren und der schlechteste Pöbel beobachten gewisse Formalitäten gegen einander, die im Chinesischen Cerimoniel vorgeschrieben sind, und wodurch ihr Umgang artig und wohlanständig wird. Man wird solches aus einer umständlichern Beschreibung ersehen, in welche ich mich einlassen will.

§. 6.

Cerimonien bey verehrung des käysers

Es giebt gewisse Tage, da die Mandarins in Ceremonienkleidern dem Käyser ihre Aufwartung machen, und wenn er auch nicht selbst in Person erscheinet, so ehren sie doch seinen Thron auf eben die Weise, als ob er selbst gegenwärtig wäre. Ehe das

Zeichen

Zeichen gegeben wird, da sie in den Hof Tchao *) eintreten dürfen, so sitzet ein jeglicher auf seinem Küssen im Hofe, der vor der mittäglichen Pforte des Pallastes ist. Dieser Hof ist mit Steinen gepflastert und so sauber, als ein Saal immer seyn kan. Das Küssen, darauf sie sitzen, ist nach dem Unterschied ihres Ranges auch von den andern unterschieden; Diejenigen, die das Recht haben, ein Küssen zu führen, (denn es ist nicht allen erlaubt,) haben im Sommer ein seidenes, das sich durch die Farben unterscheidet, und die Mitte desselben führet insonderheit das Unterscheidungszeichen. Im Winter haben sie Küssen von Pelzen, die dem werth nach sie nach dem Rang unterscheiden. Bey dieser grossen Menge, dabey man lauter Tumult und Verwirrung vermuthen solte, gehet alles in einer wundernswürdigen Ordnung zu. Jeder weiß seinen Platz, und wem er weichen muß; man weiß gar nicht, was Rangstreitigkeiten sind.

§. 7.

Fortsetzung. Als man den Leichnam der verstorbenen Käyserin beysetzte, rief einer von den ersten Prinzen vom Geblüt einen **Colao** oder Staatsminister und wolte mit ihm sprechen. Dieser näherte sich ihm und antwortete ihm kniend, und der Prinz lies ihn auch in dieser Stellung, ohne ihm zu befehlen aufzustehen. Des Morgens verklagte ein **Coli** und alle **Colao** den Prinzen vor dem Käyser deswegen, daß er einen ansehnlichen Staatsminister in einer so unanständigen Positur liegen lassen; die **Colao** aber und namentlich dieser, der auf die Knie niedergefallen, daß er die höchste Reichswürde entehret hätte, und daß die andern **Colao** sich nicht dagegen gesetzet, oder daß sie doch den Käyser nicht davon benachrichtiget hätten. Der Prinz entschuldigte sich damit, daß er theils nicht gewust hätte, was desfals üblich sey; theils habe er eine solche Herablassung von dem **Colao** nicht gefordert, Der **Coli** führte so gleich ein Gesetz einer alten Käyserlichen Dynastie an, worauf der Käyser dem **Li pou** oder Cerimonientribunal so gleich Befehl ertheilte, dieses Gesetz im Archiv aufzusuchen, und fals es nicht zu finden wäre, so solte aufs künftige eine Verordnung aufgesetzet werden.

§. 8.

Die Cerimonien sind auf alle fälle bestimmet, z. e. bey der wahl einer käyserl. gemahlin.

Das Cerimoniel ist bey allen solchen Gelegenheiten bestimmet, wo etwa die Grossen des Landes erscheinen und dem Käyser Cour machen müssen. Ein solcher Fall war es zum Exempel, als der jetzige Käyser öffentlich bekant machte, welche unter seinen Weibern er zur Käyserin erwählet habe. Es musten dabey zuförderst zween Doctores, die Mitglieder des hohen Raths waren, das Compliment an den Käyser aufsetzen, und solches dem Cerimonientribunal zur Beurtheilung vorlegen. So bald es von diesem Gericht war gebilliget worden, so machte man zu den Cerimonien Anstalt. Man setzte an dem dazu bestimten Tage früh morgens vor die erste Pforte, die gegen Morgen **) gehet, einen Tisch, auf denselben stellete man vier Seulen, und auf diese setzte man ein Dach. Dieses kleine Tragezelt war mit gelber Seide und mit andern Zierrathen behangen. Zu der bestimten Stunde legte man ein sehr kostbares Buch auf diesen Tisch, darin das für den Käyser aufgesetzte Compliment geschrieben war. Es waren auch in demselben die Namen der Prinzen, der Grossen des Hofes und der Oberhofgerichte geschrieben, die dieser Ceremonie mit beywohnen solten. Einige Mandarinen die auf eine ihrem

*) Das ist der Hof, der vor dem Saal ist, darin der Thron stehet.

**) Die grosse Pforte, so gegen Mittag lieget, wird blos für den Käyser selbst geöfnet, oder bey solchen Cerimonien, die eine Beziehung auf seine Vorfahren haben.

ihrem Stande gemäſſe Art gekleidet waren, huben dieſen gekrönten Tiſch auf und trugen ihn fort. Alle Prinzen vom Geblüt, alle andere Prinzen und der vornemſte Adel waren nach ihrem Range bereits voraus gegangen, und warteten bey einer inneren Pforte des Pallaſtes.

§. 9.

Die andern vornehmen Bedienten, zum Exempel, die erſten Staatsminiſters, die Doctores vom erſten Rang, die Präſidenten der Oberhofgerichte, und andere tartariſche und Chineſiſche ſo wol Gelehrte als Kriegsmandarinen, die alle in Ceremonienkleidern erſchienen und nach ihrer Würde rangiret waren, folgeten dieſem Tiſch auf dem Fuß nach. Viele muſicaliſche Inſtrumente machten bey dieſem Zuge ein Concert, das für Chineſiſche Ohren ſehr angenehm war. Die Paucken und Trompeten lieſſen ſich an verſchiedenen Orten des Pallaſtes hören. Man trat den Marſch an, und als man nahe an die Pforte Ou muen gekommen war, ſo verbanden ſich die Fürſten und Prinzen mit den andern, die das Compliment begleiteten, und giengen voran. Alsdann gieng alles nach bis zum groſſen Audienzſaal *). Als ſie in den Saal eingetreten waren, ſo ward der Tiſch, den man dahin getragen, abgedecket, und das Compliment, ſo als ein kleines Buch eingebunden war, ward auf einen andern Tiſch geleget, der zu dem Ende mitten in dem Audienzzimmer hingeſtellet worden. Als ſie ſich alle in der ſchönſten Ordnnng hingeſtellet hatten, ſo machten ſie die gewönlichen Beugungen vor dem Käyſerlichen Thron, als ob der Käyſer ſelbſt zugegen geweſen wäre. Sie ſtunden erſtlich alle nach ihrem Rang und Würden, darauf fielen ſie auf die Knie und berührten mit ihrer Stirn die Erde dreymal und ſtunden wieder auf. Und dieſes thaten ſie zum andern und zum drittenmal. Hierauf blieb ein jeder an ſeinem Orte in groſſer Stille, die Muſic lies ſich wieder hören, und die Präſidenten des Cerimonientribunals erinnerten den erſten Verſchnittenen, der den Käyſer bedienete, daß alle Groſſen des Reichs Se. Käyſerliche Majeſtät demüthigſt bitten lieſſen, Dero herlichen Thron zu beſteigen. Als dieſes dem Käyſer war zu wiſſen gethan worden, ſo erſchien er und ſtieg auf den Thron. Alsbald näherten ſich die hiezu ernennten vornehmen Doctores dem Tiſch, fielen etlichemal auf die Knie und ſtunden wieder auf. Einer von ihnen nahm alsdenn das mehrgedachte kleine Buch, und las das Compliment ſehr laut und vernemlich her, das im Namen dieſer vornehmen Geſelſchaft dem Käyſer gemacht werden ſollen. Als dieſes Compliment, das nicht lang ſeyn darf, geendiget war, und die Doctores ihren vorigen Plaz wieder eingenommen hatten, ſo ſtieg der Käyſer wieder vom Thron und begab ſich in ſeine innere Zimmer. Fortſetzung.

§. 10.

Nachmittags erhuben ſich die Prinzeſſinnen vom Geblüt nebſt andern Prinzeſſinnen und Damen vom erſten Rang in den vorhergemeldeten Pallaſt; eine jede näherte ſich nach ihrem Rang und Stande dem Pallaſt der Käyſerin. Sie wurden von einer Staatsdame angewieſen, die bey ſolchen Gelegenheiten Cerimonienmeiſterin iſt, und in Anſehung des Frauenzimmers eben dasjenige vorſtellet, was der Präſident des Cerimonientribunals in Anſehung der Männer zu verrichten hat. Kein Cavalier, kein Mandarin unterſtehet ſich dabey zu erſcheinen. Als nun alle Damen im Pallaſt der Käyſerin Fortſetzung.

*) Es iſt dieſes der Saal, wo der Käyſer den Abgeſandten Gehör giebt, wo er alle zwey oder drey Jahr den öffentlichen Unterricht ertheilet, und wo er am erſten Tage des Jahrs von ſeinen vornemſten Bedienten die Glückwünſchungen annimt.

angelanget waren, so wurden sie Derselben von dem obersten der Verschnittenen gemeldet. Diejenige, die dieser ganzen Cerimonie vorstund, wendete sich zur Käyserin und sagte: **Ich bitte die Käyserin im Namen dieser Versamlung allerunterthänigst, daß Sie geruhen wolle, aus ihrem Pallast heraus zu kommen und sich auf ihren Thron zu setzen.** Das Frauenzimmer hat ihr Compliment nicht in einem solchen kleinen Buch aufgezeichnet, wie in Ansehung des Käysers geschicht; sondern sie überreichen nur einen Bogen von besonderm Papier, auf welchem das Compliment mit vielen Ausschmückungen geschrieben stehet. Als dieser Bogen überreichet worden, so machten die Damen, die bisher gerade gestanden, tiefe Neigungen. Wobey zu merken, daß das Chinesische Frauenzimmer sich wie das Europäische zu neigen pfleget. Diese ihre Beugung heisset **Van fo.** Van heisset so viel als zehentausend, und fo bedeutet Glück. Van fo heisset also, unzähliges Glück. Als in dieser Monarchie noch die erste Einfalt herschete, so erlaubte man dem weiblichen Geschlechte, wenn sie sich gegen die Männer neigeten, die zwey Worte Van fo dazu zu sagen; da aber mit der Zeit die Unschuld der Sitten ein wenig geändert worden, so hat man für gut befunden, den Weibern nicht mehr zu gestatten, mit den Männern zu reden, sondern sie dürfen ihnen nur ein stummes Compliment machen; so wie man diesen auch die Freyheit geraubet hat, zu den Weibern ein Wort zu sprechen. Nach dieser doppelten Beugung knieten die Damen nieder, und berührten mit ihrer Stirn die Erde, doch nur einmal; denn so ist es vom Cerimonientribunal vorgeschrieben worden. Darauf stunden sie wieder auf, und blieben in der vorigen Ordnung und Stille stehen, bis die Käyserin vom Thron herab gestiegen war, und sich wieder in ihre Zimmer begeben hatte.

§. 11.

Ihr cerimoniel ist in allen andern fällen bestimmet, z. e. beym grüssen.

Es ist nicht zu bewundern, daß am Hofe ein gewisses vestgesetztes Cerimoniel eingeführet worden; aber darüber muß man sich wundern, daß auch diejenigen Reguln aufs genaueste bestimmet worden, wie ein jeder insonderheit mit dem andern umgehen soll, wenn er es entweder mit seines gleichen, oder mit denen, die einen höhern Rang haben, zu thun hat. Kein einziger Stand ist von solchen Reguln befreyet. Von den Mandarinen an bis zu den geringsten Handwerksleuten beobachtet ein jeder gegen den andern diejenige Subordination, die sein Rang, Verdienst und Alter von ihm erheischen. Ihr gewöhnlicher Gruß geschicht also, daß sie die Hände vest vor der Brust zusammen schliessen, mit denselben etwas bewegliches anzeigen, mit dem Haupte ein wenig nicken und einander zurufen: Tsin, tsin; welche Complimentirworte alles bedeuten, was man will. Wenn sie jemanden begegnen, dem sie Ehrerbietung schuldig, und erweisen wollen, so schlagen sie die Hände in einander, heben sie in die Höhe und lassen sie nieder zur Erde, wobey sie auch den Leib sehr tief neigen.

§. 12.

beym wiedersehen.

Wenn zwo Personen, die einander kennen, nach langer Abwesenheit einander wiedersehen, so fallen sie beyde auf die Knie und beugen sich bis zur Erde. Darauf stehen sie wieder auf, und wiederholen diese Ceremonie zwey bis dreymal. Fo, welches so viel als Glück heisset, ist gemeiniglich das Wort, dessen sie sich bey dergleichen Ehrenbezeugungen bedienen. Ist jemand vor kurzem erst angekommen, so fragen sie ihn Na fo? das ist, ob alles auf seiner Reise glücklich von statten gegangen. Fragt man sie, wie sie sich befinden, so antworten sie; Sehr wohl, mit Hülfe eurer überflüßigen Glückseligkeit.

Cao

Cao lao ye hung so. Wenn sie einen Menschen sehen, der sich wohl befindet, so sagen sie zu ihm: Xung so, das ist, die Gesundheit und das Glück ist auf eurem Angesicht abgemalet, ihr habt ein glückliches Gesicht. Dergleichen Wohlstand, der einem jeden nach seinem Stande gebüret, wird auf den Dörfern so wol als in den Städten beobachtet. Sie mögen mit einander reisen, oder einander begegnen, so sind ihre Worte allezeit voll Leutseligkeit und Höflichkeit. Wenn man sich z. E. angelegen seyn lässet, ihnen was gefälliges zu erweisen, so sagen sie: Fei sin, ihr verschwendet euer Herz. Wenn man ihnen einen Dienst erwiesen hat, heisset es: Sie pou tsin, meine Dankbarkeit kan kein Ende haben. Wenn sie einer beschäftigten Person nur einiger massen hinderlich fallen, so sagen sie: Fan lao, ich bin euch sehr unbeqvem; oder Te tsoui, es ist ein grosser Fehler, daß ich mir diese Freyheit genommen: Wenn man ihnen mit einer Ehrerbietigkeit zuvor komt, so rufen sie: Pou can, pou can, pou can, das ist, ich kans nicht, ich kans nicht, ich kans nicht zu geben, daß ihr euch also um mich bemühet. Sagt man nur etwas geringes zu ihrem Lobe, so sagen sie Ki can, wie solte ich mich unterstehen, nemlich zu glauben, was ihr von mir saget. Wenn sie einen Freund von sich lassen, der bey ihnen gespeiset, so heists: Yeou man, oder vielmehr Tai man, wir haben euch schlecht empfangen und schlecht bewirthet. Dergleichen Redensarten haben die Chineser häufig bey der Hand, die sie auch mit einem schmeichlerischen Ton auszusprechen wissen; aber man muß ja nicht meinen, daß das Herz allemal Theil daran habe. Unter den gemeinen Leuten wird der Rang allemal denen an Jahren älteren gelassen. Sind es aber Fremde, so haben die den Vorzug, die am weitesten her sind, es sey denn, daß etwa Rang oder Stand das Gegentheil erfordern. In den Provinzien, wo die rechte Hand die Ehrenseite ist, da richten sie sich auch nach dem Gebrauch. Denn es ist zu wissen, daß in einigen Provinzien die linke Hand die Ehrenseite ist. Wenn zween Mandarinen einander auf der Strasse begegnen, so weichen sie gern einander aus, so lange es möglich ist, zumal wenn sie von ungleichem Rang sind; sind sie aber von gleichem Rang, so grüssen sie einander freundlich, doch ohne aus der Chaise zu steigen; sie küssen die in einander geschlagenen Hände, sie heben dieselben zum Haupt in die Höhe, und das thun sie, so lange sie einander sehen können. Ist einer von beyden niedriger, so läst er seine Chaise stille halten, oder wenn er zu Pferd ist so steiget er ab, und macht gegen den ihm vorgehender Mandarin eine tiefe Beugung.

§. 13.

Ehrfurcht gegen eltern und herren.

Nichts kan mit derjenigen Ehrerbietung verglichen werden, die von den Kindern gegen die Eltern, und von den Lehrlingen gegen ihre Herren bewiesen wird. Sie regen eltern und den wenig und setzen sich nie in ihrer Gegenwart nieder. Sie haben die Gewonheit, sonderlich an gewissen Tagen, dergleichen der erste Tag im Jahr, der Geburtstag und einige andere Gelegenheiten sind, dieselben kniend zu verehren, und mit der Stirn etlichemal die Erde zu berühren.

§. 14.

Bescheidenheit im gemeinen Umgange.

Wenn die Chineser sich mit einander unterreden, so bedienen sie sich der bescheidensten und ehrerbietigsten Ausdrücke: wo sie es nicht mit vertrauten Freunden oder mit geringen Personen zu thun haben, so werden sie gewiß nie sagen ich und du oder ihr in der ersten und andern Person; denn das würde eine grosse Unhöflichkeit seyn. Anstatt also, daß sie etwa sagen solten: Der Dienst den ihr mir erwiesen habt, ist

mir höchst angenehm, so sprechen sie: der Dienst, den der Herr seinem Knecht, oder, der Lehrer seinem Lehrling erwiesen hat, ist mir höchst angenehm gewesen. Wenn ferner ein Sohn mit seinem Vater redet, so wird er sich allemal seinen Enkel nennen, ob er gleich der älteste und in solchen Jahren ist, daß er schon wieder Kinder hat. Zuweilen bedienen sie sich auch ihres eigenen Namens, wenn sie auf eine recht ehrerbietige Art reden wollen. Denn es ist zu bemerken, daß man den Chinesern mehrere Namen giebt, die ihrem Alter oder ihrem Rang gemäs sind. Anfänglich legt man ihnen den Familien Namen bey, der allen denen gemein ist, die von einem Großvater abstammen. Ohngefähr einen Monat nach ihrer Geburt geben Vater und Mutter dem Kinde einen kleinen Namen, oder, wie sie sich auszudrucken pflegen, einen Milchnamen; und das ist gemeiniglich der Name einer Blume, eines Thieres, oder sonst eines bekanten Dinges. Wenn der Knabe anfängt zu studieren, so erhält er einen neuen Namen von seinem Herrn, den er mit dem Familiennamen verbindet. Und mit diesem zusammen gesetzten Namen wird er genennet, so lange er studieret. Komt er zu seinen männlichen Jahren, so nimt er selbst unter seinen Freunden einen andern Namen an, und diesen behält er, mit demselben unterzeichnet er seine Briefe und andere Schriften. Erlanget er endlich eine ansehnliche Ehrenstufe, so benennet man ihn mit einem besondern Namen, der seinem Stande und Verdiensten gemäs ist; und mit diesem Namen muß man ihn nach den Regeln der Höflichkeit nennen, wenn man es mit ihm zu thun hat. Es würde eine Grobheit seyn, ihn bey seinem Familiennamen zu nennen, es sey denn, daß derjenige, der es thut, eines weit erhabenern Standes sey. Diese Höflichkeit und Bescheidenheit, dazu die Chineser von Jugend auf angewehnet werden, erwecket bey dem Volk eine grosse Hochachtung gegen ihre Regenten, welche sie als ihre Väter ehren. Die Merkmale aber, wodurch sie ihre Ehrerbietung an den Tag legen, kommen uns eben so ausserordentlich vor.

§. 15.

Cerimonien beym abschied eines gouverneurs.

Wenn ein Gouverneur einer Stadt sich nach einer andern Provinz begiebt, und die bisherige Ehrenstelle mit algemeinem Beyfal des Volks verwaltet hat; so bemühet sich dieses recht um die Wette, demselbigen alle ersinliche Ehre zu bezeugen. So bald er seine Abreise antrit, so findet er auf der Hauptstrasse auf zwo bis drey Meilen allenthalben Tische gestellet, die mit einem schönen und bis auf die Erde herabhangenden seidenen Tuch bedecket sind. Man zündet auf denselben Räuchwerk an; es stehen darauf Leuchter, Wachslichter, Fleisch, Hülsenfrüchte und andere Speisen. Auf der andern Seite der Tische stehet Thee und Wein, den man ihm darzubieten pfleget. So bald der Mandarin erscheinet, so fält das Volk auf die Knie und beuget sich bis zur Erde. Einige unter denselben weinen, oder stellen sich wenigstens kläglich an; andere bitten ihn abzusteigen, und die letzten Merkmale ihrer Dankbarkeit anzunehmen. Man bietet ihm Wein und allerley Speisen an, und er wird auf die Weise allenthalben angehalten. Das lustigste dabey ist dieses, daß sich Leute finden, die ihm seine Stiefeln zu verschiedenenmalen ausziehen, und ihm neue anlegen. Alle die Stiefeln nun, die der Mandarin berühret hat, werden von seinen Freunden sehr geehret und als grosse Kostbarkeiten aufgehoben. Die ersten, so man ihm ausgezogen, werden zur Dankbarkeit in einem besondern Behältniß verwahret, und in dem Thor aufgehänget, zu welchem er ausgezogen.

§. 16.

§. 16.

Cerimonien an seinem geburtstage.

Wenn die Chineser ihrem Gouverneur an seinem Geburtstage eine Ehre erweisen wollen, so kommen die Vornemsten der Stadt an einem bestimten Ort zusammen, und gehen in guter Ordnung in seinen Pallast, ihre Glückwünschungen bey ihm abzulegen. Ausser den gewönlichen Geschenken, die mit ihrem Besuch verbunden sind, bringen sie ihm auch eine grosse mit Firniß überzogene Büchse, die mit vergüldeten Blumen ausgeleget, und unten in zehen bis zwölf Fächer abgetheilet ist, die mit allerhand Arten von Confituren angefüllet sind. So bald sie in den Saal eingetreten, wo die Ceremonie vor sich gehen soll, so treten sie alle in eine Reihe, sie bücken sich sehr tief, sie fallen auf die Knie und krümmen sich bis zur Erde, es sey denn, daß sie der Gouverneur aufstehen heisse, welches er auch gemeiniglich zu thun pfleget. Zuweilen nimt der Vornemste unter ihnen einen Becher mit Wein, hebt denselben mit beyden Händen hoch in die Höhe und spricht: **So tsiou**, siehe dieser Wein bringet Glück; **Cheou tsiou**, der Wein bringet ein langes Leben. Bald darauf trit ein anderer hervor, hebet die Confituren in die Höhe, präsentiret sie dem Gouverneur ehrerbietig und spricht: Siehe, das ist der Zucker des langen Lebens. Die andern wiederholen diese Ceremonien wol dreymal, und thun dabey eben diesen Wunsch.

§. 17.

Fortsetzung.

Betrift diese Ehre einen Mandarin, der sich durch seine Gerechtigkeit, Fleiß und Gütigkeit gegen das Volk besonders hervorgethan, und sie wollen ihre Dankbarkeit gegen denselben auf eine ausnehmende Art zu Tage legen; so haben sie ein anderes ganz eigenes Mittel, diejenige Hochachtung zu erkennen zu geben, die ihnen das Volk wegen ihrer glücklichen Regierung erweisen will. Die Gelehrten lassen ein Kleid machen, das aus lauter kleinen Stücken von rothem, blauem, grünem und schwarzem Atlas zusammen gesetzet wird. Dieses Kleid bringen sie ihm an seinem Geburtstage mit grossen Cerimonien, und unter dem Klang musicalischer Instrumente. Wenn sie in den äussern Saal kommen, wo er Gericht zu halten pfleget, so lassen sie ihn ersuchen, in demselben zu erscheinen. Sie präsentiren ihm sodann dieses Kleid, und bitten ihn solches anzulegen. Der Mandarin macht anfänglich einige Schwierigkeit dagegen, und bezeuget, daß er solcher Ehre ganz unwürdig sey: endlich aber giebt er dem Bitten der Gelehrten und des ganzen Volks nach, welches herbeyläuft und den ganzen Hof erfüllet. Man nimt ihm sein äusseres Kleid ab, und legt ihm dagegen das Kleid an, damit er beschenket worden. Sie wollen ihrer Meinung nach durch die verschiedenen Farben alle Nationen vorstellen, die verschiedene Kleider von mancherley Farbe tragen; und dadurch zugleich andeuten, daß ihn alle Völker als ihren Vater ansehen, und daß er würdig gewesen, sie zu regieren. Daher nennen sie auch dies Kleid **Quan gin y**, das ist, das Kleid aller Völker. Zwar bedienet sich der Mandarin desselben weiter nicht, als denselben Augenblick; aber es wird von seiner Familie als ein besonderes Denkmal seiner Ehre und Verdienste aufgehoben. Man giebt dem Käyserlichen Statthalter davon Nachricht, und zuweilen wird es sogar dem Käyser bekant. Der P. **Contancin** wohnete einstens einer solchen Ceremonie bey, als er einem Gouverneur an seinem Geburtstage Glück wünschen wolte.

§. 18.

Zeit der visiten.

So oft man einem Gouverneur oder sonst einer vornehmen Person aufwarten will, so muß es vor der Mahlzeit geschehen; oder wenn man auch erst speisete, so muß man

sich doch des Weins enthalten. Es würde ein Mangel der Ehrerbietigkeit gegen eine solche Person seyn, wenn man vor derselben mit einem solchen Angesicht erschiene, aus welchem zu schliessen wäre, daß man sich was zu gute gethan; und der Mandarin würde es für eine grosse Beleidigung halten, wenn er nur einige Spuren einiger Trunkenheit bemerken solte. Betrift es aber eine Visite, die man eben denselben Tag wieder abstattet, da man sie empfangen, so kan es gar wohl nach Tische geschehen. Denn das zeiget von der eifrigen Bemühung, derjenigen Person, die uns besuchet, wiederum die schuldige Ehre zu erweisen.

§. 19.

Ehrenbezeugungen der gelehrten,

Es ist insonderheit eine unumgängliche Pflicht für die Gelehrten, die allein an der Regierung des Volks Antheil haben können, daß sie den alten Gesetzgebern und den berühmtesten Weltweisen ihres Reichs, namentlich aber dem Confucius Ehre erweisen, der in seinem Leben sehr vieles zur vernünftigen Regierung des Reichs beygetragen, und viele Reguln der Weisheit nach seinem Tode hinterlassen hat. Alles, was sie bey dieser Gelegenheit zu beobachten haben, ist durch gewisse Gesetze bestimmet und vest gesetzet worden. In einer jeden Stadt ist ein eigener Pallast aufgebauet, darin sich die Gelehrten versamlen. Es hat derselbe verschiedene Namen empfangen. Gemeiniglich heisset er **Pouan cong**, der Königliche Saal; oder **Ta ching tien**, der Saal der Weisheit oder Vollkommenheit; oder auch **Ta hyo**, das grosse Collegium; oder **Quoe hyo**, das Reichscollegium. Man findet in demselbigen verschiedene verguldete und laqvirte Tafeln, die an den Wänden aufgehänget sind, und daran die Namen derer geschrieben stehen, die sich durch Wissenschaften berühmt gemachet haben. **Confucius** stehet unter denselben oben an, und alle Gelehrten des Reichs sind verbunden, diesem Fürsten der Gelehrten Ehre zu erweisen. Die Cerimonien so dabey vorfallen, sind folgende.

§. 20.

die insonderheit dem Confucius erwiesen werden.

Diejenigen, so nach einem scharfen Examen würdig befunden worden, unter die **Sieou tsai** oder Baccalaureos aufgenommen zu werden, begeben sich zuförderst in das Haus des **Ti hio tao** oder des Mandarin, in schwarzer Kleidung und mit der gewönlichen Mütze. So bald sie da angekommen, beugen sie sich tief, fallen auf die Knie und bücken sich etlichemal zur Erde. Hierauf treten sie wieder in die Höhe, und stellen sich zur rechten und zur linken Hand in eine Reihe, bis ihnen der Mandarin Befehl ertheilet, den Baccalaureushabit anzulegen. Man bringet ihnen alsdenn die gewönlichen Oberröcke und seidenen Mützen. Jeder leget den seinigen an, und trit wieder in die vorige Ordnung, um sich aufs neue vor dem Thron des Mandarins zu beugen. Von hieraus marschiren sie mit einem ernstlichen Amtsgesicht nach dem Pallast des Confucius, beugen sich sehr tief, und berühren mit ihrem Haupte viermal die Erde, sowol zu Ehren seinem Namen, als auch zu Ehren der andern berühmtesten Philosophen, auf die Art, wie es vorher in dem Hause des Mandarins geschehen. Diese erste Verrichtung der Baccalaureen geschicht in ein einer Stadt vom ersten Rang, und es kan keiner davon dispensiret werden, es sey denn, daß er eine tiefe Trauer habe, oder erweislich krank sey. Wenn die Baccalaurei wieder in ihrem Vaterlande angekommen, so kommen diejenigen, die unter einem Gebiete wohnen, zusammen, sich vor dem Gouverneur tief zu beugen, der ihrer wartet, und sie vor seinem Thron mit neuen Merkmalen der Ehre empfängt. Er stehet sodann auf, und bietet ihnen einen Becher Wein an, den er vor-

her

her hoch in die Höhe gehoben. An verschiedenen Orten werden ihnen gewisse Kleidungsstücke von rother Seide ausgetheilet, deren jedes ein Wehrgehänge vorstellet. Sie bekommen zween dünnne Stäbe, die mit silbernen Blumen umwunden sind, die sie auf beyden Seiten ihrer Mützen als Heroldsstäbe bevestigen. Der Gouverneur ziehet sodann vor ihnen her, und sie marschiren zum Pallast des Confucius, um die gewönliche Ceremonie zu vollenden. Dieses ist so zu reden das Siegel ihrer Würde, dadurch sie im Besitz derselben bestätiget werden; und sie ihres Orts bezeugen durch diese feierliche Handlung, daß sie seiner Vorschift bey Regierung des Staats nachleben wollen.

§. 21.

Ihm wird ein besonderes Fest gefeiret.

Ausser dem aber haben die Käyser verordnet, daß die Doctores und alle Gelehrten im Namen des ganzen Reichs diesem grossen Mann zu Ehren ein Fest feyern sollen. Den Tag vor diesem Fest machet man alle gehörige Anstalten. Es muß ein Meister des Fleischerhandwerks das Schwein schlachten, die Bedienten des Tribunals bringen Wein, Gewächse, Blumen und Hülsenfrüchte, die man zwischen Wachslichtern und Càssoletten, (oder solche Gefässe, darin man allerhand wohlriechende Wasser auflöset,) in guter Ordnung auf einer Tafel hinleget. Des Morgens versamlen sich die Gouverneurs, Doctores und Bacculaurei unter dem Schall der Pauken und Hautbois in dem Saal, wo das Fest gefeiret werden soll. Der Cerimonienmeister, der auf alle Handlungen genau acht haben muß, befielet ihnen bald sich zu beugen, bald auf die Knie zu fallen, bald bis auf die Erde sich zu bücken, bald aber wieder aufzustehen. Wenn nun die Zeit da ist, da die Ceremonie angehen soll, so nimt der erste Mandarin nach und nach das Fleisch, den Wein, die Hülsenfrüchte, und präsentiret sie auf dem Tische des Confucius unter dem Schall musicalischer Instrumente; dabey einige Lieder zu Ehren dieses Weltweisen abgesungen werden. Man hält ihm darauf eine Lobrede, die nicht viel über acht bis zehen zehen Zeilen lang ist, und die in allen Städten des Reichs von einerley Inhalt ist. Man lobet darin seine Gelehrsamkeit, seine Weisheit, seine guten Sitten. Und diese Ehre, die in der Person des Confucius allen Gelehrten erwiesen wird, kützelt die Eifersucht der Lehrer ungemein. Diese Handlung endiget sich mit verschiedenen und oft wiederholten Beugungen, unter dem Schall der Flöten und Hautbois, und mit vielerley Höflichkeiten, so die Mandarins unter und gegen einander beweisen. Endlich vergräbet man das Blut und Fleisch des geopferten Thieres, man verbrennet, zur Bezeugung der Freude, verschiedene seidene Zeuge, die an eine Stange bevestiget worden, und die von derselben wie ein grosses Tuch zur Erde herab hangen. Man begiebt sich darauf in einen andern Saal, um daselbst einigen alten Gouverneurs der Städte und Provinzien Ehre zu erweisen, die sich durch glückliche Verwaltung ihrer Aemter unsterblich verdient gemacht. Endlich geht man in einen dritten Saal, wo die Namen der Bürger angeschrieben stehen, die sich durch ihre Tugenden und Geschicklichkeiten ein Ansehen erworben, und beobachtet auch hier einige auf ihre Verehrung zielende Cerimonien.

§. 22.

Verhalten des käysers Kia tsing gegen den Confucius.

Man erzählet von einem Chinesischen Käyser, Namens **Kia tsing**, daß er, ehe er seine Geschäfte angefangen, sich erst in den Pallast des **Confucius** begeben, und ihm Geschenke gebracht habe. Wenn er vor dem Tisch dieses berühmten Lehrers stund, so redete er ihn also an:

„Ich, Käyser, komme heute, dir zum wohlverdienten Ruhm dieses Geschenke zu

„brin-

„bringen, als Merkmale meiner Hochachtung gegen alle Lehrer unserer Nation, und na„mentlich gegen den Fürsten **Tcheou kong** und gegen den **Confucius**. Ich, der ich „den geringsten ihrer Schüler nicht am Verstande übertreffe, sehe mich verbunden, mich „an die Schriften zu halten, die diese grossen Männer und weisen Lehrer des Alterthums „uns hinterlassen haben, und nach deren Vorschriften sich die Nachkommen richten müs„sen. Da ich mir nun vorgenommen habe, morgen in diesen Schriften zu studieren, „so wil ich bey Lesung derselben alle Kräfte meines Verstandes anwenden; ich will sie oft „lesen und wiederholen, als der geringste unter ihren Schülern, um mich recht gründlich „daraus zu unterrichten, und den Lauf meines Studierens mit Ehren zu vollenden.„

§. 23.

Bey den visiten der Chineser sind besondere Zeiten zu beobachten.

Es ist unter den Chinesern eine Pflicht der Höflichkeit, daß sie bey einander Visiten ablegen. Insonderheit aber muß es an gewissen Tagen des Jahrs geschehen; und es fallen ausser denselben Begebenheiten vor, da es ganz unvermeidlich ist, insonderheit in Ansehung der Schüler gegen ihre Lehrer, und der Mandarins gegen ihre Obern. Es gehören darunter Geburtstage, Neujahrstage, Vermählungstage, oder wenn einem vornehmen Mann ein Sohn geboren worden, wenn einer zu einer hohen Ehrenstufe erhoben worden, wenn jemand aus der Familie gestorben, oder wenn einer eine weite Reise antrit. Bey allen diesen Gelegenheiten darf man ohne die erheblichsten Ursachen den Besuch nicht unterlassen; ja es muß derselbe ordentlicher Weise mit Geschenken verbunden seyn, die oft in Kleinigkeiten bestehen, die aber demjenigen, dem sie gebracht werden, nützlich seyn können, und die im gemeinen Leben den Nutzen haben, daß dadurch theils die Freundschaft, theils die Dependenz unterhalten wird. Was die gewönlichen Besuche anlanget, so ist dazu keine Zeit vest gesetzet; und ob sie wol unter Freunden und Anverwandten ohne viele Umstände zu geschehen pflegen, so haben doch Gewonheiten und Gesetze manches Ceremoniel dabey eingeführet, das jederman, nur einem Chineser nicht, sehr gezwungen und beschwerlich vorkommen möchte.

§. 24.

Wie es dabey gehalten wird

1) beym anmelden,

Wenn man nun einen Besuch ableget, so muß man zuförderst dem Pförtner derjenigen Person, die man besuchen will, ein Visitenbillet, welches man **Tie tsee** nennet, überreichen. Es ist solches ein Bogen roth Papier, mit güldenen Blumen bemahlet, und der als ein Fächer zusammen geleget ist. In eine Falte dieses Bogens schreibet man seinen Namen und zwar mit solchen ehrerbietigen Zusätzen, die dem Character desjenigen, dem man aufwarten will, gemäs sind. Man schreibt zum Exempel: Der zärtliche und aufrichtige Freund meines Herrn; der unaufhörliche Schüler seiner Lehre, N. N. präsentiret sich hiermit als ein solcher, der seine Schuldigkeit beweisen und sich bis zur Erde beugen will. Das drucken sie mit den Worten aus: **Tun cheou pai.** Ist es ein vertrauter Freund, den man besuchet, oder ein gemeiner Mann, so ists genung, wenn dieses Billet aus einem einzeln Blat bestehet. Hat man Trauer, so pflegt dieses Blat weisser Farbe zu seyn. Der Mandarin, dem man aufwarten will, begnüget sich oft damit, daß er dieses Billet, so ihm sein Pförtner überreichet, annimmt; und alsdenn ist es nach Chinesischem Stilo so gut, als ob er die Visite persönlich angenommen hätte. Er läst ihn dabey bitten, sich nicht zu incommodiren, und nicht aus seiner Chaise zu steigen. Hernach aber so komt er entweder an eben demselben Tage, oder ehe drey Tage verfliessen, und legt seine Gegenvisite ab, und überreicht erst eben ein solches Billet, als ihm über-

übergeben worden. Nimt der Mandarin aber den Besuch an, und es ist eine vornehme Person, so wird seine Chaise durch zwey Höfe des Pallastes durchgebracht, bis an die Thür des Hauses, wo der Mandarin wohnet, der ihm daselbst entgegen komt.

§. 25.

Sobald man in den zweyten Hof gekommen, so findet man vor dem Saal zween Bedienten, die zuweilen den Sonnenschirm und grossen Sonnenfächer des Mandarins in den Händen halten, und sich gegen einander dergestalt neigen*), daß man den entgegenkommenden Mandarin, und dieser den Ankommenden schwerlich sehen kan. Ist man aus der Chaise gestiegen, so muß der Bediente des Ankommenden den grossen Fächer, der ihn bedeckte, abnehmen, und alsdenn befindet er sich in einer solchen Entfernung, daß er dem Mandarin den ersten Reverenz machen kan. Und mit demselben Augenblick geht das Ceremoniel an, das nun einmal nach Chinesischer Art vest gesetzet und unveränderlich gemachet worden. Man lieset in demselben, wie vielmal man sich bücken, was man dabey sagen, was für Ehrennamen man einander geben, wie man bald die rechte, bald die linke Seite erwählen müsse; indem die Provinzien, in Ansehung der Ehrenseite, von einander unterschieden sind. Man wird unterrichtet von den stummen Höflichkeiten, da der Herr des Hauses nur mit dem einzigen Wort; **Tsin tsin** nöthiget, da der andere, der nicht vorausgehen will, saget **Pou can**, ich unterstehe mich nicht; desgleichen, was der Herr des Hauses der Chaise für ein Compliment machet, darin er seinen Gast will holen oder wegbringen lassen, als vor welcher er sich ehrerbietig beugen, und mit seinem Kleide etwas von dem darauf sitzenden Staube abwischen muß.

2) wenn sie angenommen wird.

§. 26.

Hat man sich niedergesetzt, so muß man mit einer ernstlichen und gravitätischen Mine den Bewegungsgrund des Besuchs anführen, worauf der andere unter verschiedenen Beugungen eben so ernstlich antwortet. Sonst muß man ganz gerade auf dem Stuhl sitzen, ohne sich mit dem Rücken anzulehnen; die Augen muß man etwas zudrucken und sich nicht im Zimmer umsehen; die Hände hat man auf den Knien liegen, und die Füsse sind vorwerts ausgestrecket. So bald nur die Unterredung angefangen worden, so bringt ein kostbar gekleideter Bedienter so viel Theetassen herbey, als Personen gegenwärtig sind; dabey denn neue Cerimonien zu beobachten, wie man die Tasse anfassen, wie man sie zum Munde bringen und dem Bedienten wiedergeben soll. Ist die Visite geendiget, so nimt man unter andern Cerimonien Abschied. Der Herr des Hauses begleitet einen bis zur Chaise. Wenn man eingestiegen, so trit er ein wenig zurück, und wartet bis die Träger die Chaise aufgehoben haben. Wenn er weggehen will, so sagt man ihm nochmals Adieu, und er antwortet mit gleicher Höflichkeit.

3) im unterreden.

4) beym abschied.

§. 27.

Insonderheit aber wird alsdenn, wenn ein Abgesandter des Hofes bey den vornemsten Mandarins der Stadt den Besuch ableget, das Cerimoniel mit allen vorgeschriebenen Formalitäten aufs heiligste in acht genommen, so wol in Ansehung der Art und Weise, wie sie selbst, als auch wie ihre Begleitung empfangen werden muß. Wenn der Gesandte seinen Besuch abzulegen öffentlich erscheinet, so gehen vor seiner Chaise, in welcher er sich tragen lässet, dreyßig Personen paarweise vorher, deren einige kupferne Becken tragen, daran sie wechselsweise als auf Trommeln anschlagen; andere aber tragen

Visiten der gesandten bey den mandarins.

grosse Tücher, wie auch kleine überfernißte Tafeln, auf welchen mit grossen Buchstaben geschrieben stehet: Kin tchai ta gin, das ist, der Herr Abgesandte vom Hofe. Einige unter denselben haben Stöcke in den Händen, andere aber tragen Ketten; andere tragen auf den Schultern gewisse Instrumente, die mit verschiedenen Figuren bemahlet und verguldet sind; einige tragen hohe Mützen von Filz, die von cylindrischer Figur und rother Farbe sind, von welcher zwo verguldete Federbüsche herab hangen, und deren Geschäft darin bestehet, daß sie auf der Strasse schreyen und Lerm machen müssen. Vor diesem Zuge gehet ein Pförtner oder geringer Bedienter des Tribunals her und trägt das Visitenbillet (§. 24), welches der Gesandte zum voraus an die Mandarins und an alle Personen, die er besuchen will, verfertigen lassen. Auf beyden Seiten der Chaise gehen zwey oder vier Bedienten des Gesandten in herlicher Kleidung. Hinter her folgen viele andere seiner Domestiqven; der übrige Troß bestehet aus Leuten, die nur auf eine Zeitlang um einen täglichen Lohn gemiethet sind, so lange der Abgesandte an einem solchen Ort gegenwärtig ist. Ohngefähr 15 Personen bleiben in seinem Hause. Sechs derselben stehen mit Pauken, Pfeifen, Hautbois an der Pforte seines Hauses, und sind dazu bestellet, die ganze Nachbarschaft mit ihrem musicalischen Lermen zu erfüllen. Und das thun sie insonderheit, wenn Personen vom Rang und Stande entweder ein oder ausgehen. Die übrigen haben innerhalb des Hauses ihr Geschäfte.

§. 28.

Aufnahme derselben mit dem exempel P. Bouvet erläutert.

Die Art und Weise, wie die Gesandten von den Mandarinen empfangen werden müssen, ist ebenfals mit vielen Cerimonien verknüpfet, dabey sie sich nicht gelüsten lassen, das geringste zu versehen. Man kan aus derjenigen Aufnahme schliessen, die zu Nan tchang fou dem Pater Bouvet wiederfuhr, als er in Begleitung eines grossen Mandarins, Namens Tong lao ye, als ein Abgesandter des Käysers nach Europa abgeschicket ward. Er hatte seine Reise bis in besagte Stadt theils zu Pferde, theils in der Sänfte zurück geleget; und hier stieg er erst zu Schiffe. So bald sie beyderseits alhier angekommen waren, so fanden sie grosse Barqven, die für Schiffe von mitler Grösse paßiren konten, die bemahlt und verguldet waren, und die man zu ihrer Reise fertig hielt. Ehe sie sich einschiffen liessen, so kamen die Untersecretarii des Viceroi und der grossen Mandarins, die ihnen entgegen geschicket worden waren, und überreichten ihnen nach Gewonheit die geschriebenen Complimente von seiten ihrer Herren. Darauf setzten sie über den Fluß. Kaum hatte das Schif die andere Seite des Ufers berühret, als sie den Viceroi und die vornemsten Mandarins der Stadt vor sich fanden, die sie empfingen, und sie nöthigten ans Land zu steigen, und sie in ein Cong quang oder grossen Gasthof führten, der sehr bequem angelegt und nahe am Ufer war. Als sie in der Mitte des zweyten Hofes angelanget waren, so wendete sich der Statthalter nebst den Mandarinen, mit welchen er sich auf die Knie niedergeworfen hatte, zu ihnen, und fragte sie mit vielen Cerimonien im Namen der Gesellschaft, wie es um die Gesundheit des Käysers stehe; und als der Tog lao ye ihnen eine vergnügliche Antwort ertheilet hatte, so stunden sie insgesamt wieder auf.

§. 29.

Fortsetzung.

Hierauf ließ man die Abgesandten in einen Saal bringen, woselbst man ihnen zwo Reihen Lehnstühle hingesetzet hatte, die sie in der Ordnung, in welcher sie eingetreten waren, einnahmen. Sogleich ward ihnen Thee auf Tartarische und Chinesische Art gebracht,

bracht, welcher nach Cerimonie getrunken werden muste, nemlich also, daß ein jeder von der Gesellschaft die Tasse Tartarischen Thee in der rechten Hand hielt, und sowol vor dem Trinken desselben, als nach demselben, eine ehrerbietige Beugung gegen den Viceroi machte, als welcher dieses Geschenke besorget hatte. Was aber das Chinesische Theetrinken anlanget, so ist die Gewonheit, die Tasse mit beyden Händen anzufassen, und dieselbe bey einer tiefen Beugung bis auf die Erde herab zu nehmen, worauf man zu verschiedenen malen davon trinket, und die Tasse in der linken Hand behält. So bald dieses geschehen, so stund die ganze Gesellschaft auf, und der Viceroi samt den Mandarins präsentirten den Abgesandten die Billets, darauf die Geschenke benennet waren, die ihnen zur Provision auf ihre Reise mitgegeben und in ihre Schiffe gebracht worden. Darauf führten sie dieselben zur Tafel. Diese war in einem Saal zubereitet, darin man zwo Tafeln auf einerley Art angeleget hatte und bedienete. Es ging dabey theils auf Tartarische, theils auf Chinesische Art zu; mithin konte man einer grossen Menge beschwerlicher Cerimonien überhoben seyn, die sonst bey Chinesischen Gastereien beobachtet werden. Als die Tafel aufgehoben war, so begaben sich die Abgesandten wieder zu Schiffe. Bald darauf schickten ihnen die grossen Mandarins die Visitenbillette zu, und erschienen alle nach einander in eigener Person. Und dem Exempel der grossen Mandarinen folgten auch der Gouverneur der Stadt und die Präsidenten der daselbst befindlichen subalternen Tribunale. Die Besuche dieser letztern waren ebenfals mit Geschenkbilletten verbunden, die ihnen zur Nothdurft und Erquickung auf ihre Reise mitgegeben werden solten. Denn wenn man eine Reise zu Wasser thut, so ist die Gewonheit, daß statt einer von den Mandarinen jedes Ortes zubereiteten Tafel, allerley Nothwendigkeiten auf das Proviantschif gegeben werden. Man kan von dergleichen Geschenken aus dem urtheilen, das der Statthalter bey dieser Gelegenheit übersendete, und welches in folgenden Stücken bestund: 1) zwey Maas oder Scheffel vom feinesten Reis; 2) zwey Maas oder Scheffel Mehl; 3) ein Schwein; 4) zwo Gänse; 5) vier junge Hüner; 6) vier Enten; 7) vier Bund Meerkräuter; 8) zwey Bund Hirschnerfen, die in China, wenn sie vom Fleisch entblösset und getrocknet worden, für etwas auserlesenes gehalten werden; 9) zwey Bund vom Eingeweide eines gewissen Seefisches, und 10) eine gute Provision Wein. Die Geschenke der andern Mandarins waren in Ansehung der Beschaffenheit mit den vorigen fast durchgängig gleich. Gleichwie es nun fast in allen Städten des Chinesischen Reichs Mode ist, daß die Gesandten des Hofes von den Mandarinen beschenkt werden; so dürfen sie sich eben nicht mit vielen Lebensmitteln beladen, weil sowol der Gesandte als auch sein Gefolge genung an den Geschenken zu verzehren haben.

§. 30.

Wenn jemand ein Präsent überreichet, so wird ausser dem Visitenbillet auch ein Ly tan, das ist, ein rothes Papier übergeben, auf welchem der Name desjenigen stehet, der das Geschenk bringet, und ein Verzeichniß desjenigen, was er schenket. Wenn derjenige, von dem das Geschenk herrühret, in eigener Person erscheinet, so überreicht er nach den gewönlichen Höflichkeiten ein Billet, das man aus seiner Hand annimt, und solches einem der Bedienten zu verwahren giebet, ihm aber dafür ein tiefes Dankfagungscompliment abstattet. Wenn der Besuch geendiget ist, so liefet man das Billet, und nimt an, was einem anständig ist. Nimt man alles an, was darauf aufgezeichnet stehet, so behält man dasselbe, und schickt sogleich jemand ab, der dafür Dank saget, und

damit bezeuget, daß alles angenommen worden ſey. Nimt man aber nichts an, ſo ſchickt man das Billet mit ſamt dem Geſchenk wieder zurück, und füget ein Dankſagungsſchreiben bey, darauf geſchrieben ſtehet: Pi ſie, das ſind koſtbare Perlen, die ich mich nicht unterſtehe zu berühren. Wenn aber die Perſon, die das Geſchenk ſchicket, durch ihre Bedienten ſolches überbringen läſſet, oder die auf einem Zeddul angezeichnete Sachen zugleich nebſt dem Zeddul überſchicket; ſo pflegt man eben diejenigen Cerimonien dabey zu beobachten, als ob ſie es in eigener Perſon überbracht hätte. Oder wenn ſie nur auf einem ſolchen Billet verſchiedenes namhaft gemacht, das ſie einzukaufen willens, fals es von uns würde angenommen werden; in ſolchem Fall, und wenn man etwas anſtändiges darunter findet, nimt man einen Pinſel, und bezeichnet das Verlangte mit einem Cirkel. Sogleich wird es angeſchaft und herbey gebracht. Man ſchreibt ſodenn einen Dankſagungsbrief, darin man theils meldet, daß man alles empfangen habe, theils die Worte hinzufüget: Nu pi, übrigens ſind es köſtliche Perlen. Beſtehet das Geſchenke in Wein, ſo wiſſen die Bedienten die Laſt deſſelben dergeſtalt zu erleichtern, daß mans eher nicht merket, als wenn man die Gefäſſe öfnet. Es kommen übrigens manche Gelegenheiten vor, da es die Höflichkeit erfordert, ſich nach erhaltenem Geſchenk mit einem andern einzuſtellen. Das geſchicht ſonderlich im Anfang des neuen Jahrs. Iſt die Perſon, die das Geſchenk überſchicket, von Stand, Würden und vornehmer Herkunft, ſo muß die Perſon, die es empfängt, ſich vor dem Geſchenk tief bücken.

§. 31.

Cerimoniel in briefen.

Sogar die Briefe, welche die Chineſer an einander ſchreiben, ſind vielen Formalitäten unterworfen, inſonderheit aber die Briefe der Gelehrten recht damit überhäufet. Schreibet man an eine vornehme Perſon, ſo bedienet man ſich eines weiſſen Bogens, der zehen bis zwölf Falten hat, wie etwa ein Fächer zuſammen geleget iſt. Es wird dergleichen in kleinen Futteralen zum Verkauf herum getragen, wobey zugleich die ſchmalen Striche rothen Papiers ſind, die an den Briefen befindlich ſeyn müſſen. An der zweyten Falte fängt man an zu ſchreiben, und unten auf der letzten zeichnet man ſeinen Namen. Auf die Schreibart muß man in dieſen Briefen ſehr genau merken, als welche von den gemeinen Unterredungen weit abweichet. Die Buchſtaben erfordern eine neue Aufmerkſamkeit. Je kleiner ſie ſind, je ehrerbietiger läſt es in den Augen der Chineſer. Zwiſchen den Linien muß ein gewiſſer gemeſſener Raum beobachtet werden; am allerwenigſten aber darf man etwas von den Ehrenbenennungen weglaſſen, die den Perſonen, an welche man ſchreibet, nach ihrem Stande und Würden zukommen. Das Siegel, ſo man ſich anders deſſen bedienet, wird an zwey Orten aufgedruckt, erſtlich bey dem eigentlichen Namen desjenigen, der den Brief ſchreibet, und hernach bey den Anfangsbuchſtaben des Briefes ſelbſt; gemeiniglich aber wird das Siegel auf das Couvert oder kleine Säckgen gedruckt, darein die Chineſer ihre Briefe ſtecken. Iſt die Perſon, ſo den Brief ſchreibet, in tiefer Trauer, ſo legt ſie unter ihren eigentlichen Namen ein blaues Papier. Iſt der Brief geſchrieben, ſo ſteckt man ihn, wie gedacht, in ein kleines papiernes Säckgen, um welches in der Mitte ein rothes Band, zwey Finger breit, herum gewunden und darauf geſchrieben wird: Nuy han, das iſt, der Brief iſt inwendig. Darauf ſchlägt man ein neues Couvert von ſtärkerm Papier darüber, welches abermals, wie das erſte, mit einem rothen Bande umwunden wird. Und darauf ſchreibet man mit groſſen Buchſtaben den Namen und die Würde desjenigen, an den der Brief ſoll, verſiegelt

ihn an den beyden Oefnungen und setzt die Worte hinzu: Hou fong, das ist, verwahret und versiegelt. Bey der obersten und untersten Oefnung zeiget man das Jahr und den Tag an, da der Brief geschrieben worden. Sind es Briefe, die von den Mandarinen in wichtigen Angelegenheiten geschwinde an den Hof kommen sollen, so wird eine Feder an die Brieftasche bevestiget, und alsdenn muß der Courier Tag und Nacht reisen, und seine Commißion eilfertigst ausrichten.

§. 32.

Cerimonien der Chineser bey ihren gastereien.

Die Chineser stellen, wie alle andere Nationen, öfters grosse Gastgebote an, dabey sie einander wechselsweise Proben der Hochachtung und Freundschaft erweisen. Ebendabey aber herschet ein solches Cerimoniel, das zwar einem Chineser ganz natürlich ist, einem Europäer aber zur grossen Last gereichet. Es ist alles nach einem gewissen Maasstabe abgemessen, und mit Cerimonien eingeschränket. Sie haben aber zweyerley Arten der Festins; einmal die ordentlichen, dabey mehr nicht als 12 bis 16 Schüsseln aufgetragen werden; hernach die ausserordentlichen, dabey man einen jeden Tisch wenigstens mit 24 Schüsseln besetzet, und das Cerimoniel noch mehr beobachtet. Wenn nun alles recht genau und feierlich gehalten werden soll, so müssen vor dem Gastgebot drey Einladungen vorher gehen, welche vermittelst der Ti tsee oder Billets geschehen, die der Wirth an seine Gäste schreibet. Die erste Einladung geschicht den Tag vor dem Gastmahl, oder auch zween Tage vorher; wiewol dieses letztere etwas seltenes ist. Die andere erfolget am Morgen des zur Gasterey bestimten Tages, dadurch man die Gäste an die bereits geschehene Einladung erinnert, und sie aufs neue ersuchet, sich einzustellen. Endlich folgt die dritte, wenn nun alles bereitet ist, und zwar ebenfals vermittelst eines Billets, das der Wirth durch einen seiner Bedienten überreichen lässet, und worin er meldet, daß er nun auf seine Gäste mit einer Ungedult warte.

§. 33.

Ihre speisesäle und tische.

Der Saal, wo gespeiset werden soll, ist mit Blumentöpfen, Gemählden, Porcelain und andern Zierrathen reichlich ausgeschmücket. Es sind in demselben so viel Tische gestellet, als Gäste gebeten worden, es sey denn, daß die alzustarke Gesellschaft den Wirth nöthige, allemal zwey und zwey an einen Tisch zu bringen. Sehr selten geschicht es, daß bey grossen Gastereien ihrer drey an einen Tisch gesetzet werden. Es stehen aber diese Tafeln auf beyden Seiten des Saals gerade gegen einander über; die Vorderseite eines jeden Tisches ist mit einem seidenen Tuch behangen, das mit der Nadel gestickt ist, und unserm Altarschmuck sehr ähnlich siehet. Es sind zwar diese Tische nicht, wie die unsrigen, gedecket und mit Servietten beleget; aber die unvergleichliche Firnißarbeit, so daran befindlich ist, macht sie recht nett und schön. Am Rande dieser Tische stehen verschiedene Schüsseln mit zerschnittenem Fleisch, das pyramidenweise über einander geleget und oben mit Blumen und Citronen geschmücket ist. Es wird aber dieses Fleisch von niemand angerühret, sondern dienet nur zur Ausschmückung des Tisches, wie man es etwa bey uns mit den aufgestelten Figuren von Zucker zu halten pfleget.

§. 34.

Einführung der gäste in den speisesaal.

Wenn der Wirth seine Gäste in den Speisesaal einführet, so macht er ihnen erst durchgängig das Compliment. Darauf läst er sich einen kleinen silbernen oder aus einem kostbaren Holz verfertigten Becher mit Wein geben. Er hält denselben mit beyden Händen, macht nochmals ein tiefes Compliment gegen die Geladenen, und gehet vor

ihnen her in den Speiſeſaal, woſelbſt er ſeine Augen und Hände mit ſamt dem Becher zum Himmel erhebet und alsbald den Wein auf die Erde ausſchüttet; womit er anzeigen will, daß er die Gaben und Wohlthaten, die ſie jetzt genieſſen würden, vom Himmel empfangen habe. Hierauf läſſet er in eine ſilberne oder Porcelainſchale Wein eingieſſen, mit welchem er ſich unter einer tiefen Beugung zu dem vornemſten aus der Geſelſchaft wendet, und ihm die Tafel anweiſet, an welcher er ſitzen ſoll. Dieſer wiederſetzet ſich dieſem Vorzuge auf eine ſehr höfliche Art, und bezeuget, daß er deſſelben nicht würdig ſey; zugleich läſt er ſich eine Schale Wein bringen, und gehet mit derſelben dem Wirth entgegen, der allezeit hinter den Gäſten ſtehet, der ſich aber gegen dieſen mit den gewönlichen höflichen Ausdrücken entſchuldiget. Hierauf bringet der Wirth alsbald zween dünne Stäbe von Elfenbein, die mit Gold und Silber ausgeleget ſind und deren ſich die Chineſer ſtatt der Gabeln bedienen. Dieſe leget er vor den am Tiſch ſtehenden Lehnſtuhl parallel nieder, wo es nicht vorher ſchon geſchehen. Nach dieſen Cerimonien führet er den vornemſten Gaſt zum Lehnſtuhl, der mit einer reichen und mit ſchönen Blumen durchwirkten Tapete behangen iſt, und nöthiget ihn mit einer tiefen Beugung zum ſitzen. Dieſer weigert ſich eine Zeitlang mit vielen höflichen Worten, ſolche Ehrenſtelle anzunehmen; thuts aber doch. Der Wirth ſchickt ſich an, einem jeden ſeiner Gäſte eben dieſes Compliment zu machen, ſie ſind aber ſo höflich und überheben ihn dieſer Mühe. Es iſt hiebey zu bemerken, daß nach Chineſiſchem Gebrauch denen Fremden die Ehrenſtelle vor allen andern gebüret; und unter den Fremden demjenigen, der am weiteſten her iſt, oder wenigſtens dem älteſten unter ihnen, es ſey denn daß einer unter den Geladenen von hohem Stande und Würden ſey.

§. 35.

Sie laſſen dabey comödien ſpielen.

Wenn nun dieſe Cerimonien vorbey ſind, ſo ſetzt man ſich zu Tiſche. So gleich treten vier bis fünf Comödianten in koſtbarer Kleidung in den Saal. Sie beugen ſich alle zugleich ſehr tief, und berühren mit ihren Häuptern die Erde viermal, und das geſchicht zwiſchen beyden Reihen der Tafeln, daran die Gäſte ſitzen; das Geſichte kehren ſie gegen den im Saal ſtehenden Schenktiſch, der mit Lichtern, Räuchergefäſſen und dergleichen ſtark beſetzt iſt. Sie ſtehen wieder auf und einer von ihnen wendet ſich zum vornemſten aus der Geſelſchaft, präſentiret ihm ein länglichtes Buch, darin die Namen der 50 oder 60 Comödien angeſchrieben ſtehen, die ſie auswendig können, und die ſie ſo gleich aufführen, ſo bald ſie nur ausgeſuchet worden. Dieſer erſte Gaſt entſchuldiget ſich auf eine höfliche Art, und verweiſet ihn auf den nach ihm folgenden; dieſer weiſet ihn an den dritten u. ſ. f. Sie entſchuldigen ſich alle, und geben ihm ſein Buch wieder. Endlich giebt der vornemſte nach. Er macht das Buch auf, geht es flüchtig durch, und ſucht die Comödie aus, die mit Genehmhaltung der Geſelſchaft geſpielet werden ſoll. Iſt etwas darin befindlich, das ſich für die Geſelſchaft nicht ſchickt, ſo muß es der Comödiant ſagen. Dergleichen etwa ſeyn würde, wenn eine von den Hauptperſonen in der Comödie den Namen eines ſolchen führte, der in der Geſelſchaft gegenwärtig wäre. Hierauf zeigt der Comödiant allen Gäſten die ausgeſuchte Comödie, und ein jeder giebt mit dem Haupt ein Zeichen ſeines Wohlgefallens.

§. 36.

Fortſetzung.

Die Action derſelben fängt mit einem Geräuſch derjenigen muſicaliſchen Inſtrumente an, die dieſer Nation eigen ſind. Es gehören darunter ihre Becken von Erz

oder Stahl, die einen durchdringenden und unangenehmen Ton haben, ihre mit Büffel-Häuten überzogene Trommeln und Pauken, ihre Flöten, Pfeifen und Trompeten, deren Harmonie nur Chinesischen Ohren wohlgefällig seyn kan. Man findet keine Decorationen für die Comödianten, die sich unter der Mahlzeit den Gästen präsentiren solten. Weiter ist nichts als ein mit Tapeten belegter Saal zu sehen, und die Acteurs kommen aus verschiedenen nahe gelegenen Cammern heraus, wenn sie ihre Rolle spielen sollen, welches nicht nur in Gegenwart der Gäste, sondern auch vieler anderer bekanten Personen geschicht, die durch die Neugierigkeit herbeygelocket und von den Bedienten eingelassen werden, daß sie aus dem äussern Saal mit zusehen können. Das Frauenzimmer, das mit zusehen will, ist ausser diesem Saal und stehet gegen den Comödianten über, wo sie durch die vor die Fenster gesetzten Jalousien oder geflochtenen Siebe alles sehen können, ohne von andern gesehen zu werden. Das dem Schein nach vorgehende Todtschlagen, das Seufzen, das Weinen, das Heulen der Comödianten lassen einen Europäer, der ihre Sprache nicht verstehet, leicht urtheilen, daß ihre Aufzüge mit lauter traurigen Begebenheiten angefüllet seyn müssen.

§. 37.

Verhalten bey der mahlzeit,

Die Mahlzeit wird allemal mit einem Glas des reinesten Weins angefangen. Der Wirth fält mit einem Knie auf die Erde, und ruft seinen Gästen mit lauter Stimme zu: **Tsing loo ye man kiu poi**, das ist, meine Herren, man erinnert euch einmal herum zu trinken. So gleich greift ein jeder mit beyden Händen nach seinem Becher, hebt denselben bis zu seiner Stirn in die Höhe, bücket sich so dann bis auf den Tisch und führt hernach das Trinkgeschirr zum Munde. Sie trinken drey bis viermal ganz bedachtsam hintereinander, da sie indes der Wirth ermahnet, ein ganzes zu trinken; welches er auch selbst thut, und zum Zeichen, daß es wirklich geschehen sey, kehret er seinen Becher um, worin ihm alle seine Gäste nachfolgen. Auf die Weise läst man den Wein zwey bis dreymal herum gehen; und indem die Gäste trinken, so wird auf einen jeden Tisch eine Porcelainschüssel mit Fleisch gesetzet, welches alles wie ein Ragout in kleine Stücke zerschnitten ist, daher sie keines Messers benöthiget sind. Der Wirth redet ihnen fleißig zu, daß sie essen sollen, so wie er sie vorher zum trinken genöthiget. Darauf nimt ein jeder aus der Porcelainenschüssel Fleisch heraus. Es werden zwanzig bis vier und zwanzig Schüsseln unter gewissen Cerimonien nach und nach aufgesetzet, welches die Gäste verbindet, auch eben so vielmal zu trinken. Doch trinkt ein jeder so viel er will, und die Trinckgeschirre sind auch sehr klein.

§. 38.

Fortsetzung.

Wenn von dem ersten Aufsatz gespeiset worden, so wird er nicht abgetragen, so wenig als die nachfolgenden 20 oder 24 Gerichte. Zwischen dem sechsten oder achten Gericht folgt eine dünne Brühe von Fleisch oder Fischen in einer Porcelainschüssel, und nebst derselben eine Schale, darin Brodt oder vielmehr kleine Kuchen liegen, die man mit dem elfenbeinern Stäbgen anspiesset, sie in die Brühe eintunket, und ohne alle Cerimonien geniesset. Und bis dahin ist weiter nichts als Fleisch gegessen worden. Zu gleicher Zeit trägt man Thee auf, welches das gewönlichste Getränke der Chineser ist, das sie sehr warm zu sich nehmen; so wie sie auch den Wein zu wärmen pflegen. Denn die Chineser sind nicht gewont einen frischen Trunk zu thun. Daher sind allemal bey einem solchen Gastgebot eine Anzahl Bedienten, die immer Gefässe mit heissem Wein bereit halten, aus

welchen

welchen ſie denſelben in beſondere Schalen gieſſen, aus welchen er in die Becher gegoſſen wird, wenn er ſich in etwas abgekühlet. Wenn nun die Gäſte von dieſer Schüſſel gegeſſen und ihre Spieſſe niedergeleget haben, ſo wird herum getrunken, und unter währendem Trinken eine andere Schüſſel aufgetragen. Dabey wiſſen die Bedienten die Zeit ſo genau in acht zu nehmen, daß die 20 bis 24 Schüſſeln gerade zu der Zeit auf den Tiſch kommen, da die Comödianten eine Pauſe machen. Es folget hernach noch Wein, Reis und Thee. Darauf wird die Tafel aufgehoben, man complimentirt den Wirth, der das Tractament gegeben, welcher hiernächſt ſeine Gäſte entweder in einen Garten führet, oder ſich in einem andern Zimmer ſo lange unterhält, bis die Früchte aufgetragen werden.

§. 39.

Der nachtiſch.

Indem dieſes geſchicht, ſo nehmen die Comödianten ihre Mahlzeit zu ſich, und die Bedienten ſind alle in der gröſten Beſchäftigung. Einige bringen laulichtes Waſſer in den gedachten Saal, darin man ſich die Hände, ja auch das Geſicht waſchen kan, wenn mans für gut finden ſolte. Andere decken die Tafeln ab und bedienen dieſelbe aufs neue ebenfals mit 20 bis 24 Schüſſeln, die mit Zuckerwerk, Gartenfrüchten, eingemachten Sachen, Schinken, geſalzenen und an der Sonne getrockneten Enten, die von ausnehmendem Geſchmack ſind, angefüllet ſind; zwiſchen welche andere kleine Schalen eingerücket werden, darin allerhand Seltenheiten aus dem Meer befindlich ſind. Wenn nun alles in gehöriger Ordnung da ſtehet, ſo komt einer von den Bedienten zu dem Herrn des Hauſes, fält mit einem Knie auf die Erde, und redet ganz leiſe mit ihm. Der Wirth merkt, daß es Zeit ſey die Unterredung zu unterbrechen, ſtehet daher auf und nöthiget ſeine Gäſte aufs neue mit vieler Höflichkeit, in den Speiſeſaal einzutreten. Es fallen hier abermals einige Cerimonien wegen des erſten Platzes vor, endlich aber nimt ein jeder ſeinen vorigen Ort ein. Die Trinkgeſchirre werden verändert und andere herbeygebracht. Und indem dis geſchicht, ſo vermahnet der Wirth ſeine Gäſte, daß ſie ſtärkere Züge thun ſollen, als vorher. Die Comödie wird weiter fortgeſetzet, oder, wenn ſie ſich noch mehr erluſtigen wollen, ſo laſſen ſie ſich ein Comödienbuch, das mit allerhand Poſſen und Fratzen angefüllet iſt, reichen, und ſpielen ſelbſt eine Comödie, ſo gut ſie können. Binnen dieſer Zeit werden die Bedienten in einem benachbarten Zimmer zwar ſehr gut, aber ohne alle Cerimonien geſpeiſet. Wenn dieſer Nachtiſch angehet, ſo läſt ſich jeder Gaſt von ſeinem Bedienten eine Taſche bringen, darin verſchiedene kleine Paqvete in rothem Papier befindlich ſind, und in denſelben lieget Geld für den Wirth, für den Koch, für die Comödianten und Bedienten. Man giebt viel oder wenig, nach dem der Wirth beſchaffen iſt; wird aber keine Comödie bey einer Gaſterey gehalten, ſo fält auch dieſe Ausgabe weg. Ein jeder Bedienter bringet dieſes Paqvet demjenigen, der das Feſtin gegeben, welcher zwar anfänglich einige Schwierigkeiten machet, endlich aber drein williget, und ſeinen Bedienten einen Wink giebt, es an ſich zu nehmen, da es denn hernach gehörig getheilet wird.

§. 40.

Wie lange ſolche feſtins dauren.

Es dauren dieſe Gaſtereien ohngefähr vier bis fünf Stunden. Sie gehen gemeiniglich erſt des Abends an, und haben in der Mitternacht ein Ende. Die Gäſte gehen mit eben ſolchen Cerimonien aus einander, als ſie zuſammen gekommen. Die Domeſtiqven, die ihrer Herren warten, gehen vor ihrer Chaiſe her, und tragen groſſe Laternen

mit

mit Papier in Oel getränkt überzogen, darauf der Character, zuweilen auch der Name ihres Herrn mit grossen Buchstaben beschrieben stehet. Des Morgens schickt ein jeder Gast ein Billet an den freygebigen Wirth, und bedankt sich darin für erwiesene Höflichkeit.

§. 41.

Beschreibung eines festins, dem der P. Bouvet beygewohnet.

Eins von den herlichsten Festins war dasjenige, dem der P. **Bouvet** zu **Canton** beygewohnet, als er vom Käyser als ein Gesandter nach Europa geschicket worden. Er ward nebst dem grossen Mandarin, der ihn begleitete, und noch zween andern Mißionarien durch den **Tsong tou**, oder Statthalter der Provinz, dazu eingeladen. Da aber dieser Mandarin ordentlicher Weise zu **Tchao king** seinen Sitz hat, welcher Ort 20 Meilen von **Canton** lieget; so hatte er den Pallast des **Tsiang kiun** in Canton dazu gemiethet. Obgleich die dabey vorgefallenen Cerimonien mit den vorhinbeschriebenen auf eins hinaus laufen; so kommen doch in dem Briefe, den der P. **Bouvet** damals in Europa geschrieben, viele besondere Umstände vor, die ihn werth machen, alhier mitgetheilet zu werden.

§. 42.

Der ort wo es gehalten worden.

Der Ort, wo dieses herliche Tractament gegeben ward, war ein grosses und weitläuftiges Gebäude, darin an zween grossen viereckigten Höfen drey grosse Säle parallel hinter einander angeleget waren, so, daß man aus dem vordersten durch den zweyten in den dritten kommen konte, vermittelst zwo langer und breiter Gallerien, die ihre besondere Höfe hatten. Der mittelste Saal, der unter allen dreyen der gröste und schönste war, und in welchem auch das Gastgebot gegeben ward, war wegen seiner Länge und ausserordentlichen Grösse merkwürdig, und in welchem man eine Menge Balken, Pfeiler und anderes Zimmerwerk fand, darin ohne dem die Chineser bey der Anlage ihrer Häuser was besonders suchen. In dem vordersten Saal wurden die geladenen bey ihrer Ankunft empfangen, dabey sich der Statthalter selbst die Mühe gab, einigen der vornemsten Gäste bis an die Treppe entgegen zu gehen und sie dadurch zu beehren. Die zuerst Geladenen hatten auch immer ein paar Schritte vor denen zum voraus, die nach ihnen kamen. Diese, wenn sie mit dem Statthalter fertig worden, wendeten sich zu den übrigen Gästen, und begrüsseten sie auf Tartarische und Chinesische Art; wofür sie eben so viel Beugungen mit einer recht wohlanständigen Art wieder zurück erhielten. Nachdem dieses Cerimoniel vorbey, so nahm ein jeder einen Platz auf den gerade gegen einander über stehenden Lehnstühlen, und warteten bis die Gäste beysammen waren; binnen welcher Zeit Thee herum gegeben ward. Als sie alle zusammen gebracht worden, so gieng man aus dem ersten Saal in den mittelsten, woselbst die Tafeln in zwo Reihen gerade gegen einander über gestellet waren, so viel als Gäste gebeten worden. Zu gleicher Zeit wurden nun eine grosse Menge Chinesische Complimente geschnitten; es war aber kein Mittel übrig sich gegen die Ehre zu weigern, die vom Statthalter und den andern grossen Mandarins den Abgesandten erwiesen ward, daß sie die ersten Plätze einnehmen musten. Hierauf nahm der Statthalter als Wirth, nach Chinesischer Gewonheit, eine kleine silberne Schaale, die mit Wein angefüllet war, nebst der Unterschaale, mit beyden Händen, gab sie mir und nöthigte mich, mit derselben an die mir zugedachte Tafel zu gehen; wobey zu gleich ein paar Qvai tsee, das ist, elfenbeinerne spitzige Stäbe befindlich waren, deren sich die Chineser statt der Gabeln bedienen. Als er darauf allen

andern Gästen eben diese Honneurs erweisen wolte, so entschuldigten sie sich sehr, und nahmen die Tafeln an, die ihnen angewiesen worden.

§. 43.

Tafeln daran gespeiset wird.

Es waren aber diese Tische alle von einer Gestalt, nemlich viereckigt, gefernist und an der Zahl 16 bis 18, so viel nemlich Gäste waren. Man hatte sie in zwo Reihen gerade gegen einander über gestellet, nur mit dem Unterschiede, daß die, so die vornemsten in der Gesellschaft waren, etwas vorwärts gerücket worden. Alle zusammen waren mit einem Violet Atlas behangen, daran ein Drache mit vier Klauen in Golde gesticket war. Und die Lehnstühle, deren Arme und Rücken wie ein halber Cirkul gebogen waren, waren mit eben solchem Atlas behangen.

§. 44.

Fortsetzung.

Gleichwie aber dieses Gastgebot, so zu reden in zween, Absätze abgetheilet worden, so ward dasjenige, so des Vormittags vorfiel ohne viele Umstände gefeiret; das gegen Abend aber war mit allen ersinlichen Chinesischen Cerimonien verbunden. Um nun von diesen Cerimonien eine richtige Vorstellung zu machen, so will ich das am Abend gegebene Tractament umständlich beschreiben. Als die Gäste am Abend in den Saal geführet wurden, so fanden sie, daß alle Tische verdoppelt waren, das ist, vor einen jeden Tisch, daran man des Vormittags gespeiset, war ein anderer gestellet, darauf allerhand Schaugerüchte stunden, nemlich sechzehen Pyramiden Fleisch, andere Speisen und Früchte. Jeder Aufsatz war anderthalb Fuß hoch und mit verschiedenen Blumen bemahlet und geschmücket. Ich nenne dieses Schauessen, weil sie nicht zum Genuß, sondern nur zur Schau waren aufgestellet worden, und weil die Augen der Gäste dadurch nur geweidet werden solten. Kaum hatten sich diese gesetzet, als alle diese Schauessen abgetragen wurden, die man beym Beschluß des Tractamentes den Bedienten der Gäste austheilte, oder vielmehr den Trägern ihrer Sänften und den Beyläufern. Die andere Tafel hatte auf der Vorderseite ein kleines Fußgestell, darauf eine kleine kupferne Kanne, eine Räucherpfanne, eine Schaale mit wohlriechendem Wasser, und ein Futteral befindlich war, in welchem diejenigen Instrumente befindlich waren, damit man das Räucherpulver aufstreuen und die Asche aufblasen konte. Auf den beyden Vorderwinkeln des Tisches waren zwo überferniste Täfelgen, die sie Quei nennen, bevestiget, die auf der einen Seite ein Sinbild, auf der andern aber eine kleine Poesie zeigten. Die zween andern Winkel waren jede mit drey Porcelaintellern besetzet, darauf allerhand kleine Kräuter mit Salz und Essig zubereitet waren, und die zur Erweckung des Appetits dienen sollen. Zwischen inne stund eine silberne Trinkschale mit ihrer Unterschale.

§. 45.

Fortsetzung.

Dergleichen öffentliche Gastereien sind gemeiniglich mit Comödien verbunden. Gleich beym Anfang der Mahlzeit machten sich die bereits angekleideten Comödianten fertig, ihre Rolle zu spielen. Das Oberhaupt dieser Bande kam in die Mitte des Speisesaals und überreichte mir ein Buch, darin alle ihre Comödien aufgezeichnet waren, und ersuchte mich, eine darunter auszusuchen: denn sie können derselben 50 bis 60 auswendig, und spielen sie, so bald sie ihnen nur angezeiget worden. Da ich aber in dergleichen Dingen ein Neuling war, und, weil ich ihre Sprache wenig verstund, billig besorgen muste, ich möchte eine Comödie aussuchen, wodurch Christliche Ohren beleidiget werden könten: so gab ich unserm Führer dem Tong lao ye zu verstehen, daß eine Comö-

die

die keine unserm Stande gemässe Belustigung sey. Der Statthalter und die Mandarins erwiesen sich auch gleich so gefällig, daß sie sich dieses Vergnügens gern begaben, das, wie ich hernach erfahren habe, an sich selbst ganz unschuldig ist. Sie liessen es daher bey einer Instrumentalmusic bewenden, die sich in gewissen Abwechselungen ganz ordentlich hören lies, und zugleich die Zeiten zur Bedienung der Gäste bestimte. Die ganze Mahlzeit über waren die Worte und Bewegungen so wol der Gäste, als auch der Bedienten dergestalt abgepasset, daß ein Europäer, wo er nicht die Ernsthaftigkeit der Gäste angenommen, leicht hätte glauben mögen, daß es mehr eine Comödie, als eine Mahlzeit sey.

§. 46.

Fortsetzung. Es war diese Gasterey, so zu reden, in verschiedene Aufzüge abgetheilet, die insgesamt durch die Music abgetheilet wurden. Das Vorspiel dazu waren zwo Schalen Wein, in deren jede etwa ein guter Löffel voll gieng, dazu uns zween Cerimonienmeister im Namen des **Tsong tou** oder Statthalters nöthigten. Diese knieten mitten im Saal nieder, und sagten mit lauter Stimme: Mein Herr nöthiget euch zu trinken. Hierauf ergrif ein jeder seine Schale und trank etwas davon; darauf rief er zum andernmal; **Tsing tchao can**, leeret das ganze Gefäs aus, so es euch beliebet, bis auf den letzten Tropfen. Diese Cerimonie wird die ganze Mahlzeit über wiederholet, nicht nur wenn es trinkens Zeit ist, sondern auch wenn frische Speisen auf die Tafel gestellet werden, und man dieselben zu geniessen anfangen will.

§. 47.

Fortsetzung. Die vornemsten Speisen bestunden in kleingeschnittenem Fleisch, das auf mancherley Weise mit Kräutern und Hülsenfrüchten zubereitet war, daneben eine Brühe stund, welche in sehr feinen Porcellaingefässen, die eben so breit als tief waren, aufgetragen war. Ein jeder Tisch ward mit 20 solcher Schüsseln bedienet, die insgesamt von einerley Gestalt und Grösse waren. Die Bedienten halten sie am Ende des Saals, wohin eben so viel andere Küchenbedienten dieselben gebracht hatten und sie kniend übergaben. Diejenigen Bedienten, die sie von ihnen empfiengen, stelleten allemal vier und vier Schüsseln in eine Reihe auf den Tisch, also, daß beym Beschluß der Mahlzeit alle Tische ein Viereck von zwanzig Schüsseln vorstelleten. Und das waren die Hauptgerüchte bey diesem Schmaus. Ausser dem aber kam allemal nach der vierdten Schüssel ein gewisses Einschiebeessen, nemlich eine Schüssel mit gebacknes, das der Gestalt nach unsern Pasteten ähnlich, aber von ganz anderm Geschmack war. Endlich ward die Mahlzeit mit einem Thee beschlossen. Man muste von allen gerüchten essen und zwar mit einerley Cerimonien, welches uns Europäern etwas überaus unbeqvemes war; denn es war wenigstens mein erstesmal, daß ich einer solchen Solennität mit beywohnete. Ich war zwar mehrmals dazu gebeten worden, aber ich hatte mich auch mit solchen Ursachen entschuldiget, die denen nicht mißfällig waren, welche mir diese Ehre erwiesen. Wenn Comödie dabey ist, so ist es der Gebrauch, daß den Bedienten bey der Tafel ein kleines Geschenk ausgetheilet wird. Daher lässet sich ein jeder von seinem Bedienten einen Beutel von rothem Papier bringen, darin etwas Geld befindlich ist, und wenn er Befehl dazu bekommen, legt er es auf den Tisch, zuweilen in Gegenwart aller Gäste, dabey der Wirth gemeiniglich durch Geberden seinen Unwillen bezeuget, und es nicht geschehen lassen will, daß dergleichen an seine Bedienten gegeben werde. Endlich endiget sich das

Festin mit grossen Danksagungscomplimenten, und eine Viertelstunde darnach geht die ganze Gesellschaft aus einander. Des Morgens schickte ich nach Gewonheit ein Billet an den Statthalter, darin ich mich nochmals für erwiesene Ehre bedankte. Das sind also die Cerimonien, welche die Chinesische Höflichkeit erfordert, und die bey allen grossen Gastgeboten unveränderlich beobachtet werden. Doch haben die Tartaren, die an einem solchen gezwungenen Wesen keinen Geschmack haben, vieles davon abgeschaffet. Ob gleich ihr Fleisch und ihre Fische in in kleinen Stücken aufgetragen werden, so wissen doch ihre Köche demselben einen sehr schönen Geschmack und Ansehen zu geben.

§. 48.

Kochart der Chineser.

Wenn die Chineser recht schmackhafte Brühen machen wollen, so bedienen sie sich dazu des Schweineschmalzes, das bey ihnen ausserordentlich schön ist, oder auch des Fettes verschiedener andern Thiern, dergleichen Hüner, Gänse und Enten sind; und damit es recht durch und durch zart und mürbe werde, so kochen sie das bereits geschnittene Fleisch noch einmal in den Porcelaingefässen in solcher Brühe. Es wachsen zu allen Jahreszeiten Kräuter und Hülsenfrüchte in China, die man in Europa nicht kennet. Aus den Körnern dieser Gewächse bereitet man ein Oel zu, das zu den Brühen an die Speisen unvergleichlich ist. Die Französischen Köche, die doch alles durchstudieret haben, was einen reizenden Geschmack geben kan, würden sich gewiß sehr wundern, wenn sie finden solten, daß es die Chineser in Zubereitung der Ragouts viel weiter gebracht, oder, daß doch wenigstens alles weit frischer schmecket. Es komt einem schwer zu glauben vor, daß aus blossen Bohnen, die entweder in ihrem Lande wachsen, oder die ihnen aus Canton gebracht werden, und aus dem Mehl, das sie aus Reis und Weizen malen, eine unendliche Mannigfaltigkeit der Speisen von ihnen zubereitet werden können, die nach dem Ansehen und Geschmack weit von einander unterschieden sind. Sie wissen insonderheit durch die Vermischung der Specereien und stark schmeckender Kräuter den Geschmack der Speisen zu vervielfältigen.

§. 49.

Delicatesse der Vogelnester.

Unter ihre leckerhaftesten Gerüchte, und die sonderlich bey den Festins grosser Herren üblich sind, gehören insonderheit die getruckneten Hirschnerven, und die Vogelnester, die sie mit grosser Sorgfalt zubereiten. Die gedachten Nerven trucknen sie im Sommer an der Sonne, und legen zu desto längerer Erhaltung derselben Muscatenblumen und Nüsse hinzu. Wenn sie dieselben auf die Tafel setzen wollen, so erweichen sie solche erst im Reiswasser, kochen sie darauf in Brühe von Hirschfleisch ab, und thun verschiedene Specereien dran. Anlangend die Vogelnester, so werden sie an den Küsten von **Tang king**, **Java** und **Cochinchina** gefunden. Die Vögel, die unsern Schwalben nicht ungleich sind, bauen diese Nester an die Felsen und Steinklippen, die am Ufer des Meers befindlich sind. Man kan nicht sagen, woraus sie eigentlich zusammen gesetzet sind; gemeiniglich hält man dafür, daß es kleine Fische sind, die sie aus dem Meer holen. So viel ist gewiß, daß sie aus ihrem Schnabel einen klebrichten Schleim auswerfen, dessen sie sich statt eines Gummi bedienen, die Nester an den Felsen zu bevestigen. Man findet auch, daß sie in währendem Flug Meerschaum mit sich nehmen, damit sie die Theile des Nestes verbinden, so wie es unsere Schwalben machen. Wenn diese Materie trocken worden, so wird sie vest, durchsichtig und bekomt eine grünliche Farbe, die aber, so lange sie frisch ist, weiß aussiehet. So bald die jungen die Nester ver-

verlassen haben, so kommen die Leute häufig herbey, reissen die Nester ab, und füllen oft ganze Schiffe damit an. Sie sind gemeiniglich so groß als eine halbe Citrone. Man würzet auch andere Speisen damit, und sie erhalten davon einen hohen Geschmack.

§. 50.

Von ihrem mehl.

Obgleich in China und in allen Provinzien dieses Reichs Roggen und Weizen im Ueberfluß wächset, so ist doch ihr Hauptessen der Reis, sonderlich in den mittäglichen Provinzien. Doch bäcket man auch kleine Brodte, die in einer Distillirkolbe in kurzer Zeit gahr werden und einen sehr zarten Geschmack haben. Die Europäer lassen dieselben noch etwas brauner backen. Man bäcket auch sonderlich in der Provinz **Canton** eine Art kleiner Kuchen aus Mehl, die nicht übel schmecken, zumal, wenn sie mit gewissen zum Appetit reizenden Kräutern vermischet worden. Wenn sie ihr Getreide mahlen und Mehl daraus machen, so bedienen sie sich einer sehr einfältigen Mühle. Sie bestehet aus einem runden Stein, der horizontal lieget, wie ein Mühlstein, auf demselben gehet ein anderer steinerner Cylinder rund herum, der durch seine Schwere das Getreide zermalmet.

§. 51.

Von ihrem wein.

Der Thee ist ihr gewönliches Getränke, wie ich schon mehrmals erwehnet habe; dennoch aber trinken sie auch oft Wein. Sie machen denselben aus einer besondern Gattung Reis, die von derjenigen unterschieden ist, deren sie sich zur täglichen Nahrung bedienen; und der Handel mit demselben ist sehr groß unter ihnen. Es sind verschiedene Sorten desselben, und die Art der Zubereitung eben so mannigfaltig. Eine Art dieses Weins wird also zubereitet. Sie weichen den Reis im Wasser ein, und thun einige Zuthat hinzu, welches zusammen 20 bis 30 Tage stehen muß. Darauf kochen sie alles zusammen. So bald es durchs Feuer zerschmelzet und aufgelöset worden, so fängt es an zu gähren, und überdecket sich mit einem ausdünstenden Schaum, wie der Schaum unsers Mostes zu seyn pfleget. Unter diesem Schaum stehet ein klarer Wein, der aber noch mehr abgekläret und auf irdene, aber stark gefernißte Gefässe gezogen wird. Aus dem Bodensatz macht man einen Brandtewein, der so stark ist als der Europäische. Ja manchmal wird er noch stärker und fängt sehr leicht an zu brennen. Die Mandarins lassen ihren Wein aus solchen Provinzien kommen, wo der beste gemachet wird. Derjenige, der in **Vou sie**, einer Stadt vom dritten Rang, zubereitet wird, ist in algemeiner Hochachtung, und das gute Wasser, das dieser Ort hat, mag wol vieles dazu beytragen. Auch aus dem, der zu **Chao hing** verfertiget wird, macht man viel Werks, weil er der Gesundheit sehr zuträglich ist. Dieser Wein wird durch ganz China verfahren und bis nach Peking gebracht. Sie haben auch eine Art Lebenswasser oder Brandtewein, der, wie man sagt, aus Schöpsenfleisch gemacht werden soll, und dessen sich der Käyser **Cang hi** oft bedienet; der aber nur unter den Tartaren im Gebrauch ist. Er ist dem Geschmack durchaus nicht angenehm, und nimt den Kopf gar bald ein. Man sagt, daß er sehr nahrhaft sey. Sie führen endlich noch einen ganz ausserordentlichen Wein, sonderlich in der Provinz **Chen si**, der **Cao yang tsieou**, das ist, **Lammeswein** genennet wird. Er ist sehr stark, und dem Geruch unangenehm; aber nach dem Chinesischen, oder vielmehr Tartarischen Geschmack ist er was unvergleichliches. Es ist ein Wein, der nicht auswärts verfahren, sondern im Lande verzehret wird.

§. 52.

Von den heirathen und hochzeiten der Chineser.

Wir kommen nun zu dem Heirathen der Chineser. Die Gesetze, die von der Policey der Chineser dabey zum Grunde geleget worden, und die sehr genau in acht genommen werden, sind folgende. Der erste Grundsatz, worauf zugleich ihre ganze Policey ruhet, ist, der Gehorsam und Unterthänigkeit der Kinder gegen ihre Eltern. Und diesen kindlichen Gehorsam behalten sie auch nach dem Tode ihrer Väter bey, denen sie, wenn sie bereits verstorben, eben dieselbe Ehre erweisen, als ob sie noch am Leben wären. Der andere Grundsatz ist, die unumschrenkte Gewalt der Eltern über ihre Kinder. Denn es ist eine Maxim ihres grossen Philosophen, daß die Könige im Reich müsten geliebet werden wie die Väter, die Väter aber müsten unter ihrer Familie ein Königliches Ansehen haben.

§. 53.

Folgen aus dem vorigen.

Daher lebet nun ein Vater gewisser massen ohne Ehre, oder doch wenigstens unvergnügt, wenn er nicht alle seine Kinder vtrheirathet siehet; ein Sohn versäumet das wichtigste Stück einer kindlichen Pflicht, wenn er nicht seine Familie auf die Nachkommen erhält: der ältere Bruder muß, wenn er auch nichts von seinem Vater geerbet hätte, seine jüngeren Brüder ernähren und sie verheirathen; weil seine Vorfahren, fals seine Familie durch eigene Schuld erlöschen solte, der Ehre und Pflichten beraubet seyn würden, die die Nachkommen ihnen zu erweisen schuldig sind; und weil in Abwesenheit eines Vaters der älteste Sohn seinen jüngern Brüdern als Vater vorstehen muß. Eben so wenig fragt man auch nach den Neigungen der Kinder, wenn sie mit andern in den Ehestand treten sollen. Die Wahl einer Braut ist dem Vater oder dem nächsten Anverwandten derjenigen, die man heirathen will, überlassen. Mit dem Vater oder Mutter schliesset man den Heirathsvergleich; denn die Töchter in China bekommen nichts zur Ausstattung mit, und es ist die Gewonheit, daß die Eltern der zukünftigen Braut sich mit den Eltern des Bräutigams über einer gewissen Summe vergleichen, die sie zur Schliessung der Mariage geben, und die zu Anschaffung der Kleider und andern Kostbarkeiten, so die Braut an ihrem Hochzeittage trägt, angewendet wird. Doch ist dieses nur unter Personen geringes Standes üblich. Denn was die Grossen des Reichs, die Mandarins, die Gelehrten, die Reichen anlanget, so verschwenden sie weit mehr, als die empfangenen Geschenke betragen.

§. 54.

Verhalten der armen im heirathen.

Aus eben dem Grunde geht ein Chineser, der wenig zu leben hat, nicht selten in das Hospital der Fündlinge, holet sich ein Mägdgen aus demselben, erzieht es, und giebts hernach seinem Sohn zur Frauen. Dabey hat er einen dreyfachen Vortheil. Erstlich schonet er das Geld, daß er sonst zur Ankaufung eines Weibes anwenden müste. Sie wird hiernächst im Hause als ein Kind auferzogen, und beweiset viel Ehrerbietung gegen ihre Schwiegermutter. Und endlich ist sehr warscheinlich, daß eine solche Frau gegen ihren Mann alle Unterthänigkeit beweisen werde. Sehr selten wird von den Chinesern, wenn sie Brautleute sind, etwas unzüchtiges und unanständiges vorgenommen. Die Mutter, die ohnedem nicht aus dem Hause komt, hat ihre Jugend beständig vor Augen, nicht zu gedenken, daß die den Chinesern eigene Schamhaftigkeit ein sicheres Gehege gegen alle Arten der Unzucht seyn würde.

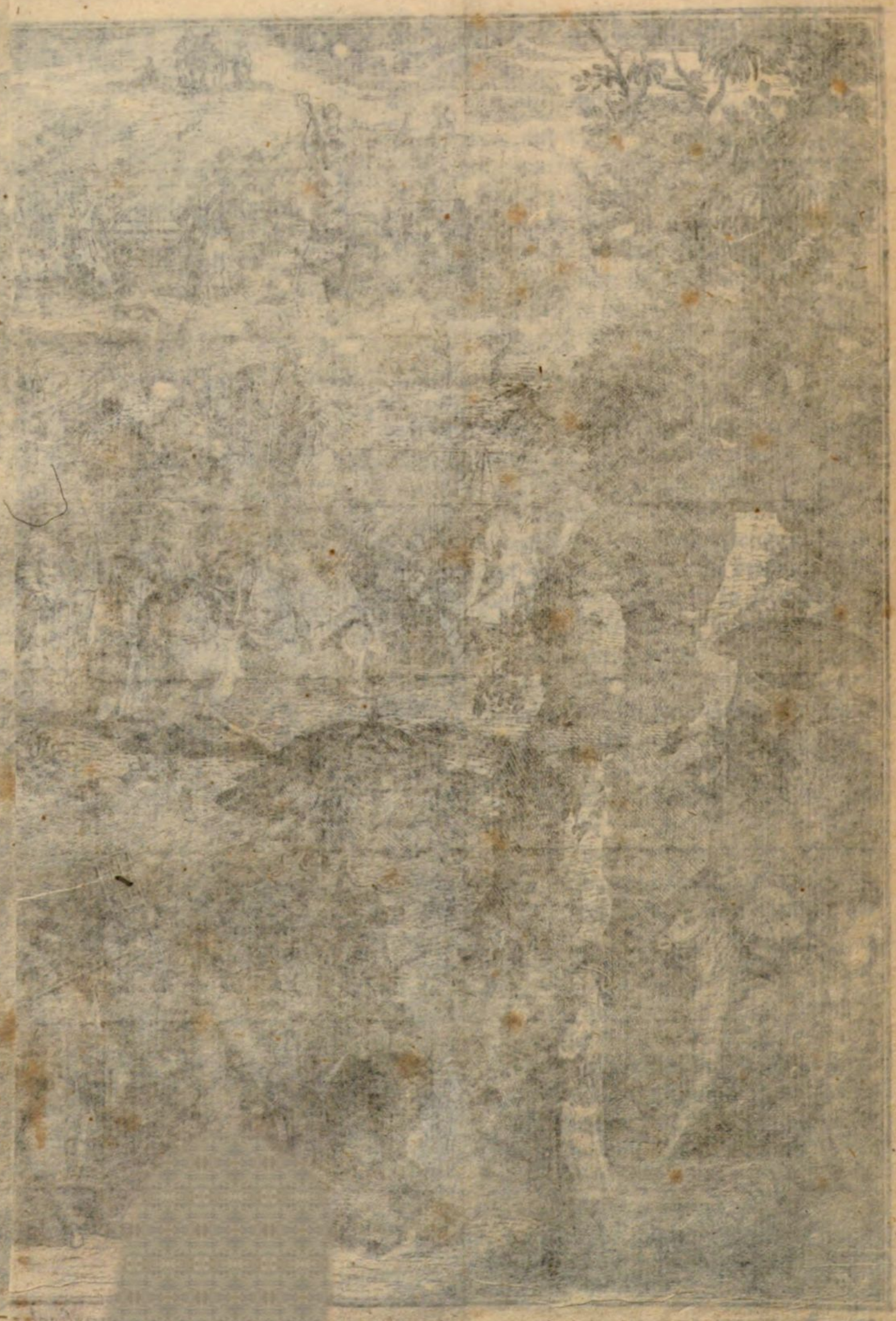
§. 55.

reichen
fremdes
n.

iberey
China

ihrer
g.

Von
heirathe
hochzeit
Chinese



Folg
dem vo

V
der a
heirat

§. 55.

Man sagt, daß die Reichen, wenn sie keine Kinder haben, sich zuweilen anstellen, als ob ihre Weiber schwanger wären, darauf begäben sie sich in unbekanter Gestalt des Nachts in ein Hospital, und nähmen aus demselben ein Kind, und hielten es als ihr eigenes. Es werden auch dieselben für rechtmäßige Kinder gehalten, wenn sie studieren, sich examiniren lassen, und entweder in der Gelehrsamkeit Baccalaurei oder Doctores werden. Ausser dem aber kan dieses Recht den aus dem Hospital genommenen Kindern nicht angedeien. Es ist merkwürdig, daß die Chineser in eben dieser Absicht, und damit sie eine Nachkommenschaft haben möchten, den Sohn ihres Bruders, oder sonst einen nahen Anverwandten, an Kindesstatt annehmen. Sie können auch blutfremde Kinder annehmen, und handeln sie zuweilen den Eltern um ein Stück Geld ab. Insgemein aber werden solche Aufnahmen gar sehr gesuchet, und man wendet den Credit seiner Freunde und alles dazu an, solche zu erhalten und vest zu machen. Das also angenommene Kind tritt in alle Vorrechte eines wahren Kindes. Es nimt den Namen desjenigen an, der es in seine Familie aufgenommen hat; es betrauret ihn nach seinem Tode, und wird sein Erbe. Und wenn auch der Vater nach dessen Aufnehmung noch andere Kinder erhielte, die der Natur nach seine Kinder wären, so gehet das angenommene Kind mit dem angebornen in gleiche Theile; es sey denn, daß der Vater seinem leiblichen Sohne etwas zum voraus vermachte.

Die reichen nehmen fremde an Kindesstatt an.

§. 56.

In eben dieser Absicht, und daß die Chineser gerne Nachkommen haben wollen, ist ihnen nach den Gesetzen erlaubet, ausser der rechtmäßigen Ehegattin auch verschiedene Kebsweiber zu halten. Dieser Name **Kebsweib** hat bey den Chinesern gar nichts ehrenrühriges an sich; indem dieselben subaltern und der ersten und rechtmäßigen Frauen unterthänig sind. Der Vorwand aber, dessen sich das Gesetz bedienet, ist nicht allemal der Bewegungsgrund, warum ein Chineser mehrere Weiber nimt. Es ist eine hinlängliche Ursache, wenn sie nur reich und vermögend sind mehrere Weiber zu ernähren. Nichtsdestoweniger ist ein ausdrückliches Gesetz vorhanden, das dem gemeinen Mann die Vielweiberey untersaget, es sey denn, daß die rechtmäßige Frau vierzig Jahre alt und noch niemals Mutter worden.

Vielweiberey ist in China erlaubt.

§. 57.

Gleichwie die Personen weibliches Geschlechtes allezeit in ihren Zimmern eingeschlossen bleiben, und es ihnen durchaus nicht erlaubt ist, mit Mannspersonen umzugehen, so werden auch die Heirathen entweder kraft des Zeugnisses der Eltern von der gesuchten Braut, oder im Vertrauen auf eine Beschreibung geschlossen, die von alten Weibern gemachet wird, die sich gerne einen Kuppelpelz verdienen. Die Eltern der Braut suchen daher solche Kuplerinnen durch Geschenke dahin zu bewegen, daß sie eine schöne Beschreibung von der Schönheit, vom Verstande und andern Eigenschaften ihrer Tochter machen sollen. Aber man trauet darauf nicht, und wenn ihr Betrug offenbar würde, so würde ihrer gewiß schlecht gewartet werden. Ist man nun durch dieses Mittel in eine Bekantschaft und Unterhandlung gekommen, so schliesset man auch den Vergleich. Der Bräutigam zahlet eine Summe Geldes, und man macht sich zur Hochzeit fertig. Es gehen aber vor derselben einige Ceremonien her. Die erste darunter ist diese, daß beyde Parteien einander beschicken, und sich den Namen der Braut und Bräutigams ausbitten lassen,

Art ihrer Verlobung.

lassen, und die Eltern der Verlobten von beyden Seiten mit seidenen Stoffen, Catun, Fleisch, Wein und Früchten beschenken. Viele suchen auch glückliche Tage aus, die ihre Calendermacher sehr sorgfältig anzeichnen; wiewol dieses eigentlich das Geschäfte der Eltern von der Braut ist. Man schicket darauf der Braut Ringe, Ohrengehänge und andere Kleinodien von der Art. Und dieses alles geschicht durch Mittelspersonen, oder durch Briefe, die von beyden Seiten gewechselt werden. Dieses geschicht aber nur unter dem gemeinen Volk. Denn was die Heirathen der Vornehmen anlanget, so gehts dabey auch vornehmer, ja warhaftig prächtig her.

§. 58.

und wirklichen vermählung.

Wenn der Tag der wirklichen Vermählung gekommen, so wird die Braut in eine Sänfte gesetzet, darin verschlossen und samt ihrer Ausstattung dem Bräutigam zugeschickt. Unter dem gemeinen Pöbel bestehet diese Ausstattung in Hochzeitkleidern, Kasten, Nehnadeln und anderm Hausgeräthe, das der Vater seiner Tochter mitgiebt. Eine Anzahl dazu gemietheter Leute begleitet sie am hellen lichten Tage mit Lichtern und brennenden Fackeln. Vor ihrer Chaise gehen Pfeifer, Hoboisten und Pauker her; hinter her aber folgen ihre Eltern und nächsten Anverwandten. Ein getreuer Bedienter des Hauses hat den Schlüssel zur verschlossenen Sänfte, den er keinem andern als dem Bräutigam in die Hände giebt; welcher prächtig gekleidet ist und die ihm ausgesuchte Braut an der Pforte seines Hauses erwartet. So bald sie in ihrer Sänfte angekommen, so nimt er den Schlüssel dazu von dem Bedienten an, und öfnet sie mit grosser Begierde. Und da siehet er seine Braut zum ersten mal, und urtheilet von ihrem guten oder bösen Glück. Einige, die mit ihrem Schicksal schlecht zufrieden sind, schliessen die Chaise augenblicklich wieder zu, und schicken die Braut wieder zu ihren Eltern, und wollen lieber ihr Geld verlieren, als so was schlechtes ins Haus dafür bekommen; doch pfleget dieses, wegen der dabey bewiesenen Sorgfalt, sehr selten zu geschehen. So bald die Braut aus der Sänfte heraus gestiegen, so tritt ihr der Bräutigam zur Seite. Sie gehen beyde durch einen langen Saal, und beugen sich daselbst viermal vor dem Tien oder dem Himmel. Und wenn hiernächst einige Beugungen gegen beyderseits Eltern und Freunde geschehen; so wird die Braut den Händen desjenigen Frauenzimmers übergeben, die zur Hochzeit eingeladen worden. Sie bringen denselben Tag in lauter Lustbarkeiten zu, da indes der Bräutigam seine Freunde in einem andern Zimmer bewirthet.

§. 59.

Wie es mit concubinen gehalten wird.

Obgleich die Chinesischen Landesgesetze nur eine einzige rechtmäßige Frau erlauben, und man bey der Wahl derselben auf die Gleichheit des Standes und des Alters sehen muß; so ist es doch, wie vorhin gedacht worden, gar wohl erlaubet, Kebsweiber anzunehmen. Sie werden aber ohne alle Umstände in das Haus aufgenommen; man macht nur einen schriftlichen Vergleich mit ihren Eltern, kraft dessen man sich zu Zahlung einer gewissen Summe Geldes anheischig machet, und sie wohl zu halten gelobet. Diese Kebsweiber stehen aber unter dem Befehl der rechtmäßigen Frauen; sie dienen ihr und verehren sie als die einzige Beherscherin des Hauses. Die Kinder, so der Mann mit ihnen zeuget, werden als Kinder der rechtmäßigen Frauen angesehen, und haben zur Erbfolge gleiches Recht; nur bekommen sie den Namen der Mutter; und wenn diese, von welcher sie geboren worden, verstirbt, so sind sie nicht verbunden ganzer drey Jahr zu trauren, noch sich denen Examen zu entziehen, oder ihre Bedienungen niederzulegen;

wie

wie solches in China Mode ist, wenn der rechtmäßige Vater und die rechtmäßige Mutter verstirbet. Indes findet man wenige, die nicht ihrer natürlichen Mutter diese Zärtlichkeit erweisen solten.

§. 60.

Einige Chineser, die vor andern fromm seyn und den Namen guter Männer verdienen wollen, nehmen von sich selbst keine Concubinen an, wo es nicht ihre rechtmäßigen Weiber erlauben und drein willigen; welche Erlaubniß sie gemeiniglich dadurch erhalten, wenn sie die Absicht vorschützen, daß sie ihnen eine zahlreichere Bedienung verschaffen wolten. Andere nehmen nur darum Kebsweiber an, daß sie männliche Erben haben wollen; ist nun einer geboren, und das Kebsweib gefält der Frau im Hause nicht länger, so bekomt sie ihren Abschied und die Erlaubniß, sich an einen andern zu verheiraten; oder sie suchen ihr selbst einen Mann aus, welches letzte das gewönlichste ist. Die Städte **Nang tcheou** und **Sou tcheou** stehen in der Reputation, daß die meisten Concubinen daher kämen. Es werden daselbst junge und wohlgebildete Mägdgen erzogen und an andere käuflich überlassen. Man unterweiset sie im Singen, Spielen, man hält sie zu andern einem Frauenzimmer anständigen Uebungen an, um sie hernach an reiche Mandarins desto vortheilhafter verkaufen zu können. Fortsetzung.

§. 61.

Die Männer so wol als die Weiber können zur zweyten Ehe schreiten, wenn etwa die erste durch den Tod getrennet worden. Diejenigen, die bey der ersten ehelichen Verbindung verpflichtet waren auf die Gleichheit des Standes mit ihrer Verlobten zu sehen, haben diese Verbindlichkeit nicht auf sich, wenn sie sich zum andernmal verheiraten. Es stehet ihnen völlig frey, zu heiraten wen sie wollen, oder auch unter ihren Kebsweibern diejenige auszusuchen, die ihnen am meisten gefält, und sie in die Würde und Vorzüge einer rechtmäßigen Frau zu erheben. Doch gehet bey der zweyten Hochzeit kein sonderliches Ceremoniel vor. Anlangend die Witwen, die da Kinder haben, so sind sie ihrer selbst ohne alle Einschränkung mächtig. Ihre Eltern und Anverwandten können sie weder zum Witwenstande noch zu einer neuen Heirat zwingen. Ja man würde es einer Witwe schlechten Dank wissen, die, wenn sie Kinder hat, ohne Noth zu einer andern Heirat schritte, zumal wenn sie vornehmen Standes ist. Und wenn sie auch nur einige Stunden vermählt, oder die Verbindung nur vest beschlossen gewesen, so hält sie sich verpflichtet, ihre Tage im Witwenstande zuzubringen, und damit zu bezeugen, was sie für eine Hochachtung gegen ihren verstorbenen Mann oder Bräutigam beybehalte. Wie es wegen der zweyten ehe gehalten wird, wie auch mit den witwen.

§. 62.

Diese Beschaffenheit aber hat es nicht mit Personen vom mittlerm Stande. Die Eltern, die sich gerne des Schadens erholen wollen, den sie bey dem ersten Mann erlitten, können ihre Töchter gar wohl wieder verheiraten, wenn sie keine Söhne hat, und zuweilen zwingen sie dieselbe dazu. Es trägt sich auch wol zu, daß der Mann arretiret wird, und das Geld gezahlet gewesen, ohne daß sie von ihm erkant worden. Hat sie eine Tochter, die noch an der Brust ist, so wird sie mit der Mutter verkauft. Sie hat nur ein Mittel, sich von dieser Unterdrückung zu befreyen, nemlich wenn sie von ihren Eltern etwas hat, daß sie es anwende, den Eltern des verstorbenen Mannes davon eine Erstattung zu thun, oder daß sie sich zu einer Bonzeßin machen lasse. Dieser Stand aber ist in China dergestalt beschrieen, daß sie ohne die äusserste Beschimpfung nicht in den- Fortsetzung.

selben treten kan. Noch viel seltener trägt sich eine solche Gewaltthätigkeit unter den Tartarn zu. So bald als eine arme Witwe auf die Weise verkauft worden, so komt eine Sänfte an mit einer Anzaht getreuer Personen, die sie in das Haus ihres neuen Mannes bringen. Das Gesetz, welches eine solche Frau zu verkaufen verbietet, ehe ihre Trauerzeit aus ist, wird oft bey seite gesetzet; so sehr sucht man ihrer los zu werden. Beklagt man sich aber wegen Uebertretung dieses Gesetzes, so komt der Mandarin ins Gedrenge, wenn er nur einer Nachsicht überwiesen werden kan.

§. 63.

Verbindlichkeit ihrer ehen.

Die Ehen der Chineser, die auf eine feierliche Art geschlossen worden, sind von unauflöslicher Verbindlichkeit. Es ist durch die Gesetze eine harte Strafe gegen diejenigen bestimmet, die ihre Weiber andern zur Prostitution überlassen oder heimlich verkaufen würden. Entläuft aber eine Frau ihrem Mann, so kan er sie verkaufen, wenn sie zuvor die im Gesetz bestimte Strafe ausgestanden. Verliesse aber ein Mann sein Haus und Weib, so kan sie nach einer dreyjährigen Abwesenheit eine Bittschrift bey den Mandarins übergeben, darin sie ihren Zustand vorstellet, die ihr auch, wenn sie zuvor die Sache reiflich überleget, die Erlaubnis geben können, einen andern Mann zu heiraten. Sie würde aber sehr hart angesehen werden, fals sie diese Formalität nicht beobachtete. Doch kommen besondere Fälle vor, da ein Mann seine Frau verstossen kan, zum Exempel, der Ehebruch, der jedoch gar was seltsames in China ist, in Betrachtung der genauen Einschränkung des weiblichen Geschlechtes. Es gehöret unter die Ursachen der Ehescheidung die natürliche Widerwärtigkeit, die Ungleichheit der Gemüthsneigungen, die Eifersucht, die Unbescheidenheit, der Ungehorsam, die Unfruchtbarkeit und ansteckende Krankheiten. In dergleichen Fällen erlauben die Gesetze die Ehescheidung. Unter vornehmen Leuten aber geschicht dergleichen sehr selten, und die Exempel davon werden nur unter dem gemeinen Pöbel angetroffen. Unterstünde sich ein Mann, seine Frau auf eine widerrechtliche Art zu verkaufen, so würden gewiß der Käufer und Verkäufer übel ankommen.

§. 64.

Hinderungen solcher verbindlichkeit.

Indes kommen andere Fälle vor, da man entweder gar keinen ehelichen Vergleich schliessen kan, oder da derselbe doch ganz unkräftig wird, wenn er auch wäre geschlossen worden. 1. Wenn die Tochter eines Hauses an einen Bräutigam dergestalt versprochen worden, daß die Geschenke von beyderseits Eltern gegeben und angenommen worden, so kan sie sich nicht an einen andern verloben. 2. Wenn man einen Betrug begangen, und zum Exempel, statt einer schönen Braut, die man durch die Unterhändlerin versprochen, eine andere schickte, die unangenehm aussähe; oder wenn man die Tochter eines Freygebornen an einen Sclaven brächte; oder wenn derjenige, der seinen Sclaven an eine freygeborne Tochter verheiratete, und bey den Eltern dieser Person vorgäbe, daß es sein Sohn oder sein Vetter sey; so wird der Vergleich für null und nichtig erkläret, und diejenigen, so an diesem Betrug Theil gehabt, werden hart bestrafet. 3. Es ist einem gelehrten Mandarin nicht erlaubet, sich mit einer Person aus der Stadt oder Provinz, deren Gouverneur er ist, zu vermählen; und wenn er dieses Gesetz überträte, so würde seine geschlossene Ehe nicht nur unkräftig seyn, sondern es würde auch seinem Buckel eine schreckliche Anzahl Schläge zugemessen werden. 4. So lange die Kinder den Tod ihrer Eltern betrauren, so ist ihnen alle eheliche Verlobung untersaget. Wäre die Verspre-

chung

Von den
ɔten der
:r,

sonderlich
m abster-
der eltern.

Verbin
keit ihrer

Hinderu
solcher v
Hindliche

chung vor ihrem Tode geschehen, so wird sie durch diesen Zwischenfall aufgelöset, und der Bräutigam, der einen solchen Verlust erlitten, muß die Eltern der Braut in einem Briefe davon benachrichtigen. Diese aber lassen sich dadurch nicht völlig losmachen; sie warten bis die Trauerzeit vorbey ist, und schreiben sodann wieder an den Bräutigam einen Brief, darin sie ihn seines Versprechens erinnern. Giebt er diesem Antrag kein Gehör, so ist ihre Tochter wieder frey und kan einen andern heiraten. Eben so wird es gehalten, wenn sich in einer Familie ein ausserordentliches Unglück zutrüge, wenn zum Exempel der Vater oder sonst ein naher Anverwandter ins Gefängniß geworfen würde, so ist die Volziehung der Verlobung nicht erlaubt, es sey denn, daß der Gefangene seine Einwilligung dazu gäbe. Und alsdenn wird kein Hochzeitschmaus ausgerichtet, und man enthält sich aller Freudenbezeugungen, die sonst in dergleichen Fällen üblich sind. 5. Endlich so dürfen Personen von einer Familie, oder die einen Namen führen, so weit sie auch sonst der Verwandschaft nach, von einander entfernet seyn möchten, nicht in die Ehe zusammen zu treten. Die Gesetze gestatten nicht, daß zween Brüder zwo Schwestern heiraten, oder daß ein Wittmann seinen Sohn an die Tochter der Witwe, die er ehlichet, verheiraten dürfe.

§. 65.

Von den Pflichten der kinder, sonderlich beym absterben der eltern.

Hat nun die Policey der Chineser dafür Sorge getragen, daß alle Cerimonien, die bey allen öffentlichen und besondern Gelegenheiten zu beobachten sind, samt allen Pflichten des bürgerlichen Lebens, eingerichtet und vorgeschrieben würden, daß dahero dieses Ceremoniel überaus weitläuftig worden; so hat sie gewiß die Pflichten der kindlichen Ergebenheit gegen die Eltern um so viel weniger vergessen, da dieses ohnedem die Grundsäule der ganzen Einrichtung ihres Staats ist. Wenn junge Leute Zeugen derjenigen Ehrerbietung und Veneration sind, die den verstorbenen Eltern erzeiget wird, und wie man sie nach ihrem Tode noch eben in solchen Ehren hält, als ob sie noch am Leben wären; so lernen sie daraus bey Zeiten, was sie ihren noch lebenden Eltern für Gehorsam und Unterthänigkeit schuldig sind. Ihre alten Weltweisen sind überzeuget gewesen, daß die tiefe Ehrfurcht, die man den Kindern gegen ihre Eltern von Kindheit an beybringet, sie volkommen unterthänig mache; daß diese Unterthänigkeit den Frieden der Familie befördere; und daß der in den Familien herschende Friede Ruhe und Sicherheit in den Städten zuwege bringe; daß diese Ruhe allem Aufruhr in den Provinzien vorbeuge, und das ganze Reich in der schönsten Ordnung erhalte. Daher ist auch alles vorgeschrieben worden, was sie bey ihrer Trauerzeit, bey ihren Begräbnissen und Verehrungen der Eltern nach dem Tode zu beobachten haben.

§. 66.

Die Trauer dauert ordentlicher Weise drey Jahr, die man auf 27 Monate zusammen ziehet. Und binnen dieser Zeit kan man kein öffentliches Ehrenamt verwalten. Ein Mandarin ist verbunden, sein obrigkeitliches Amt niederzulegen; ein Staatsminister muß seine Affairen fahren lassen, sich in die Stille und Einsamkeit begeben, und in derselben seinen erlittenen Verlust schmerzlich beweinen, es sey denn, daß ihn der Käyser aus erheblichen Ursachen dispensire, welches aber sehr selten geschicht. Es müssen erst die gedachten drey Jahre verflossen seyn, ehe er seine Geschäfte wieder antreten darf. Diese in tiefer Traurigkeit zugebrachten drey Jahre legen ein Zeugniß von derjenigen Dankbarkeit ab, die sie ihren Eltern für ihre Sorgfalt erweisen wollen; welche sie ihnen in ihren drey

ersten Lebensjahren erzeiget, da sie ihrer Hülfe und Beystandes unaufhörlich benöthiget gewesen. Die Betraurung anderer Freunde dauret länger oder kürzer, nachdem die Anverwandschaft nahe ist oder nicht. Diese Gewonheit wird so unverletzlich beybehalten, daß sie deswegen in ihren Jahrbüchern die Ergebenheit des Königs **Yen kong** sehr sorgfältig aufgezeichnet haben. Es war dieser Herr aus dem Reich seines Vaters durch die List seiner Stiefmutter, der **Li pi**, vertrieben worden. Er irrete eine geraume Zeit in andern Ländern herum, seinen Verdruß zu erleichtern, und den Falstricken eines ehrgeizigen Weibes zu entgehen. Als man ihm die Nachricht von seines Vaters Tode brachte, und ihm durch den **Mo kong**, der ihm Soldaten, Gewehr und Geld anbot, zugemuthet ward, sich zum Besitz seiner Staaten zu verhelfen, antwortete er, daß er, da er seit seiner Verstossung ins Elend einem Todten gleich gewesen, nichts so hoch schätzte als die Tugend und Ergebenheit gegen seinen Vater, das sey sein bester Schatz, und er wolle lieber das ganze Königreich verlieren, als die Pflicht gegen seinen Vater aus den Augen setzen, welche ihm nicht gestatte die Waffen zu der Zeit zu ergreifen, da er seinen Vater beweinen und ihm die schuldige Ehre beweisen müsse.

§. 67.

Farbe ihrer trauer.

Die weisse Farbe ist eigentlich in China die Trauerfarbe, so wol unter den Fürsten als unter den gemeinen Handwerksleuten. Diejenigen, die in voller Trauer gehen, haben eine weisse Mütze, weisse Weste, ein weisses Oberkleid, das bis auf die Erde herab hanget, und weisse Stiefeln. In den ersten Monaten ihrer Trauer wegen Absterben des Vaters oder der Mutter, ist ihr Kleid nichts anders als ein Sack von Hanfzeuge, das durchsichtig und unserer groben Leinwand nicht ungleich ist, darin die Waaren eingeschlagen werden; statt des Gürtels bedienen sie sich eines ungeflochtenen Bandes, und ihre Mütze, die eine sehr seltsame Gestalt hat, ist gleichfals von gedachtem Hanfzeuge verfertiget. Durch diesen traurigen und nachläßigen Aufzug wollen sie den Schmerz anzeigen, den sie über ihrem Verlust empfinden.

§. 68.

Art ihrer beerdigung.

Sie waschen sehr selten einen erblasten Körper ab, sondern legen demselben seine besten Kleider an, und schmücken ihn mit den Merkmalen der im Leben gehabten Würde. Darauf legt man denselben in den Sarg, den der Verstorbene gemeiniglich schon bey seinem Leben sich angeschaffet. Denn es ist nicht zu beschreiben, wie sorgfältig sich die Chineser darin beweisen, daß es ihnen nach ihrem Tode nicht an einem Sarge fehlen möge. Und wenn einer nur 40 bis 50 Thaler in seinem ganzen Leben hat, so wird er gewiß einen Theil dieser Summe zu seinem Sarge anwenden, solte es auch zwanzig Jahre vor seinem Tode seyn. Er betrachtet denselben als das schätzbarste Geräthe seines Hauses, und sieht ihn oft mit grossem Vergnügen an. Zuweilen muß sich auch der Sohn verbindlich machen, seinem Vater einen Sarg zu verschaffen. Die Särge bemittelter Personen sind von grossen Brettern, die wol einen halben Fuß dick sind, zusammen gesetzet, und halten sich sehr lange. Sie sind inwendig mit Pech und Harz überzogen, und auswendig dergestalt stark gefernist, daß man nicht den geringsten üblen Geruch verspüren kan. Einige dieser Särge sind künstlich ausgearbeitet und stark verguldet. Die Reichen wenden 300. 600 bis 1000 Thaler an, um nur einen Sarg aus kostbarem Holz und mit künstlicher Arbeit zu haben.

§. 69.

§. 69.

Ehe der Sarg auf die Bahre gestellet wird, so streuet man unten erstlich Kalk hin, darüber leget man entweder ein Küssen oder eine Cattunene Decke, damit das Haupt vest liege und sich nicht bewege. Der Cattun und Kalk ziehen die Feuchtigkeit an sich, die aus dem Körper gehet. Man stopfet auch alle andern leeren Plätze des Sarges mit Cattun aus, auf daß der Leib ganz unbeweglich liege. Es würde, nach ihrer Art zu denken, eine unerhörte Grausamkeit seyn, wenn man einen Leichnam öfnen, und aus demselben das Herz und die Eingeweide heraus nehmen wolte. Eben so würde es in ihren Augen etwas erstaunliches seyn, wenn sie die Gebeine der Verstorbenen, wie in Europa geschicht, auf einander gethürmt erblicken solten. Es ist den Chinesern schlechterdings verboten, ihre Todten innerhalb der Städte oder Dörfer zu begraben. Die Erlaubnis aber haben sie, dieselben in ihren Häusern in den vorhin beschriebenen Särgen so lange zu behalten als sie wollen. Sie behalten sie daher etliche Monate, ja wol ganze Jahre als eine Kostbarkeit in ihren Häusern, ohne daß sie von der Obrigkeit zur Beerdigung derselben gezwungen werden könten. Fortsetzung.

§. 70.

Man kan auch die Todten aus einer Provinz in die andere bringen lassen, welches sonderlich bey vornehmen Personen zu geschehen pfleget, die ausser ihrem Vaterlande in ihren auswertigen Aemtern und Bedienungen gestorben. Auch trägt sichs unter dem Pöbel zu, wenn sie in fremden Ländern und unter ihren Handlungsgeschäften sterben. Ein Sohn würde aller seiner Ehre verlustig werden, wenn er nicht den Leichnam seines Vaters in das Grab seiner Vorfahren bringen liesse; man würde seinen Namen nicht in dem Ehrensaal der Todten anschreiben. Bringt man nun einen Todten aus einer Provinz in die andere, so darf derselbe ohne ausdrückliche Erlaubnis des Käysers nicht durch die Städte, sondern muß um die Mauer derselben herum geführet werden. Fortsetzung.

§. 71.

Man legt nicht mehrere Personen, solten es auch die nächsten Anverwandten seyn, in ein Grab, so lange dasselbe seine Gestalt behält. Zuweilen kommen die Leute von weiten Orten her, um an der Farbe der Gebeine erkennen zu lernen, ob etwa ein Fremder eines natürlichen oder gewaltsamen Todes gestorben. Es muß aber alsdenn ein Mandarin der Oefnung des Grabes mit beywohnen, und bey den Gerichten giebt es gewisse Unterbedienten, die von einer solchen Sache urtheilen können; sie besitzen darin eine grosse Geschicklichkeit. Einige öfnen die Gräber darum, damit sie den Todten die Kleinodien und kostbaren Kleider abnehmen können. Es ist aber solches ein Laster in China, das sehr hart gestrafet wird. Es sind aber ihre Gräber ausser der Stadt, und, so viel möglich, auf einer Höhe angeleget. Oft sind solche Oerter mit Fichten und Cypressen bepflanzet. Ohngefehr eine Meile um eine jede Stadt, wie auch um die Dörfer herum, findet man hin und her zerstreuete einzele Höfe, Häuser und Buscaden, wie auch unzählig kleine mit Bäumen besetzte und mit Mauren eingefaste Hügel; dieses sind nun lauter Gräber, die äusserlich keinen unangenehmen Anblick geben. Gräber sind bey den Chinesern in grosser hochachtung.

§. 72.

Die Gestalt ihrer Gräber ist nach dem Unterschied der Provinzien auch verschiedentlich. Die allermeisten sind abgeweisset, wie ein Hufeisen angeleget und recht niedlich zubereitet. Den Namen der Familie, der das Begräbnis gehöret, schreibet man auf Gestalt der gräber, sonlich der vornehmen.

den grösten Stein. Die Armen begnügen sich damit, wenn sie ihr Begräbnis mit Stoppeln decken, oder es fünf bis sechs Fuß hoch in Gestalt einer Pyramide über die Erde führen können. Viele setzen auch die Särge in ausgemauerte Gewölbe, wie etwa unsere Gräber zu seyn pflegen. Was die Grossen und vornehmen Mandarin anlanget, so sind ihre Gräber prächtig angebauet. Sie bauen erst ein Gewölbe, darein der Sarg geschoben wird. Ueber dasselbe führen sie eine Erhebung von Erde, die ohngefehr zwölf Fuß hoch ist und zehen Fuß im Durchschnitt hat, und wie ein Hut gestaltet ist. Diese Erde überdecken sie mit Kalk und Sand, daraus sie einen Kitt machen, dadurch das Regenwasser nicht so leicht dringen kan. Rund herum pflanzen sie in gehöriger Symmetrie Bäume von verschiedener Art. Gerade gegen über stehet eine grosse und lange Tafel von weissem glatten Marmor, und auf demselben ein Räuchergefäß, zwey andere Gefässe, und marmorne Leuchter von sehr feiner Arbeit. Auf beyden Seiten siehet man in verschiedenen Reihen Bilder vornehmer Bedienten am Hofe, Verschnittener, Soldaten, Löwen, gesattelte Pferde, Cameele, Schnecken und andere Thiere in verschiedentlicher Stellung, die so wol Ehrerbietung als Schmerz und Traurigkeit andeuten. Denn darin besitzen die Chineser etwas besonders, daß sie ihrer gehauenen und geschnittenen Arbeit ein Leben geben und allerley Affecten daran vorstellen können.

§. 73.

Man siehet, daß viele Chineser, zu Bezeugung ihrer grösten Hochachtung und Zärtlichkeit gegen ihre verstorbene Eltern, die Leichname derselben drey bis vier Jahr bewahren. So lange die Trauerzeit währet, so bedienen sie sich des Tages keines andern Stuhls, als eines schlechten niedrigen Schemels, der mit einem weissen Tuch behangen ist, und des Nachts schlafen sie bey dem Sarge auf einer blossen Natte. Sie geniessen in dieser Zeit weder Fleisch noch Wein, und sie können weder einer solennen Gasterey, noch auch sonst einer öffentlichen Versamlung beywohnen. Sind sie ja genöthiget auszugehen, welches doch auch erst nach Verlauf einer gewissen Zeit geschehen darf, so ist selbst die Chaise, darin sie sich tragen lassen, mit einem weissen Tuch überzogen. Die Trauerceremonien, so gegen die Todten erwiesen werden, dauren ordentlicher Weise sieben Tage, es sey denn, daß eine sehr wichtige Ursache dieselben auf drey Tage einschränke. So lange der Todte noch unbedecket lieget, so kommen alle Anverwandten und Freunde, die vorher dazu erbeten worden, zusammen, dem Verstorbenen die letzte Ehre und Freundschaft zu erweisen. Die nächsten unter den Anverwandten bleiben so gar eine Zeitlang im Hause. Der Sarg stehet in dem vornemsten Saal und ist mit einem weissen Stof behangen, der zuweilen mit schwarzem und violetseidenem Zeuge vermischet und mit andern Trauerzierrathen geschmücket ist. Vor den Sarg wird ein Tisch gestellet. Auf denselben setzet man entweder das Bildnis des Verstorbenen, oder vielmehr ein mit Schnitz- und Laubwerk eingefastes Bret, darauf der Name desselben stehet; auf beyden Seiten derselben sind Blumen, Räucherpfannen und angezündete Wachskerzen.

§. 74.

Diejenigen, die ihr Beyleid bezeugen wollen, grüssen den Todten auf die in ihrem Lande gewönliche Art; sie fallen nieder zur Erde, berühren sie etlichemal mit ihrer Stirn an dem Orte, wo der gedachte Tisch stehet, auf welchen sie etliche Wachslichter und Räuchwerk legen, so sie nach Gewonheit mitzubringen pflegen. Die besonders guten Freunde verbinden diese Cerimonie mit Seufzen und Heulen, das man oft sehr weit hören

ren kan. Indem sie diese Pflicht ausüben, so trit der älteste Sohn samt seinen Brüdern hinter dem Vorhange hervor, der zur Seite des Sarges befindlich ist, wirft sich mit dem Gesicht, auf welchem lauter Traurigkeit abgebildet ist, auf die Erde, und vergiesset unter einem tiefen Stilschweigen häufige Thränen. Sie beobachten hernach eben diejenigen Cerimonien, die von den Freunden vor dem Sarge bewiesen worden. Hinter eben demselben Vorhang stehen auch die Weiber, die wechselsweise ein klägliches Geschrey zu erheben pflegen. Wenn diese Ceremonie geendiget ist, stehet man auf, und ein nicht alzunaher Anverwandter, oder ein gewesener guter Freund des Verstorbenen, nimt die Condolenz an, und bedienet die Freunde. Wie er sie vorher an der Pforte empfangen, so führt er sie hernach in ein anderes Zimmer, worin der Thee fertig stehet, nebst trockenen Früchten und andern Erfrischungen; worauf er sie wieder bis zu ihrer Sänfte begleitet. Diejenigen, so nicht alzuweit von der Stadt wohnen, erscheinen in eigener Person, ihr Beyleid zu bezeugen. Ist es aber alzuweit, oder ihr Gesundheitszustand lästs nicht zu, selbst zu kommen, so schicken sie durch einen ihrer Bedienten ein Schreiben, darin sie sich entschuldigen, zugleich aber auch die gewönlichen Geschenke schicken. Die Kinder des Verstorbenen, oder wenigstens der älteste Sohn, sind verbunden, die Gegenvisite allen denen zu geben, die aus schuldiger Freundschaft ihr Beyleid bezeuget haben. Doch überhebet man sie des mühsamen Ceremoniels bey so vielen Personen. Es ist genung, wenn sie nur vor dem Hause sich melden, und durch einen Bedienten ein Billet überreichen lassen.

§. 75.

Beschreibung der leichenbestattung.

Wenn der Tag zur Leichenbestattung angesetzet worden, so wird allen Freunden des Verstorbenen Nachricht davon ertheilet, die sich denn an dem bestimten Tage gewiß einfinden. Den Leichenzug eröfnen diejenigen, die verschiedene Statuen von Pappe oder Kartenpapier tragen, darauf Sclaven, Tyger, Löwen, Pferde und dergleichen mehr abgebildet sind. Hierauf folget der übrige Hause paarweise. Einige tragen Standarten, kleine Fahnen, Räuchergefässe u. s. f. Andere machen eine ganz klägliche Trauermusik. An gewissen Orten wird das Bild des Verstorbenen vor den übrigen sehr hoch hervor gehalten. Es ist sein Name und Würde mit grossen Buchstaben darauf geschrieben. Darauf folget der Sarg, der wie ein Gehäuse mit einem Tuch von Violetseide bedecket ist; auf den vier Ecken hangen Quasten von weisser Seide, die mit Goldfaden durchwirket sind. Die Bahre, auf welcher der Sarg stehet, und die eine recht grosse Maschine vorstellet, wird von 64 Männern getragen. Diejenigen aber, die nicht so viel daran wenden können, bedienen sich einer andern Maschine, die nicht so viel Träger erfordert. Der älteste Sohn, der hinter dem Sarge vor den übrigen Kindern hergehet, ist mit einem Sack von Hanfzeuge bedecket, und geht an einem Stabe ganz krumm gebücket, als ob ihn die Last seines Schmerzes also gebeuget hätte. Hierauf erscheinen die Freunde und Anverwandten in Trauerhabit, und eine grosse Anzahl mit weissen Tüchern behangenen Sänften, darinnen die Töchter, Weiber und Sclavinnen des Verstorbenen getragen werden, und insgesamt erbärmlich heulen. Es läst dieses Heulen und Geschrey, so die Chineser bey Beerdigung ihrer Todten anstellen, recht abentheuerlich. Da aber ein Europäer leicht siehet, daß alles mit Fleiß so eingerichtet und abgezirkelt ist, so kan dieses affectirte Wesen bey denen, die es sehen und hören, kein Mitleiden erwecken.

§. 76.

§. 76.

Fortsetzung. Wenn man zum Begräbnisorte gekommen, so findet man etliche Schritte vor dem Grabe etliche Tafeln, die in einem zu dem Ende zubereiteten Saal in einer gewissen Ordnung hingestellet worden. Und indem die gewönlichen Trauercerimonien vor sich gehen, so bereiten die Bedienten des Trauerhauses den Leidtragenden eine Mahlzeit zu. Nach derselben fallen die Freunde und Anverwandten nochmals bey dem Grabe nieder, und berühren mit der Stirn die Erde. Doch geschicht dieses nicht allemal. Man lässet es ordentlicher Weise bey Danckſagungen bewenden. Der älteste Sohn und die andern Kinder erwiedern diesen Dank durch gewisse äusserliche Zeichen, ohne ein Wort dabey zu sprechen. Wird ein vornehmer Herr begraben, so findet man bey seinem Grabe verschiedene Zimmer angeleget, in welchen die nächsten Freunde einen oder zween Monate sich aufhalten, und nebst den Kindern des Verstorbenen ihren Schmerz täglich erneuren.

§. 77.

Vom begräbniß der Christen. Wenn Christen begraben werden, so trägt man das Creuz auf einer erhabenen Maschine vorher, die von verschiedenen Personen getragen wird, auf welcher zugleich das Bild der heiligen Jungfrau und des Erzengels Michael zu finden. Eine Beschreibung dieser Cerimonien wird man weiter unten finden, wo ich die Beerdigung des P. **Verbiest** beschrieben habe. Die Cerimonien, die bey der Beerdigung des P. **Broglio** vorfielen, kamen den Chinesern so prächtig vor, daß sie einen eigenen Aufſatz davon drucken liessen. Der Käyser beehrete sein Grab mit einer Aufſchrift, und zur Erleichterung der Kosten schickte er nebst zehen Stücken Trauertüchern auch 200 Unzen Silber, nebst einem Mandarin und zween andern Bedienten, die in seinem Namen die Leiche begleiten sollen.

§. 78.

Begräbniß einer käyserin. Die Trauer wird im ganzen Reich algemein, wenn der Todt den Thron antastet. Als die verwitwete Käyserin, die Mutter des Käysers **Cang hi** starb, so daurete die grosse Trauer funfzig Tage. Binnen dieser Zeit waren alle Tribunale geschlossen und man trug dem Käyser selbst keine Sachen vor. Die Mandarins brachten den ganzen Tag im Pallast zu, und thaten nichts anders als seufzen und weinen; wenigstens stelten sie sich so an. Einige fassen des Nachts in gröster Kälte unter freyem Himmel. Selbst die Söhne des Käysers schliefen in ihren täglichen Kleidern im Pallast. Alle andere Mandarins zogen des Tages dreymal zu Pferde in weisser Kleidung und ohne starkes Gefolge mit den gewönlichen Cerimonien vor dem Bildnis der verstorbenen Käyserin vorbey. Die rothe Farbe war gänzlich untersaget, daher trugen sie Hüte ohne rothe Seide und ohne allen Schmuck. Als der Leichnam der Käyserin eingesenket ward, so befahl der Käyser, daß er erst durch die gewönlichen Pforten des Pallastes durchgetragen werden solte; womit er zu erkennen gab, wie wenig er die abergläubigen Vorstellungen der Chineser achte. Denn es ist unter ihnen gebräuchlich, daß man neue Oefnungen in dem Hause machet, wodurch der Leichnam durchgetragen wird, die so gleich wieder zugemachet werden; wodurch man der Betrübung abhelfen will, die alsdann entstehen würde, so oft man durch eine Thür durchginge, dadurch der Verstorbene getragen worden. Ausserhalb der Stadt bauete man einen weiten und grossen Pallast mit Vorhöfen, Sälen, und Wohnzimmern, um daselbst den Leichnam so lange hinzustellen, bis der Ort zur Beerdigung völlig zubereitet worden.

§. 79.

§. 79.

Vier junge Frauenzimmer, so die Käyserin in ihrem Leben bedienet, wolten sie auch im Tode begleiten, und ihre Bedienung bey ihr in der andern Welt fortsetzen. Sie hatten diejenige Kleidung bereits angeleget, die nach Tartarischer Gewonheit getragen wird, wenn solche Personen ihren Frauen zu Liebe mit sterben. Der Käyser aber, der an dieser barbarischen Gewonheit einen Abscheu hatte, lies es ihnen nicht zu. Wie denn dieser Herr ausdrücklich verboten hat, diese Tartarische Gewonheit länger beyzubehalten, da man so wol die Reichthümer als auch die Bedienten grosser Herren, wenn man ihren Leib einsenkte, zu verbrennen pflegen. Fortsetzung.

§. 80.

Die Cerimonien, die bey der Beerdigung beobachtet zu werden pflegen, haben etwas prächtiges an sich. Man kan davon urtheilen, wenn man diejenigen ansiehet, die bey der Leichenbestattung des ältesten Bruders des Käysers **Cang hi** vorfielen, denen einige unserer Mißionarien auf ausdrücklichen Befehl beywonen musten. Den Leichenzug eröfneten eine grosse Anzahl Trompeter und andere Instrumentisten; und nach denselben gieng der Zug baarweise in folgender Ordnung. 1) Zehen Männer die Stäbe trugen, deren Knöpfe von Kupfer und im Feuer verguldet waren. 2) Vier trugen Sonnenschirme, die mit einem mit Gold durchwirkten Stof behänget waren. 3) Sechs Cameele, die unbeladen waren und blos ein Zobelfell am Halse trugen. 4) Sechs mit Gezelten und Jagdzeug beladene Cameele, darüber rothe und bis auf die Erde herabhangende Decken gebreitet waren. 5) Sechs Jagdhunde, die am Strick geführet wurden. 6) Vierzehen ungesattelte Pferde, die nur gelbe Zäume hatten und mit Zobelfellen bedecket waren. 7) Sechs andere Pferde, die mit kostbaren Säcken beladen waren, darin die Kleider steckten, die verbrant werden solten. 8) Sechs andere Pferde mit gesticktem Sattelzeuge und güldenen Steigbiegeln. 9) Funfzehen Reuter mit Pfeilen, Bogen, Helmen u. s. w. Acht Männer, deren jeder einen Tartarischen Gurt in der Hand hatte, daran Beutel hiengen, die mit Perlen angefüllet waren. 11) Abermals zehen Männer, die Hüte oder Mützen für alle Jahrszeiten trugen. 12) Eine offene Chaise, die derjenigen gleich war, darin man den Käyser in seinem Pallast zu tragen pfleget. 13) Eine andere Chaise mit gelben Polstern. 14) Hierauf folgten die zween Söhne des verstorbenen Prinzen, die sich auf zween Verschnittene lehneten und sich zwungen Thränen zu vergiessen. 15) Der Sarg mit dem gelben Käyserlichen Ordenszeichen, der von achtzig Personen getragen ward, die grün gekleidet waren und rothe Büsche an den Mützen hatten. 16) Die **Ago** haufenweise, die von ihren Bedienten umgeben waren. 17) Die **Regulos** und andere Prinzen vom Geblüt. 18) Zween andere Särge, darin die Kebsweiber des Verstorbenen lagen, die sich bey seinem Absterben aufgehänget hatten, um demselben in der andern Welt so zu Dienste zu seyn, wie sie es in dieser Welt gewesen. 19) Die Grossen des Reichs. 20) Die Sänften der Gemahlin des Verstorbenen und der anverwandten Prinzessinnen. 21) Den Zug beschlossen die **Lamas**, die **Bonzen** und eine grosse Menge vom Pöbel. Voraus waren acht Fahnen nebst grossen und kleinen Mandarins gegangen, und hatten sich gleichsam in Schlachtordnung gestellet, um den Leichnam in dem Garten in Empfang zu nehmen, wo er so lange abgesetzet werden solte, bis das Grab fertig worden. Man zählete bey diesem Zuge über 16000 Personen. Beerdigung der vornehmen.

§. 81.

Die abgestorbenen vorfahren werden von den Chinesern verehret.

Erste art.

Die Pflichten und Ehrenbezeugungen, so den verstorbenen Vorfahren von ihren Hinterlassenen erwiesen werden, sind nicht in die gewönliche Trauerzeit eingeschränket. Es giebt ausser denselben zweyerley Arten der Cerimonien, die jährlich zweymal beobachtet werden müssen. Die ersten unter denselben gehen in einem gewissen Monat des Jahrs im grossen Saal der Vorfahren vor. Denn es ist keine Familie von Ansehen, die nicht einen zu diesem Zweck erbauten Saal haben solte. Es heisset dieses Gebäude **Tse tang**, das ist, **der Saal der Vorfahren.** Dahin begeben sich alle zur Familie gehörige Glieder, die manchmal eine Zahl von 6 bis 8000 Personen ausmachen. Und dabey wird kein Unterschied des Standes beobachtet. Handwerksleute, Bauren, Mandarins, Gelehrte, alles geht hier durch einander, und schämen sich ihrer nicht untereinander. Das Alter entscheidet hier allen Rangstreit. Wer der Aelteste ist, wann er auch der Aermste wäre, der hat vor allen andern den Vortrit. In diesem Saal ist eine lange Tafel längst der Mauer befindlich, daran einige Stuffen bevestiget sind. An derselben erblicket man oft das Bild des Berühmtesten unter den Vorfahren der Familie, oder doch wenigstens seinen Namen, nebst den Namen der Weiber und Kinder der Familie, die auf beyden Seiten an kleinen Täfelgen geschrieben stehen, nebst ihrem Alter, Eigenschaften, Bedienungen, und der Zeit, da sie gestorben. In diesem Saal versamlen sich im Frühjahr, zuweilen auch im Herbst, alle zur Familie gehörige Glieder. Die Reichesten darunter lassen eine Gasterey anstellen; es werden viele Tische mit Fleisch, Reis, Früchten, Räuchwerk, Wein, Wachslichtern u. s. f. besetzet, und fast eben die Cerimonien beobachtet, als ob sie noch lebendig wären, und die gemeiniglich vorzufallen pflegen, wenn ein Mandarin entweder seinen Geburtstag feiret, oder sein neues Gouvernement antrit. Was den geringen Pöbel betrift, der nicht das Vermögen hat, einen solchen Bau aufzuführen oder zu unterhalten; so begnügen sie sich damit, daß sie den Namen ihrer Vorfahren am ansehnlichsten Orte ihres Wohnhauses anschreiben.

§. 82.

Andere art.

Die andere Art der Cerimonien fält wenigstens einmal des Jahrs vor, an dem Orte, wo die Vorfahren begraben liegen. Gleichwie nun die Gräber ausserhalb der Stadt, und zuweilen in den Klüften der Berge angeleget sind; so begeben sich ihre Nachkommen jährlich dahin, welches gemeiniglich zu Ende des Aprils oder im Monat May zu geschehen pfleget. Sie rupfen zuförderst das Gras aus, so um das Grab herum gewachsen; darauf legen sie die Merkmale der Ehrerbietung, Dankbarkeit und Betrübnis mit eben den Cerimonien an den Tag, die bey ihrem Absterben beobachtet worden. Sie legen hiernächst Fleisch und Wein auf das Grab, damit sie sich untereinander nach geendigten Cerimonien beschenken. Es ist nicht zu leugnen, daß die Chineser, die dem Cerimoniel in allen Stücken eifrig ergeben sind, diese ihre Cerimoniensucht bey Verehrung ihrer Todten am meisten kund werden lassen. Es ist aber einmal durch ihre Gesetze und Gebräuche vest gesetzet, daß man den Verstorbenen eben die Ehre erweisen muß, als ob sie noch am Leben wären.

§. 83.

Fortsetzung.

In dem Buche **Lu nyu** sagt **Confucius**, daß man den Todten alle Ehre erweisen müsse, als ob sie noch lebendig und gegenwärtig wären. Einer seiner Schüler, der diese Worte erkläret hat, schreibet, wenn sein Lehrer den Todten das gewönliche Opfer

gebracht

gebracht habe, so sey solches von ihm unter den zärtlichsten Bewegungen geschehen: und diese zu erwecken, habe er sich vorgestellet, als ob sie wirklich gegenwärtig wären, daß er sie sehe und höre. Und weil sie schon lange todt gewesen, so habe er desto öfter an sie gedacht. In dem Buch **Li ki** sagt der berühmte **Pe hu tung**, der unter dem Käyser **Han chao** gelebet, die Ursache, warum man eine kleine Tafel dabey brauche, sey diese, weil man, da der Geist des Verstorbenen unsichtbar sey, einen sichtbaren Gegenstand haben müsse, der ein Kind seiner Eltern erinnern, ihr Herz in Bewegung setzen und ihnen einen Trost ertheilen könne. Wenn ein Vater einmal begraben sey, so sey nichts vorhanden das Herz des Nachkommen zu rühren; daher sey eine solche Tafel zu ihren Ehren erfunden worden. Die alten Chineser bedienten sich eines kleinen Kindes, als eines lebendigen Bildes, das Andenken des Verstorbenen dadurch zu erneuren. Nach der Zeit hat man sich statt eines Kindes eines Täfelgen bedienet. Man erweiset demselben eben die Ehre, als ob die Person, deren Name daran geschrieben stehet, noch am Leben sey; weil es ihnen leichter wird, ein Täfelgen, als ein Kind zu finden, so oft sie ihren verstorbenen Eltern für das durch sie erhaltene Leben, Güter und Auferziehung den schuldigen Dank abstatten wollen.

§. 84.

Abgötterey der Bonzen.

Es ist wahr, daß bey der im Reich eingeführten Abgötterey die **Bonzen**, deren Vortheil es erfordert, das Volk zu betrügen, viele abergläubige Gebräuche mit unter diese Cerimonien gemischet; dahin zu rechnen, daß sie Papier wie Geldmünzen geschnitten, desgleichen allerhand weisse seidene Zeuge verbrennen, als ob sie den Verstorbenen in der andern Welt zu statten kommen könten; daß sie den Leuten vorpredigen, die Seelen der Verstorbenen wären bey dem an der Tafel angeschriebenen Namen gegenwärtig und röchen den lieblichen Geruch des angezündeten Räuchwerks. Allein diese lächerlichen Gebräuche sind von der wahren Lehre der Chineser weit entfernet, und finden nur unter dem einfältigen Pöbel Beyfal. Und ob wol die **Bonzen** selbst diesen Aberglauben eingeführet, so sehen sie doch die alten Cerimonien als lauter Merkmale der Ehrerbietung an, die Kinder ihren Eltern schuldig sind *).

Dreyzehenter Abschnitt,

Von den Gefängnissen und Abstrafung der Uebelthäter in China.

§. 1.

Langsamkeit ihrer gerechtigkeit.

Die Gerechtigkeit in China komt uns Europäern zwar etwas langsam vor, weil dabey viele Umstände beobachtet werden, um zu verhüten, daß ein Mensch nicht eines so kostbaren Schatzes beraubet werde, als das Leben und die Ehre ist; dennoch aber werden die Missethäter hart bestrafet, und ein genaues Verhältnis zwischen der Abscheulichkeit ihrer That und Härtigkeit der Strafe beobachtet. Es müssen diese Criminalsachen oft durch fünf bis sechs Tribunale durchgehen, ehe ein Urtheilsspruch erfolget.

*) Man muß sich hier erinnern, daß der P. du Halde zum Jesuiterorden gehöret; ein Dominicaner würde vielleicht andere Ingredientien dabey angezeiget haben.

Diese Tribunale sind einander subordiniret, und sind berechtiget alle Processe anzunehmen, so wol vom Leben und Sitten der Kläger und Zeugen, als auch von den Lastern der angeschuldigten Personen die genaueste Kundschaft einzuziehen. Diese Langsamkeit komt den Schuldigen sehr zu statten, weil auf die Weise die Unschuld desto seltener gekränket und ihnen der Genuß des Lebens desto länger gelassen wird.

§. 2.

Beschreibung ihrer gefängnisse.

Die Gefängnisse der Uebelthäter haben weder das fürchterliche noch das unflätige an sich, das an den Gefängnissen in Europa gefunden wird; sie sind vielmehr ganz beqvem und räumlich eingerichtet. Sie sind im ganzen Reich fast von einerley Beschaffenheit und von den Tribunalen nicht weit entfernet. Wenn man durch die erste Pforte, die von der Strasse hinein gehet, durch ist, so komt man bald zu einer andern, die in einen niedrigen Hof führet, worauf die dritte Pforte folget, an welcher der Stockmeister seine Wohnung hat. Durch dieselbe komt man in einen viereckigten Hof. Auf den vier Seiten desselben sind nun die Cammern der Gefangenen, die auf grossen hölzernen Balken ruhen und eine Gallerie vorstellen. In den vier Winkeln dieses Hofes sind die geheimen Gefängnisse, darein die Erzbösewichte gestecket werden. Sie dürfen am Tage nicht aus denselben heraus gehen, oder sich mit andern unterreden, welches zuweilen andern Gefangenen wol erlaubet wird. Jedoch vermittelst des Geldes können sie sich eine Erleichterung auf einige Stunden verschaffen. Dabey aber braucht man die Vorsichtigkeit, daß man sie des Nachts mit grossen Ketten verwahret, und ihre Hände, Füsse und die Mitte des Leibes damit bevestiget. Diese Ketten drücken ihre Seiten, und spannen sie dergestalt ein, daß sie kaum Odem holen können. Wer aber zu rechter Zeit ein Stück Geld anzuwenden weiß, der kan sich beym Kerkermeister seine Bande weit erträglicher machen. Anlangend diejenigen, deren Verbrechen nicht alzugroß sind, und denen man die Freyheit läst, aus dem Gefängnis heraus zu gehen und frische Luft zu schöpfen; so werden sie des Abends wieder gesamlet, man ruft einem nach dem andern bey Namen, und verschliesset sie in einen dunklen Saal, oder vielmehr in kleine Cammern, wenn sie dieselben zu mehrerer Beqvemlichkeit gemiethet.

§. 3.

Wie die gefangenen bewachet werden.

Des Nachts gehet eine Schildwache vor den Gefängnissen auf und ab und erhält die Gefangenen in der volkommensten Stille. Und wenn nur das geringste Geräusch gehöret würde, oder die angezündete Lampe verlöschte; so würde der Stockmeister so gleich davon benachrichtiget werden müssen, um aller Unordnung zuvor zu kommen. Andere stellen unabläßige Untersuchungen an, und es fält daher einem Gefangenen ganz unmöglich, an eine Flucht zu denken oder Hand anzulegen, weil er so gleich entdecket und von dem Mandarin hart bestrafet werden würde, welcher die Gefängnisse selbst fleißig besucht, und im Stande seyn muß, alle Tage von einem jeden Gefangenen Rede und Antwort zu geben. Sind einige unter denselben krank, so muß er für ihre Verpflegung sorgen; er muß Aerzte herbey kommen und ihnen auf Unkosten des Käysers Arzeneien reichen lassen, ihre Gesundheit wieder herzustellen. Der Käyser muß unmittelbar von allen denen Nachricht bekommen, die im Gefängnis sterben, und er befielt oft den vornemsten Mandarins, genaue Untersuchung anzustellen, ob auch die Subalternen ihre Pflicht beobachtet. Zu der Zeit nun, wenn die Gefängnisse besuchet werden, erscheinen diejenigen Arrestanten, die den Todt verdienet haben, mit einem traurigen Gesicht, mit zerstreueten Haaren,

mit

mit schlotternden Füssen, wodurch sie, wiewol vergeblich, die Mandarins zum Mitleiden zu bewegen suchen. Denn man behält nicht allein ihre Personen in sicherer Verwahrung, sondern läst sie auch im Gefängnis schon den Anfang der wohlverdienten Strafe leiden.

§. 4.

Verschiedenheit der gefängnisse.

Man hat in China sehr grosse Gefängnisse, dergleichen das beym Oberhofgericht zu **Peking** ist, worzu Kauf- und Handwerksleute, zum Exempel Schneider, Fleischhauer, Reis- und Kräuterhändler zum Dienst und Bequemlichkeit der darin befindlichen Gefangenen, gelassen werden. Ja es werden so gar Köche darinnen gehalten, die das Essen zubereiten müssen; und dieses alles geschicht unter der sorgfältigsten Aufsicht der Käyserlichen Bedienten. Das Gefängnis der Weiber ist vom Gefängnis der Männer unterschieden. Man kan mit ihnen nicht anders als durch ein Gitter reden, oder durch die Lücke, dadurch ihnen ihre Nothdurft gereichet wird. Sehr selten aber geschichts, daß sich eine Mannsperson davor sehen lässet. Wenn ein Gefangener im Gefängnis stirbet, so wird sein Leichnam nicht durch die gewönliche Gefängnisthür, sondern durch eine andere Oefnung durchgebracht, die für die Todten besonders angeleget ist. Vornehme Personen, wenn sie im Gefängnis krank werden und in Lebensgefahr gerathen, bitten sich die Gnade aus, daraus gebracht zu werden, ehe sie sterben, damit ihr Leib nicht durch diese Oefnung durchgebracht werden dürfe, als welches sie für einen grossen Schandfleck halten. Daher kan ein Chineser seinem Nächsten nichts härteres wünschen, als wenn er saget: Ich wolte, daß du durch dis Gefängnisloch durchgeschleppet würdest.

§. 5.

Verschiedenheit der strafen.

Erste art.

Ein jegliches Laster hat in China seine Strafe; alles ist sehr genau bestimmet. Die **Stockschläge** sind die Strafe für leichte Verbrechen. Die Anzahl derselben ist gröſſer und geringer, nach dem der Fehler beschaffen ist. Das ist die Strafe, welche die Officiers ihren Soldaten sogleich auf der Stelle ertheilen lassen, wenn sie auf den Strassen oder in den Städten des Nachts die Schildwache halten sollen und dabey im Schlaf angetroffen werden. Wenn die Anzahl der Streiche nicht über zwanzig komt, so heist es eine väterliche Züchtigung, die gar nichts schimpfliches an sich hat, und der Käyser läst sie oft Personen von grosser Reputation zutheilen, und geht mit ihnen um nach wie vor. Eine solche väterliche Züchtigung zu verdienen darf einer sehr wenig versehen haben, zum Exempel, wenn er eine Kleinigkeit gestohlen, sich in Worten vergangen, oder einen mit der Faust geschlagen. Komt solches vor den Mandarin, so steht einem solchen der **Pan** tsee gleich zu Dienste. Denn so nennen sie das Instrument, damit die Schuldigen geschlagen werden. Wenn sie abgestraft worden, so müssen sie vor dem Richter auf die Knie fallen, sich dreymal auf die Erde krümmen, und sich für die Sorgfalt einer guten Auferziehung bedanken. Es ist dieses **Pan** tsee eigentlich ein gespaltenes Rohr, das einige Fuß lang ist. Unten ist es eine Hand breit, oben aber glatt und dünne. Es ist aus Bambousrohr verfertiget, welches ein hartes, vestes und schweres Holz ist.

§. 6.

Fortsetzung.

Wenn der Mandarin Gericht hält, so sitzet er mit grosser Ernsthaftigkeit vor einem Tisch, auf welchem ein Futteral lieget, darinnen kleine Stäbe stecken, die höchstens einen halben Fuß lang und zwey Finger breit sind. Zu seiner Seite stehen verschiedene Bedienten, die mit dem vorhin beschriebenen Instrument **Pan** tsee gewafnet sind. So bald

er nun mit Zuwerfung der kleinen Stäbe ein Zeichen giebt, so macht man sich über den Verbrecher her, man legt ihn mit dem Bauch auf die Erde und zieht ihm die Beinkleider ab. Und so viel der Mandarin kleine Stäbe auf die Erde geworfen hat, so viel Bediente machen sich fertig, und giebt ein jeglicher dem Schuldigen fünf heftige Schläge auf das blosse Fleisch. Und wenn die Strafe recht hart seyn soll, so sind allemal ihrer zwey, die den Uebelthäter zugleich durchdreschen. Nichts destoweniger ist dabey zu bemerken, daß gemeiniglich vier Streiche statt fünfe gezählet werden, und das nennet man die Käyserliche Gnade, der als ein Vater seines Volks allemal aus Mitleiden etwas an der zuerkanten Strafe erläst. Ein Mittel ist auch zur Milderung dieser Strafe vorhanden, nemlich, daß man diejenigen mit Geld gewinnet, die die Schläge austheilen sollen. Sie verstehen die Kunst, die Streiche so zu regieren, daß die Strafe fast unmerklich wird. Als einstens ein junger Chineser gesehen, daß sein Vater zu dieser Strafe verurtheilet worden, und sich nun zur Uebernehmung derselben anschickte; so warf er sich über seinen Vater her, um an dessen statt die Streiche zu leiden. Und dieser kindliche Trieb rührte den Richter dergestalt, daß er dem Vater um des Sohnes willen die Strafe erlies. Es darf aber der Mandarin diese Strafe nicht allein in seiner Gerichtsstube dictiren, sondern er kan es an einem jeden andern Orte, auch ausser seinem Sprengel, thun. Wenn er daher ausgehet, so hat er allemal eine Anzahl Gerichtsbedienten bey sich, die mit dem Instrument Pan tsee versehen sind. Ein gemeiner Mensch darfs etwa nur darin versehen, daß er, wenn der Mandarin komt, nicht vom Pferde steiget, oder daß er in seiner Gegenwart qver über den Weg geritten; so hat er gleich fünf bis zehen Streiche weg. Und dabey gehet es so geschwinde zu, daß er die Schläge weg hat, ehe es die Umstehenden recht merken. Eben so halten es die Lehrer gegen ihre Schüler, die Väter gegen ihre Kinder, die Herren gegen ihre Diener; nur mit dem Unterschied, daß ihr Stock, damit sie schlagen, nicht so lang und breit ist.

§. 7.

Andere art. (§. 5.)

Eine andere Art der Strafe, die aber mit weit grösserer Schande verbunden, ist der Pranger,*) daran der Missethäter bevestiget wird. Es bestehet dieser Pranger aus zwey grossen Stücken Holz, die in der Mitte ausgehöhlet sind, und worein der Schuldige den Kopf stecken muß. So bald ihm diese Strafe vom Mandarin zuerkant worden, so werden ihm diese zwey Stücke Holz auf die Schultern geleget und dergestalt an einander bevestiget, daß er nur den Hals darinnen rühren kan. Er kan dabey weder seine Füsse sehen, noch die Hände zum Munde bringen, und es muß ihm ein anderer die Speise zum Munde reichen. Diese unangenehme Last träget er Nacht und Tag, welche nach Beschaffenheit seines Verbrechens bald schwerer bald leichter ist. Einige solcher Marterhölzer wägen oft 200 Pfund, und beläftigen den Uebelthäter dergestalt, daß er oft aus Verdruß, Beschämung, Schmerz, Hunger und Schlaflosigkeit das Leben dabey einbüsset. Ordentlicher Weise wägen sie 160 Pfund. Es wissen aber dergleichen Sünder verschiedene Mittel, sich diese Strafe erträglicher zu machen. Einige haben in währendem Gehen gute Freunde zur Seite, die dieses Holz auf den vier Ecken anfassen, daß es ihm nicht so sehr auf den Schultern lieget. Andere lassen diese Last auf einem Tisch oder auf einer Bank ruhen. Noch andere lassen einen Stuhl machen, darauf sie zwischen

*) Aus der Beschreibung selbst wird man sehen, daß diese Strafe eher der Spanische Mantel genennet werden könne.

zwischen vier Stühlen von gleicher Höhe sitzen, welche die hölzerne Last tragen. Einige legen sich auf den Bauch, und bedienen sich des Lochs, dadurch sie den Hals stecken, als eines Fensters, durch welches sie alles ohne Schaam ansehen, was auf der Strasse vorgehet. Wenn dem Uebelthäter in Gegenwart des Mandarins diese beyden Hölzer an den Hals geleget und bevestiget werden, so pflegt man auf beyden Seiten zwey lange Stücken Papier, vier Finger breit, zu bevestigen, welchem ein Siegel aufgedruckt wird, daß die beyden Stücken Holz nicht von einander genommen werden können, ohne das Siegel zu beschädigen. Hiernächst schreibet man auch das Verbrechen mit grossen Buchstaben darauf, weswegen ein solcher Mensch gestrafet worden, und wie lange seine Strafe dauren soll. Es heist zum Exempel: Dieser ist ein Dieb, ein unruhiger Kopf, ein Aufrührer, ein Spieler; er soll an diesem Orte drey Monate das hölzerne Joch tragen. Der Ort, den man zu einer solchen Strafe auserstehet, ist entweder ein berühmter Tempel, wo viel Volks zusammen läuft, oder ein Stadtthor, oder ein anderer öffentlicher Platz, oder die erste Pforte vor dem Tribunal des Mandarins. Wenn die zur Strafe angesetzte Zeit verflossen, so stellen die Bedienten des Tribunals dem Mandarin den Uebelthäter vor; dieser ermahnet ihn, sich zu bessern, läst ihm erst das Joch abnehmen, und hernach zu guter letzt mit etlichen zwanzig Stockschlägen den Weg weisen. Denn das ist bey der Chinesischen Gerechtigkeit etwas gebräuchliches, daß keiner eine Strafe leidet, nur die Geldstrafen ausgenommen, da nicht der Wilkom und der Abschied mit Stockschlägen ertheilet werden solte. So, daß man wohl sagen kan, die Chinesische Regierung werde mit dem Stock geführet.

§. 8.

Es ist übrigens diese Strafe bey den Männern gewönlicher, als bey den Weibern. Doch fand einer unserer ältesten Mißionarien, der P. Contancin, als er einen Mandarin in einer Stadt vom ersten Rang besuchte, daß ein Weib vor seinem Gerichtshause diese Last trug. Es war dieselbe eine Bonzeßin, das ist, eine von den Nonnen, die in einem gewissen Closter leben, zu welchem niemand kommen kan. Daselbst beschäftigen sie sich mit Anbetung des Götzen und mit Arbeit. Sie haben zwar keine eigentlichen Closterreguln noch Gelübde auf sich; dennoch aber müssen sie Keuschheit halten, so lange sie in demselben Closter sind. Diese Bonzeßin war nun angeklaget worden, daß sie aus einem unkeuschen Beyschlaf ein Kind zur Welt geboren hätte. Der Mandarin, vor dem sie deshalb war verklaget worden, forderte sie vor sein Gericht, und sagte ihr nach einer ernstlichen Bestrafung, weil man sähe, daß sie nicht Keuschheit halten könne, so solle sie das Closter verlassen und einen Mann heiraten. Inzwischen verurtheilte er sie zu wohlverdienter Züchtigung zu der vorhin beschriebenen Strafe. Ihr Fehler ward ihr schriftlich angeheftet, und dabey angezeiget, wer diese Person heiraten wolle, dem werde sie der Mandarin los und zur Ausstattung anderthalb Unzen Silber mit geben, das ist nach Französischer Münze, sieben Livres und 10 Sols. Funfzig Sols solten für die Sänfte und Musicanten angewendet, von dem übrigen aber solte der Hochzeitschmauß besorget werden. Es währete auch nicht lange, so fand sich ein Mann für sie, der den Mandarin um ihre Loslassung bat, und das versprochene auch erhielt. Fortsetzung.

§. 9.

Ausser dieser bisher beschriebenen Strafe giebt es auch noch andere, damit geringe Verbrechen gezüchtiget werden. Als eben dieser Mißionarius in den zweyten Hof des Andere arten der strafe.

Man-

Mandarins kam, so fand er junge Leute auf den Knien liegen; andere trugen auf dem Kopf einen Stein von sieben bis acht Pfunden: andere hatten ein Buch in der Hand und lasen darin, ohne ein Auge davon zu verwenden. Unter denselben war ein junger verheirateter Mann von ohngefähr 30 Jahren, der dem Spielen über alle massen ergeben war. Bey demselben hatte er eine Summe Geldes verloren, die ihm sein Vater gegeben, daß er für sich einen Handel damit anfangen solte. Ermahnungen, Bestrafungen, Drohungen, das alles richtete nichts bey ihm aus. Der Vater, der seinen Sohn gerne von der so schädlichen Spielsucht befreyet wissen wolte, brachte ihn zum Mandarin. Der Mandarin, ein Mann von grossem Ansehen und Redlichkeit, nahm die Klage des Vaters an. Er lies den jungen Menschen herbeybringen, bestrafte ihn sehr ernstlich mit Worten und wies ihn auf die Pflichten des Gehorsams und Folgsamkeit. Als er im Begrif war, ihm eine Anzahl derber Schläge zu reichen; so kam die Mutter auf einmal gelaufen, fiel dem Mandarin zu Füssen, und bat für ihren Sohn mit vielen Thränen um Gnade. Der Mandarin lies sich dadurch bewegen, lies ein Buch herbey bringen, darin der Unterricht des Reichs enthalten war, schlug es auf und nahm den Artikel vom kindlichen Gehorsam. Darauf sagte er zu dem Jüngling: Du versprichst mir, dem Spielen zu entsagen und deinen Eltern von nun an gehorsam zu seyn; und ich vergebe dir dismal deinen Fehler. Gehe hin in die Gallerie an dem Ausdienzsaal, und lerne auf den Knien diesen Artikel vom kindlichen Gehorsam auswendig. Du wirst eher nicht aus diesem Tribunal kommen, bis du ihn hergesaget, und versprochen, demselben nachzuleben. Das geschach auch; der Mensch muste drey Tage in der Gallerie bleiben, den Artikel auswendig lernen und hersagen; worauf er losgelassen ward.

§. 10.

Fortsetzung. Es giebt gewisse Verbrechen, da die Schuldigen verurtheilet werden, daß ihnen auf beyden Backen ein Mahl aufgebrant werden soll; welches gemeiniglich ein Chinesischer Character ist, der ihr Verbrechen anzeiget. Andere werden des Landes verwiesen, oder daß sie die Käyserlichen Schiffe ziehen sollen, welche letzte Dienstbarkeit nicht über drey Jahre dauret. Die Landesverweisung ist aber unwiederruflich, zumal wenn sie nach der Tartarey verwiesen werden. Ehe sie aber abreisen, so müssen sie sich erst auf gut Chinesisch abprügeln lassen, und die Anzahl der Streiche richtet sich nach der Beschaffenheit ihres Verbrechens.

§. 11.

Von den lebensstrafen. Die Lebensstrafen werden auf dreyerley Weise an denen volstrecket, die das Leben verwirket haben. Die erste und gelindeste darunter ist das **Erdrosseln**, womit die geringsten Halsverbrechen pflegen bestraft zu werden. Auf die Weise bestraft man denjenigen, der sich mit seinem Wiedersacher geschlagen und ihn im Zorn getödtet. Die andere Strafe ist das **Enthaupten**, welche denen zuerkant wird, die schon ein weit grösseres Verbrechen begangen, zum Exempel, wenn er jemand meuchelmörderischer Weise umgebracht. Dieser Todt wird als der schimpflichste angesehen, weil das Haupt, als der ansehnlichste Theil des Leibes, abgesondert wird, und der Mensch, der auf die Weise stirbt, seinen Leib nicht ganz behält, wie er ihn von der Natur empfangen. An einigen Orten wird das Stranguliren mit einem Bogen verrichtet, dadurch ein Seil gezogen, das um den Hals des auf den Knien liegenden Uebelthäters geleget wird. Diesen Bogen zieht man an, wodurch die Kehle zugeschnüret und der Mensch ersticket wird. An andern Orten

wird

wird ein Seil, das sechs bis acht Fuß lang ist, mit einem beweglichen Knoten an den Hals geleget. Zween Gerichtsbedienten ziehen darauf an, und lassen plötzlich wieder los. Darauf ziehen sie zum andernmal an, wie vorher, und dabey sind sie gewiß, daß er todt sey.

§. 12.

Fortsetzung. Personen, die nur einiger massen von Stande sind, werden, wenn sie zum Tode verurtheilet worden, gemeiniglich in Sänften, oder auch auf offenen Wagen, zu dem Richtplatz hingebracht. Wenn nun der Missethäter zum Tode hingeführet werden soll, so läst ihn der Mandarin aus dem Gefängniß vor seinen Richterstuhl bringen, wo ihm eine Mahlzeit zubereitet wird. Wenigstens wird ihm Wein zu trinken gegeben, ehe man sein Todesurtheil eröfnet. Und darauf lieset man ihm das Urtheil vor. Der Missethäter stösset gemeiniglich Schmähungen gegen denjenigen aus, der das Urtheil über ihn gesprochen. Der Mandarin höret zwar dieselben mit Gedult und Mitleiden an: aber darauf steckt man ihm einen Knebel ins Maul und führt ihn hin zur Strafe. Einige gehen zu Fuß auf den Richtplatz, singen unterweges, und trinken den Wein mit grossem Vergnügen, den ihnen ihre Freunde bieten, und dadurch das letzte Merkmal ihrer Freundschaft ablegen wollen.

§. 13.

Aufserordentliche strafe. Man hat auser den bisher berührten Strafen noch eine andere, damit sonst die Aufrührer und Beleidiger der Majestät beleget worden; man nennet sie, in zehen tausend Stücke zerhacken. Der Scharfrichter bevestigte den Uebelthäter an einen Pfal, zerschnitt ihm oben auf dem Haupte die Haut, zog sie ihm mit aller Gewalt ab, und warf sie ihm vor die Augen hin. Darauf lösete er ihm die Glieder nach einander ab, und überlies sie der Grausamkeit des Pöbels und der Zuschauer. Das ist zuweilen unter den Regierungen einiger Käyser geschehen, die man für Barbaren hält. Denn nach den Gesetzen bestehet eigentlich die Strafe darin, daß dem Uebelthäter der Leib geöfnet, der Körper in viele Stücke zerhacket, und entweder in einen Fluß oder in einen Graben, da andere Uebelthäter auch liegen, hingeworfen wird.

§. 41.

Todesurtheile muß der käyser unterschreiben. Wenn man gewisse aufserordentliche Fälle ausnimt, die in den Chinesischen Gesetzbüchern sehr genau bestimmet sind, und da der Käyser gleich auf der Stelle ein Todesurtheil volstrecken läsет: so kan kein Mandarin oder Tribunal ein Todesurtheil sprechen und die Hinrichtung bestimmen. Es müssen alle Halsverbrechen genau untersuchet, beurtheilet und die Strafe vom Käyser selbst unterschrieben werden. Die Mandarin schicken daher die Acten und ihren Spruch an den Hof, wobey sie das Gesetz genau anzeigen, darauf sich ihr Spruch gründet. Zum Exempel: Der und der hat das Laster begangen; das Gesetz hat darauf das Stranguliren gesetzt; ich urtheile demnach, daß der Schuldige erdrosselt werden müsse. Wenn diese Acten an den Hof kommen, so wird vom Obercriminalcollegio die That, die dabey vorkommenden Umstände und der Urtheilsspruch untersuchet. Ist die Sache nicht deutlich genung vorgetragen, oder hat das Tribunal sonst noch eine Nachricht vonnöthen; so übergiebt es dem Käyser ein Memorial, darin des Uebelthäters Verbrechen und des Untergerichts Urtheil enthalten ist, setzt aber hinzu: Wenn man richtig über diesen Fall urtheilen will, so ist der und der Umstand noch zu wissen nöthig. Wir halten also dafür, daß die Acten wieder an den Mandarin zu verschicken

schicken sey, damit er die verlangte Nachricht ertheile. Der Käyser verordnet hierauf was ihm gut zu seyn dünket. Gemeiniglich aber läst er die Sache noch einmal verschicken, damit er nicht über das Leben eines Menschen ohne überzeugende Gründe ein mißliches oder ungerechtes Urtheil spreche. Hat nun das Tribunal die verlangte Information erhalten, so überschickt es seine Meinung dem Käyser aufs neue. Darauf unterschreibt nun der Käyser, oder mildert vielmehr das vom Tribunal gesprochene Urtheil. Zuweilen schreibt er auch die Worte auf einen Zeddul: Das Tribunal soll die Sache noch einmal untersuchen, und Bericht davon einschicken. Kurz, in China wirds über alle massen genau genommen, wenn es das Leben eines Menschen betrift.

§. 15.

Fortsetzung. Der jetztregierende Käyser gab 1725 einen Befehl, daß künftighin keiner am Leben bestrafet werden solte, wo nicht sein Proceß dreymal dem Käyser präsentiret worden. Zu dem Ende hält es nun das Criminalcollegium folgender gestalt. Einige Zeit vor dem bestimten Tage läst es alle Nachrichten in ein Buch tragen, die das ganze Jahr von den subaltern Gerichten eingelaufen, nebst dem Urtheil, so darüber von den Unter- und Obergerichten gefället worden. Das oberste Tribunal versamlet sich, diese Nachrichten zu lesen, zu prüfen, zuzusetzen und davon zu thun. Hierauf werden zwo nette Abschriften gemachet, eine für den Käyser, daß er sie für sich insonderheit durchgehen kan, die andere aber, die er in Gegenwart seiner Minister lieset, und sie verbessert. In China geniesset also der allerelendeste Mensch den Vorzug, den man in Europa nur gewissen vornehmen Personen als ein besonderes Vorrecht zugestehet, daß nemlich ihre Urtheile durch alle versamlete Parlamentskammern durchgehen müssen. Ist das Verbrechen sehr groß, so pflegt der Käyser folgendergestalt zu unterschreiben: **So bald ihr diesen Befehl erhalten, so solt ihr die Strafe ohne den geringsten Anstand volstrecken.** Anlangend die andern Halsverbrechen, die nicht alzu ausserordentlich sind, so lautet die Unterschrift des Käysers also: **Man verwahre den Uebelthäter im Gefängnis, und im nächsten Herbst soll er hingerichtet werden.**

§. 16.

Vom gebrauch der tortur. Die gewönliche Tortur in China, deren man sich bedienet, die Warheit aus dem Munde der Uebelthäter selbst zu vernehmen, ist überaus empfindlich und schmerzhaft.

1) die ordentliche. Sie wird ihnen an den Füssen und Händen angeleget. An den Füssen bedienet man sich eines dreyfach gelegten Holzes, dessen mittelster Theil vest, die andern aber beweglich sind. In diese Maschine muß der Delinquent den Fuß stecken, den man ihm so vest einspannet, daß die Haut davon abgehet. An den Händen martert man ihn vermittelst kleiner Hölzer, die man ihm zwischen die Finger stecket, dieselben sehr vest zusammen schnüret, und ihn unter dieser Qvaal eine Zeitlang sitzen lässet. Es wissen aber die Chineser gewisse Mittel, wodurch sie sich die Schmerzen erträglich machen können; und wodurch er in wenig Tagen in den Stand gesetzt wird, seine Hände und Füsse wieder zu brauchen.

§. 17.

2) die ausserordentliche. Von der ordentlichen Tortur schreitet man zu der ausserordentlichen, die aber nur bey ausserordentlichen Verbrechen, und wenn es das Laster der beleidigten Majestät betrift, gebrauchet wird, um die Mitschuldigen herauszubringen. Es werden dem Uebelthäter zarte Schnitte auf die Haut gemacht, und die Haut wie dünne Riemen abgezogen.

Das

Das sind also die Strafen, welche in den Chinesischen Gesetzen gegen grobe Verbrechen befindlich sind. Es ist wahr, einige Käyser haben weit grausamere auferleget; aber sie sind auch von der ganzen Nation deswegen verabscheuet und für Barbaren gehalten worden. Von der Art war der Käyser **Tcheou**, dessen erstaunliche Grausamkeiten in den Jahrbüchern der Chineser gelesen werden. Dieser Herr erfand auf Anstiften der **Ta Sia**, einer seiner Maitressen, darein er sterblich verliebt war, eine neue Art der Strafe, die man **Pao lo** nennete. Es bestund dieselbe aus einer meßingenen Seule, die zwanzig Ellen hoch und acht Ellen breit war. Inwendig war sie ausgehölet wie der Ochse des Phalaris, und an drey Orten waren Oefnungen, Feuer darin anzumachen. An diese Seule bevestigte man den Uebelthäter und lies ihm Arme und Beine verbrennen. Darauf machte man innerlich ein neues Feuer, an welchem er in Gegenwart dieser unkeuschen Person, die sich aus diesem grausamen Schauspiel ein eigenes Vergnügen machte, braten muste, bis er zu Pulver verbrant war.

Vierzehenter Abschnitt,

Vom Ueberfluß aller Arten der Lebensmittel im Chinesischen Reich, und der darin befindlichen Seltenheiten.

§. 1.

Man kan mit aller Warheit, und ohne der Sache zu viel zu thun, sagen, daß China der allerfruchtbarste Theil der Erde sey, so gewiß als es das gröste und schönste Reich ist. Eine einzige ihrer Provinzien stellet einen ansehnlichen Staat vor, der den Hochmuth eines Fürsten empfindlich genug kützeln könte. Man findet kaum etwas in andern Ländern, das nicht auch in China befindlich wäre; und an unzählichen Dingen hat es einen Ueberfluß, die man anderwärts vergeblich suchet. Diese Fruchtbarkeit muß man theils der Lage dieses Reichs, theils dem unermüdeten Fleiß seiner Einwohner, theils den unzählichen Flüssen, Canälen, Seen und Bächen zuschreiben, davon es allenthalben bewässert wird. In den mittäglichen Provinzien ist keine Stadt, ja nicht einmal ein Flecken zu finden, dahin man nicht zu Schiffe solte kommen können; weil allenthalben Flüsse oder doch Canäle befindlich sind. Die Reisernte wird in einigen Provinzien jährlich zweymal gehalten, und der Reis ist viel besser, als der in Europa wächst. Das Erdreich trägt auch verschiedenes anderes Getreide, Roggen, Gerste, mancherley Gattungen Hirse, Bohnen, immer grüne Erbsen, ingleichen schwarze und gelbe Erbsen, deren man sich statt des Habers bedienet, die Pferde zu füttern. Doch macht man sich in den mittäglichen Provinzien aus nichts so viel, als aus dem Reis, der daselbst die tägliche Speise ist. Denn in den mitternächtlichen Gegenden bedienet man sich mehr des Getreides.

Fruchtbarkeit dieses reichs.

§. 2.

Unter den Thieren, deren Fleisch man in Europa auch geniesset, und woraus die Chineser ihre tägliche Speise machen, sonderlich die Reichen, die einander oft zu Gaste bitten, ist das Schweinefleisch nach ihrem Geschmack das allerbeste und schmackhafteste.

1. in ansehung der thiere.

Sie ziehen es daher allem andern vor, und es ist die rechte Grundlage bey ihren Gastereien. Man findet wenig Häuser, darin nicht Schweine gefüttert und fett gemachet werden solten. Sie essen deswegen Jahr aus Jahr ein Schweinefleisch. Es ist auch nicht zu läugnen, daß es einen weit bessern Geschmack habe, als das Europäische, es ist gesund, und hat gar nichts unverdauliches an sich. Ein Chinesischer Schinken ist ein unvergleichliches Essen. Das Fleisch der wilden Stutten ist nicht weniger in grosser Achtung. Ausser dem Flügelwildpret und gemeinen Federvieh, das wir in Europa auch in grosser Menge haben, sind die Hirschnerven, die Vogelnester, davon oben gedacht worden, die Bärenklauen und Füsse verschiedener andern wilden Thiere, die aus Siam, Camboye, und der Tartarey herbey gebracht werden, das leckerste an den Tafeln und bey den Tractamenten grosser Herren. Der Pöbel behilft sich sehr gut mit dem Fleisch der Pferde und Hunde, ob sie gleich entweder vor Alter, oder gar an einer Krankheit gestorben sind. Es ist denselben auch nicht eckelhaft, Katzen, Mäuse und dergleichen Thiere zu geniessen; wie man sie denn auf öffentlichem Markte feil hat. Ein eigenes Vergnügen ist es, wenn die Schlächter entweder das Hundefleisch an einen Ort hinbringen, oder wenn sie etliche Hunde zusammen gekuppelt haben, sie abzuschlachten. Denn alle Hunde, die entweder das Geschrey ihres Geschlechtes hören, oder den Geruch der bereits getödteten empfinden, überfallen denselben Schlächter, und er muß allezeit mit guten Knitteln versehen seyn, wenn er ihnen widerstehen will, und muß sich einschliessen, wenn er bey seinem Schlachten Ruhe haben will.

§. 3.

2. in ansehung der vögel.

Ausser dem zahmen Federvieh haben sie auch auf ihren Flüssen und Seen eine grosse Menge Flügelwildpret, vornemlich aber die wilden Enten. Die Art und Weise, wie sie dieselben fangen, verdienet angeführet zu werden. Sie stecken den Kopf in grosse ausgehölte und abgetrocknete Kürbisse, darinnen Löcher befindlich sind, daß sie sehen und Odem holen können. Darauf gehen sie ins Wasser, oder schwimmen vielmehr in demselben, und lassen weiter nichts sehen, als den im Kürbis steckenden Kopf. Die Enten, die dergleichen schwimmender Kürbisse gewohnt sind, als mit welchen sie im Wasser zu spielen pflegen, nähern sich denselben ohne alle Furcht; der Jäger aber kriegt sie sogleich beym Fuß, und damit sie nicht schreyen können, so dreht er ihnen gleich den Hals um, und hängt sie an seinen Gurt. Er macht auch nicht eher Feyerabend, als bis er so viel gefangen, daß seine Arbeit belohnet worden. Das Flügelwildpret geht wie auf der Weide herum. Im Winter siehet man zu **Peking**, daß ganze Haufen derselben an verschiedenen Plätzen der Stadt zum Verkauf liegen, die ganz starr gefroren, aber von aller Verwesung frey sind. Desgleichen findet man Hirsche, Gemsen, wilde Schweine, Ziegen, Hasen, Elendthiere, Caninichen, Eichhörngen, wilde Katzen und Mäuse, Gänse, Enten, Waldhüner, Fasanen, Rebhüner, Wachteln und andere dergleichen Thiere, die in Europa entweder gar nicht, oder doch nicht so überflüßig zu haben sind, in ganz erstaunlicher Menge, und die doch dabey theuer genung verkauffet werden.

§. 4.

3. in ansehung der fische.

Die Flüsse, Seen, Teiche, ja selbst die Canäle, damit China allenthalben durchschnitten ist, sind mit verschiedenen Arten der Fische reichlich angefüllet. Eine grosse Menge derselben findet man in den Graben, die im Felde als Wasserhälter angeleget worden,

worden, dessen sie sehr benöthiget sind, weil der Reis immer begossen werden muß. In ganz China wird das Wasser auf Schiffen verfahren, darin der Fischsaamen aufbehalten wird. Dieses Wasser kaufet man, und schüttet es in die Graben aus. Die Fische, die in demselben ganz klein und fast unvermerklich sind, werden entweder mit Meerlinsen, oder mit dem Eydotter gefüttert, wie man etwa in Europa das zahme Federvieh zu füttern pfleget. Die grossen Fische erhält man unter dem Eis; und werden ganze Schiffe voll nach Peking gebracht.

§. 5.

Es giebt in Europa keine Art Fische, die nicht auch in China angetroffen werden solte. Man findet Lampreten, Karpfen, Hechte, Schollen, Salmfische, Forellen, Elsen, Stöhre und dergleichen. Dagegen aber hat man in China viele andere Arten wohlschmeckender Fische, davon man in Europa gar nichts weiß. Einer von den schätzbarsten, und der zuweilen wol 40 Pfund zu wägen pfleget, ist derjenige, den sie **Tchokia yu**, das ist, den gepanzerten Fisch, nennen. Sie nennen ihn aber darum so, weil er wirklich auf dem Rücken, unter dem Bauch und auf beyden Seiten, eine Reihe scharfschenidender Schuppen hat, die über einander liegen, fast wie bey uns die Ziegel auf den Dächern. Er ist in Ansehung des Geschmacks unvergleichlich zu nennen, sein Fleisch ist sehr weiß, und hat am Geschmack eine Aehnlichkeit mit dem Kalbfleisch. Wenn die Witterung angenehm ist, so fängt man einen sehr schmackhaften Fisch, den die Landleute den **Mehlfisch** nennen, weil theils das Fleisch desselben überaus weiß ist, theils aber seine schwarzen Augäpfel in zween Ringen liegen, die so hellglänzend sind als das feineste Silber. Die Menge dieser Art Fische ist insonderheit an den Küsten der Provinz **Kiang nan** so erstaunlich groß, daß man derselben vierhundert auf einmal zu fangen pfleget. Einer von den besten Fischen in ganz China ist derjenige, der daselbst im vierten und fünften Monat des Jahrs gefangen wird. Er ist unsern Seebrassen nicht ungleich, und wieget fünf bis sechs Pfund. Man bezahlet das Pfund höchstens mit acht Pfennigen; und an den Orten, wo er wol auf 20 Meilen hingeführet wird, gilt er etwa noch einmal so viel.

Mannigfalkeit derselben. Panzerfisch. Mehlfisch. Brassen.

§. 6.

Wenn diese Fischerey vorbey, so kommen von den Küsten der Provinz **The kiang** ganze Schiffe mit einer andern Art frischer Fische an, die den Stockfischen aus **Terra Nova** sehr ähnlich sind. Es ist unbeschreiblich, was für eine Menge dieser Fische von den Küsten der Provinz **Fo kien** an bis auf die Provinz **Chan tong** verzehret werden; der erstaunlichen Menge nicht einmal zu gedenken, die eingesalzen und getrocknet wird. Man verkauft sie um einen Spottpreis, obgleich die Kaufleute bey Ankaufung derselben manche Unkosten anzuwenden haben. Denn sie müssen erst von dem Mandarin Erlaubnis zu diesem Handel haben; sie müssen sich Schiffe und Fahrzeuge dazu anschaffen; sie müssen die Fische so samlen, wie sie mit dem Netz oder Strick gefangen werden, und sie in Salz einschichten, wie etwa zu Dieppa die Häringe in Tonnen eingeschlagen werden. Denn auf die Weise können sie in die entlegensten Provinzien verfahren werden. Man kan sich leicht vorstellen, daß diese Fischerey sehr gesegnet seyn müsse, weil der Fisch so wohlfeil verkauft wird, ohnerachtet die, so damit handeln, vieles aufwenden müssen. Ausser dieser Art Stockfisch, davon bisher gehandelt worden, so wird vom sechsten bis zum neunten Monat des Jahres von andern Küsten des Meeres her eine gar erstaunliche Menge

Stockfische.

zener Fische gebracht. Sonderlich findet man in der Provinz Kiang nan eine Art grosser Fische, die aus dem Meer oder auch aus dem gelben Fluß kommen, so bald sich nur dieser in die tief liegenden Ebenen ergiesset. Es ist alles dergestalt eingerichtet, daß das Wasser, so bald dieser Fisch aus dem Meer komt, sich ergiesset. Wenn nun dieselben auf trockenen Boden kommen, so werden sie mit leichter Mühe gefangen. Die Kaufleute handeln sie an sich, und beladen ihre Schiffe damit.

§. 7.

Gelber fisch. In dem grossen Fluß Yang tse kiang, gerade gegen der Stadt Kieou kiang über, wo er mehr als eine halbe Meile breit ist, fänget man verschiedene Arten kostbarer Fische, und unter andern auch den Hoang yu oder den gelben Fisch. Er ist von ausserordentlicher Grösse und unvergleichlichem Geschmack. Man fängt Stücke, die wol achthundert *) Pfund wiegen. Unter den Fischen hat keine Art so ein derbes Fleisch als dieser. Er wird aber nur zu gewisser Zeit gefangen, nemlich wenn er durch den in diesem Strom befindlichen See Tong ting hou setzet. Gedachter See ist der grösseste in ganz China, welches schon genung gesaget ist. Denn es ist keine einzige Provinz dieses Reichs, darin nicht Seen von erstaunlicher Grösse angetroffen werden solten. Dieser nun, den man auch den See von Jao tcheou nennet, entstehet aus dem Zusammenfluß vier Ströme, die insgesamt so groß sind, als die Loire in Frankreich, und die aus der Provinz Kiang si kommen. Er hat dreyßig Meilen im Umfang, und man findet allerhand Meerwunder drinnen, wie im Chinesischen Meer.

§. 8.

Goldfische. Wir haben bereits im ersten Theil der Beschreibung von diesem Reiche eine Vorstellung von einem gewissen ausserordentlichen Fisch mitgetheilet, den man den Goldfisch oder auch den Silberfisch zu nennen pfleget, und die von grossen Herren entweder in ihren Höfen oder in ihren Gärten als eine besondere Zierde und Seltenheit unterhalten werden. Es hat aber der P. le Comte zu dem, was wir davon gemeldet, verschiedene besondere Umstände gefüget, die ich alhier nicht übergehen wollen. Diese Fische, schreibet er, sind ordentlicher Weise einen Finger lang und nach Proportion auch groß. Das Männlein darunter hat eine unvergleichliche rothe Farbe vom Kopf bis auf die Mitte des Leibes, der Ueberrest aber samt dem ganzen Schwanz ist vergüldet, aber so hoch und stark, daß unsere Verguldungen nichts dagegen heissen. Das Weiblein ist weis, und der Schwanz desselben, wie auch einige andere Theile des Leibes sind volkommen wie versilbert. Beyderley Geschlechtes Schwänze aber sind nicht beschaffen, wie die Schwänze anderer Fische, sondern wie ein Bouqvet dick und lang, welches diesem Thier, das sonst kein unanständiges Verhältnis in seiner Grösse hat, ein besonderes Ansehen giebet.

§. 9.

Fortsetzung. Diejenigen, die diesen Fisch in ihren Häusern unterhalten wollen, müssen grosse Sorgfalt beweisen, weil die geringste Unbeqvemlichkeit der Luft ihnen höchst empfindlich ist. Man setzet sie in ein tiefes und sehr breites Gefäß, auf dessen Boden gemeiniglich ein umgestürzter irdener Topf stehet, der auf den Seiten durchlöchert ist, darein sie sich, wenn

*) Den Europäern komt dieses Gewicht in der Absicht unglaublich vor, weil dabey gemeldet wird, daß das Fleisch desselben ungemein schmackhaft sey, dessen man an so grossen Fischen nicht gewohnt ist.

wenn die Hitze groß ist, zu verbergen pflegen. Oben auf das Wasser, darin sie schwimmen, wirft man gewisse besondere Kräuter, die beständig grün bleiben, und das Wasser frisch erhalten. Alle Wochen pfleget man ihnen zwey bis dreymal frisches Wasser aufzugiessen, doch mit der Vorsichtigkeit, daß das alte Wasser nie ganz und gar abgegossen werden muß. Muß man etwa diese Fische von einem Gefäß ins andere bringen, so muß man sie ja nicht mit der Hand angreifen. Denn sie sterben alsobald, oder verlieren doch ihre schöne Gestalt. Man bedienet sich zu dem Ende eines kleinen Köchers, in welchen man sie unvermerkt zu treiben und weiter fortzubringen pfleget. Wenn man sie nun im Köcher hat, muß man sich sehr in acht nehmen, daß man sie nicht stösset, sondern sie in dem ersten Wasser lassen, bis es unvermerkt abgeschöpfet und almählig neues zugegossen worden. Ein grosser Lermen, Geschoß, Donner, heßlicher Gestank, heftige Bewegung, dieses alles ist ihnen sehr schädlich, sie sterben auch zuweilen davon; wie ich solches selbst auf dem Meer bemerket habe, über welches wir einige zu bringen suchten, so oft eine Canone gelöset, oder das Schif mit frischem Theer bestrichen ward. Uebrigens leben diese Fische, so zu reden, von Nichts. Die unmerklich kleinen Würmergen, oder die irdischen Theilgen des Wassers sind hinlänglich, sie beym Leben zu erhalten. Doch wirft man zuweilen kleine Stücken Kuchen in das Wasser. Das beste aber für sie ist ungesäuertes Brodt, welches, wenn es im Wasser erweichet worden, einen Brey machet, darnach sie sehr begierig sind, und welches auch ihrer natürlichen Zärtlichkeit sehr gemäs ist. In den warmen Gegenden vermehren sie sich gewaltig, wenn man nur darauf bedacht ist, ihre auf dem Wasser schwimmenden Eyer abzuschöpfen, die sonst von ihnen selbst wieder verzehret werden. Diese Eyer thut man in besondere Gefässe, die an die Sonne hingestellet werden, bis sie von der Hitze derselben aufgeschlossen werden. Die Fische kommen aus denselben mit einer schwarzen Farbe hervor, die einige immer beybehalten; gemeiniglich aber ändern sie dieselbe gar bald und nehmen entweder die Gold- oder die Silberfarbe nach Unterschied ihres Geschlechtes an. So weit der P. le Comte.

§. 10.

Besondere anmerkungen von diesen fischen.

Die neuen Entdeckungen, die man von denjenigen Chinesern erhalten, welche mit diesen Fischen handeln oder mit Erziehung derselben ihr Brodt verdienen, geben mir Gelegenheit, noch ein und andere Anmerkungen zu machen. 1) Ob sie gleich überhaupt nicht viel grösser sind, als ein Finger, so werden doch zuweilen einige gefunden, die so groß sind als unsere grössesten Heringe. 2) Das männliche und weibliche Geschlecht wird nicht durch die rothe und weisse Farbe unterschieden; sondern die Weibgen werden an gewissen weissen Puncten erkant, die sie an den Ohren und Floßfedern haben; die Männlein aber an gewissen helglänzenden Flecken um eben dieselbe Gegend. 3) Obgleich die allermeisten einen Schwanz haben, der einen Busch vorstellet, so sind doch sehr viele von der gewönlichen Gestalt der Fische nicht unterschieden. 4) Ausser den kleinen Stückgen Kuchen, davon sie leben, giebt man ihnen auch zuweilen das Gelbe von einem hart gesottenen Hüneren, wie auch getrocknetes und zu Pulver geriebenes Schweinefleisch. Man pflegt auch Schnecken in das Gefäß zu werfen, darin man sie verwahret. Der Schleim, den die Schnecken an die Seiten des Gefässes ansetzen, ist für diese Fische etwas Delicates, daher sie sich über einander herwerfen, und mit grosser Begierde denselben in sich saugen. Auch diejenigen röthlichen Würmer, die man in gewissen Wasserhältern zu finden pfleget, sind für sie was leckeres. 5) Sehr selten pflegen sie ihr Geschlecht zu vermeh-

mehren, wenn sie in engen Gefässen stecken, weil sie alzuenge beysammen seyn müssen. Sollen sie fruchtbar werden so müssen sie in geraumliche Wasserhälter gethan werden, darein immer frisch Wasser zufliesset. 6) Wenn man frisches Brunnenwasser schöpfet, sie damit zu erfrischen, so muß man es wenigstens fünf bis sechs Stunden stehen lassen; sonst würde die gählinge Kälte denselben schädlich seyn. 7) Wenn man merket, daß die Fische leichen und ihre Eyer von sich geben, welches gemeiniglich im Anfang des Maymonats zu geschehen pfleget; so muß man die Oberfläche des Wassers mit Kräutern bedecken. An diese Kräuter setzen sich ihre Eyer an, und wenn man merket, daß die Fische nicht mehr leichen, das ist, wenn beyderley Geschlecht sich nicht mehr gattet, so bringt man sie in ein anderes Gefäß; das aber, darin die Eyer befindlich sind, setzet man an die Sonne, und giesset nach 40 oder 50 Tagen anderes Wasser auf, weil alsdann die Fische eine merkliche Gestalt erlanget haben. Diese Anmerkungen sollen nicht undienlich seyn, wenn man sich einmal entschliessen solte, dergleichen Fische nach Europa zu bringen, so wie die Holländer dieselben nach Batavia gebracht haben.

§. 11.

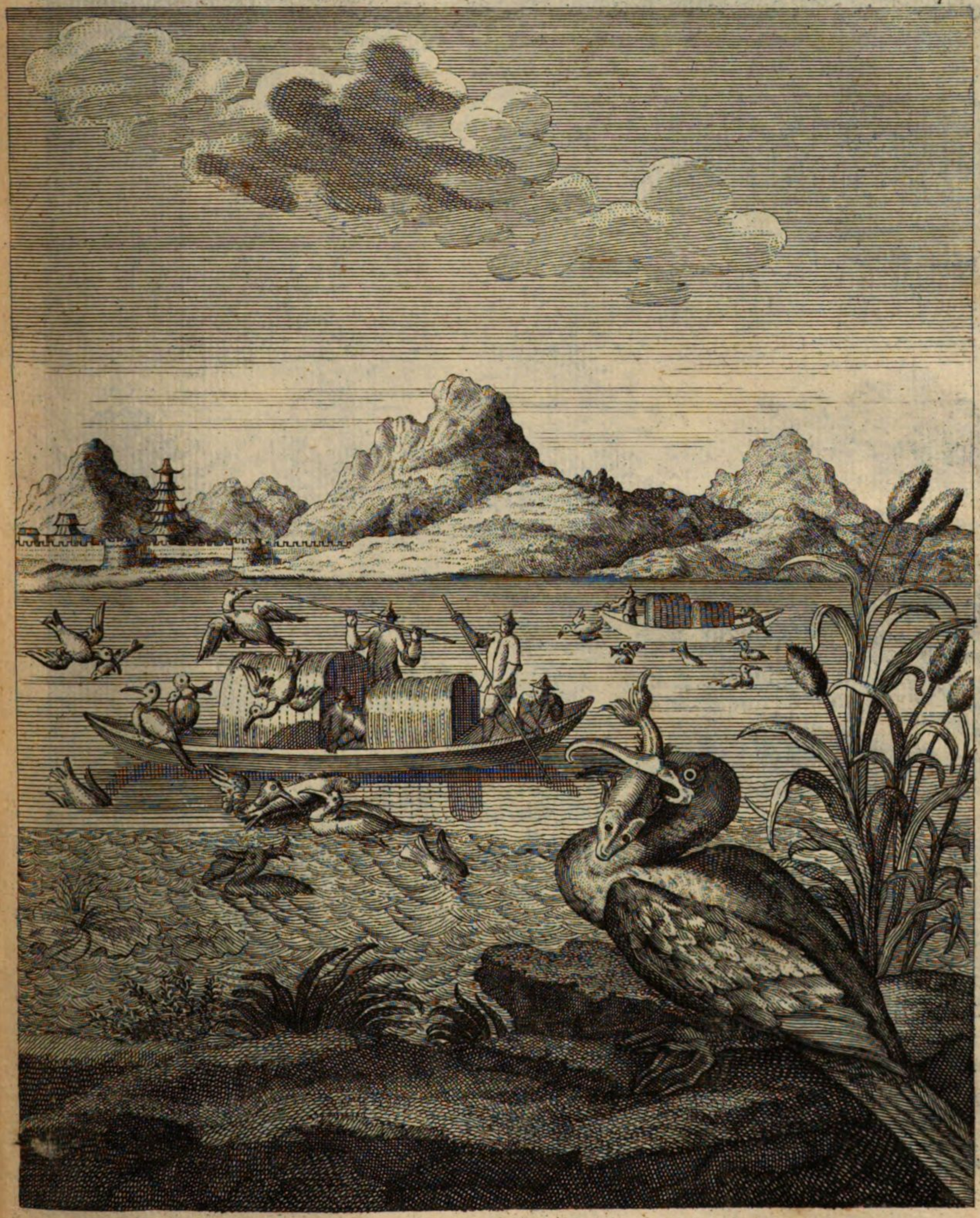
Beschreibung ihrer fischerey. Erste art.

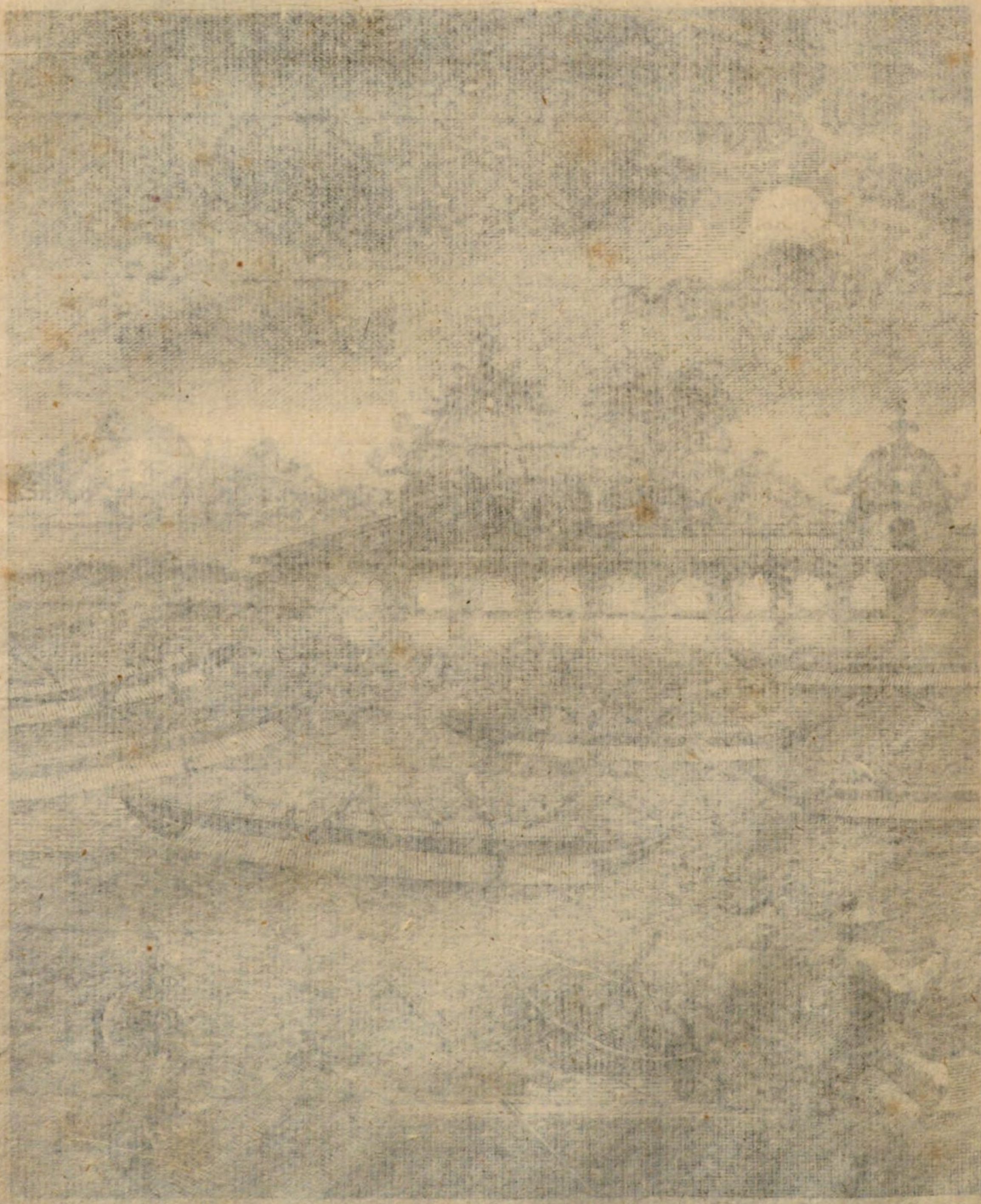
Ausser den Netzen, deren sich die Chineser bey grossen Fischzügen, und den Angeln, derer sie sich, wenn sie für sich besonders etwas fangen wollen, bedienen, haben sie auch noch eine andere Art der Fischerey, die ganz sonderbar und vergnüglich anzusehen ist. Sie halten sich in gewissen Provinzien einen besondern Vogel, der unsern Raben nicht ungleich ist, ausser daß er einen langen Hals, langen, krumgebogenen und spitzigen Schnabel hat. Man möchte ihn etwa einen Wasserraben nennen, den die Chineser eben so zur Fischerey abrichten, wie man die Hunde zur Jagd abzurichten pfleget. Des Morgens findet man mit aufgehender Sonne eine grosse Anzahl Schiffe, und eine Menge solcher Vögel, die Beute machen sollen. Die Fischer nehmen mit ihren Schiffen am Ufer einen Schwung, und auf ein gewisses Signal, das mit einem Ruder gegeben wird, fliegen die Wasserraben auf das Wasser und vertheilen sich auf demselben. Bald darauf fahren sie in die Tiefe desselben und suchen die Fische auf dem Grunde. Diejenigen, welche sie antreffen, fassen sie in der Mitte des Leibes, bringen sie in den Schnäbeln zum Schif, woselbst der Fischer, nachdem er den Fisch zu sich genommen, den Vogel nimt, den Kopf niederwärts hält, daß er die kleinen Fische wieder von sich geben muß, die er in sich geschlucket, und die durch einen Ring aufgehalten worden, dadurch man ihm vorher die Kehle zugeschlossen. Diesen Ring nimt man ihnen eher nicht als nach geendigter Fischerey ab, und giebt ihnen hernach zu fressen. Wenn sie einen sehr grossen Fisch aufgetrieben haben, so helfen sie einander, der eine fasset ihn beym Schwanz, der andere beym Kopf, und bringen ihn in Gesellschaft auf das Schif.

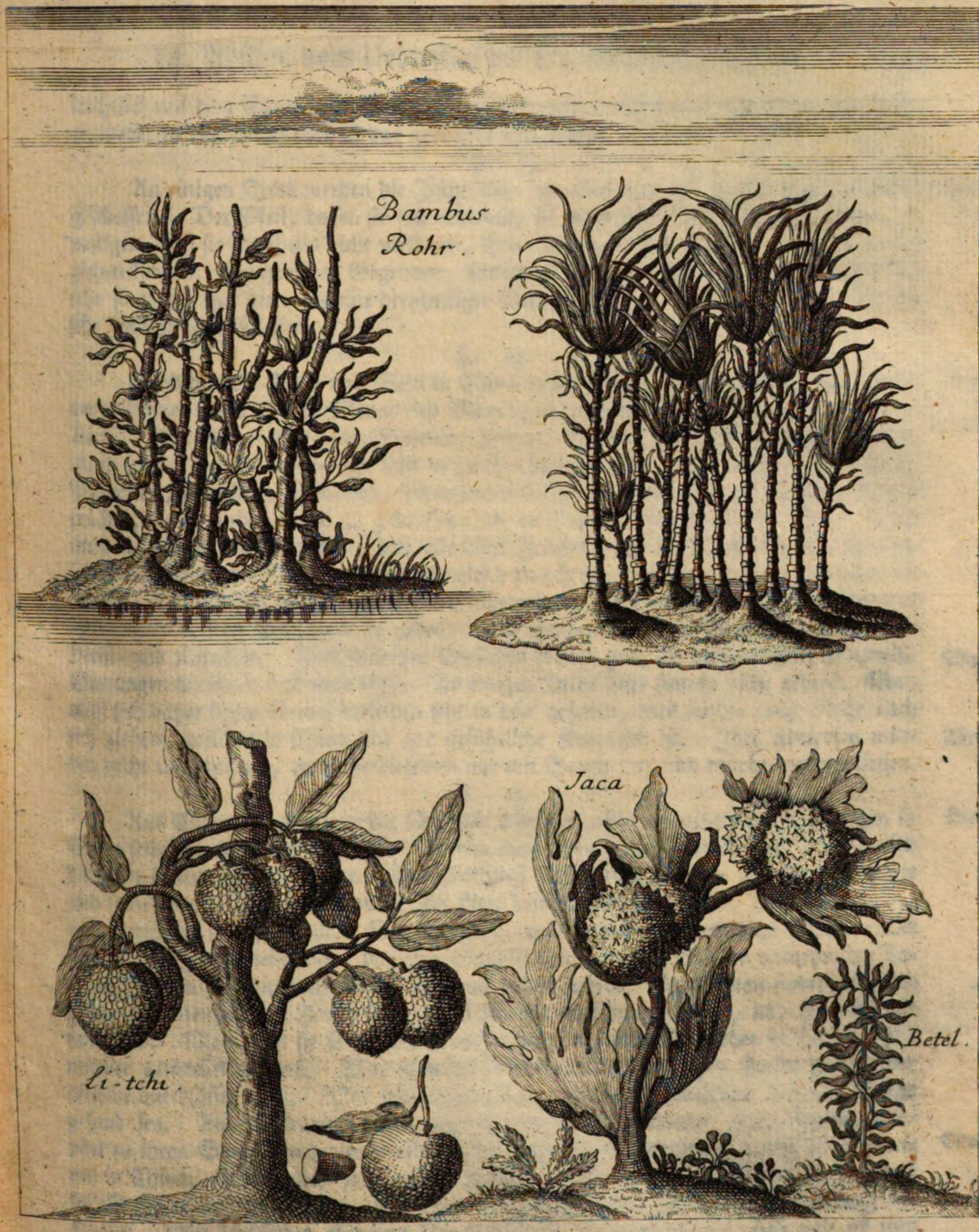
§. 12.

Andere art.

Sie haben aber auch eine andere Art Fische zu fangen, die ganz einfältig ist, und ihnen nicht viel Mühe machet. Sie bedienen sich nemlich sehr langer und enger Kähne; an die Seiten derselben nageln sie ein Bret an, das zwey Fuß breit und mit einem sehr hell glänzenden Fernis überzogen ist. Dieses Bret gehet etwas krum gebogen aufwärts, daß es fast die Oberfläche des Wassers berühret. Man bedienet sich dieses Kahns gemeiniglich in der Nacht und richtet die Fahrt nach der Seite des Mondes, dessen Wiederschein im Wasser den Glanz des Bretes erhebet. Die Fische verwechseln diesen Glanz leicht-






Bambus
Rohr.
Jaca
li-tchi.
Betel.

leichtlich mit dem Glanz des Wassers, springen nach demselben in die Höhe und fallen entweder in das Schif oder in das gebogene Seitenbret.

§. 13.

An einigen Orten werden die Fische von den Soldaten mit grosser Geschicklichkeit geschossen. Der Pfeil, dessen sie sich bedienen, ist mit einem Riemen an dem Bogen bevestiget, daß sie ihn theils nicht verlieren, theils aber den Fisch, den sie getroffen, an sich ziehen können. In gewissen Gegenden, sonderlich in Tümpfeln, ist die Menge der Fische so groß, daß die Leute eine dreyzackigte Gabel nehmen, drunter fahren, und die Fische im Wasser anspiessen. Dritte art.

§. 14.

Sind nun die Flüsse und Seen in China voller Fische, so ist die Erde nicht weniger mit einer unglaublichen Menge und Mannigfaltigkeit der Früchte gesegnet. Birnen, Aepfel, Pfirsichen, Abricosen, Quitten, Feigen, Rosinen, und sonderlich eine ausnehmend schöne Art Muscatennüsse sind in grosser Menge zu haben. Man findet Nüsse, Pflaumen, Kirschen, Castanien, Granaten und fast alle Arten der Europäischen Baumfrüchte, derer nicht einmal zu gedenken, die in Europa nicht vorhanden sind. Doch muß man dieses dabey melden, daß alle diese Früchte, nur die Muscaten und Granatäpfel ausgenommen, den unsrigen nicht gleich zu achten, weil die Chineser entweder die Kunst nicht verstehen oder sich nicht die Mühe geben, die Baumfrüchte zu verbessern und ihnen einen bessern Geschmack zu geben. Sie wenden alle ihre Bemühungen auf den Reiß- und Kornbau. Doch sind ihre Pfirsichen eben so gut, als die unsrigen; ja gewisse Gattungen derselben sind weit besser. An einigen Orten aber sind sie nicht gesund. Man muß sich daher beym Genuß derselben sehr in acht nehmen, weil sie die rothe Ruhr nach sich ziehen, welches in China eine gar gefährliche Krankheit ist. Ihre Abricosen würden nicht unrecht seyn, wenn sie dieselben nur am Baum reif und mürbe werden liessen. In ansehung der vielen früchte (§. 4) Pfirsichen. Abricosen.

§. 15.

Aus China haben wir unsere Orangen erhalten, aber nur eine Art, dahingegen in China selbst verschiedene Arten sind, die man ausnehmend schön nennen kan. Eine wird darunter insonderheit geschätzet. Die Frucht ist klein, und hat eine sehr dünne, glatte und feine Haut. Aus der Provinz **Fo kien** bringt man eine andere Art, die von unvergleichlichem Geschmack ist. Sie sind groß, und haben eine hochrothe Farbe. Die Europäer sagen gemeiniglich, daß eine Schüssel voll solcher Früchte der vornehmsten Tafel in Europa einen ausnehmenden Schmuck geben würde. In Canton findet man die grössesten, die gelb von Farbe sind, einen schönen Geschmack haben, und überaus gesund sind. Man giebt sie so gar den Kranken zu essen, wenn sie vorher in heisser Asche mürber gemachet worden. Man schneidet sie von einander und thut Zucker drauf, der dieselbe durchsüssen muß. Man hält dafür, daß das Wasser derselben der Brust sehr gesund sey. Andere Orangen haben einen etwas herben Geschmack; deren sich die Europäer zu ihren Speisen zu bedienen pflegen. Limonien und Citronen sind etwas sehr gemeines in China. Sonderlich ist in einigen mittäglichen Provinzien die Menge so groß, daß sie wie nichts geachtet werden. Sie dienen zu weiter nichts als zu Ausschmückung der Häuser. Man legt sieben oder acht Stücke auf eine Porcelainschüssel, und stelt sie zum Anschauen und zum Geruch hin. Zum Einmachen aber sind sie ganz vortreflich. Eine gewisse Art Limonien, die nicht grösser sind als eine Nuß, sonst aber rund, grün und Orangen. Citronen. Limonien.

von Geschmack etwas herbe sind, wird vor andern hochgeschätzet, sonderlich zum Gebrauch an schmackhafte Brühen. Der Baum, daran sie wachsen, stehet gemeiniglich in grossen Kasten, und ist eine Zierrath der Höfe oder Säle in vornehmen Häusern.

§. 16.

Melonen. Ausser den Melonen, die den unsrigen völlig gleich sind, hat man in China noch zwo besondere Gattungen; einige sind ganz klein, inwendig gelb, und so süß als Zucker; man kan sie mit samt der Schale essen, wie wir unsere Aepfel und Birnen zuweilen zu essen pflegen. Die andere Gattung nennt man Wassermelonen. Diese sind groß und lang; das Fleisch derselben ist weiß, zuweilen auch röthlich. Ihr Wasser ist süß und sehr erquickend; es kühlet sonderbar in grosser Hitze und thut keinen Schaden. Man kan dazu noch eine andere Art besserer Melonen rechnen, die aus der Tartarey, sehr weit von Peking, gebracht werden. Sie haben dieses vor allen andern Melonen voraus, daß sie das kühlende Wesen fünf bis sechs Monate beybehalten. Es wird daher jedes Jahr für den Käyser ein grosser Vorrath angeschaffet. Wir haben bereits anderwärts davon gehandelt.

§. 17.

Zu allen diesen Früchten, die uns Europäern wohl bekant sind, muß man noch einige andere fügen, die uns nur durch Erzählung bekant sind, und die von den benachbarten Insuln, wo sie in grosser Menge anzutreffen, nach China übergebracht zu seyn scheinen. Ich verstehe darunter Ananas, Goyaven, Bananen, Cocusnüsse u. s. f. Ausser diesen Früchten aber, die auch in andern morgenländischen Gegenden angetroffen werden, findet man viele, die diesem Reich ganz besonders eigen sind, und ausnehmende Eigenschaften an sich haben. Es gehöret dahin **Tse tse**, **Li tchi**, **Long yuen**, davon anderwärts eine Beschreibung gegeben worden. (S. den ersten Theil dieser Beschreibung p. 19. 20.) Das tragbare Erdreich ist in China zum Reiß- und Kornbau dergestalt geschonet, daß man selten einen Bauer auf freyem Felde siehet. Aber die Berge, sonderlich in den Provinzien **Chen si**, **Honan**, **Quang tong** und **Fo kien** sind mit Wäldern bedecket, darin allerhand Arten von Bäumen, sonderlich grosse und gerade befindlich sind, daraus das beste Bauholz genommen werden kan. Es finden sich darunter Fichten, Eichen, Eschen, Rüstern, Palmbäume, Cedern und verschiedene andere, die nicht in Europa bekant sind.

§. 18.

5. In absicht auf die mineralien. Die andern Berge sind wegen der Minen sehr berühmt, daraus allerhand Arten der Metalle hervorgebracht werden, wie auch wegen der verschiedenen Qvellen gesunder und mineralischer Wasser. Man findet in diesen Bergen Gold, Silber, Erz, Eisen, Zinn, weisses und rothes Kupfer, Qveckſilber, Lasurstein, Zinober, Vitriol, Alaun, Jaspis, Rubinen, Chrystalglas, Diamanten, Magnete, Porphyr und Steingrüfte, daraus verschiedene Arten von Marmor gegeben werden. Sonderlich sind die Gebürge in den nordlichen Provinzien mit Steinkohlen angefüllet, damit ein grosser Verkehr getrieben wird. Es sind diese Steine schwarz von Farbe und ihre Adern gehen sehr tief in die Felsen hinein. Man schlägt sie in kleine Stücken und bedienet sich ihrer in Oefen und Küchen. Einige pflegen sie klein zu stossen, ins Wasser einzuweichen und hernach Klumpen daraus zu machen; welches insonderheit vom armen Pöbel zu geschehen pfleget. Man hat viele Mühe, ehe man sie zum brennen bringen kan; aber wenn sie einmal

mal Feuer gefasset, so brennen sie sehr lang und heftig. Sie geben einen heßlichen Gestank von sich, der gewiß vermögend wäre, die, so dabey schlafen, zu tödten, wo man nicht die Vorsichtigkeit brauchte und ein Gefäs mit Wasser bey sich stelte. In dieses Wasser ziehet sich der Dampf dergestalt, daß es nach einiger Zeit eben so stinket, als der Rauch selbst. Die Köche der Grossen und Mandarinen bedienen sich derselben zu ihrem ordentlichen Feuerwerk, desgleichen auch verschiedene Handwerksleute, Schmiede, Köche, Färber, Schlosser u. s. f. Doch finden diese, daß das Eisen von der Hitze derselben sehr parsch werde. Der Gebrauch derselben ist insonderheit in den Oefen gut, die man in Italien Windöfen nennet, und darin man Kupfer zu schmelzen pfleget. Dergleichen Steinkohlengrüfte findet man nicht weit von Peking in hohen Bergen. Man möchte fast sagen, daß sie unerschöpflich wären. Denn seit dem man sich derselben in dieser grossen Stadt und in der ganzen Provinz bedienet hat, so ist doch bis hieher noch kein Mangel verspüret worden. Und doch ist keine einzige Familie, so arm sie auch seyn möchte, die nicht einen Ofen mit diesen Steinkohlen anhitzen solte, als welche in der Feurung weit bessere Dienste thun, als die Holzkohlen.

§. 19.

Von ihrer salzsiederey.

Gleichwie es etwas sehr schweres seyn würde, wenn man das Salz von den Küsten des Meers in die Abendländischen Theile des Reichs, die an die Tartarey stossen, verfahren solte; so hat die Vorsehung dieser Schwierigkeit über alle massen abgeholfen. Denn ausser den Salzbrunnen, die in einigen Provinzien befindlich sind, giebt es auch andere Oerter, wo man eine graue Erde findet, davon ganze Aecker sich in verschiedenen Gegenden ausbreiten, und woraus eine erstaunliche Menge Salz hervorgebracht wird. Die Art und Weise, wie dieses Salz zubereitet wird, ist merkwürdig. Es wird erstlich die Erde so glatt gemacht als ein Spiegel; man wirft sie etwas hoch auf, wie einen Damm, damit sich die Feuchtigkeit desto leichter oberwärts ziehen könne. Wenn nun die Oberfläche derselben von der Sonne trocken worden, und die weissen Salztheilgen sich zeigen; so stelt man sie in verschiedene Haufen, die auf allen Seiten sehr vest geschlagen werden, daß der Regen nicht leicht eindringen kan. Diese Erde leget man hierauf auf grosse und abhängig gestelte Tische, die einen Rand von vier bis fünf Zoll hoch haben. Man giesset eine gewisse Qvantität süsses Wasser darauf, welches, wenn es alles wohl durchweichet, beym Ablaufen alle salzige Theile in ein gewisses Gefäs mit sich führet, aus welchem es tropfenweise in einen darunter gestelten kleinen Canal laufen muß. Die Erde, die auf solche Weise gereiniget worden, wird deswegen nicht unbrauchbar; man theilt sie in gewisse Theile ab, und wenn sie nach Verfliessung einiger Tage trocken worden, so macht man sie zu Staub, und schüttet denselben da wieder aus, wo man sie vorher geholet. Hier liegt sie kaum acht Tage, so vermischen sich mit derselben wieder unzählige Salztheilgen, die man auf die jetztbeschriebene Art wieder von denselben abführen kan.

§. 20.

Fortsetzung.

Indem sich nun die Männer auf dem Felde also mit der Erde beschäftigen, so sind die Weiber mit ihren Kindern bemühet, das abgesonderte Salz in den dazu besonders angelegten Hütten zu sieden. Sie füllen grosse und tiefe eiserne Pfannen mit der Sohle an, setzen sie auf einen irdenen Ofen, der so angeleget, daß das Feuer die Pfanne auf allen Seiten gleich stark treffen kan, und über demselben steiget durch einen Rauchfang ein

dicker Dampf hervor. Wenn nun diese Sohle eine Zeitlang gekochet, so wird sie dick, und verwandelt sich almählig in ein weisses Salz, welches man mit einer breiten eisernen Kelle unaufhörlich umrühret, bis es ganz trocken geworden. Ganze Wälder würden kaum hinreichend seyn, das zum Salzsieden nöthige Feuerwerk jährlich zu verschaffen. Da aber oft in denselben Gegenden nicht ein Baum zu finden, so hat die Vorsehung diesem Mangel dadurch abgeholfen, daß sie daselbst alle Jahre ganze Wälder von dicken Laub- und Buschwerk wachsen lässet.

§. 21.

Vorrath von auswärtigen Waaren.

Specerey wächset zwar in China nicht viel, nur eine gewisse Art Pfeffer ausgenommen, der von dem Indianischen weit unterschieden ist; aber die Chineser finden alles bey den benachbarten Nationen, und es wird ihnen so leicht durch die Handlung das nöthige zu verschaffen, daß ein solcher Ueberfluß daran bey ihnen zu finden, als ob sie alles in ihrem eigenen Lande hätten. Ob auch gleich die allermeisten zum Lebensunterhalt nöthige Mittel in China wachsen; so hat doch eine jegliche Provinz etwas vor der andern voraus, wie aus derjenigen Beschreibung zu ersehen, die wir im ersten Theil von jeder Provinz insonderheit mitgetheilet. Die Tartarey ist zwar ein Land voller Wälder und unfruchtbaren Sandes; dennoch ist sie nicht ohne allen Nutzen. Es kommen aus derselben die schönsten Zobelpelze, Fuchsbälge und Tigerhäute, die zur Kleidung gebraucht werden; viele Wurzeln und andere in der Arzeney brauchbare Kräuter; viele Pferde zur Recrutirung der Armee, nebst ganzen Heerden anderer Thiere, deren man sich in den mitternächtlichen Theilen dieses Reichs zur Unterhaltung des Lebens zu bedienen pfleget.

§. 22.

China ist bey allem Ueberfluß arm.

Ohnerachtet nun ein so grosser Ueberfluß an allen Dingen in diesem Reich anzutreffen, so bleibt es doch eine ob wol ganz wiedersinnische Warheit, daß dieses allerschönste und glückseligste Reich arm genennet werden könne. So weitläuftig und fruchtbar auch dieses Land ist, so reichet es doch nicht hin seine Einwohner zu ernähren. Man möchte fast sagen, daß noch zweymal so viel erfordert werde, wenn sie ihre Beqvemlichkeit dabey haben wolten. In der einzigen Stadt **Canton**, wo alle Jahre so viele Europäer ankommen, sind über eine Million Menschen befindlich, und in einem gewissen sehr grossen Flecken, der etwa 4 oder 5 Meilen davon lieget, sind eben so viel Menschen als in Canton. Es kan daher ein einziges Unglück die Menschen zu den äussersten Entschliessungen bringen. Wenn die Lebensmittel alzudünne werden in Canton, so wundert man sich nicht so wol darüber, daß die Eltern ihre Kinder fortschaffen, ihre Töchter zu Sclavinnen verkaufen, und daß der Eigennutz allenthalben regieret; sondern man muß sich vielmehr wundern, daß nichts betrübters vorgehet, und daß zur Zeit der Hungersnoth eine solche erstaunliche Menge Menschen nicht vor Furcht Hungers zu sterben, zu solchen Gewaltthätigkeiten schreitet, davon wir in den Europäischen Geschichten so viele Exempel haben.

§. 23.

Beschreibung einiger seltenen Bäume.

Ob ich gleich von den in China befindlichen Bäumen, Kräutern und Thieren umständlich genug gehandelt habe; so sind doch noch einige Seltenheiten übrig, die ich nicht mit Stilschweigen übergehen kan. Und wenn es nicht von allen geschicht, so wird man sich erinnern, daß ich hier keine natürliche Historie dieses Reichs beschreibe. Denn das würde mich alzuweit führen und ein ganz anders Werk erfordern.

§. 24.

Tcha oder Thé.

Baumwolle tragende Bæume.

genehmen Anblick giebet. Die Bäume sehen alsdann aus, als ob sie mit lauter kleinen Bouqvets besetzt wären, die man von ferne für Blumen anzusehen pfleget. Wenn die Seife, damit diese Frucht bedecket ist, abgenommen worden, so schmelzet sie in der Hand, und hat eben einen solchen fettigen Geruch, als die ordentliche Seife zu haben pfleget. Ehe diese Frucht reif wird, so erscheinet sie ganz rund. Und das mag wol den P. Martini bewogen haben zu schreiben, daß sie ganz rund wären, oder er hat wenigstens nur einige besehen, die nicht volkommen in ihrer Art gewesen, die nur aus einem Kern bestanden, daher er geglaubet, daß dieses ihre natürliche Gestalt sey. Denn man findet

eine solche erstaunliche Menge Menschen nicht von Gott, sondern [illegible] solchen Gewaltthätigkeiten schreitet, davon wir in den Europäischen Geschichten so viele Exempel haben.

§. 23.

Beschreibung einiger seltenen Bäume.

Ob ich gleich von den in China befindlichen Bäumen, Kräutern und Thieren umständlich genug gehandelt habe; so sind doch noch einige Seltenheiten übrig, die ich nicht mit Stilschweigen übergehen kan. Und wenn es nicht von allen geschicht, so wird man sich erinnern, daß ich hier keine natürliche Historie dieses Reichs beschreibe. Denn das würde mich alzuweit führen und ein ganz anders Werk erfordern.

§. 24.

§. 24.

Einer von den sonderbarsten Bäumen, und der ausser China nicht gefunden wird, ist derjenige, der eine Frucht träget, davon man Seiffe machet, und den die Chineser Ou kieou mou nennen. Er ist sonderlich in den Provinzien Tche kiang, Kiang nan und Kiang si sehr gemein; und der P. Martini hat eine sehr richtige Vorstellung davon gemachet, da er die Stadt Kin hoa in der Provinz Tche kiang beschrieben. Dieser Baum, den gedachter Pater mit unsern Birnbäumen vergleichet, hat auch sehr viel ähnliches mit unsern Espen und Birkenbäumen, wenigstens was die Blätter und langen Stiele derselben anlanget. Die meisten sind sonst an Grösse und Gestalt unsern Kirschbäumen gleich; und einige wachsen so hoch als unsere Birnbäume. Die Rinde des Baums ist weißlicht grau und ganz weich anzufühlen. Die kleinen Zweige sind lang, dünne, biegsam, und nur von ihrer Mitte an bis zum äussersten Ende mit Blättern besetzet, woselbst sie einen Busch machen, aber viel kleiner und ostmals umgebogen und ausgehöhlt sind, wie eine Gondel. Die Farbe derselben ist dunkelgrün, sie sind oben glatt, unten weißlich, dabey sehr zart, trocken und von mittelmäßiger Grösse, rautenformig, und gehen spitzig zu. Sie hängen an langen, trockenen, dünnen Stielen von den grössern Zweigen ab, die Ribben der Blätter und ihre Fäsern sind auch rund, trocken und dünne; gegen den November oder December werden sie roth, ehe sie abfallen, so wie es unsern Wein- und Birnbaumblättern zu ergehen pfleget.

1) Der baum Ou kieou mou.

Gestalt.

§. 25.

Die Frucht dieses Baums wächset an den äussersten Enden der Zweige; sie ist vermittelst kurzer Stiele daran bevestiget, die nichts anders als eine Fortpflanzung des Zweiges selbst zu seyn scheinen. Die Frucht selbst lieget in einer harten und holzigten Capsel, die etwas rauh anzufühlen ist und ein Dreyeck vorstellet, dessen Winkel etwas gewölbet, auf die Art, wie etwa die kleinen Früchte oder rothen Körner gestaltet sind, die der Baum, Rainweide genant, träget, und die man gemeiniglich Priestermützen zu nennen pfleget. Diese Capseln oder Futterale schliessen gemeiniglich drey kleine Nüsse in sich, deren jede wie eine Erbse groß, von aussen rund, auf den Seiten aber, wo sie einander berühren, etwas platt sind. Eine jede dieser Nüsse ist mit einer dünnen Lage von harter und sehr weisser Seife umgeben. Der Stiel davon theilet sich in drey andere und kleinere ab, die nichts anders als dünne Faden sind, und gehet mitten durch die Frucht, so daß die äussersten Enden dieser dünnen Faden in die oberste Spitze einer jeden Nuß eingehen, daran diese bevestiget zu seyn und zu hangen scheinen. Wenn die Capsel, die aus sechs kleinen, hohlen und ovalen Blättern bestehet, aufzubrechen und abzufallen pfleget; so erscheinet die Frucht ohne alle Hülsen, welches sonderlich zur Winterszeit den Augen einen sehr angenehmen Anblick giebet. Die Bäume sehen alsdann aus, als ob sie mit lauter kleinen Bouqvets besetzt wären, die man von ferne für Blumen anzusehen pfleget. Wenn die Seife, damit diese Frucht bedecket ist, abgenommen worden, so schmelzet sie in der Hand, und hat eben einen solchen fettigen Geruch, als die ordentliche Seife zu haben pfleget. Ehe diese Frucht reif wird, so erscheinet sie ganz rund. Und das mag wol den P. Martini bewogen haben zu schreiben, daß sie ganz rund wären, oder er hat wenigstens nur einige besehen, die nicht volkommen in ihrer Art gewesen, die nur aus einem Kern bestanden, daher er geglaubet, daß dieses ihre natürliche Gestalt sey. Denn man findet

Frucht dieses baums.

wirklich viel mangelhafte Früchte, die, weil sie nur einen oder zwey Kernen haben, auch nicht so gestaltet sind, wie sie sonst beschaffen zu seyn pflegen.

§. 26.

Gebrauch desselben.

Der Kern, dessen Schale ziemlich hart ist, fasset eine kleine Nuß in sich, die etwa so groß als ein Hanfkorn ist; es ist solches öhlicht, und liegt in einer braunen Hülse. Die Chineser bereiten daraus ein Brennöhl, so wie sie aus der Seife, damit der Kern umgeben ist, Lichte zu ziehen pflegen. Diese Lichte haben eine conische Gestalt, und man zündet sie zuerst am untersten Ende an; statt des Dachts bedienen sie sich eines ausgehölten Stäbgens, um welches Baumwolle herum gewickelt wird, oder sie nehmen auch den Kern aus einer Art Binsen von eben der Grösse, welcher von ihnen auch, wenn sie Oel brennen, gebraucht wird. Das eine Ende dieser Lichte dienet zum anzünden, das andere aber, solches in dem Leuchter zu bevestigen. Es sind gedachte Lichte dick und schwer, sie schmelzen gar bald, wenn man sie in die Hand nimt. Die Flamme, die sie von sich geben, ist ganz helle, aber etwas gelblicht; und gleichwie das Dacht ein vester Cörper ist, der zu einer Kohle brennet, so kan man diese Lichte nicht alzuwohl putzen. Man bedienet sich gewisser dazu verfertigter Schären. Die Seife wird von dieser Frucht folgendergestalt abgenommen. Man stösset die Schale mit samt der Nuß klein und kochet sie im Wasser aus. Das Fett oder Oel, so oben schwimmet, wird abgenommen, welches, wenn es kalt wird, sich so veste setzet als unsere Seife. Unter zehen Pfund thut man zuweilen drey Pfund Leinöl und etwas Wachs, um demselben die gehörige Vestigkeit zu geben, und die Lichte weiß zu machen. Man macht auch rothe Lichte, und thut zu dem Ende Zinober darunter.

§. 27.

Der wollenbaum.

Dasjenige Gesträuche, das die Baumwolle träget, ist eins von den nutzbarsten in ganz China. An dem Tage, da die Landeute mit der Getreideernte fertig werden, säen sie den Saamen dazu in eben denselben Acker aus, und bringen ihn nur ein wenig unter die Erde. Wenn nun diese Erde entweder durch den Regen oder durch den Thau befeuchtet worden, so wächset ein Busch hervor, der etwa zwey Fuß hoch ist. Die Blüte davon zeiget sich im Anfang oder in der Mitte des Augustmonats. Sie ist gemeiniglich gelb, zuweilen auch roth. Nach dieser Blüte folget ein Knoten, der die Grösse einer Nuß hat. Am vierten Tage nach der Blüte öfnet sich dieser Knoten von selbst, und zwar an drey Orten. Man erblickt alsdenn drey oder vier Stückgen zusammen gewickelte Baumwolle, die eine unvergleichlich schöne weisse Farbe hat, in der Gestalt, wie sich unsere Seidenwürmer einzuspinnen pflegen. Es ist dieselbe an der eröfneten Schale bevestiget, und führet zugleich den Saamen aufs künftige Jahr bey sich. Gleichwie aber die Fäserchen der Baumwolle an das Saamenkorn sehr dichte bevestiget sind, so bedienet man sich eines Rades, dieselbe davon abzusondern. Dieses Rad hat zwey glatte Walzen, eine von Eisen, die andere von Holz, die ohngefähr einen Fuß lang und einen Zoll dicke sind. Sie sind beyde so genau in einander gefüget, daß kein leerer Raum dazwischen zu finden. Indem nun die eine Walze von der einen Hand, und die andere vom Fuß beweget wird, so legt die andere Hand die Baumwolle an, die sich almählig von dem Saamenkern löset und aufwickelt. Diese Baumwolle wird hernach gekämmet, gesponnen und gewebet.

§. 28.

§. 28.

Ein anderer sonderbarer Baum führt den Namen **Kou chu**, und ist sowol in Ansehung seines Holzes, als auch seiner Blätter, mit den Feigenbäumen zu vergleichen. Die Wurzel desselben treibet zuweilen mehrere Stämme in die Höhe, zuweilen aber bleibet es bey einem einzigen. Einige darunter haben einen runden und geraden Schaft, der neun bis zehen Zoll im Durchschnitt hat. Die Zweige und Aeste bestehen aus einem leichten Holz, das einen starken Kern hat und mit einer Rinde bedecket ist, dergleichen unsere Feigenbäume zu haben pflegen. Die Blätter sind tief ausgeschnitten, und zwey solcher Schnitte theilen ein jegliches Blat wieder in drey andere, die auf beyden Seiten wieder recht künstlich ausgeschnitten sind. Die Farbe dieser Blätter und das Gewebe ihrer Fäserchen ist unsern Feigenblättern gleich; nur sind sie grösser, dicker und rauher anzufühlen; oberwärts aber werden sie weich und zart, wegen der Wolle, damit sie bedecket sind. Einige darunter sind gar nicht ausgeschnitten und sind gebildet wie ein länglicht Herz. Dieser Baum giebt eine Milch von sich, deren sich die Chineser bey ihren Vergüldungen bedienen. Diese Milch zapfen sie dem Baum folgendergestalt ab. Sie machen verschiedene Horizontalschnitte in die Rinde des Stammes; in diesen Ritz stecken sie eine Muschelschale oder ein anderes kleines Gefäß von der Art; die Milch nun, so tropfenweise darin zusammengelaufen, samlen sie, und überstreichen mit einem Pinsel das Holz, oder was sie sonst vergulden wollen; und dieses ziehet das Gold dergestalt an sich, daß es nie wieder abgehet.

3) vom baum Kou chu.

§. 29.

Der Baum, den die Chineser **Lung ju cu** nennen, hat einen so dicken Stamm, als unsere Pflaumenbäume haben. Er spaltet sich, wenn er noch sehr zart ist, in zwey bis drey grosse Aeste, und diese wiederum in mehrere kleine. Die Farbe ist röthlich, grau und fleckigt, wie eine Haselstaude. Die äussersten Zweige sind knotigt, krumm und von starken Kern, wie unsere grossen Nußbäume. Die Frucht, die an langen grünen Stielen hängt, wie unsere Kirschen, ist etwas länglicht, und hat auch die Farbe und Gestalt unserer Kirschen, wenn sie noch grün sind. Der Stiel, daran die Frucht hänget, ist sehr lang, und in kleine Nebenstiele zertheilet, an deren Enden diese Frucht hänget. Die Schale derselben ist mit kleinen rothen Flecken gesprenget; sie ist ziemlich hart, und schliesset eine grünliche Substanz in sich, die, wenn sie reif wird, ganz weich und mürbe ist. Man bedienet sich derselben im Winter, die Hände damit zu reiben, und sie vor dem Erfrieren zu bewahren. Es hat diese Frucht einen sehr harten Kern, so wie unsere Kirschen, der aber länglicht rund und ausgehöhlet ist. Man findet wol sechs bis sieben solcher Aushöhlungen in einem jeden Kern. Dieser empfängt seine Nahrung durch eine runde und ziemlich breite Oefnung, die neben dem Kern weggehet und am äussersten Ende ihren Ausgang hat. Dieser Kern ist klein und lieget in einer schwärzlichen Hülfe, ist aber nicht so hart, als die Kernen unserer Aepfel zu seyn pflegen. Aus dem Stamm dieses Baumes macht man Bretter zum gemeinen Gebrauch. Wenn die Chineser an der Ausschmückung der Gärten, oder an Anlegung schöner Alleen so einen Wohlgefallen hätten als die Europäer, so würden sie sich durch ihre blumentragende und schönwachsende Bäume sehr angenehme Spaziergänge anlegen können. Da aber in ihren Augen nichts lächerlichers ist als hin und hergehen, ohne eine andere Absicht dabey

4) vom baum Lung ju cu.

zu haben; so geben sie sich auch wenig Mühe, die in Händen habenden Vortheile der Natur recht zu nutzen.

§. 30.

vom baum Molien.

Unter den Bäumen, die man zu den Seltenheiten zählen kan, ist derjenige auch anzuführen, den die Chineser Molien nennen, und der etwa so stark ist als das unterste Ende des Fusses. Die Zweige desselben stehen dünne, haben einen starken Kern und eine rothe Schale, die wie unsere Haselstauden mit kleinen weissen Puncten gezeichnet ist. Es sind auch wenig Blätter daran, sie sind aber desto grösser, in der Mitte breiter als oben und unten, nicht alzudick und ganz trocken. Die Seiten und vornehmsten Fäserchen sind mit weissen Pflaumfedern dichte besetzet; sie hängen an dünnen Stielen, die sich unterwärts dergestalt ausbreiten, daß man fast sagen möchte, sie schlüngen sich um den Ast herum, der eine kleine Röhre vorstellet, und wie ein Ellenbogen aussiehet. Im December oder auch mitten im Winter öfnen sich die Knoten, und bringen grosse Blätter wie unsere Lilien, die oft sechs bis sieben ovale Blätter haben, die oberwärts spitzig zu laufen, und viele dünne Fäserchen an den äussersten Enden von sich werfen. Einige dieser Bäume bringen gelbe, andere rothe, noch andere aber weisse Blumen. Die Blätter fallen zu gleicher Zeit ab, und oft noch eher, als sich die Blumen öfnen.

§. 31.

6) vom baum La moe.

Ein anderer Baum, Namens **La moe**, hat mit unsern Lorbeerbäumen, in Ansehung seiner Grösse, Gestalt und Umkreises seiner Zweige, eine grosse Aehnlichkeit, die nur etwas mehr erweitert und mit Blättern besetzet sind, die gegen einander wachsen und an kurzen Stielen hängen. Die grössesten Blätter sind unsern gewönlichen Lorbeerblättern gleich, nur sind sie nicht so dick und so trocken; sie werden auch kleiner, je weiter sie auswärts wachsen. Mitten im Winter kommen zwischen den Blättern gelbe Blumen hervor, deren Geruch sehr angenehm ist, und dem Geruch der Rosen nahe komt.

§. 32.

7) vom baum Ou tong chu.

Nichts würde zur Ausschmückung eines Gartens schöner seyn, als der Baum **Ou tong chu**. Er ist groß und hat eine Aehnlichkeit mit dem wilden Feigenbaum. Seine Blätter sind lang, breit und hängen an einem Zweig, der wol einen Fuß lang ist. Das Gebüsche desselben ist so dick, daß die Sonnenstrahlen nicht durchdringen können. Die Art und Weise, wie er seine Früchte bringet, ist ganz ausserordentlich. Gegen den Monat August entstehen an den Spitzen der Zweige kleine Bouqvette, deren Blätter vielerley Farben haben, doch sind sie mehr weiß, sehr zart, nicht breit, und stellen einen Blumenstraus vor. An den Seiten der Blätter entstehen drey oder vier Körner, so groß als unsere Erbsen, die eine weisse Substanz in sich fassen, die am Geschmack unsern Nüssen gleich ist, wenn sie noch nicht völlig reif sind.

§. 33.

8) vom baum Tcha hoa.

Der Baum **Tcha hoa** würde gleichfals den Gärten eine besondere Zierde geben. Man hat vielerley Arten desselben, die insgesamt Blumen tragen, und die an Holz und Blättern den Spanischen Lorbeerbäumen nahe kommen. Die Blätter fallen im Winter nicht ab. Ordentlicher Weise ist er so dick als das Bein eines erwachsenen Menschen. Die Spitzen desselben bilden sich wie die Spanischen Lorbeerbäume, und das Holz ist weißlicht grau und hin und wieder gespalten. Die Blätter wachsen wechselsweise zu beyden Seiten; sie sind den gedachten Lorbeerblättern an Grösse gleich, die Gestalt aber ist oval,

und

und am Rande zackigt wie eine Säge, ihr Grün ist noch dunkler als die Orangenblätter haben, unten aber fallen sie ins Gelbe, und hängen vermittelst starker Stiele an den Zweigen. Zwischen den Blättern brechen Knoten hervor, die an Grösse, Gestalt und Farbe einer Nuß gleich sind. Daraus komt im December eine Blume hervor, die so groß ist, als die Münze von 24 Sols in Frankreich. Diese Blüten sind gefült und röthlich, sie sind unmittelbar und ohne Stiel am Zweige bevestiget. Die Bäume von der andern Gattung sind sehr hoch. Die Blätter sind auswendig rund, und die Blüten, die groß und roth sind, sind mit kleinen grünen Blätterchen vermischet, welches sehr schön aussiehet. Die zwo letztern Gattungen sind fast eben so beschaffen, nur kleiner, und fallen mehr ins Weisse. Die Mitte der Blüte ist mit vielen kleinen Fäserchen angefüllet, deren jedes eine gelbe und platliegende Blume hat, wie die einfachen Rosen, und mitten in derselben ein rundes Knöpfgen, und am Ende desselben eine grüne Kugel, welche, wenn sie ihre Volständigkeit erreichet, das Saamenkorn in sich hält.

§. 34.

Eine andere Art eines sonderbaren Baums ist derjenige, den die Chineser Tse song, das ist, Wacholderbaum, desgleichen auch Yuen pe nennen, weil er den Cypressen nahe komt. Der Schaft, der ohngefähr anderthalb Fuß im Umfang hat, treibet zuweilen seine Zweige auf allen Seiten, die sich wiederum in unzählig andere vertheilen, die, je weiter sie sich vom Stamm entfernen, einen grünen und dickbelaubten Busch vorstellen. Denn es ist dieser Baum voller Blätter, die theils unsern Wacholder- theils den Cypressenbäumen gleich kommen. Sie sind lang, dick und spitzig, und haben dieses als was sonderbares an sich, daß sie längst den Aesten an dünnen Faden sitzen, davon jeglicher sechs bis sieben Blätter hat. Wenn man also diese Bäume in ihrem Umkreise betrachtet, so siehet man lauter Sterne von fünf, sechs, sieben Stralen, und der vom ersten Rang bedecket allemal den nächstfolgenden, daß der Zwischenraum von oben bis unten aus leer und sehr genau unterschieden ist. Die Zweige, welche lange Blätter haben, finden sich unterwärts; die obersten aber sehen alle wie Cypressenblätter aus. Uebrigens hat die Natur an diesen Bäumen ein so artiges Spiel, daß man ganze Aeste findet, daran keine andere als Cypressenblätter sitzen, und diese sind die grösten und der Anzahl nach die meisten. Andere Zweige tragen lauter Wacholderblätter; noch andere haben beyderley Arten von Blättern gemischt beysammen. Endlich sind noch andere, daran man Cypressenblätter an einem Wacholderzweige, und dagegen Wacholderblätter an einem Cypressenzweige findet. Die Rinde des Baums ist etwas rauh, bräunlicht grau und fält an gewissen Oertern ins rothe. Das Holz ist weißröthlich, wie das Wacholderholz und hat viel Harz in sich. Ausser dem Cypressengeruch haben die Blätter ich weiß nicht was gewürzhaftes an sich. Ihr Geschmack ist bitter und dabey säuerlich.

9) vom baum Tse song.

§. 35.

Es trägt dieser Baum eine grüne und rundgebildete Frucht, etwas grösser als unsere Wacholderbeere sind. Das innerliche ist grün, den Oliven nicht ungleich und von einem durchdringenden Geruch. Die Frucht hänget vermittelst langer Stiele an den Zweigen, wie die Blätter. In einer jeglichen finden sich zwey Körner, wie kleine Herzen gestaltet, und hart wie Rosinenkernen. Einige dieser Bäume haben einen hohen und zackigten Schaft, der oben, wie die Cypressen, ganz spitzig zugehet. Einige sind niedrig, und wachsen nicht viel über 7 oder 8 Fuß in die Höhe. Ihr Schaft und gebogenen

Fortsetzung.

nen Zweige geben die Vermuthung, daß die Chineser mit allem Fleiß dieselben stutzen, und ihr Wachsthum verhindern. So lange dieser Baum jung ist, so hat er Wacholderblätter; wenn er aber alt wird, so bekomt er Cypressenblätter.

§. 36.

Es würde eine unendliche Arbeit werden, wenn ich alle und jede sonderbare und seltene Gewächse beschreiben wolte, die in China angetroffen werden. Doch kan ich das berühmte Gewächse Gin seng nicht mit Stilschweigen übergehen, davon so viel Werks im ganzen Reich gemachet wird, die in einem hohen Preise stehet, und welche die Chinesischen Aerzte als die kräftigste Herzstärkung verordnen. Sie wächset sonst nirgend, als in der Tartarey; denn die, so in der Provinz Se tchuen gefunden wird, ist nicht werth, viel davon zu erwehnen. Als man auf Befehl des Käysers die Charte von diesem Lande aufnahm, so hatte der P. Jartoux Zeit und Gelegenheit, diese Pflanze genau kennen zu lernen, die man ihm frisch zubrachte, ihre Eigenschaften und Gebrauch näher zu untersuchen. Die geschicktesten Aerzte in China, schreibet dieser Pater, brauchen sie bey den Arzeneien, die sie den vornemsten Herren ertheilen; denn der Preis derselben ist so hoch, daß sie der gemeine Mann nicht bezahlen kan. Sie geben vor, es sey dieselbe das bewährteste Mittel gegen alle Entkräftung des Leibes und Gemüthes; daß sie die überflüßigen und schädlichen Feuchtigkeiten zertheile, die Schwäche der Lunge heile und gegen das Seitenstechen diene; daß sie das Erbrechen verhindere und die Mündung des Magens stärke; daß sie einen Appetit zum Essen erwecke, die Dünste zertheile, und der Respiration durch Stärkung der Brust zu statten komme; daß sie die Lebensgeister stärke und beym Blut die gehörige wässerige Feuchtigkeit erhalte; daß sie endlich dem Schwindel abhelfe, und den Alten das Leben verlängere. Man kan sich auch nicht vorstellen, daß die Chineser und Tartaren so gar sehr viel aus dieser Wurzel machen würden, wo sie nicht unausbleiblich gute Wirkungen nach sich zöge. Selbst diejenigen, denen nichts fehlet, bedienen sich derselben zur Stärkung. Ich meines Ortes bin völlig überzeuget, daß dieselbe unter den Händen Europäischer Aerzte und Apotheker ein vortrefliches Genesungsmittel werden solte, wenn sie die nöthigen Versuche damit anstellen, ihre Eigenschaften chymisch untersuchen und dieselbe in allerhand Fällen gehörig appliciren und auf ihre Wirkungen merken könten.

§. 37.

Eigenschaften derselben.

So viel ist gewiß, daß sie das Geblüt verdünnet, es in Bewegung setzet, erwärmet, der Verdauung beförderlich ist, und die Natur recht merklich stärket. Als ich diejenige probiren wolte, die ich hernach beschreiben werde, so befühlte ich erst meinen Puls, um die Beschaffenheit desselben zu erforschen. Darauf nahm ich etwas von dieser Wurzel roh und ohne alle Vorbereitung zu mir. Eine Stunde darauf fand ich meinen Puls weit stärker und geschwinder zu seyn. Ich merkte einen Appetit zur Speise, ich fühlte eine grosse Munterkeit der Kräfte, und die Arbeit kam mir weit leichter an als vorher. Doch machte ich aus dieser Probe noch nicht alzuviel, weil ich mir vorstellete, daß diese Veränderung auch von der Ruhe herkommen könte, die wir in denselben Tagen genossen. Als ich aber nach vier Tagen mich von vieler Arbeit dergestalt abgemattet befand, daß ich kaum zu Pferde sitzen konte; so gab mir ein Mandarin, der bey uns war, etwas von dieser Wurzel. Ich nahm die Helfte davon zu mir, und eine Stunde darauf hatte sich

alle

alle Mattigkeit verloren. Und so habe ich es in mehreren Fällen gehalten, und habe allezeit einerley Wirkung empfunden. Ich habe sogar gefunden, daß die frischen Blätter, die ich davon aß, eben dergleichen Wirkung thaten. Wir haben uns dieser Wurzel zuweilen statt des Thees bedienet, welches auch von den Tartaren zu geschehen pfleget; und ich befand mich dabey so wohl, daß ich sie ohne alles Bedenken dem besten Thee vorziehen wolte. Die Farbe davon ist auch ganz angenehm, und wenn man sie zwey oder dreymal gebrauchet hat, so breitet sie einen recht lieblichen Geruch aus.

§. 38.

Zubereitung.

Was die Wurzel anbetrift, so muß sie etwas stärker gekochet werden als der Thee, daß sich die Kraft und Geister recht ausbreiten können. So halten es auch die Chineser, wenn sie die Wurzel den Kranken geben, und alsdenn nehmen sie mehr nicht als den fünften Theil einer Unze. Was die Gesunden anlanget, die sich derselben nur zur Verwahrung bedienen, oder wenn ihnen sonst was geringes zustösset, so müssen sie eine Unze dieser Wurzel wenigstens in zehen Theile abtheilen, und doch wolte ich ihnen nicht rathen, dieselbe alle Tage zu gebrauchen. Man pflegt sie aber auf folgende Weise zu gebrauchen. Man schneidet die Wurzel in kleine Stückgen, thut sie in einen wohllaqvirten Topf und giesset ein halb Maas Wasser darauf. Man muß aber acht haben, daß das Gefäß vest verwahret sey. Man kocht sie bey einem sachten Feuer, und wenn von dem darauf gegossenen Wasser nicht mehr als ein Becher voll übrig ist, so muß man sogleich davon trinken. Hierauf giesset man eben so viel Wasser auf, und lässet es auf die vorige Art kochen, damit dadurch der noch übrige Rest des Saftes und der Kräfte heraus gezogen werde. Davon trinket man denn die eine Helfte des Morgens, die andere des Abends.

§. 39.

Wo sie zu wachsen pfleget.

Anlangend den Ort, wo diese Wurzel wächset, so kan man überhaupt sagen, daß sie unter dem 39 und 47 Grad der nordlichen Breite, und unter dem 10 und 20 Grad der morgenländischen Länge, nach der Pekingischen Mittagslinie zu rechnen, angetroffen werde. Unter diesem Himmelsstrich findet sich eine lange Reihe grosser Berge, die durch dicke und finstere Wälder, damit sie bedecket und umgeben sind, ganz unzugänglich gemachet werden. Unten nun an diesen Bergen, oder auch um die Felsen herum, unter den Bäumen und allerhand andern Kräutern, findet man diese Wurzel Gin seng. Sonst aber ist sie weder in den Ebenen, noch in den Thälern, weder in den Sümpfen, noch Graben, oder auch an andern freyliegenden Oertern anzutreffen. Wenn etwa ein Feuer in einem solchen Walde entstehet und denselben verzehret; so erholet sich diese Wurzel erst zwey oder drey Jahr nachher; welches genungsam anzeiget, daß grosse Hitze derselben unerträglich sey; daher verbirgt sie sich auch vor der Sonnenhitze so gut als sie kan. Es ist daher zu glauben, daß diese Wurzel, wenn sie ja noch an einem andern Orte fortkommen könte, vornemlich in Canada zu finden seyn würde, dessen Wälder und Berge, nach dem Bericht derer, die daselbst gewohnet, mit diesen Bergen eine grosse Aehnlichkeit haben. Die Gegenden, wo diese Wurzel wächset, sind durch eine besondere Gränze von der Provinz Qvang tong, die in unsern alten Charten Leao tong heisset, unterschieden, um welche allenthalben Schildwachen ausgestellet sind, die Chineser zu verhindern, daß sie sich diese Wurzel nicht holen. Allein sie mögen auch so viel Wachsamkeit beweisen als sie wollen, so treibet doch die Gewinsucht die Chineser an, oft zu etlichen

tausenden über die Gränzen zu brechen, und sich in Gefahr zu setzen, ihre Freyheit und alles zu verlieren, fals sie ertappet werden solten.

§. 40.

Von wem und wie die einsammlung derselben geschicht.

Der Käyser **Cang hi**, welcher den Tartaren an diesem Vortheil vor den Chinesern einen Vorzug gönnen wolte, befahl im Jahr 1709, daß zehentausend Tartaren ausgehen, und alles, was sie von dieser Wurzel finden könten, einsamlen solten, jedoch unter der Bedingung, daß ein jeder dem Käyser zwey Unzen von der allerbesten Art abgeben, das übrige aber ihnen mit seinem Silber bezahlet werden solte. Auf die Weise rechnete man aus, daß der Käyser in demselben Jahr 20000 Chinesische Pfunde würde genossen und seinen Antheil um den vierten Theil des Werthes gehabt haben. Wir trafen ohngefähr einige dieser Tartarn in den ungeheuren Wüsteneyen an. Ihre Mandarins, die nicht alzuweit von ihnen entfernet waren, beschenkten uns, auf ausdrücklichen Befehl des Käysers, mit einigen Ochsen zur Unterhaltung auf unserer mühsamen Reise. Die Ordnung, die von diesen Wurzelmännern beobachtet wird, ist folgende. Wenn sich diese grosse Menge Menschen nach gewissen Fahnen vertheilet, so nimt ein jeglicher Hause von hunderten ein gewisses Revier in einer Linie ein, und unter denselben sind allemal zehen und zehen zusammen, und suchen diese Wurzel; auf welche Weise sie in wenig Tagen den ganzen Raum durchziehen können, da sie zu wachsen pfleget. Wann die gesetzte Zeit vorbey ist, so besuchen die Mandarins, (die ihre Gezelter an solchen Oertern aufgeschlagen, wo sie Weide für ihre Pferde haben können,) ihren Trupp, um demselben so wol die nöthigen Befehle zu ertheilen, als auch nachzusehen, ob sie alle beysammen sind. Im Fall nun jemand mangelt, welches sehr oft geschicht, daß er sich entweder verirret, oder von wilden Thieren zerrissen wird; so sucht man ihn ein oder zwey Tage, und fängt sodann die Arbeit von neuem an.

§. 41.

Fortsetzung.

Die armen Leute haben hiebey recht viel auszustehen; sie haben weder Gezelt noch Betten bey sich; ein jeder behilft sich mit der Provision gebranter Hirse, die ihm gereichet worden, und damit er auf dieser Reise auskommen muß. Sie müssen daher ihre Ruhe unter einem Baum suchen, und bedecken sich entweder mit Zweigen, oder mit den abgefallenen Schalen der Bäume, wenn sie solche finden können. Die Mandarins schicken ihnen zuweilen Rindfleisch oder allerhand Flügelwildpret, welches sie verschlingen, wenn es kaum das Feuer empfunden hat. Auf die Weise haben wol eher 10000 Menschn sechs Monate des Jahres zugebracht, und sind aller Beschwerlichkeiten ungeachtet dennoch munter, gesund und gute Soldaten gewesen.

§. 42.

Nähere beschreibung dieses gewächses.

Um aber eine genauere Abbildung von dieser Pflanze zu machen, die bey den Chinesern und Tartaren in algemeiner Hochachtung ist, so wil ich die alhier beygefügte Figur, die aufs genaueste gezeichnet worden, erklären. Der Buchstab A stellet dieselbe nach ihrer natürlichen Grösse vor. Als ich sie gewaschen hatte, so war sie ganz weiß und etwas rauh oder höckericht, wie gemeiniglich die Wurzeln und Erdgewächse zu seyn pflegen. Die Buchstaben B. C. C. D. stellen den Stengel nach seiner eigentlichen Länge und Dicke vor. Er ist gerade und ziemlich rund; die Farbe ist dunkelroth, ausgenommen beym Anfang B. wo sie, weil sie der Erde daselbst näher lieget, mehr weiß ist. Der Punct D. bezeichnet den Knoten, der aus den daselbst hervorbrechenden Zweigen entste-

het, die da als in ihrem Mittelpunct entstehen und sich weiter ausbreiten. Unter denselben ist die Farbe weißlicht grün, oberhalb aber wie der Stengel selbst, nemlich dunkelroth, wie die Maulbeeren aussehen. Diese beyden Farben vereinigen sich auf den Seiten mit dem ihnen natürlichen Ausfall. Ein jeder Zweig hat fünf Blätter, die so groß sind, als sie hier gezeichnet worden. Wobey zu bemerken, daß sich diese Zweige sowol unter sich selbst, als auch vom Horizont entfernen, und mit ihren Blättern einen runden Raum einschliessen.

§. 43.

Ob ich gleich nur die eine Helfte dieser Blätter mit F. bezeichnet habe, so kan man sich doch die andern daraus vorstellen, und die Zeichnung leicht volständig machen. Ich kan mich nicht entsinnen, jemals so feine und zarte Blätter gesehen zu haben. Man kan die Fäserchen ganz eigentlich unterscheiden; auf der auswendigen Seite haben sie ein weisses zartes Haar. Das Häutgen, so die Fiebern zusammen hält, erhebet sich in der Mitte etwas über dieselben. Die Farbe der Blätter ist oberwärts dunkelgrün, unterwärts aber weißlicht grün und mehr helle. Alle Blätter sind sehr fein ausgekerbet. Aus dem Mittelpunct dieser Zweige D. stieg ein anderer Stengel D. E. hervor, der sehr steif und gerade von unten bis oben hinaus von weisser Farbe war, und oben eine runde und hochrothe Blume trug. Diese bestund aus 24 Früchten, davon ich nur zwey in ihrer natürlichen Grösse abgebildet, und sie mit den zwo Ziffern 9. 9. gezeichnet habe. Die rothe Schale, so die Frucht in sich schliesset, ist sehr zart und glatt, das inwendige Fleisch ist weiß und weich. Gleichwie aber diese Früchte doppelt waren, (denn es giebt auch einfache darunter,) so führete eine jede zween nicht alzuwohlgebildete Kernen, so groß, als unsere Linsen ordentlich zu seyn pflegen, doch von einander abgesondert und auf einerley Grunde. Diese Kernen gehen nicht spitzig zu wie unsere Linsen, sondern sind gleich dick. Eine jede Frucht hänget an einem geraden und sehr feinen Faden, deren Farbe unsern rothen Kirschen gleich komt. Alle diese Faden kamen aus einem Mittelpunct hervor, und breiteten sich wie Stralen in einer Sphäre aus, und bildeten ein Gebüsche voller Früchte. Der Geschmack der Frucht ist nicht sonderlich; der Kern ist den gewönlichen Kernen gleich. Er hat alzeit einerley Stellung mit dem Stengel, der ihn träget. Er ist nicht völlig rund, sondern auf beyden Seiten etwas platt. Ist er doppelt, so zeiget sich in dessen Mitte, wo die Früchte zusammen stossen, eine gewisse Vertiefung. Wenn die Frucht trocken ist, so wird die Haut runzelicht, und ihre Farbe mehr schwarz als roth. Fortsetzung.

§. 44.

Uebrigens hält diese Pflanze im Entstehen und Vergehen einen jährlichen Wechsel. Ihr Alterthum erkennet man an der Anzahl der Stengel, so sie getrieben, davon allemal eine Spur übrig bleibet; welches man an der gezeichneten Figur bey den Buchstaben b. b. b. erkennet, und siehet, daß die Wurzel A. im siebenten Jahr, die Wurzel H. aber im fünften Jahr ihres Wachsthums gewesen. Was ihre Blüte anlanget, so habe ich dieselbe nie gesehen, kan also auch keine eigentliche Beschreibung davon geben. Einige haben mich versichern wollen, sie sey weiß und sehr klein; andere aber haben gesagt, sie habe gar keine Blüte, und es habe nie jemand eine an derselben gesehen. Ich solte fast glauben, daß sie klein und unvermerklich sey; und in diesen Gedanken werde ich dadurch bestätiget, weil diejenigen, so das Gewächs Gin seng suchen, und denen es vornemlich um die Wurzel zu thun ist, alles andere als unnütz und nichtswürdig wegwer- Fortsetzung.

fen. Man findet einige unter dieſen Gewächſen, die auſſer dem oben beſchriebenen Buſch von Früchten noch eine oder zwo Früchte haben, die einen bis anderthalb Zoll unter gedachtem Buſch ſitzen. Und in dem Fall pflegt man zu ſagen, daß man auf die Bewegung der Luft zu ſehen habe, den dieſe Früchte anzeigen, weil alsdann allemal in derſelben Gegend dieſe Pflanze noch einmal angetroffen werde. Die Farbe der Frucht unterſcheidet dieſe Pflanze von allen andern, und macht ſie merklich; ſehr oft aber hat ſie keine Frucht, obgleich die Pflanze alt iſt. Von der Art war diejenige, die ich mit dem Buchſtab H. bemerket habe, als welche keine Frucht getrieben hatte, ob ſie gleich ſchon fünf Jahr alt war.

§. 45.

Fortſetzung. Da man das Saamenkorn dieſes Gewächſes ſchon oft ausgeſäet hat, ohne eine Wurzel davon zu erhalten; ſo iſt vermuthlich die unter den Tartarn gangbare Fabel davon entſtanden. Sie ſagen nemlich, daß ein gewiſſer Vogel dieſes Saamenkorn freſſe, ſo bald es in die Erde geworfen worden; weil er es aber nicht verdauen könne, ſo reinige er es im Magen, und gebe es endlich mit ſeinem Miſt wieder von ſich. Ich wolte lieber glauben, daß das Saamenkorn ſehr lange in der Erde liegen müſſe, ehe es Wurzel faſſe; welche Meinung ſich darauf zu gründen ſcheinet, weil man Wurzeln findet, die nicht länger und dicker ſind als ein kleiner Finger, ohnerachtet ſie in einer Zeit von 10 Jahren eben ſo viele Stengel über ſich getrieben. Ob nun wol die Pflanze, die ich beſchrieben habe, vier Zweige hatte; ſo findet man doch viele, die nur zwey bis drey haben. Einige haben fünf bis ſieben; und dieſe ſind die allerbeſten. Doch hat ein jeglicher Zweig jedesmal fünf Blätter, wie die von mir gezeichnete hat; es ſey denn, daß die Anzahl derſelben durch einen Zufal vermindert worden. Die Höhe der Pflanze ſtehet allemal mit der Dicke und Anzahl ihrer Zweige im Verhältniß. Diejenigen, die keine Früchte treiben, ſind ordentlicher Weiſe klein und niedrig. Diejenige Pflanze, ſo die dickeſte iſt und an welcher die meiſte Proportion wahrgenommen wird, iſt allemal die beſte. Die, ſo von mir mit dem H. bemerket worden, hat daher den Vorzug vor den andern. Ich kan übrigens nicht ſagen, warum die Chineſer dieſelbe **Gin ſeng**, das iſt, **Abbildung eines Menſchen** genennet haben. Ich habe keine darunter gefunden, die nur einiger maſſen einer menſchlichen Geſtalt nahe komme; und diejenigen, die recht mit Fleiß darnach geforſchet, daß man unter denſelben ſo wenig einige Stücke finde, die eine menſchliche Geſtalt haben, als unter andern Wurzeln, die oft ſeltſam genung ausſehen. Die Tartarn nennen ſie mit beſſerm Grunde **Orhota, die vornemſte unter den Pflanzen.** Uebrigens iſt es nicht an dem, daß dieſe Pflanze in der Provinz **Pe tche li** auf dem Gebürge **Yung pin fou** wachſen ſolte, wie der **P. Martini** einigen Chineſiſchen Büchern zu Folge geſchrieben. Man hat ſich darin leicht irren können, weil in dieſer Landſchaft dieſe Wurzel aus der Tartarey zuerſt ankomt.

§. 46.

Beſchluß. Diejenigen, die dieſe Pflanze ſuchen, behalten weiter nichts als die Wurzel, alles andere aber, was ſie davon abgeſchnitten, das vergraben ſie zuſammen an einen Ort. Sie waſchen die Wurzel, und nehmen mit einer ſcharfen Bürſte alles davon ab, was nicht zu ihrer Natur gehöret. Sie kochen ſie darauf alsbald im faſt ſiedenheiſſem Waſſer ab, und trocknen ſie mit einem Rauch von gelber Hirſe, von deren Farbe ſie alsdenn etwas annimt. Die Hirſe wird erſtlich mit ein wenig Waſſer über einem ſachten Feuer gekochet;

gekochet; man legt so dann die Wurzeln auf einige Querhölzgen über dieses Gefäs, und decket sie entweder mit einem Tuch oder mit einer Stürze zu. Man kan sie auch an der Sonne, oder am Feuer trocknen. Ob sie aber gleich in diesem letzten Fall die Kraft behält, so bekomt sie doch nicht die Farbe, darauf die Chineser sehr sehen. Wenn nun diese Wurzeln abgetrocknet sind, so muß man sie auch an einen trocknem Orte aufheben, sonst würde sie entweder anfangen zu faulen, oder Würmer zu kriegen.

§. 47.

Von allerhand wilden thieren in China.

Ausser den Thieren, davon bereits im ersten Theil gehandelt worden, finden sich auch allerhand Arten wilder Thiere, wilde Schweine, Tiger, Büffel, Bären, Cameele, Hirsche, Rhinoceros oder Nasenhörner; nur keine Löwen werden daselbst angetroffen. Da nun diese Thiere bekant genung sind, so will ich nur noch ein paar anderer gedenken, die ausserhalb diesem Reich nicht zu finden sind. Ich zähle darunter die Cameele, die um deswillen ausserordentlich genennet werden können, weil sie nicht höher sind, als unsere Pferde. Sie haben zween Höcker auf dem Rücken, die mit langen Haaren bewachsen sind, und einen Sattel vorstellen. Der vordere Höcker scheinet vom Rückgrat und Schulterblat gebildet zu werden, ist vorwärts gebogen, und komt demjenigen Höcker sehr nahe, den die Indianischen Ochsen über dem Schulterblat haben. Der andere Höcker stehet weiter hinterwärts im Creuz. Es hat dieses Thier nach Proportion nicht so hohe Beine, als die Cameele ordentlicher Weise zu haben pflegen; der Hals ist auch viel kürzer, dicker und hat ein schwarzes Haar, das wie Ziegenhaare herab zu hangen pfleget. Einige unter denselben haben Isabelfarbe, andere sehen mehr röthlich aus, und sind nach den Füssen zu an einigen Orten schwarz. Die Füsse sind nicht manierlicher als der andern Cameele ihre; und sie scheinen nach dem Maas ihrer Kräfte tüchtiger zu seyn, Lasten zu tragen, als die grossen Cameele.

1) Cameele.

§. 48.

2) das Thier biang tchang tse oder bisamrehbock.

Ein anderes merkwürdiges Thier ist dasjenige, das die Chineser **Hiang tchang tse** den wohlriechenden Rehbock zu nennen pflegen. **Tchang tse** heisset ein Rehbock, und **Hiang** heisset so viel als der Geruch; wenn es aber mit einem Substantivo verbunden wird; so nimt es die Natur eines Adjectivi an, und heisset riechend. Ein Jesuitischer Mißionarius hat eine Beschreibung von demselben aufgesetzet, und nichts geschrieben, was er nicht selbst gesehen. Ich kaufte, schreibet er, ein solches Thier, als es von ohngefähr war geschossen worden, und behielt denjenigen Theil bey, den man sonst abzuschneiden, und höher als das Thier selbst zu schätzen pfleget. Es gieng dabey also zu. Auf der Abendseite der Stadt **Peking** ist ein grosses Gebürge, in welchem wir eine Kirche und christliche Gemeinde hatten. In disem Gebürge waren nun diese wohlriechenden Rehböcke. Indem ich nun mit meiner Amtsarbeit beschäftiget war, so schossen die armen Leute, in der Meinung, daß ich sie ihnen abkaufen würde, zwey Stücke todt und brachten sie mir ganz warm und blutend. Ehe wir des Handels eins wurden, fragten sie mich, ob ich auch den Bisambeutel beybehalten wolte; welches sie darum thaten, weil viele sich blos mit dem Fleisch begnügen, und den Bisambeutel den Jägern überlassen, die ihn an die Handelsleute verkaufen. Da mir nun an diesem Bisam am meisten gelegen war, so sagte ich, daß ich das ganze Thier kaufen wolte. Sie nahmen also das männliche Thier unter diesen beyden, schnitten den Bisambeutel ab und näheten ihn vest zu; welchen man, wenn man ihn lange erhalten will, zu räuchern pfleget. Das

Thier

Thier samt dem Beutel kostete mich nur einen Thaler. Es setzet sich aber der Bisam inwendig an dieser Blase an, fast wie ein Salz, und zwar auf zweyerley Weise. Derjenige, der sich wie Körner ansetzet, ist der kostbarste und heisset **Teou pan hiang.** Der andere, der nicht so kostbar ist und **Mihang** heisset, ist weit kleiner. Das weibliche Thier trägt keinen Bisam, oder, wenn sich auch was ansetzet, so hat es doch keinen Geruch.

§. 49.

Das Fleisch der Schlangen ist, wie man mich versichert hat, die gewöhnliche Nahrung dieses Thiers. Und ob wol die Schlangen daselbst von erstaunlicher Grösse sind, so hat es doch nicht die geringste Mühe dieselben zu tödten. Denn so bald nur die Schlange den Geruch desselben in einer gewissen Entfernung merket, so wird sie durch denselben getödtet. Ihre Sinnen verlieren sich, und sie liegt ohne Bewegung da. Es ist dieses so was bekantes, daß die Bauren in derselben Gegend, wenn sie Holz oder Kohlen suchen, kein besseres Geheimniß haben, sich gegen diese Schlangen, deren Biß sehr gefährlich ist, in Sicherheit zu setzen, als daß sie einige Körner vom Bisam dieser Thiere bey sich tragen. Sie können alsdann sicher mitten unter den Schlangen schlafen. Nähert sich ihnen ja eine Schlange, so hält sie der Geruch gleich auf, daß sie nicht näher komt.

§. 50.

Dasjenige, was bey meiner Rückkunft zu **Peking** vorfiel, bestätiget gewisser massen das bisherige, nemlich daß das Schlangenfleisch die vornehmste Nahrung dieses Moschusthieres sey. Man setzte einen Braten von diesem Rehbock auf, und einer unter den Gästen hatte einen tödtlichen Abscheu an Schlangen. Sein Abscheu war so groß, daß er auch nicht den Namen derselben hören konte, ohne davon einen heftigen Ekel zu empfinden. Er wuste nichts davon, daß dieses Thier Schlangen frässe, und ich hütete mich sehr, ein Wort davon zu gedenken, merkte aber auf sein Betragen gar genau. Er nahm ein Stücke Braten wie die andern und wolte essen; kaum aber hatte er den Bissen zum Munde gebracht, als er in eine ausserordentliche Bewegung und Bangigkeit gesetzet ward, und keinen Bissen mehr anrührte. Den andern schmeckte es gut; nur dieser allein offenbarte eine solche Wiedrigkeit.

Funfzehenter Abschnitt,

Von den Seen, Canälen und Flüssen dieses Reichs; wie auch von den Fahrzeugen, Schiffen und Sommen, deren sich die Chineser bedienen.

§. 1.

Zu den gewässern in China gehören,

Der Ueberfluß an allen Dingen, der in China anzutreffen, ist nicht allein der tiefen Lage und natürlichen Güte des Landes, sondern auch den vielen Seen, Flüssen und Canälen zuzuschreiben, dadurch es allenthalben bewässert und fruchtbar gemachet wird. Es ist nicht eine Stadt, ja nicht einmal ein Flecken, sonderlich in den mittäglichen Provinzien, die nicht am Ufer eines Flusses, oder Sees oder Canals liegen solte.

solte. Ich habe bereits im ersten Theil dieses Werks davon zu reden Gelegenheit gehabt; um nun dasselbe nicht unnöthiger Weise zu wiederholen, so werde ich mich blos dann und wann darauf beziehen.

§. 2.

Unter den Seen, damit alle Provinzien dieses Reichs versorget sind, ist der berühmteste der **Tong ting hou** in der Provinz **Hou qvang**, der über 80 (französische) Meilen im Umfang hat. Ferner der See **Hong se hou**, der zum Theil in die Provinz **Kiang nan**, theils aber auch zur Provinz **Tche kiang** gehöret; und endlich der See **Po yang hou** in der Provinz **Kiang si**, den man sonst auch den See **Jao rcheou** nennet. Dieser letzte hat dreißig Meilen im Umfang und entstehet aus dem Zusammenfluß vier Flüsse, die so groß sind als die **Loire** und aus der Provinz **Kiang si** kommen. Es entstehen darauf nicht selten Meerstürme und Orcans, das ist, in einer Viertelstunde stürmet der Wind aus allen vier Gegenden so heftig, daß oft die grössesten Schiffe zu Grunde gesenket werden. Wenn man nahe an den gefährlichsten Ort dieses Sees komt, so erblickt man einen Tempel auf einem rauhen und erhabenen Felsen, die Bootsknechte rühren alsdann eine kupferne Trummel, um den Götzen des Tempels zu erinnern, daß sie gerne glücklich überkommen möchten. Sie zünden ihm zu Ehren Wachslichter an, und stellen sie auf das Vordertheil des Schiffes; sie räuchern dabey und opfern ihm einen Hahn. Der Gefahr sucht man durch kleinere Schiffe zuvor zu kommen, die daselbst beständig unterhalten werden, um den Nothleidenden zu Hülfe zu kommen. Zuweilen aber geschichts, daß diejenigen, die andern in der Gefahr solten zu Hülfe kommen, die ersten sind, die den Untergang, sonderlich der Kaufleute, befördern, um sich von ihrem Gut zu bereichern, welches sie am liebsten thun, wenn sie Vermuthung fassen können nicht entdeckt zu werden. Doch ist die Vorsichtigkeit der Chinesischen Landesobrigkeit hierin zu rühmen, indem ein Mandarin darin seine gröste Ehre setzet, wenn er dem Volk beystehen und zeigen kan, daß er väterlich gegen sie gesinnet sey. Man hat wol eher erlebet, daß der Mandarin über dieselbe See, nachdem er die Passirung des Sees verboten, sich selbst ans Ufer begeben und den ganzen Tag da geblieben, um durch seine Gegenwart zu verhindern, damit sich nicht einer aus Gewinsucht in die Gefahr stürzen möchte.

1) Die Seen

§. 3.

Ausser diesen namhaft gemachten drey grossen Seen giebt es in verschiedenen Provinzien viele andere; und an denselben so wol, als an der unzähligen Menge Qvellen, Bäche und anderer Wasser, die sich von dem von den Bergen herabstürzenden Regenwasser samlen, haben die Chineser Gelegenheit genommen, eine unnenbare Anzahl Canäle anzulegen, und das Wasser in alle ihre Gegenden zu leiten. Man findet keine einzige Provinz, da nicht ein breiter Canal seyn solte, der ein helles Wasser führet, und auf beyden Seiten mit einem erhabenen Damm von breiten Steinen, und nicht selten gar von Marmor eingefasset und in grosse Pfeiler von eben der Materie eingefuget ist. Diese Canäle sind hin und wieder mit Brücken überleget, die auf drey, fünf bis sieben Bogen ruhen, damit die Communication mit dem vesten Lande ungehindert bleibe. Der mittelste Bogen ist allemal sehr hoch, daß die Schiffe mit ihren Mastbäumen durchgehen können. Die Gewölber sind sehr wohl geschlossen, und die Pfeiler so subtil, daß man von ferne glauben solte, daß alle Bogen in der freyen Luft schwebten. Dieser Hauptcanal

2) Die Canäle
a) überhaupt.

canal ergiesset sich zur rechten und linken Seite in viel andere kleinere Canäle, und diese wiederum in kleine Bäche, die nach den Dörfern und freyem Felde hingeleitet sind. Oft machen sie auch kleine Seen und Tümpfel, davon die benachbarten Gegenden bewässert werden. Es begnügen sich aber die Chineser nicht mit den Canälen, die zur Beqvemlichkeit der Reisenden und Handelschaft angeleget sind, sondern sie graben viele andere aus, und wissen sich des gesamleten Regenwassers mit wundernswürdiger Sorgfalt zu bedienen, ihre Reißfelder damit zu befeuchten. Denn der Reiß will immer Feuchtigkeit haben.

§. 4.

b) Insonderheit der königliche canal.

Nichts kan aber mit dem grossen Canal **Yun leang** oder dem königlichen Canal verglichen werden, der dreyhundert Meilen lang ist. Der Käyser **Chi tsou**, ein Oberhaupt der abendländischen Tartarn und Stifter der zwanzigsten Dynastie Yuen *), war der erste, der dieses Werk unternahm, das als ein Wunderwerk von China anzusehen ist. Als dieser Herr sich von ganz China Meister gemachet, und die abendländische Tartarey so schon in seinen Händen gehabt hatte, die von der Provinz **Pe tche li** bis ans Reich des grossen Moguls, an Persien und ans Caspische Meer gränzet; so entschloß er sich, seine Residenz zu Peking anzulegen, um im Mittelpunct seines grossen Reichs zu wohnen, und seine Staaten desto besser zu regieren. Da aber die mitternächtlichen Provinzien einer so grossen Stadt nicht genugsame Lebensmittel zuführen konten; so lies er eine grosse Menge Schiffe bauen, um auf denselben aus den am Meer liegenden Provinzien Reiß, Cattun, Seide, Kaufmanswaaren und andere zum Lebensunterhalt für seinen Hof und Armee nöthige Dinge herbeybringen.

Veranlassung dazu.

§. 5.

Beschaffenheit desselben.

Da er aber aus vielfältiger Erfahrung lernete, daß diese Strasse sehr gefährlich sey, daß die vielen Meerstillen die Schiffe alzulange aufhielten, die Ungewitter aber unzählige Schifbrüche verursachten; so lies er eine unbeschreibliche Menge Menschen aufbieten, die mit unermeßlichen Kosten und mit einer Geschicklichkeit, die noch bis auf den heutigen Tag wundernswürdig ist, einen erstaunlich grossen Canal öfneten, und denselben durch verschiedene Provinzien durchzogen, auf welchem nun die Reichthümer des Mittages nach Mitternacht gebracht werden. Aus der Provinz **Pe tche li** gehet er in die Provinz **Chan tong** über. Hierauf in die Provinz **Kiang nan** und ergiesset sich in den grossen und schnellen Fluß, den die Chineser **Hoang ho** oder den gelben Fluß nennen. Auf diesem Fluß bringt man zwey Tage zu, und komt so dann in einen andern, wo bald darauf der neue Canal wieder angehet, der bis zur Stadt **Hoai ngan** führet. Er gehet weiter durch verschiedene Städte und Flecken durch bis zur Stadt **Yang tcheou**, die einen der berühmtesten Häfen im ganzen Reich hat. Bald darnach gehet er in den grossen Fluß **Yang tse kiang** eine Tagereise weit von **Nan king**. Auf diesem Fluß setzt man seine Reise fort bis zum See **Po yang** in der Provinz **Kiang si**, durch welche man völlig durchreisen muß; hinter derselben gelanget man in den Fluß **Kan kiang**, der gedachte Provinz fast in zween gleiche Theile abtheilet. Hierauf muß man eine Tagereise zu Lande thun bis nach **Nan hiang**, die erste Stadt in der Provinz **Qvang tong**, wo man auf einem Fluß zu Schiffe steiget, der bis nach **Canton** führet; so

*) Es fält diese Begebenheit ins 13. Jahrhundert nach Christi Geburt und ist davon der erste Theil p. 389. nachzulesen.

so daß man entweder auf Flüssen oder auf Canälen mit grosser Beqvemlichkeit von der Hauptstadt des Reichs bis zur äussersten Gränze von China eine Reise von 600 Meilen thun kan. Man giebt diesem Canal gemeiniglich anderthalb Klaftern tief Wasser, die Schiffarth zu erleichtern. Wenn aber das Wasser groß, und zu besorgen ist, daß die benachbarten Felder davon überschwemmet werden möchten, so werden allenthalben Rennen angeleget, um das Wasser in einer gewissen Höhe zu erhalten, und es werden Aufseher bestellet, die mit Handwerksleuten den Canal besichtigen und alle Beschädigung verhüten müssen.

§. 6.

Die Anzahl der schifbaren Flüsse ist gleichfals sehr groß, wie solches aus der im ersten Theil gegebenen Beschreibung der Provinzien zu ersehen ist. Den ersten und vornemsten darunter nennet man **Yang tse kiang**, das ist, den Sohn des Meeres; oder auch **Ta kiang**, den grossen Fluß, oder schlechtweg **Kiang**, den Fluß. Sein Lauf gehet vom Abend gegen Morgen, und hat seine Qvellen in den Gebürgen des Landes der **Tou fan**, unter dem 33 Grad der nordlichen Breite. Er bekomt verschiedene Namen, nach Unterschied der Gegenden, dadurch er fliesset. Indem er sich in verschiedene Arme vertheilet, so bildet er viele mit Binsen bewachsene Insuln, deren sich die in der Nachbarschaft wohnenden zur Heizung bedienen. Er gehet durch einen Theil der Provinz **Yun nan**, durch die Provinzien **Se tchuen**, **Hou qvang** und **Kiang nan**. Sein Lauf ist sehr schnell; wenn er aber durch viele Umschweife die gedachten Provinzien durchstrichen und bis zur Stadt **Kin tcheou** gekommen, so wird er durch die Ebbe und Flut, die sich bis zur Stadt **Kieou kiang** erstrecket, in seiner Geschwindigkeit aufgehalten. Er ist von da an, sonderlich zur Zeit des neuen und vollen Mondes so ruhig, daß man mit aufgespanten Segeln darauf fahren kan. Er wendet sich hierauf zur Stadt **Nan king** und ergiesset sich endlich gerade gegen der Insul **Tsong ming** über, in das morgenländische Meer. Es ist dieser Fluß breit, tief und überaus fischreich. Die Chineser sagen im Sprichwort, das Meer sey ohne Ufer und der Fluß **Kiang** ohne Grund. **Hai vou pin, Kiang vou ti.** Sie geben vor, daß sie an vielen Orten mit dem Bleywurf gar keinen Grund finden könten, an andern aber sey er 2 bis 300 Klaftern tief. Es ist aber fast zu glauben, daß sie der Sache zu viel thun, und daß ihre Steuermänner, deren Senkbleye nur 50 bis 60 Klaftern lang sind, nur deswegen also geurtheilet, weil sie mit diesem Maas den Grund nicht finden können. Eben so scheinen sie sich auch zu irren, wenn sie diesen Fluß den Sohn des Meeres nennen; denn der Character, damit man diesen Namen **Yang** schreibet, ist von dem unterschieden, der das Meer bedeutet, obgleich der Laut und Accent mit einander übereinstimmen. Diese Muthmassung gründet sich darauf, weil dis Wort eine andere Bedeutung gehabt. Zur Zeit des Käysers Yu bezeichnete es eine Provinz in China, die der Fluß auf der Südseite begränzete; und es ist glaublich, daß man ihm deswegen diesen Namen gegeben, weil gedachter Käyser die Wasser in denselben eingeleitet, die diese Provinz überschwemmeten.

3) Die flüsse.
a) Yang tse kiang.

§. 7.

Der zweyte Fluß heisset **Hoang ho** oder der **gelbe Fluß**. Man giebt ihm diesen Namen deswegen, weil er von der gelben Erde, die er in seinem schnellen Lauf von den Ufern wegreisset, eine gelbe Farbe annimmt. Seinen Ursprung hat er in den Gebürgen

b) Hoang ho

der Tartaren **Co ko nor** unter dem 35. Grad nordlicher Breite. Nachdem er dieses Land durchstrichen, so gehet er eine Zeitlang an der grossen Mauer weg, und ergiesset sich in das Land der Tartarn **Orcos**, und wendet sich darauf nach China in die Provinzien **Chan si** und **Chen si**. Er fliesset hiernächst in die Provinz **Ho nan**, bewässert einen Theil von **Kiang nan**, und ergiesset sich nach einem Lauf von 600 Meilen nicht weit von dem Ausfluß des vorhin beschriebenen **Nang tse kiang** ins morgenländische Meer. Ob wol dieser Fluß sehr breit ist, und viele Provinzien durchstreichet; so ist er doch wenig schiffbar, weil man auf demselben nicht wieder zurückkommen kan, wo man nicht ausserordentlich günstigen und starken Wind hat. Er richtet nicht selten grosse Verwüstungen an, und wenn er wo sein Ufer durchbricht, so überschwemmet er Felder und versencket Städte und Dörfer. Daher muß man die Fluthen desselben mit starken und hohen Dämmen einschränken. Weil aber die Gegenden in der Provinz **Ho nan** niedrig sind und die Dämme leicht durchbrechen können, so braucht man die Vorsichtigkeit, daß man bey den meisten Städten eine Viertelmeile weit davon starke Mauren oder auch leimerne Dämme gezogen hat, die mit Rasen bedecket sind.

§. 8.

Die schiffe. Die Canäle sowol als die Flüsse sind allenthalben mit grossen, mittlern und kleinen Schiffen und Fahrzeugen bedecket. Manchmal findet man eine Viertelmeile hintereinander nichts als lauter Schiffe; sie stehen so enge zusammen, daß es nicht möglich

Erste art. ist, eins dazwischen einzuschieben. Es werden derselben allein zehentausend auf Kosten des Käysers unterhalten, daß sie den Tribut und Proviant aus den Provinzien nach dem Hoflager bringen müssen. Diese Käyserlichen Barqven nennet man **Leang tchouen**, Schiffe der Lebensmittel. Sie sind alle von platten Kiel und haben vom Hinter- bis zum

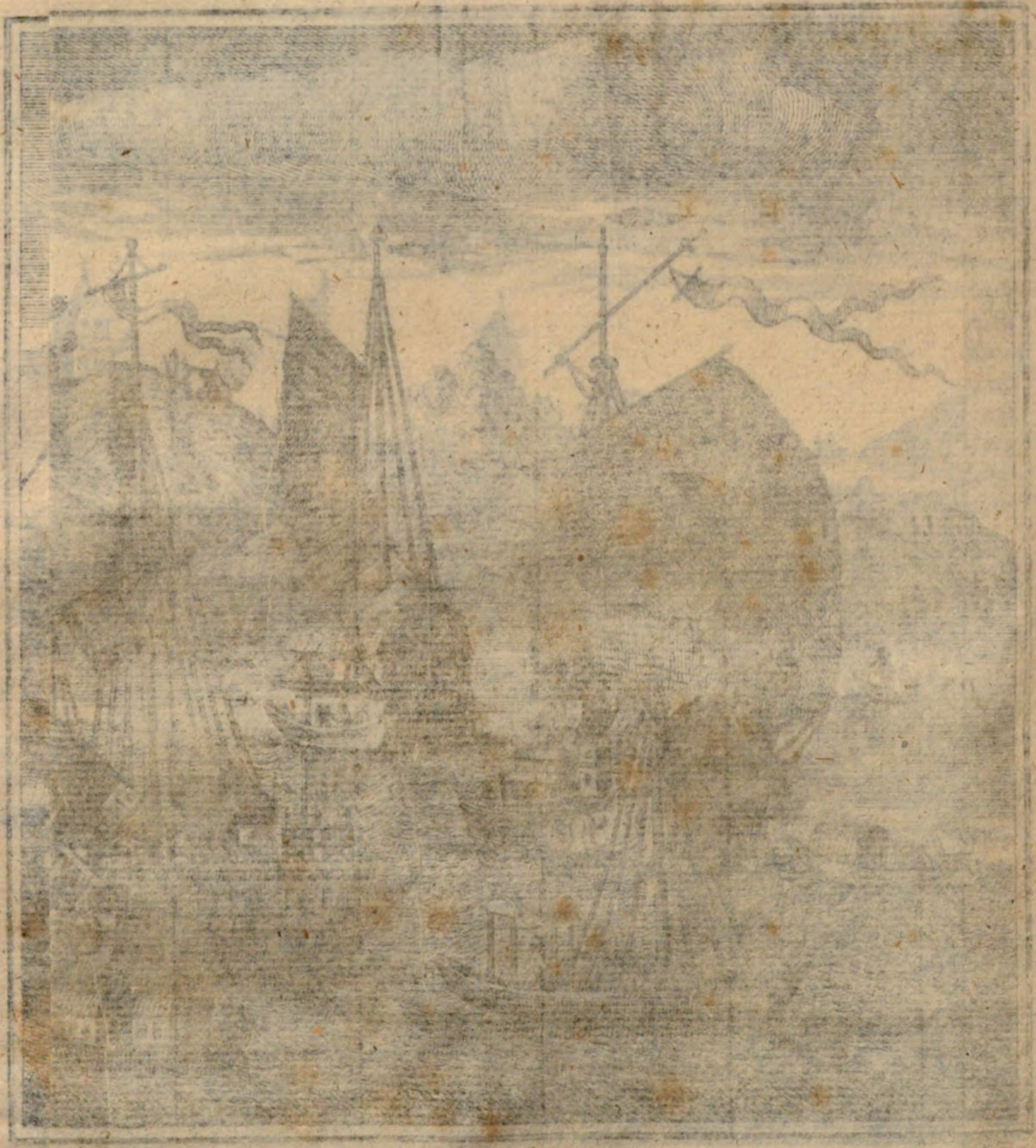
Andere art. Vordertheil einerley Breite. Andere sind dazu bestimmet, daß sie die Stoffe, Brocate und seidenen Zeuge an den Hof bringen müssen; und man nennet sie deswegen Schiffe der Drachenkleider, weil die Zeichnung und das Wapen des Käysers ein Drache mit fünf Klauen ist, und alle seine Kleider und Geräthe mit dieser Figur entweder ausgestücket oder bemahlet werden. Eine jede Barqve thut jährlich nur eine Reise und ladet nur den vierten Theil der sonst gewönlichen Last auf. Aus dem Käyserlichen Schatz wird dem Schifspatron allemal ein Stück Geld gezahlet, nach dem er eine weite Reise thut. Wenn er zum Exempel in die Provinz **Kiang si** schiffet, die über 300 Meilen von Peking lieget, so bekommt er hundert Taels *). Diese Summa scheint freylich zu Bestreitung der Kosten nicht hinlänglich zu seyn; aber er erholt sich seines Schadens an den Passagiers, die er unterweges mitnimt, und an den Kaufmansgütern, die er aufladet, und die allenthalben zolfrey passiren.

§. 9.

Dritte art. Man findet eine dritte Art, die man **Tso tchouen** heisset, deren sich die Mandarins auf ihren Reisen in andere Provinzien bedienen, desgleichen andere vornehme Personen, die entweder vom Hofe in die Provinzien versendet, oder aus den Provinzien an den Hof gefordert werden. Sie sind weit leichter und kleiner als die andern. Sie sind mit einem doppelten Boden überlegt. Auf dem ersten stehet eine volständige Gelegenheit beqvem zu logiren, und ist sieben bis acht Fuß hoch über Bord. Die Cammern sind inwendig und auswendig gemahlet, überferniſt, verguldet, und mit einem Wort sehr nett.

*) Es macht nach unserer Münze 250 Thaler.

A. hr gefeiert wird. D. Verſchiedene Arten von Schiffen. E. Flöſſe.



nett. Ich habe anderwärts eine nähere Beschreibung davon gegeben. Man kan daselbst schlafen, speisen, studiren, schreiben, Visiten annehmen. Ein Mandarin ist so beqvem darin logirt, als in seinem Hause. Man kan nicht angenehmer reisen, als auf diesen Barqven. Es giebt noch eine unzählige Menge anderer Schiffe, die Privatpersonen gehören, deren einige sehr nett und artig angeleget sind, und die Gelehrten oder sonst reiche Leute können dieselben auf ihren Reisen um eine leidliche Miethe haben. Andere sind weit grösser, und derselben bedienen sich die Kaufleute bey ihrer Handlung. Endlich findet man eine erstaunliche Anzahl anderer Schiffe, darauf ganze Familien wohnen, die sonst keine andere Häuser haben als diese, und wo sie gewiß besser logiren als in Häusern. In den kleinesten derselben, da keine besondern Zimmer angeleget sind, behelfen sie sich mit dünnen Matten, die sie wie einen Bogen über das Schif herziehen, und sich dadurch theils gegen den Regen, theils gegen die grosse Sonnenhitze decken. Vierte art.

§. 10.

Noch eine andere Art Schiffe siehet man, die man etwa Galeeren nennen möchte, und die sehr beqvem sind, auf grossen Flüssen, an den Ufern des Meeres und zwischen den Insuln sich ihrer zu bedienen. Es sind dieselben so lang als unsere Schiffe, die 350 Tonnen laden können; da sie aber nicht so tief sind, sondern ohngefähr nur zwey Fuß im Wasser gehen, überdis auch die Ruder lang und bevestiget sind, nicht qver durch den Bord des Schiffes, wie in Europa, sondern ausserhalb desselben, und fast in gerader Linie mit dem Hauptheil des Schiffes; so kan ein jedes Ruder von wenig Ruderknechten leicht beweget werden und die Fahrt geht sehr geschwinde. Ich will hier nicht der kleinen und sehr geschmückten Schiffe gedencken, die eine Drachengestalt haben, und deren sie sich auf einem Feste zu gewisser Jahrszeit bedienen; weil ich den Ursprung derselben anderwärts erkläre. Fünfte art.

§. 11.

Diejenigen, die mit Holz und Salz handeln, und welche die reichesten Handelsleute in China sind, bedienen sich nicht der Schiffe zu Fortbringung ihrer Waaren, sondern eines Flosses, das auf folgende Art angeleget ist. Wenn sie das Holz an das Ufer des Flusses Kiang gebracht, das auf den Bergen und in den Wäldern der benachbarten Provinz Se tchuen gefället und zugehauen worden; so verbinden sie so viel Stücke als nöthig ist, dem Floß eine Breite von zehen, und eine Höhe von vier bis fünf Fuß zu geben. Sie durchlöchern das Holz, und ziehen starke Seile durch, die von einer gewissen Art Weiden zusammen geflochten worden, und lassen darauf das Floß auf den Fluß, bis es die gehörige Länge hat. Es sind aber diese Flosse lang, nach dem der Kaufman reich ist. Alle an einander gefügten Theile sind lenksam, und lassen sich bewegen, wie ein Glied an einer Kette. Vier oder fünf Männer regieren es vorwärts mit Stangen und Rudern; andere stehen längst dem Floß in einer gewissen Entfernung und befördern dessen Bewegung. Hin und wieder richten sie auf diesen Flossen Gezelte auf, die sie mit Tüchern oder Matten bedecken, darinn sie ihre Geräthe haben, kochen und auch schlafen. In den Städten, wo sie anländen, und wo man ihnen Holz abkaufet, da verkaufen sie auch ihre Häuser. Sie thun auf die Weise Reisen von 600 Meilen, wenn sie ihr Holz bis nach Peking bringen. Von ihren flossen.

§. 12.

Von ihren grossen schiffen.

Die Chineser treiben die Schiffarth so wol auf dem Meer als auf den Flüssen. Sie haben daher auch allezeit gute Schiffe zur See. Man giebt so gar vor, daß sie bereits einige Jahre vor Christi Geburt die Indischen Meere mit ihren Schiffen bestrichen. Allein so viel sie auch Wissenschaft davon gehabt haben, so ist gewiß, daß sie die Schiffarth so wenig zur Vollkommenheit gebracht als andere Wissenschaften. Ihre Schiffe, die sie **Tchouen** nennen, welches ein algemeiner Name ist, den sie so wol grossen als kleinen Schiffen zu geben pflegen, werden von den Portugiesen **Soma** oder **Sommen** genennet, ohne daß man den Ursprung und Ursache dieser Benennung errathen kan. Es können aber diese Schiffe mit den unsrigen nicht verglichen werden. Die allergrössesten haben etwa 250 bis 300 Tonnen am Bord; es sind eigentlich zu sagen nichts anders als platte Barqven mit zween Masten, und haben eine Länge von 80. bis 90. Fuß. Das Vordertheil, so nicht zugespitzet ist, gehet wie ein Horn in die Höhe, welches eine seltsame Figur machet, und das Hintertheil hat in der Mitte eine Oefnung, daß das Ruder gegen die Schläge der Meereswellen bedecket sey. Dieses Ruder, das fünf bis sechs Fuß breit ist, kan gar leicht durch ein Seil in die Höhe gezogen und niedergelassen werden. Diese Schiffe haben weder einen Vorder- noch einen Hindermast, noch einen Mastkorb. Die ganze Bemastung des Schiffes bestehet in einem grossen Mast, in einem Fockmast, dazu zuweilen noch ein Obermast komt, der ihnen aber keine grosse Dienste thun kan. Der grosse Mast steht nahe bey dem Fockmast, der etwas vorwärts gestellet ist. Das Verhältniß des einen gegen den andern ist gemeiniglich wie 2. gegen 3.; und das Verhältniß des grossen Masts gegen das Schif ist niemals geringer; indem er allemal zwey Drittel von der Länge des Schiffes zu haben pfleget.

Ihre beschaffenheit.

§. 13.

Ihre Segel bestehen aus einem Geflechte von Bambousrohr, das in China gar gemein ist; es ist dasselbe in gewisse Fächer eingetheilet, und eine jede Verbindung ist mit einem starken Bombousstengel unterschieden. Oben und unten sind zwey Hölzer. Das oberste dienet zu einer Segelstange, das unterste aber, das über einen Fuß breit und 6. Zoll dicke ist, hält das Segel, wenn man es auslassen oder zusammen ziehen will. Es sind diese Schiffe freylich keine gute Segelschiffe, doch halten sie besser gegen den Wind, als die unsrigen; welches von der Steife ihrer Segel herkomt, die dem Winde nicht weichen. Da aber ihre Einrichtung nicht so vortheilhaft ist, so verlieren sie das wieder, was sie in diesem Stück vor uns voraus haben.

Ihre segel.

§. 14.

Sie verpichen ihre Schiffe nicht mit Pech, wie man in Europa zu thun gewohnt ist. Ihr Pech ist nichts anders als ein besonderer Gummi, der so gut ist, daß ein zweyfacher Guß das ganze Schif trocken erhält. Vom Auspumpen der Schiffe haben sie bisher nichts gewust. Ihre Anker sind nicht von Eisen, wie die unsrigen, sondern von einem harten und schweren Holz, so sie deswegen das Eisenholz nennen. Sie geben vor, daß diese Anker weit vestern Grund fasseten als die eisernen, weil diese auszureissen pflegten, die hölzernen aber nicht. Doch sind sie gemeiniglich vornen mit Eisen zugespitzet. Die Chineser haben weder einen Steuerman, noch einen der das Tauwerk regieret; es geschicht das alles von den Ruderknechten, die das Schif führen, und die Seegel und Taue besorgen. Indes muß man ihnen

nen das lassen, daß sie ihre Arbeit gut verstehen, so lange sie auf den Küsten bleiben können, aber in der Tiefe des Meeres taugen sie nichts. Sie lassen das Schif nach der Windlinie laufen wie es will, und bekümmern sich nicht um den Schwung des Schiffes. Und diese Nachlässigkeit rühret daher, weil sie zur See keine weite Reisen thun. Doch, wenn sie wollen, können sie recht vorsichtig fahren.

§. 15.

Nähere beschreibung einer Chinesischen Somme.

Die fünf Jesuitischen Missionarien, die von Siam nach China abreiseten, und im Jahr 1687. den 17. Junius eine solche Chinesische Somme bestiegen, deren Capitain aus der Stadt **Canton** gebürtig war, hatten währender Reise Zeit genung, den Bau und Einrichtung dieses Schiffes zu betrachten; und die Beschreibung, so sie davon mitgetheilet, kan den Europäern eine deutliche Vorstellung vom Seewesen der Chineser machen. Dieses Schif lud nach der Portugiesischen Art zu rechnen 1900 Piken, welches, wenn man die Pike zu 100 Catis oder 125 Pfund rechnet, eine Last beynahe von 120 Tonnen ausmachet. Das Gewicht einer Tonne aber ist 2000 Pfund. Der Bau des Schiffes war nicht uneben, nur das Vordertheil ausgenommen, welches vorn abgestutzt, platt und ohne Kiel war. Die Bemastung war von unsern Europäischen Schiffen nach der Stellung, Anzahl und Stärke der Mastbäume unterschieden. Der gröste Mastbaum stund bey nahe an dem Ort, wo wir unsern Fockmast hinstellen, und also waren sie gar nahe beysammen. Statt der eigentlichen Mastseile bedienten sie sich gemeiner Stricke, die sich auf die rechte Seite des Schiffbords lenketen, um dieselben nach Beschaffenheit des Windes anzuziehen. Es hatte übrigens einen kleinen Mast auf dem Vordertheil, den man das Bugspriet nennet, und einen auf dem Hintertheil, der Besenmast genant. Doch waren sie sehr klein, und verdienten kaum Maste genennet zu werden. Zur Erstattung dieses Abgangs war der Hauptmast nach Proportion des Schiffes desto grösser, der zu desto mehrerer Bevestigung bis in den obersten Boden des Schiffes mit Schrauben angezogen war. Das Segelwerk dieses Schiffes anlangend, so bestund es aus zwey grossen viereckigten geflochtenen Decken, nemlich ein grosses Segel, und das Fockſegel. Das erste war 45 Fuß hoch und 28 bis 30 Fuß breit; das andere war nach Proportion des Mastes kleiner. Es wickeln sich diese Segel zusammen und wieder auseinander wie ein Regenschirm. Wenn man das grosse Segel aufziehen wolte, so bediente man sich zweyer Haspeln und drey Seile, die über drey Rollen in den grossen Mast eingelassen waren. Wenn sie die Segel niederlassen wolten, so schlugen sie zwey eiserne Haken ein. Diese Art ein Schif zu regieren ist sehr beschwerlich und erfordert viele Zeit. Daher liessen auch die Chineser, um sich die Arbeit zu erleichtern, ihre Segel unter währender Windstille streichen. Es ist leicht zu erachten, daß die ungeheure Last dieser Segel und der auf dem Mastbaum liegende Wind das Vordertheil des Schiffes ganz ins Meer senken würde, wo nicht die Chineser diesem Unheil durch die Beladung des Schiffes zuvorkämen, indem sie das Hintertheil weit stärker beläſtigen als das Vordertheil; um dadurch das Gleichgewicht gegen den Wind zu halten. Wenn man daher vor Anker lag, so stund das Vordertheil sehr hoch aus dem Wasser, und das Hintertheil lag desto tiefer gesenket. Sie haben von der Grösse ihrer Segel und ihrer Vorlage den Vortheil, daß sie mit dem Wind im Rücken sehr weit fortkommen, und es unsern Segeln nicht allein gleich thun, sondern ihnen auch zuvorkommen können. Wenn sie aber einen Seitenwind haben, so können sie die Strasse mit

den

den andern Schiffen nicht halten. Bey guter Witterung hatten sie ausser dem Bugsprietsegel auch noch andere kleine Segel auf derjenigen Seite, wo keine Segelseile waren. Alle diese Seile waren von baumwollenen Zeuge verfertiget.

§. 16.

Fortsetzung. Das Hintertheil des Schiffes war in der Mitte gespalten, um dem Ruder daselbst Raum zu machen und es gegen die Schläge des Meeres zu verdecken. Das Ruder selbst hieng in zwey Tauen, die über eine Walze gewickelt und oben am höchsten Ende des Schiffes angeleget waren, um solches aufzuziehen oder niedriger herabzulassen, wie es etwa nöthig seyn möchte. Am Steuerruder war eine Stange von sechs bis sieben Fuß lang, die zu beyden Seiten des Schiffes an Seile so bevestiget war, daß sie zwar freye Bewegung hatte, doch aber auch das Ruder immer im gehörigen Stande erhalten muste. Ein solches Ruder kan einem Schiff keine sonderliche Dienste thun, weil nicht allein die Seile, vermittelst welcher es seine Bewegung dem Schif mittheilet, zu schlaf sind und leicht nachgeben, sondern weil es auch vermöge seiner Anlage in einem beständigen Beben ist; woraus denn eine andere Unbeqvemlichkeit entstehet, daß es nemlich eine blutsaure Arbeit ist, das Schif bey solcher unaufhörlichen Bewegung des Ruders auf der Windlinie gehörig zu erhalten. Man hat gewisse Schiffe zu bauen angefangen, welche die Portugiesen Mestisas nennen, da an der Chinesischen Bauart nichts geändert, sondern nur das Steuerruder auf Europäische Art angeleget worden. Der König von Siam hatte dergleichen bauen lassen, die vermögend waren sieben bis achthundert Tonnen zu laden. Und diese Schiffe sind unstreitig die grössesten, so man in dieser Gegend findet.

§. 17.

Von ihrem Seecompaß. Der Steuerman bedienete sich nicht eines eigentlichen Seecompasses; sondern er richtete den Lauf des Schiffes nach einer schlechten Boussole oder Büchse, deren äusserster Rand in 24 gleiche Theile abgetheilet war, welche die Windlinien anzeigeten. Es lag dieselbe im Sande, der aber nicht so wol dazu dienete, daß sie sicher und ohne alzustarke Bewegung liegen solte, indem vielmehr das Gegentheil geschach und die Nadel unaufhörlich das Gleichgewicht verlohr; sondern er dienete vielmehr dazu, daß daselbst ohne Unterlaß Räucherkerzen angezündet wurden. Und das war nicht der einzige Aberglaube, den die Chineser diesen Boussolen erwiesen, die sie als die sicheren Führer ihres Lebens ansehen; sondern sie giengen in ihrer Verblendung so weit, daß sie ihnen auch Fleisch opferten. Der Steuerman war sehr besorget, seinen Platz mit Nägeln zu verschlagen, welches abermals ein Beweis ist, wie schlecht ihre Erfahrung im Seewesen sey. Die Chineser, sagt man, sind die Erfinder der Boussole und des Compas, wenn aber dem so ist, wie man versichert, so müssen sie von ihrer Erfindung keinen sonderlichen Gebrauch gemachet haben. Sie richteten das Vordertheil des Schifs nach der Gegend, da sie hinwolten, und bedienten sich dabey eines seidenen Faden, der die äusserste Oberfläche der Boussole durchschnitt und sie von Norden nach Süden in zwey gleiche Theile abtheilete. Und das geschach von ihnen auf zweyerley Weise; wenn sie z. E. Nordwestwerts wolten, so stelleten sie die Windlinie mit dem Kiel des Schiffes parallel, und dreheten hernach das Schif so lange, bis die Nadel mit dem seidenen Faden auch parallel war; oder, welches einerley ist, sie machten den Faden mit dem Kiel des Schiffes parallel, daher denn die Nadel Nordwestwärts weisen muste.

§. 18.

§. 18.

Der Boden des Schiffes war in fünf bis sechs Kammern abgetheilet, die durch hölzerne Verschläge von einander unterschieden waren. Statt der Pumpe bedienete man sich eines Brunnen am Hauptmast, dadurch das Wasser ohne viele Kunst mit Eimern in die Höhe gezogen ward. Obgleich das Meer sehr hoch und das Schif stark beladen war; so schöpfte es doch kein Wasser, wegen der vesten Verbindung seiner Theile und des ausnehmend guten Theer, damit sie das Schif verpichen. Es wird derselbe aus Kalk, aus Oel, oder vielmehr aus einem gewissen Harz zusammengesetzet, der von einem Baum, Namens **Tong yeou** herabläuft. Der Kalk ist das wesentlichste darunter; denn wenn die Schmiererey trocken geworden, so solte man fast sagen, daß es purer Kalk ohne alle andere Vermischung sey. Ausser dem, daß der Kalk dazu sehr dienlich ist, so empfindet man auch nicht den Geruch, den unsere Schiffe haben, und der allen denen unerträglich ist, die es nicht gewohnt sind. Dazu komt, daß sie nicht der Gefahr des Feuers unterworfen sind, die abermals bey unsern Schiffen wegen unsers Schifpeches sehr groß ist. Die Anker waren von Holz, und nur diejenigen fornen mit Eisen zugespitzet, deren man sich im Fall der Noth bedienete. Die Stricke waren aus einer Art Rohr oder Cocusfaden zusammen geflochten, welches die Portugiesen Cairo nennen.

§. 19.

Die gantze Eqvipage bestund aus 47. Personen, die Officiers mit darunter gerechnet. Der Steuerman thut nichts anders, als daß er die Boussole stellete, und den Lauf des Schiffes regierte; und bey dem Capitain speisete das Volk und die Passagier. Er commandirte nicht, und dennoch war alles in der schönsten Ordnung. Die Ursache dieses guten Vernehmens ist in dem Vortheil zu suchen, den alle und jede von der Erhaltung des Schiffes haben. Denn sie sind bey der Ladung desselben alle interessirt. An statt die Officier und Matrosen mit Gelde zu bezahlen, so läst man ihnen die Freyheit, allerhand Kaufmansgüter aufzuladen, wozu die im Schifsboden befindlichen Kammern bestimmet sind. Uebrigens kan man überhaupt von den Chinesern sagen, daß sie zur See arbeitsam und wachsam sind; es fehlet ihnen nichts, als ein wenig mehr Erfahrung, so würden sie die besten Seeleute seyn. Beschluß.

Sechzehenter Abschnitt,

Von dem Münzwesen der Chineser, und von den in ihrem Reich zu verschiedenen Zeiten gangbar gewesenen Münzen.

§. 1.

Es sind in China nur zweyerley Metalle, nemlich Silber und Kupfer, gangbar, den Werth eines Dinges zu bezahlen und die Handelschaft dadurch zu erleichtern. Das Geld wird daselbst nicht anders gebrauchet, als die Edelgesteine in Europa. Man kaufet es, wie andere Waaren, und die Europäer, die diesen Handel treiben, ziehen grosse Vortheile davon. Was das Silber anlanget, so ist es nicht gemünzet, wie Die Chineser wägen ihr Geld.

in Europa; sondern man schneidet es bald in grosse, bald in kleine Stücken, nach dem mans benöthiget ist, und der Werth desselben wird nicht am Zeichen oder Gepräge des Käysers, sondern am Gewicht erkant. Zu dem Ende führen die Chineser kleine Wagen und Gewichte bey sich, die in einem schönen und laqvirten Futteral stecken. Diese Wage hat sehr viel ähnliches mit der Schnelwage; sie bestehet aus einem kleinen Bret, aus welchem ein Arm von Elfenbein oder Ebenholz hervorgehet, nebst dem im Reich üblichen Gewicht. Dieser Arm, der auf drey Seiten in sehr kleine Theilgen abgetheilet ist, wird von seidenen Faden nach seinen verschiedenen Seiten angezogen, um allerley darauf abwägen zu können. Es ziehen aber diese Wagen ungemein scharf. Von 15 bis 20 Tael zeigen sie den Unterschied von einem einzigen Sou an, und zwar so richtig, daß der tausende Theil von einem Thaler die Seiten der Wage merklich verändert.

§. 2.

Wie sie es mit dem silber halten,

Das Silber, dessen sie sich im Handel und Wandel bedienen, ist nicht von einerley Güte. Sie theilen es nach hundert Theilen ab, so wie wir etwa die Güte des Goldes nach 24 Karat zu schätzen pflegen. Das von 90 bis zu 100 ist das feineste. Das andere von 80 und drunter ist vom schlechtesten Gehalt, und es ist nicht anders gangbar, es sey denn daß der schlechte Gehalt desselben ersetzet und demjenigen gleich gemachet werde, das gäng und gäbe ist. Diejenigen ungeprägten Stücken, die vom feinesten Silber sind, werden nur bey Bezahlung grosser Summen gebrauchet. Die Chineser haben viel Geschicklichkeit, vom innerlichen Werth des Geldes durch das blosse Ansehen zu urtheilen, und ihr Urtheil schlägt niemals fehl. Nur das hält schwer, wenn sie sich desselben im kleinen bedienen sollen. Sie müssen es oft zerschmelzen, zerschlagen oder mit grossen Hämmern breit machen, um solches hernach desto leichter in kleinere Theile zu zertheilen, und sich im Gewicht auseinander zu setzen. Daher geschicht es, daß das Bezahlen mehr Zeit wegnimt als das Kaufen. Sie gestehen selbst, daß es weit bequemer seyn würde, wenn sie, wie die Europäer, geprägtes Geld von bestimtem Werth hätten; aber sie setzen auch hinzu, daß die Provinzien alsdann von falschen Geldmünzern wimmeln würden, welche Unbeqvemlichkeit nicht zu besorgen sey, wenn man das Geld zerschneide, nach dem man es benöthiget sey, und etwas dafür zu kaufen oder zu bezahlen habe. Es ist aber schwer, bey so öfterer Zerschneidung des Geldes nichts zu verlieren. Daher siehet man, daß der gemeine Mann immer auf der Erde lieget, Geld suchet und es von den Unreinigkeiten abwäschet; womit sich viele nähren.

§. 3.

und mit dem kupfer.

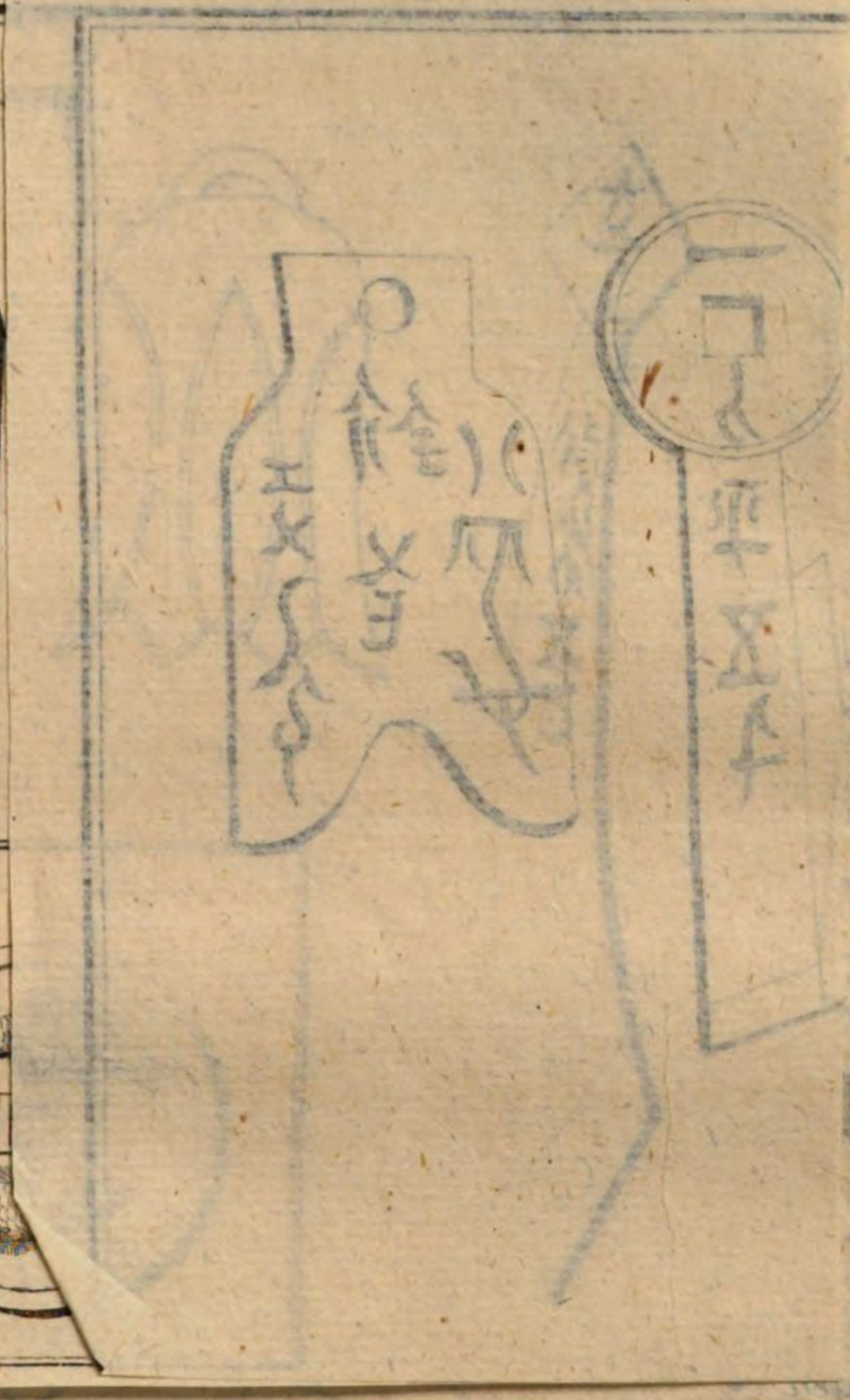
Die kupferne Münze ist die einige, die ein Gepräge und gewisse Merkmale hat. Sie wird sonderlich im kleinen Handel gebraucht. Es sind kupferne, runde, und in der Mitte durchlöcherte Pfennige, deren man hundert, zweyhundert, bis auf tausend an ein Band anschnüret. Das Metal ist weder gereiniget noch geschlagen. Zehen solcher kupfernen Münzen gelten ein **Sou**; zehen **Sou** machen den zehnten Theil eines Chinesischen Thalers, den sie **Leang**, die Portugiesen aber **Taels** nennen, und der nach unserer Münze hundert **Sou** in sich hält.

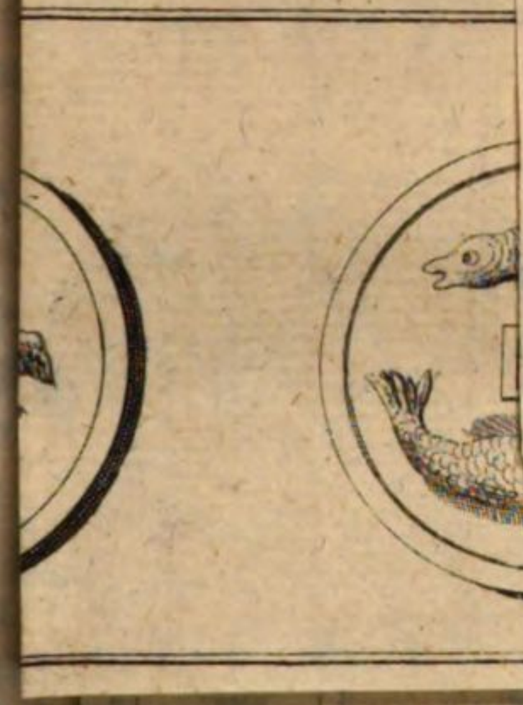
§. 4.

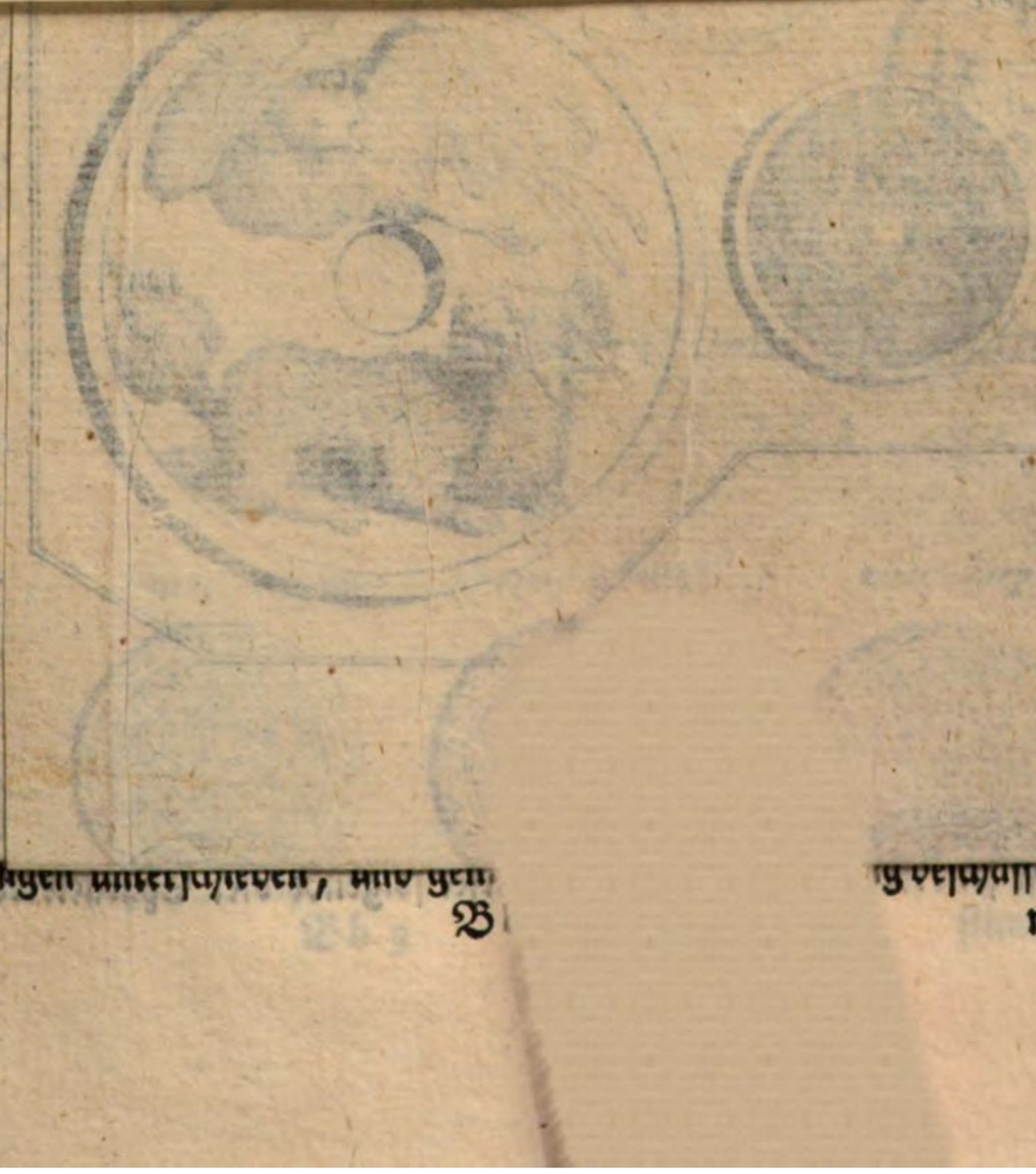
Auszug aus einer Chinesischen schrift von münzen.

Es ist dieses zu allen Zeiten die gangbarste Münze in China gewesen, und die Liebhaber der Münzen und Alterthümer verwahren solche Gepräge, die in den entferntesten Dynastien gangbar gewesen, und welche Seltenheiten entweder von einer Familie auf die

andere





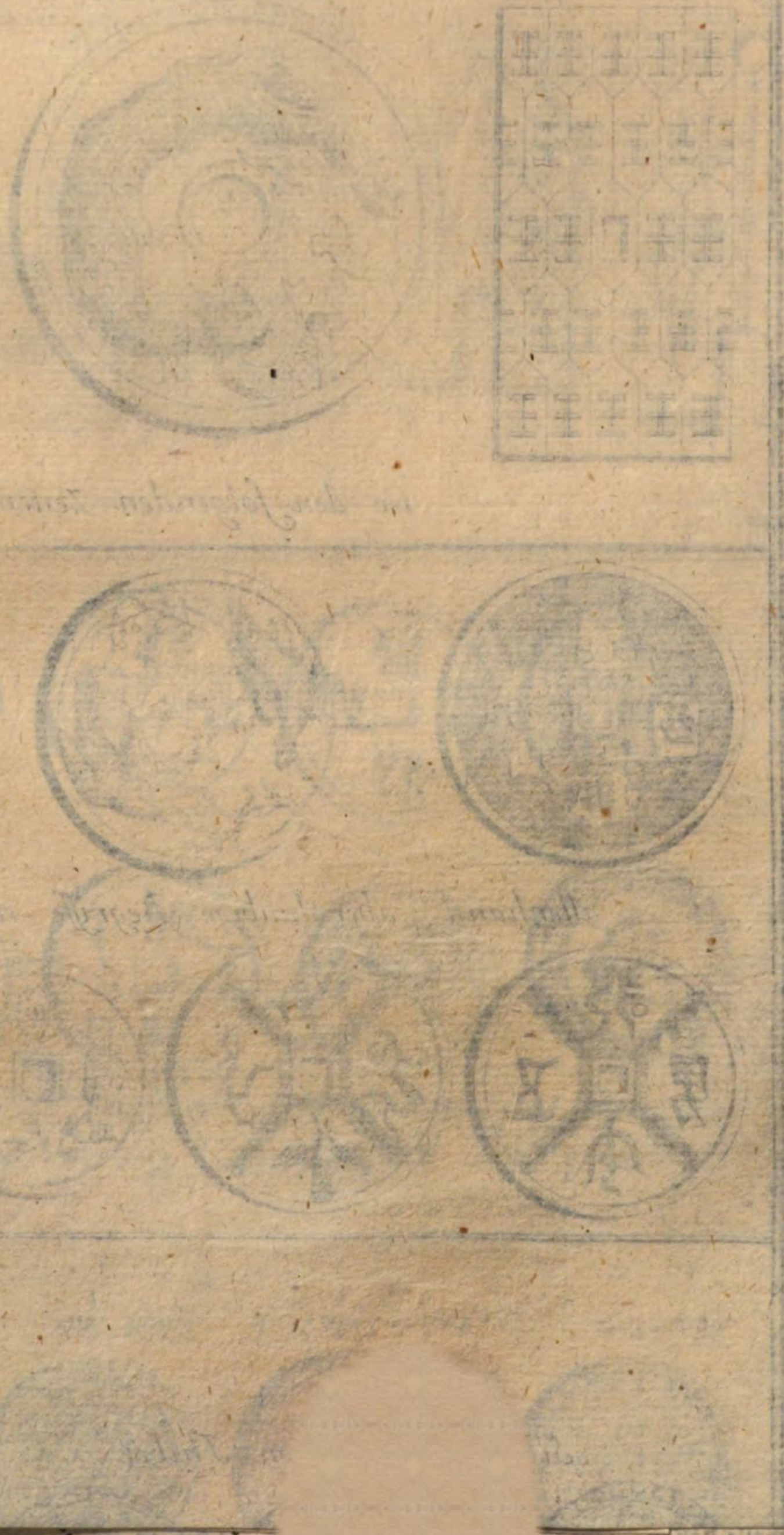


en. das el- ind en, von den an- und sich 1) Benennung.
set ift, die en- nen

ge- 2) Beſchaf-
set. fenheit.
ser- ind alt lei- nü- nen ch- ter ner ien des ge- ich- ent ha- r ſo ben da- nen Es der

der 3) Geſtalt derſelben.

Dynaſtien und Regierungen unterſcheiden, und gen[illegible] [illegible]geſtaltet ge-



Wie sie es mit dem silber und mit dem kupfer. halten,

Auszug aus einer Chinesischen schrift von münzen.

Dynastien gangbar gewesen, und entweder von einer Familie auf die andere

andere fortgeerbet, oder in den Trümmern der Häuser und Palläste gefunden worden. Was ich jetzo weiter anführen werde, das ist aus einem alten Münzbuch genommen, das durch einen Chineser verfertiget worden, der unter der Dynastie **Song** gelebet, und welches mir der P. **Dentrecolles** zugeschicket hat. Er handelt darin von der Materie und Gestalt der Münzen; von ihren Aufschriften; von ihrem Werth, und von den Dynastien, unter welchen sie gangbar gewesen; von den ungewissen Münzen, das ist, solchen, von welchen man nicht gewiß sagen kan, wenn sie im Gebrauch gewesen; von den fremden Münzen, die durch Handel und Wandel ins Reich eingeführet worden; und endlich handelt er von den abergläubigen Münzen, mit welchen die Einfalt des Pöbels allerhand abergläubische Vorstellungen verbunden. Das Chinesische Wort **Tsuen**, dessen man sich ehemals bedienete, dasjenige damit anzuzeigen, was wir eine Münze nennen, heisset nach seiner ursprünglichen Bedeutung so viel, als ein Qvelwasser, das unaufhörlich läuft, im figürlichen Verstande aber dasjenige Metal, das unaufhörlich aus einer Hand in die andere fortgehet. Seit geraumer Zeit aber hat man es **Tsien** genennet; und man nennet das Kupfergeld **Tong sien**, das Silbergeld aber **In tsien**. Mit diesem Namen benennet man zu Canton die Piastres und Französischen Thaler. 1) Benennung.

§. 5.

Das Kupfer, dessen man sich zu dieser kleinen Münze bedienet, ist, wie vorhin gedacht worden, nicht gereiniget, sondern noch mit allerhand fremden Materien vermischet. Die vom besten Schrot haben vier Theile Bley und sechs Theile Kupfer. Diese Vermischung machet, daß das Kupfer seine rothe Farbe verlieret, daß es nicht klinget, und daß die daraus geschlagenen Münzen, ob sie gleich sehr stark sind, dennoch mit Gewalt der Finger zerbrochen werden können. Man bedienet sich derselben beym Kauf der Kleinigkeiten; so bald aber die Summa beträchtlich wird, so bezahlet man mit ganzen Schnüren, deren jede aus tausend kupfernen Stücken bestehet. Vor Zeiten sind die güldenen und silbernen Münzen eben so wol im Gebrauch gewesen, als die kupfernen. Der Chinesische Schriftsteller beziehet sich auf alte Schriften, welche bezeugen, daß man unter der Regierung des **Yu**, des ersten Stifters der Dynastie **Hia**, sich güldener, silberner und kupferner Münzen bedienet habe; und verschiedene Käyser aus andern Dynastien hätten den Gebrauch fremder silberner und güldener Münzen in allen Provinzien des Reichs gestattet. Man hat sich auch zinnerner, bleyerner, eiserner, ja sogar aus gebranter Erde verfertigter Münzen bedienet, und dieselben mit allerhand Figuren bezeichnet. Man erzählet, daß nach der Regierung des Käysers **Han** ein gewisser Regent aus Siegelerde Münzen schlagen und sie mit einem starken Kitt verbinden lassen; er habe den seltsamen Vorsatz gefasset, alle Kupfermünze zu vertilgen, zu welchem Ende er so viel, als ihm nur möglich gewesen, zusammen bringen, solche in die Erde vergraben und diejenigen hinrichten lassen, die diese Münzen vergraben müssen, damit niemand davon Nachricht erhalten möchte. Ja es haben sogar Muscheln statt kleiner Münze dienen müssen, die man in China **Poei**, im Königreich Bengalen aber **Coris** genennet. Es musten derselben sehr viele statt eines Hellers oder Pfennigs gegeben werden; aber der Gebrauch einer solchen Münze hat nicht lange bestehen können. 2) Beschaffenheit.

§. 6.

Anlangend die Form und Gestalt der Münzen, so ist dieselbe nach Unterschied der Dynastien und Regierungen unterschieden, und gemeiniglich seltsam genung beschaffen gewesen. 3) Gestalt derselben.

wesen. Seit der vorigen Dynastie aber sind die Münzen rund, in der Mitte durchlöchert, und am Rande etwas hoch und überschlagen gewesen. Das Loch ist darum gemachet worden, daß man sie hat anschnüren und etliche tausend Stücke bey sich tragen können. Ein jedes Hundert ist durch einen dicken Knoten unterschieden. Man findet in den Geschichten der sehr alten Dynastie Han, daß die Münzen zu derselben Zeit auch durchlöchert gewesen. Ausser den runden Münzen aber hat man, einem alten Chinesischen Scribenten zufolge, im Anfang der ersten Dynastie auch solche gehabt, die wie ein kurzer Säbel gebildet gewesen, die man daher **Tao**, das ist, Säbel genant. Andere sahen aus wie Schneckenhäuser, und hiessen deswegen **Kouei**. Andere nante man **Pou**, wegen einer ganz ausserordentlichen Gestalt, die man auf dem Kupfer findet. Die runden Münzen hatten einen bis anderthalb Zoll im Durchschnitt; doch waren einige wol zweymal so groß. Die Münzen, so man **Pou** und **Tao** nante, waren fünf Zoll lang, und hatten mit dem Japonesischen eine Aehnlichkeit. Sie waren zwar oben durchlöchert, dennoch waren sie zum Gebrauch sehr unbeqvem, daher sie auch nicht lange gedauret haben. Eine Zeitlang waren die Münzen so klein, daß man sie deswegen Gänseaugen nennete. Se waren so subtil und leicht, daß sie auf dem Wasser schwommen, und gar leicht unter den Händen zerbrachen. Es gehörten ihrer 10000 zur Erkaufung eines Maas Reis, davon ein Mensch zehen Tage leben kan. Sie wurden unter der Dynastie **Song** eingeführet, daureten aber nicht lange, weil sie im Handel und Wandel höchst unbeqvem waren. Unter der ersten Dynastie **Tang** war an den Ufern des gelben Flusses allerley Unrath ausgeworfen worden; man berichtete dem Käyser, daß darunter dreytausend und dreyhundert Stücke Münzen, die drey Fuß lang, wären gefunden worden; man könne aber die Schrift nicht lesen, als welche die Erde ganz vertilget hätte. Diese alte Münzen waren ohne Zweifel aus den Dynastien **Hia**, **Chang** und **Tcheou**: indem die zu der Zeit regierenden Käyser ihre Residenzien sehr nahe an diesem Fluß gehabt.

§. 7.

4) Gepräge und aufschrift.

Was haben aber diese Münzen für Gepräge und Aufschriften? In Europa werden sie mit dem Bildniß des Landesherrn gezeichnet. Aber in China verhält sichs nicht so. Es würde nach ihrem Geschmack etwas der Käyserlichen Würde unanständiges und verkleinerliches seyn, wenn das Bildniß des Käysers beständig unter den Händen des Pöbels herumgehen solte. Die Aufschriften derselben fassen gemeiniglich allerhand prächtige Titul in sich, welche die Käyser verschiedenen ihrer Regierungsjahre beygeleget haben, zum Exempel: **Das ewigberühmte, das höchstfriedfertige, das großmüthige Jahr.** Die Gelehrten irren sich nicht an diesen Tituln, und machen nicht den Schluß daraus, daß eine jede neue Aufschrift ein Gepräge eines neuen Käysers sey. Dadurch sind einige Europäer verführet worden, denen die Gebräuche des Reichs nicht bekant gewesen, und die daher die Anzahl der Käyser gar sehr vermehret haben. Der Käyser **Cang hi** ist vielleicht der einzige, der, ob er gleich am allerlängsten regieret, dergleichen Titul nicht auf die Münzen prägen lassen. Auf andern Münzen findet man die Namen der regierenden Familie, oder des Tribunals, unter welchem das Münzwesen stehet, oder auch die Stadt, in welcher die Münze geschlagen worden. Einige Aufschriften zeigen den Werth an, wie hoch die Münze vom Käyser geschätzet worden; zum Exempel, es stehet darauf: **Pouan leang**, ein halber Tael. Eine Münze findet man, deren Aufschrift sonderbar genung ist; man liesel folgende vier Characteres: **Kouei yu tching ti**,

das

das ist, die Münze läuft herum und komt wieder zum Käyser. Was die alten Münzen anlanget, dergleichen die **Pou**, **Tao** und andere mehr sind, so können die Characteres schwerlich errathen werden. Die geschicktesten Chineser gestehen selbst, daß sie dieselben nicht allein nicht kennen, sondern auch nicht einmal wissen, in welchem Verstande ihre Lage eingerichtet werden müsse.

§. 8.

Fortsetzung. Man findet einige Münzen, die voller Figuren sind, und man vermuthet, daß sie sich aus den allerältesten Zeiten herschreiben, und daß man in den folgenden Zeiten, zu Ersparung der Kosten, es bey ganz einfältigen Aufschriften bewenden lassen, dergleichen die Characteres sind. Man wird insonderheit drey finden, deren Metal aus Silber und aus dem feinesten Chinesischen Zinn bestehet. Die eine, die rund ist, und acht Taels wieget, stellet einen Drachen mitten in den Wolken vor; die andere ist viereckigt, und zeiget ein im schnellesten Lauf begriffenes Pferd; und diese wog sechs Taels. Die dritte war länglicht und war wie ein Schneckenrücken gebildet. Man lieset in allen Feldern den Buchstab **Vang**, das ist, **König**; und diese wog nur 4 Taels. Ein gewisser Autor eignet die Erfindung dieser Münze dem **Tching tang** zu, der der Stifter der Dynastie **Chang** gewesen. Die Buchstaben auf der andern Seite sind verloschen. Die Chineser legen diesen Bildern allerhand mystische Deutungen bey. Die Schnecke, sagen sie, bezeichnet diejenigen, die auf der Erde kriechen. Das Pferd zielet auf die, die weniger auf der Erde sind, sondern sich zuweilen davon erheben. Der fliegende Drache ist ein Bild derer, die sich von allen irdischen Dingen losgerissen haben. Man findet noch andere alte und mit dem Drachenbilde bezeichnete Münzen; ohne Zweifel, weil der Drache das Hauptsinnbild der Chineser ist, so wie es bey den Römern der Adler war.

§. 9.

5) Vom werth und gewicht der münzen. Man kan nicht eigentlich bestimmen, wie viel der Werth der alten Münzen betragen. Allem Ansehen nach beruhete er in der Beschaffenheit des Metals und seines Gewichtes. Doch hat man sich nach diesem Maasstab nicht allemal gerichtet. Die Regenten, die den Werth derselben bestimten, haben sie bald hinauf bald herab gesetzet, nachdem es die Umstände erheischten, oder nachdem die Münzsorten rar geworden waren. Wenn man den wahren Werth so wol der alten als neuen Chinesischen Münzen wissen will, so muß man wissen, daß das Chinesische Pfund aus 16 Unzen bestehet, welche Unze die Chineser **Leang**, die Portugiesen aber **Taels** nennen. Das Gewicht **Leang** wird wieder in zehen Theile abgetheilet, die bey den Chinesern **Tsien**, bey den Portugiesen aber **Maz** heissen. Der **Tsien** oder **Maz** wird wieder in zehen **Fuen** oder Französische Sols abgetheilet; der **Fuen** oder **Sol** aber in zehen silberne **Li**. Weiter zeiget die Chinesische Wage keinen Unterschied an. Wenn es aber eine gar beträchtliche Summe an Gold oder Silber betrift, so gehen die Eintheilungen noch weiter, und die Chineser treiben sie bis zu den unmerklichsten Theilen, davon wir in unserer Sprache gar keine Vorstellung machen können. Zum Exempel, den **Li** theilen sie in zehen **Hoa**, den **Hoa** in zehen **Se**, den **Se** in zehen **Fou**, den **Fou** in zehen **Tchin**, den **Tchin**, das ist, ein Sandstäubgen, in zehen **Hai**, den **Hai** in zehen **Miao**, den **Miao** in zehen **Mo**, den **Mo** in zehen **Tsiun**, den **Tsiun** in zehen **Sun**. Und wenn man auch gleich dieses voraus setzet, so kan doch der wahre Werth der alten Münzen noch nicht zuverläßig bestimmet

stimmet werden. Denn ob wol das Gewicht derselben angezeiget worden, so sind doch viele darunter, die mehr gegolten als sie gewogen. Ja zu gewissen Zeiten hat der Mangel an Münzsorten die Käyser genöthiget, ganz geringhaltige Sorten sehr hoch hinauf zu setzen, so daß der Heller so viel als sonst zehen gegolten hat. Darüber sind nicht selten Tumulte entstanden, weil die Kaufleute alsdann nach diesem Fuß auch ihre Waren sehr hoch aufzuschlagen pflegten. Dieser Mangel an Münzsorten entstund nun entweder von einem plötzlichen Einfal fremder Völker ins Reich, die ganze Schiffe mit Münzen beluden, und sie mit sich wegführeten; oder auch aus Vorsichtigkeit des Volks, das zu Kriegeszeiten sein Geld vergrub, und hernach darüber starb, ohne den Ort, wo es vergraben worden, wieder finden zu können. Man entsinnet sich einer Zeit, da das Kupfer dergestalt gemangelt, daß der Käyser 1400 Tempel des **Fo** niederreissen und alle kupferne Götzenbilder umschmelzen und Münze daraus schlagen lies. Zu anderer Zeit durften die Unterthanen bey hoher Strafe keine kupferne Gefässe führen, und die man antraf, wurden so gleich zur Münze geliefert.

§. 10.

Fortsetzung. Es kam in den ersten Jahren der Regierung **Hong vou**, des Stifters der 21 Dynaste **Ming** so weit, daß die Mandarins und Soldaten halb mit Silber, halb mit Papier bezahlet werden musten. Man gab ihnen aber ein Papier, das mit dem käyserlichen Siegel besiegelt war, und so viel als 1000 Heller, oder so viel als ein **Tael** Silber galt. Dergleichen Papiere werden noch heut zu Tage von denjenigen, die neue Häuser bauen, aufgesucht, und als eine sonderbare Seltenheit an den Hauptbalken des Hauses bevestiget. Nach dem Wahn des Pöbels (aber wie viel Vornehme gehören nicht oft genung mit unter den Pöbel!) hilft ein solcher Zeddul für alles. Es konte aber dieses papierne Geld nicht lange dauren. Die Kaufleute konten sich unmöglich entschliessen, ihre Güter und Waaren für ein Stückgen Papier hinzugeben. Die daraus entstehenden Processe, Schlägereien und andere Unbeqvemlichkeiten nöthigten den Käyser, dieselben wieder zu unterdrücken. Eben so wenig hatte man unter der Dynastie **Yuen** damit fortkommen können. **Marcus Paulus**, ein Venetianischer Edelmann, hat sich geirret, da er geschrieben, daß man sich statt des Papiers der Rinde von Maulbeerbäumen bedienet, Münzen daraus zu machen. Denn es pflegen die Chineser dergleichen Bäume, davon sie so grosse Vortheile haben, nicht zu verderben. Sondern es ist solches die Rinde vom Baum **Cou tchu** gewesen, der nichts tauget und so häufig angetroffen wird, als bey uns die Holundern. Daraus hat man ein Papier gemachet, das stärker gewesen, als das aus Bambousrohr; und von solchem Papier ist eigentlich die Rede.

§. 11.

6) Von den münzfabriqven Die Kupfermünzen werden nicht, wie in Europa, geschlagen, sondern gegossen, und zwar, nach jetziger Verfassung ganz allein am Hofe. Ehedem waren wol 22 Oerter im Reich, da Münzen verfertiget wurden, obwol zur Verfertigung derselben ein ausdrücklicher käyserlicher Befehl da seyn muste. Und selbst zu der Zeit, da die Chinesischen Reichsfürsten so mächtig waren, daß sie sich mit dem Titul der Herzoge nicht begnügten, sondern sich den königlichen Titul beylegten, so unterstund sich doch keiner, dem Käyser in das Münzrecht einen Eingrif zu thun. Die in ihren Staaten gangbare Münzen hatten allemal das Zeichen des regierenden Käysers, so schlecht auch sonst sein Ansehen beschaffen war. Man kan sich aber leicht vorstellen, wie groß die Anzahl der falschen

schen Münzer würde gewesen seyn, wenn das Silber eine geprägte Münze bey ihnen gewesen, da selbst die kupfernen Münzen genung von den Chinesern nachgeschlagen worden. Diejenigen, die dieses Handwerk treiben, bezeichnen die Münzen mit eben den Characteren, so die ächten führen; aber das Metal ist nicht so rein, und das Gewicht viel leichter. Werden sie ertappet, so kostets ihnen nach den Gesetzen das Leben. Doch haben es einige Käyser dabey bewenden lassen, daß sie ihnen nur den Daumen verschneiden lassen, andere aber haben sie des Landes verwiesen. Einige haben zu der Zeit, da die kleine Münze sehr rar im Reich gewesen, durch die Finger gesehen, und haben die nachgeschlagenen Spesen zu einer gangbaren Münze im Reich werden lassen. Sie zogen sie hernach ein, und setzten sie auf den Fuß der käyserlichen Münzen. Da aber die kleinen Münzen nicht mehr im Gebrauch sind, so pflegen diejenigen, so dieselben besitzen, sie mit einem Hammer so breit zu schlagen, daß sie die Grösse der Courantmünze kriegen. Hierauf ziehen sie dieselbe nebst den ächten an eine Schnur, daß sie unter der Menge von den Kaufleuten nicht bemerket werden können. Einige gehen in ihrem Betrug so weit, daß sie Kartenblätter als solche Münze ausschneiden, steif machen und mit untermengen, daß der Betrug nicht eher entdecket werden kan, als wenn sie besonders und stückweise gezählet werden.

§. 12.

Vom ursprung der münzen.

Unter denen Münzen habe ich verschiedene zeichnen lassen, von deren Ursprung nichts gewisses gemeldet werden kan. Einige sind aus fremden Ländern eingeführet worden, ohne eigentlich zu wissen, woher? weil die Chineser die Figuren dergestalt verstellen, daß sie ganz unkentlich werden. Zum Exempel, sie nennen Holland das Königreich der Rothköpfe, weil sie Holländer gesehen, die etwas weisse Haare und einen röthlichen Bart gehabt. Wenn sie nun ein Land auf solche Weise bezeichnen, so ist es nicht möglich, solches kennen zu lernen. Man hat noch andere Münzen, deren Ursprung sehr ungewiß ist, und man vermuthet blos, daß sie entweder von den Tartarn **Leao tong** herrühren, die eine Zeitlang Herren über die Provinz **Pe tche li** gewesen, oder daß sie sonst von einigen Afterkönigen geschlagen worden, die sich gegen den Käyser empöret, und dessen Titul angenommen. Endlich giebt es Münzen, damit der Pöbel allerhand abergläubige Vorstellungen verbindet, die zu der Zeit gar nicht damit verbunden waren, als sie erst geschlagen wurden. Die darauf geprägten Figuren zieleten entweder auf die Zeit, oder auf gewisse Geschichte, deren Andenken verloren worden. Dahin gehöret z. E. die Münze, auf welcher man den **Fong hoang** und **Kilin** siehet, welches zwey Thiere sind, davon die Chineser viel fabelhaftes erzählen. **Fong hoang** ist ein Vogel, dessen wir schon bey anderer Gelegenheit gedacht haben. **Kilin** ist ihrer Beschreibung nach ein Thier, das aus den Theilen vieler anderer Thiere zusammen gesetzet seyn soll. Es ist so groß als ein Ochse, und hat auch von vornen die Gestalt desselben; der Leib ist mit harten und breiten Schuppen bedecket; mitten an der Stirn hat es ein Horn, und dabey Augen und einen Bart, wie die Augen und der Bart des Chinesischen Drachen beschaffen sind. Es ist dieses Thier das Sinbild der Kriegsmandarinen vom ersten Rang.

§. 13.

Vom münzcabinet des käysers Cang hi.

Der verstorbene Käyser **Cang hi** hatte ein Münzcabinet angeleget, darinnen alle alte und neue Münzen nach der Ordnung der Dynastien geordnet waren. Ein Mandarin, Namens **Tsiang**, der zugleich Präsident der Academie der Wissenschaften war, hatte

hatte die Aufsicht darüber, daß sie alle nach der Zeitordnung gestellet werden musten. In dieser curieusen Samlung gehet man bis auf die allerältesten Zeiten der Monarchie zurück. Die ältesten, so man wirklich hat, schreiben sich von den Zeiten des Käysers Yao her. Man hat auch einige vom Tching tang, dem Stifter der zweyten Dynastie, auch eine grosse Anzahl aus den drey berühmtesten Dynastien, die man Hia, Chang und Tcheou heisset, und deren in dem canonischen Buch Chu king gedacht wird. Wenn diese Stücke untergeschoben und zum Vergnügen der letztern Zeiten gemacht worden wären, so würde man auch genung untergeschobene haben, die von vielen Käysern aus den ersten Dynastien fehlen. Nur hat man die fehlenden mit Kartenblättern ersetzet, und sie so gezeichnet, wie sie in den alten Schriften vorgestellet worden. Die Proportion ist sehr wohl beobachtet und die Farbe des Metals so genau nachgeahmet worden, daß diese nachgemachten Münzen etwas recht ächtes zu seyn schienen. Diese Reihe von Münzen bestärket die Nachrichten gar sehr, die man sonst von der Chinesischen Historie hat. Denn, kan auch wol ein Zweifel übrig bleiben, daß diese und jene Dynastie ehemals gewesen, dieser und jener Käyser ehemals gelebet, wenn man Münzen siehet, die zu ihrer Zeit geschlagen, und bis auf die gegenwärtige Zeit in den Händen der Chineser erhalten worden?

Siebenzehenter Abschnitt,
Von der Handelschaft und Commercio der Chineser.

§. 1.

Verschiedenheit der Chinesischen Handlung.

Die Reichthümer, damit eine jede Provinz insonderheit gesegnet ist, und die Verführung der Waaren, so durch die grosse Menge Canäle und Flüsse überaus leicht gemachet worden, haben zu aller Zeit die Handlung in einen recht blühenden Zustand gesetzet und erhalten. Der Handel, den die Chineser auswärts treiben, verdienet gar keine Aufmerksamkeit; indem die Chineser, die alles bey sich selbst finden, was zur Erhaltung und Beqvemlichkeit des Lebens gehöret, weiter nicht als in einige benachbarte Königreiche zu kommen pflegen. Als sie noch von ihren eigenen Käysern beherschet wurden; so waren allen auswärtigen die Häfen verschlossen. Seit dem aber die Tartarische Familie den Thron bestiegen, so sind sie den Fremden wieder geöfnet worden. Wenn man also von der Handlung der Chineser eine hinlängliche Vorstellung geben will, so muß man von der erst reden, die innerhalb des Reichs, hernach von der, die ausserhalb des Reichs, und endlich von der, die von den Europäern bey ihnen getrieben wird.

§. 2.

1) von ihrem commercio innerhalb des reichs.

Ihre Handlung, so sie innerhalb des Reiches treiben, ist so groß, daß der Handel von ganz Europa nicht damit verglichen werden kan. Denn die Provinzien dieses Reichs stellen lauter Königreiche vor, die sich selbst unter einander dasjenige mittheilen, was sie besonders eigen haben; und dadurch werden die Völker immer vester mit einander verbunden, und der Ueberfluß vertheilet sich in alle Städte. Die Provinzien Hou qvang und Kiang si führen denjenigen den Reis zu, die nicht so reich damit versorget sind. Die Provinz Tche kiang liefert die allerbeste Seide; die Provinz Kiang nan den schönsten

Ferniß,

Ferniß, Dinte, und die schönsten Meisterstücke künstlicher Arbeit. Die Provinzien Yun nan, Chen si und Chan si liefern Eisen, Kupfer, verschiedene andere Metalle, Pferde, Maulthiere, Cameele, Pelzwerk und dergleichen. Die Provinz Fo kien bringt Zucker und den besten Thee; Se tchuen die besten Pflanzen, Erdgewächse, Rhabarber u. s. f. Und so ist es mit allen andern Provinzien; denn es ist unmöglich, alle Reichthümer einer jeden Provinz insonderheit zu beschreiben.

§. 3.

Setzen ihre waaren schleunig ab.

Ihre Waaren, die sie mit so leichter Mühe von einer Provinz zur andern bringen können, werden sie in sehr kurzer Zeit los. Man siehet zum Exempel Kaufleute, die drey oder vier Tage nach ihrer Ankunft sechs tausend Stück Mützen, wie sie der Jahrszeit gemäs sind, verkaufet haben. Ihr handel wird eher nicht, als an den zween ersten Tagen des ersten Monats im Jahr unterbrochen, an welchen sie sich lustig machen und die Neujahrsvisiten beyeinander ablegen. Ausser diesen Tagen aber ist alles Jahr aus Jahr ein in Verkehr und grosser Bewegung. Die Mandarins selbst haben Theil an der Handelschaft, und es sind viele unter ihnen, die ihr Geld guten Kaufleuten in die Handlung geben, um an dem daraus erwachsenden Profit Antheil zu haben. Ja so gar die kleinen und armen Familien leben von der Handelschaft. Man findet Familien, die oft nicht mehr als funfzig Sols oder einen Thaler aufbringen können; nichts desto weniger lebt Vater und Mutter mit drey Kindern davon, tragen an den Cerimonientagen seidene Kleider, und legen davon so viel zurück, daß sie in kurzer Zeit etwas wichtigers unternehmen können. Es ist dieses zwar schwer zu begreifen, aber man siehts doch täglich. Zum Exempel, ein solcher armer Mann, der kaum einen Thaler aufbringen kan, der kauft dafür Zucker, Mehl und Reiß; er bäckt davon kleine Kuchen drey oder vier Stunden vor Tage, um damit, wie sie zu reden pflegen, das Herz der Reisenden zu entzünden. Kaum hat er seinen Kuchenladen geöfnet, so haben ihn die Landleute, die des Morgens sehr frühe zur Stadt kommen, die Handwerksleute, die Lastträger, die Kinder alles abgekauft. Mit diesem Handel verdienet er in wenig Stunden zwanzig Sols über die Hauptsumme, davon die Helfte zur Unterhaltung seiner Familie hinreichend ist.

§. 4.

Chinesische kaufleute sind betrügerisch.

Mit einem Wort, die volkreichesten Messen in Europa sind nur ein schwaches Bild von der unglaublichen Menge Menschen, die man in den allermeisten Städten dieses Reichs beschäftigt siehet, entweder allerhand Waaren zu verkaufen, oder anzukaufen. Das einzige, was man den Chinesischen Kaufleuten wünschen möchte, wäre wol ein wenig mehr Ehrlichkeit, zumal wenn sie es mit Auswärtigen zu thun haben. Sie suchen das ihrige allemal so theuer zu verkaufen als sie können, und tragen oft kein Bedenken, die Waaren zu verfälschen. Sie hegen dabey die Maxim, daß derjenige, der etwas kaufe, so wenig gebe als es ihm möglich sey, und er würde gar nichts geben, wenn der andere damit zufrieden wäre. Dieses nun vorausgesetzt meinen sie berechtiget zu seyn, recht sehr viel vorzuschlagen, und es auch annehmen zu dürfen, wenn der Käufer so einfältig ist, daß ers ihnen giebt. Der Kaufman, sagen sie, betrüget nicht, sondern derjenige, der da kaufet, thut sich selbst unrecht. Es zwingt ihn ja niemand dazu, und den Vortheil, der daraus entstehet, muß der Kaufman für seine Geschicklichkeit anrechnen. Eben diese betrügerischen Leute aber loben die Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit bey andern; wodurch sie über sich selbst ein Urtheil fällen.

§. 5.

2. Von ihrem Handel ausserhalb des Reichs.

Da nun der Handel dieser Leute ietztbeschriebener massen innerhalb des Reichs so groß ist; so ist nicht zu bewundern, wenn sie sich wegen des auswärtigen Handels keine sonderliche Mühe geben, zumal, wenn man erweget, was sie von Natur für eine Verachtung gegen alle andere Nationen beweisen. Daher begeben sie sich auf ihren Wasserreisen nicht alzuweit über die **Sonde**. Ihre grösten Schiffarthen gehen auf der Seite von **Malaca** bis nach **Achen**; von der Seite der Sonde bis nach **Batavia**, das den Holländern gehöret; und auf der Nordseite bis nach **Japan**. Ich will daher in möglichster Kürze erklären, welches die vornemsten Oerter zur See sind, da sie ihren Handel hintreiben, was sie für Waaren dahin und von dort wieder zurückbringen.

§. 6.

1. Nach Japan.

Japan ist eins von den Königreichen, dahin sie die öftersten Reisen anstellen. Sie pflegen gemeiniglich im Junio oder zum längsten im Julio unter Segel zu gehen. Sie nehmen ihren Weg auf **Camboye** in Siam, dahin sie allerhand für dieses Reich dienliche Waaren bringen, und andere wieder aufladen, damit sie in Japan viel Geld verdienen können. Wenn sie wieder zurückkommen und den Ueberschlag machen, so finden sie gemeiniglich, daß sie nach Abzug aller Unkosten auf jedes hundert zweyhundert verdienet haben.

Was sie dahin bringen.

Wenn sie aber aus den Chinesischen Häfen **Canton**, **Emouy** und **Ning po** gerade auf Japan reisen, so pflegen sie folgende Waaren mit sich zu führen. 1. Allerhand Arten der Specerey, die Wurzel Ginsenz, Hohlwurz, Rhabarber, Esqvine, Mirobolans und andere dergleichen Specereyen. 2. Die Rinde Arec, weissen Zucker, Ochsen und Püffelhäute; mit dem Zucker verdienen sie unglaublich viel, und ihr Gewinst steiget oft auf tausend pro Cent. 3. Allerley Arten seidener Zeuge, sonderlich aber Atlas, Taffet und Damaste von allerhand Farben, hauptsächlich aber von schwarzer Farbe. Einige dieser Stücke kommen ihnen in China mehr nicht als ein Tael oder nach unserer Münze sieben Livers und etliche **Sou**, und in Japan verkaufen sie es für 15 Taels *). 4. Seidene dünne Seile zu den Instrumenten, das Adler- und Sandalienholz, das in Japan gar sehr zum Räuchwerk gesuchet wird, weil sie ihren Götzen ohne Uuterlaß räuchern. 5. Endlich bringen sie auch allerhand Tücher und Camelote, die in Europa verfertiget werden, dahin, und haben einen starken Absatz. Da aber jetzo die Holländer sich auf ihren Reisen nach Japan sehr stark damit beladen, so machen sich die Chineser nicht viel damit zu thun, wo sie es nicht um eben den Preis geben und dabey versichert seyn können, daß sie doch funfzig pro Cent verdienen; woraus leicht zu schliesen, wie beträchtlich der Handel der Holländer nach diesem Reich seyn müsse.

§. 7.

Was sie von daher zurückbringen.

Die Waaren, womit die Chinesischen Kaufleute sich auf ihrer Rückreise zu beladen pflegen, sind folgende. 1. Die feinesten Perlen, die ihnen nach Unterschied ihrer Schönheit und Grösse mehr oder weniger Kosten; und wobey sie oft so glücklich sind auf jedes Hundert tausend Thaler zu verdienen. 2. Rothes Kupfer in grossen Stücken, welches sie etwa um drey oder vier Tael einkaufen, in China aber wieder für 10 bis 12 Tael verkaufen; ferner allerhand verarbeitetes Kupfer, Wagen, Becken, Cassoletten, Kohlpfannen u. d. g. welche Geräthe sie in ihrem Lande sehr theuer wieder verkaufen.

*) Ein Tael ist also bey nahe 2 Thl. 12 gr; woraus dasjenige zu verbessern, was im vorigen Theil im Register der Chinesischen Wörter unter dem Titul **Leang** versehen worden.

sen. Das Kupfer aus Japan ist sehr fein, und fält unvergleichlich in die Augen. 3. Säbelklingen, die in China sehr hochgeschätzet werden. In Japan bezahlt man das Stück mit einem Piaster, und in China werden sie zehnmal theurer verkauft. 4. Bemahltes und unbemahltes Papier, dessen sich die Chineser zu ihren Sonnenschirmen bedienen. 5. Sehr feines Japanisches Porcelain, das aber mit dem Chinesischen nicht von gleicher Dauerhaftigkeit ist, weil es das siedende Wasser nicht vertragen kan. Es wird in Japan fast um eben den Preis verkauft als das chinesische zu Canton. 6. Allerhand geferniste Arbeit, dergleichen in der ganzen Welt nicht gemachet wird. Der Preis desselben ist gar nicht gesetzet; doch pflegen sich die Chineser nicht damit zu überladen, weil sie besorgen, daß sie es nicht los werden möchten. Und wenn sie auch was mitbringen, so verkaufen sie es über alle massen theuer. Ein Cabinet von Porcelain, das etwa zwey Fuß hoch und etwas breiter gewesen, haben sie wol eher für 100 Piasters verkaufet. Die Kaufleute von **Emouy** und **Ning po** führen solche Waare am ersten, weil sie dieselbe nach **Manille** und **Batavia** bringen und bey den Europäern, die dergleichen Waaren begierig aufkaufen, Geld genung verdienen können. 7. Sie bringen endlich das feineste Gold mit, und eine Art Metal, welches man **Tombac** nennet, womit sie in Batavia 50 bis 60 pro Cent gewinnen. Könte man sich auf die Treue der Chineser recht verlassen, so würde es den Europäern leicht seyn, durch sie die Japanesischen Waaren und Seltenheiten zu erhalten. Es ist dieses aber fast unmöglich, es sey denn, daß man in ihrer Gesellschaft sey, die Waaren unter den Händen, und hinlänglichem Nachdruck habe, ihrem Frevel und Unfug zuvorzukommen.

§. 8.

2. Von ihrem Handel nach Manille und Batavia.

Es treiben ferner die Chineser ihren Handel nach **Manille**. Doch thun solches hauptsächlich die Kaufleute von **Emouy**. Sie bringen allerhand Seidenwaaren, schlechte und geblümte Atlasse, gestickte Arbeit, Tapeten, Schlafröcke, Thee, Porcelain, geferniste Geräthe, Specerey und dergleichen dahin, damit sie ordentlicher Weise funfzig gegen hundert verdienen. Sie nehmen dafür nichts anders als Spanische Piasters an. Der gewöhnlichste und stärkste Handel geht nach **Batavia**. Es ist ihnen derselbe der leichteste und vortheilhafteste. Es geht kein Jahr hin, daß nicht viele beladene Schiffe aus den Häfen **Canton**, **Emouy** und **Ning po** dahin ablaufen solten. Sie gehen gemeiniglich im Monat December zur See. Die Waaren, damit sie ihre Schiffe beladen, sind folgende. 1. Grünen Thee, der sehr fein und von lieblichem Geruch ist. Man nennet denselben **Song lo**; der **Thebou** aber wird von den Holländern nicht so stark gesuchet. 2. Porcelain, welches daselbst um einen eben so guten Preis als in **Canton** selbst zu haben ist. 3. Goldblätter und Goldfaden, welches nichts anders als Goldpapier ist. Einiges darunter wird nicht nach dem Gewicht, sondern nach Gebinden verkauft; und dieses ist das allertheuerste, weil es mit dem feinesten Golde bedecket ist. Das allermeiste aber, so die Chineser nach Batavia bringen, wird nach dem Gewicht verkauft. Es ist in gewisse Paqvete zusammen gewickelt, daran Trodden von rother Seide hangen, deren sie sich darum bedienen, damit die Farbe des Goldes dadurch erhöhet, und am Gewicht schwerer gemacht werden möge. Die Holländer bedienen sich desselben nicht, sondern verfahren es nach Malago, wo sie grosse Vortheile davon haben. 4. Sie bringen auch **Toutenac** (welches ein Metal ist, so theils die Natur des Eisens, theils des Zinns an sich hat,) und womit sie hundert bis hundert und funfzig pro

Was sie dahin bringen.

Cent verdienen. 5. Specerey, insonderheit aber Rhabarber. 6. Vielerley Geräthe von gelbem Kupfer, Becken, grosse Kessel, Räucherfässer u. s. f.

§. 9.

Was sie daher mit zurücknehmen.

Von Batavia nehmen sie mit sich zurück. 1. Silber-Geld oder die Spanischen Piaster. 2. Specereien, und insonderheit den Pfeffer, Muscatennüsse und Gewürznägelein. 3. Muscheln von grossen Meerschnecken, daraus die Chineser die feineste Arbeit verfertigen, z. E. Kämme, Büchsen, Tassen, Messerschalen, Pfeifen, Tobaksdosen, die nach dem Muster der Europäischen verfertiget sind, und davon sie das Stück um zehen **Sou** verkaufen. 4. Sandalienholz, ingleichen rothes und schwarzes Holz, das sie in ihre Arbeit nehmen; insonderheit eine Art rothes Holz zur Färberey, so man gemeiniglich Brasilienholz zu nennen pfleget. 5. Bearbeitete Agathsteine, damit die Chineser ihre Gürtel besetzen, Knöpfe an ihre Hüthe, und die Schnüre, die sie als Rosencränze am Halse hangend haben. 6. Gelben Ambra, oder Bernstein, den sie sehr theuer bezahlen. 7. Europäische Tücher, die sie um einen wohlfeilen Preis haben und mit sich nach Japan nehmen.

§. 10.

3. Ihr Handel nach Siam.

Das ist der stärkste Handel, den die Chineser auswärts treiben. Sie kommen auch, wie wol sehr selten, nach **Achen**, **Malaca**, **Jhor**, **Patana**, und **Ligor**, welche Oerter zu **Siam**, **Cochinchina** ꝛc. gehören. Darunter ist der Handel nach **Jhor** der leichteste und einträglichste. Sie würden die Reisekosten nicht wieder herauskriegen, wenn sie viel nach **Achen** reiseten und es nicht allemal im November oder December bewerkstelligen könten; als zu welcher Zeit die Schiffe von Surate und Bengalen da zu seyn pflegen. Sie bringen aus diesen Gegenden sonst nichts als Specerey mit, Pfeffer Canel und Vogelnester, daraus die Chineser bey ihren Gastereien viel Werks machen; ferner Reiß, Kampfer, **Rotin**, *) Fackeln, die aus den Blättern gewisser Bäume zusammengedrehet werden, die wie ein Harz ganz rathsam brennen, nicht auslöschen und deren man sich des Nachts auf Reisen zu bedienen pfleget. Ingleichen auch Geld, Zinn u. s. f.

§. 11.

4. Vom Handel der Europäer in China.

Es ist weiter nichts übrig, als daß wir auch des Handels der Europäer bey den Chinesern gedenken. Es ist aber denselben nur der Hafen von **Canton** zu gewissen Jahreszeiten offen; nicht in der Meinung, daß die Europäischen Schiffe in den Hafen selbst einlaufen dürften, sondern sie müssen wol 4 Meilen davon bey einem Orte, den man **Hoang pou** nennet, Anker werfen. Der Strom bis dahin siehet wegen der unbeschreiblichen Menge Schiffe einem Walde gleich. Ehemals brachte man Tücher, Chrystalle, Säbel, Taschenuhren, Schlageuhren, Repetiruhren, Brillen, Spiegel u. s. f. dahin, aber seitdem die Engländer alle Jahre dahin reisen, so sind dergleichen Waaren so wohlfeil worden, als sie in Europa sind. Selbst die Corallen können nicht ohne Schaden verkaufet werden. Es ist also, überhaupt zu reden, kein anderer vortheilhafter Handel für die Europäer in China übrig, als der mit dem Gelde. Man kan durch Erkaufung des Goldes, das mit unter die Waaren gehöret, einen ansehnlichen Gewinst erlangen. Das Gold, damit man zu Canton einen Handel treibet, komt theils aus den Chinesischen Provinzien, theils aus fremden Gegenden, als Achen, **Cochinchina**, **Japan** ꝛc. Die Chinesischen Kaufleute in **Canton** schmelzen das auswärtige Gold um, nur

*) Dis ist eine Art von sehr langen Rohren, welche man wie dünne Stricke zusammendreht.

nur das aus Cochinchina nicht, als welches das feineste und lauterste ist, zumal, wenn es vom Könige dieses Landes erhandelt worden. Denn was die Unterthanen daselbst unter der Hand verkaufen, das ist nicht so rein, und muß daher von den Chinesern geläutert werden. Die Chineser unterscheiden den Werth ihres Goldes nach gewissen Graden, wie man auch in Europa thut. Das gewönliche hält 90 bis 100 Carat. Der Preis desselben ändert sich nach dem Unterschied der Zeiten. In den Monaten Merz, April und May kan es am wohlfeilsten erhandelt werden. Vom Monat Julius bis zum Januarius ist es am theuersten, weil alsdann die allermeisten Schiffe, entweder im Hafen oder auf der Rhede vor Canton liegen. Man kan ausserdem noch andere vortrefliche Waaren in China erhandeln, Specereien, verschiedene Gattungen Thee, gesponnen Gold, Bisam, Edelgesteine, Perlen, Queckſilber ꝛc. Der allerstärkste Handel aber, den die Europäer treiben, bestehet in der gefernißten Arbeit, Porcelain und seidenen Stoffen. Daher ich nun umständlicher davon handeln werde.

Achtzehenter Abschnitt,

Vom Chinesischen Ferniß, dessen Beschaffenheit und verschiedenem Gebrauch.

§. 1.

Ungleiche güte der fernißarbeit.

Die gefernißte Arbeit, die zu Canton verfertiget wird, ist lange nicht so gut, brauchbar und dauerhaft, als diejenige, die theils aus Japan komt, theils zu Tong king und zu Nang king, der Hauptstadt in der Provinz Kiang nan, zubereitet wird. Und das rühret nicht daher, als ob die Künstler nicht eben so guten Ferniß und Gold brauchten, sondern weil sie sich in ihrer Arbeit zu sehr übereilen, und genung zufrieden sind, wenn sie nur den Augen der Europäer wohlgefält. Eine laquirte Arbeit von ächtem Ferniß muß Zeit haben, und es reicht kaum ein ganzer Sommer hin dieselbe zur gehörigen Volkommenheit zu bringen. Sehr selten arbeiten die Chineser hierin einen Vorrath mit gehörigem Bedacht und Zeit zum voraus; sie warten vielmehr bis die Europäischen Schiffe angekommen sind, und richten sich bey der Arbeit nach dem Geschmack der Europäer.

§. 2.

Was eigentlich der ferniß sey.

Derjenige Ferniß nun, der der Arbeit das meiste Ansehen giebt, ist weder ein zusammengesetztes Wesen, noch ein besonderes Geheimniß, wie sich einige vorgestellet haben. Dieses zu begreifen, darf man nur acht haben, woher die Chineser ihren Ferniß bekommen, und wie sie denselben auftragen. Der Ferniß, den die Chineser Tsi nennen, ist nichts anders als ein röthlicher Gummi, der aus gewissen Bäumen hervordringet, wenn man in die Rinde derselben einen Einschnitt bis aufs Holz gemachet hat; doch ohne die Rinde völlig abzulösen. Dergleichen Bäume findet man in den Provinzien Kiang si und Se tchuen. Diejenigen aber, die bey Kan tcheou, welche Stadt an den äussersten Mittagsgränzen der Provinz Kiang si lieget, wachsen, geben den allerbesten Ferniß. Ehe man aber solche Bäume anschneidet, muß man sie wenigstens

sechs bis sieben Jahr alt werden lassen. Und wenn man sie eher nutzen will, so ist der Ferniß von schlechter Art. Der Schaft der jüngsten Bäume, denen man den Gummi abzuziehen pfleget, hat einen Chinesischen Fuß im Umfang; und der Chinesische Fuß ist viel grösser als der königliche Fuß in Frankreich. Man hält dafür, daß der Gummi von diesen Bäumen weit besser sey, als der von den alten, nur daß sie nicht so viel gäben, als diese. Man kan nicht sagen, worauf sich diese Muthmassung gründet, denn die Kaufleute mischen beyderley Ferniß ohne Bedenken untereinander.

§. 3.

Beschaffenheit des baumes, davon er genommen wird.

Diese Bäume, deren Laub und Rinde dem Laub und der Rinde unserer Eschenbäume ziemlich nahe komt, werden nicht über funfzehen Fuß hoch. In der Dicke bekommen sie einen Umfang von zwey bis dritthalb Fuß. Man versichert, daß er weder Blumen noch Früchte trage, und daß er sein Geschlecht auf folgende Art fortpflanze. Wenn der Baum im Frühling neue Zweige treibet, so sucht man den saftigsten aus, der aus dem Schaft, und nicht aus einem Ast, hervor schiesset. Wenn dieser Zweig einen Fuß lang worden, so bedecket man ihn unten mit einem Kitt von gelber Erde. Diese Bedeckung fängt sich etwa zwey Zoll oberhalb des Schafts an, und gehet bis zwey Zoll unter das äusserste Ende des Zweiges; die Dicke beträgt etwa drey Zoll. Diese umgeschlagene Erde umwickelt man mit einer geflochtenen Natte sehr sorgfältig, daß dem Zweig vom Regen und rauher Witterung kein Schade zugefüget werden kan. In diesem Zustande lässet man den Zweig vom Frühjahr an bis zur Tag- und Nachtgleichheit im Herbst. Alsdann öfnet man die darum gelegte Erde ein klein wenig, um nachzusehen, wie die Wurzeln beschaffen sind, die der Zweig in dünne Fäserchen zu treiben pfleget. Sind diese nun gelb oder röthlich, so ist es Zeit, den Zweig vom Baum abzusondern; welches denn geschehen muß, ohne ihn zu beschädigen, und darauf verpflanzt man ihn. Sind aber die Fäserchen noch weiß, so ists ein Zeichen, daß sie noch zu zart sind. Daher schlägt man die Erde wieder drüber, wie vorher, und versparet die Verpflanzung bis aufs nächste Frühjahr. Es sey nun aber im Herbst oder im Frühjahr, daß man ihn verpflanzet, so muß man viel Asche in das Loch streuen, da man ihn einsetzen wil, sonst fressen die Ameisen die noch zarten Wurzeln ab, oder sie saugen wenigstens allen Saft heraus, daß er vertrocknen muß.

§. 4.

Zu welcher jahrszeit der ferniß gesamlet wird.

Der Sommer ist die einzige Jahreszeit, da man den Ferniß aus diesen Bäumen abzapfen kan. Im Winter läuft nichts heraus, und der Gummi ist alzuwässericht, der im Frühjahr oder im Herbst davon genommen wird. Der erste Einschnitt geschicht etwa sieben Zoll oberhalb der Erde. Eben so viel Raum lässet man weiter hinauf zwischen dem andern Einschnitt, und so steiget man immer von 7 zu 7 Zollen weiter in die Höhe. Und das thut man nicht nur am Schaft, sondern auch an den dickesten Aesten. Zum Einschnitt bedienet man sich eines krummgebogenen Messers. Jeder Schnitt muß etwas schräge von unten auf geführet werden, und zwar nicht tiefer, als die Rinde dick ist. Wenn man mit der einen Hand den Schnitt thut, so füget man mit der andern in den gemachten Schnitt eine Muschelschale, so tief man sie hineinbringen kan. Gemeiniglich geschichts einen halben Chinesischen Zoll tief. Und das ist genung, daß sie vest sitzet, und nicht von aussen bevestiget werden darf. Diese Schalen, die in China gar was gemeines sind, sind grösser als die grössesten Krebsschalen in Europa. Den Einschnitt

macht

macht man des Abends, und des Morgens samlet man, was in die Schalen gelaufen ist. Des darauf folgenden Abends stecket man die Schalen aufs neue in den Riß, und fährt damit fort bis zu Ende des Sommers.

§. 5.

Dieser Ferniß wird nun gedachten Bäumen nicht durch ihre Besitzer und Eigenthümer abgezogen, sondern durch die Kaufleute, die mit jenen einen Handel schliessen, und ihnen für jeglichen Fuß des Baums fünf Sou bezahlen. Diese Kaufleute halten hernach ihre eigenen Leute, denen sie monatlich für ihre Arbeit und statt der Kost eine Unze Silber geben; oder wenn sie mit ihrer Beköstigung nichts zu thun haben wollen, so geben sie ihnen täglich drey Sou. Ein einziger Arbeiter bekomt funfzig Fuß angewiesen, dafür er sorgen muß. Es ist aber eine gewisse Vorsichtigkeit nöthig, daß diese Arbeiter von den schädlichen Ausdünstungen des Ferniß nicht Schaden leiden. Ein Kaufmann mag also seine Leute beköstigen oder nicht, so ist er verbunden, ein gewisses Oel (huile de raberte) bey sich zu führen, darinnen die Sehnen gekochet werden, die im Schweineschmalz gefunden werden, und die beym Ausschmelzen desselben übrig bleiben. In einem Pfund Oel kochet man allemal eine Unze solcher Schmalzgröben. Wenn nun die Tagelöhner die Muscheln in die Bäume stecken, so nehmen sie etwas von diesem Oel und reiben sich die Hände und die Stirn damit. Wenn sie nun des Morgens den eingelaufenen Ferniß gesamlet, und denselben zum Kaufmann bringen, so reiben sie sich die Stirn noch mehr mit diesem Oel. Nach der Mahlzeit waschen sie sich am ganzen Leibe mit warmem Wasser, welches der Kaufmann bereit halten muß, und darin folgende Species abgekochet worden, nemlich die äusserliche Rinde von Castanienbäumen, die Rinde von Tannenbäumen, crystallisirten Salpeter, und ein gewisses Kraut, so man in China und Indien zu essen pfleget, und das eine Aehnlichkeit mit der Blette oder Hahnenkamm zu haben pfleget. Ein jeder Tagelöhner füllet sich ein kleines Becken mit diesem Wasser an und wäscht sich besonders. An statt aber, daß die ordentlichen Waschbecken, daraus die Chineser das Gesicht waschen, von Kupfer sind, so nehmen sie diese Leute nicht, sondern bedienen sich der zinnernen. Wenn sie an diesen Bäumen arbeiten, so verwickeln sie das Gesicht und den Hals in einen dicken Sack, und lassen nur Löcher, daß sie durchsehen können. Den ganzen Vordertheil des Leibes bedecken sie mit einer Gemsenhaut, die sie mit einem Seil an den Hals hangen und mit einem Gurt um den Leib bevestigen. An den Füssen tragen sie dergleichen Stiefeln, und an den Händen Handschuhe mit langen Stulpen.

Durch wen solches geschicht.

§. 6.

Wenn sie nun den Ferniß zusammen bringen, so haben sie ein Gefäs von starkem Ochsenleder, das an ihrem Gurt bevestiget ist, mit der einen Hand schütten sie die Muscheln aus, in der andern Hand aber haben sie ein kleines eisernes Instrument, damit sie alles bis auf den letzten Tropfen heraus bringen. Zur Erleichterung dieser Arbeit haben die Eigenthümer die Gewonheit, daß sie diese Bäume nicht weit von einander pflanzen. Wenn die Zeit dieser Ernte da ist, so binden sie von einem Baum zum andern verschiedene Querhölzer an, die statt der Leiter dienen können, um an denselben in die Höhe zu steigen.

Und wie?

§. 7.

Der Kaufmann, dem der Ferniß zugehöret, hat ein irdenes Gefäs in seinem Hau-

se,

se, über welches ein Rämen, wie ein viereckigter Tisch gestaltet, geleget wird. Ueber diesem Rämen wird eine klare Leinwand hergebreitet, und an den vier Ecken bevestiget; doch so, daß sie etwas oberwärts hänget, daß der Ferniß in dieselbe gegossen werden kan. Wenn das flüßigste davon von sich selbst durchgelaufen, so ringet man das übrige durch. Das wenige, so in der Leinwand zurücke bleibet, wird bey Seite gethan, und man verkauft es den Materialisten, weil es in der Arzeney einigen Gebrauch hat. Man ist mit dieser Ernte sehr wohl zufrieden, wenn tausend Bäume in einer Nacht zwanzig Pfund Ferniß geben. Wenn die Ernte geschehen, so verwahret der Kaufmann seinen Ferniß in Gefässen, die von aussen wohl verpichet sind, und deren Deckel mit Nägeln gut verwahret ist. Das Pfund von solchem frischen Ferniß komt an sich selbst etwa auf 40 Sou. Der Kaufmann aber hat an dem Pfund noch mehr als einmal so viel, sonderlich nachdem die Oerter weit entfernet sind.

§. 8.

Unbequemlichkeit, so damit verbunden.

Denen, die diesen Ferniß einsamlen, kan es theuer genug zu stehen kommen, wenn sie nicht alle mögliche Vorsichtigkeit gebrauchen. Das Uebel, so sie sich im widrigen Fall zuziehen, fängt sich mit allerhand Flecken an, die ihnen in Zeit von 24 Stunden das Gesicht und den ganzen Leib bedecken. Sie breiten sich in wenig Stunden aus und werden sehr roth. Das Gesicht schwilt auf, der Leib wird in die Höhe getrieben, und gleichsam mit Aussatz bedecket. Wenn man nun einem solchen Menschen helfen will, so läst man ihn etwas von demjenigen mit Gewürz abgekochten Wasser trinken, womit sich die Arbeiter, wie oben erwehnet worden, zu waschen pflegen. Dieses Wasser purgiret nun gewaltig; man läst ihm darauf den Dampf von diesem heißgemachten Wasser angehen, und hält ihn übrigens wohl verwahret, vermittelst dessen sich zwar der Schwulst leget, aber die Haut ist nicht so bald wieder heil. Vielmehr bricht sie an verschiedenen Orten auf, und es läuft viel Wasser heraus. Diesem Unheil abzuhelfen, nimt man dasjenige Kraut, welches ich oben die Blette genennet habe, trocknet und verbrennet es. Hierauf legt man die Asche des verbranten Krautes auf die meist beschädigten Theile; diese ziehet die scharfe Feuchtigkeit der aufgerissenen Theile an sich, die Haut wird trocken, fält ab, und es folget eine neue Haut.

§. 9.

Eigenschaften desselben.

Der Chinesische Ferniß hat ausser dem treflichen Glanz, den er allen Gefässen mittheilet, darauf er getragen wird, auch die Eigenschaften an sich, daß er das Holz erhält, und keine Feuchtigkeit in dasselbe eindringen lässet. Man kan allerley Nasses darauf giessen, und wenn man mit einem feuchten Lappen wieder darüber fähret, so bleibet keine Spur, auch nicht einmal der Geruch davon übrig. Aber es setzet Kunst, denselben aufzutragen; und so gut auch der Ferniß seiner Natur nach ist, so gehöret doch eine geschickte Hand dazu, wenn es eine Art haben soll. Insonderheit wird Gedult und Erfahrung erfordert, wenn man das rechte Temperament treffen will, damit der Ferniß weder zu flüßig noch zu dick sey, als ohne welche Beochachtung nichts anders als mittelmässige Arbeit geliefert werden kan.

§. 10.

Wie der Ferniß aufgetragen wird.

Der Ferniß wird auf zweyerley Weise aufgetragen. Die erste und einfältigste Art ist, wenn man ihn unmittelbar auf das Holz bringet. Wenn dieses poliret worden, so überstreicht man es zwey bis dreymal mit einem gewissen Oel, welches die Chineser

Tong

Tong yeou nennen. Wenn dieses trocken worden, so wird es abermals zwey bis dreymal mit Ferniß überleget. Er ist so durchscheinend, daß man alle Adern des Holzes dadurch sehen kan. Will man die Materie verbergen, die man überfernißt hat, so vervielfältigt man die Lagen des Ferniß, welcher den Körper alsdenn so glänzend machet als einen Spiegel. Wenn die Arbeit abgetrocknet, so mahlet man allerhand Figuren, Blumen, Menschen, Vögel, Bäume, Thiere, Berge, Palläste u. s. f. darauf, welche man abermals mit Ferniß überziehet, wodurch sie einen ungemeinen Glanz erhalten. Die andere Art, den Ferniß aufzutragen, und die nicht so einfältig ist, erfordert mehrere Zubereitung; denn es muß erst ein Anstrich von Mastix zum Grunde geleget werden; darauf macht man aus Papier, Flachs, Hanf, Kalk und andern wohlgeschlagenen Materien einen steifen Ueberzug über das Gefäß, welches sehr genau und vest anschliessen muß. Darauf streichet man das vorgedachte Oel zwey bis dreymal, und wenn es trocken worden, folgen einige Striche Ferniß. Ein jeder Künstler hat hierin sein eigenes Geheimniß, der seine Arbeit weniger oder mehr volkommen macht, nachdem er mehr oder weniger Geschick hat. Zuweilen wird der Ferniß vom heissen Getränk mit der Zeit unscheinbar und gelb. Da soll nun das beste Mittel dieses seyn, wenn man ein solches Gefäß die Nacht oder auch wol länger im blossen Schnee stehen lässet.

* *

Neunzehenter Abschnitt,

Von dem Chinesischen Porcelain und den daraus verfertigten mancherley Gefässen.

§. 1.

Das Porcelain, welches eins von den gewönlichsten Geräthen der Chineser ist und womit sie ihre Häuser am meisten ausschmücken, ist zu aller Zeit von den Europäern gar sehr gesuchet worden; und es ist auch bis diese Stunde der Verkehr damit so groß, daß es wol werth ist, zu zeigen, wie dasselbe zubereitet werde. Einige Verfasser haben in die Welt hinein geschrieben, daß es von Eierschalen oder von den Muscheln gewisser Fische gemachet werde, die dreyßig, vierzig bis hundert Jahre in der Erde gelegen hätten. Es ist aber dieses eine ganz leere Einbildung solcher Leute, die so wol in diesem Stück als auch in unzählig andern Dingen, die in diesem Reich angetroffen werden, ihre Muthmassungen gewaget, und den auswärtigen theils offenbar falsche, theils lächerliche Vorstellungen beygebracht haben.

Falscher begrif vom Porcelain.

§. 2.

Es wird aber dieses Porcelain nur in einem einzigen Flecken in der Provinz Kiang si gemachet. Es heisset derselbe King te tching; er ist etwa eine Meile lang, lieget nicht weit von Fou leang einer Stadt vom dritten Rang, unter deren Gerichtbarkeit er gehöret, und wird von mehr als einer Million Menschen bewohnet *). Fou leang stehet

Wo es gemacht wird.

*) Uns Europäern kommen dergleichen Rechnungen unglaublich vor, daß an einem Orte von angegebner Grösse mehr als eine Million Menschen wohnen solten; zumal da sie keine mit etlichen Stockwerken übersetzte Häuser haben, und eine solche Arbeit, als die Porcelainfabric ist, gewiß Raum genung wegnehmen muß, der für die Menschen nicht gerechnet werden kan.

stehet unter der Stadt **Jao tcheou**, die zu den Städten vom ersten Rang in dieser Provinz gehöret. Der Pater **Dentrecolles** hatte eine Gemeinde an diesem Orte, und unter den dazu gehörigen Christen waren viele, die entweder mit am Porcelain arbeiteten oder doch sonst damit handelten; und von diesen hat er die umständlichsten Nachrichten von dieser grossen und schönen Kunst erfahren. Ueberdies hat er alles mit seinen eigenen Augen betrachtet und die von dieser Wissenschaft handelnden Chinesischen Schriften nachgelesen, sonderlich die Jahrbücher von **Fou leang**. Denn es ist in China ein Gebrauch, daß eine jegliche Stadt die Begebenheiten ihres Gebietes aufzeichnen muß, darinnen man von ihrer Lage, Umkreis, Beschaffenheit des Landes, von den Sitten der Einwohner, von denen die sich durch Tapferkeit, Gelehrsamkeit und Tugend besonders hervorgethan, ingleichen von ausserordentlichen Begebenheiten, insonderheit aber von Kaufmansgütern und Lebensmitteln, die entweder daselbst wachsen und zubereitet werden, oder womit etwa ein starker Verkehr getrieben wird, Nachricht findet.

§. 3.

Ursprung desselben ist ungewiß.

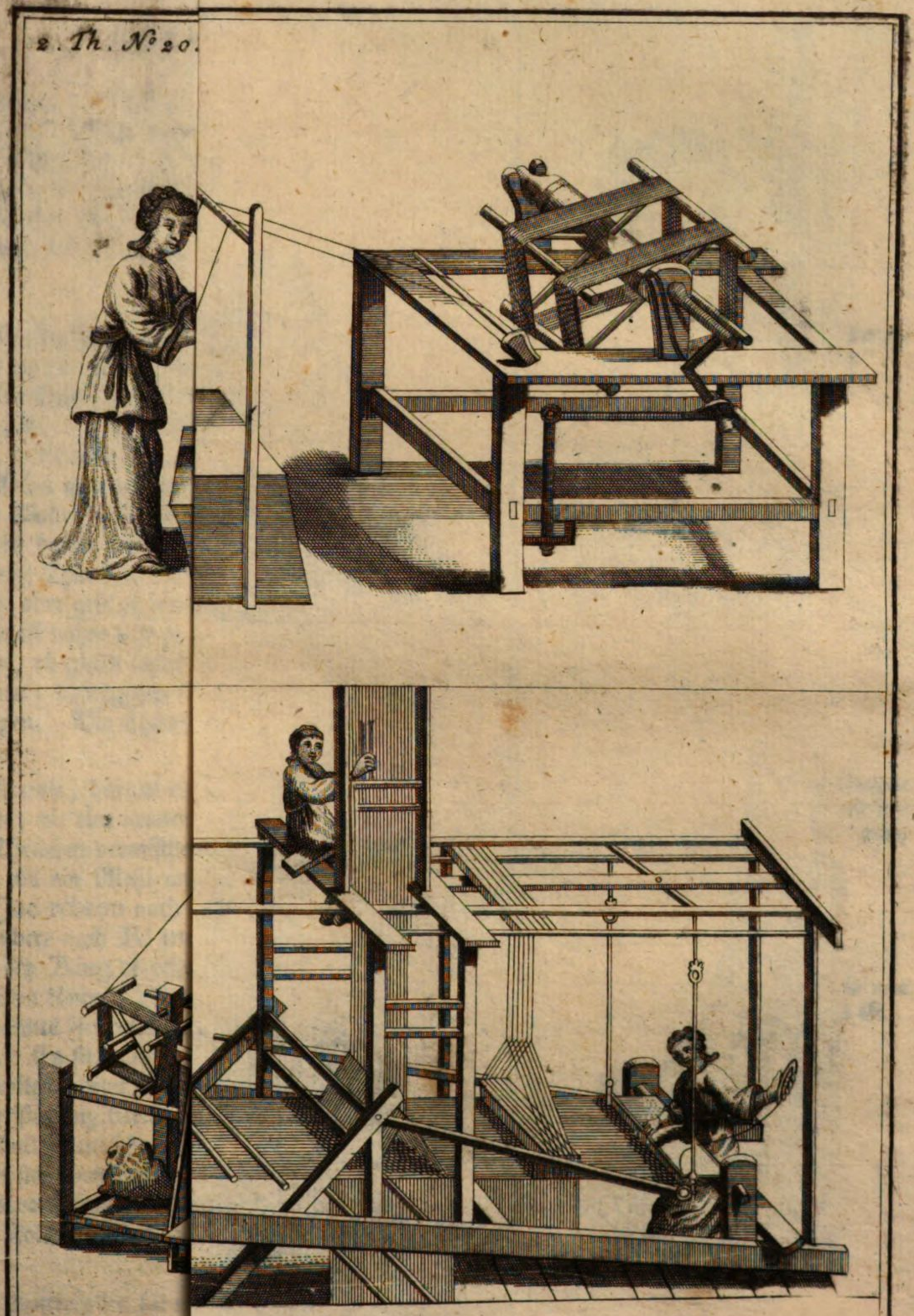
Gedachter Pater hat aber vergeblich nachgesuchet, wer der erste Erfinder dieses Porcelains gewesen. Es stehet in diesen Jahrbüchern nichts davon, sie melden nicht einmal was für ein Versuch oder was sonst für ein ohngefährer Zufall dazu Anlas gegeben habe. Nur dieses lieset man, daß das Porcelain vor Zeiten ausserordentlich weiß und ohne alle flecken gewesen; daß die Stücken, so man verfertiget und nach andern Königreichen verfahren, nicht anders als die Kleinodien von **Jao tcheou** genennet. Es wird weiter hinzugefüget, daß das beste Porcelain, das eine lebendige und glänzende weisse Farbe habe und dabey mit einer himmelblauen Farbe bemahlet sey, zu **King te tching** verfertiget werde. Es wird zwar an andern Orten auch Porcelain gemacht, aber es komt weder an Feinigkeit noch an Farbe dem jetztbenanten bey. Des vielen Töpferkrams nicht zu gedenken, der in ganz China im Schwange gehet, den man aber nicht zur Porcelain Manufactur zu rechnen pfleget, so sind verschiedene Provinzien, z. E. **Canton** und **Fo kien**, wo Porcelain verfertiget wird. Aber die Fremden können sich nicht leicht versehen. Denn das aus der Provinz **Fo kien** ist zwar weiß wie der Schnee, aber es hat keinen Glanz und ist mit keinen andern Farben vermischet. Die Handwerksleute von **King te tching** brachten einstens alle ihre Materialien dahin, in der Meinung, etwas ansehnliches zu verdienen, weil die Europäer einen sehr starken Handel in dem nahe gelegenen Hafen **Emouy** treiben; aber es war alles vergeblich, sie konten nicht zum Zweck kommen. Der Käyser **Cang hi**, der alles selbst durchstudierte, lies die Porcelain Fabricanten mit allem, was dazu gehörete, nach **Peking** bringen. Sie wendeten auch vor den Augen dieses Herrn allen möglichen Fleiß an; allein man versichert doch gewiß, daß es nie die rechte Art bekommen wollen. Es kan seyn, daß eigennützige und politische Absichten einen glücklichen Erfolg gehindert. Dem sey indes wie ihm wolle; **King te tching** hat die Ehre, daß das allerbeste Porcelain in der ganzen Welt daselbst verfertiget wird. Selbst die Japaneser kommen dahin, und holen es.

§. 4.

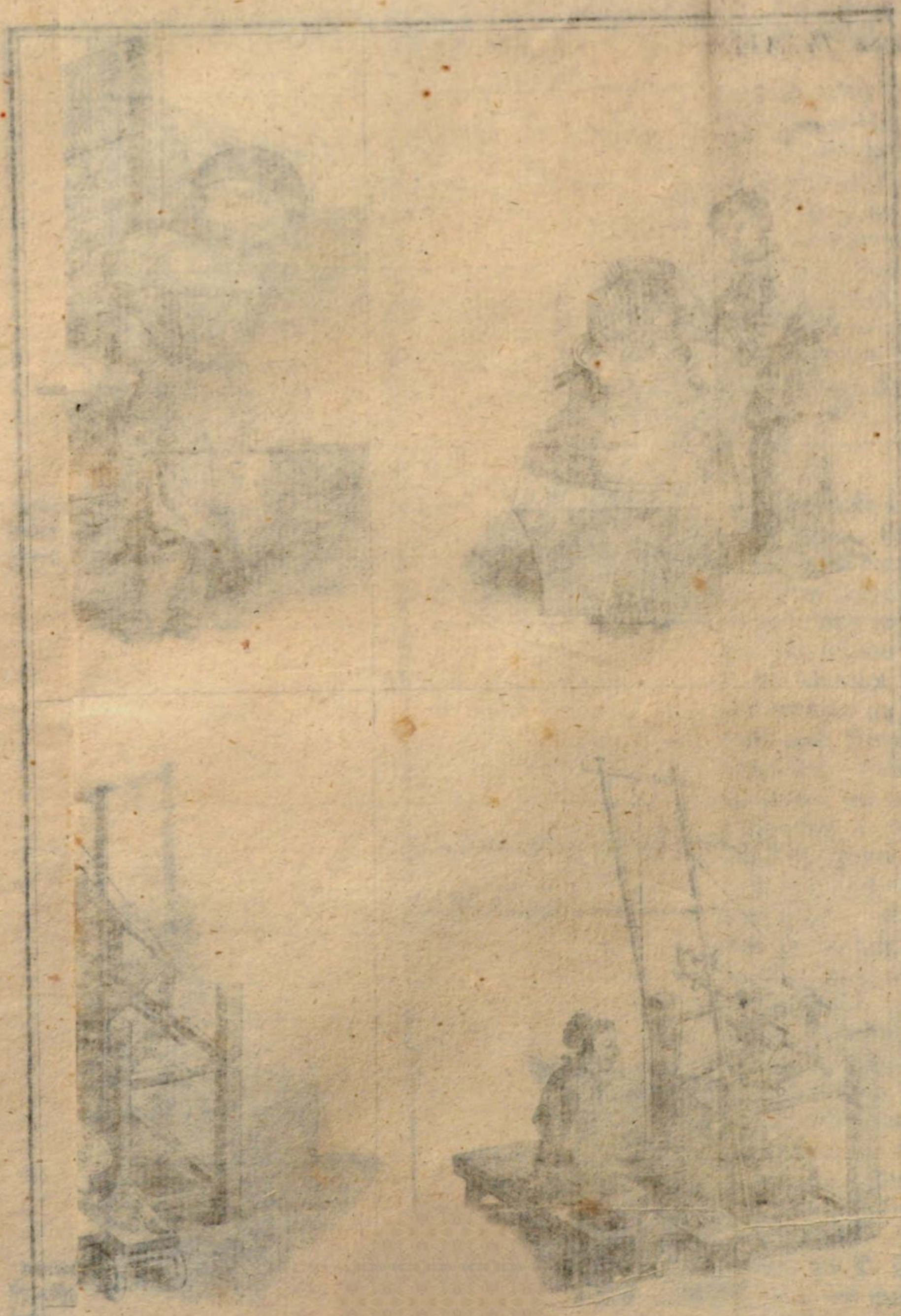
Entwurf dieser abhandlung.

Alles, was man vom Porcelain zu wissen hat, schreibet der P. **Dentrecolles**, betrift folgende Stücke: 1) woraus das Porcelain verfertiget wird, und was für Vorbereitungen dazu gehören; 2) die verschiedenen Arten des Porcelains und der Verfertigung desselben; 3) was das für ein Oel sey, damit ihm der Glanz gegeben wird, und was es

für



Wir überlassen andern Kennern die Entscheidung, ob das Cymbal oder Klavier den Vorzug habe. Genung daß in dieser letzten Art Meisterstücke geliefert werden, die di sten Zierathen und Kostbarkeiten königlicher und fürstlicher Häuser sind.



damit ihm der Glanz gegeben wird, und was es

für

für Eigenschaften an sich habe; 4) von der Beschaffenheit der Farben und wie dieselben aufgetragen werden; 5) wie es müsse gebrant und demselben die rechte Hitze gegeben werden; 6) endlich werden wir einige Betrachtungen über das alte und neue Porcelain anstellen, wie auch über gewisse Umstände, die es den Chinesern unmöglich machen, diejenigen Stücke oder Muster, so man ihnen zuschicket, nachzubilden; und die vielleicht in Europa gar bald würden nachgemachet werden können, wenn man die Materialien dazu hätte *).

§. 5.

Benennung desselben.

Ehe wir aber den Anfang machen, die jetzt angezeigten Stücke abzuhandeln, so müssen wir denen den Wahn benehmen, die sich etwa einbilden möchten, daß das Wort **Porcelain** eine Chinesische Benennung sey. Zwar ist es an dem, daß es, wiewol wenige, Worte giebt, die Französisch und Chinesisch zugleich sind. Was wir zum Exempel **The** nennen, das heisset auch in der Provinz **Fo kien** so, ob es gleich in der Mandarinensprache **Tcha** genennet wird. **Papa** und **Mama** sind gleichfals solche Namen, deren sich die Kinder verschiedener Chinesischer Provinzien bedienen, ihre Väter, Mütter und Großeltern damit zu benennen. Was aber das Wort **Porcelain** anlanget, so ist dasselbe so wenig Chinesisch, daß auch nicht eine Sylbe von demselben von einem Chineser kan gesprochen oder geschrieben werden, indem sich diese Laute gar nicht in ihrer Sprache befinden. Es ist daher sehr zu vermuthen, daß dieses Wort von den Portugiesen seinen Ursprung habe, ob gleich unter ihnen das Wort **Porcellana** eigentlich eine Tasse oder Schale bedeutet; dahingegen sie dasjenige **Losca** nennen, was wir durch Porcelain zu verstehen pflegen. Die Chineser nennen es gemeiniglich **Tse ki.**

§. 6.

2) Materie daraus es verfertiget wird.

Die Materie, daraus man das Porcelain machet, bestehet aus einer gedoppelten Gattung Erde; die eine nennet man **Pe tun tse**, die andere aber **Kao lin.** Jene ist mit subtilen Theilchen vermischet, die einen hellen Glanz haben, diese aber ist blos weiß, und so weich als ein Mehl anzurühren. Mit eben denjenigen Schiffen, die auf dem Strom von **Jao tcheou** nach **King te tching** kommen, um daselbst Porcelain zu laden, gehen andere nach **Ki muen** ab, die daselbst die vorhin benante doppelte Erde laden. Denn bey **King te tching** wird die Materie nicht gegraben, daraus Porcelain gemachet werden könte. Die Erde **Pe tun tse**, deren Staub so fein ist, ist nichts anders als zermalmte Felsenstücken, die man aus den Steinbrüchen holet, und ihnen diese Gestalt giebt. Es sind aber nicht alle Steine geschickt dazu, einen solchen subtilen Staub daraus zu bereiten, denn sonst würde es nicht nöthig seyn, zwanzig bis dreißig Meilen in eine andere Provinz darnach zu reisen. Die guten Steine, sagen die Chineser, müssen etwas grünlicht aussehen. Die Zubereitung dieser Masse geschicht folgendergestalt. Man bedienet sich einer starken eisernen Keule, die groben Felsenstücken zu zerschlagen. Sie werden darauf in grosse Mörsel gethan, und mit eisernen Kolben ganz klein gestampfet. Diese Kolben werden entweder von Menschenhänden gezogen oder vom Wasser ge-

a) Die erde Pe tun tse.

*) Dem P. Dentrecolles hat nicht bekant seyn können, wie weit man es in der Meißnischen Porcelain Fabric gebracht habe, sonst würde er die Wirklichkeit statt der Möglichkeit gesetzet haben. Wir überlassen andern Kennern die Beurtheilung, ob das Chinesische oder Meißnische Porcelain den Vorzug habe. Genung daß in dieser letzten Art Meisterstücke geliefert werden, die die grösten Zierathen und Kostbarkeiten königlicher und fürstlicher Häuser sind.

trieben, auf die Art, wie in den Papiermühlen die Stampen beweget werden. Diese zu Staub geschlagene Materie schüttet man so dann in grosse Töpfe, darinnen Wasser ist, und rühret sie mit einer eisernen Kelle stark und lange um. Lässet man diese Masse ein wenig stille stehen, so zeiget sich oben eine Art eines Milchrahms, der vier bis fünf Finger dicke ist. Diesen nimt man ab, und thut ihn in ein anderes mit Wasser angefültes Gefäß. Auf die Weise schüttelt man nun vorgedachten Topf etlichemal um, und schäpfet allemal dasjenige ab, was sich oben zeiget, bis weiter nichts als die schwere Materie übrig ist, die ihrer Schwere halber unten sitzen bleibet. Diese bringt man hernach aufs neue unter die Stampfe. Anlangend nun den zweyten Topf, darein die oben abgeschöpfte Materie gethan worden, so wartet man damit, bis sich unten auf dem Boden ein Teig gesetzet habe; und wenn das Wasser oben drüber ganz hell worden, so beuget man den Topf almählig um, das Wasser auszugiessen, doch so, daß der Bodensatz nicht aufgerühret werde; und wenn dieses geschehen, so thut man den Teig in gewisse Formen, darin er trocken werden kan. Ehe er aber völlig trocken worden, so theilet man denselben in gewisse Portionen, die man hernach zu hunderten Kaufet. Um seiner Figur und Farbe willen wird er nun **Pe tun tse** genennet.

§. 7.

Fortsetzung. Die Formen, darein man ihn thut, sind nichts anders als grosse und breite Kasten. Der Boden derselben bestehet aus Mauersteinen, die auf die hohe Kante gestellet werden, und die ganz gerade an einander gefüget sind. Ueber diese Steine wird ein Lacken gebreitet, das so groß ist, als der Kasten selbst. Darauf schüttet man nun die gedachte Materie, bedecket sie von oben zu ebenfals mit einem Tuch, und beschweret sie mit Steinen. Dadurch wird alle rückständige Feuchtigkeit ausgepresset, ohne daß von der guten Masse was verlohren werde, und die bey ihrer Verhärtung die Gestalt der darauf liegenden Mauersteine annimt. An dieser Materie würde nichts mehr zu thun seyn, wenn die Chineser nicht gewohnt wären ihre Waaren zu verfälschen. Daher muß sie nun zu **Ring te tching** noch einmal gereiniget werden, ehe sie in die Arbeit genommen werden kan.

§. 8.

b) Die materie **Kao lin**. Die Materie **Kao lin**, die zum Porcelain gebraucht wird, erfordert nicht so viel Mühe als die vorige. Die Natur hat mehr Antheil daran. Man findet in den Gebürgen allerhand Grüfte, die von aussen mit einer röthlichen Erde bedecket sind. Es sind dieselben gemeiniglich sehr tief; und in ihren Tiefen findet man von besagter Materie grosse Klumpen, die man eben so zerschläget und stampfet, wie es mit der Materie **Pe tun tse** gehalten worden. Ich solte nicht zweifeln, daß die weisse Erde auf der Insul Maltha, die man die **Paulserde** nennet, die Eigenschaften dieser Materie **Kao lin** an sich haben solte, ob man wol die Silbertheilchen nicht darinnen antrift. Von dieser Materie bekomt nun das Porcelain seine Vestigkeit, und stellet so zu reden die Nerven desselben vor. Eine weiche Erde muß also der **Pe tun tse**, die aus zerschlagenen Felsen ist, die Stärke geben. Ein reicher Kaufman hat mir erzehlet, daß die Engländer **Pe tun tse** gekaufet und mit in ihr Land genommen hätten, um Porcelain daraus zu machen; aber weil sie kein **Kao lin** dazu genommen, so hätten sie nichts ausgerichtet, wie sie hernach selbst gestanden. Dabey sagte der Chineser lächelnd, sie wolten einen Leib bauen, dessen Fleisch ohne Knochen zusammen hangen solte.

§. 9.

§. 9.

c. die materie Hoa che.

Man hat vor kurzer Zeit eine neue Materie entdecket, deren man sich zur Verfertigung des Porcelains bedienet. Es ist dieselbe ein Stein oder vielmehr eine Art einer Kreide, die Hoa che heisset, und deren sich die Chinesischen Aerzte zu einem Trank bedienen, der eröfnend und kühlend seyn soll. Sie nehmen sechs Theile dieses Steins und machen ein Pulver daraus, davon thun sie einen halben Löffel voll in eine Schale frisch Wasser, geben dem Patienten davon zu trinken; welcher Trank ihrem Vorgeben nach das Geblüt kühlen und die innerliche Hitze temperiren soll. Die Porcelainfabricanten sind nun darauf gefallen, sich dieses Steins statt der vorigen Erde Kao lin zu bedienen. Vielleicht wäre in Europa eine Gegend, da man in Ermangelung der Erde Kao lin den Stein Hoa che finden könte. Er heisset Hoa, weil er schleimicht ist, und der Seife ziemlich nahe komt. Das davon verfertigte Porcelain ist weit seltener zu haben, und ist daher auch viel theurer als das andere. Er hat ein überaus feines Mehl, und ist in Ansehung der Mahlerarbeit, die mit dem Pinsel aufgetragen wird, eben dasjenige, was das Pergament in Vergleichung des Papiers ist. Ja, es ist dieses Porcelain so leicht, daß sich derjenige darüber wundern muß, der anderes Porcelain kennet; aber daher ist es auch weit zerbrechlicher als das gemeine, und es hält sehr schwer, im Brennen das rechte Maas der Hitze zu treffen. Einige bedienen sich dieser Materie Hoa che nur zur Bildung der äusserlichen Theile der Gefässe. Sie machen daher einen dünnen Leim davon, in welchem sie, wenn er trocken worden, das ordentliche Porcelain thun, daß es sich damit vereinigen muß, ehe sie Farben und Ferniß auftragen. Dadurch bekomt es einige mehrere Stufen der Schönheit.

§. 10.

Zubereitung desselben.

Wie braucht man nun aber diese Materie Hoa che? Das muß nun erkläret werden. 1. Wenn man sie aus den Grüften hervorgebracht hat, so wäscht man sie entweder mit Fluß- oder mit Regenwasser, um die daran sitzende gelbe Erde davon abzuspülen. 2. Darauf zerbricht man sie, und wirft sie in eine Wanne mit Wasser angefült, darin sie aufgelöset und eben so, wie Kao lin tractiret wird. Man versichert, daß man aus dieser Materie, ohne eine andere Zuthat, Porcelain machen könne. Allein einer unter meinen Neubekehrten, der einen solchen Versuch gethan, hat mich versichert, daß er zu acht Theilen Hoa che zwey Theile Pe tun tse nehmen müssen, und daß im übrigen alles so gehalten würde, wie man es bey Verfertigung des Porcelains aus Pe tun tse und Kao lin zu halten pfleget. Bey dieser neuen Gattung des Porcelains dienet also die Materie Hao che statt der Materie Kao lin; doch ist die eine viel theurer als die andere. Die Last von gemeinem komt nur 20 Sou zu stehen, diese letzte aber auf einen Thaler. Daher ist kein Wunder, wenn der Preis des daraus verfertigten Porcelains gleichfals höher ist. Ich will noch eine Anmerkung von diesem Hoa che beyfügen. Wenn man sie zubereitet, und wie Pe tun tse in gewisse Theile abtheilet, so löset man eine gewisse Anzahl solcher Theile im Wasser auf, und machet einen ziemlich klaren Schleim davon. Darein tunket man den Pinsel und mahlet auf das Porcelain allerley Bilder, und wenn dieses geschehen, so überzieht man es mit Ferniß. So bald das Porcelain aus dem Ofen komt, so erblickt man das Gemählde, als welches eine ganz andere Weisse bekommen hat, als die übrigen Theile. Es sieht fast wie ein Dunst aus, der sich an der Oberfläche angesetzet. Man nennet dieses die Weisse des Elfenbeins, Siang ya pe.

§. 11.

d. die materie Che kao.

Man mahlet die Figuren auf das Porcelain mit dem **Che kao**, welches ein solches Minerale ist, das mit dem Alaun einige Aehnlichkeit hat. Und davon bekomt es eine andere Art der weissen Farbe. Ehe man aber diese Materie brauchen kan, so muß sie beym Feuer erhitzet und gleichsam geröstet werden. Darauf zerschlägt man sie, und giebt ihr eben die Gestalt, wie dem **Hoa che**. Man wirft sie in ein Gefäß mit Wasser; man schüttelt sie um; und schöpfet die Milch ab, die sich oben setzet, und wenn dieses geschehen, so hat man eine eben so feine Materie, als die ist, die man **Hoa che** nennet. Doch dienet diese Materie nicht, den eigentlichen Körper der Porcelaingefässe daraus zu bilden, und man hat bis dahin durch nichts anders als **Hoa che** oder **Kao lin** dem Körper die Vestigkeit geben können. Wenn man, wie man mich versichern wollen, zu acht Theilen **Hoa che** mehr als zwey Theile **Pe tun tse** thäte, so würde sich das Porcelain unter dem Brennen senken oder zusammenfallen, weil es alsdann demselben an hinlänglicher Bindung seiner Theile fehlen würde.

§. 12.

3. von dem Oel, damit der Glanz gegeben wird.

Ausser den mit **Pe tun tse** und **Kao lin** beladenen Schiffen, damit die Ufer bey **King te tching** ganz bedecket sind, findet man auch andere, die mit einer weißlichen und flüßigen Materie angefüllet sind. Ich wuste lange vorher, daß diese Substanz das Oel sey, damit dem Porcelain die Weisse und der Glanz gegeben werde; aber wie es verfertiget werde, das war mir unbekant, bis ichs endlich erfahren. Es scheinet, daß der Chinesische Name **Yeou**, den verschiedene Gattungen Oel führen, sich weniger für dieses schicke als der Name **Tsi**, das ist, Ferniß; und ich vermuthe, daß man es in Europa mit diesem Namen nennen würde. Es wird dieses Oel oder Ferniß aus dem härtesten Stein zubereitet; welches aber nicht zu bewundern ist, weil man dafür hält, daß die Steine aus dem Salz und Oel der Erde entstehen, das sich mit einander vermischet, und zu solcher Härtigkeit verbindet. Ob nun wol derjenige Stein, daraus das **Pe tun tse** verfertiget wird, auch zum Oel ohne Unterscheid gebrauchet werden könte; so wählet man doch darunter die weissesten aus und die die meisten grünen Flecken haben. Die Geschichte von **Feou leang**, ob sie gleich nicht in allen Stücken alzu umständlich ist, bemerket, daß der beste Stein zu diesem Oel derjenige sey, der solche Flecken habe, wie die Cypressenblätter an Farbe beschaffen sind, oder auch solche Flecke die rothbraunlich sind, fast wie das Leinkraut.

§. 13.

Zubereitung desselben.

Der Stein muß zuförderst wohl abgewaschen werden, und darauf verfährt man eben so, wie beym **Pe tun tse**. Wenn man es im zweyten Gefäß hat, so wird zu dem ersten und feinesten, das man auf gehörige Weise abgeschöpfet hat, auf hundert Pfunden ein Pfund **Che kao** gethan, den man am Feuer heiß werden und klein stossen lassen. Dadurch wird derselbe ständig gemachet; doch siehet man allezeit dahin, daß er flüßig bleibe. Es wird aber dieses Steinöl nie allein gebraucht; sondern es wird ein anderes darunter gemischet, das gleichsam dessen Seele ist. Die Zubereitung desselben ist folgende. Man nimt grosse Stücke ungelöschten Kalk, die man mit Wasser besprenget, daß sie sich auflösen und zu Pulver werden. Man macht darauf eine Lage von trockenem Farrenkraut, auf welche eine Lage von gelöschtem Kalk geleget wird; und das geschicht wechselsweise einige mal nach einander, und legt endlich Feuer drunter. Wenn

dieses

dieses nun alles verzehret hat, so streuet man diese Asche auf anderes und neugelegtes trockenes Farrenkraut, und das geschicht fünf bis sechsmal nach einander. Man kans auch öfters thun, und das Oel wird desto besser. Sonst, heisset es in vorgedachter Historie von **Feou leang**, brauchte man ausser dem Farrenkraut auch das Holz eines gewissen Baums, dessen Frucht **Se tse** heisset; welche, wenn man sie nach ihrer Herbigkeit und Schärfe, so lange sie noch nicht reif ist, wie auch nach der kleinen Crone beurtheilen soll, damit sie gebildet ist, eine Art Mispeln zu seyn scheinet. Jetzo aber bedienet man sich derselben nicht mehr, vermuthlich deswegen, weil sie sehr rar geworden ist. Vielleicht rührts auch aus dem Mangel dieses Holzes her, daß das Porcelain heut zu Tage nicht mehr so schön ist, als in den vorigen Zeiten. Die vorzügliche Güte des Kalks und Farrenkrauts träget auch nicht wenig zur Güte des Oels bey; und ich habe angemerket, daß einiges, das hie und daher komt, besser sey, als welches man von andern Oertern bringet.

§. 14.

Fortsetzung. Wenn man nun von dieser aus Kalk und Farrenkaut gemachten Asche eine Quantität gesamlet hat, so schüttet man sie in ein mit Wasser angefülletes irdenes Gefäß. Zu hundert Pfunden thut man ein Pfund **Che kao**, löset es darinnen auf, schüttet es durch einander und läst es hernach ruhen, bis sich auf der Oberfläche eine Rinde ansetzet, die man abnimt, und sie in ein anderes Gefäß wirft; und das geschicht etliche mal nach einander. Wenn sich nun auf dem Boden des andern Gefässes ein Teig gesetzet hat, so giesset man das Wasser sachte ab, und der darin bleibende Bodensatz ist dasjenige Oel, das mit dem vorhergehenden vermischet werden muß. Man muß es aber in der Vermischung so zu treffen wissen, daß beyde Materien von gleicher Ständigkeit oder Consistenz sind. Und damit man davon desto eigentlicher urtheilen könne, so wirft man vor der Vermischung zu verschiedenen malen kleine Stücke von **Pe tun tse** hinein: und wenn man diese wieder heraus nimt, so kan man es an ihrer Oberfläche gleich sehen, ob die Ständigkeit beyder Theile gleich sey. So viel von der Beschaffenheit dieser beyden Oele. Anlangend die Dosin und gehöriges Maas, so ist das allersicherste, daß man zehen Maas Steinöl mit einem Maas des aus Kalk und Farrenkraut zubereiteteten Oels vermische. Die Kaufleute, die mit diesem Oel handeln, brauchen eben keine sonderliche Künste, es zu vermehren, wenn sie sonst Lust haben, zu betrügen. Sie dürfen nur Wasser hinein giessen, und zur Verbergung ihres Betrugs etwas von **Che kao** hinzuthun, so verhindert dieses letztere, daß die Materie von dem zugegossenen Wasser nicht alzuflüßig wird.

§. 15.

Andere gattung, des zum Porcelain brauchbaren fernisses. Man hat noch eine andere Gattung Ferniß, der **Tsi kin yeou**, oder der braune Goldferniß heisset; ich wolte ihn lieber den meßingfarbenen oder Caffebraunen Ferniß nennen. Es ist derselbe eine ganz neue Erfindung. Man braucht dazu die gemeine gelbe Erde, mit welcher man es so hält, wie mit mehrgedachtem **Pe tun tse**; und wenn diese zubereitet worden, so nimt man das allerfeineste davon, wirft es ins Wasser und machet einen Schleim daraus, der so flüßig als der gemeine Ferniß **Pe yeou** ist, der in den Felsenritzen angetroffen zu werdeu pfleget. Diese beyden Fernisse **Tsi kin** und **Pe yeou** werden nun mit einander vermischet, und müssen daher von gleicher Flüßigkeit seyn. Man stelt den Versuch so an, wie vorhin, daß man etwas von **Pe tun tse** in beyde Fernisse wirft. Dringet nun ein jeder Ferniß in diese Materie ein, so urtheilet man, daß ihre

ihre Flüßigkeit gleich sey, und daß sie mit einander vermischet werden können. Man thut auch zu diesem Ferniß Tsi kin, etwas von dem aus Kalk und Farrenkraut zubereiteten Oel, das mit dem Pe yeou gleich flüßig seyn muß; doch mehr oder weniger, nachdem man den Tsi kin klar haben will. Die Probe davon wird verschiedentlich gemacht. Man misset zwo Schalen von dem Tsi kin mit acht Schalen Pe yeou zusammen; und in vier Schalen dieses gemischten Fernisses schüttet man eine Schale von diesem aus Kalk und Farrenkraut zubereiteten Ferniß.

§. 16.

Man hat erst vor kurzer Zeit das Geheimniß erfunden, das Porcelain mit Tsoui oder auf Violet zu mahlen und zu vergulden. Man hat einen Versuch gethan, eine Vermischung von Goldblättern, mit Ferniß und Staub von Kieselsteinen zu machen, die man eben so auftrug als das rothe Oel; es hat aber mit demselben nicht gelingen wollen, und man hat gefunden, daß der Ferniß Tsi kin vielmehr Annehmlichkeiten habe. Sonst ist man gewohnt gewesen, den vergüldeten Ferniß von aussen auf die Gefässe, inwendig aber den weissen aufzutragen. Nach der Zeit hat man diesen Gebrauch geändert, und hat auf eine Schale oder Gefäß, so man mit Tsi kin überfernissen wollen, erst an einem oder zwey Oertern entweder ein rundes oder ein eckigtes feuchtes Papier aufgeleget; und wenn man den Ferniß aufgetragen, so nahm man das Papier wieder ab, und bemahlte denn den bedeckt gewesenen Raum entweder roth oder blau. Wenn das Porcelain trocken worden war, so gab man ihm den gewönlichen Ferniß. Einige belegen auch den leer gebliebenen Raum mit einer blauen oder schwarzen Farbe, darauf sie alsdann nach dem ersten Brande die Verguldung bringen. Damit kans jeder halten, wie es ihm gut dünkt.

§. 17.

Beschreibung, wie das Porcelain verfertiget wird.

Ehe wir aber umständlicher erklären, wie das Oel oder der Ferniß aufgetragen wird; so wollen wir erst beschreiben, auf was Art und Weise das Porcelain gebildet wird. Ich will mit dem den Anfang machen, was an den Orten zu King te tching vorzugehen pfleget, wo noch die wenigsten Menschen geschäftig sind. Daselbst sind zuförderst zwischen einer Mauer grosse und geraumliche Schoppen angeleget, darunter auf verschiedenen Geländern eine unzählige Menge irdener Gefässe stehen. Innerhalb dieser Mauer arbeiten unbeschreiblich viele Handwerksleute, davon jeder seine eigene Verrichtung hat. Ein jedes Porcelaingefäß gehet ohne die geringste Unordnung wol durch zwanzig Menschen ihre Hände durch, ehe es zum erstenmal in den Ofen gebracht werden kan. Ohne Zweifel hat mans aus der Erfahrung, daß das Werk auf die Weise am hurtigsten von statten gehet. Die erste Arbeit bestehet darin, daß sie die Materie Pe tun tse und Kao lin von den Schlacken reinigen, die derselben ankleben, wenn man sie kaufet. Man zermalmet das Pe tun tse, und wirft es in ein Gefäß mit Wasser; man rühret es in demselben so lange, bis es sich völlig auflöset, alsdenn läst man es in etwas ruhen, und schöpfet dasjenige ab, was auf der Oberfläche desselben schwimmet, und so verfährt man weiter; wie es oben bereits angezeiget worden. Was aber die Materie Kao lin anlanget, so ist es nicht nöthig, dieselbe zu zermalmen. Man darf sie nur in ein mit Wasser angefültes Gefäß thun, so sinkt es darin von selbst leicht unter. Es bleibet weiter nichts als Unreinigkeiten übrig, die man wegwerfen muß. Von diesem Unrath samlen sich binnen Jahresfrist grosse Berge, die wie ein weisser und schwammigter Sand aussehen,

und

und die man wegschaffen muß, wenn man Raum gewinnen will. Wenn diese beyde Materien Pe tun tse und Kao lin also zubereitet werden, so müssen sie auch in gehöriger Proportion unter einander gemischet werden. Zu dem feinen Porcelain nimt man eben so viel Pe tun tse, als Kao lin; zu dem mittlern aber nimt man zu sechs Theilen Pe tun tse vier Theile Kao lin. Das wenigste, so man thun kan, ist dieses, daß man auf drey Theile Pe tun tse einen Theil Kao lin nimt.

§. 18.

Fortsetzung. Wenn diese erste Arbeit geschehen, so wird die Masse in ein Gefäs gethan, das auf dem Boden und auf allen Seiten wol verkittet ist; darin knetet man dieselbe so lange, bis sie anfängt hart zu werden. Und das ist eine sehr saure Arbeit. Die Christen, so dabey gebraucht wurden, hatten selten Zeit zur Kirche zu kommen, und sie konten keine Erlaubniß erlangen, wo sie nicht andere an ihre Stelle schaften, weil alle andere Arbeiten gehindert werden, so bald diese nicht fortgesetzet wird. Wenn diese Masse auf ietzt beschriebene Weise durchgearbeitet worden, so zertheilet man sie in mehrere Stücken, die man auf lange Schiefersteine nach einander hinleget. Hier knetet man sie nochmals, weltzet sie auf allen Seiten herum, und sorget recht sehr dafür, daß theils kein leerer Raum wo übrig bleibe, theils keine andere Materie damit vermischet werde. Ein eintziges Härgen, ein Sandkörngen würde die ganze Masse verderben. Wenn es darin versehen wird, so springt das Porcelain auf, oder wirft sich, oder bekomt sonst einen Fehler. Aus diesen ersten Elementen entstehen so viele schöne Porcelainstücke, die theils auf der Scheibe gedrehet, theils in Formen gebildet und hernach mit dem Meissel zur Vollkommenheit gebracht werden.

§. 19.

Fortsetzung. Alle schlechte und gerade Stücke werden auf die erste Art verfertiget. Eine Tasse, zum Exempel, wenn sie von der Scheibe komt, ist nichts anders als ein unvolkommener Deckel, fast wie der Deckel eines Hutes, der noch nicht über den Stock geschlagen worden. Der Werkmeister, der ihn unter die Hände nimt, giebt ihm erst diejenige Gestalt, die er haben soll, und er komt aus dessen Händen schon wieder zurück, wenn er kaum unter dieselben gekommen. Denn er verdienet von einem Bret nicht mehr als drey Pfennige; und ein iegliches Bret ist mit 26 Tassen besetzet. Der Fuß der Tasse ist alsdenn noch weiter nichts als ein Stück Erde, so groß als der Diameter derselben werden soll, und der hernach mit dem Meissel besser ausgearbeitet wird, wenn die Tasse trocken und so vest worden, daß die Zierrathen daran verfertiget werden können. Wenn die Tasse von der Scheibe komt, so nimt sie ein anderer an, und setzet sie auf eine Tafel, daß sie einen geraden Boden bekomt. Bald darauf wird sie dem dritten übergeben, der sie auf die Form bringet, und ihr die Gestalt giebt, die sie haben soll. Der vierte polirt die Tasse mit einem Meissel, sonderlich am Rande, und macht sie so dünne, als es nöthig ist, wenn sie durchsichtig werden soll. Er reibet dieselbe hierauf zu verschiedenenmalen, und befeuchtet sie ein wenig, fals sie alzutrocken wäre, damit sie nicht zerbreche. Wenn die Tasse von der Form gebracht worden, so muß sie bald darauf aufs neue ganz sachte auf derselben herumgedrehet werden, doch so behutsam, daß man sie nicht auf einer Seite mehr drücke als auf der andern, weil sie sonst hohl, krum werden oder sich werfen möchte. Es ist recht mit Erstaunen anzusehen, wie schnell die Gefässe durch so viele Hände durchgehen. Man sagt, daß ein jedes Stück gebranten Por-

Porcelains wol durch siebenzig Hände durchmüste. Mir wird dieses nicht schwer zu glauben, nachdem ich selbst ein Zuschauer dabey gewesen. Diese grosse Officinen sind oft für mich ein Areopagus gewesen, wo ich den Namen desjenigen verkündiget habe, der die Menschen aus Leimen gemacht, dessen Hände einige zu Gefässen der Ehre, andere aber zu Gefässen der Unehre bereitet haben.

§. 20.

Verfertigung grosser stücken.

Die grossen Porcelainstücken werden nicht auf einmal gemachet. Die eine Helfte wird erst von drey oder vier Männern, die sie auf allen Seiten halten, auf die Scheibe gebracht, um derselben die gehörige Gestalt zu geben; die andere Helfte aber wird, wenn sie bald trocken worden, drangefüget, und zwar vermittelst eben der Materie, daraus das Porcelain bestehet, welche man vorher im Wasser auflöset und gleichsam einen Leim daraus machet, damit man es zusammen kittet. Wenn die also zusammen gekitteten Theile trocken geworden, so polirt man inwendig und auswendig den Ort mit einem Messer, wo sie zusammen gefüget worden, und überstreicht die Fuge mit Firniß, wodurch sie den übrigen Theilen gleich wird. Auf eben die Weise pfleget man Handhaben, Griffe, und dergleichen an die Gefässe zu bevestigen. Und das betrift insonderheit das Porcelain, die auf Formen oder auch aus freyer Faust verfertiget werden, oder die sonst eine seltsame Gestalt haben, als Thiere, Götzenbilder, wunderliche Gesichter, Urnen und was sonst etwa die Europäer gebildet haben wollen. Dergleichen auf Formen gebildete Sachen werden in drey bis vier Stücke abgetheilet, die man nach und nach zusammensetzet, und sie ahnählig mit den beqvemen Instrumenten poliret, aushöhlet oder sonst Zierrathen anbringet, die ihnen auf der Form nicht beygebracht werden können.

§. 21.

Von den angebrachten zierrathen.

Was die Blumen und andere Zierrathen, die nicht von erhabener Arbeit sind, sondern die man ausgegraben nennen möchte, anlanget, so werden sie mit Griffeln, Grabstichelu oder auch durch Formen angebracht; auch werden zubereitete Relief auf eben die Art appliciret, wie etwa die güldenen Galonen auf die Kleider geleget werden. Ich habe hievon folgendes selbst wahrgenommen. Wenn man das verlangte Muster hat, darnach das Porcelain gebildet werden soll, und dessen Bildung ihm nicht auf der Scheibe gegeben werden kan, so leget man die Erde, die noch geformet werden kan, drüber her: die Figur drucket sich in dieselbe ein, und wenn dis geschehen, so lässet man sie trocken werden. Wenn man sich der Form bedienen will, so hält man sie ein wenig ans Feuer. Man bringt alsdenn das Porcelain drüber, so dick als man das Gefäs haben will. Man drückt die Materie auf allen Seiten an, und hält die Form wieder ans Feuer. Dadurch löset sich die Materie von der Form ab, indem das Feuer den Leim zerschmelzet, damit sie an die Form bevestiget war. Die von einander unterschiedenen aber doch zusammen gehörigen Theile eines Stückes werden mit der feuchtgemachten Materie des Porcelains mit einander verbunden. Ich habe auf die Weise grosse Figuren zusammen setzen sehen, die ganz massiv waren. Man hatte die Masse vorher hart werden lassen, und ihr die Gestalt gegeben, die sie haben solte. Hierauf arbeitete man sie mit dem Meissel aus, und fügte die Theile ins Ganze zusammen. Dergleichen Verrichtungen erfordern grosse Aufmerksamkeit, wie denn auch alles, was man daran findet, auserlesen genennet werden kan.

§. 22.

§. 22.

Wenn nun die Bildung eines Gefässes vollendet ist, so überzieht man es mit Ferniß und bringts ans Feuer. Man bemahlet es, so man anders will, mit verschiedenen Farben, trägt das Gold auf und bringts zum andernmal in den Ofen. Das auf die Weise zubereitete Porcelain wird überaus theuer verkauft. Nur muß es vor der Kälte in acht genommen werden; die darin steckende Feuchtigkeit machet, daß es aufberstet, wenn es nicht in gleicher Temperatur trocken werden kan. Diesem Uebel vorzukommen, so pflegt man in den Werkstätten einzuheitzen. Die Muster, deren man sich bedienet, bestehen aus einer gelben schlechten Erde, die gemeiniglich nicht weit von King te tching gegraben wird. Es wird dieselbe wohl durchgeknetet, und wenn sie sich verbunden und ständig worden, so nimt man so viel von der Masse, als zu einer Form erfordert wird. So bald sie die gehörige Gestalt bekommen, so läst man sie trocken werden. Diese Arbeit wird theuer bezahlet. Wenn eine bestelte Arbeit bald geliefert werden soll, so werden die Formen in grosser Anzahl verfertiget, damit viele Personen zugleich dabey Hand anlegen können. Wenn man die Formen in acht nimt, so können sie lange gebraucht werden. Ein Kaufman, der diese Formen zu einer Arbeit, die von den Europäern verlanget wird, bereit hält, der kan sie zeitiger und wohlfeiler liefern und doch mehr verdienen, als ein anderer, der erst die Zeit mit Anschaffung neuer Formen hinbringen muß. Wenn diese Formen bersten oder sonst ausspringen, so können sie nicht weiter, als nur zu kleinerer Arbeit gebraucht werden. Man streicht sie sodann aus, und bringt sie ans Feuer, daß sie noch einmal dienen können.

Beschreibung der formen.

§. 23.

Nun ist es Zeit, das Porcelain zu schmücken, und es den Händen der Mahler zu übergeben. Diese Porcelainmahler sind eben solche armselige Bettler als die andern Leute in dieser Fabric; und darüber darf man sich auch nicht wundern, weil die allermeisten, nur einige wenige ausgenommen, in Europa bey ihrer Kunst kaum für Lehrlinge von einigen Monaten würden angesehen werden können. Die Chinesischen Mahler haben bey ihrer Kunst keine gewisse Grundreguln; alles, was sie wissen, bestehet in einer gewissen Uebung, die von einer nicht alzugesegneten Einbildungskraft begleitet wird. Sie wissen nichts von den schönen Reguln dieser Kunst. Doch muß man ihnen das lassen, daß sie eine eigene Geschicklichkeit haben, so wol das Porcelain als auch die Sonnenschirme und Laternen mit Blumen, Thieren und Landschaften so fein zu bemahlen, daß es zu bewundern ist. Es ist aber diese Mahlerarbeit in einer besondern Werkstatt unter sehr viele Hände vertheilet. Einige thun weiter nichts, als daß sie den ersten gemahlten Cirkul ziehen, den man am Rande desselben zu finden pfleget. Andere machen den ersten Riß zu den Blumen, die hernach von andern weiter ausgemahlet werden; und zwar so, daß einige Berge und Landschaften, andere aber Vögel und Thiere mahlen. Die menschlichen Figuren sind allemal die schlechtesten. Nur gewisse Landschaften und Städte, die man aus Europa nach China bringet, gestatten uns nicht, die Chineser mit ihrer Mahlerey auszulachen.

Von auftragung des fernisses und der farben.

§. 24.

Die Farben, die auf das Porcelain getragen werden, sind gar verschiedentlich. In Europa bekomt man nur diejenige zu sehen, die hoch blau ist, und einen weissen Grund hat.

Verschiedenheit der farben.

hat. Ich glaube indes, daß unsere Kaufleute auch andere dahin bringen werden*). Man findet solche darunter, deren Boden unsern Brenspiegeln nicht ungleich ist. Einiges ist ganz und gar roth, mit dem Unterschied, daß einiges ein öligtes Roth hat und **Yeou li hong** heisset; das andere **Tcheoui hong** heisset, welches letzte mit kleinen Pünctgen, wie unsere Miniaturarbeit, besäet ist. Wenn diese beyden Farben gelingen und zu ihrer Volkommenheit gelangen, welches sehr selten geschicht, so wird die Arbeit hoch geschätzet, und ist ungemein theuer. Endlich giebts auch solches Porcelain, da die darauf gemahlten Landschaften mit allerhand Farben gezeichnet und durch Goldstriche unterschieden werden. Sie lassen sehr schön, wenn man anders was dran wenden will; doch ist das gewöhnliche Porcelain nicht mit dem zu vergleichen, das blos mit dem Lasurstein bemahlet ist. Die Jahrbücher von **King te tching** melden, daß das Volk vor Zeiten kein anderes als weisses Porcelain gehabt habe; vermuthlich deswegen, weil man damals in der Gegend **Jao tcheou** einen schlechtern Lasurstein gehabt, als derjenige ist, dessen man sich jetzo zum feinesten Porcelain bedienet, der weit her gebracht wird, und sehr theuer ist.

§. 25.

Erfindung und beschaffenheit des lasursteins.

Man erzählet von einem Porcelainhändler, der an einer Küste mit seinem Porcelain Schifbruch gelitten, daß er daselbst grössere Reichthümer gefunden, als er verloren. Indem er so an der Küste herum geirret, da seine Leute inzwischen die Trümmern auf ein kleines Schif zu bringen bemühet gewesen, so hätte er Steine gefunden, die sehr beqvem gewesen, den besten Lasur daraus zu bereiten, daher er eine grosse Ladung davon mit sich genommen, und man habe zu **King te tching** noch nie dergleichen köstlichen Lasur gehabt. Er habe sich nach der Zeit umsonst bemühet, diejenige Gegend wieder zu finden, dahin ihn vorher ein Unglücksfall geführet. Es wird aber der Lasur folgendergestalt zubereitet. Man scharret ihn in Sand, der etwa einen halben Fuß hoch im Ofen lieget. Darin muß dieser Stein 24 Stunden rösten, und alsdann macht man ihn zu einem recht unfühlbaren Staub, wie die andern Farben, doch nicht auf Marmor, sondern in grossen Porcelainmörsern, deren Boden nicht gefernist ist, und deren Keulen ebenfals aus Porcelain bestehen. Hiebey ist folgendes noch wohl zu bemerken. 1) Ehe man den Lasurstein in den heissen Sand verscharret, so muß man ihn zuvor wol waschen, und die daran sitzende Erde abthun. 2) Man muß ihn in ein wohlverwahrtes Porcelaingefäß legen. 3) Wenn er genung geröstet ist, so stösset man ihn klein, siebet ihn durch und thut ihn in ein gefernist Gefäs; in demselben giesset man heisses Wasser darauf und schüttelt ihn um; den oben schwimmenden Schaum nimt man ab, und giesset das übrige Wasser weg. Dieses Aufgiessen des siedenden Wassers muß wenigstens zweymal geschehen. Darauf nimt man den feuchten Lasurstaub, macht einen zarten Teig daraus und thut solchen in einen Mörser, in welchem er eine geraume Zeit durchgestampfet werden muß.

§. 26.

Wo er gefunden werde.

Man hat mich versichert, daß der Lasurstein in den Steinkohlenbergwerken, oder doch in den benachbarten rothen Steinbrüchen angetroffen werde. Er lässet sich oberhalb über der Erde sehen, und das ist ein untrügliches Merkmal, daß man daselbst, so man weiter

*) Es ist solches auch geschehen, was der P. Dentrecolles vermuthet, indem wir nun allerley Arten des Chinesischen Porcelains von allerley Farben unter uns haben.

weiter nachgräbet, mehrern Vorrath finden werde. In den Minen selbst findet man ihn in kleinen Stücken, die etwa zwey Daumen groß, dabey platt und nicht rund sind. Der grobe Lasurstein ist sehr gemein; der feine aber wird desto seltener gefunden, und es ist so was leichtes nicht, denselben blos mit den Augen zu unterscheiden. Man muß eine Probe anstellen, so man nicht damit betrogen seyn will. Diese bestehet nun darin, daß man ein Stück Porcelain damit bemahlet, und solches in den Ofen bringet. Wenn in Europa guter Lasurstein wäre, desgleichen guter **Tsiu** oder Violetfarbe, so würde das für China eine trefliche Waare seyn, und man würde für ein klein Paquetgen eine grosse Menge Porcelain zurück nehmen können. Den **Tsiu** bezahlet man die Büchse mit neun Livers, und die Büchse **Leao** oder Lasur mit 2 Taels oder 5 Thalern.

§. 27.

Auftragung der schwarzen.

Man hat verschiedene Versuche angestellet, das Porcelain mit der feinesten Chinesischen Dinte schwarz zu bemahlen, es hat aber nicht gelingen wollen. So bald man das Porcelain wieder aus dem Ofen hervorgebracht, so ist es wieder weiß gewesen. Denn da die Theile dieser Farbe nicht beständig genung gewesen, so waren sie durch die Heftigkeit des Feuers gar bald aufgelöset worden; oder besser zu sagen, sie waren nicht stark genung gewesen, in den Firniß selbst einzudringen und eine davon verschiedene Farbe zu behalten.

Der rothen farbe.

Die **rothe Farbe** wird vermittelst des Kupferwassers, **Tsao fan**, aufgetragen. Vielleicht besitzen die Chineser hierin was besonders, daher will ich es beschreiben, wie sie es machen. Man giesset das Kupferwasser in einen Krug, darin man es stark herum schwenket. Im Deckel dieses Kruges befindet sich eine kleine Oefnung, die leicht zugemachet wird, damit man sie, wenns nöthig ist, auch wieder öfnen könne. Diesen Krug umgiebt man mit einem starken Kohlenfeuer, um welches man Ziegelsteine herum stellet, daß die Hitze desto besser zusammen gehalten werde. So lange ein schwarzer Dampf aus dem Gefäs in die Höhe steiget, so ist die Materie noch nicht im guten Stande; sie ist es aber, so bald ein heller und dünner Rauch erfolget. Alsdann nimt man etwas von dem gekochten Kupferwasser, vermenget es mit einem andern Wasser, und macht einen Versuch damit auf Fichtenholz. Wird es schön roth, so thut man das Gehege ums Feuer weg, und schiebet das Loch des Kruges doch nicht ganz zu. Wenn alles kalt worden, so findet man, daß sich unten im Kruge eine rothe Masse gesetzet hat. Das feineste Roth aber ist dasjenige, das oben am Deckel sitzet. Ein Pfund solches Kupferwassers giebt vier Unzen rothe Farbe, damit man das Porcelain bemahlet.

§. 28.

Der weissen, gelben und violetfarbe.

Ob wol das Porcelain seiner Natur nach weiß ist, und das Oel, damit es bestrichen wird (§. 12.) seine Weisse noch vermehret; so giebts doch gewisse Figuren, zu welchen man insonderheit die weisse Farbe nebst den andern erwählet. Diese weisse Farbe wird aus dem Staube eines durchsichtigen Kieselsteins gemachet, den man eben so, als den Lasurstein, im Ofen calciniret. Zu einer halben Unze dieses Staubes thut man eine Unze gepülvert Bleyweis, welches auch mit andern Farben vermischet wird. Wenn man z. E. die grüne Farbe machen will, so thut man zu einer Unze des Kieselsteinstaubes drey Unzen derjenigen Materie, die man **Tong hoa pien** nennet. Ich solte nach den Merkmalen, die ich davon habe, fast glauben, daß es die feinesten Schlacken von geschlagenem Kupfer wären. Die grüne Farbe, wenn sie auf die Weise zubereitet worden, wird die

Matrice von der Violetfarbe, die durch Vermischung mit einer Dosi weisser Farbe entstehet. Man nimt mehr grünes, nachdem das Violet einen dunklern Grund haben soll. Die gelbe Farbe entstehet aus Vermischung von sieben Drachmen präparirter weisser Farbe mit drey Drachmen rother Farbe aus dem Kupferwasser. Alle diese Farben, wenn sie auf das bereits einmal gebrante Porcelain getragen werden, erscheinen eher nicht als nach dem andern Brande grün, blau, gelb oder roth. Die Christen, die dieses Handwerk treiben, haben nur vom Bleyweis gegen mich gedacht, welches mit der im Gummi aufgelösten Farbe vermischet werde.

§. 29.

Von dem rothen öl.

Die rothe öhligte Farbe wird aus rothen Kupferkörnern und aus dem Staube eines gewissen Kieselsteins gemachet, der ins rothe fält. Ein gewisser christlicher Medicus hat mir gesagt, daß dieser Stein eine Art desjenigen Alauns wäre, dessen man sich in der Arzeney bedienete. Man zerstösset denselben in einem Mörser, und vermischet ihn mit dem Urin eines jungen Knaben, und mit dem Oel **Pe yeou.** Ich habe aber die Quantität der dazugehörigen Ingredientien nicht erfahren können. Diejenigen, so dieses Geheimniß wissen, halten es gemeiniglich auch sehr geheim. Diese Vermischung trägt man auf das Porcelain, wenn es noch nicht im Ofen gewesen, und man bringt auch keinen andern Ferniß darauf. Nur muß man sich in acht nehmen, daß die Farbe nicht unter währendem Brennen im Gefäs zusammen laufe. Man hat mich versichern wollen, daß man das Porcelain, darauf man diese Farbe tragen wolle, nicht aus dem **Pe tun tse** (§. 6.) mache, sondern daß man sich des **Kao lin** (§. 8.) von gelber Erde bediene, wenn es eben so wie jenes zubereitet worden. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß diese Erde fähiger sey die Farbe anzunehmen.

§. 30.

Fortsetzung.

Vielleicht ist man begierig zu vernehmen, wie diese Kupferkörner zubereitet werden. Man weiß, und ich habe es bereits oben erinnert, daß man in China kein gemünztes Silbergeld führet; sondern man bedienet sich ungemünzter Silberstücken, darunter viele befindlich sind, die nicht das rechte Schrot und Korn haben. Dennoch kommen Gelegenheiten vor, da man sie in fein Silber verwandeln muß, wenn zum Exempel Zoll, Steuren und andere Abgaben entrichtet werden sollen. Alsdann nimt man seine Zuflucht zu denjenigen Künstlern, die sonst nichts anders thun, als daß sie das Silber in den Oefen schmelzen, Kupfer und Bley von demselben absondern. Aus dem Kupfer machen sie nun solche runde Körner, die vermuthlich viel unmerkliche Theile vom Silber und Bley an sich behalten. Ehe aber dieses geschmelzte Kupfer wieder gerinnet und hart wird, so nimt man ein Gebinde zarter Reiser, ohngefähr wie eine Kinderruthe, tunket sie ins Wasser und bespritzt damit das geschmolzene Kupfer. Dadurch setzet sich über demselben eine zarte Haut, die man mit kleinen eisernen Häkgen abziehet und in kaltes Wasser wirft, in welchem sich gedachte Körner bilden, so oft als man etwas neues hinein wirft. Ich halte dafür, wenn man einen gewissen Spiritus oder abgezogenes Wasser gebrauchte, das Kupfer damit aufzulösen, so würde das Kupfer noch besser zu der vorgedachten rothen Farbe brauchbar werden. Allein die Chineser verstehen das Geheimniß mit starken und abgezogenen Wassern nicht; ihre Erfindungen sind alle überaus einfältig. Die andere Art rother Farbe, die durchs blasen aufgetragen wird, pflegt auf folgende Art zubereitet zu werden. Man nimt eine bereits zubereitete rothe Farbe

und

und einen Trichter oder Röhre, deren eines Ende mit einer sehr feinen und dichten Leinwand bedecket ist. Mit diesem Ende berühren sie die rothe Farbe ganz sachte, die sich denn daran setzet. Darauf bläset man durch die Röhre auf das Porcelain, welches dadurch mit unzähligen rothen Pünktgen besäet wird. Diese Art des Porcelain ist noch weit seltener und theurer als das vorhergehende, weil die Vollendung desselben sehr schwer ist, so man anders in allen Stücken die gehörige Proportion beobachten will.

§. 31.

Von aufblasung der blauen farbe.

Man bläset die blaue Farbe eben so, wie die rothe, gegen das Porcelain, und man kan leichter damit zu Stande kommen. Die Künstler gestehen auch, daß wenn jemand die Kosten nicht scheuete, man das Gold und Silber eben so gegen schwarzes oder blaues Porcelain würde anblasen, das ist, einen Gold- und Silberregen darüber ausstreuen können. Diese Art Porcelain, von ganz neuem Geschmack, werde auch ohnfehlbar Beyfal finden. Zuweilen pflegt man auch selbst den Ferniß aufzublasen. Vor einiger Zeit ward vor den Käyser ein so feines und zartes Porcelain verfertiget, daß man es auf Baumwolle stellen muste, aus Beysorge, solches seiner Zärtlichkeit halber zu zerbrechen. Da es nun nicht möglich war, solches in den Ferniß einzutunken, weil es unter den Händen zerbrochen seyn würde, so blies man den Ferniß drauf, und bedeckte damit das ganze Gefäs. Ich habe bemerket, daß die Künstler beym Aufblasen der blauen Farbe eine gewisse Vorsichtigkeit zur Erhaltung der Farbe beobachten, als welche auf dem Porcelain nicht alzu gut haften will. Sie stellen nemlich das Gefäß auf ein Fußgestelle und breiten einen grossen Bogen Papier, und lassens eine Zeitlang darauf stehen. Wenn der Lasur trocken worden, so nehmen sie es weg, und reiben das Papier mit einer kleinen Bürste ab.

§. 32.

Von vermischung ihrer farben.

Um aber etwas eigentlicher zu beschreiben, wie die Chinesischen Mahler ihre Farben mischen, und neue aus denselben hervorbringen, so muß vor allen Dingen das Verhältniß des Chinesischen Gewichtes angezeiget werden. 1. **Kin** oder das Chinesische Pfund hat 16 Unzen, die man **Leangs** oder auch **Taels** nennet. 2. Ein **Leang** oder **Tael** ist eine Chinesische **Unze**. 3. **Tsien** oder **Mas** ist der zehente Theil eines **Tael** oder **Unze**. 4. **Fuen** ist der zehente Theil vom **Tsien** oder **Mas**. 5. **Ly** ist der zehente Theil vom **Fuen**. 6. **Hao** aber der zehente Theil vom **Ly**. Dieses voraus gesetzet, so wird das rothe vom Kupferwasser, welches **Tsoa fan** heisset, und dessen man sich zu dem bereits einmal gebranten Porcelain bedienet, also vermischet. Zu einem **Tael** Bleyweiß thut man zwey **Tsien** oder **Mas** von dieser rothen Farbe. Beydes wird durch- und untereinander gesiebet. Man verbindet es hernach vermittelst eines Leimwassers, welches unter andern die Eigenschaft an sich hat, daß die aufgetragene Farbe desto eher haftet. Da aber die Farben, fals sie alzudicke aufgelegt würden, eine Ungleichheit auf der Oberfläche machen würden; so pflegt man nicht selten den Pinsel ganz leicht erst ins Wasser zu tunken, ehe man mit demselben die Farbe berühret.

§. 33.

Fortsetzung.

Wenn man **weisse Farbe** machen will, so nimt man zu einem **Tael** oder Unze Bleyweiß drey **Mas** und drey **Fouen** von dem Pulver der durchsichtigen Kieselsteine, die man vorher im heissen Sande calciniret und aufgelöset. Dieses Pulver muß so subtil seyn, daß man es unter den Händen kaum fühlen kan. Zur Verbindung dieses Pulvers

vers mit dem Bleyweiß bedienet man sich schlechten Wassers. Die dunkelgrüne Farbe bereitet man so zu, wenn man eine Unze Bleyweiß mit drey Mas und drey Fuen vorgedachten Kieselsteinstaubs, ingleichen mit acht Fouen oder beynahe einem Mas von Tong hoa pien vermischet, welches letztere nichts anders als Schlacken von dem geschmolzenen Kupfer sind. Ich habe mir sagen lassen, daß dieses Tong hoa pien, wenn die grüne Farbe gut werden solte, zuvor wohl abgewaschen und die Kupferkörner abgesondert werden musten, die leicht damit vermischet seyn könten, und wodurch die grüne Farbe verderbet werde. Man braucht weiter nichts als die Schlacken, das ist, diejenigen Theile, die sich am ersten absondern, wenn man dieses Metal zu bearbeiten anfänget. Anlangend die gelbe Farbe, so nimt man zu einer Unze Bleyweiß drey Mas und drey Fouen Kieselsteinstaub, ingleichen ein Fouen und acht Ly von dem gereinigten Roth, das noch mit keinem Bleyweiß vermischet worden. Ein anderer Künstler aber hat mir gesaget, daß er, wenn er eine recht schöne gelbe Farbe haben wolle, dritthalb Fouen von gedachtem Roth nehme. Eine Unze Bleyweiß, drey Mas und drey Fouen Kieselsteinstaub und zwey Ly Lasurstaub machen eine solche blaue Farbe, die ins Violetblaue fält. Ein gewisser Künstler, den ich darüber befraget, meinete, man müsse acht Ly vom Lasurstaub nehmen. Die Vermischung von grün und weiß, da man zum Exempel zu einem Theil grün zwey Theil weiß nimt, machet eine wassergrüne und sehr helle Farbe. Die Vermischung von grün und gelb, z. E. zwo Tassen dunkelgrün mit einer Tasse gelber Farbe, machet ein ganz blasses Grün, das dem Heu nahe komt. Wenn man schwarze Farbe haben will, so löset man den Lasurstaub mit Wasser auf. Er darf gar nicht dicke seyn, und man nimt etwas Leim dazu, der in Kalk aufgelöset und so steif gemachet worden, als der Fischleim zu seyn pfleget. Wenn man mit dieser schwarzen Farbe das Porcelain bemahlet hat, das man wieder in den Ofen bringen will; so überziehet man die schwarzen Flecken mit weisser Farbe. Unter währendem Brennen ziehet sich die weisse Farbe in die schwartze ein, so wie sich der gewöhnliche Ferniß in die blaue Farbe des gemeinen Porcelains einzuziehen pfleget.

§. 34.

Von der farbe Tsiu.

Es giebt eine andere Farbe, die man Tsiu zu nennen pfleget. Es ist dieses Tsiu ein mineralischer Stein, der dem Römischen Vitriol nahe komt. Wenn ich nach der Antwort gehen soll, die mir auf meine Fragen ertheilet worden, so wird mirs gar nicht schwer zu glauben, daß dieses Minerale etwa in Bley-Minen gefunden werde, woselbst es einige Eigenschaften des Bleyes an sich nimt und sich ohne Bleyweiß in das Porcelain einzuziehen pfleget, als welches das gewöhnliche Mittel ist, dessen man sich bey dem einmal gebranten Porcelaim zu bedienen pfleget. Aus diesem Tsiu machet man die dunkelblaue Farbe. Man findet es zu Canton und auch zu Peking. Allein, das letzte ist das beste. Daher wird auch eine Unze und acht Mas mit neun Livres oder 3 Thalern bezahlet. Das Tsiu läst sich schmelzen, und wenn es geschmolzen oder erweichet worden, so bedienen sich die Künstler desselben zur Bemahlung des Silbers. Es wird aber dieses Tsiu folgendergestalt zubereitet. Man röstet es nicht, wie den Lasurstein, sondern man zerstösset es und macht es zu einem feinen Staub. Darauf thut mans in ein Gefäs mit Wasser, schüttelt es ein wenig um, und giesset das Wasser weg, darin einige Unreinigkeit befindlich ist, hebet aber den auf dem Boden sitzenden Chrystall desto sorgfältiger auf. Diese Masse verlieret anfänglich ihren Glanz, und siehet von aussen etwas

was aschfarbigt aus. Aber es bekomt seine Violetfarbe wieder, so bald nur das Porcelain in die Hitze gekommen. Man kan es so lange erhalten als man will. Wenn man einige Poecelaingefässe damit bemahlen will, so darf man diese Farbe nur mit Wasser auflösen, und etwas Leim darunter mischen; wiewol dieses von einigen nicht einmal für nöthig gehalten wird. Davon muß man durch die angestelten Versuche am besten belehret werden. Wenn man Porcelain vergulden oder versilbern will, so thut man zwey Fuen von Bleyweiß zu zwey Mas Gold- oder Silberstaub. Das Silber hat insonderheit auf dem Ferniß Tsi kin einen treflichen Glanz. Wenn man einige Porcelaingefässe mit Gold, andere aber mit Siiber bemahlet, so müssen die Silberstücken nicht so lange im Ofen bleiben als die mit Gold bemahlten. Denn sonst verlieret das Silber seinen Glanz, ehe das Gold den seinigen in der Hitze erreichet.

§. 35.

Vom gemahlten porcelain.

Man hat in China auch eine Art gefärbtes Porcelain, das weit wohlfeiler zu kaufen ist, als dasjenige, so man mit allerhand Farben zu bemahlen pfleget, und welches ich bisher beschrieben habe. Vielleicht hat die Beschreibung desselben in Europa darinnen einen Nutzen, daß man es nachmachet, gesetzt, daß mans auch nicht zu der Volkommenheit des Chinesischen Porcelains brächte. Zur Verfertigung desselben ist eben so nöthig nicht, daß die Materie so gar fein sey. Man nimt dazu die Tassen, die bereits einmal in dem grossen Ofen gebrant, aber nicht überfernißt worden, die mithin noch ganz weiß sind und keinen Glanz haben. Man färbet es also, daß man es in das Gefäß, darin die Farbe ist, ganz eintunket, wenn sie überall einerley Farbe haben sollen. Will man sie aber verschiedentlich gefärbet haben, wie dasjenige Porcelain ist, das man Hoang lou ouan nennet, und welches nach gewissen Fächern grün, gelb, roth ꝛc. gefärbet ist; so trägt man die Farbe mit dem Pinsel auf. Doch kan nicht jede Farbe das Feuer ausstehen, daher sie denn erst nachher aufgetragen werden muß, und ist um deswillen von weniger Dauer. Und dahin gehöret die Zinnoberfarbe. Wenn man aber andere Farben anbringet, so wird das gefärbte Porcelain mit demjenigen, das noch gar nicht gebrant worden, in den grossen Ofen gethan. Nur muß man dahin sehen, daß man es mitten in den Ofen und gerade unter das Luftloch stelle, wo das Feuer nicht die meiste Kraft hat, weil sonst die Farben dadurch Schaden leiden würden.

§. 36.

Fortsetzung.

Die Farben, die sich auf dieses Porcelain am besten schicken, werden folgendergestalt zubereitet. Wenn man die grüne Farbe machen will, so nimt man Tong hoa pien, Salpeter und Kieselsteinstaub; man hat mir aber nicht gesagt, wie viel von einem jeden genommen werde. Wenn nun alles zusammen ganz zart gerieben worden, so läst man es zergehen und vermischet es zusammen im Wasser. Der gemeineste Lasurstein nebst Salpeter und Kieselsteinstaub giebt die Violetfarbe. Zu der gelben aber braucht man drey Mas Kupferroth, drey Unzen Kieselsteinstaub und eben so viel Bleyweiß. Will man weisse Farbe haben, so thut man zu vier Mas Kieselsteinstaub einen Tael oder Unze Bleyweiß. Alle diese Farben lässet man im Wasser zergehen. Und das ist es alles, was ich von den Farben dieses Porcelains habe erfahren können, weil ich unter meinen Neubekehrten keinen gehabt, der darin gearbeitet hätte.

§. 37.

Vom schwarzen porcelain.

Das schwarze Porcelain hat auch seinen Werth und Schönheit. Man nennet es **Ou mien**. Es ist aber mehr bleyfarbig als schwarz, und komt der Farbe unserer Brenspiegel nahe. Das Gold, so darauf getragen wird, giebt ihm eine neue Zierde. Die schwarze Farbe wird erst drauf gebracht, wenn es trucken worden; und zu dem Ende vermischet man drey Unzen Lasurstein mit sieben Unzen von dem gewönlichen Steinoel. Die Proben geben eigentlich das rechte Maas, darnach die Farbe mehr oder weniger dunkel werden soll. Wenn die aufgetragene Farbe trucken worden, so komt sie in den Ofen; hernach bringt man das Gold drauf, und thut sie aufs neue in einen besondern Ofen. Die schwarze glänzende Farbe oder Spiegelschwarz wird also aufs Porcelain gebracht, daß man es in ein Gefäß eintauchet, darin präparirter Lasurstein aufgelöset worden. Man nimt zwar nicht den besten dazu, doch muß er etwas dick und mit dem Firniß **Pe yeou** und **Tsi kin** vermischet seyn. Dazu komt etwas von dem Kalkoel und Asche von Farrenkraut. Die Proportion ist folgende. Zu zehen Unzen Lasurstein, der im Mörser ganz zart gerieben worden, nimt man eine Tasse **Tsi kin**, sieben Tassen **Pe yeou** und zwey Tassen vom Kalk- und Farrenkrautoel. Diese Vermischung führet ihren Firniß bey sich, und es ist nicht nöthig, das Porcelain besonders damit zu überziehen. Wenn man dieses schwarze Porcelain zur Hitze bringt, so muß es ebenfals mitten in den Ofen und nicht auf die Seiten des Gewölbes gebracht werden, als woselbst das Feuer die meiste Stärke hat.

§. 38.

Andere arten von porcelain.

Noch eine andere Art Porcelain wird in China gemachet, die ich sonst nirgend gesehen habe. Es ist allenthalben durchlöchert, in der Mitte aber stehet ein Becher, der die hinein gegossene Feuchtigkeit hält. Ich habe noch anderes gesehen, darauf Chinische und tartarische Damen recht nach dem Leben abgebildet gewesen. Ihre Kleidung, Farbe, Gesichtsbildung, alles war schön und auserlesen. Von ferne hätte man es für eine emaillirte Arbeit ansehen sollen. Es ist zu bemerken, daß, wenn man kein anderes als das Kieselsteinoel auf das Porcelain bringet, solches eine ganz besondere Art Porcelain wird, so man **Tsoui ki** nennet. Es ist überal gemarmert und mit unzähligen Adern durchzogen. Von ferne sollte man es für zerbrochenes Porcelain halten, dessen Theile alle in ihrer Stellung bleiben. Es kan mit zur Mosaischen Arbeit gezählet werden. Die Farbe, die dieses Oel giebet, ist aschfarbigt und glänzend. Ist das Porcelain mit Lasur überkleidet, und man bringet dieses Oel darauf, so siehet es auch ganz marmorartig aus, wenn es trocken worden.

§. 39.

Fortsetzung.

Man hat mir eine Art Porcelain gezeiget, die ich damals auch zum erstenmal gesehen, und die nun zur Mode worden ist. Es ist Olivenfarbig, und man nennet es **Long tsiuen**; einiges nennete man **Tsing ko**; welches der Name einer Frucht ist, die unsern Oliven sehr nahe komt. Das Porcelain bekomt aber diese Farbe, wenn man sieben Tassen vom Firniß **Tsi kin** mit vier Tassen vom Firniß **Pe yeou** vermischet; ferner zwo Tassen vom Kalk und Farrenkrautoel und eine Tasse vom Kieselsteinoel, Namens **Tsoui yeou**. Dieses überziehet das Porcelain mit einem sehr feinen Geäder. Bringt man es allein auf das Porcelain, so hat dieses keine Vestigkeit und keinen Klang wenn mans anrühret; so bald es aber mit den andern Oelen auch übertragen wird, so

klingt

klingt es und bekomt eine mehrere Vestigkeit. Man zeigte mir ferner ein Stück Porcelain, welches man **Yoa pien** oder die **Verwandelung** nante. Diese Verwandelung geschicht im Ofen, und wird entweder durch den Mangel, oder durch die Heftigkeit der Hitze, oder durch innere Zufälle veranlasset, die sich nicht so leicht bestimmen lassen. Indes ist ein solches Stück, das entweder nicht nach dem Sinn seines Meisters gerathen, oder das sonst einen ohngefähren Zufal erlitten, eben so schön und schätzbar. Der Meister will etwa ein Porcelain mit aufgeblasener rother Farbe machen; hundert darunter verderben, einige aber, die ich hier meine, kommen aus dem Ofen wie ein Agath heraus. Wolte man es wagen und mehrere Proben anstellen, so würde man endlich eine Kunst entdecken, die bis hieher nur ein blosser Zufal gewirket. Auf die Weise ist man darauf gekommen, das schwarze und glänzende Porcelain zu verfertigen, welches man **Ou king** nennet. Die ungleiche Beschaffenheit und Wirkung des Ofens hat zu dieser Untersuchung Anlas gegeben, und man hat endlich den wahren Grund gefunden.

§. 40.

Wie das gold aufgetragen wird.

Wenn man das Gold aufs Porcelain tragen will, so reibet man es erst und löset es in einer Porcelainschale auf, bis sich unter dem Wasser ein kleiner güldener Bogen zeiget. Dieses läst man trucken werden, und wenn man es brauchen will, so vermischet man es mit einem hinlänglichen Theil von Gummiwasser. Zu dreyßig Theilen Gold thut man drey Theile Bleyweiß, und trägt es hernach wie andere Farben auf das Porcelain. Da aber das Gold auf dem Porcelain mit der Zeit vergehet und seinen Glanz verlieret, so kan man demselben den Glanz wieder geben, wenn man es mit einem reinen Wasser überstreichet, und darauf die Verguldung mit einem Agathstein reibet. Man muß aber ja das Gefäß immer auf einerley Art reiben, z. E. von der rechten Hand zur linken. Der Rand des Porcelains ist insonderheit dem Zufal unterworfen, daß er rauh und schuppigt wird. Diesem nun zuvor zu kommen, so stärket man es mit kleingeriebener Asche vom Bambousrohr, die mit dem Ferniß vermischet wird, damit man das Porcelain überstreichet, und welches den Ferniß aschfarbig machet. Mit dieser Vermischung bestreichet man den Rand das trucken gewordenen Porcelains, welches man zu dem Ende auf eine Scheibe stellet. Wenn es Zeit ist, so überstreicht man so wol den Rand als auch alle Theile des Gefässes mit Ferniß, und der Rand bleibt nichts destoweniger recht weiß, wenn es aus dem Ofen komt. Da wir aber in Europa kein Bambousrohr haben, so sollte ich meinen, daß die Asche vom Weiden- oder vielmehr vom Holunderbaum eben die Dienste thun solte, als welcher letztere die meiste Aehnlichkeit mit dem Bambousrohr hat. Es ist dabey folgendes zu bemerken. 1. Ehe man das Bambousrohr zu Asche verbrennet, so muß man die grüne Schale davon abziehen, weil man versichern will, daß von dieser Schale das Porcelain im Ofen zerspringe. 2. Der Werkmeister muß sich in acht nehmen, daß er das Porcelain nicht mit fettigen oder oelichten Händen berühre: denn der berührte Ort würde im Ofen unfehlbar aufspringen.

§. 41.

Anmerkung hierüber.

Ich muß noch einen andern Umstand beyfügen, den ich erst kürzlich bemerket habe. Nemlich ehe man den Ferniß auf das Porcelain träget, so poliret man es und zwar so glatt, daß nicht die geringste Ungleichheit auf der Oberfläche übrig bleibet. Und das

geschicht vermittelst eines Pinsels, der aus den allerfeinesten Federn zubereitet worden. Diesen Pinsel befeuchtet man blos mit Wasser und fährt so denn mit leichter Hand darüber weg. Diese Mühe aber giebt man sich nur bey dem feinen Porcelain. Wenn der Ferniß das Porcelain besonders weiß machen soll, so thut man zu dreyzehen Tassen **Pe yeou**, eine Tasse von dem Kalk und Farrenkrautoel, das so flüßig als **Pe yeou** seyn muß. Dieser Ferniß ist sehr stark und darf nicht auf dasjenige Porcelain gebracht werden, welches man blau bemahlen will, weil diese Farbe, wenn sie aus der Hitze gekommen, nicht durch den Ferniß durchscheinen würde. Das Porcelain, so man mit diesem Ferniß überziehet, kan im Ofen die allergröste Hitze ausstehen. Man brennet es erst ganz weiß, um es entweder in dieser Farbe zu lassen, oder es zu vergulden, oder mit andern Farben zu bemahlen; worauf mans denn noch einmal in den Ofen bringet. Will man aber das Porcelain blau bemahlen, und zwar so, daß die Farbe, wenn es aus dem Ofen komt, durchscheine; so muß man nur sieben Tassen **Pe yeou** mit einer Tasse von gedachtem Ferniß vermischen.

§. 42.

Was wegen der grade der hitze zu merken.

Es ist hiebey noch überhaupt zu bemerken dienlich, daß dasjenige Porcelain, so mit dem Ferniß von Kalk und Farrenkraut überstrichen worden, an den temperirtesten Ort des Ofens gestellet werden müsse. Wenn man es in die gröste Hitze brächte, so würde das aufgetragene so gleich schmelzen und unten in der Schale zusammen laufen. Eben solche Beschaffenheit hat es mit dem rothen Oel, und mit der aufgeblasenen rothen Farbe und des **Long tsiuen**, weil zu diesem Ferniß das oben beschriebene Kupferroth genommen wird. Hingegen muß man das Porcelain recht hoch hinauf im Ofen bringen, so man blos mit dem **Tsoui yeou** übertragen hat. Dieser Ferniß giebt dem Porcelain unzählige Adern, daß es aussiehet, als ob es aus lauter einzelen Stücken zusammen gesetzet wäre.

§. 43.

Fortsetzung.

Wenn das Porcelaingefäß ganz und gar blau seyn soll, so braucht man den präparirten Lasur dazu, den man im Wasser zergehen lässet, ihm die gehörige Consistenz giebet, und alsdenn das ganze Gefäß darin umkehret. Anlangend die blaue Farbe, die auf das Porcelain geblasen wird und **Tsou tsing** heisset, so bedienet man sich dazu des allerschönsten präparirten Lasurs. Diesen bläset man nach oben beschriebener Art auf, und wenn es trunken geworden, so trägt man den gewönlichen Ferniß entweder allein oder mit dem **Tsoui yeou** vermischt drüber her, im Fall es geädert aussehen soll. Einige Werkmeister haben die Gewonheit, daß sie auf die blaue Farbe, sie mag aufgeblasen seyn oder nicht, mit einem subtilen Griffel allerhand Figuren eingraben, und von dem truckenen Lasur damit so viel wegnehmen, als zur Darstellung der verlangten Figur erfordert wird. Sie überziehen das Gefäß hernach wieder mit Ferniß, und wenn es aus dem Ofen komt, so siehet es wie ein Miniaturgemählte aus. Es erfordert dasjenige Porcelain nicht so viele Arbeit als man glauben solte, darauf man allerhand Figuren, Blumen, Drachen und dergleichen in erhabener Arbeit siehet. Man trägt sie erst mit einem scharfen Griffel auf das Gefäß; darauf macht man auf den Seiten kleine Einschnitte, die ihnen eine Erhebung geben uud überziehet sie mit Ferniß.

§. 44.

Beschluß.

Es giebt noch eine besondere Art Porcelain, die auf folgende Weise gemachet wird.

Man

Man giebt ihm den gewönlichen Ferniß, bringt es in den Ofen, bemahlet es hernach, und thuts aufs neue in die Hitze. Dieses zweyten Brandes bedienet man sich nicht selten deswegen, damit man die Fehler desto besser verbergen könne, wenn man vorher die schadhaften Flecke mit Farbe überstrichen. Indes ist doch dieses Porcelain nach dem Geschmack sehr vieler Leute. Gemeiniglich findet man durchs Gefühl, daß diese Art Porcelain etwas höckericht ist, weil es entweder dem Werkmeister an der gehörigen Geschicklichkeit gefehlet, oder weil solche Ungleichheiten der Oberfläche wegen des Gemähldes nöthig gewesen, um demselben einigen Schatten zu geben, oder weil man die Fehler dadurch verbergen wollen. Wenn die Mahlerey oder auch die Verguldung trucken worden; so thürmt man die Schalen in und übereinander und setzet sie in den Ofen.

§. 45.

5. Von der beschaffenheit der öfen.

Die Oefen, darin das Porcelain gebrant wird, können von Eisen seyn, wenn sie nicht alzu groß sind; gemeiniglich aber macht man sie von Erde. Derjenige, den ich gesehen habe, hatte eine Mannshöhe, und war meistens so breit, als unsere grösten Weinkufen sind. Er war aus verschiedenen Stücken zusammen gesetzet, die einen querfinger dicke, einen Fuß hoch und anderthalb Fuß lang waren. Man hatte diese Stücke, ehe man sie gebrant, etwas krum gebogen, um sie zum Schluß eines Gewölbes bequem zu machen. Sie lagen sehr fest auf einander und waren stark verkittet. Der Boden des Ofens war etwa dritthalb Fuß über der Erde, und war auf zwo bis drey Lagen gebranter Steine angeleget. Um den Ofen herum war eine starke und wohlverwahrte Mauer gezogen, die drey bis vier Luftlöcher hatte. Zwischen dieser Mauer und dem Ofen war ein Raum von einem halben Fuß, nur drey oder vier Oerter ausgenommen, die an denselben genau angeschlossen waren, und die gewisser massen die Strebepfeiler vorstellen solten. Ich halte dafür, daß der Ofen mit der Mauer zu gleicher Zeit aufgeführet wird, weil jener ohne diese nicht die gehörige Vestigkeit haben würde.

§. 46.

Wie das porcelain im ofen gestellet wird.

Man füllet den Ofen mit dem Porcelain auf die Art an, wie ich vorhin gezeiget habe, daß man nemlich dasselbige auf einander thürmet, und die kleinere Gefässe in die grössern setzet. Dabey aber muß man sich in acht nehmen, daß die in einander gestelten Gefässe sich nicht an den Orten berühren, wo sie bemahlet sind; denn sonst würde alle Arbeit verloren seyn. Man kan gar wohl den Fuß des einen auf den Boden des andern stellen, ob dieser gleich bemahlet wäre, weil der äusserste Rand des Fusses keine Mahlerey an sich hat; aber auf den Seiten müssen sie sich nicht berühren. Haben nun die Werkmeister solch Porcelain, das sie nicht gut in einander stellen können, so halten sie es dabey folgendergestalt. Man überleget die erste Lage des Porcelain mit dergleichen schmalen Steinen, daraus der ganze Ofen zusammen gesetzet ist. Darauf bringt man einen neuen Auffatz von Porcelain, und fähret damit so lange fort, als es die Höhe des Ofens gestattet. Wenn dis geschehen, so wird der ganze Ofen mit samt der Mauer von solchen Steinen, daraus der Ofen selbst erbauet worden, sehr genau geschlossen und wohl verbunden. Nur in der Mitte bleibet eine Oefnung, dadurch man wahrnehmen kan, wenn das Porcelain genung gebrant ist. Man legt so denn unten im Ofen Kohlen an und macht es auch von oben her helle, und wirft brennende Stücken in den Raum zwischen dem Ofen und der Mauer. Die oberste Oefnung wird so denn, mit einem tönernen Deckel verwahret. Wenn das Feuer nun brennet, so siehet man zuweilen

durch diese Oefnung nach dem Porcelain, und wenn man findet, daß es hell glänzet und in lebendigen Farben stralet, so thut man erst das Feuer weg und nimt hernach das Porcelain heraus. Hiebey fält mir etwas ein von den Farben, die sich einem bereits gebranten und gefernißten Porcelain einverleiben, und zwar vermittelst des Bleyweiß, dazu man sonst, laut der Jahrbücher von Fou leang, Salpeter und Kupferwasser zu nehmen pflegen. Wenn man dergleichen Bleyweiß zu den Farben nähme, damit man die Gläser bemahlet, und sie hernach noch einmal in den Ofen brächte; solte das nicht den Weg zu dem Geheimniß bahnen, das man sonst gehabt, die Gläser zu bemahlen, ohne ihnen die Durchsichtigkeit zu benehmen? Man könte aus einer angestelten Probe davon urtheilen. Dieses verlorne Geheimniß erinnert mich eines andern, dessen Verlust die Chineser beklagen. Sie waren nemlich so künstlich, die eine Seite des Porcelains mit allerhand Figuren zu bemahlen, die man eher nicht sehen konte, als bis etwas ins Gefäß war gegossen worden. Sie nenneten dieses Porcelain Kia tsing, das ist, gepreßten Lasur, wegen der besondern Art, wie diese Farbe aufgetragen ward.

§. 47.

Besondere art eines bemahlten porcelains.

Folgendes weiß man noch von diesem Geheimniß; vielleicht erfindet man in Europa dasjenige, was den Chinesern daran fehlet. Das Porcelain, so man auf die Weise bemahlen will, muß sehr zart seyn. Wenn es trocken worden, so trägt man die Farbe etwas stark auf, nicht von aussen, wie es sonst gewönlich ist, sondern inwendig. Gemeiniglich mahlet man Fische ab, weil man glaubet, daß ihre Bildung die beqvemste sey, die verlangte Wirkung zu thun. Ist die erste Farbe trocken, so überziehet man sie mit einem dünnen Leim von der Materie, daraus das Porcelain verfertiget worden. Dieser Leim schliesset also das Gemählde zwischen zwo Seiten ein. Ist dieses nun auch abgetrocknet, so giesset man Oel ins Porcelaingefäß, und bald darnach überstreicht man auch die Form damit. Wie nun solches inwendig dadurch verstärket worden, so machet man es von aussen so zart, als es möglich, doch ohne die gemahlte Figur zu beschädigen. Darauf überzieht mans auch von aussen mit gedachtem Fernißöl, und wenn es gehörig trocken worden, so stelt man es in den Ofen. Diese Arbeit ist überaus zart, und erfordert eine Geschicklichkeit, die jetzo den Chinesern nicht mehr eigen ist. Sie bemühen sich zwar, diese magische Mahlerey wieder zu erfinden; bis hieher ist aber alle Bemühung vergeblich gewesen. Einer unter den Werkmeistern hat mich versichern wollen, daß er nach vielfältigen Versuchen seinem Zweck sehr nahe gekommen sey. Dem sey aber wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß der feineste Lasur sich im Porcelain darstellet, wenn er vorher nicht gesehen worden. Denn wenn er aufgetragen ist, so bekomt er eine schwärzlich blasse Farbe; so bald er aber trocken und mit Oel getränket worden, so verändert er seine Gestalt, und das Porcelain wird ganz weiß. Die Farben liegen alsdenn unter dem Ferniß verdecket: das Feuer aber erhebet sie zu ihrer Schönheit; so wie etwa die natürliche Sonnenhitze die Gehäuse der Seidenwürmer aufschliesset, daß die schönstgemahlten Sommervögel daraus hervorkommen.

§. 48.

Fortsetzung.

Uebrigens erfordert die Auftragung dieses Oels viele Kunst, damit theils nicht zu viel aufgetragen, theils es an allen Orten gleich vertheilet werde. Das zärteste Porcelain pflegt man zweymal ganz zart zu überstreichen; und wenn es auf einmal zu dick aufgetragen würde, so würden die zarten Seiten es nicht ertragen können, sondern sich davon

neigen,

neigen oder zusammen fallen. Dieser doppelte Anstrich leistet indes eben das, was der einfache und gewönliche zu thun pfleget. Der erste geschicht durch Ansprengen, der andere durch Eintauchen. Man fasset die Tasse mit der einen Hand von aussen an, und hält sie schräge über das Gefäß, darin der Ferniß ist, und mit der andern Hand überschüttet man sie mit Ferniß an allen ihren Theilen. Dieses geschicht nun mit einer grossen Menge Schalen, und wenn die ersten inwendig trocken worden, so begiesset man sie auch auswendig, folgendergestalt; daß man nemlich die Schale mit einem Hölzgen nach dem Gleichgewicht fasset, sie damit in den Ferniß eintauchet, und gleich wieder heraus ziehet. Ich habe oben gemeldet, daß der Fuß des Porcelains maßiv bleibe, doch eher nicht, als bis er mit Oel bestrichen und wieder trocken geworden, worauf man denn den Circul bemahlet, zuweilen auch mit einem Chinesischen Character bezeichnet. Wenn die Mahlerey trocken worden, so überfernißt man auch den hohlen Theil des Fusses: und das ist die letzte Arbeit, so am Porcelain geschicht; denn darnach bringt mans in den Ofen. Ich habe mit grosser Verwunderung gesehen, daß ein Mann lange und schmale Breter, die mit lauter Porcelain besetzet waren, auf beyden Schultern im Gleichgewicht trug, und etliche Strassen lang, die voller Menschen waren, durchgieng, ohne seine Waaren zu zerbrechen. Freylich nehmen sie sich sehr in acht, daß sie nicht anstossen, weil sie sonst allen Schaden würden ersetzen müssen; indes ists doch zu bewundern, daß ein solcher Träger alle seine Schritte und alle Bewegungen seines Leibes dergestalt regieren kan, daß er das Gleichgewicht nicht verlieret.

§. 49.

Vorbereitungen zum porcelain brennen.

Der Ort, wo die Oefen fürs Porcelain angeleget sind, eröfnet einen neuen Schauplatz. In einem Vorhofe, der vor dem Ofen angeleget, findet man einen Haufen Kasten und Futterale von gebranter Erde stehen, darein das Porcelain gestellet wird. Ein jedes Stück Porcelain, es sey so schlecht als es wolle, hat sein eigenes Futteral. Es schliessen dieselben nur unten an das Porcelain unter währendem Brennen doch nur sehr wenig an, daher sie durch einen Schlag sich wieder lösen. Was aber die kleinen Porcelaingefässe anlanget, dergleichen die Thee- und Choqveladetassen sind, so stehen ihrer viele in einem Einschluß. Der Werkmeister ahmet hierin der Natur nach, welche die Früchte, die sie zu einer volkommenen Reife bringen will, unter einen Einschluß bringet, damit sie die Sonne almählig durchdringe, und ihre innerliche Wirkung nicht von aussen durch die Luft oder kalte Nächte verhindert werde. Diese Futterale haben inwendig eine kleine Lage Sand, den man mit dem Staub Kao lin vermenget, damit er nicht alzuvest an den Fuß des Porcelains anschliesse; denn die Seiten berühren das Porcelaingefäß nicht. Oben hat das Futteral keine Decke; sondern man setzet ein anderes auf dasselbe, das auch mit Porcelain angefüllet ist, das auf das darunter stehende recht genau passet; und so wird eins übers andere gethürmet, bis der ganze Ofen voll ist. Diese dicken Einschlüsse verhindern es also, daß die Hitze des Feuers die Farbe und Gemählde am Porcelain nicht beschädigen kan. Was die Gehäuse anlanget, darin das kleine Porcelain stehet, so ruhet ein jegliches Stück auf einer irdenen Lage, die seinem Umfang gemäß und mit vorgedachtem Staub Kao lin bestreuet ist. Wenn dieselben etwas zu breit sind, so stellet man das Porcelain nicht in die Mitte, weil es von den Seiten zu weit abstehen und nicht genung Kraft haben würde, sich zu öfnen oder zu senken; welches dem ganzen Aufsatz Schaden zufügen würde. Es ist hiebey noch zu wissen, daß

einige

einige solcher Gehäuse die Höhe eines Drittheils vom Fuß haben, und daß sie zum theil noch nicht gebrant sind. Doch bedienet man sich der gebranten lieber, wenn sie anders noch brauchbar sind.

§. 50.

Wie das porcelain in den ofen gebracht wird.

Man muß hiebey melden, wie das Porcelain in den Ofen gebracht wird. Der Werkmeister berühret es nicht unmittelbar mit seinen Händen; denn er könte es entweder leicht zerbrechen, oder es unscheinbar machen, oder sonst eine Ungleichheit verursachen; sondern er hebet es vermittelst eines dünnen Seilgens von dem Brett auf. Dieses ist an beyden Enden einer hölzernen Gabel bevestiget, die er in der einen Hand hält, mit derselben es sachte aufhebet, und es in das Futteral einsetzet; und das geschicht mit einer unglaublichen Geschwindigkeit. Ich habe vorhin gemeldet, daß der Boden des Ofens mit einem halben Fuß hoch groben Sandes bedecket sey, welcher unter andern dazu dienet, daß die auf einander gethürmten Futterale, die wenigstens sieben Fuß hoch über einander gestellet sind, desto sicherer stehen können. Die zwey untersten Kasten sind leer, weil theils das Feuer nicht so tief herab wirket, theils dieselben auch zu tief im Sande stehen. Aus eben dem Grunde pfleget auch der oberste Aufsatz leer gelassen zu werden.

§. 51.

Wie man es darinnen stellet.

Man füllet den ganzen Ofen mit Porcelain an, nur den Raum ausgenommen, der unmittelbar unter dem Luftloch ist. In die Mitte des Ofens stellet man das allerfeineste Porcelain, das schlechtere aber auf die Seiten. Gleich vorn, wo es eingeschoben und ausgehoben wird, stellet man dasjenige, das mit starken Farben beleget ist, sonderlich mit solchen, die aus eben so viel Pe tun tse als Kao lin bestehet, und das man mit dem Oel aus demjenigen Stein getränket hat, der schwarze oder auch rothe Flecken hat; indem dieses Oel unter allen das ständigste ist. Alle Gehäuse werden sehr dichte in einander geschoben, oben, unten und in der Mitte, vermittelst einer Erde verbunden, doch so, daß die Hitze des Feuers einen freyen Durchgang habe, und auf alle Theile gleich wirken könne. Und dafür sorget das Auge und die Kunst des Werkmeisters am allermeisten, damit seine Kunst nicht zu schanden werde, und er einigen Zufällen zuvor komme, die denen nicht ungleich sind, die im menschlichen Leibe Verstopfung verursachen.

§. 52.

Fortsetzung.

Es ist nicht eine jede Erde zu den Gehäusen beqvem, darinnen das Porcelain gebrant wird. Es sind dreyerley Arten, deren man sich dazu bedienet. Eins ist die gelbe und gemeine Erde, die am meisten gebrauchet wird und zur Grundlage dienet. Die andere heisset Lao tou, und ist eine sehr starke Erde. Die dritte ist etwas öligt, und heisset Neou tou. Diese beyden letzten Arten werden zu Winterszeit in gewissen sehr tiefen Minen gegraben, darinnen man im Sommer nicht arbeiten kan. Wenn man diese drey Arten vermischete, welches aber etwas mehr kosten würde, so möchten die davon zubereiteten Gehäuse länger dauren. Man bringt sie zubereitet von einem gewissen grossen Dorf her, das etwa eine Meile unterhalb King te tching lieget. Ehe sie ins Feuer komt, so sieht sie gelb aus, nachdem sie aber gebrant worden, bekomt sie eine dunkelrothe Farbe. Da man die beste Erde gern schonet, so hat die gemeine gelbe Erde den meisten Antheil daran; daher auch die Gehäuse nicht leicht mehr als höchstens drey Brände aushalten können; dann fangen sie an aufzuspringen. Ist der Ritz oder Spalt

nicht

nicht alzu groß, so leget man einen Reif von Weidenholz darum. Dieser Reif verbrennet zwar, aber das Gehäuse hält noch einmal aus, ohne daß das Porcelain davon Schaden leiden solte. Man muß sich dabey in acht nehmen, daß man nicht den Ofen mit lauter neuen Gehäusen anfülle, deren man sich noch nicht bedienet; wenigstens muß die Helfte davon schon im Feuer gewesen seyn. Diese alten stellet man oben und unten hin, in die Mitte aber die neuen. Ehedem sind, laut den Jahrbüchern von Fou leang, diese Futterale erst alle in besondern Oefen gebrant worden, ehe man sich ihrer zum Porcelainbrennen bedienet; ohne Zweifel deswegen, weil man damals weniger auf die Unkosten als auf die Volkommenheit der Arbeit gesehen. Aber jetzo ist es nicht mehr so, und das komt daher, weil sich die Anzahl der Porcelainfabriqvanten unglaublich vermehret hat.

§. 53.

Einrichtung der Ofen.

Wir wenden uns nun zur eigentlichen Einrichtung der Oefen. Er ist gemeiniglich am äussersten Ende eines langen Vorhofes angeleget, in welchem allerley Geräthe aus der Hand geleget werden kan, darin die Blasebälge angestellet sind, und der eben den Gebrauch hat, als die Gewölber in den Glashütten. Gegenwärtig sind die Oefen grösser, als sie ehemals gewesen. Sonst waren sie, nach dem Bericht der Chineser, nicht über sechs Fuß breit und hoch; jetzo aber sind sie wol zwey Klaftern hoch und beynahe vier Klaftern tief. Das Gewölbe sowol, als die Seitenwände, sind sehr stark, daß man darauf gehen kan, ohne von der Hitze etwas zu fühlen. Dieses Gewölbe ist weder plat noch zugespitzet, sondern es läuft almählig enger zusammen, je näher es dem grossen Rauchfang komt, dadurch die Flamme und der Dampf seinen Ausgang hat. Ausser diesem Rauchfang sind fünf andere kleine Oefnungen, die kleine Augen vorstellen, und die man mit Stürzen zu bedecken pfleget, doch so, daß Luft und Feuer einen Durchgang haben können. Durch diese Löcher siehet man nach dem Porcelain, ob es genung gebrant sey, und bedienet sich dabey einer kleinen Zange, den Deckel damit aufzuheben.

§. 54.

Anhitzung derselben.

Wenn das Porcelain in gehörigem Stande ist, so läst man mit der Feurung nach, und mauret eine Zeitlang die forderste Oefnung des Ofens zu. So bald man zwar Feuer angeleget hat, so vermauret man dieses Loch, doch bleibet so viel Raum unbedecket, daß man dadurch lange und schmale Stücken Holz nachwerfen kan. Der Ofen wird Tag und Nacht zuvor gehitzet, und es werden zween Männer gehalten, die einander ablösen und binnen dieser Zeit unaufhörlich Holz nachlegen. Gemeiniglich braucht man zu einem jeglichen Ofen 180 Trachten. Und doch soll, einem Chinesischen Bericht zu folge, diese Menge Feuerwerk nicht hinlänglich seyn. Es wird versichert, daß man vor Alters wol 240 solcher Lasten, und wol noch 20 drüber, verbraucht, wenn es geregnet, ohnerachtet damals die Oefen kaum um die Helfte so groß gewesen. Man unterhielt damals sieben Tage und sieben Nächte erst ein mäßiges Feuer, am achten Tage aber machte man eine grosse Glut; wobey zu merken, daß die Gehäuse für das kleine Porcelain in andern Oefen besonders waren gebrant worden. Daher muß man auch zugestehen, daß das alte Chinesische Porcelain weit besser ist, als das neue. Man beobachtete überdies damals einen Umstand, der jetzo gar nicht mehr geachtet wird. Wenn nemlich kein Feuer mehr im Ofen war, so mauerte man erst nach zehen Tagen fürs grosse Porcelain und nach fünf Tagen fürs kleine Porcelain, das Ofenloch, zu. Nun lässet man wol jetzo einige Tage

den Ofen offen, und sieht nach den grossen Stücken, ohne welche Vorsicht sonst alles springen würde; aber was das kleine Geräthe anlanget, das wird gleich den folgenden Tag herausgezogen. Ohne Zweifel will man das Holz zu einem zweyten Brande sparen. Da aber das Porcelain glüend heis ist, so bedienet sich der Werkmeister langer Seile, die an seinem Halse bevestiget sind.

§. 55.

Kennzeichen, woran zu erkennen, ob die hitze zulänglich sey.

Ob das Porcelain hinlänglich gebrant und durchgehitzet sey, das erkennet man daran, wenn man durch die Oefnungen des Ofens wahrnimt, daß das Porcelain wie Feuer glüet; wenn man ferner das Porcelain im Ofen und nach seinen verschiedenen Aufsätzen unterscheiden kan; wenn das gemahlte Porcelain keine Ungleichheit der Farben zeiget, und diese Farben so wol, als der Fernißß vom schönsten Lasur sich dem Porcelain selbst einverleibet haben. Anlangend das Porcelain, das in den grossen Oefen von neuem gebrant wird, so urtheilet man aus folgenden Umständen davon. 1. Wenn die herausbrechende Flamme nicht mehr so roth, sondern etwas blas ist. 2. Wenn man durch die Oefnungen gewahr wird, daß die Gehäuse im Ofen ganz roth aussehen. 3. Wenn man an einem herausgehobenen Stück Porcelain, nachdem es kalt geworden, wahrnimt, daß so wol der Fernißß, als auch die Farben, in einem solchen Zustande sind, als man wünschet. 4. Endlich wenn man von oben herab gewahr wird, daß der unten im Ofen liegende Sand ganz helleuchtend aussiehet. An diesen Merkmalen erkennet der Werkmeister, daß das Porcelain volkommen durchgebrennet sey. Ich habe mich recht sehr gewundert, da ich erfahren, daß, nachdem man an einem Tage 180 Trachten Holz verbrant, dennoch des folgenden Tages keine Asche auf dem Heerde gefunden worden. Diejenigen, die solche Oefen anhitzen, müssen des Feuers sehr gewohnt seyn. Man sagt, daß diese Leute Salz in ihren Thee thäten, um so viel davon trinken zu können, als sie wolten, ohne eine Unbeqvemlichkeit davon zu haben. Ich kan aber nicht wohl begreifen, wie dieses gesalzene Wasser ihnen dienen könne.

§. 56.

Es gelingen nicht alle brände.

Wenn man dem nun nachdenket, was ich bisher angeführet habe, so wird man sich nicht darüber wundern, daß das Porcelain so theuer in Europa ist; und solches um so viel weniger, wenn man bedenket, daß ausser dem grossen Profit, den sowol die Chinesischen als Europäischen Kaufleute davon ziehen, sehr selten ein solcher Brand ganz durchgängig zu gelingen pfleget. Oft genung trägt sichs zu, daß der ganze Brand verloren gehet, und der Werkmeister, wenn er den Ofen aufmachet, das Porcelain und die Kasten, darin es gestanden, in einen Klumpen zusammen geschmolzen antrift, der so hart ist als ein Fels. Ein alzu heftiges Feuer, oder schlechtbeschaffene Kasten, können alles zu Grunde richten. Und es ist so was leichtes nicht, dem Ofen die rechte Hitze zu geben. Die ungleiche Witterung unterbricht die Wirkung des Feuers in einem Augenblick, nicht weniger die Beschaffenheit der Cörper, darauf das Feuer wirket, und das Holz, dessen man sich zur Hitzung bedienet. Man findet also gegen einen Porcelainfabriqvanten, der bey seinem Handel reich wird, hundert andere, die bettelarm werden, und doch fortfahren, ihr Glück zu versuchen, in der Hofnung, einmal so viel zu gewinnen, daß sie ein Kaufmansgewölbe damit anfüllen könten. Ueberdies wird das Porcelain, so nach Europa gebracht wird, immer nach neuen Formen verfertiget, die oft seltsam genung aussehen, und dabey es dem Meister selten gelinget. Und wenn auch nur was geringes daran

an versehen ist, so schiessen es die Europäer aus; als welche lauter volkommene Arbeit für ihr Geld haben wollen. Daher bleiben denn diese Stücke den Meistern und Kaufleuten liegen, weil sie nicht nach dem Geschmack der Chineser gebildet sind. Die guten Stücke müssen also ganz natürlich die ausgeworfenen übertragen helfen.

§. 57.

Der verdienst mit dem porcelain ist ungleich.

Den Jahrbüchern von King te tching zu folge, muß der Verdienst beym Porcelain ehedem weit beträchtlicher gewesen seyn, als jetzo. Welches einem anfänglich schwer wird zu glauben, indem in den vorigen Zeiten der Porcelainhandel nach Europa lange nicht so groß gewesen als jetzo. Ich halte indes dafür, daß die wahren Ursachen des abgenommenen Gewinstes diese sind, weil die Lebensmittel viel theurer geworden, weil das Holz nicht mehr auf den benachbarten Gebirgen gehauen wird, sondern von weit entlegenen Orten hergebracht werden muß; weil ferner der Gewinst jetzo unter gar zu viel Personen vertheilet ist, und weil es endlich an geschickten Meistern fehlet, daher die kostbare Arbeit vielfältig verdorben wird. Auch kan es vom Geiz der Mandarinen herrühren, die viele Leute in ihren Diensten haben, die ihnen Porcelain machen müssen, damit sie ihre Patronen am Hofe beschenken, aber diese Arbeiter schlecht bezahlen, welches denn die Waaren theurer und die Werkmeister ärmer machet.

§. 58.

Chineser verfertigen allerley aus porcelain.

Ich habe vorhin gedacht, daß die Schwierigkeit, gewisse aus Europa kommende Muster zu verfertigen, den Preis des Porcelains gar sehr erhöhe. Denn man muß sich nicht vorstellen, daß die Chinesischen Werkmeister alle aus Europa kommende Muster nachmachen könten. Einige Dinge bleiben ihnen unnachahmbarlich, so wie sie hingegen manches verfertigen, darüber sich die Fremden verwundern, und das ihnen fast unglaublich vorkomt. Ich will nur eins und das andere zum Exempel anführen. Ich habe eine grosse Schifslaterne und eine andere Hauslaterne von Porcelain, und zwar aus einem einzigen Stück gesehen, die so durchsichtig war, daß sie das ganze Zimmer vermittelst eines einzigen Lichtes erleuchtete. Diese Arbeit war vor sechs oder acht Jahren von dem damaligen Käyserlichen Erbprinzen zu verfertigen befohlen worden. Eben dieser Herr lies auch verschiedene musicalische Instrumente von Porcelain verfertigen, und unter andern eine kleine Orgel, die einen Fuß hoch ist und vierzehen Pfeifen hat, deren Harmonie nicht unangenehm ist: doch konte nicht alles gehörig zu Stande gebracht werden. Besser gelung es mit den Fleuten, Flaschenets und einem andern musicalischen Instrument, Namens Yun lo, das aus verschiedenen gebogenen Seiten, wie Röhren, zusammen gesetzet war, deren jede einen besondern Laut von sich gab. Neun derselben werden stufenweise übereinander gehänget, und man schläget mit Stäben daran, wie auf eine Pauke. Es entstehet daraus eine Harmonie, die sich so wol zu andern Instrumenten, als auch zu der Stimme der Sänger schicket. Sie meldeten dabey, daß vorher gar verschiedene Versuche angestellet werden müssen, ehe man die gehörige Dicke bemerket, die zu Hervorbringung des nöthigen Accords erfordert werde. Ich meinete anfänglich, daß man ein Stück Metal diesen Porcelaininstrumenten einverleibet hätte; allein man hat mir meine unrichtige Meinung benommen. Denn das Metal ist gar keiner Vereinigung mit dem Porcelain fähig, so, daß wenn man einen kupfernen Pfennig auf das im Ofen aufgethürmte Porcelain legte, derselbe, wenn er zu schmelzen anfienge, durch alle im Ofen stehende Porcelaingefässe durchlaufen und von oben bis unten hinaus ein Loch machen würde.

Nichts ist schöner anzusehen, als in was für eine Bewegung das Feuer alles setzet, was im Ofen ist; man hat mich versichert, daß in der grösten Hitze alles flüßig und bebend sey.

§. 59.

Fortsetzung. Ich habe aber auch solche Stücke aus Porcelain verfertigen sehen, die man ehedem für unmöglich gehalten. Es waren solches Urnen, die ohne den Deckel, der wie eine Pyramide gestaltet war, mehr als drey Fuß hoch waren. Diese Urnen bestunden aus drey besondern Theilen, die aber so nett und künstlich an einander gefüget waren, daß man die Orte, wo sie zusammen stiessen, nicht finden konte, sondern meinete, daß sie aus einem einzigen Stück verfertiget worden. Man meldete mir dabey, daß unter achtzig Urnen nur acht gelungen wären, die andern wären alle verdorben. Es hatten einige Kaufleute aus **Canton**, die nach Europa handelten, diese Arbeit bestellet; denn in China ist man eben nicht nach solchen Seltenheiten lüstern, die viel Geld kosten. Das beste, und was den Chinesern am ersten gelinget, sind die Abbildungen verschiedener Thiere und seltsamer Gesichter. Ich habe eine Katze von Porcelain gesehen, die recht nach dem Leben abgebildet war. In den Kopf derselben hatte man eine Lampe gestellet, deren Stralen durch die Augen heraus fuhren; und man versicherte, daß sich des Nachts die Mäuse vor diesem Schreckbilde verkrochen hätten. Man macht auch viele Statuen der **Kouan in**, welche eine berühmte Chinesische Göttin ist, und stellet sie so vor, wie sie ein Kind auf den Armen träget. Sie wird insonderheit von den unfruchtbaren Weibern, die gerne Kinder haben wollen, angerufen. Sie kan gewisser massen mit den alten Bildnissen verglichen werden, die wir von der **Venus** und **Diana** haben, nur mit dem Unterschied, daß die Abbildungen der **Kouan in** sehr ehrbar sind.

§. 60.

Fortsetzung. Es giebt eine gewisse Art Porcelain, dessen Verfertigung sehr schwer ist, und das daher auch sehr selten angetroffen wird. Es ist der Körper desselben sehr dünne, und so wol die äussere als die innere Fläche ist sehr glatt; doch findet man daran aufgegrabene Arbeit, zum Exempel, drum gewundene Blumen und andere Zierathen mehr. Die Bearbeitung desselben geschicht folgender gestalt. Wenn es von der Scheibe komt, so bringet man es auf eine Form, deren Bilder sich inwendig abdrucken. Auswendig wird es so zart gemachet, als es nur möglich ist, und man pflegt es mit einem Meissel auszuarbeiten. Alsdenn überstreicht man es mit Oel und brennet es in dem gewönlichen Ofen. Die Europäischen Kaufleute fordern zuweilen von den Chinesischen Werkmeistern solche grosse Porcelaintafeln, daß ein ganzer Tisch oder Stuhl damit beleget werden könne: solches ist ihnen aber zu leisten unmöglich. Die breitesten und längsten Stücke, so sie liefern können, sind etwa einen Fuß lang und eben so breit. So bald sie weiter gehen wollen, so werfen sie sich, ob sie schon dieselben dicke genung machen; indem die Dicke selbst die Arbeit nicht erleichtern hilft. Wenn man daher dem Porcelain eine Stärke geben will, so macht man zwo Oberflächen von einer Art, die hernach in einander eingeschoben und bevestiget werden, daß sie von den Tischern und Täschnern zu Tischen und Stühlen gebraucht werden können.

§. 61.

Besondere porcelainproben. Die Geschichtbücher von **King te tching** gedenken verschiedener Porcelainstücken, die von den Käysern zu verfertigen befohlen worden, die aber nicht geliefert werden können.

Der

Der Vater des jetzt regierenden Käysers befahl solche grosse Urnen zu machen, als unsere Gehäuse zu den Orangenbäumen zu seyn pflegen. Ohne Zweifel wolte er sich derselben zur Unterhaltung der oben beschriebenen Goldfische bedienen, als welche in China ein Schmuck vornehmer Häuser sind. Vielleicht aber wolte er sie auch zum Bade gebrauchen, indem sie vierthalb Fuß im Diameter und in der Höhe dritthalb Fuß haben solten; der Boden solte einen halben Fuß, die Seiten aber eines drittheil Fusses dick seyn. Man brachte drey Jahr mit dergleichen Arbeit zu, man machte wol hundert Urnen, aber es wolte keine einzige gelingen. Eben dieser Käyser verlangte grosse Tafeln zur Ausschmückung der Vorderseite seiner Gallerie; jede Tafel solte drey Fuß hoch, dritthalb breit und einen halben Fuß dicke seyn. Es konte aber nichts davon geleistet werden, und die Mandarins der Provinz ersuchten den Käyser in einem Schreiben, seinen Befehl davon aufzuheben. Inzwischen haben einige Mandarins, denen der Europäische Geschmack an neuen Erfindungen nicht unbekant ist, mich oft ersuchet, daß ich neue und schöne Muster aus Europa kommen lassen, um dem Käyser etwas sonderbares präsentiren zu können. Die Christen aber lagen mir im Gegentheil an, daß ich solches nicht thun möchte. Denn die Mandarins geben nicht so leicht nach als unsere Kaufleute, wenn ihnen die Werkmeister sagen, daß etwas zu leisten unmöglich sey, sondern sie lassen den armen Leuten erst die Knutpeitsche etlichemal geben, ehe sie von ihrem Vorhaben abstehen.

§. 62.

Nachricht von einem porcelaingötzen.

Gleichwie eine jegliche Profession ihren besondern Götzen hat, und die Gottheit desselben sich eben so mittheilet und vermehret, als in Europa die Grafen und Marqvis: so ist es nicht zu bewundern, wenn man in China auch einen **Porcelaingötzen** findet. Der **Pou sa**, so heisset der Name dieses Götzen, hat seinen Ursprung dergleichen Stücken zu danken, deren Ausfertigung unmöglich gewesen. Man erzählet, es habe einstens ein Käyser schlechterdings befohlen, daß ihm nach einem vorgelegten Muster Porcelain verfertiget werden sollen; alle dagegen geschehene Vorstellungen reizten nur seine Begierde mehr. Die Käyser sind, so lange sie leben, die fürchterlichsten Gottheiten in China, und sie glauben, daß niemand ihrem Verlangen wiedersprechen dürfe. Die Porcelainfabriqvanten verdoppelten ihre Künste und Bemühungen, und versuchen alle mögliche Mittel ihren Zweck zu erreichen. Diese arme Leute steckten ihr Vermögen drein, sie gaben sich alle Mühe und bekamen sonst nichts dafür als Schläge. Einer von ihnen sprang aus Verzweifelung in den glüenden Ofen und ward augenblicklich von der Glut verzehret. Das Porcelain kam hernach, wie man vorgiebt, volkommen schön aus dem Ofen, und war nach dem Verlangen des Käysers; der aber weiter nichts davon verlangte. Seit derselben Zeit ist dieser unglückselige Mensch als ein Held angesehen, und als der Porcelaingötze verehret worden. Ich weiß aber nicht, ob andere Chineser ihm auf dieser Stufe zur Ehre nachgefolget sind.

§. 63.

Ob das alte porcelain vor dem neuen einen vorzug habe.

Da das Chinesische Porcelain seit so vielen Jahrhunderten in grosser Hochachtung gewesen; so wird man vielleicht zu wissen verlangen, worinne das alte Porcelain von dem gegenwärtigen unterschieden sey, und was die Chineser davon urtheilen. Man darf gar nicht daran zweifeln, daß China seine Verehrer des Alterthums habe, die dem alten Porcelain also auch den Vorzug einräumen. Ja der Chineser hat eine recht natürliche Neigung zur Verehrung des Alterthums. Inzwischen finden sich auch viele, die

das neue Porcelain vertheidigen. Es hat aber mit dem alten Porcelain nicht die Beschaffenheit, wie mit alten Münzen, daraus man die Geschichte entfernter Zeiten lernen kan. Das alte Porcelain mag wol einige Chinesische Characteres haben, die aber keine Historie entdecken; daher die Liebhaber nichts anders, als den guten Geschmack und die wol ausgesuchten Farben haben, um deswillen sie demselben den Vorzug vor dem neuen geben.

§. 64.

Wiederlegung eines falschen wahns vom porcelain.

Als ich noch in Europa war hörte ich oft erzählen, daß das Chinesische Porcelain, wenn es zu seiner rechten Volkommenheit gelangen solte, eine geraume Zeit in der Erde vergraben liegen müste. Es ist aber das eine irrige Meinung, darüber die Chineser lachen. Die Geschichte von **King te tching**, wenn sie vom schönsten und besten Porcelain redet, meldet unter andern, es werde dasselbe dergestalt gesuchet, daß der Ofen kaum geöfnet worden, so wären die Kaufleute häufig da, und zankten sich bey der Abnahme. Das heist gewiß nicht so viel, daß das Porcelain vest in der Erde vergraben gewesen. Zwar ist an dem, daß unter den Trümmern alter Häuser und insonderheit bey Ausschöpfung verfallener Brunnen zuweilen schöne Porcelaingefässe hervorgezogen werden, die zur Zeit der Revolution vergraben und versenket worden. Es ist auch solches Porcelain nach allen Umständen schöne, und würde nicht verstecket worden seyn, wo es nicht was kostbares gewesen, um es zu Friedenszeiten wiederfinden zu können. Und wenn dieses nun in besonderer Achtung ist, so rührt es nicht daher, als ob es in der Erde neue Schönheiten bekommen habe, sondern weil es seine erste Schönheiten nicht verloren hat; und das erhebet den Werth desselben, daß oft kleine Geräthe mit grossen Summen bezahlet werden, sonderlich solche, die sich von den Zeiten **Yao** und **Chun** herschreiben, unter deren Regierung das Porcelain erfunden worden. Alles was man an solchem vergrabenen Porcelain veränderliches finden kan, ist dieses, daß in der Mischung der Farben etwas gefunden wird, daß von einem Alterthum zeuget. Eben dergleichen trägt sich auch mit dem Marmor und Elfenbein zu, aber nur weit zeitiger, weil der Ferniß verhindert, daß die Feuchtigkeit der Erde nicht so leicht in das Porcelain eindringen kan. So viel kan ich sagen, daß ich selbst unter den verfallenen Mauren alter Häuser Porcelain gefunden habe, das viele Merkmale des Alterthums an sich hatte, aber eine sonderliche Veränderung habe ich nicht finden können. Wäre es wahr, daß es in der Erde zu mehrerer Volkommenheit gelangte, so würde es ehemals schlechter aus den Händen der Meister gekommen seyn, als jetzo. Ich glaube aber, daß sie damals so gut, als jetzo, Porcelain von allerley Güte und Preis verfertigen können. Den Nachrichten von **King te tching** zu folge sind ehemals Urnen, das Stück mit 58 bis 59 Taels bezahlet worden. Wie theuer muß es in Europa gewesen seyn. Daher auch, laut eben dieses Berichtes, ein besonderer Ofen zu dergleichen Urnen verfertiget und keine Kosten dabey gesparet worden.

§. 65.

Nachahmung des alten Porcelains.

Der Mandarin von **King te tching**, der mich seiner Freundschaft würdiget, macht seinen Gönnern am Hofe Präsente von altem Porcelain, das er selber machen lassen; das ist, er hat die Kunst erfunden, die Art des alten Porcelains nachzuahmen, und dazu braucht er verschiedene Werkmeister. Die Materie zu diesem alten Porcelain, welches man **Kou tong** nennet, ist eine gelbe Erde, die nahe bey **King te tching** gegraben wird, und **Ma ngan chan** heisset. Die daraus verfertigten Gefässe sind sehr dicke.

cke. Der Mandarin hat mich mit einer Schüssel davon beschenket, die so schwer ist, als zehen andere. Es ist an dieser Arbeit weiter nichts ausserordentliches zu finden, als daß man es mit einem Oel von einem gelben Stein überziehet, das mit dem ordinairen Oel vermenget wird, doch so, daß dieses letztere das meiste Theil sey. Diese Vermischung giebt dem Porcelain eine Meergrüne Farbe. Wenn es gebrant worden, so wirft man es in eine Brühe von Capaunen und anderm gekochten Fleisch. Hierin wird es zum andernmal gekocht; darauf steckt man es in den unreinesten Sumpf, den man finden kan, und läst es einen Monat und länger darin liegen. Wenn es da herauskomt, so siehet es aus, als ob es etliche hundert Jahre alt wäre, oder wenigstens aus der vorigen Dynastie Ming, unter welcher das Porcelain von dieser Farbe und dicke in grosser Achtung war. Diese falschen Alterthümer sind unter andern auch darin den wahren ähnlich, weil sie nicht klingen, wenn man daran schläget, man auch kein Sausen höret, wenn man es vors Ohr hält.

§. 66.

Porcelain mit einem crucifix wird gefunden.

Man hat mir aus den Trümmern eines grossen Porcelaingewölbes einen kleinen Teller gebracht, den ich mehr schätze als das feineste Porcelain, das wol tausend Jahr alt ist. Auf demselben findet man die Jungfrau Maria und den heiligen Johannes, zwischen beyden aber ein Crucifix. Man sagte mir, daß dergleichen Porcelain ehedem aus Japan häufig gebracht worden; allein seit 16 bis 17 Jahren hätten sie keins mehr mit dieser Zeichnung gemachet. Vermuthlich bedienten sich die Japanesischen Christen zur Zeit der Verfolgung dieses Bildes, um sich der Geheimnisse ihrer Religion zu erinnern. Wenn sie dieses Porcelain unter das andere versteckten, so entgieng es der Verfolgung der Religionsfeinde. Dieser fromme Kunstgrif ist hernach entdecket worden, daher man auch ohne Zweifel zu **King te tching** damit aufgehöret hat.

§. 67.

Aehnlichkeit des porcelains und glases.

Man ist in China fast eben so lüstern nach dem Europäischen Glas und Chrystal, als man in Europa das Chinesische Porcelain hochachtet. So groß aber auch die Begierde der Chineser nach Glas ist, so haben sie sich doch noch nicht entschliessen können, solche weite Reisen zur See anzustellen, und Glas aus Europa zu holen. Sie finden, daß ihr Porcelain nutzbarer sey. Man kan es mit heissem Wasser anfüllen; ja man kan siedeheisses Theewasser darinnen halten, ohne sich zu verbrennen, so man anders die Tasse auf Chinesische Art zu fassen weiß; welches nicht einmal in einer silbernen Schale, die von gleicher Stärke und Bildung ist, geschehen kan. Das Chinesische Porcelain hat auch so einen Glanz als das Glas; und ob es wol nicht so gar durchsichtig ist, so ist es auch dagegen nicht so zerbrechlich. Was dem neuen Glas begegnet, das wiederfähret auch dem Porcelain. Die Verbindung der Theile und Vestigkeit ist bey beyden gleich. Das ächte Porcelain klingt so hell, als ein Glas. Zerschneidet man das Glas mit einem Diamant, so bedienet man sich eben dieses Instruments, Porcelain zu schneiden, und die zerbrochenen Stücke wieder an einander zu fügen. Und das ist eine eigene Profession in China. Man findet Meister, die sonst nichts anders thun, als zerbrochenes Porcelain zu flicken. Sie bedienen sich des Diamants als einer spitzigen Pfrieme, um damit kleine Löcher ins Porcelain zu bohren, dadurch sie einen sehr zarten messingenen Drat ziehen; und dadurch setzen sie das Porcelain in einen Stand,

daß

daß es noch lange Dienste thun kan, ohne den Ort merken zu können, da es zerbrochen worden.

§. 68.

Gebrauch des zerbrochenen porcelains

Ich habe ohne Zweifel bey einigen Lesern einen Zweifel erwecket, den ich heben muß. Ich habe nemlich gemeldet, daß ganze Schiffe, die mit Pe tun tse und Kao lin beladen sind, in King te tching ankommen; daß von der Materie, wenn sie gereiniget wird, almählich grosse Berge sich häufen. Ich habe hinzugefüget, daß wol 3000 Porcelainöfen an gedachtem Orte befindlich und mit Porcelain beständig angefüllet sind; daß die Gehäuse, darein man das Porcelain in den Ofen setzet, höchstens nur dreymal gebrauchet werden können, und daß nicht selten ein ganzer Brand verloren gehet. Man wird also natürlicher Weise zu wissen verlangen, was das für ein Abgrund sey, in welchen seit 1300 Jahren, das zerbrochene Porcelain und die Porcelainöfen geschüttet worden, ohne davon voll zu werden?

§. 69.

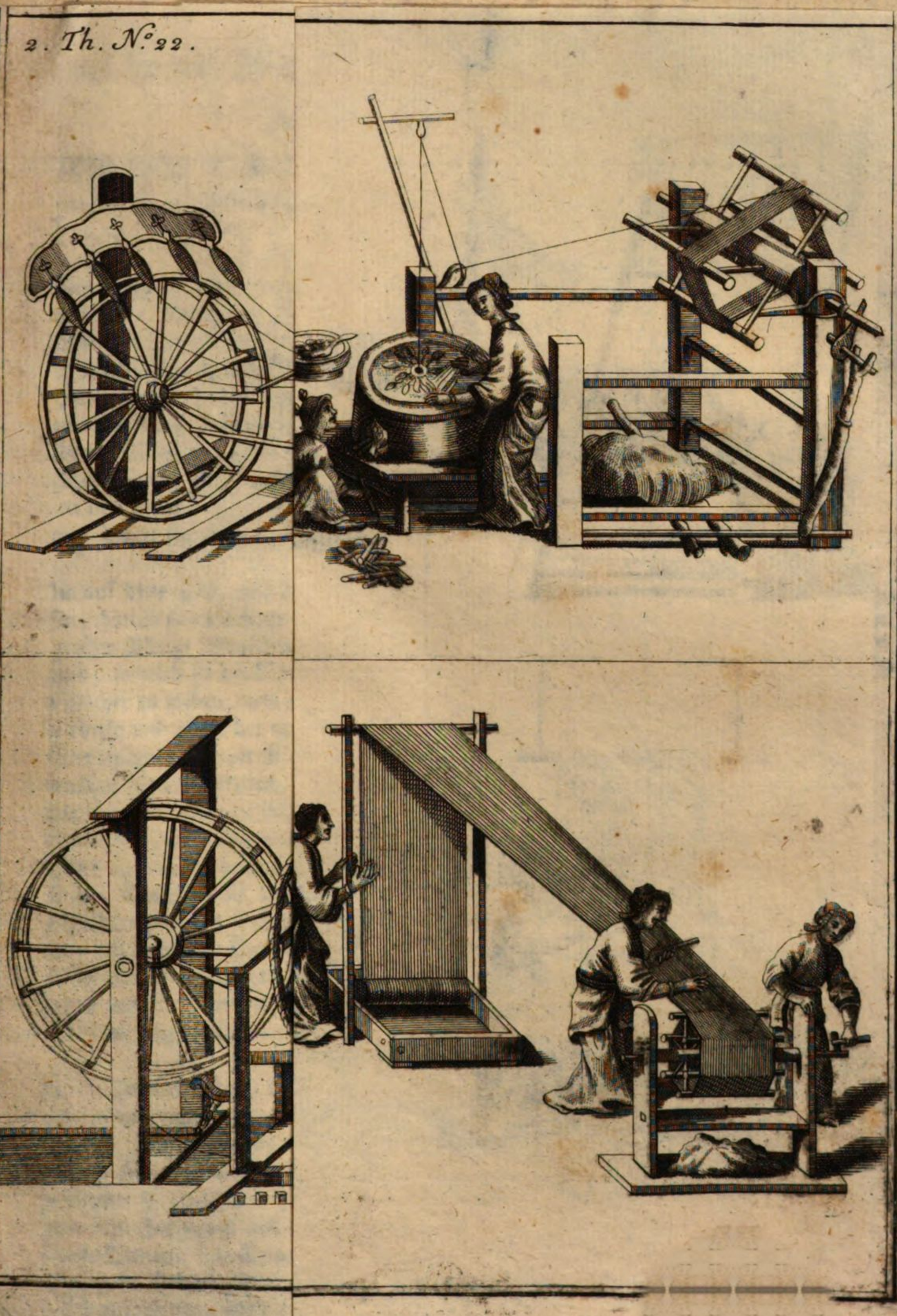
Erster gebrauch.

Die Lage des Ortes King te tching und die Anbauung desselben kan davon die erwünschte Nachricht ertheilen. Dieser Ort, der anfänglich sehr klein war, ist mit einer grossen Menge Gebäude erweitert worden, darin man auch noch jährlich fortfähret. Jedes Haus ist mit einer Ringmauer umgeben. Die Steine dazu liegen nicht auf einander, sind auch nicht mit Kalk verbunden, wie die Mauren in Europa. Die Chinesischen Mauren haben mehr Zierlichkeit aber weniger Vestigkeit. Die beyden Seiten der Mauren sind nur mit Mauersteinen bevestiget und in Kalk geleget, und die Mauer läuft immer schmaler zusammen, je höher sie geführet wird, so daß sie oben nicht breiter als ein Ziegelstein ist. In der Mitte sind also die Mauren hohl. So oft man nun bey Aufführung einer Mauer drey oder vier Lagen fertig hat, so fült man den innerlichen leeren Raum mit den zerbrochenen Scherben aus und schüttet eine flüssige Erde als einen Kalk darüber her. Dieser Kalk verbindet alles, und machet aus der Mauer und aus diesem Eingeweide nur eine Masse. Von fern kamen mir diese Mauren vor, als ob sie von einem grauen, viereckigten und mit dem Meissel bearbeiteten Stein aufgeführet wären. Das sonderbarste dabey ist, daß sie wol hundert Jahre dauren, wenn sie von oben mit guten Ziegelsteinen bedecket worden. Sie tragen aber die Balken des Hauses nicht, als welche auf besondern Pfeilern ruhen, sondern sie umschliessen nur die Häuser und Gärten. Wenn man in Europa einen Versuch machte, dergleichen Mauren aufzuführen, so würde man, sonderlich an gewissen Oertern, beym Bau vieles ersparen können.

§. 70.

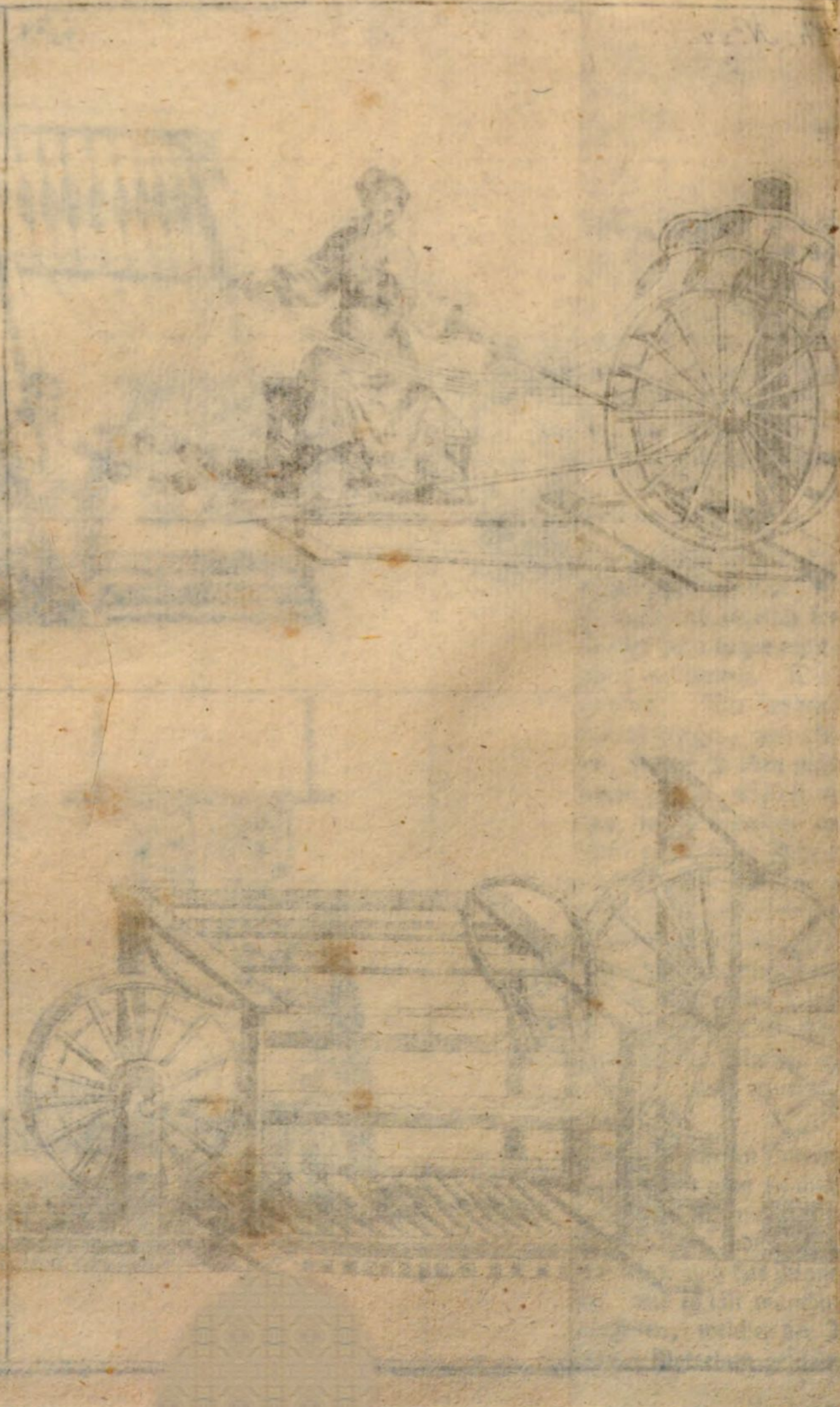
Zweyter gebrauch.

Man sieht daraus wol, wozu man die Scherben des zerbrochenen Porcelains und der abgerissenen Ofen brauchen kan. Hiernächst aber, so schüttet man sie auch an das Ufer des Flusses, der bey King te tching vorbey gehet. Man gewinnet auf die Weise mit der Zeit ein breiteres Ufer. Der Schutt wird durch die beständige Feuchtigkeit so veste, daß man Häuser darauf bauen kan. Ueberdies so nimt auch das Wasser, wenn es stark anwächset sehr viel zerbrochenes Porcelain mit fort, und es läst manchmal, als ob der Strom bepflastert wäre. Und daraus kan man urtheilen, welches der Abgrund sey, in welchen seit so vielen Jahrhunderten das zerbrochene Porcelain geschüttet worden.



des
nen

61



Zwanzigster Abschnitt,

Darinnen vom Seidenbau, Seidenspinnerey und Manufacturen der Chineser gehandelt wird.

§. 1.

Erfindung des seidenbaues ist den Chinesern eigen.

Italien empfieng ehemals das kostbare Geschenk, die Seide, aus Griechenland, die unter den Römischen Käysern nach dem Goldgewichte verkaufet ward. Die Griechen hatten den Persern die Zubereitung der Seide zu danken, und laut des Zeugnisses derer, die am aufrichtigsten davon geschrieben, wie insonderheit Herbelot beweiset, hatten es die Perser von den Chinesern gelernet, wie sie Seidenwürmer auferziehen, und die Seide davon zubereiten solten. Es ist auch ohne Zweifel etwas schweres unter andern Völkern so alte Urkunden von Erfindung des Seidenbaues aufzuweisen, als man in China hat. Die ältesten Geschichtschreiber legen die Erfindung einer von den Gemahlinnen des Käysers Hoang ti zu, die Si ling geheissen, und der man zu Ehren den Namen Yuen fei beygeleget.

§. 2.

Die ersten käyserinnen haben viel theil daran.

Bis auf diese Zeit, und da man erst angefangen das Land recht anzubauen und umzureisen, hatten sich die Leute der Thierhäute zur Kleidung bedienet. Da aber diese einer so grossen Menge Menschen nicht zureichend waren, als welche sich ganz unglaublich vermehreten; so trieb sie die Noth dazu an, auf etwas neues zu denken. Sie fiengen daher an Tücher zu weben, um sich damit zu bekleiden. Die Erfindung der Seide aber hatten sie einzig und allein der vorhin erwehnten Käyserin zu danken. Nachher machten sich die Gemahlinnen anderer Käyser, die in den Chinesischen Büchern alle nach Ordnung der Dynastien benant werden, eine angenehme Beschäftigung daraus, die Eier der Seidenwürmer ausbrüten zu lassen, die ausgebrüteten Würmer zu erziehen, zu füttern, Seide davon zu machen und zu weben. Es war im Pallast des Käysers ein eigener Baumgarten angeleget, darauf lauter Maulbeerbäume erzogen wurden. Dahin verfügte sich die Käyserin mit verschiedenen Königinnen und andern Staatsdamen, und brach die Blätter von den Bäumen ab, deren Zweige ihr zu mehrerer Beqvemlichkeit von den bey sich habenden Damen herabgebeuget werden musten. Die schönsten Seidenstücke, so sie mit eigener Hand verfertigte, oder die auf ihren Befehl und gleichsam vor ihren Augen gemachet wurden, bestimte man zu dem Gebrauch bey der grossen Opferceremonie für den Käyser Chang ti.

§. 3.

Aus was für Ursachen solches entstanden.

Es ist sehr zu glauben, daß eine gewisse Staatsklugheit an dieser Arbeit und Bemühung der Käyserinnen mehr Antheil habe, als andere Ursachen. Sie wolten durch ihr Exempel die Prinzessinnen, alles andere vornehme Frauenzimmer und überhaupt das ganze Volk zu einem Nacheifer im Seidenbau reizen; so wie die Käyser ihres Ortes durch ihr eigenes Exempel und zur Beförderung des einträglichen Ackerbaues sich selbst im Anfang des Frühjahrs mit dieser Arbeit beschäftigen, den Pflug ergreifen, einige Furchen umackern und den Saamen einstreuen. Welche Gewonheit der jetztregierende Käyser noch jährlich beobachtet. Anlangend die Käyserinnen, so haben sie schon seit geraumer Zeit aufgehöret, selbst beym Seidenbau Hand anzulegen. Doch findet man mit-

ten im Käyserlichen Hoflager einen gewissen Platz, nicht weit davon wo die französischen Jesuiten ihre Kirche haben, der mit kleinen Häusern bebauet ist, dessen Eingang den Namen führet: **Der Weg zum Orte wo die Seidenwürmer zum Vergnügen der Käyserinnen und Königinnen erzogen werden.** In den Schriften des alten Weltweisen **Menzius** findet man eine unter den ersten Regierungen verfaßte vernünftige Policeyverfassung, darin unter andern bestimmet wird, wie viel ein jeder Wirth nach Proportion seines Raums, zu den Maulbeerbäumen Platz hergeben soll.

§. 4.

China ist das vaterland des seidenbaues.

Man kan demnach gar wohl sagen, daß China das recht eigene Seidenland, ja recht unerschöpflich darinnen sey. Denn ausser dem, daß alle andere Asiatische und Europäische Völker von ihnen Seide bekommen, so sind auch die Kleider der Käyser, der Prinzen und ihrer Bedienten, die Kleider der Mandarins, der Gelehrten, der Weiber und mit einem Wort aller derer von Seide, oder von Atlaß und Damast, die nur einiger massen in diesem grossen Reich etwas vorstellen wollen. Und fast niemand als die gemeinen Landleute und Bauren tragen Kleider von blaugefärbten baumwollen Zeugen. Ob nun aber gleich der Seidenbau in allen und jeden Provinzien getrieben wird, so ist doch diejenige unstreitig die allerbeste, und feineste, die man in der Provinz **Tche kiang** verfertiget. Die Chineser urtheilen aber von der Güte und dem Werth der Seide, wenn sie sehr weiß, weich anzufühlen und von zarten Faden ist. Wenn sie sich bey der Arbeit so barsch angreifen lässet, so ist es ein schlechtes Zeichen. Wenn sie daher derselben ein gutes Ansehen geben wollen, so bereiten sie dieselbe durch ein mit Kalk vermischtes Reiswasser, welches sie verbrennet; daher es denn komt, daß dergleichen Seide, wenn sie nach Europa komt, nicht wieder eingeweichet werden kan.

§. 5.

Verschiedene arten der seide.

Solche Beschaffenheit aber hat es nicht mit der reinen und unverfälschten Seide; indem nichts leichters ist, als dieselbe auf die Haspel zu bringen. Und ein Chinesischer Werkmeister kan seine Arbeit oft Stundenlang nach einander fortsetzen, ohne daß ihm ein einziger Faden reisset. Daher ist auch nichts schöners und netters als diese Arbeit anzusehen. Die Haspeln oder Weifen, deren sie sich bedienen, sind von den Europäischen weit unterschieden und lange nicht so mühsam. Zwo oder drey beweglich angelegte Rollen vom Bambousrohr nebst einem Rade sind dazu schon genung. Und man muß sich recht über die Einfältigkeit der Instrumente wundern, vermittelst welcher so schöne Arbeit verrichtet wird.

§. 6.

Fortsetzung.

Man findet zu Canton eine andere Art Seide, die von **Tong king** komt, die aber mit der aus der Provinz **Tche kiang** nicht zu vergleichen, wo anders diese letzte nicht alzufeucht ist; als worauf man gar sehr zu sehen hat, wenn man beym Einkauf die Paqvete öfnet. Denn die Chineser, die die Fremden gar zu gerne betrügen, stecken zuweilen mitten in das Paqvet ein oder zwey Gebinde grober Seide, die mit der darum gelegten an Güte gar nicht in Vergleichung komt. Und von dieser Seide werden die allerbesten Stoffe in der Provinz **Kiang nan** gemachet. In diese begeben sich die geschicktesten Seidenfabricanten, und aus derselben nimt der Käyser alle Stoffe, davon er sich theils selbst kleidet, theils damit er den Grossen des Hofes Präsente machet. Wiewol auch das grosse **Commercium, das in Canton mit den Fremden** getrieben wird, eine unbeschreibliche

Menge

Menge geschickter Arbeiter dahin ziehet. Sie würden auch gewiß ihre Stoffe so reich machen, als die Europäischen sind, wenn sie sich einen guten Absatz davon versprechen könten. Daher lassen sie es nun bey dem einfältigsten bewenden, indem es der Chineser Art ist, mehr auf das Nutzbare als auf das Angenehme zu sehen.

§. 7.

Gebrauch derselben.

Sie machen zwar auch güldene Stoffe; aber es werden die Goldfaden nicht also durchgewebet und mit den seidenen zusammen gedrehet, wie in Europa geschicht; sondern sie vergulden ein langes Blat Papier, welches sie hernach in schmale Stücken zerschneiden, und solche mit der Seide recht künstlich in einander flechten. Diese Stoffe sehen nun sehr schön aus, wenn sie aus der Hand ihres Meisters kommen, aber sie dauren nicht lange und können nicht einmal recht getragen werden; weil die Witterung und Feuchtigkeit den Glanz des Goldes gar bald verdunkelt. Man kan eigentlich nur Hausgeräthe und Kirchenzierrathen davon machen. Die Mandarins und deren Gemahlinnen pflegen sich, jedoch sehr selten, mit solchen Stoffen zu kleiden.

§. 8.

Fortsetzung.

Die Seidenzeuge, so die Chineser über dem noch zur Kleidung tragen, sind theils schlecht gewebet oder geblümet, deren sie sich denn am meisten im Sommer bedienen; theils sind es Damaste von allerhand Arten und Farben; theils gestreifte oder auch schwarze Atlasse von **Nan king**. Ferner werden sie verfertiget aus gewässerten Mohr und gekieperten Damast, der sich sehr wohl tragen lässet; ingleichen aus verschiedenen Arten Taffet, darunter einiger wie Gros de Tours aussiehet, anderer aber helle Blumen hat. Einige Stücke sind flammigt gewebet, daran ein sehr guter Geschmack herschet. Der theureste ist der Cremoisinfarbene; nur kan man damit am leichtesten betrogen werden. Der Betrug kan aber gar leicht entdecket werden, wenn man von Limoniensaft mit Kalk vermischt einige Tropfen darauf fallen lässet. Verändert sich darauf die Farbe, so ists gewiß damit ein Betrug. Endlich machen die Chineser unzählig andere Stoffe, deren Namen nicht einmal den Europäern bekant sind. Darunter finden sich zwo Arten, die unter ihnen am meisten im Gebrauch sind. 1. Eine Art Atlas, die zwar stärker, aber nicht so glänzend ist, als der in Europa, und den sie **Touan tse** nennen. Zuweilen ist er ganz schlecht, manchmal aber auch mit Blumen, Bäumen, Vögeln, Schmetterlingen u. s. f. vermischet. 2. Ein besonderer Taffet, den sie **Tcheou tse** heissen, und davon sie sich Stiefeln, auch die Aufschläge auf den Kleidern machen, zuweilen auch das Unterfutter davon nehmen. Er ist sehr dichte gearbeitet, doch aber dabey so schmeidig, daß man ihn zusammen legen und mit der Hand drücken kan, ohne daß er eine Falte davon bekomt. Man pflegt ihn so gar als eine Leinwand zu waschen, ohne daß er viel von seinem Glanz verliehren solte.

§. 9.

Womit sie dem taffet den glanz geben.

Die Chinesischen Werkmeister geben diesem letzten Taffet den Glanz mit dem Fett des Meerschweins, so sich in ihren Flüssen finden lässet, und welches sie **Kiang tchu**, das ist, das Schwein des Flusses **Yang tche kiang** nennen. Denn man findet in diesem grossen Fluß, wol 60 Meilen weit von dem Meer, solche Meerschweine, die zwar nicht so groß sind als die Delphine im grossen Weltmeer, die aber in diesem grossen Fluß Heerdenweise und schnurgerade hintereinander herziehen, und eben solche Sprünge machen, als die Meerschweine in der See. Dieses Fett wird erst gereiniget und ausgekochet;

kochet; darauf bestreicht man vermittelst einer feinen Bürste den Taffet von oben an, und zwar allenthalben gleich stark, doch nur auf der Seite, welcher man den Glanz geben will. Wenn die Meister des Nachts arbeiten, so bedienen sie sich in ihren Lampen dieses Fettes statt des Oels. Der Geruch davon vertreibet die Fliegen; welches man für einen grossen Vortheil hält, weil dieses Ungeziefer dem seidenen Zeuge sehr schädlich ist.

§. 10.

Seide der provinz Canton.

Die Provinz **Chan tong** bringet eine ganz besondere Art Seide, die man daselbst häufig auf den Bäumen und auf dem Felde findet. Man spinnet sie, und macht ein Zeug daraus, so man **Kien tcheou** nennet. Es wird diese Seide von einer Art Ungeziefer gesponnen, die unsern Raupen nicht ungleich sind. Sie spinnen aber selbige weder rund noch oval an, wie die Seidenwürmer, sondern in sehr langen Faden, welche sie an die Bäume oder Gebüsche so anweben, nachdem sie der Wind von einer Seite zur andern treibet. Diese seidenen Faden samlet man, und machet ein seidenes Zeug daraus, das aber nicht so fein wird, als von der in den Häusern gesponnenen Seide. Es sind aber auch diese Würmer wild, und fressen so wol Maulbeerblätter als auch die Blätter anderer Bäume. Diejenigen, so dergleichen Zeuge nicht kennen, solten sie für eine rothe Leinwand, oder für einen groben Drogvet halten. Die Würmer, so diese Seide spinnen, sind von zweyerley Art. Die erste darunter, so etwas gröſſer und schwärzer ist, als unsere Seidenwürmer sind, heisset **Tsouen kien**; die andere aber, so weit kleiner sind, nennet man **Tiao kien**. Das Gehäuse der ersten Gattung ist röthlich grau; des andern aber schwärzer. Der Taffet, den man davon verfertiget, ist zweyfarbig, sehr vest, dauret sehr lange, reibt sich nicht ab und kan wie Leinwand gewaschen werden. Wenn er recht guter Art ist, so flecket er gar nicht, auch nicht einmal wenn eine Fettigkeit darauf fält. Er wird deswegen in China sehr hoch geschätzet, und ist gemeiniglich eben so theuer als der Atlas und die feinsten seidenen Zeuge. Gleichwie aber die Chineser eine Sache leicht nachmachen können, so thun sie es auch mit der schlechtesten Seide aus der Provinz **Tche Kiang**, daß sie eine solche Art Taffet verfertigen; und man muß wohl auf seiner Hut seyn, so man nicht betrogen werden will. Seit einigen Jahren haben die Handwerksleute in **Canton** angefangen seidene Schnüre, Strümpfe und Knöpfe zu machen, und es gelinget ihnen alles volkommen wohl; die seidenen Strümpfe kosten ein Tael, und die grössesten Knöpfe werden das Douzend mit zehen Sou bezahlt.

§. 11.

Nachricht von den seidenwürmern.

Gleichwie aber die Menge und die Güte der Seide hauptsächlich auf der Erziehung, Fütterung und Abwartung der Seidenwürmer beruhet, sonderlich von der Zeit ihres Ausbruchs aus den Eiern an, bis sie zu spinnen anfangen; so kan die Methode, deren man sich desfals in China bedienet, so nützlich werden als sie curieus ist. Ein gewisser berühmter Mann, der unter der Dynastie **Ming** und in einer Provinz gelebet, die sehr viel Seide bauet, hat einen sehr weitläuftigen Aufsatz davon hinterlassen. Mehrgedachter P. **Dentrecolles** hat mir einen Auszug daraus zugeschicket. Hieraus habe ich dasjenige genommen, was mir eigentlich darzu dienlich schien, eine so schöne Arbeit volkommen zu machen, und einen guten Erfolg davon zu versichern. Da die Seide in China gar nicht theuer ist, so müssen die Kosten auch nichts zu sagen haben, die auf den Seidenbau gewendet werden. Und der Werth, darinn sie in Europa stehet, daraus jährlich

lich viele Schiffe ankommen und Seide laden, läst uns urtheilen, daß die neuen Nachrichten nicht ganz vergeblich seyn möchten, die von einer so vortheilhaften Sache von den Chinesern selbst ertheilet worden.

Auszug aus einer alten Chinesischen Schrift, darin gezeiget wird, wie die Seidenwürmer erzogen und abgewartet werden müssen, wenn man sowol die beste als überflüßigste Seide gewinnen will.

§. 12.

Die maulbeerbäume werden zuförderst besorget.

Der Chinesische Autor macht den Anfang mit Erziehung der Maulbeerbäume, deren Blätter den Seidenwürmern zur Nahrung dienen, weil diese Insecten, wie alle andere Thiere, nur in so ferne zu einem nützlichen Gebrauch dienlich sind, als ihnen eine Nahrung gereichet wird, die ihren Werkzeugen und Verrichtungen gemäs ist. Er unterscheidet zweyerley Arten Maulbeerbäume; einige darunter wären die ächten, und hiessen in ihrer Sprache **Sang** oder **Ti sang**, die aber nicht so grosse Beeren tragen als die Europäischen; man siehet deswegen nur auf die Blätter, und denkt darauf, daß man dieselben am allerstärksten treiben möge. Die andere Art nennet man wilde Maulbeerbäume, **The** oder **Ye sang**. Es sind solches kleine Bäume, die weder die ordentlichen Maulbeerblätter noch Früchte haben. Die Blätter sind klein, von Gestalt rund, etwas rauh zu berühren, und gehen oben spitzig zu. Die Frucht desselben siehet wie der Pfeffer aus, und wächset am Stiel des Blattes. Die stachelichten und dicken Zweige stellen einen verwachsenen Busch vor. Sie wachsen am liebsten auf den Hügeln, und machen einen kleinen Wald aus.

§. 13.

Wilde maulbeerbäume.

Es gibt eine Art Seidenwürmer, die kaum in den Häusern aus den Eiern gekrochen, so setzet man sie auf diese Bäume, worauf sie sich nähren und hernach bespinnen. Diese Feldwürmer werden weit dicker und länger, als die man in den Häusern erziehet. Und obwol deswegen ihre Arbeit der letztern ihrer nicht gleich ist, so hat sie doch ihren Werth und Nutzen, wie aus dem zu ersehen, was ich vorhin von dem Stof **Kien tcheou** angeführet habe (§. 10.) Von dieser Seide verfertiget man die Saiten auf die musicalischen Instrumente, weil sie sehr vest ist, und einen Wiederschall gibt. Man muß indes nicht meinen, als ob diese wilden Bäume gar keine Wartung erforderten, sondern daß man nur die Würmer zu seiner Zeit darauf setzen dürfe. Vielmehr müssen zwischen diesen Bäumen verschiedene Gänge angeleget werden, um die schädlichen Kräuter zu vertilgen, die unter denselben zu wachsen pflegen. Diese Kräuter haben ihre Schädlichkeit daher, weil sich unter denselben allerhand Insecten, insonderheit aber Schlangen befinden, die nach diesen Würmern sehr lüstern sind. Durch diese Gänge gehen die Wächter bey Tag und Nacht ab und zu, haben Stöcke, oder auch Schiesgewehr und ein klingendes Instrument, daran sie sonderlich des Nachts anschlagen, um die Feinde dieser Würme zu verjagen. Und diese Vorsichtigkeit muß keinen Tag unterlassen werden, bis sich die Würmer zugesponnen, und man ihre Gehäuse von den Bäumen abnehmen kan.

§. 14.

Wie sie gewartet werden.

Es ist hiebey zu bemerken, daß diejenigen Blätter, die von den Würmern im Frühjahr nicht berühret werden, im Sommer abgebrochen werden müssen. Liesse man sie

sie darauf sitzen, so würden die neuen Blätter des künftigen Frühjahrs giftige und schädliche Eigenschaften an sich haben. Man findet in einem Chinesischen Buch von den Gewächsen die Circulation ihres Saftes sehr deutlich bechrieben. Man glaubet ohne Zweifel, daß der umlaufende Saft, wenn er aus den Blättern wieder zu seinem ersten Ursprung zurücke träte, demjenigen Schaden thun würde, der hernach aus der Wurzel des Baumes sich bis in die äussersten Zweige und in das Laub ausbreitet. Will man diese Bäume zur Unterhaltung der Seidenwürmer recht bequem machen, so ist es recht gut, wenn man auf sie eben so viel Mühe wendet, als auf die guten Bäume. Es wird für sehr zuträglich gehalten, wenn man das Erdreich, darein man sie etwas räumlich gepflanzet hat, mit Hirse besäet. Denn dieser soll die Blätter dieses Baums sehr verbessern, sie stärker und blätterreicher machen. Die Würmer, die sich davon nähren, arbeiten zuerst ihre Gehäuse fertig, nnd ihre Seide wird viel stärker. Vielleicht könte man in Europa eine gleiche Entdeckung machen, so man die Gehäuse der Würmer, die sie auf den Bäumen angesetzet haben, davon abnähme. Man würde sie aber abnehmen müssen, ehe sich solche Würmer in Sommervögel verwandeln. Denn wenn sie erst aus dem Gehäuse heraus kommen, so lassen sie keine Eier zurück, sondern diese verderben durch mancherley Zufälle. Man würde auch verschiedene lebendige Vögel fangen müssen, um beyderley Geschlecht beysammen zu haben; und wenn ihre Eier im folgenden Jahr aufgebrochen wären, so müste man die hervorkriechenden Würmer auf eben solche Bäume setzen, davon man sie genommen, wo sie sich bald ausfüttern würden. Es ist sehr zu vermuthen, daß man auf die Weise in China den Seidenbau entdecket hat.

§. 15.

Die Blätter der eichenbäume sind auch brauchbar.

Man hat eine Anmerkung gemachet, davon in dem mehrgedachten Chinesischen Buch nichts zu finden ist, die aber nichts destoweniger ihren Nutzen hat; nemlich, daß statt der Blätter dieses wilden Maulbeerbaumes auch die Blätter des Eichenbaumes gebrauchet werden können. Der vorige Kayser **Cang hi** hat einen Versuch damit angestellet. Denn als er einstens einen Sommer und Herbst zu **Geho** in der Tartarey zubrachte, so lies er die Seidenwürmer mit Eichenblättern füttern; ohne Zweifel weil sie damals noch zart waren und von den Würmern genossen werden konten. Diese Probe gelung, und, wenn man es mit den im Hause erzogenen Seidenwürmern einmal wagen wolte, so würde man finden, daß die Blätter junger Eichenbäume ihnen dienlich seyn würden; wie man etwa findet, daß vornehmer Leute Kinder, die sehr zärtlich erzogen worden, sich abhärten, und mit gemeiner Soldatenkost vorlieb nehmen lernen. Aus ihren Eiern würden ohnfehlbar solche Würmer hervorkommen, dergleichen diejenigen sind, von denen die Seide **Kien tcheou** (§. 10.) gemachet wird. Wenigstens könte mans versuchen, ob die Eichenblätter nach dem Geschmack dieser Hauswürmer wären; und wenn es angienge, so könten diese Blätter die Stelle vieler Maulbeerbäume vertreten, die ohnedem an einigen Orten gar langsam wachsen.

§. 16.

Von den ächten maulbeerbäumen. (§. 13.) 1) besonders gute arten.

Hierauf wird in der gedachten Chinesischen Schrift von den ächten Maulbeerbäumen gehandelt. Es komt alles auf folgende Stücke an: 1) welches die beste Art unter denselben sey; 2) wie die schlechten durch die Wahl und Besserung des Erdreichs, durchs abblättern, propfen und beschneiden verbessert werden können; 3) wie es anzugreifen, daß man die gute Art vermehre. Man muß demnach diejenigen Bäume nicht achten, die

zuerst

zuerst Früchte und hernach Blätter bringen, weil eines theils alsdenn die Blätter sehr klein bleiben und ungesund sind; theils solche Bäume auch selbst nicht lange dauren, sondern in wenig Jahren ausgehen. Bey Aussuchung junger Reiser muß man diejenigen nicht nehmen, die eine rauhe und geborstene Rinde haben, weil dieselben nur kleine und untaugliche Blätter bringen. Dahingegen muß man die wählen, die eine weisse Rinde, wenig Knoten und dagegen starke Knospen haben. Dieser ihre Blätter werden breit und stark, und die Würmer, so sich davon nähren, bringen zu ihrer Zeit veste Gehäuse und viele Seide. Die besten Maulbeerbäume sind die, so wenig Beeren tragen, weil sich ihr Nahrungssaft auf die Weise nicht alzusehr vertheilet. Und man will, wie man versichert, ein Mittel haben, sie an Beeren unfruchtbar und dagegen an Blättern fruchtbar zu machen. Man lässet nemlich die jungen Hühner die Maulbeeren entweder frisch oder getrucknet fressen. Ihren Mist samlet man hernach, läst ihn im Wasser zergehen, in welchem Wasser man den Kern ganz weich werden lässet, daraus der Maulbeerbaum entstehet, und ihn hernach in die Erde leget.

§. 17.

Man unterscheidet insonderheit zwo gute Arten der Maulbeerbäume, die ihren Namen von der Provinz führen, darin sie ursprünglich entstanden. Einige heissen **King sang.** **King** ist der Name einer gewissen Gegend in der Provinz **Hou qvang.** Die Blätter derselben sind zart, ein wenig spitzig, und kommen den Blättern unserer Kürbisse ziemlich nahe. Die Wurzel ist sehr dauerhaft, und das Herz des Schaftes vest und frisch. Die Würmer, die mit diesen Blättern gefüttert worden, spinnen eine sehr veste Seide, daraus die Chineser ihre **Cha** und **Lo cha** machen. Die Blätter schicken sich insonderheit für die Würmer, die erst aus den Eiern gekrochen. Denn ein jedes Alter dieser Würmer muß seine eigene Nahrung haben, die sich für dasselbe am besten schicket. Die Maulbeerbäume, die man **Lou** nennet, welches ein alter Name der Provinz **Chan tong** ist, tragen gar keine Beeren. Ihr Schaft wird lang, die Blätter sind groß, stark, vest, rund, dick und voller Saft; die Zweige sind gesund, die Wurzel und das Herz aber nicht alzudauerhaft. Ihre Blätter schicken sich zwar für alle Alter der Seidenwürmer, doch sind sie denen am zuträglichsten, die schon etwas groß geworden. Unter diesen Bäumen giebt es einige, die sehr zeitig Blätter treiben. Und diese Art muß man nahe bey dem Hause haben, um den untersten Fuß derselben desto leichter vor schädlichen Kräutern zu bewahren; dagegen aber zu misten, bey truckener Zeit zu begiessen, und für das kostbare und vortheilhafte Gewürme allezeit die Nahrung nahe bey der Hand zu haben.

Verschiedenheit derselben.

§. 18.

Wenn man die jungen Bäume gar zu sehr entblättert hat, ehe sie drey Jahr gestanden, so lassen sie ihre Erschöpfung gar bald merken; sie werden matt und treiben sehr langsam. Eben das wiederfähret den Bäumen, deren Blätter und Zweige man nicht zart beschneidet, wenn man diese davon abgebrochen hat. Wenn die Bäume drey Jahr gestanden, so sind sie in ihrer grösten Munterkeit; nach dem fünften Jahr aber fangen sie an matt zu werden, wenn sie ihre Wurzeln zu weit verflechten. Das beste Mittel dagegen ist, wenn man gegen das Frühjahr die Erde, darin sie stehen, aufgräbet, nnd die auslaufenden Wurzeln beschneidet, und darauf mit einer zubereiteten Erde wieder zudecket, die sich durch fleißiges Begiessen bald mit der andern verbindet. Werden diese

2) Wie man den Bäumen zu hülfe komt.

Bäu-

Bäume alt, so hat man ein gewisses Mittel, sie wieder jung zu machen. Man nimt nemlich alle untragbare Zweige ab, und propfet statt derselben junge und frische ein. Und dadurch theilet sich dem Stamm eine lebendigmachende Kraft mit. Das pflegt im Anfang des zweyten Monden, das ist, im Martius zu geschehen. Wenn man die Ersterbung dieser Bäume verhindern will, so muß man von Zeit zu Zeit untersuchen, ob er nicht etwa von Würmern durchboret worden, die ihren Saamen in denselben geleget. Diese Würmer tödtet man vermittelst der Frucht vom Baum **Tong**. Vielleicht würde ein jedes scharfes Oel gleiche Wirkung thun.

§. 19.

Fortsetzung. Das Erdreich, darin die Maulbeerbäume am besten fortkommen sollen, muß weder zu strenge noch zu hart seyn. Ein Land, das lange Zeit Brache gelegen und vor kurzem erst umgerissen worden, ist das allerbeste dazu. In den Provinzien **Tche kiang** und **Kiang nan**, aus welchen die beste Seide komt, pfleget man die Erde mit dem Morast aus den Canälen zu düngen, als welche alle Jahre gereiniget werden. Man kan auch Asche nnd den Mist dazu gebrauchen, selbst den Auswurf der Seidenwürmer nicht ausgenommen. Die kleinen Hülsenfrüchte, so man zwischen die Bäume säet, thun keinen Schaden, wenn man sie nur nicht gar zu nahe an ihre Wurzeln bringet, indem das Pflugeisen denselben leicht Schaden thun könte.

§. 20.

Solches geschicht insonderheit durchs beschneiden. Das hauptsächlichste, und was den meisten Vortheil bringet, ist dieses, daß die Maulbeerbäume zu rechter Zeit und von einer geschickten Hand beschnitten werden. Der Baum wird dadurch nicht nur zeitiger und mit mehrern Blättern erfüllet, sondern es werden diese auch weit nahrhafter, und bekommen einen Geschmack, der den Appetit dieser Würmer reizen kan. Man darf gar kein Bedenken tragen, die Zweige abzuschneiden, sonderlich diejenigen, die um das Herz des Baumes herum stehen, um den andern Luft und Raum zu machen. Denn derjenige, so die Blätter samlen soll, kan dieses viel bequemer verrichten, wenn er in der Mitte des Baumes stehet. Wer dieses beobachtet, der gewinnet in einem Tage mehr Blätter, als ein anderer in vielen Tagen. Und das ist mit nicht geringer Ersparung der Unkosten verbunden. Wenn hiernächst die Seidenwürmer hungrig sind, so steht man nicht in Gefahr, sie Hungers sterben zu lassen. Ihre Mahlzeit ist ihnen eher bereitet, als wenn man ihnen von einem dickbelaubten Maulbeerbaum frische Blätter brächte. Zur Erleichterung des Einsamlens der Blätter bedienet man sich einer gestützten Leiter, die nicht an den Maulbeerbaum angeleget werden darf, um demselben nicht zu schaden. Unser Chinesischer Schriftsteller giebt vor, daß ein wohlbeschnittener Maulbeerbaum so gut sey, als zween andere, und doppelten Vortheil bringe.

§. 21.

Zeit und art der beschneidung. Die Maulbeerbäume werden im Januario und diesen ganzen Monat durch beschnitten. Man verfähret damit eben so, wie mit dem Wein, sonderlich der an Geländer angebunden ist. Es ist genung, wenn nur die Aeste, die gelassen werden, vier Augen haben. Was mehrere Augen hat, das muß abgethan werden. Insonderheit werden viererley Zweige gänzlich abgeschnitten. 1. Die, so zu der Wurzel herabhangen. 2. Diejenigen, so inwendig hinein wachsen. 3. Diejenigen, so sich spalten, und aus dem Schaft paarweise herauswachsen; einer von solchen Zweigen muß nothwendig abgeschnit-

ten

ten werden. 4. Diejenigen, die sonst zwar ganz gut stehen, aber alzudick und mit Wachsknoten zu sehr besetzet sind. Man läst daher weiter nichts stehen, als die Zweige, die am Stamm auswärts wachsen. Im Frühjahr bekommen sie ein frisches und munteres Ansehen, und die Blätter so zuerst getrieben, machen, daß die Seidenwürmer eher ihr vollkommenes Alter erreichen, und daß sie desto mehr Seide spinnen.

§. 22.

Vom gebrauch ihrer blätter und holzes.

Gegen das Ende des Herbstes und ehe die Blätter der Maulbeerbäume gelb werden, muß man sie abpflücken, an der Sonne trucknen, ganz klein zerschlagen, an einem reinen Orte verwahren, oder, zu desto mehrerer Sicherheit, sie in grosse irdene Gefässe thun, und solche mit dichter Erde vest vermachen. Diese Blätter werden im Frühjahr zu einem Mehl gemacht, davon man den Würmern zu fressen vorsetzet, so bald sie sich gehäutet. Ich werde an einem andern Orte erklären, wie dieses gehalten wird und was es für gute Wirkung thut. In den Provinzien Tche kiang und Kiang nan, darinnen die allerbeste Seide gebauet wird, siehet man sehr darauf, daß die Maulbeerbäume nicht zu groß werden, und zu sehr ins Holz wachsen. Dahero beschneidet man sie, daß sie sich nicht überwachsen. Die abgeschnittenen Zweige sind von einem vielfältigen Nutzen. 1. An solchen Oertern, wo das Holz rar ist, bedienet man sich derselben zum Aufkochen des Wassers, darein die Gehäuse gethan werden, damit man die Seide desto besser abwickeln könne. 2. Von der Asche dieses Holzes macht man eine Lauge, darein man die Bälge wirft, die sowol von den darin sitzenden Schmetterlingen durchboret worden, als darin keine befindlich sind. Vermittelst dieser Lauge dehnen sie sich sehr weit aus, und werden bequem, abgewunden zu werden. 3. Endlich pflegen einige, ehe sie die abgeschnittenen Zweige zum verbrennen brauchen, die Rinde davon abzuschälen, davon sie ein Papier machen, das stark genug ist zu den gewöhnlichen Sonnenschirmen, zumal wenn es mit Oel getränket und gefärbet worden.

§. 23.

3) Vermehrungsart dieser bäume.

Gleichwie aber die Maulbeerbäume alt werden, und alsdann ihre Blätter nicht mehr so schmackhaft sind, so muß man darauf denken, wie man sie verjüngen möge. Ausser dem Propfen nun, dessen ich vorhin Erwehnung gethan habe, erwählet man sich auch einen neuen Plan, daß man entweder frische und gesunde Zweige in kleine Tonnen, die von zwey Stücken eines grossen Bambusrohrs gemacht und die mit tauglicher Erde angefüllet sind, einsetzet, oder daß man im Frühjahr die längsten Zweige herabbeuget auf die Erde, welche im Monat December gewiß gute Wurzel zum Absenker gefasset hat. Man löset ihn so dann vom Baum auf eine geschickte Art ab, hebt ihn samt der Muttererde aus, und verpflanzt ihn an einen andern Ort. Man säet aber auch die Kernen oder den Saamen der Maulbeerbäume aus. Und dazu muß man theils die besten Bäume, theils die rechte Herzfrucht erwählen. Diesen Kern vermischet man mit der Asche verbranter Zweige dieses Baums; man bringt sie hernach ins Wasser und schüttelt sie drin herum. Wenn es sich gesetzet hat, so schwimmet das untaugliche Korn oben, die aber unten sitzen bleiben, müssen an der Sonne getrucknet, hernach mit der Hirse in gleichen Theilen ausgesäet werden. Denn die Hirse liebet den Maulbeerbaum, und decket das junge Gewächs desselben mit seinem starken Wuchs gegen die Sonnenhitze; weil er des Schattens in seiner ersten Zeit gar sehr benöthigt ist. Wenn die Hirse reif ist, so wartet man einen starken Wind ab und legt Feuer an. Darauf werden die Bäume im fol-

genden Frühjahr noch einmal so stark wachsen. Wenn diese Gewächse zu einer gewissen Höhe gekommen, so schneidet man die Spitzen ab, damit sich zur Seite Zweige ansetzen, so wie man im Gegentheil die Seitenzweige abschneidet, bis der Baum eine gewisse Höhe erlanget. Endlich verpflanzet man diese jungen Bäume nach verschiedenen Linien, und lässet acht bis zehen Fuß Raum dazwischen. Eine jede Linie stehet vier Schritt von der andern ab. Man muß aber darauf sehen, daß die Bäume nicht in den Linien einander gerade gegen über stehen, welches vermuthlich deswegen geschicht, daß der Schatten des einen dem andern nicht Schaden thue.

§. 24.

Anlegung eines hauses für die seidenwürmer.

Es ist aber damit nicht genung, wenn man nur die Maulbeerbäume so ziehet, daß sie den Seidenwürmern zur Nahrung dienen können, sondern es muß auch für dieses kostbare Gewürme ein solches Logis zubereitet werden, das den verschiedenen Abwechselungen ihrer Natur, und den Zeiten ihrer Beschäftigung gemäs ist. Diese geschickten Arbeiter, die mit ihrem eigenen Wesen theils die Verschwendung, theils die Bequemlichkeit unserer Kleidung und Geräthe unterhalten, verdienen wohl, daß sie recht gut einquartiret werden. Die Reichthümer, die sie uns bringen, stehen mit dem Tractament, so ihnen erwiesen wird, in einem genauen Verhältniß; gehts ihnen übel, so werden sie matt, und ihre Arbeit leidet auch gar sehr darunter. Man findet einige Chinesische Schriftsteller, die von der bequemen Herberge der Seidenwürmer geschrieben, aber nur für diejenigen, die einer gewissen Regul in Ansehung eines kleinen Vorraths von Seide nachgehen, die zu ihrer Unterhaltung und Bequemlichkeit hinlänglich, und ihrer engen Wohnung gemäs ist. Denn es gibt einige Provinzien, da fast in allen Häusern Seidenwürmer erzogen werden. Der Verfasser, dem wir hier nachgehen, und der sich durch seine Schrift zu einer der ersten Würden des Reichs empor geschwungen, hat die Materie am allergründlichsten abgehandelt, und nur für grosse Officinen geschrieben, da man grosse Unkosten aufwendet, die aber reichlich ersetzet werden.

§. 25.

Beschaffenheit des hauses da die würmer spinnen.

Es muß dem Bericht dieses Schriftstellers zu Folge ein angenehmer Ort ausgesuchet, und dahin gesehen werden, daß derselbe etwas erhaben, eines truckenen Grundes sey, und in dessen Nachbarschaft ein Fluß befindlich. Denn da es nöthig ist, daß die Eier zu verschiedenen malen gebadet und abgewaschen werden, so thut das Flußwasser dazu die allerbesten Dienste. Ein solches Gebäude muß auch besonders liegen, von allem Gestank, Morast, Viehzucht und heftigem Geräusch entfernet seyn. Der geringste üble Geruch, oder der geringste Schrecken hat einen unglaublichen Eindruck bey einem so zarten Geschöpf; ja, so gar das Bellen der Hunde, oder das durchdringende Hahnengeschrey ist vermögend ihnen Schaden zu thun, wenn sie erstlich aus dem Ey gekrochen sind. Man bauet gerne ein viereckigtes Zimmer, das ausser der Zeit, da die Seidenwürmer ihre Geschäfte verichten, zu andern Dingen gebraucht werden kan. Und da sehr vieles auf eine gemäßigte Wärme ankomt, so muß man dahin sehen, daß die Wände wohl verwahret sind. Der Eingang in dasselbe muß auf der Mittagsseite angeleget seyn, oder wenigstens Südwestwärts, niemals aber auf der Nordseite. Auf jeder Seite des Zimmers müssen vier Fenster seyn, damit man, wenn es nöthig ist, frische Luft einlassen könne. Die Fenster selbst, die ausser diesem Fall verschlossen bleiben müssen, macht man von einem weissen und durchsichtigen Papier, weil es Stunden giebt, da sie

des

des Lichts, zuweilen aber auch der Dunkelheit benöthigt sind. Daher denn vor solchen Fenstern Vorhänge befindlich seyn müssen, die man aufziehen und ablassen kan.

§. 26.

Und der ihnen zuträglichen Witterung.

Diese Vorhänge haben zugleich den Nutzen, daß sie den Ort gegen unbeqveme Winde schützen, dergleichen die Süd- und Südostwinde sind, die nie in ein solches Zimmer dringen müssen. Und da es zuweilen nöthig ist einen angenehmen Westwind einzulassen, so muß man sich doch wohl vorsehen, daß es nicht zu einer Zeit geschehe, da viele Fliegen und Mücken in der Luft schwärmen; denn dadurch würde die ganze Zucht verloren gehen. Wenn sie sich auf die Schalen setzen, so machen sie entweder Löcher drein, oder verwirren die Seide dergestalt, daß sie schwerlich abgewunden werden kan. Das beste und gewönlichste ist dieses, daß man mit der Seidenspinnerey fertig zu werden suchet, ehe sich die Fliegenzeit einstellet. Eben so besorgt muß man seyn, daß nicht etwa Spitzmäuse oder Ratten an einen solchen Ort kommen, als welche nach den Seidenwürmern sehr lüstern sind; zu welchem Ende gute und muntere Katzen gehalten werden müssen. Es ist auch sehr viel daran gelegen, wie aus dem nachfolgenden zu ersehen seyn wird, daß die Eier zu gleicher Zeit ausgebrütet werden, und die Würmer zu einerley Zeit schlafen, aufgewecket werden, fressen und sich häuten; zu welchem Ende in ihrem Zimmer beständig gleiche Wärme gehalten werden muß. Das beste Mittel, solches zu bewirken ist unsers Schriftstellers Anzeige nach dieses, daß man in allen vier Winkeln des Zimmers Oefen anlege, und zu gleicher Zeit und in gleicher Masse dieselben hitze; oder daß man mit einem Becken glüender Kohlen ab und zugehe, und solche wieder wegthue, wenn es genung zu seyn scheinet. Es müssen aber diese Kohlen erst ausser dem Zimmer glüend gemachet, und hernach mit einer rein ausgebranten Asche überstreuet werden; denn eine helle Feuerflamme schadet den Würmern gar sehr.

§. 27.

Fortsetzung.

Unser Schriftsteller meldet dabey, es würde sehr gut seyn, wenn das Feuer von lauter Kühmist gemachet und das Zimmer dadurch erwärmet werden könte. Er ertheilt daher den Rath, dergleichen Mist im Winter zu samlen, erst einzuweichen, hernach vest auf einander zu schlagen, und an der Sonne zu trucknen. Diesen getruckneten Mist leget man auf hohl gelegtes und dürres Holz und zündet es an, welches theils eine gemässigte Wärme machet, theils einen Geruch ausbreitet, der den Würmern sehr angenehm ist. Nur muß man den Rauch nicht unmittelbar ins Zimmer eindringen lassen; denn das können sie nicht vertragen. Es dauret dieses Feuer lange Zeit unter der Asche, welches kein geringer Vortheil ist. Damit man auch den Ort vor aller Feuchtigkeit verwahre, wo man nicht um alle Vortheile kommen will; so muß die Thür von aussen mit einer durchlöcherten Strohdecke verwahret seyn, daß die Feuchtigkeit der Luft nicht so sehr eindringen kan.

§. 28.

Innerliche beschaffenheit.

Es komt nicht weniger viel darauf an, wie das Zimmer für die Seidenwürmer innerlich angeleget seyn müsse, damit man alle zur Unterhaltung und Versorgung der Seidenwürmer nöthige Instrumente bey der Hand habe. Man muß demnach die Rüstungen, darauf die Seidenwürmer stehen, neun bis zehenfach über einander stellen, so daß jede Rüstung etwa neun Zoll über der andern stehe. Diese überdecket man mit geflochtenen und durchsichtigen Horden, damit theils die Wärme, theils die Abkühlung

gleich und ungehindert durchdringen könne. Diese Rüstungen müssen so angeleget werden, daß sie eine Mauer vorstellen, um welche man auf allen Seiten herumgehen kan. Auf diesen Horden brütet man nun die Würmer aus und füttert sie so lange bis sie zu spinnen anfangen; denn alsdenn muß ihre Scene geändert werden. Da aber diese Horden so beschaffen, daß diese zarten Creaturen leicht durchfallen könten; so muß man über dieselben ein truckenes Lacken und auf diese ein langes und zartes Papier ausbreiten. Wenn dieses von ihrem eigenen Unflat oder von dem Ueberrest ihrer Nahrung, das ist, von den Fäsergen der Maulbeerblätter, verunreiniget ist, so breitet man über sie ein Netz her, dessen Löcher ihnen einen freyen Durchgang gestatten. Auf dieses Netz legt man frische Maulbeerblätter, wornach dieses hungrige Geschlecht gleich in die Höhe steiget. Unter dieses Netz steckt man sodann eine neue Horde, nimt die alte weg und reiniget sie, nur dieselbe ein andermal wieder zu brauchen.

§. 29.

Einsamlung der maulbeerblätter.

So viele Reguln der Behutsamkeit hat der Chinesische Autor vorgeschrieben; und darin geht er noch weiter. Er will, daß um dieses Haus entweder eine Mauer oder doch eine dichte hölzerne Wand, sonderlich auf der Abendseite gezogen werde, damit die untergehende Sonne, wenn man von der Seite frische Luft einlässet, nicht etwan auf die Seidenwürmer falle. Wenn man nun die Maulbeerblätter einsamlet, so ertheilet er den Rath, daß man sie in ein Netz stecke, das leicht eröfnet und zugeschnüret werden kan, damit die Blätter weder ersticken und dumpfig gemachet, noch auch von der Luft und Sonne zu sehr ausgetrucknet werden; weil sie sonst ihre Kraft verlieren würden. Da aber diese Würmer in den ersten Tagen, nachdem sie aus den Eiern gekrochen, einer weit zärtern und sorgfältig zubereiteten Nahrung benöthigt sind; so will er, daß man diese Blätter in ganz dünne Faden zerschneide, und sich zu dem Ende eines sehr scharffen Messers bediene, das die Blätter im Durchschneiden nicht drücket, und sie ihres zarten Geschmacks nicht beraubet.

§. 30.

Die seidenwürmer sind nicht von einerley güte.

Man findet oft genung, daß die Pflanzen aus der Art schlagen, und daß der Saame nicht seine erste Güte beybehält. Eben so gehts auch mit diesen Thiergen. Einige sind schwach und matt; und von diesen hat man keine muntere Nachkommenschaft zu erwarten. Man muß daher wohl eine Wahl unter ihnen anstellen; und das geschicht auf dreyerley Weise. 1. Erstlich, ehe sie aus den Schalen kriechen, dabey man das weibliche Geschlecht von dem mänlichen unterscheiden kan. Man erkennet diesen Unterschied daran. Diejenigen Schalen, die spitzig zugehen, vest, fein und nicht so groß sind, als die andern, sind das Gehäuse des mänlichen Geschlechts; die runden, grösseren, dicken und nicht so manierlichen aber fassen das weibliche in sich. Ueberhaupt davon zu reden, so sind die feinen, durchsichtigen und vesten Gehäuse die allerbesten. 2. Noch sicherer aber kan die Wahl angestellet werden, wenn die Sommervögel daraus hervor gekrochen; welches gemeiniglich am 14 Tage nach ihrer Einsamkeit zu geschehen pfleget. Diejenigen, die um etliche Tage eher herauskriechen als die andern, dürfen nicht zur Art und Zucht behalten werden. Man bleibe nur bey denen, die den folgenden Tag häufig auskriechen; die Spätlinge muß man auch wegwerfen. 3. Man hat noch ein anderes Merkmal, darnach man sich bey dieser Wahl richten kan. Nemlich diejenigen Zwiefalter, die krumme Flügel, kahle Augenwimpern, einen truckenen Schwanz, einen rothen und glatten

Bauch

Bauch haben, die müssen nicht zur Fortpflanzung des Geschlechts beybehalten werden.

§. 31.

Von ihrer vermehrung.

Wenn die Wahl geschehen, so bringet man beyderley Geschlecht auf papierne Blätter, daß sie sich daselbst gatten. Es muß aber Papier seyn, das aus der Rinde des Maulbeerbaums gemachet worden. Man muß diese Papiere (§. 33.) dabey mit seidenen Faden oder hinten angeklebter Baumwolle, stark machen; weil sie, wenn sie mit Eiern belegt sind, dreymal ins Wasser eingetauchet werden müssen, um den Eiern dadurch ein nützliches Bad zu geben. Das Papier bereitet man über ströherne Matten. Wenn sich beyderley Geschlecht mit einander gegattet, so müssen sie nach 12 Stunden von einander gethan werden. Bleiben beyderley Geschlechte länger beysammen; so würden die später nachfolgenden Eier nicht mit den andern zugleich ausgebrütet werden; welchem Unrath man dadurch abhelfen muß. Die Männchen werden bey Seit gethan mit denenjenigen, die man gleich anfangs ausgeworfen hatte.

§. 32.

Von ihren eiern und wartung derselben.

1. Ueberhaupt.

Damit nun die Weibgen ihre Eier desto besser hervorbringen können, so stellet man sie räumlich und bedecket sie zugleich; denn die Dunkelheit machet, daß sie die Eier nicht so sehr zerstreuen. Wenn sie dieselben noch nicht alle geleget, so müssen sie noch vier bis fünf Tage verwahret werden. Darauf muß man sie mit den ausgeschossenen und untüchtigen tief in die Erde vergraben; weil sie sonst dem Vieh, das sie berührte, recht pestilenzialisch seyn würden. Man versichert, daß, wenn man sie auf dem Felde an verschiedenen Orten vergrübe, derselbe Platz einige Jahre nacheinander weder Disteln noch sonst ein zackigtes Gewächs tragen würde. Einige haben die Gewonheit, sie in die Teiche zu werfen, weil die Fische davon fett werden sollen. Was nun die reiche Eiersaat anlanget, die auf dem Papier klebet; so kan dieselbe auch noch gemustert werden. Zum Exempel, die Eier, die so klumpenweise auf einander sitzen, taugen nichts; die Hofnung des Gewinstes beruhet auf den andern, und die müssen wohl in acht genommen werden. Unser Autor wundert sich hiebey, daß, obgleich der Seidenwurm gegen alle unbeqveme Witterung so empfindlich sey, dennoch die Eier desselben Kälte und Schnee vertragen könten. Scheinet es nicht, sagt er, als ob sie zwo verschiedener Naturen wären. Er vergleichet die Veränderungen, die man an diesen Geschöpfen wahrnimt, daß sie erst Würmer, hernach Raupen, und endlich geflügelte Senvögel werden, mit denjenigen Veränderungen, die den Pflanzen wiederfahren, bey welchen sich immer andere Theile auswickeln, sich ausbreiten und zu der Zeit vertrucknen und abfallen, wenn indes andere und neue Theile hervorkommen. Die erste Sorge ist diese, daß man das Papier, darauf die Eier kleben, in einer Cammer aufhänge, die von der Luft durchstrichen werden kan; doch so, daß die Sonnenstralen nicht darauf fallen können. Das Feuer, damit man solche Stuben wärmet, muß weder den Glanz noch Rauch hineintreiben; man muß sich auch hüten, daß kein Hanfseil weder die Würmer noch ihre Eier berühre. Wenn nun diese Papiere einige Tage also gehänget, so wickelt man sie leichte zusammen, so, daß die Eier einwärts zu liegen kommen, und so lässet man sie im Herbst und Frühjahr hängen.

§. 33.

Fortsetzung.

Am achten Tage des zwölften Monden, das ist, gegen das Ende des Decembers

bers oder auch im Januario, wenn dieser ein Schaltmonat ist, badet man die Eier im Flußwasser, wenn mans haben kan, oder doch wenigstens in einem Wasser, darin man vorher Salz zergehen lassen; wobey man darauf sehen muß, daß das Wasser nicht gefriere. In diesem Wasser lässet man die Blätter zwey Tage liegen, und damit sie nicht oben schwimmen könten, so beschweret man sie mit einem Porcelainenteller. Wenn man sie aus dem Wasser hervor gezogen, so hängt man sie aufs neue auf, und wenn sie trucken worden, so wickelt man sie etwas vester zusammen als vorher, und legt jedes Papier besonders über ein irdenes Gefäß. Hernach, wenn die Sonne nach einem heftigen Regen sonderlich heiß scheinet, bringet man sie in die Sonne, und das etwa alle zehen Tage einmal. Da lässet man sie eine halbe Stunde, und bringt sie hernach wieder an ihren vorigen Ort. Einige verfahren hiebey ganz anders. Sie werfen die Blätter ins Wasser, in welches sie vorher Asche von verbranten Maulbeerzweigen gestreuet; und wenn sie einen ganzen Tag darinnen gelegen, so nehmen sie dieselben wieder heraus, um solche einige Augenblicke in Schneewasser zu stecken, oder hängen sie auch drey Tage an einem Maulbeerbaum auf, um daselbst entweder beschneyet oder beregnet zu werden, wenn dieses nur nicht alzuheftig ist. Dieses Baden im Schnee- oder Fluß- oder auch gesalzenen Wasser, welches eine Art der Lauge über die Eier ist, hat den Nutzen, daß die Seide zu seiner Zeit leichter aufgewunden werden kan, und die Faden davon gerader und vester werden. Insonderheit aber trägt es dazu vieles bey, daß die Eier ihre innerliche Wärme behalten, als worin eben ihre vermehrende Kraft bestehet.

§. 34.

2. Insonderheit beym ausbrüten.

Wenn an dem Maulbeerbaum die Blätter ausbrechen wollen, so ist es Zeit, daß man diese Eier auszubrüten beginnet. Denn man kan damit eilen oder auch verziehen, nach dem man die Grade der Wärme einrichtet. Eilen kan man damit, wenn man die Blätter, daran sie sitzen, öfters aufwickelt, und beym Zusammenthun sie ganz gelinde hin und her rollet. Thut man davon das Gegentheil, so kriechen sie später aus. In den drey Tagen, die vor ihrem Ausbruch hergehen, wird es folgendergestalt gehalten. Es ist sehr viel daran gelegen, daß sie zu gleicher Zeit ausbrechen. Wenn solches nun bald geschehen soll, so schwellen die Eier etwas auf, und werden an ihrer Ründung ein wenig spitz. An dem ersten von diesen dreyen Tagen, und wenn der Himmel theils heiter ist, theils auch eine gelinde Luft wehet, wie sie um dieselbe Jahrszeit zu seyn pfleget, breitet man gegen zehen oder eilf Uhr das mehrgedachte Papier aus, doch so, daß die Rückseite gegen den Glanz der Sonne zu stehen komme; und man läst es so lange in der Sonne, bis es mäsig warm geworden ist. Darauf wickelt man es ganz enge zusammen und thut es an einen warmen Ort; des folgenden Tages hält mans auf jetzt beschriebene Art. An diesem Tage wird man bemerken, daß die Eier ihre Gestalt verändern, und aschgrau werden. Alsdenn thut man dieser Papiere zwey und zwey zusammen, wickelt sie vest in einander und verwahret die äussersten Enden. Am dritten Tage des Abends wickelt man sie auf und breitet sie über eine feine Strohdecke. Die Eier fangen alsdenn an schwärzlich zu werden; und wenn ein und andere Würmer um dieselbe Zeit bereits ausgekrochen wären, so müssen sie bey Seite geschaffet werden, weil sie sich nicht mit zu der Gesellschaft schicken. Denn die Erfahrung hat gelehret, daß solche Seidenwürmer, die nicht zu gleicher Zeit mit den andern ausgekrochen, auch nicht mit ihnen im Speisen, im Schlafen und im Häuten übereinstimmen. Dergleichen Würmer würden vielerley

Mühe und Unordnung verursachen, daher man sie bey guter Zeit auf die Seite schaft. Wenn diese Absonderung geschehen, so wickelt man drey solcher Papiere ganz leicht zusammen und bringet sie an einen warmen Ort, der aber vor dem Mittagswinde bedeckt liegen muß.

§. 35.

Des folgenden Tages gegen zehen oder eilf Uhr wickelt man diese Rollen auf, und findet sie voller Würme, die wie kleine schwarze Ameisen unter einander wimmeln. Die Eier, die etwa eine Stunde hernach noch nicht aufgebrochen sind, müssen weggeworfen werden. Findet man unter diesen neuen Würmern einige, die platte Köpfe haben, die wie verbrant aussehen, die entweder himmelblau, oder gelb oder fleischfarbigt sind, die muß man nicht groß ziehen. Die guten sind nur die, welche die Farbe haben, wie ein Gebirge das man von weiten siehet. Man giebt den Rath, daß man alsdann das Papier, darauf die ausgekrochenen Würmer befindlich sind, abwägen soll. Diese soll man hernach auf ein ander Papier zu bringen suchen, darauf Maulbeerblätter auf oben beschriebene Art zubereitet sind. Der Geruch derselben locket diese kleinen hungrigen Gäste gleich hinzu. Den trägen hilft man entweder mit einer Feder ganz sachte nach, oder schlägt gelinde hinten an das Papier an. Dieses leere Blat wäget man hierauf abermals um zu erfahren, wie schwer die Würmer gewogen. Und nach diesem Gewicht richtet man das Gewicht der Blätter ein, die ihnen zur Nahrung gereichet werden, und man schliest daraus das Gewicht der gesponnenen Seidehäutgen, welche man zu erhalten hat, wenn kein Schade dazu kommt. Fortsetzung.

§. 36.

Nun komt vieles auf eine diätische Verpflegung derselben an, und daß ihr Zimmer gehörig warm sey. Daher muß man den Seidenwürmern eine gute und sorgfältige Mutter verschaffen, eine Tsan mou, wie sie dieser Autor genennet hat, das ist, eine Würmermutter. Diese nimt ihr Zimmer in Besitz, nachdem sie sich vorher wohl gewaschen und reine Kleider angeleget, die nicht den geringsten üblen Geruch haben. Sie muß unter andern nicht kurz vorher gegessen, oder mit wilden Cicorien zu thun gehabt haben; denn der Geruch davon ist ihnen sehr zuwieder. Sie muß auch ganz dünne und leicht gekleidet seyn, damit sie die Grade der Wärme aus eigener Empfindung desto besser beurtheilen und wissen könne, ob man sie nachlassen oder hinzuthun solle. Sie muß sich in acht nehmen, daß sie keinen Rauch oder Staub mache, der diesem zarten Gewürme, das in den ersten Tagen ganz eigen gepfleget seyn will, recht sehr zuwider ist. Ein jeder Tag ist für sie ein ganzes Jahr, und hat seine vier Zeiten. Der Morgen ist der Frühling; der Mittag ihr Sommer, der Abend ihr Herbst, und die Nacht ihr Winter. Wenn sie nun wirklich da sind.

§. 37.

Diejenigen, so in der Erziehung dieser Würmer eine Erfahrung erlanget, haben folgende Reguln gegeben; und es ist nicht undienlich sich darnach zu richten. 1) Wenn die Eier noch nicht dem Aufbruch nahe sind, so können sie eine gar grosse Kälte vertragen, ja sie ist ihnen zuträglich. 2) Wenn sie bereits ausgebrochen sind, und wie Ameisen herum Reguln davon.

herum wimmeln, ſo erfordert ihre Natur eine groſſe Wärme. 3) Wenn ſie zu Raupen worden ſind, und wenn ſie ſich häuten wollen, ſo muß die Wärme gemäßigt ſeyn. 4) Wenn dieſe Zeit vorbey, ſo wollen ſie wieder Kühlung haben. 5) Wenn ſie dem Abnehmen und Alter nahe ſind, ſo muß man ſie wieder wärmer halten. 6) Endlich iſt ihnen eine groſſe Wärme wieder nöthig, wenn ſie ihr Gehäuſe beſpinnen.

§. 38.

Alles, was ihnen zuwieder, muß bey ſeite geſchaft werden.

Die Zärtlichkeit dieſes Gewürms erfordert es, alles bey Seite zu ſchaffen, was ihnen unbeqvem ſeyn kan. Denn ſie haben ihren Ekel und Antipathie. Inſonderheit iſt ihnen der Hanf ſehr zuwider; ferner feuchte oder an der Sonne gewärmte Blätter; desgleichen der Staub, wenn man kurz nach ihrem Ausbruch etwa das Zimmer kehret. Es gehöret darunter ein feuchter Boden, Fliegen und Mücken, der Geruch von geröſteten Fiſchen, von verbranten Haaren, vom Muſcus, vom Miſt, der Athem der nach Wein, Ingwer, Sallat und wilde Cicorien riecht, ein groſſes Geräuſch, Unreinigkeit, Sonnenſtralen, der Schein von einem Licht, deſſen bebende Flamme in der Nacht ihre Augen nicht treffen muß; ſchale oder heftige Winde, Kälte, Wärme, ſonderlich aber eine Kälte, die auf eine groſſe Hitze ſchnell erfolget. Dieſes alles iſt dieſem zarten Gewürm entgegen.

§. 39.

Unterhaltung derſelben.

Was die Lebensunterhaltung derſelben betrift, ſo findet man, daß die Blätter, die entweder ſtark bethauet ſind, oder die an der Sonne oder an einem heftigen Winde trocken geworden, oder die ſonſt mit einer ſtinkenden Materie beflecket worden ſind, die gewönlichſte Urſache ihrer Krankheiten werden. Es iſt daher gut, wenn die Blätter drey bis vier Tage vorher geſamlet und an einem reinen und luftigen Orte verwahret werden. Dabey nicht zu vergeſſen, daß man ihnen in den erſten Tagen lauter zarte Blätter vorlegen müſſe. Wenn ſie nach Verflieſſung drey oder vier Tage weiß zu werden anfangen, ſo muß man ihnen mehr vorlegen, und die Blätter dürfen nicht ſo fein ſeyn. Darauf beginnen ſie ſchwärzlich zu werden, und alsdann kan man ihnen mehr Blätter vorwerfen, und zwar ſo, wie man ſie vom Baum gebrochen hat. Sie werden nachhero wieder weiß, und ſpeiſen nicht mehr ſo gierig, daher man ihnen auch weniger vorlegen muß. Werden ſie gelblicht, ſo entziehe man ihnen noch mehr. Nehmen ſie die gelbe Farbe ganz und gar an, und nach Chineſiſcher Redensart nahe an den drey Schlafzeiten ſind, oder wenn ſie ſich bald häuten wollen, ſo gebe man ihnen gar nichts mehr. So oft ſie eine Haut ablegen, ſo muß man ſie nach Proportion ihrer Gröſſe tractiren.

§. 40.

Fortſetzung.

Wir wollen hievon umſtändlicher reden. Es ſpeiſen dieſe Thiere Tag und Nacht. So bald ſie ausgekrochen ſind, ſo müſſen ſie am erſten Tage alle Stunden zweymal friſch verſorget werden. Am zweyten Tage giebt man ihnen nur dreyßigmal friſches Futter, das aber nicht ſo gar klein geſchnitten iſt, als das am erſten Tage. Am dritten Tage giebt man ihnen ſchon nicht ſo oft mehr. Es gleichen dieſe Würmer den jetzt gebornen Kindern, die immer die Bruſt haben wollen, ſonſt verſchmachten ſie. Wäre die Nahrung nicht

nach

nach ihrem Appetit eingerichtet; so würde eine Erhitzung alle Hofnung zu schanden machen. Man rathet überdies, daß man ihnen in den ersten Tagen solche Blätter geben solle, die von gesunden Personen eine Zeitlang im Busen gewärmet worden. Die kleinen Würmer nehmen vielen Antheil an der Transspiration des menschlichen Leibes. Die Speise, so man ihnen vorleget, muß allenthalben gleich vertheilet werden. Dunkele und regenhafte Witterung pfleget gemeiniglich ihren Appetit zu schwächen. Das beste Mittel dagegen ist, daß man kurz vor ihrer Mahlzeit einen Wisch trockenes Stroh anzünde, mit demselben über sie wegfahre, und ihnen die Kälte und Feuchtigkeit benehme, die sie von der Witterung empfinden. Dieses kleine Hülfsmittel erweckt bey ihnen den Appetit, und komt einer Krankheit zuvor. Der helle Tag trägt auch vieles dazu bey, daher man die Vorhänge hinter den Fenstern aufzuziehen pfleget.

§. 41.

Fortsetzung.

Aber wozu dienet das, daß man sich mit diesem Gewürme so viel zu schaffen macht, und ihnen so oft Speise vorsetzet? Darum, daß sie desto zeitiger alt werden und ihre vortheilhafte Arbeit anfangen. Denn darin besteht der gröste Vortheil, den man von ihnen zu erwarten hat. Wenn sie in einer Zeit von 23 bis 25 Tagen zu ihrer Volständigkeit kommen, so bringt ein Papier voll solcher Würmer die, als man sie zuerst wog, etwas mehr als ein Drachma zogen, 25 Unzen Seide, da sie hingegen, wenn sie erst in 28 Tagen zu Stande kommen, nur 20 Unzen Seide bringen; und wenn sie erst in 40 Tagen volständig werden, so fält der Gewinst bis auf zehen Unzen herab. Wenn sie nun ihrer Reife nahe kommen, so gebe man ihnen leichte Speise, wenig und desto öfter, fast eben so als da sie noch ganz klein waren. Wenn sie ihre Speisen zu der Zeit nicht verdauen könten, da ihre Arbeit anfängt, so würden ihre Gehäuse und Gewebe mit einem salzigen Wasser angefeuchtet, und zum Abwinden sehr unbeqvehm seyn. Mit einem Wort, wenn sie seit ihrem Ausbruch 24 bis 25 Tage gelebet haben, je mehr sie alsdann ihre Arbeit aufschieben, je mehr sie Blätter verzehren, desto weniger Seide bringen sie; und wenn die Maulbeerbäume um ihret willen alzusehr abgepflücket worden, so werden sie gewiß in dem folgenden Jahr desto schlechter treiben.

§. 42.

Krankheiten dieser würmer die theils von der kälte,

Nach ihren Häutungen, muß man ihnen nach und nach, aber desto öfter, ganz dünne Blätter vorwerfen. Es ist dieses für sie gleichsam eine neue Geburt, oder, wie es andere nennen, eine Genesung. Wenn die Würmer in den Zustand kommen, so gleichen sie einem kranken Menschen, in dessen Leibe grosse Veränderungen vorgehen, die denselben fast zerstören wollen. Kan er aber nur eine einzige Nacht schlafen, so wirds ganz anders mit ihm, und er darf nur eine gute Diät beobachten, so werden alle seine Kräfte ersetzet. Ausser dem aber giebts andere Krankheiten dieses Gewürmes, denen man zuvor kommen muß, und die entweder von der alzugrossen Kälte oder Hitze entstehen. Zur Abstellung dieser Zufälle ist nichts bessers, als daß gleich anfangs eine hinlängliche Mäßigung in der Wärme beobachtet werde. Gesetzt aber, daß die Kälte diese kleinen Künstler überfallen hätte, wenn entweder die Fenster nicht genugsam verwahrt, oder wenn die Blätter nicht genugsam abgetrocknet gewesen, als welches ihnen den heftig-

sten Ekel erwecket, daß sie alsdann statt der Seide lauter Schleim und Wasser von sich geben; so muß man alsdann bey den Kranken eine gewisse Qvantität Kuhmist anzünden lassen, ohne sie vom Rauch desselbigen zu beunruhigen. Man kan kaum glauben, wie heilsam ihnen der Geruch davon sey.

§. 43.

theils von der wärme entstehen.

Die Krankheiten, so von der Wärme entstehen, rühren entweder von dem Hunger her, den sie zur Unzeit erleiden müssen, oder von der Beschaffenheit und Vielheit der Speisen, oder von einer unbeqvehmen Lage, oder von einer auf einmal zu heftig gewordenen Sonnenhitze. In diesem letzten Fall öfnet man ein oder mehr Fenster; niemals aber auf derjenigen Seite, wo der Wind eigentlich herwehet. Er muß nicht gerade zu, sondern durch Umschweife in die Kammer dringen, damit er desto temperirter sey. Wenn zum Exempel der Wind aus dem Mittage wehet, so muß ein Fenster auf der Nordseite geöfnet werden. Ja wenn auch der Wind alzu warm wäre, so würde man vor die Thür oder vor das Fenster ein Gefäß mit frischem Wasser setzen müssen, damit sich die Luft beym Durchstreichen erfrischen könne. Man kan auch hin und wieder ein frisches Wasser aussprengen in dem Zimmer; nur muß man sich inacht nehmen, daß nicht etwa ein Tropfen davon auf die Seidenwürmer falle. Anlangend die alzugrosse Hitze, so hilft man derselben dergestalt ab, daß man ihnen das Mehl von den Maulbeerblättern reichet, die man im Herbst gesamlet, und ein sehr feines Mehl daraus gemachet, wie ichs anderwärts beschrieben habe. Man befeuchtet die Blätter, so man ihnen vorwirft, ein klein wenig, und streuet so dann das Mehl darauf, das sich darauf vest setzet. Dafür aber macht man die Qvantität der Blätter geringer, nachdem man Mehl darauf gestreuet hat. Hat man z. E. vier Unzen von diesem Mehl dazu genommen, so muß man vier Unzen Blätter weniger nehmen. Einige sagen, daß das Mehl gewisser kleiner grüner Erbsen, deren sich die Leute zu ihrer Abkühlung bedienen, dieses Mehl ersetzen könne. So viel ist gewiß, daß sie es gerne geniessen, und daß sie munterer davon werden.

§. 44.

Besorgung derselben wenn sie spinnen.

Eine unbeqvehme Lage ist, wie ich bereits erwehnet habe, die Ursache der Erhitzungen dieser Würmer, wodurch sie krank gemachet werden, und diese Krankheit ist die gewönlichste und gefährlichste. Sie können keinen Druck und Pressung leiden, als wenn sie noch in den Eiern stecken. So bald sie ausgekrochen, wollen sie Raum haben, zumal wenn sie nun Raupen worden sind, und dieses um der überflüßigen Feuchtigkeit willen. Ob sie gleich für sich selbst unflätig sind, so können sie doch keine äusserliche Unsauberkeit vertragen. Ihr Koth, den sie in grosser Menge auswerfen, fermentiret und erhitzet sie gar bald, so man nicht darauf siehet, denselben entweder mit einem Federkiel wegzunehmen, oder, welches noch besser ist, sie von einer Horde auf die andere zu bringen.

§. 45.

Fortsetzung.

Diese Veränderung mit den Horden ist sonderlich alsdann nöthig, wenn sie groß geworden, und nun sich bald zu häuten anfangen. Es müssen aber alsdann zu dieser Arbeit mehrere Personen gebraucht werden, um sie zu gleicher Zeit fortzubringen. Man

muß

muß sehr behutsam verfahren, damit sie weder fallen, noch sonst ein hartes Lager bekommen. Sie würden sonst dadurch schwach und zur Zeit ihrer Arbeit sehr faul gemachet werden. Sonst ist die blosse Veränderung mit den Horden allein vermögend ihre Krankheit zu heben. Wenn man den Schwachen forthelfen will, so wirft man trockene Binsen über sie oder auch kurz geschnittenes Stroh, worauf Maulbeerblätter gestreuet worden. Sie steigen darnach in die Höhe, und kommen also aus ihrem eigenen Unflath heraus. Die ganze Volkommenheit dieses Mittels bestehet darin, daß es oft gebrauchet wird und bey allen gleich durch; daß man dabey behutsam verfahre, und ihnen Raum zur Bewegung lasse. Wenn sie etwas groß geworden sind, so muß man von einer Horde drey andere voll machen, hernach aus diesen dreyen wieder sechs, und so weiter, bis zur zwanzigsten Vertheilung und drüber. Denn weil sie voller Feuchtigkeit sind, so müssen sie in gehöriger Entfernung von einander bleiben.

§. 46.

Müssen von einander gethan werden.

Dabey ist das hauptsächlichste dieses, daß man sie zu gesetzter Zeit von einander bringe, wenn sie hellgelb werden, und sich zu bespinnen anfangen wollen. Das Zimmer zu dieser Arbeit muß vorher schon zubereitet worden seyn. Unser Autor schläget ein länglichtes und etwas abwärts geneigtes Dach oder Gerüste vor, das inwendig leer ist, und dessen Abneigung in verschiedene Qvartiere abgetheilet worden, deren jedes einen Rand hat, darauf man die Würmer leget, die sich alsdann nach ihrer eigenen Beqvehmlichkeit vertheilen. Es soll aber dieses Gerüste inwendig hohl seyn, damit ein Mensch darin ab und zugehen, und vermittelst eines kleinen Feuers diese Arbeiter vor der ihnen so schädlichen Feuchtigkeit und Kälte bewahre. Ich habe aber mit gutem Bedacht gesagt, ein kleines Feuer; weil weiter nichts nöthig ist, als nur eine sehr mäßige Wärme zu verschaffen, wodurch die Arbeit munterer vor sich gehet, und die Seide heller wird. Wenn diese zahlreiche Armee nutzbarer Würmer nun also in Ordnung gestellet ist, so muß man sie mit einem Vorhang auf allen Seiten und auch von oben her umgeben, sie dadurch theils vor der äusserlichen rauhen Luft zu bewahren, theils aber weil sie ihre Arbeit lieber im Verborgenen und in der Dunkelheit verrichten.

§. 47.

Wie sie gegen donner und blitz zu verwahren.

Doch am dritten Tage darauf thut man diese Vorhänge eins, zwey bis drey Stunden weg, daß das helle Tageslicht auf ihre Werkstatt fallen kan, jedoch so, daß sie von den Sonnenstralen nicht unmittelbar berühret werden; und hernach verdecket man sie wieder wie vorher. Solte etwa ein Donnerwetter kommen, so schützet man sie gegen den Blitz und Knall mit Auflegung der Papiere, darauf sie vorher auf den Horden gestellet gewesen. Nach sieben Tagen ist ihre Schale fertig, und nach abermaligen sieben Tagen werfen sie das Gehäuse ab, und erscheinen als Sommervögel. Wenn man die verlassenen Gehäuse samlet, so legt man sie Haufenweise übereinander, weil es nicht möglich ist, die Seide abzuhaspeln, indem alsdann noch viel andere Dinge zu thun sind. Inzwischen hat das seine Unbeqvemlichkeiten. Denn wenn man aus diesen Gehäusen diejenigen aussuchen will, die man zur Vermehrung der Art beyzubehalten gedenket, und sie sind bey dieser Aufhäufung gedruckt worden; so will es hernach nicht mit ihnen fort. Insonderheit werden die Weibgen leicht dergestalt incommodirt, daß sie hernach nur unvolkommene

Eier bringen. Man muß daher dieſe gute Art zur Vermehrung des Geſchlechts bey Zeiten ausſuchen, und an einem freyen und friſchem Ort auf eine beſondere Horde legen.

§. 48.

Wie die geſpinſte vor der durchlöcherung zu bewahren.

Was die andere groſſe Menge Gehäuſe anlanget, die man nicht will durchbrechen laſſen, ſo muß man die darinnen befindlichen Vögel tödten, ohne ihrem Gewebe ſelbſt Schaden zu thun. Man muß nicht mehr in das warme Waſſer thun, als man im Stande iſt abzuwinden; denn wenn ſie alzulange im Waſſer eingeweichet lägen, ſo würde die Seide Schaden leiden. Das beſte wäre wol, wenn man ſo viel Leute bey der Hand hätte, daß alle Gehäuſe zugleich abgewunden werden könten. Unſer Schriftſteller verſichert, daß fünf Perſonen in einem Tage dreißig Pfund ſolcher Gehäuſe abwinden, und zween andern genung zu thun geben könten, dieſe Seide, die etwa zehen Pfund beträget, auf die Haspel zu bringen. Da aber dieſes nicht allemal möglich iſt, ſo ſchlägt man drey Mittel vor, die Gehäuſe zu erhalten, daß ſie nicht durchgefreſſen werden.

§. 49.

Erſtes und anderes mittel.

Das erſte Mittel iſt, daß man ſie einen ganzen Tag in die Sonne ſtelle. Die darinnen ſitzenden Schmetterlinge ſterben gewiß davon; aber die Sonne ſchadet auch der geſponnenen Seide. Das andere Mittel iſt, daß man ſie in ein Dampfbad (balneum mariæ) bringe. Man ſoll zu dem Ende eine Unze Salz und eine halbe Unze Rüböl in den Keſſel, darin das Waſſer kocht, thun. Die Ausdünſtungen von dieſem acido des Salzes und ſchwefelichten Theilen des Oels machen die Gehäuſe beſſer, und die Seide läſt ſich leichter abwinden. Zu dem Ende ſoll das Gefäß, darin dieſes Seidengeſpinſt befindlich iſt, ſo beſchaffen ſeyn, daß es auf den Keſſel einpaſſet, und daß alle Löcher vermachet werden, wo der Rauch durch will. Wenn aber dieſes Dampfbad nicht recht getroffen wird, wie es denn die meiſten verſehen, ſo durchboren viele Schmetterlinge die Schale der Gehäuſe. Man erinnert deswegen 1. daß die veſten und harten Gehäuſe ordentlicher Weiſe ein gröberes Gewebe von Seide um ſich haben, mithin nicht allein leichter abzuwinden ſind, ſondern auch länger in dem Dampfbad bleiben können. Mit den kleinen und dünnen Gehäuſen hat es dieſe Bewandniß nicht. 2. Wenn man die Schmetterlinge in dem Dampfbad getödtet hat, ſo muß man die Gehäuſe hernach auf eine Strohdecke, doch nicht über einander, legen. Und wenn ſie etwas kalt worden, ſo bedecket man ſie mit Weiden- oder Maulbeerlaub.

§. 50.

Drittes mittel.

Das dritte und gewönlichſte Mittel, dieſe Vögel in ihren Gehäuſen zu tödten, iſt folgendes. Man thut dieſelben in groſſe irdene Gefäſſe; in ein jedes Gefäß thut man auf zehen Pfund dieſer Gehäuſe vier Unzen Salz, und breitet trockene und breite Blätter drüber her. Auf dieſe bringet man eine andere Lage von eben ſo viel Pfunden, und wenns angehet, auch die dritte. Das Gefäß verwahrt man ſo, daß keine Luft dazu kommen kan. Am ſiebenten Tage ſind ſie gewiß erſticket. Könte aber die Luft nur durch einen Ritz durchdringen; ſo würden ſie lange genung leben und die Schale durchboren. Denn da ſie ſehr ſchleimigt und geſchickt ſind, daß ſie ſich mit Luft anfüllen können;

können; so würde auch ein wenig Luft sie beym Leben erhalten. Hiebey ist zu erinnern, daß man zwischen den vortreflichen und mittelmäßigguten Gehäusen einen Unterschied machen müsse, wenn man sie in dieses Gefäß thut. Die länglichten und hellweissen Gehäuse geben eine sehr feine Seide; die andern groben und Zwiebelfarbigen aber geben nur eine grobe Seide.

§. 51.

Ob man auch im sommer und herbst den seidenbau treiben könne.

Bisher haben wir nur gezeiget, wie es mit den Seidenwürmern im Frühjahr gehalten wird; welches auch diejenige Zeit ist, die man in China gemeiniglich zu wehlen pfleget. Doch findet man auch einige, die dergleichen im Sommer und Herbst, ja in einem jeden Monat nach der ersten Frühlingsernte vornehmen. Man muß sich daher theils um Arbeiter hiezu, theils aber auch um solche Maulbeerbäume bekümmern, die zu diesen Jahreszeiten Blätter bringen. Es ist aber dieses etwas schweres; und wenn man dieselben im vorhergehenden Sommer oder Herbst übertrieben hat, so mangelts ihnen gewiß im künftigen Frühjahr an Blättern. Daher soll man nun, der Vorschrift unsers Autoris zu folge, nur wenig Seidenwürmer im Sommer erziehen, damit man im Herbst Eier von denselben habe. Er führet einen andern Autor an, der den Herbst für zuträglicher gehalten als das Frühjahr, und zwar aus folgenden Gründen. 1. Weil das Frühjahr in den mittäglichen Provinzien gemeiniglich sehr regenhaft und windig sey; so sey der erwartete Gewinst sehr ungewiß; dahingegen sey der Herbst sehr heiter und warm, mithin auch der Vortheil gewisser. 2. Man könne zwar im Herbst den Seidenwürmern nicht so zarte Blätter vorlegen, als im Frühjahr; das werde aber dadurch ersetzet, weil sie nicht so von den Fliegen und Mücken ausgesogen würden, deren Stich diesen Blättern fast tödtlich ist. Ziehet man diese Würmer im Sommer auf, so muß man sie öfters abkühlen, und durch dicke Vorhänge die Fliegen zurücke halten. Im Herbst aber muß man sie erst frisch halten, wenn sie sich aber besponnen, so muß man ihnen mehr Wärme geben, als sie im Frühjahr bey dergleichen Umständen benöthigt sind; weil die Nächte alsdenn kälter zu seyn pflegen. Diese im Herbst erzogene Würmer können für das künftige Jahr Eier geben; doch glaubt man, daß die vom Frühjahr die besten sind, weil die vom Herbst nicht allemal die erwünschte Wirkung thun.

§. 52.

Fortsetzung.

Wenn man die im Sommer gelegten Eier für den Herbst aufhebet, und solche ausgebrütet werden sollen, so müssen sie in einem irdenen Gefäß aufgehoben werden, dazu keine Luft dringen kan. Dieses Gefäß setzt man in ein Gefäß, das mit Brunnenwasser so hoch angefüllet ist, als die Eier in demselben liegen. Denn wenn das Wasser höher stünde, so würden die Eier ersterben; und wenn es nicht so hoch wäre, so würden sie nicht Kraft genung haben, mit den andern zugleich aufzugehen. Kämen sie aber später auf; so würden entweder die Würmer nicht leben, oder ihr Gespinne würde von schlechter Beschaffenheit seyn. Einige thun den Vorschlag, daß man sie statt des Wassers in einem irdenen, doch ungebranten Gefäß unter einen dickbelaubten Baum setzen soll. Sie sagen dabey, daß sie nach 21 Tagen gewiß aufbrächen.

§. 53.

Fortsetzung. Wenn die Seidenwürmer ihre Arbeit anfangen wollen, so kan man sie dergestalt anstellen, daß sie, statt eines runden Gehäuses, damit sie sich ordentlicher Weise zu bespinnen pflegen, ein rundes Stück Seide arbeiten, das wie eine Oblate gestaltet ist. Man darf zu dem Ende nur eine solche Figur mit einem Stück Papier überspannen und den Seidenwurm drauf setzen, so wird er schon nach diesem Muster arbeiten. Hievon würde man verschiedene andere Vortheile haben. 1. Denn dergleichen Gespinst lässet sich eben so leicht, wo nicht noch leichter aufwinden. 2. Die Seide wird reiner, und man findet an derselben die schleimigte Feuchtigkeit, damit der Wurm sein Gehäuse bekleistert, und welchen die Chineser seinen Urin zu nennen pflegen; denn wenn er sein Gespinst vollendet hat, so nimt man ihn herunter, und läst ihm die Zeit nicht, seine Arbeit zu besudeln. 3. Man darf sich alsdann auch im Abwinden der Seide nicht so übereilen, als mit den runden Gehäusen nöthig ist; sondern man kan die Arbeit ohne Gefahr mit aller Bequemlichkeit tractiren.

§. 54.

Beschlus. Wenn man nun die Seide abgewunden hat, so sucht man einen guten Gebrauch davon zu machen. Die Chineser bedienen sich dazu ganz einfältiger Instrumente, davon man aber keine recht nette und genaue Beschreibung geben kan. Man kan davon besser mit eigenen Augen urtheilen, als aus den umständlichsten Beschreibungen. Daher wird man in den beygefügten Figuren so wol die verschiedenen Geräthe, deren sie sich bey Erziehung der Seidenwürmer bedienen, als auch diejenigen Werkzeuge erblicken, damit sie die Zeuge verfertigen, die in Europa einen so grossen Werth haben.

Ende der ersten Abtheilung.

Des zweyten Theils der ausführlichen Beschreibung des Chinesischen Reichs

Zweyte Abtheilung,

Darinnen von der Chinesischen Sprache, Sprachkunst, Schreibart und Schreibinstrumenten, Gelehrsamkeit und Schriften derselben gehandelt wird.

Erster Abschnitt,

Von der Natur und Beschaffenheit der Chinesischen Sprache.

§. 1.

Damit wir unsern Lesern einen richtigen Begrif von der Chinesischen Sprache beybringen: so wollen wir erstlich die Natur und Beschaffenheit derselben; hernach die Aussprache und Schreibung derselben mit Europäischen Buchstaben vorstellen; und endlich eine Chinesische Grammatic hinzufügen. Allgemeiner Entwurf.

§. 2.

Die Chinesische Sprache hat gar nichts mit den uns bekanten todten oder gangbaren Sprachen gemein. Sie hat weder dieselben Figuren, noch dergleichen Verbindungen. Die Chinesische sprache

hat mit andern nichts gemein.

gen. Alle andere Sprachen haben ein Alphabet, so aus einer gewissen Anzahl Buchstaben bestehet, und die vermöge einer mannigfaltigen Zusammensetzung Sylben und Wörter machen. Diese aber ist ohne Alphabet; sie hat so viele Characteres und Bilder, als Wörter sie hat. Die einzige Aehnlichkeit, welche sie mit unsern Europäischen Sprachen haben möchte, ist diese, daß sie, gleichwie das grosse lateinische Alphabet 24 Buchstaben hat, welche aus 6 oder 7 Zügen entstehen,

nemlich A aus den drey ersten, B aus dem sechsten und dem vierten zweymal genommen, D aus dem sechsten und vierten, E aus dem sechsten und dem dritten dreymal genommen, O aus der Verbindung des vierten und fünften, das Q aus dem O und dem siebenten Zug u. s. w: Also werden alle Characteres der Chineser eigentlich nur aus folgenden sechs Zügen gebildet.

§. 3.

Ist von zweyerley art.

Es haben die Chineser eine zweyfache Sprache. **Erstlich** die Sprache des Pöbels, die nicht in allen Provinzien einerley ist; **Hernach** die Sprache der Mandarinen, die bey ihnen eben das ist, was die lateinische Sprache unter den Geistlichen und Gelehrten in Europa zu seyn pfleget. Da inzwischen die Chinesische Sprache mit allen andern Sprachen so gar wenig Aehnlichkeit hat; so ist diese Vergleichung auch nicht die richtigste. Die Mandarinensprache ist eigentlich diejenige, die man ehemals am Hofe in der Provinz **Kiang nan** redete, und die unter allen Personen von Stande und Vermögen gangbar worden ist. Daher rührts auch, daß sie in gedachter Provinz und in der Nachbarschaft derselben besser als anderwärts geredet wird. Almählig hat sie sich in allen Provinzien ausgebreitet; welches zur guten Einrichtung und Regierung dieses Reichs sehr vieles beyträget. Sie scheinet sehr arm zu seyn, denn sie hat nicht mehr als 330 Wörter, die noch dazu nur einsylbig und unbeugsam sind, und die sich fast alle entweder mit einem Lautbuchstab, oder mit dem stummen Buchstab N oder Ng endigen. Inzwischen reicht diese kleine Anzahl Wörter zu, sich über allerhand Materien wohl zu erklären; dieweil ohne Häufung der Worte der Verstand derselben durch die Verschiedenheit der Accente, der Beugungen, der Tone, der Aspirationen und anderer Veränderungen der Stimmme fast ins unendliche vermehret wird. Und diese Abwechselungen in der Aussprache verursachen denen eine grosse Zweydeutigkeit, die darinnen nicht geübet sind.

§. 4.

Ist voller zweydeutigkeit bey ungeübten.

Ein Exempel wird dieses deutlich machen können. Das Wort **Tchu**, wenn das u lang und hell ausgesprochen wird, bedeutet einen **Herrn**. Wird es aber ohne Ausweichung in den Lautbuchstaben i ausgesprochen; so heisset es so viel als ein **Schwein**. Verlängert man es nicht sonderlich und sprichts geschwinde aus, so bedeutet es eine **Köchin**. Spricht mans stark und mit einem männlichen Ton aus, der zuletzt etwas matt wird, so bedeutet es eine **Seule**. Eben so gehet es mit der Sylbe **Po**, die nach der Verschiedenheit

denheit der Accente und Beugungen wol eilferley Bedeutungen bekomt. Es heisset so viel als ein Glas, sieden, den Reis worfeln, weise oder freygebig, zubereiten, ein alt Weib, brechen, gebogen, ein klein wenig, besprengen, ein Sclav oder Gefangener. Daraus ist leicht zu schliessen, daß diese Sprache, die so arm ist an Wörtern, und aus einzeln Sylben meistentheils bestehet, dennoch auf die Weise gar reich, überflüßig und nachdrücklich werde.

§. 5.

Fortsetzung. Dazu komt, daß eben dasselbe Wort, durch Beyfügung eines andern, unzählige neue Bedeutungen erhält. Das Wort **Mou**, zum Exempel, wenn es alleine stehet, heisset so viel als Holz oder ein Baum. Wird es aber mit andern zusammen gesetzet, so bekomt es viele andere Bedeutungen. **Mou leao** heisset beschlagenes und zum Bau zubereitetes Holz. **Mou lan** heissen dicke hölzerne Riegel; **Mou hia** heisset eine Schachtel; **Mou siang** ein Schrank; **Mou tsiang** ein Zimmermann; **Mou eul** ein Erdschwamm; **Mou nu** ein kleiner Pomeranzenbaum; **Mou sing** der Planet Jupiter; **Mou mien** der Cattun u. s. f. Dieses Wort kan zu vielen andern Wörtern gefüget werden, und bekomt allemal eine neue Bedeutung. Durch diese Zusammenfügung vieler einsylbigen Wörter wissen die Chineser eine zusammenhangende Rede zu verfertigen, und sich sehr wohl und zierlich auszudrucken; so wie wir alle unsere Sylben und Wörter durch die unzählig verschiedene Zusammenfügung der 24 Buchstaben unsers Alphabets zu bilden wissen. Uebrigens wissen die Chineser die verschiedenen Tone, damit eine Sylbe ausgesprochen wird, so natürlich zu unterscheiden, daß sie es volkommen verstehen, ohne auf die Accente zu sehen, die es sonst bestimmen. Man muß sich auch nicht vorstellen, als ob die Chineser sängen, wenn sie redeten, wiewol einige es in die Welt hinein geschrieben haben; denn das würde eben so was abgeschmacktes als unangenehmes seyn. Nein, die verschiedenen Tone werden so fein ausgesprochen, daß die Fremden es selbst kaum merken, sonderlich in der Povinz **Kiang nan**, wo der Accent der allerbeste im ganzen Chinesischer Reiche ist. Man muß davon nach der Aussprache durch den Gaumen, die in der Spanischen Sprache statt findet, urtheilen; ingleichen nach den verschiedenen Tonen, deren man sich in der Französischen und Italiänischen Sprache bedienet, die oft ganz unmerklich sind, und doch ihre Bedeutung haben. Daher sagt man auch im Sprüchwort, daß der Ton bey der Rede alles thue.

§. 6.

Die Chineser bedienen sich der bilder statt buchstaben. Die Kunst, solche einsylbige Wörter, sonderlich im Schreiben mit einander zu verbinden, ist schwer und erfordert vielen Fleiß. Und da die Chineser sich nur der Figuren zur Abbildung ihrer Gedanken bedienen, und es ihnen an Accenten fehlet, die Mannigfaltigkeit derselben auf dem Papier abzubilden; so denken sie auf so viele Bilder, als verschiedene Tone sie haben, die eben demselben Wort mancherley Bedeutungen beylegen. Ueberdies giebts gewisse Characteres, die zwey bis drey Worte, ja ganze Perioden auf einmal bedeuten. Wenn man z. Exempel die Worte schreiben will: **Guten Morgen mein Herr**, so braucht man nicht erst das Zeichen, welches **gut**, **morgen** und **Herr** bedeutet; sondern einen einzigen Character, der alles dreyes zugleich anzeiget; und eben dadurch werden die Chinesischen Characteres so sehr vermehret. Es ist fast so beschaffen, wie mit unsern Europäischen Sprachen, da man die verschiedenen Bedeutungen eines Wortes an den Accenten, die dessen Aussprache bestimmen, oder an dem Orte wo es

stehet, oder an der Verbindung mit dem vorhergehenden erkennet. Nun ist zwar an dem, daß man es auch verstehen würde, wenn diese einsylbigen Characteres zusammen gefüget würden; allein, diese Art sich auszudrucken ist schulfüchsisch, und nur unter dem gemeinen Pöbel gewönlich. Die Art des Ausdrucks, deren man sich im Schreiben bedienet, zumal, wenn man sich sehen lassen wil, hat keine Aehnlichkeit mit der Art, deren man sich im Reden bedienet, obgleich die Worte einerley bedeuten. Und ein Gelehrter würde sich lächerlich machen, wenn er so schriebe, wie man sich im gemeinen bürgerlichen Leben auszudrucken pfleget.

§. 7.

Wenn man schreibet, so muß man sich der edelsten und auserlesensten Redensarten bedienen, und solcher Metaphoren, die im gemeinen Leben nicht so gar gebräuchlich sind, die sich aber zu der Materie, davon man handelt, und zu den Büchern, die man schreibet, am allerbesten schicken. Die Characteres derer von **Cochinchina**, von **Tong king** und **Japan** sind eben diejenigen, deren sich die Chineser bedienen, bedeuten auch einerley, ob man sich gleich derselben bey Unterredungen nicht zu bedienen pfleget. Ob also gleich die Sprechart dieser Leute sehr verschieden ist, und einer den andern nicht verstehen kan; so verstehen sie doch einander im Schreiben, und lesen die Bücher, die beyderseitige Völker haben. Ihre Characteres sind gewisser massen unsern Ziffern in der Rechenkunst ähnlich; verschiedene Nationen bedienen sich derselben; man giebt ihnen verschiedene Namen; im Grunde aber bedeuten sie einerley. Die Gelehrten müssen daher nicht allein alle Characteres kennen, die im gemeinen Leben gewönlich sind; sondern sie müssen auch derselben verschiedene Verbindungen und Stellungen wissen. Und da man solcher Character auf achzigtausend zählet; so wird derjenige für den Gelehrtesten gehalten, der die allermeisten kennet, und daher auch allerley Schriften lesen und verstehen kan. Und daraus kan man urtheilen, wie viel Jahre dazu gehören, eine so erstaunliche Menge solcher Zeichen kennen zu lernen, sie abzusondern, wenn sie mit einander verbunden, und dennoch einem jeglichen seine Gestalt und Bedeutung zu geben. Doch muß man dabey auch dieses sagen, wenn man ohngefähr zehentausend kennen lernen, so ist man im Stande, sich selbst in dieser Sprache wohl zu erklären und viele Bücher zu lesen. Die mittelmäßigen Gelehrten unter ihnen verstehen selbst nicht mehr als 15 bis höchstens 20000 solcher Zeichen; und man wird wenig Doctores finden, die derselben 40000 hätten kennen lernen.

§. 8.

Von ihren wörterbüchern.

Diese erstaunliche Menge Zeichen finden sich in einem Wörterbuch beysammen, welches sie **Hai pien** nennen. Man findet darunter, wie in der Hebräischen Sprache, Wurzelbuchstaben, die den Ursprung des Wortes anzeigen, und die davon hergeleiteten entdecken, wenn man sie in ihren Wörterbüchern nach der Ordnung der Wurzelbuchstaben aufschläget. Es giebt aber auch in der Chinesischen Sprache Wurzelfiguren, welches zum Exempel die Buchstaben der Berge, der Menschen, der Bäume, der Erde, Pferde u. s. f. sind, unter welchen man alles suchen muß, was zu den Eigenschaften der Berge, Bäume, Menschen, Erde und Pferde gehöret. Ja was noch mehr, man muß bey einem jeden Wort diejenigen Züge zu unterscheiden wissen, die oberwärts oder unterwärts, auf die Seite oder in die Wurzelfigur selbst hinein gezogen worden sind. Ausser diesem grossen Wörterbuch haben sie auch ein weit kürzeres, das nur acht bis zehen

hentausend Characteres in sich fasset, und zum Lesen, Schreiben und Verstehen der Briefe und Bücher hinlänglich ist. Finden sich ja gewisse Buchstaben nicht darinne, deren sie benöthigt sind, so nehmen sie ihre Zuflucht zu ihrem grossen Dictionario. Auf die Weise haben unsere Mißionarien alle Wörter und Bilder gesamlet, deren sie benöthigt gewesen, die Leute in der Religion zu unterrichten, und die so wol im gemeinen Leben, als auch in ihren Schulbüchern die gangbarsten sind.

§. 9.

Alte art der Chineser im reden und schreiben.

Clemens von Alexandrien hat denen Egyptiern dreyerley Characteres beygeleget: erstlich solche, deren sie sich im Briefschreiben bedienet; hernach solche, die allein den Priestern, zur Abfassung heiliger Dinge eigen gewesen; endlich die Hieroglyphische, damit man öffentliche Denkmale und Urkunden gezeichnet: welches abermals auf doppelte Art geschehen; theils durch eigentliche Bilder, die den abgebildeten Sachen ziemlich nahe gekommen, wenn sie z. E. den Mond vorgestellet; theils durch räthselhafte Figuren, dergleichen etwa gewesen, wenn sie eine Schlange, die ihren Schwanz im Munde hat, als ein Bild eines Jahres oder der Ewigkeit vorgestellet. Dergleichen Verschiedenheit der Character findet man nun auch unter den Chinesern. Im ersten Anfang ihrer Monarchie theilten sie ihre Gedanken einander also mit, daß sie auf das Papier allerhand natürliche Bilder desjenigen entworfen, was sie sagen wolten. Sie mahlten z. E. einen Vogel, Berge, Bäume, wallende Linien, um dadurch Vögel, Berge, Wälder, Flüsse u. s. f. abzubilden. Diese Art, seine Gedanken zu erklären, war sehr unvolkommen, und es gehörten viele Bücher dazu, wenn man nur etwas weniges sagen wolte. Ueberdies kamen unzählige Dinge in der Rede vor, die sich nicht aufs Papier mahlen liessen, z. E. die Begriffe von der Seele, Gedanken, Meinungen, Leidenschaften, Schönheit, Tugend, Laster, menschlichen und thierischen Handlungen, und tausend andere Dinge mehr, die unter keiner Figur vorgestellet werden können. Daher haben sie nun ihre alte Schreibart unvermerkt geändert; sie haben die Figuren einfältiger gemachet, und viele andere erfunden, solche Dinge darunter vorzustellen, die nicht in die Sinne fallen.

§. 10.

Neue schreibart derselben.

Nichtsdestoweniger bleiben auch ihre neuen Figuren nichts anders als hieroglyphische Bilder; zuförderst deswegen, weil sie aus andern einfachen Buchstaben bestehen, die ihre ursprüngliche Bedeutung beybehalten. Ehemals z. E. bildeten sie die Sonne also ab ⊙, und nenneten diese Figur Gé; jetzo bedienen sie sich dieses Bildes ㊀, welches sie gleichfals Gé nennen. Hiernächst sind durch die Unterweisung eben dieselben Vorstellungen mit diesen Bildern verbunden worden, die mit den erstern verbunden waren, so, daß kein einziger Chinesischer Buchstab ist, der nicht seine eigene Bedeutung habe, und dieselbe auch behalte, wenn man sie mit andern verbindet. Tsai z. E. heisset Unglück, Elend, und bestehet aus dem Buchstab Mien, das ist, ein Haus, und Ho d. i. Feuer; weil dies das gröste Unglück ist, wenn einer sein Haus im Feuer aufgehen siehet. Aus diesem einzigen Exempel mag man urtheilen, daß, da die Chinesischen Characteres nicht blosse Buchstaben sind, die ausser der Zusammensetzung nichts bedeuten, sie dagegen lauter hieroglyphische Bilder und Abdrückungen der Gedanken sind.

§. 11.

Der Stilus der Chineser ist in ihren Schriften geheimnißreich, kurz, allegorisch

Beschaffenheit ihres stili.

und zuweilen in den Augen derer nicht wenig dunkel, die keinen rechten Unterricht von ihren Characteren haben. Man muß sehr geübt seyn, wenn man sich bey Lesung ihrer Schriften nicht versehen will. Sie sagen mit wenig Worten sehr vieles. Ihre Ausdrücke sind sehr belebt, geistreich, mit dreisten Gleichnissen und erhabenen Metaphoren angefüllet. Wenn sie z. E. sagen wollen, daß man die Christliche Religion, die der Käyser durch ein eigenes Edict einzuführen erlaubet, nicht verfolgen und unterdrücken solle, so werden sie sich ohngefähr also erklären: Die Dinte, damit der Käyser das Edict zum Besten der Christlichen Religion geschrieben, ist noch nicht trocken, und ihr unterstehet euch solche auszulöschen. Insonderheit ist das ihre Art, daß sie ihre Schriften mit vielen Sprüchen und Zeugnissen aus den fünf canonischen Büchern anfüllen. Und gleichwie sie ihre Schriften mit einem Gemählde vergleichen, so vertreten diese Sprüche die Stelle der Farben, damit das Gemählde gemischet seyn muß. Und darin bestehet ihre Beredtsamkelt. Sonst geben sie sich alle Mühe, ihre Characteres nett und sauber abzumahlen; als worauf gar sehr gesehen wird, wenn einer zu einer höhern Ehrenstufe gelanget. Ja sie ziehen eine nette Bildung ihrer Characteren der schönsten Mahlerey vor, und man findet Leute, die einen Bogen alter Characteren, wenn sie sauber und nett gezeichnet sind, sehr theuer bezahlen. Auch in ihren gewönlichen und altäglichen Schriften sehen sie gar sehr auf eine saubere Zeichnung, und halten alles geschriebene in Ehren, so daß sie ein jedes Blat, fals es auf die Erde gefallen, recht ehrerbietig aufheben; und es würde, nach ihrer Art zu denken, eine Unhöflichkeit und Grobheit seyn, wenn man einen unanständigen Gebrauch davon machen, es mit Füssen treten oder wegwerfen wolte. Die Tischer und Maurer unterstehen sich oft nicht, ein Blat von einem Bret oder Mauer wegzuwerfen, weil sie besorgen einen grossen Fehler zu begehen.

§. 12.

Die Chinesische sprache ist von verschiedener art.

Erste art.

Man kan unter der Sprache der Chineser einen dreyfachen Unterschied machen; nemlich zwischen der Sprache des Pöbels, zwischen der Sprache vornehmer und gelehrter Leute, und zwischen der, deren sie sich in ihren Büchern bedienen. Ob nun wol die erste darunter nicht so zierlich gemahlet ist, als die andern, so muß man sie auch nicht so weit unter unsere Europäische Sprachen herab setzen, weil sie gewiß keinen von den Fehlern hat, die ihr in Europa angedichtet worden. Die Europäer, die nach China kommen, und in der gemeinen Sprache noch nicht geübet sind, treffen da sehr viele Zweydeutigkeiten an, wo in der That keine zu finden sind. Da sie sich nicht bey Zeiten gewönet haben, die Chinesischen Wörter mit ihren Accenten nnd Aspirationen zu sprechen; so verstehen sie auch das gemeiniglich nur halb, was die Europäer sprechen, und wird ihnen schwer, sich hinwiederum gegen sie deutlich zu erklären. Der Fehler ist also bey ihnen und nicht in der Sprache selbst zu suchen. Man findet in einigen Nachrichten, daß die Gelehrten bald mit dem Finger, bald mit dem Fächer, entweder auf ihren Knien oder in der Luft allerhand Characteres bilden; solte dieses geschehen, so geschicht es gewiß mehr aus einer Eitelkeit und Gewonheit, als aus Nothwendigkeit; oder es müste eine sehr ungebräuchliche Redensart seyn, dergleichen diejenigen sind, deren sich die Schiffer, Musici und Chirurgi bedienen.

§. 13.

Andere art.

Ausser dieser niedrigen Pöbelsprache, die in Ansehung der Aussprache unzählichen Veränderungen unterworfen ist, hat man eine andere, die mehr gereinigt und nach

guten

guten Reguln eingerichtet ist, deren man sich bey wirklichen oder erdichteten Begebenheiten vielfältig und sehr artig zu bedienen pfleget. Es fehlet derselben an nichts, weder am Geist, noch an dem Wohlstande, weder an Lebhaftigkeit noch an guter Stellung. Die kleinen Schriften, so in dieser Sprache ausgefertiget worden, lassen sich gar leicht verstehen. Man findet darinnen allenthalben eine Artigkeit und Zierlichkeit, die unsern besten Europäischen Schriften nichts nachgiebt.

§. 14.

Dritte art. Hiernächst folget eine dritte Art, nemlich die Sprache derer gelehrten Bücher, die so gar bekant nicht ist, in welcher man stufenweise zu nehmen muß, bis man zu der majestätischen Kürze, und zu dem Erhabenen gelange, darin ihre Bücher, King genannt, geschrieben sind. Diese Sprache wird nicht im gemeinen Umgang geredet, sondern man bedient sich ihrer nur im Schreiben, und man würde sie so leicht nicht verstehen lernen, wenn man nicht die Figuren vor Augen hätte, die so sauber gebildet sind, daß man seine Lust daran siehet. Der Stilus in dieser Sprache ist nett und fliessend; ein jeder Gedanke ist ordentlicher Weise mit fünf bis sechs Figuren vorgestellet. Die zärtlichsten Ohren werden nicht im geringsten beleidiget, und die mit Kunst angebrachten Accente machen den Laut sehr angenehm und wohlklingend. Der Unterschied, der sich zwischen diesen Büchern und den King befindet, bestehet nur in der Art des Ausdrucks, der weder so herlich noch so erhaben ist; desgleichen im Stilo selbst, der theils nicht so laconisch; theils nicht so vollbedeutend ist. In erhabenen Vorstellungen bedienet man sich weder der Puncte noch anderer Unterscheidungszeichen. Und da solche Schriften nur für Gelehrte abgefasset sind, so müssen diese auch entscheiden, wo der Verstand voll ist, wobey es geschickte Leute nie versehen.

§. 15.

Reichthum der Chinesischen sprache. Vossius hat nicht unrecht gehabt, da er geschrieben, daß der Reichthum der Chinesischen Sprache von der Menge ihrer Characteren herrühre. Nur muß man hinzusetzen, daß die verschiedene Bedeutung und abwechselnde Zusammenfügung derselben, da zuweilen zwo Figuren mit zwo andern, drey mit dreyen, ja viere mit vieren verbunden werden, sehr vieles dazu beytrage. Man hat ein gewisses Wörterbuch, so auf Befehl des verstorbenen Käysers verfertiget worden. Es ist solches nicht auf die ganze Sprache gerichtet, weil man sich genöthigt gesehen ein Supplement von 24 Büchern beyzufügen, ohnerachtet vorher schon 95 Bücher damit angefüllet waren; darunter die meisten sehr enge und mit kleiner Schrift abgefasset sind. Es ist wol keine Sprache in der Welt die man nicht in weit wenigern Theilen aufs volständigste solte vortragen können. Es ist daher auch keine Sprache, die so reich als die Chinesische, oder die sich rühmen könne, daß sie seit 3 bis 4000 Jahren eine herschende und gangbare Sprache gewesen, so wie sie noch jetzo geredet wird.

§. 16.

Vergleichung derselben mit den Europäischen sprachen. Was wir bisher gemeldet haben, das wird ohne Zweifel den Europäern sehr fremd vorkommen, als welche an die 24 Buchstaben ihres Alphabets gewönet sind; vielleicht aber wundert man sich weniger, wenn man bedencket, daß so wol unsere Sprache, als alle andere unzählige Figuren sich auszudrücken haben, ob sie es gleich mit 24 Buchstaben bewerkstelligen können. Eine jede Kunst, ein jedes Handwerk, hat seine eigene Figuren und Kunstwörter. Ausser diesen 24 Buchstaben, die wir auf vielerley Arten verwechseln, in klei-

kleine und grosse, in Italische und Römische, in Deutsche nnd Niederländische abtheilen können, haben wir auch verschiedene andere Arten zu schreiben. Wir haben überdies besondere Zeichen der Zahlen oder Ziffern, die Unterscheidungszeichen, die Apostrophen, die Accente, die Cedille *), die Theilungszeichen, die Parentheses, die Frage- und Bewunderungszeichen, die Abkürzungszeichen oder Abbreviaturen, wodurch die Einhaltung in der Rede oder weitere Fortsetzung derselben bestimmet wird. Die Sternkundiger haben wiederum ihre eigene Zeichen, damit sie die Planeten, Gestirne und die verschiedenen Stellungen derselben bezeichnen. Die Mathematici haben wieder ihre Zeichen, die Musicverständige haben ihre Noten die sie nach halben und ganzen Tacten, nach Viertheilen, ein- zwey- und dreygeschwänzten eintheilen. Mit einem Wort es ist keine einzige Kunst und Wissenschaft, die nicht ihre eigene Zeichen und Ausdrückungen ihrer Gedanken habe.

§. 17.

Die Chineser haben noch heut zu Tage eine gewisse Art der alten Sprache und Characteres im Gebrauch, deren sie sich aber nur bey Tituln, Aufschriften und Devisen zu bedienen pflegen, und welche die Gelehrten um der alten Bücher willen kennen und verstehen müssen. Sie haben aber auch gangbare und geläufige Zeichen, die bey öffentlichen Acten, Vergleichen, Obligationen in Gerichten und Wechselbriefen gebraucht zu werden pflegen; wie man etwa bey uns die Canzleyschrift hat. Endlich haben sie eine besonder Schreibart, die eine eigene Aufmerksamkeit erfordert, wegen der verschiedenen Züge und Abkürzungen, die darin zusammen laufen und sie sehr schwer machen. Man braucht denselben, wenn man geschwind schreiben will. Was wir bisher von der inneren Natur und Art der Chinesischen Sprache gemeldet, das wird noch deutlicher werden, wenn wir einen Unterricht mittheilen, wie die Chinesischen Wörter, mit Europäischen Buchstaben geschrieben und ausgesprochen werden können.

Zweyter Abschnitt,

Darinnen von der Chinesischen Pronunciation, Orthographie ihrer Wörter mit Europäischen Buchstaben und Grammatic überhaupt gehandelt wird.

§. 1.

Es ist schwer die Chinesische sprache mit Europäischen buchstaben zu schreiben.

Es ist den Chinesern nicht möglich, die Europäischen Sprachen mit ihren Characteren zu schreiben, ja sie können dieselben nicht einmal gut aussprechen; weil eines theils diese Characteres, obgleich die Anzahl derselben so groß ist, nicht mehr als drey bis vierhundert Sylben ausdrucken; andern theils aber sich unter diesen Sylben folgende fünf Buchstaben: b, d, r, f, z nicht befinden. Und wenn ein Chineser dieselben aussprechen wolte, so würde er solches nicht thun können, ohne eine Veränderung vorzunehmen, und sich eines Lauts zu bedienen, der demselben in seiner Sprache

*) Cedille ist im Französischen das kleine Häckchen am ç, wodurch angedeutet wird, daß man es als ein ss lesen soll.

che am nächsten käme. Und ob wol z. E. d und z in dem Wort y-tsee, welches einige wie y-dsee aussprechen, zu liegen scheinet; so wird doch der Chineser, der y-dsee auszusprechen weiß, nicht sprechen können; da, de, di, do, du; oder za, ze, zi, zo, zu. Eben so ist es auch was vergebliches, die Chinesischen Wörter mit Europäischen Buchstaben zu schreiben. Denn ausser dem, daß man es auf jeglicher Seite nur mit wenigen trefen würde, so würde man auch nichts verstehen von dem, was man geschrieben. Es ist daher fast nothwendig die Chinesische Buchstaben kennen zu lernen; und es würde gut seyn, wenn man sich gewönete, kein einziges Chinesiches Wort mit Europäischen Buchstaben kennen zu lernen, wo nicht der Chinesische Character zur Seite stünde.

§. 2.

Was die Aussprache anlanget, so ist dieselbe gleichfals sehr schwer, nicht allein wegen der Accente, die nur durch den Gebrauch erlernet werden können; sondern auch wegen verschiedener anderer Worte, die wir weder sprechen noch schreiben können. Die Zähne der Chineser sind ganz anders eingerichtet als die unsrigen; die oberste Reihe derselben gehet z. E. weit über die unterste hervor, und die unterste Reihe ist inwendig eingebogen. Statt dessen, daß unsere gröSten theils gerade auf einander schliessen, so fallen der Chineser Vorderzähne auf die untersten Lippen herab, oder wenigstens auf das Zahnfleisch und treffen nicht gerade auf einander. oder auch zu sprechen.

§. 3.

Alle Chinesische Wörter, wenn sie auf Europäische Art geschrieben werden, endigen sich mit den bekanten fünf Lautbuchstaben, oder mit einem N, das entweder alleine stehet, und wie an, en, in, on, un geschrieben wird, zuweilen komt aber noch ein anderer stummer Buchstab dazu, als ang, eng, ing, ong, ung. Die Anfangsbuchstaben, damit sich die Wörter anfangen, haben mit der Europäischen Aussprache vieles gemein. Wir wollen davon so kurz und deutlich handeln, als es möglich seyn will. A beym Schluß eines Wortes hat keine andere Schwierigkeit, als daß der rechte Accent darauf geleget werde. Die Endigung auf ein E ist von drey oder viererley Art. 1. Es giebt ein geschlossenes E, (das zum Exempel wie das Wort ewig in Deutscher Sprache ausgesprochen wird) z. E. Coué Königreich, Gé der Tag. 2. Es giebt ferner ein helles e, das so gesprochen wird wie das Fragzösische après, exprès; z. E. Ké ein Fremder, ein Gast; Mé die Dinte. 3. Es komt ferner ein stummes e vor; z. E. Seë, ein Gelehrter. Die Aussprache des Französischen le, z. E. le porter bien, komt noch nicht ganz nahe an das Chinesische Seë. Hier wird das S mehr zischend gesprochen, und das e länger gezogen. Daher schreiben es einige mit einem doppelten ss, und mit zwey e ē. Man kan nicht sagen, warum es die Portugiesen mit einem u schreiben, su. 4. Dieses stumme e wird oft nicht geschrieben, und es kostet zuweilen Mühe, es von einem i zu unterscheiden. Wir wollen davon einige Exempel anführen. Sii, der Abend, könte gar wohl geschrieben werden Scië, weil es so ausgesprochen wird, als das Französische Wort Scië, das eine Säge bedeutet. Ferner das Wort Chë wird zuweilen geschrieben Chi. Die Aussprache muß das Mittel halten zwischen e und i; zumal wenn es am Ende vorkomt. Ferner in den Worten Couéi, die Seelen der Verstorbenen; hoéi, wissen, ouéi, Person; nuéi inwendig; luéi der Donner; moéi, schön, stimmet die Endigung nicht völlig mit der Endigung dieser französischen Wörter überein: Armée

Von der endigung der Chinesischen Wörter.

1. Auf ein A

a. Auf ein E

epée

epée, pensée. Noch viel weniger aber wird es wie **Coui**, **loui**, **moui** u. s. f. gesprochen,

§. 4.

3. Auf ein J, O und U.

Das **J**, wanns am Ende eines Wortes stehet, als: **mai** kaufen, **lai** kommen, **pai** besuchen, wird ausgesprochen, wie die Italiäner ihr mai und lai aussprechen, daß man so wol das a als das i höret. Nur sind die Worte **Nai** der Hafen, **Hiai** die Socken, **kiai** alle, davon ausgenommen, als welche wie die französischen Wörter mais, jamais ausgesprochen werden. Das **O**, wenns am Ende stehet, wird zuweilen ganz dunkel ausgesprochen, und komt dem **ou** sehr nahe, sonderlich wenn ein **a** vorhergehet. Zuweilen wird es auch ausgesprochen wie das Wort haut in der Normandie, das ist, also, daß man den Mund weit aufthut, und der Diphthongus au gehöret wird. So spricht man das Wort **hao** gut, **lao** arbeiten, **leao**, **miao** u. s. f. aus. Das **U** wird am Ende wie das französische ausgesprochen, als **chu** ein Buch; **liu** oder **lu** ein Esel; zuweilen wird auch die Helfte des Lautes **ou**, gehöret, als **Fou** Vater, **Mou** Mutter, **pou** nicht.

§. 5.

4. Auf ein N.

Das **N** wird am Ende ganz abgekürzt gesprochen, als ob es noch ein stummes e hinter sich hatte. Zum Exempel **Fan**, gekochten Reiß, wird ausgesprochen wie die letzte Sylbe im Wort profane. Das Wort **Chin**, Verstand, muß man aussprechen wie die Franzosen la Chine, ohne das E zu hören, oder wie die Lateiner in aussprechen. **Men** wird ausgesprochen wie das lateinische **en**, oder wie die Griechen τυπτωμεν. Dieses **Men** ist in den meisten Chinesischen Wörtern das Kenzeichen des Pluralis, wie wir hernach weiter sehen werden. Endlich giebts auch einige Wörter, die sich auf ein **on** zu endigen scheinen, als: **touon**, **pouon**. Aber das O ist alsdenn so kurz, daß es ein Franzose kaum merken kan, er meinet mehr **touen** und **puen** zu hören. Das N, dem noch ein anderer mitlautender Buchstab beygefüget worden, wird von den Portugiesen mit einem **m**, von den Spaniern aber mit **ng** geschrieben. Es ist wenig daran gelegen, wenn man sonst nur bemerket, daß dieser letzte mitlautende Buchstab mehr ein stummer sey und nur dazu diene, daß die letzte Sylbe etwas länger gezogen wird. Das angehängte **g** muß nie gehöret werden.

§. 6.

Von den anfangsbuchstaben.

Was die Anfangsbuchstaben betrift, oder die in der Mitte eines Wortes vorkommen, so ist folgendes davon zu merken. 1. Die Chineser sprechen das **ch** aus wie wir Franzosen das Wort chagrin, chose, chiche u. s. f. zum Exempel **chao** wenig, **che** zehen, **chi** ein Todter; **chu** ein Buchstab. Die Spanier und Portugiesen schreiben ihr ch mit einem X, als Xe, Xi. 2. Sie haben das ce und ci, wie es die Italiäner in dem Wort citta aussprechen. Wir aber schreiben es mit einem **tch**; z. E. **tcha** der Thee; **tche** essen; **tchi** wissen; **tchu** Herr. 3. Das **tſ** sprechen sie aus wie die Italiäner das Wort gratia. Daher schreiben wir **tſien**, welches eine kupferne Münze in China ist. 4. Sie haben auch das x und X der Griechen. Das Wort **kouan** ein Bedienter, oder Mandarin, könte man schreiben Couan, Coan oder auch **Quoan**. Es ist aber besser **Kouan** zu schreiben, um alle Confusion zu verhüten. Sie haben ein **H**, das so vernemlich ist als ein ch. 5. In einigen Wörtern findet man ein **J**, das ganz unmerklich ist, als in **ſiun**, **tſiuen** oder **tſuen**, die muß man ja nicht so aussprechen,

chen, wie die Lateiner ihr sive. 6. Die Chineser haben ein **V**, dessen sie sich als eines mitlautenden Buchstaben bedienen, z. E. **Vang**, umsonst. Doch verwechseln es viele mit dem doppelten **V** oder **W**. 7. Sie haben auch ein **J**, so die Stelle eines Consonans vertrit, als: **Ju**, Milch, **Jang**, vergeben. Man thut aber am besten, man schreibet ein solches **J** mit einem **X**; als: **Xu** der Regen; **yong**, sich eines Dinges bedienen; **Xang**, ein Schaaf. Die Wörter, **Nghe**, die Stirn, **nghen**, die Wohlthat, **ngheou**, speyen, **ngai**, lieben, **ngao**, hoffärtig, **ngan**, Gesundheit, sind uns etwas schwer auszusprechen, weil die beyden Buchstaben **n** und **g** in einander geschlungen werden müssen.

§. 7.

Das Wort **ell** zwey, wird im Portugiesischen mit einem **ẖ** geschrieben. Das **E**, so im Anfang eines Worts stehet, ist sehr stumm, als ob es hinter einem **u** stünde. Man mag sich mit der Aussprache des doppelten **ll** Mühe geben, wie man will, so kriegt mans doch nicht so heraus, wie es ein Chineser spricht. Es giebt endlich auch gewisse Wörter, die auf doppelte Weise gesprochen werden. Z. E. **Fen** und **Fouen**, ein Chinesischer Sou: **Mouen** und **Men**, eine Pforte. Doch geschicht dieses nur in gewissen Bedeutungen. Uebrigens spricht eine jede Chinesische Provinz alle Chinesische Wörter, deren etwa drey bis vier hundert sind, nach ihrer Art aus. Ein Chineser also, der in **Peking** wohnet, wird den schwerlich verstehen, der aus der Provinz **Quang tong** und **Fo kien** gebürtig ist. Die Mandarinensprache, die sie **Couan hoa** nennen, und die, wie wir oben gemeldet haben, im ganzen Reich gangbar ist, ist selbst nicht dergestalt vest gestellet, daß man sich solte versprechen können, jederman in allen Stücken zu verstehen, oder verstanden zu werden. Eine jede Provinz hat ihren eigenen Dialect. Fortsetzung.

§. 8.

Da also ein grosser Theil der Chinesischen Wörter so verfälscht und verwechselt ist, so komts einem nicht anders vor, wenn man in eine andere Provinz komt, als ob man in einem neuen Königreich angelanget wäre; ob man gleich die Mandarinensprache verstehet. Man muß seine Einbildungskraft recht anstrengen, wenn man mit eben denselben Worten ein ganz neues Wesen und Bild verbinden will. Das erstrecket sich sogar auf die verschiedenen Personen, mit denen man zu thun hat. Wenn ein Mißionarius drey bis vier Jahr sich tapfer geübet hat, so versteht er ganz wohl, was ein Chineser zu ihm saget. Und ob dieser wol schlecht spricht, so kan er doch seine Gedanken errathen, weil er seiner gewohnt ist. Aber wenn er es mit Leuten zu thun hat, die er nie gesprochen, so muß er einen Ausleger dabey haben, um sowol zu verstehen was jener saget, als auch was er selbst sagen will, zu erklären. Es ist schwer Chinesisch zu reden.

§. 9.

Ueberdis hat eine jede Provinz, jede grosse Stadt, ja manchmal auch ein Dorf seine besondere Mundart. Das ist die herschende Art zu reden, deren sich sowol der Gelehrte als gemeine Mann bedienet. Wenn man in der Mandarinensprache langsam redet, so kan man die Vocales und Consonantes gar wohl unterscheiden und nachschreiben; allein nach der geläufigen Mundart redet man nicht allein sehr geschwinde, es werden nicht allein viele Worte aus Gewonheit mit untergemischet, die nichts bedeuten, oder nichts zu bedeuten scheinen; sondern es lassen auch die allermeisten Worte keine Spur in dem Gedächtniß zurücke, weil sie nicht die geringste Verwandschaft mit Griechischen, Lateini- Ein neues hinderniß machen die vielen mundarten.

teinischen, Französischen, Italiänischen und Spanischen Sylben haben, und also auch von einem Fremden, der dergleichen Sprache nie gehöret hat, nicht leicht behalten werden können.

§. 10.

Den Europäern fält das Chinesische zu erlernen sehr schwer.

Wenn man die verschiedenen Zusammenfügungen der Worte und die in jeder Provinz besonders gebräuchlichen Redensarten hinzufüget; so wird man leicht begreifen, wie sauer es einem Europäer werde, der in diesem grossen Reich den Namen JEsu Christi bekant machen will. Gewiß, kein anderer Bewegungsgrund, als den wahren und lebendigen GOtt denen bekant zu machen, die ihn nicht kennen, kan einen Mißionarium antreiben, eine so saure und mühsame Arbeit anzutreten, als die Erlernung der Chinesischen Sprache erfordert. Es ist daher als ein besonderer göttlicher Segen anzusehen, daß wir nach dem P. **Ricci** eine so grosse Anzahl Männer zählen, die in dieser Sprache erstaunenswürdige Progressen gemachet, daß selbst die grössesten Lehrer des Reichs dadurch in Verwunderung gesetzet worden. Einige dieser Lehrer haben sich tief gebeuget, wenn eine von den Schriften dieser fremden Lehrer genennet worden.

Entwurf einer Chinesischen Grammatic.

§. 11.

Die Chinesische sprache besteht nur aus einsylbigen worten.

Dieser kleine Entwurf einer Chinesischen Grammatic wird vielleicht denen nicht wenig zu statten kommen, die die Natur dieser Sprache wollen näher kennen lernen, welche, weil sie aus einsylbigen und unbeugsamen Wörtern bestehet, keinen sonderlichen Reguln unterworfen zu seyn scheinet. Nichts destoweniger finden einige Reguln bey ihren Nennwörtern, Vorwörtern, Conjugationen, Beywörtern und dergleichen statt; wie nun so gleich gezeiget werden soll.

§. 12.

1. Von ihrem nomine.

Den Unterschied des generis, des casus und der Declination muß man nicht in der Chinesischen Sprache suchen. Sehr oft ist das nomen nicht einmal vom verbo unterschieden; und eben das Wort, das an seinem Orte ein substantivum ist, kan in einer andern Verbindung zu einem adiectivo oder zu einem verbo werden. Zum Exempel, die beyden Wörter, **Ngai** ich liebe, **Siang** ich denke, können sowol nomina als verba vorstellen. Stehen sie vor einem andern Wort, daß sie eine gewisse Handlung anzeigen; so sind sie alsdenn verba. Z. E. Ngo ngai ni, ich liebe euch. Ngo siang ta, ich denke an ihn. Sind sie aber im Gegentheil einem andern Worte nachgestellet, ohne eine Handlung anzuzeigen, so bekommen sie die Natur eines nominis. Z. E. Ngo ti ngai, meine Liebe; Ngo ti siang, mein Gedanke. Das adiectivum gehet allemal vor dem substantivo her, als Hao gin, ein guter Mensch. Folget aber dieses Wort einem andern nach, so wird es ein substantivum; z. E. Gin ti hao, die Güte des Menschen. Daraus siehet man, daß das Wort Hao, das ein adiectivum war, als es vor Gin hergieng, zu einem substantiuo wird, wenn Gin demselben vorgesetzet wird. Zu einigen substantivis wird die Particul Tsëe gefüget, z. E. Fang tsëe, das Haus, Co tsëe, die Frucht. Es ist aber zu merken, daß es nur bey solchen substantivis stehe, die niemals adiectiva werden können.

§. 13.

Der casus und numerus werden nur aus der Zusammensetzung erkant. Der plu- Vom casu
ralis wird durch das Wörtgen Men angezeiget, welches allen nominibus eigen ist. Z. und numero.
E. Gin, der Mensch, Gin men, die Menschen. Ta, ihm, Ta men, euch. Wenn aber vor dem nomine ein anders hergehet, das eine Vielheit bedeutet, alsdann braucht man den Zusatz men nicht. Die Particul Ti macht oft den genitivum, sowol im singulari als im plurali, wenn sie gleich nach dem nomine stehet. Z. E. Gin ti hao, Gütigkeit des Menschen; Gin men ti hao, Gütigkeit der Menschen. Sonst weiß man in der Chinesischen Sprache nichts von den casibus.

§. 14.

Die comparativi werden gleichfals durch hinzugefügte Particuln gebildet. Man Vom compa-
bedienet sich z. E. der Particul keng, die allemal vor das nomen gesetzet wird, und rat. und su-
so viel als mehr heisset. Oft bedienet man sich auch der Particul to, die eben diese Be- perlativo.
deutung hat. Doch wird diese gemeiniglich dem nomen nachgesetzet; z. E. hao to, besser; yuen to, weit entfernter. Die Particul, so den superlativum bestimmet, kan dem nomen theils vor, theils nachgesetzet werden. So sagt man also entweder tsiue hao, oder hao tsiue, der allerbeste; tsiue siao, oder siao tsiue, der allerkleineste. Die Particul te kin zeiget gleichfals den superlativum an; als hao te kin, sehr gut; ta te kin, sehr groß; siao te kin, sehr klein.

§. 15.

Man weiß in der Chinesischen Sprache nur von einem dreyfachen pronomine, 2. Vom pro-
nemlich, Ngo, ich, ni du, ta er; welche in der mehrerern Zahl durch den Zusatz des nomine.
Wortes men gebrauchet werden. Sie werden pronomina possessiva, durch Hinzufügung des Wortes ti; als ngo ti, das Meinige; ni ti, das Deinige, ta ti, das Seinige. Und im plurali; Ngo men ti, das Unsrige, ni men ti, das Eurige, ta men ti, das Ihrige. Die pronomina possessiva sowol als die, so auf eine Nation und Familie gehen, unterscheiden sich von den derivatis darin, daß man nach dem pronomine den Namen des Vaterlandes, des Königreichs, der Stadt u. s. f. setzet; z. E. ngo ti koue, mein Königreich, ngo ti sou, meine Stadt. Choui ist die Particul, so das pronomen relativum, welcher, welche, anzeiget; zu derselben wird aber nie das Kenzeichen des pluralis men gesetzet.

§. 16.

Die Chinesischen verba haben eigentlich zu reden keine andere tempora, als das 3. Vom
præsens, præteritum und futurum. Das passivum wird durch Hinzufügung der Parti- verbo.
cul pi ausgedrucket. Wenn keine Particul zum verbo komt, und nur die pronomina personalia, ngo, ni, ta, dabey befindlich sind; so ists ein Zeichen, daß es das præsens sey. Stehet die Particul leao dabey, so bezeichnet solches das præteritum, oder die vergangene Zeit. Zur Bezeichnung des futuri bedienet man sich der Particul Tsiang oder Hoei. Dieses alles wird durch Exempel deutlicher werden.

PRÆSENS.

Singularis.

Ngo ngai	Ich liebe.
Ni ngai	Du liebest.
Ta ngai	Er liebet.

Pluralis.

Ngo men ngai	Wir lieben.
Ni men ngai	Ihr liebet.
Ta men ngai	Sie lieben.

PRÆTERITVM.

Singularis.

Ngo ngai leao	Ich habe geliebet.
Ni ngai leao	Du hast geliebet.
Ta ngai leao	Er hat geliebet.

Pluralis.

Ngo men ngai leao	Wir haben geliebet.
Ni men ngai leao	Ihr habt geliebet.
Ta men ngai leao	Sie haben geliebet.

FVTVRVM.

Singularis.

Ngo hoei ngai	Ich werde lieben.
Ni hoei ngai	Du wirst lieben.
Ta hoei ngai	Er wird lieben.

Pluralis.

Ngo men hoei ngai	Wir werden lieben.
Ni men hoei ngai	Ihr werdet lieben.
Ta men hoei ngai	Sie werden lieben.

Der Optativus wird mit den Worten pa pou té gemachet, die so viel heissen, als: O wenn doch! Wolte GOtt! Z. E.

Pa pou té ngo ngai.	Wolte GOtt, daß ich liebte!
Pa pou té ni ngai,	Wolte GOtt, daß du liebtest!

Die meisten verba, die eine Handlung anzeigen, sind auch eines passivi fähig; nur mit dem Unterschiede, daß bey der significatione activa die verba allezeit vor dem nomine stehen, welches die Handlung bezeichnet. Z. E.

Ngo ngai ni,	Ich liebe euch.
Ngo ta ni,	Ich schlage euch.

Und es würde ungereimt und ohn allen Verstand gesprochen seyn, wenn man sagte: Ngo ni ngai, oder Ngo ni ta. Hingegen bey der significatione passiva stehet das verbum allemal nach dem nomine, und wird nur das Wörtgen pi hinzugesetzet, welches das Merkmal des passivi ist. Z. E.

Ngo pi ta ngai,	Ich werde von ihm geliebet.
Ngo pi ta ta.	Ich werde von ihm geschlagen.

Das præteritum und futurum wird mit eben den Particuln gebildet, deren man sich beym activo bedienet hat.

§. 17.

4. Von den præpositionibus.

Obgleich die Chinesische Sprache aus wenig Worten bestehet, so ist sie doch über alle Massen reich; weil nicht allein eben dasselbe Wort sowol ein nomen als ein verbum seyn kan, sondern weil es auch oft die Natur einer Präposition und adverbii an sich nimt.

Die

Die Chineser brauchen daher præpositiones, die solches nicht ihrer Natur nach sind, sondern die es erst durch den Gebrauch werden. Dergleichen sind die Wörter, Tsien, vor, heou, nach, chang, über, hia, unter, u. s. f. Das sind lauter præpositiones, wenn sie in Verbindung mit einem verbo stehen, und demselben vorgesetzet sind. Sie werden aber postpositiones, wenn sie mit einem nomine verbunden sind und auf dasselbe folgen. Z. E. tsien tso, ich thue es vor; heou lai, ich komme nach; chang tseou, ich komme herab. Das sind also præpositiones, weil sie vor dem verbo hergehen. In folgenden Exempeln aber sind es postpositiones, weil sie auf das nomen folgen. Fang tsien, vor dem Hause; muen heou, hinter der Pforte; tcho chung, über dem Tische; ti hoa, unten auf der Erde. Eben dieses gilt von den Wörtern nui inwendig; vai auswendig.

§. 18.

5. Vom adverbio.

Die Chinesische Sprache hat keine Wörter, die man eigentlich adverbia nennen könte. Sie werden nur dazu theils durch den Gebrauch, theils durch den Ort wo sie stehen. Oft werden mehrere Wörter erfordert, wenn man die adverbia anderer Sprachen ausdrucken will. Sie haben kein demonstrativum, oder das vermögend wäre zu rufen oder zu ermahnen. Man muß sich alsdann entweder eines nominis oder verbi bedienen. Folgende sind die gebräuchlichsten:

Adverbia

1. *Desiderii.*	Pa pou té	Wolte GOtt!
2. *Interrogandi.*	Ju ho	Auf was Art?
	Ho ju	Auf was Weise?
	Tseng mo	Wie?
3. *Respondendi.*	Chi oui tse gen	Gewißlich.
4. *Confirmandi.*	Tching tie	Warhaftig.
	Co gen	Höchstgewiß.
	Ching tching tie	Höchstwarhaftig.
5. *Negandi.*	Pou oder Mo	Nein.
	Pou jo	Das schickt sich nicht.
	Pou gen	Nein, durchaus nicht.
6. *Dubitandi.*	Hoe oder Hoe tche	Vielleicht.
7. *Eligendi.*	Ving	Besser, lieber als jenes.
8. *Comparandi.*	Keng oder Keng to	Viel besser.
	Keng chao	Vielweniger.
	Keng hao	Lieber.
9. *Colligendi.*	Tong oder y tong	Zugleich.
10. *Separandi.*	Ling	Noch mehr.
	Ling vai	Besonders.
11. *Augendi.*	Kin	Fleißig.
	Kiang	Stark.
12. *Loci.*	The li	Hier.
	Tsëe	Daselbst, dadurch.
13. *Temporis.*	King ge	Heute.
	Ming ge	Morgen.
	Tso ge	Gestern.

	Tsien ge	Ehegestern.
	Heou ge	Uebermorgen.
14. *Numeri.*	Y tsée	Einmal.
	Eul tsée	Zweymal.
	Tchang tchung	Oft.
15. *Ordinis.*	Ti y oder teou y	Zuerst.
	Heou mien	Hernach.
	Tchong oder tong	Zuletzt.
16. *Possibilitatis.*	Hoe gen	Vielleicht.
17. *Similitudinis.*	Ju	Gleichwie.
18. *Adversit.*	Pou ju	Nicht so wie.
	Pou tong	Ganz anders.
19. *Qualitatis.*	Chao	Wenig.
	To	Mehr.
	Keou	Genung.
20. *Excludendi.*	Tan	Nur.
21. *Imperfectionis.*	Tcha pou to	Beynahe.

§. 19.

6. Von den zahlen und den dazu gehörigen particuln.

Es giebt viele Particuln in der Chinesischen Sprache, die zum zählen geschickt sind. Sie werden oft gebraucht, und man bedienet sich derselben auf eine Art, die nur dieser Sprache besonders eigen ist. Denn fast ein jedes Ding hat ein eigenes Wort, daß die Anzahl desselben bestimmet. Statt dessen, daß in unserer Sprache die Zahlen, **eins, zwey, drey, vier,** ꝛc. zu unzähligen Dingen gebraucht werden können; so würde das in der Chinesischen Sprache ein grosser Barbarismus seyn. Es muß bey ihnen die Zahl eines Dinges durch eine Particul, so diesem Dinge eigen ist, ausgedrucket werden. Die Exempel werden solches deutlicher machen. Wir wollen erst die Chinesischen Zahlen hersetzen, und hernach die Particul anzeigen, deren sie sich bey Zählung eines jeden Dinges bedienen.

Chinesische Zahlen.

Y	Eins	che y	eilfe
eul	zwey	eul ché	zwanzig
san	drey	san ché	dreyßig
ssë	vier	pé	hundert
ou	fünf	eul pé	zweyhundert
lou	sechs	y tsien	tausend
tsi	sieben	y ouan	zehentausend
pa	acht	eul ouan	zwanzigtausend
kieou	neun	che ouan	hunderttausend
che	zehen	y pe ouan	eine Million.

§. 20.

Von den particuln bey den zahlen.

Co braucht man von Menschen, z. E. y co gin, ein Mensch, y co fougin, eine Frau. Hoei braucht man von berühmten und vornehmen Personen, als y hoei gin, ein berühmter Mann.

Tche

Tche und tchi braucht man von solchen Dingen, die viel ihres gleichen haben, z. E. y tchi tchuen, ein Schif; y tchi keou, ein Hund; y tchi hiai, ein Schuh.
Tiao wird von Dingen gebraucht, die lang sind, und die man aufzuhängen pfleget, als: y tiao lou, ein Räucherfaß; y tiao ching, ein Seil.
Ouei braucht man von Fischen: y ouei yu, ein Fisch.
Ken braucht man von Riemen, als: y ken tai, ein Riemen.
Tchang ist vom Papier, Tischen, Stühlen gebräuchlich, z. E. y tchang tchi, ein Bogen Papier; y tchang tcho, ein Tisch; y tchang y, ein Stuhl.
Pa wird von Messern, Säbeln und Sonnenschirmen gebraucht, y pa tao, ein Säbel oder Schwerdt; y pa tchen, ein Sonnenfächer.
Choang wird von Dingen gebraucht, die paarweise bey einander seyn müssen; als: y choang hiai, ein paar Schuhe; y choang oua, ein paar Strümpfe.
Kien wird von Stuben oder Häusern gebraucht, als: y hien fang, ein Haus oder Cammer.
Fo brauchet man von Tüchern und seidenen Stoffen, als: y fo pou, ein Tuch; y fo cheou, ein seidener Stof. Man brauchts auch von Gemählden.
Mey wird von Perlen und Kleinodien gebrauchet, als: y mey chin, eine Perle.
Tchu sagt man von riechenden Dingen; y tchu hiang, ein Räucherkerzgen.
Pi braucht man von Kleidern, eigentlicher aber von Pferden, als: y pi ma, ein Pferd.
Pen wird von Büchern gebraucht: y pen chu, ein Buch.
Ting braucht man von Mützen oder Hüten; y ting kin, ein Hut oder Mütze.
Tso sagt man von grossen Häusern oder Mauren: y tso fang, ein Haus, y tso tching, eine Mauer.
Teng wird von Ochsen und Kühen gebraucht: y teng nieou, ein Ochse.
Mouen von Musqveten; y mouen tsiang, ein Schiesgewehr.
To braucht man von Blumen; y to hoa, eine Blume.
Ling von verschiedenen Kleidungen; y ling pao, ein Kleid.
Tai oder auch pen, von Comödien; y tai oder y pen hi, eine Comödie.
Cho wird von Bäumen gebraucht; y cho chu, ein Baum.
Mien von Standarten; y mien ki, eine Fahne.
Tao von Buchstaben und Paqveten in Papier; y tao cheou chi, ein Versbuch.
Tchin von Portchaisen und Wagen; y tchin kiao, eine Sänfte.
Quan von Federn und Pinseln; y quan pi, eine Feder.
Co vom Getreide und Hülsenfrüchten; y co mi, ein Reißkorn.

Dritter Abschnitt,

Darinnen der Chineser ihre Dinte, Pinsel, Buchdruckerey und Buchbinderey beschrieben wird.

§. 1.

1. Vom papier. (§. 1-18.) Erfindung des papiers.

In den ältesten Zeiten haben die Chineser nichts vom Papier gewust; sondern sie schrieben auf hölzerne Täfelchen und auf Bambousrinden. An statt der Feder oder des Pinsels bedienten sie sich eines Griffels, der vorn mit Eisen zugespitzt war. Sie schrieben auch auf Metal, und die, so auf Alterthümer und Seltenheiten etwas halten, heben noch jetzo solche Blatten auf, darauf man allerhand Bilder gezeichnet siehet. Nun aber ist es schon eine sehr lange Zeit, daß das Papier bey ihnen im Gebrauch gewesen. Es ist dasselbe so fein und zart, daß viele in Frankreich es für ein seidenes Gewebe angesehen haben. *)

§. 2.

Materie daraus es verfertiget wird.

Das Chinesische Papier wird aus der Rinde des Bambousbaumes und verschiedener anderer Bäume gemachet. Der Bambousbaum aber ist eigentlich ein langes Rohr, das inwendig hohl und hin und wieder durch Knoten unterschieden ist; nur ist es weit stärker, gerader und vester als das gemeine Rohr. Man bedienet sich aber nur der zweyten Schale zum Papier, als welche sehr weich und weiß ist, und lässet sie in einem klaren Wasser zerstampfen. Die Formen, deren man sich zum schöpfen bedienet, sind sehr lang und breit; so daß man Bogen findet, die 10 bis 12 und mehr Fuß groß sind. Jeden Bogen Papier leget man in ein Alaunwasser, das demselben statt des Leims dienet, und das nennet man Fanirtpapier, weil der Alaun in Chinesischer Sprache Fan heisset. Dieser Alaun machet, daß das Papier nicht durchschläget, und giebt ihm überdis einen Glanz, daß man es überfernißt zu seyn glaubte. Es ist so gerade und glatt, daß der Pinsel nicht den geringsten Anstoß findet. Da es aber von Baumrinden verfertiget ist, so bricht und reisset es leichter als das Europäische Papier; es ziehet eher Feuchtigkeit an sich; der Staub setzt sich daher auch leichter an, mithin kommen auch die Würmer und Motten eher drein, wenn man es nicht in acht nimt. Wer dem zuvor kommen will, muß seine Bücher öfters ausstäuben, und sie an die Sonne stellen. Ausser diesem Papier, so aus Baumrinden verfertiget wird, macht man auch ein anderes von Baumwolle;

*) Wir haben selbst ein Blat Chinesisches Papiers bey der Hand, dessen Mittheilung wir einem hiesigen Kauf- und Handelsherrn zu danken haben, und welches in einer Küste Thee boui befindlich gewesen, die derselbe aus Canton erhalten. Es ist von der Länge und Breite, wie unser beschnittenes Briefpapier zu seyn pfleget. Die Farbe desselben ist Seledon grün; und das Papier selbst so zart anzugreifen, als sich immer eine Seide anfühlen lässet. Es ist nur auf der einen Seite mit lauter schwarzen Characteren beschrieben, die in neun Reihen in gewissen Entfernungen neben und untereinander stehen. Auf beyden Seiten finden sich ein paar rothe Signaturen von ungleicher Beschaffenheit. Die eine ist länglich viereckigt, die andere länglich rund. Von jener können wir sagen, daß wir auf dem Kupferstich, den der P. du Halde von den Chinesischen Münzen mitgetheilet, den Abdruck derselben volkommen angetroffen haben; woraus man mit einiger Warscheinlichkeit urtheilen möchte, daß entweder der Werth, oder die Geldsorte, womit die Waare bezahlt worden, angezeiget werden sollen. Vielleicht ist das andere Zeichen der Stempel eines Zols, wegen der aus dem Reich ausgehenden Waaren.

wolle; und dieses ist das weisseste, schönste und gebräuchlichste. Es ist den vorgedachten Zufällen nicht unterworfen; es hält sich und ist so dauerhaft als das Europäische.

§. 3.

Das wenige, so ich bisher vom Chinesischen Papier gemeldet habe, wird durch die nun folgende umständlichere Beschreibung noch mehr bestätiget; in welcher ich nichts anders sagen werde, als was in einer Chinesischen Schrift befindlich ist, die unter der gegenwärtigen Dynastie ans Licht getreten. Es ist dieses eine sehr artige Samlung und stehet unter den Gelehrten in grosser Hochachtung. Es wird darin von der Erfindung des Papiers, von dessen Materie, Eigenschaft, Gestalt und verschiedenen Arten gehandelt. Dieser Chinesische Schriftsteller meldet anfänglich, daß die Erfindung des Papiers sehr alt sey; aber er bekennet dabey, es könne nicht genau bestimmet werden, in welchem Seculo es erfunden worden. Da man sich in den ersten Zeiten der Characteren Kien oder tse statt des Tchi oder Papiers bedienet, um denen, an welche man geschrieben, seine wahre Meinung zu entdecken, so bestätigen sie durch ihre Figur, was dieser Autor saget, nemlich daß man seine Meinung mit einem subtilen Griffel auf gehärtete Bambousrinde geschrieben, und mehrere derselben zusammen geheftet, die denn zusammen ein Buch ausgemachet. Es waren diese Blätter dauerhaft und konten der unbeqvemsten Witterung wiederstehen, nur der Gebrauch derselben war beschwerlich.

Nachricht eines Chinesers vom papier.

§. 4.

Man bediente sich daher eines andern Mittels. Denn es ist gewiß, daß man seit der Dynastie Tsin, bereits vor Christi Geburt, auf Seide und Leinwand geschrieben habe. Diese Seide oder Leinwand schnitt man in grosse oder kleine Stücken, nachdem man das Buch groß oder klein haben wolte. Endlich im 95 Jahr der Christlichen Zeitrechnung unter der Dynastie Han, die ihre Hofstadt in einer mehr östlichen Provinz angeleget hatte, als ihre Vorfahren*), erfand ein vornehmer Mandarin unter der Regierung des Käysers Ho ti eine bessere Gattung Papier, das seinen Namen führte, und Tsai heou tchi, das Papier des Herrn Tsai hies. Dieser Mandarin brauchte die Rinde von verschiedenen Bäumen, alte Lappen von Seide und abgenutzten Hanfzeuge, und brachte durch heftiges Kochen diese Zuthat in eine solche Vermischung und Ständigkeit, daß er verschiedene Arten Papiere daraus verfertigen konte. Eben so machte er es mit der seidenen Wolle, die man das gewebte Papier zu nemen pflegte. Bald darauf giengen die witzigen Chineser in ihrer Erfindung weiter, und brachten es dahin, daß das Papier geglättet und glänzend gemachet werden konte.

Woraus man papier verfertiget.

§. 5.

Eine andere Schrift, die den Titul Sou y kien tchi pou führet und von eben dieser Materie handelt, meldet, daß das Papier in der Provinz Se tchuen aus Hanf verfertiget worden; daß Kao tsong, der dritte Käyser aus der grossen Dynastie Tong, ein unvergleichliches Papier aus Hanf verfertigen und seine geheimen Befehle darauf schreiben lassen; daß man es in der Provinz Fo kien aus sehr zarter Bambousrinde gemachet; in den nordlichen Provinzien habe man die Rinde des Maulbeerbaums dazu gebrauchet; in der Provinz Tche kiang habe man das Weizen- oder Reißstroh dazu angewendet; in der Provinz Kiang nan, sey das Gehäuse vom Gespinst der Seidenwür-

*) Die Si han hatten ihr Hoflager zu Si ngan fou, in der Provinz Chen si. Die Tong han aber, oder Han, verlegten sie nach Lo yang oder Ho nan fou, in die Provinz Honan.

mer dazu angewendet worden, welches ein sehr feines, gerades zu Aufschriften und Gemählden taugliches Papier war. Endlich habe der Baum Tchu oder Ko tchu in der Provinz Hou qvang Materie zu einem guten Papier hergegeben.

§. 6.

Von der gestalt des Chinesischen papiers.

Indem dieser Autor verschiedene Arten des Papiers beschreibet, so gedenket er einer insonderheit, dessen Bogen wol drey bis fünf Chinesische tchang (deren jeder zehen Chinesische Fuß beträget) lang gewesen. Er zeiget diejenigen an, die auf die Erfindung gekommen, das Papier auf allerley Weise zu färben; insonderheit redet er von einer Versilberung desselben, ohne Silber dabey zu gebrauchen. Zum Erfinder dieser Kunst macht man den Käyser Kao ti, aus der Dynastie von Tsi. Ich werde unten umständlicher davon handeln. Er hat auch das Papier von Coräa nicht vergessen, welches von den Bälglein der Seidenwürmer verfertiget wird; er erzählet dabey, daß die Coräer ihren Tribut an den Käyser seit siebenhundert Jahren in diesem Papier entrichteten. Aus dem allen erhellet schon so viel, daß die Erfindung des Papiers etwas sehr altes in China sey. Choue ouen, ein Chinesischer Schriftsteller, der unter der Dynastie Han gelebet, meldet, daß man in den ersten Zeiten das Geheimniß gewust, die seidene Flocken, die man nicht spinnen und haspeln können, so zu gebrauchen, daß man einen vesten Cörper daraus zubereiten und darauf schreiben können. Dieses Geheimniß soll in den ehemaligen Zerrüttungen des Reichs verloren, und nicht eher als unter der Dynastie Tsin wieder gefunden worden seyn.

§. 7.

Ob es vor dem Europäischen einen vorzug habe.

Es ist gewiß, daß das Chinesische Papier sonderlich darin vor dem Europäischen einen Vorzug habe, weil die Bogen desselben von ausserordentlicher Länge sind, und solches überaus gerade und glatt ist. Der Pinsel, dessen sich die Chineser zum Schreiben bedienen, würde keine Dienste thun, wenn der Grund nur etwas rauh wäre; wenigstens würden gewisse zarte Striche nnd Züge nicht glücklich angebracht werden können. Wenn man aber geschrieben, daß das Chinesische Papier nicht so dauerhaft sey, und leicht breche; so hat man ohne Zweifel das Papier aus der Bambousrinde gemeinet. Und das ist gewisser massen wol wahr. Denn es bricht sehr leicht, wenn es mit Alaun getränket worden; welches zu geschehen pfleget, wenn es zu unserm Gebrauch tauglich werden soll, weil sonst unsere Dinte durchschlagen würde. Ausser dem aber kan man es kehren, wenden und falten, ohne daß es davon zerreissen solte.

§. 8.

Verkehr damit ist in China groß.

Der Verkehr mit Papier ist in China so groß, daß es kein Wunder, wenn es auf allerley Arten fabriciret wird. Denn ausser der erstaunlichen Menge, so den Gelehrten und Studenten, deren Menge nicht zu zählen, zu ihren Schriften, und den Kaufleuten in den Läden nöthig ist; so ist auch nicht sattsam zu beschreiben, wie viel in Privathäusern Papier drauf gehet. Eine Seite der Cammern bestehet aus nichts anders, als Fensterrähmen, die mit Papier beleget sind; die andern übertünchten Wände bedecket man mit weissem Papier und erhält sie dadurch rein und gut. Die Decke der Stuben ist gleichfals mit Papier überzogen, und auf dasselbe sind allerhand Figuren gemahlet. Sagt man mit Warheit, daß die Zimmer der Chineser mit dem schönen Ferniß, den wir in Europa bewundern, Pracht treiben; so ist es nicht weniger wahr, daß in den

meisten

meisten Häusern ein Staat mit Papier getrieben wird. Die Chinesischen Handwerksleute haben ein besonderes Geschick, das Papier sehr nett aufzuleimen; welches alle Jahre von neuem geschicht.

§. 9.

Materie woraus das papier verfertiget wird.

Man brauchet nichts anders als die innere Haut verschiedener Bäume zum Papier. Der Bambous so wol als der Baum, so die Wolle träget, hat das besonders eigen, daß man sich nicht so wol seiner Rinde, als viel mehr seiner Holzigten Substanz auf folgende Art bedienet. Man suchet aus einem dicken Gebüsche solcher Bambousstauden diejenigen aus, die etwa ein Jahr alt, und so dick als das Bein eines erwachsenen Menschen sind. Davon ziehet man die erste grüne Haut ab, darauf schneidet man schmale Riemen, die wenigstens sechs bis sieben Fuß lang sind. Wobey zu bemerken, daß dieses sich gar leicht thun lasse, weil die äussere Schale des Bambous aus langen und geraden Faden bestehet, die sich leicht theilen lassen, da er sich hingegen in die Quer nicht wohl ablösen lässet. Diese abgelösete Rinde weichet man in ein trübes Wasser ein, daß sie darinnen verwese und alle veste Theilgen derselben aufgelöset werden. Nach ohngefähr funfzehen Tagen nimt man diese Schalen wieder aus dieser Lache heraus und wäscht sie in reinem Wasser, legt sie in einen breiten Kübel und bedeckt sie mit einer grossen Last Kalk. Nach einigen Tagen nimt man sie wieder unter dem Kalk hervor, und nachdem man sie abermals gewaschen, so zertheilet man sie in ganz dünne Faden, stelt sie an die Sonne, daß sie trocken und weiß werden sollen. Darauf thut man sie in grosse Kessel, kocht sie stark durch, und zerstösset sie hernach mit grossen Keulen, daß sie wie ein Brey werden.

§. 10.

Fortsetzung.

Der Chinesische Autor setzt hinzu, daß man auf den Bergen und Wüsteneien, eine Art eines Gesträuches finde, das eine sehr glänzende und glatt anzufühlende Schale habe. Und das druckt dessen Name Ho teng aus; man schreibet auch Ko teng, weil kleine säuerliche Birnen darauf zu wachsen pflegen, die weislicht grün aussehen, und sehr wohl zu essen sind. Der Stamm davon ist so dick als unsere Weinreben sind, kriechet an der Erde herum und schlinget sich um die Bäume. Der Gebrauch den man davon machet, ist folgender. Man schneidet verschiedene dicke Stengel dieses Reißigs ab, und lässet es drey bis vier Tage im Wasser liegen. Darauf dringet ein gewisser öligter Saft hervor, der dem Leim oder Gummi nicht unähnlich ist. Dieses Leimwasser vermischet man mit der Materie des Papiers, und zwar in der Maasse, wie die Mahler ihre Farben zu mischen pflegen, daß es weder zu viel noch zu wenig sey. Die rechte Mittelstrasse lernt man nur durch Erfahrung treffen. Vielleicht könte man auch in Ermangelung dieses Ko teng die Frucht der Mistel nehmen, die einen natürlichen Leim mit sich führet, oder die untere Rinde vom Hulst, welche, wenn sie eingeweichet und im Mörser gestossen wird, einen klebrichten Leim giebet. Hat man nun dieses Ko teng mit den Bambousrinden vermischet, daß beydes zusammen einem trüben und leimichten Wasser gleich siehet; so giesset man es hernach in breite und tiefe Behältnisse, die ganz und gar ausgemauert und dergestalt, so wol auf dem Grunde als an den Wänden verkittet seyn müssen, daß dieses Wasser weder durchlaufen noch eindringen könne. Hierauf schöpfen die dazu bestimten Arbeitsleute mit ihren Formen das oberste ab, welches sich unter ihren Händen in Papier verwandelt. Ohne Zweifel verbindet das leimige

Wesen das **Ko teng** die Theile und trägt das meiste dazu bey, daß das Papier so gerade, fein und glatt wird. Welche Eigenschaften das Europäische Papier beym ersten Schöpfen nicht an sich hat.

§. 11.

Chinesische formramen sind von den Europäischen verschieden.

Die Formrahmen, darin das Papier seine Gestalt und Grösse erhält, und deren Einfassung leicht erweitert, erhöhet und erniedriget werden kan, ist nicht mit Eisen gegittert, wie die in Europa, sondern mit Bambousholz. Es wird dieses zu dünnen und subtilen Stäbgen geschnitten, daß sie so fein und zart sind, als der Drat immer seyn kan. Man kochet sie im Oel, daß sie davon recht durchdrungen werden müssen, damit die Formrahm leicht ins Wasser gehe und doch nicht tiefer einsinke als zur Schöpfung eines Bogens nöthig ist. Will man die Bogen von ausserordentlicher Grösse haben, so sorgt man dafür, daß theils das oben beschriebene gemauerte Behältniß, theils auch die Formrahmen nach Proportion erweitert werde. Man bevestiget oben eine Rolle, ziehet einen Strick durch, dessen Bewegung aber sehr frey seyn muß. An diesem Strick hänget der Rahmen, und so bald er aus dem Behältniß oder steinernen Troge herausgezogen worden, so sind Leute zu allen vier Seiten, die den geschöpften Bogen auf eine geschickte Art abnehmen.

§. 12.

Mittel, die bogen zu trocknen.

Der Chinesische Autor gedenket eines Mittels, dessen man sich bediene, die geschöpften Bogen zu trocknen. Man muß, sagt er, eine Mauer aufführen, die inwendig hohl und in der Breite gut abgeweisset ist. Man lässet eine Oefnung auf der einen Seite dieser Mauer, und bringt durch eine Röhre von einem nahe stehenden Ofen Wärme in dieselbe. Die entgegen stehende Seite muß wieder ein Zugloch haben, dadurch der Rauch gehen können. Vermittelst dieses Wärmstübgens trocknet man das Papier fast so bald, als es nur von der Form abgenommen worden.

§. 13.

Mehrere Arten papier

Es ist aber das aus Bambous verfertigte Papier weder das einzige, noch das beste, noch das gewönlichste, so in China verfertiget wird. Man braucht dazu die Rinden vieler andern Bäume, sonderlich derer, die sehr saftig sind; zum Exempel Maulbeerbäume, Ulm- oder Rüsterbäume, ferner das Holz desjenigen Gestrauches darauf die Baumwolle wächset, Hanf und viele andere Bäume, die in Europa nicht bekant sind. Man löset erst die oberste Rinde ab, die meistens grünlicht ist. Darauf schneidet man mit einem scharfen Messer die Schalen nach der Länge in zarte Faden, ziehet sie ab, und trocknet sie an der Sonne. Und alsdann wird sie auf eben die Art als der Bambous zubereitet.

§. 14.

Die gewönlichste art papier wird beschrieben.

Das gewönlichste Papier, und dessen man sich am meisten bedienet, ist dasjenige, so aus der Rinde des Baumes **Tchu kou** oder auch **Kou tchu** verfertiget wird. Wenn man die Zweige desselben abbricht, so löset sich die Schale wie ein Band davon ab. Wenn man ihn nach den Blättern beurtheilet, so solte man glauben, daß es ein wilder Maulbeerbaum sey; allein in Ansehung seiner Früchte komt er dem Feigenbaum sehr nahe. Diese Frucht sitzet unmittelbar und ohne Stiel an den Zweigen. Bricht man sie ab, ehe sie ihre völlige Reife erlanget, so dringet an dem Orte eine Milch hervor, wo man sie abgebrochen. Man solte aus den vielerley Aehnlichkeiten dieses

ses Baums mit dem Feigen- und Maulbeerbaum schliessen, daß es der Egyptische Feigenbaum sey. Nichts destoweniger hat er die meiste Aehnlichkeit mit einem Gewächs, so man Adrachne nennet, das von mittelmäßiger Grösse ist, und dessen glatte, ebene und weisse Schale im Sommer von der Hitze zu bersten pfleget. Beyderley ähnliche Bäume wachsen auf Bergen und auf felsigten Gründen. Der Chineser meldet uns, wie dieser Baum **Tchu kou** erzogen werden müsse, damit er eine solche Rinde theils häufig, theils zeitig genung bringe, daß Papier daraus gemachet werden könne. Man muß gegen die Zeit, da Tag und Nacht im Frühjahr gleich sind, ein Samenkorn dieses Baums nehmen, solches wohl waschen mit dem Samen des Sesamkrautes vermischen, so die Portugiesen **Gergelin** nennen, und es wie man dazu komt in die Erde streuen. Daraus werden bald die Reiser von dem Baum **Tchu kou** hervor wachsen; aber man muß sie weder im Herbst noch im Winter abschneiden; man muß damit bis aufs nächstkommende Frühjahr warten. Man zündet an dem Ort, wo sie stehen, ein Feuer an, und findet, daß sie darnach noch in eben demselben Jahr gar merklich wachsen. Nach drey Jahren ist er im Stande beschnitten und zum Papier gebraucht zu werden.

§. 15.

Worin das faniren bestehet.

Wenn das Papier nun geleimet und in den Stand gesetzet werden soll, daß die Schrift nicht durchschlage, so pflegen es die Chineser durch ein Alaunwasser zu ziehen. Diese Handlung pflegen die Europäer das faniren zu nennen, weil der Alaun in der Chinesischen Sprache **Fan** heisset. Sie halten es dabey also. Man nimt sechs Unzen klaren und feinen Fischleim, macht ihn dünne, und giesset ihn in zwölf Schalen rein Wasser, in welchem man ihn aufsieden lässet; er muß aber dabey beständig gerühret werden, damit von dem Leim kein einziger Klumpen beysammen bleibe. Wenn nun alles recht aufgelöset und flüßig gemachet worden, so schüttet man drey Vierthelpfund weissen und calcinirten Alaun hinein und läst ihn darin zergehen. Dieses geschicht in einem geraumlichen Kessel, der mit einem runden und polirten Deckel überlegt zu werden pfleget. Darauf bringt man erst die äussersten Enden des Bogens in dieses Leimwasser, hernach aber den ganzen Bogen geschwinde durch dasselbe und hänget ihn an einen dünnen Stab, daran er trocken werden muß. Das ist das ganze Geheimniß, dessen sich die Chineser bedienen, ihrem Papier die Steife, Weisse und den Glanz zu geben. Ein anderer Chineser giebt vor, daß sie dieses Geheimniß von den Japanesern gelernet.

§. 16.

Wie sie das papier versilbern.

Es wird sich hier nicht übel schicken, wenn wir eines andern Geheimnisses gedenken, so die Chineser darinnen besitzen, daß sie das Papier mit wenig kosten und ohne Silber versilbern können. Man nimt nemlich zwey Scrupel vom Leim aus einer Ochsenhaut, drey Scrupel weissen Alaun und ein halb Pfund klares Wasser, und lässet es an einem kleinen Feuer sachte kochen, bis das Wasser eingekochet, das ist, bis kein Dunst mehr aus dem Gefäß hervorsteiget. Man muß aber dahin sehen, daß diese Vermischung rein und sauber bleibe. Alsdann breitet man die Bogen Papier, so aus dem Baum, der die Baumwolle trägt, verfertiget worden, auf einen geraden Tisch. Dieses Papier heisset Se lien tchi. Auf dasselbe träget man diesen Leim mit einem Pinsel zu drey verschiedenen malen in gleicher Masse auf. Man siehets gar leicht, wenn dieser Leim die gehörige Ständigkeit hat und nicht auseinander fliesset. Geschicht dieses noch, so muß er noch einmal übergetragen werden. Endlich nimt man Pulver vom Kalkstein, das

auf die Art zubereitet worden, die ich weiter unten beschreiben will; man siebet denselben durch ein sehr feines Tuch durch und streuet ihn in einerley Masse auf die zubereiteten Bogen. Hierauf hängt man sie zum abtrocknen in einem schattigten Ort auf. Wenn sie trocken worden, so breitet man sie aufs neue über den Tisch und reibet sie behutsam und sanft, damit der überflüßige Staub, der aufgestreuet worden, abgehe, dessen man sich hernach bey anderer Gelegenheit bedienen kan. Man könte auch denselben zugleich mit in das Leim- und Alaunwasser thun, und allerley Figuren nach eigenem Gefallen auf das Papier tragen.

§. 17.

Wie der hiezu erforderliche talkstein zubereitet wird.

Ob ich wol bisher nur von dem Papier geredet habe, das von dem Baumwolle tragenden Baum verfertiget worden; so hat doch das nicht die Meinung, als ob nicht auch das andere Papier versilbert werden könne, wenn es sonst nur fein glatt ist, und der Talkstein dazugenommen wird, den man auf folgende Art zubereitet. Man muß aber den feinesten, weissesten und durchsichtigsten Talkstein dazu nehmen. Er komt aus der Provinz Se tchuen; und der beste ist derjenige, den die Moscoviter bringen. Die Chineser nennen dieses Minerale Yun mou che, das ist, den Mutterstein der Wolken, weil jede Schale, so man davon ablöset, eine durchsichtige lichthelle Wolke vorstellet. Wenn man sich nun was gutes ausgesuchet, so muß man ihn ohngefähr vier Stunden im Wasser kochen lassen. Man wäscht ihn hernach rein ab, thut ihn in einen linnenen Sack und schlägt ihn mit einem Hammer ganz klein. Zu zehen Pfunden solches zermalmten Talksteins thut man drey Pfund weissen Alaun. Beydes bringt man zusammen auf eine Handmühle, das gemahlene siebet man durch, thut es ins Wasser und läst es sacht am Feuer kochen. Wenn sich nun unten auf dem Boden alles gesetzet hat, und das darüber stehende Wasser hell und klar worden, so giesset man dieses almählig ab. Der Bodensatz wird an die Sonne gebracht, getrocknet und im Mörser zu einem so kleinen und zarten Staube gearbeitet, der sich kaum unter den Händen fühlen lässet. Darauf wird er durch die zärteste Leinwand nochmals gesiebet, und, wie oben gemeldet, auf das Papier gestreuet.

§. 18.

Umarbeitung des papiers.

Ich muß hier, ehe ich schliesse, einer gewiß gar seltenen Manufactur gedenken, die am äussersten Ende einer Vorstadt von Peking lieget, wo das Papier aufs neue umgearbeitet, und ein grosser Verkehr damit getrieben wird. Die Leute so in dieser Officin arbeiten, suchen alle alte und abgenutzte Papiere zusammen, machen neues daraus, und verstehen auch wirklich die Kunst, es auf eine recht merkliche Art zu verjüngen. Es liegt nichts daran, wenn es gleich beschrieben, oder an die Wände und Rahmen angeklebet oder zu andern Gebräuchen bestimmet gewesen; es ist ihnen alles gut genung; man bringts ihnen aus andern Provinzien häufig zu, und sie kaufen es um ein Spottgeld. Es bewohnen diese Arbeitsleute ein ziemlich grosses Dorf, dessen Häuser an die Begräbnisse von Peking stossen. Jedes Haus ist mit einer gemauerten und weiß getünchten Wand eingefasset. Innerhalb dieser Mauer siehet man grosse Haufen alt Papier liegen. Findet sich was gutes darunter, so lesen sie es aus. Diese grosse Haufen altes Papiers vertheilen sie in verschiedene platte und enge Körbe, gehen damit vor einen Brunn, und plumben Wasser über die etwas abhängig gestelten Körbe. Sie waschen hier das alte Papier aus allen Leibeskräften; sie bearbeiten es mit den Händen; sie zerstampfen es mit

den

den Füssen, um demselben alle Unreinigkeit zu benehmen und es in eine ungestalte Masse zu verwandeln. Hierauf wird sie von neuem gekocht und ganz dünne gerühret; und wenn sie in den Stand gesetzet worden, daß sie geschöpft werden kan, so bringet man sie in die Schöpfwanne. Die Bogen sind nicht von sonderlicher Grösse; wenn man einen ziemlichen Ballen oder Stoß aufeinander gebracht, so bringt man ihn in einen benachbarten Verschlag; wo man die Bogen mit einem spitzigen Griffel aufhebet und sie ganz feucht an eine gerade und glatte Wand anschläget. So bald sie die Sonne beschienen und getrocknet, welches in gar kurzer Zeit geschicht, so nehmen sie die Bogen ab, und legen sie ineinander.

§. 19.

2. Von der Dinte der Chineser.

Die Erfindung des Papiers würde den Chinesern wenig genutzet haben, wo sie nicht zugleich eine Dinte erfunden hätten, die geschickt gewesen wäre ihre Buchstaben oder Lesezeichen damit zu mahlen. Es wird aber ihre Dinte aus dem Kienruß gemachet, den sie aus verschiedenen Materien, hauptsächlich aber vom Fichtenholz und vom Oel, so sie brennen, zubereiten. Sie mischen etwas wohlriechendes darunter, das jenem den unangenehmen Geruch benehmen muß. Diese Zuthat thun sie in solcher Qvantität zusammen, bis sie ständig wird, daß sie einen Teig daraus machen und denselben in allerhand Formen bringen können. Diese Formen sind recht artig ausgearbeitet, daß davon allerley Figuren sonderlich von Menschen, Drachen, Vögeln, Bäumen, Blumen und andern dergleichen Dingen mehr, der Materie eingepräget werden. Die eine Seite davon ist gemeiniglich mit allerhand Chinesischen Characteren bezeichnet. Man giebt ihr die Gestalt dünner Stäbe oder auch kleiner Tafeln. Die beste Dinte ist die, welche zu Hoei tcheou in der Provinz Kiang nan gemachet wird. Die Art und Weise, dieselbe zuzubereiten, erfordert viel Umstände, und sie ist von unterschiedener Güte, und derselben zu folge auch von unterschiedenem Werth. Man hats in Europa versuchet dieselbe nachzumachen, aber es hat nicht gelingen wollen. Die Mahler und alle andere Zeichnungsmeister wissen gar wohl, wie brauchbar dieselbe zu ihren Entwürfen sey, weil sie die allersubtilsten Striche damit machen können. Man bedienet sich auch in China einer rothen Dinte, doch nur zu Aufschriften und Tituln der Bücher. Uebrigens ist alles, was nur zur Chinesischen Schreiberey gehöret, unter den Chinesern so hoch geachtet, daß diejenigen Leute, so die Dinte machen, keinesweges mit unter die geringen und schmutzigen Handwerksleute gezählet werden.

§. 20.

Erste erfindung derselben.

Eben derjenige Chinesische Schriftsteller, von welchem ich vorher einen Auszug vom Papier mitgetheilet habe und dem wir auch diesen Bericht von der Dinte zu danken haben, versichert, daß die Erfindung der Dinte fast vor undenklichen Zeiten geschehen sey, daß aber viele Jahre dazu erfordert worden, ehe sie zu der gegenwärtigen Volkommenheit gelanget. Anfänglich bediente man sich nur einer schwarzen Erde zum schreiben; wie denn auch der Buchstab Me, welcher so viel als Dinte heisset, unterwärts den Buchstab Tou oder Erde, oberwärts aber den Character He oder schwarz vorstellet. Einiger ihrem Bericht zu folge pressete man aus dieser schwarzen Erde einen Saft; andere sagen, daß man dieselbe auf einem Marmorstein klein gerieben habe; noch andere sagen, es sey dieselbe am Feuer calciniret, und darauf in einen sehr dünnen Staub verwandelt worden, daraus man Dinte verfertiget. Dieser Gebrauch soll nun so alt seyn, daß der berühmte

rühmte Käyser **Vou vang**, der 1120 vor der Christlichen Zeitrechnung gelebet, aus der Verfertigung derselben diese Moral gezogen: Gleichwie der Stein **Ne**, dessen man sich zur Verfertigung der schwarzen Buchstaben bedienet, nimmermehr weiß werden kan; so wird ein unkeusches und unverschämtes Herz wol immer seinen Unflat beybehalten.

§. 21.

Erfindung der jetzt brauchbaren dinte.

Unter den ersten Käysern der Dynastie **Tang**, das ist, ohngefähr 620 Jahr vor Christi Geburt, als der König von Coräa seinen jährlichen Tribut an den Chinesischen Käyser schickte; so hatte er unter andern auch Dinte mit beygeleget, die aus dem Rus, der sich von verbrantem Fichtenholz angesetzet und mit welchem man einen Leim von Hirschhorn vermischet hatte, um demselben die gehörige Ständigkeit zu geben, verfertiget worden. Es hatte diese Dinte einen solchen Glanz, daß es schien, als ob das geschriebene mit Firniß wäre überzogen worden. Dadurch ward der Chinesische Witz zur Eifersucht gereizet. Man bemühete sich, den Coräern dies Kunststückgen nachzumachen, und nach verschiedentlich angestelten Versuchen kam man auch zum Zweck. Aber man lies im Nachforschen nicht eher ab, als ums Jahr Christi 900, um welche Zeit man die schöne Dinte machte, deren man sich noch bis auf den heutigen Tag bedienet.

§. 22.

Nachricht von der käyserlichen dinte.

Im Jahr Christi 1070 unter der Regierung des Käysers **Ching tsong**, raffinirte man auf eine andere Art Dinte, die man die Käyserliche zu nennen pfleget, weil man sich derselben im Käyserlichen Pallast bedienete. Der schwarze Rus, dessen man sich dazu bedienete, war schwerer einzusamlen und weit feiner als der gemeine. Man brauchte nicht blos den Rus, der sich vom verbranten Fichtenholz angesetzet; sondern man brante Oel in einer Lampe, darin etliche Dachte lagen und zugleich angezündet waren. Ueber diesen Lampen war ein meßingener Deckel, darin sich der Dampf vom Oel ansetzen und den verlangten Rus nach und nach geben muste. Wenn man denselben nun zubereitete, so that man etwas Bisam darunter, um demselben den üblen Geruch zu benehmen. Das Oliven- oder auch Nußöl, das aber in China nicht gebräuchlich ist, würde unstreitig bessere Dienste thun können.

§. 23.

Zubereitung der dinte ist verschiedentlich.

Erste art.

In einem andern Chinesischen Buch, das den Titul führet, **die Kunst, Dinte zu verfertigen**, wird ein Recept vorgeschrieben, gute Dinte zu machen, darunter solche Specereien kommen, die in Europa nicht leicht bekant werden können. Man nimt 1. zehen Unzen Rus von verbrantem Fichtenholz. 2. Die Pflanzen **Ho hiang** und **Kan sung**. 3. Man thut hinzu den Saft vom Jngwer. 4. Die Schalen oder Hülsen von dem Gewächs **Tchu hia tsao ko**. Diese vier Jngredientien lässet man im Wasser kochen, und wenn die Kraft durchs Kochen aus demselben herausgezogen worden, so schüttet man die ausgekochten Dinge weg. Dieser an sich schon ziemlich dicke Saft wird, wenn er sich gesetzet und abgeklaret, wieder aufs Feuer gebracht um denselben so dick als einen Teig zu machen; zu welchem Ende man **vier** Unzen von dem **Leim O kiao** auflöset, drey Goldblätter und zwey Silberblätter hinzuthut, und beydes mit einander vermischet. Wenn dieses geschehen, so nimt man zehen Unzen Kienrus, thut es zu dieser Masse, und giebt ihr dadurch die gehörige Consistenz. Es muß aber dieselbe eine geraume Zeit mit einer Spatel hin und her geschlagen und wohl durch einander gerühret werden. Darauf bringt man sie in die Formen, um ihr die gewönliche Gestalt zu geben. Bald hernach muß diese

Dinte

Dinte in kalte Asche vergraben werden, darin sie fünf Tage liegen bleibet, wenns im Frühjahr ist; drey Tage im Sommer; sieben Tage im Herbst, und zehen Tage im Winter.

§. 24.

Diese Nachricht ist nun freylich sehr unvolkommen, weil man nicht weis, was für Gewächse unter den Chinesischen Benennungen zu verstehen. Einer von unsern Mißionarien aber hat mir seine Muthmassungen mitgetheilet, die etwa den Weg bahnen können, ob in Europa dergleichen anzutreffen, oder andere an ihrer Stelle zu finden, die der Dinte die Stärke, den Geruch und Glanz geben können. 1. Dem Chinesischen Wörterbuch zu folge ist Ho hiang ein zur Arzeney brauchbares aromatisches Gewächs. Es hat die innerlichen Eigenschaften der Pflanze Sou ho, daraus ein Oel verfertiget wird, das man zu Peking häufig verkauft, und welches die Kaufleute zuweilen mit dem Balsam von Perou vermischen, um desselben desto mehr zu machen. Dieses Oel aus der Wurzel Sou ho scheinet nichts anders als ein flüßiger Storax zu seyn, der sehr klebericht, von Farbe grau ist, einen starken gewürzhaften Geruch hat, und an Ständigkeit einem dicken Balsam gleich ist. 2. Kan sung ist ein Gewächse, das zu verschiedenen Räucherwerken pfleget gebraucht zu werden. Es ist von gemäßigter Natur und dem Geschmack angenehm, welches das Wort Kan anzeiget. Die Blätter sind sehr fein und enge beysammen. Man setzt hinzu, daß dieses Gewächs in Bauchschmerzen gar grosse Dienste thue. 3. Tsu ya wird also genennet, weil die Frucht dieses Baumes die Gestalt, Länge und Dicke von dem Hauer eines wilden Schweines hat, der aus seinem untersten Kinbacken hervorgehet. Man setzet dazu die beyden Worte Tsao ko, welche eine Art schwarzes Horn bedeuten; welches einen fast auf die Gedanken bringen solte, daß es das Johannisbrod sey, dessen Gestalt einem Horn nahe komt, und dabey sehr dunkelroth ist. Nur ist zu bemerken, daß die Chinesischen Schoten nicht so lang sind, als das eigentlich so genante Johannisbrod, und statt dessen, daß dieses platt ist, sind jene beynahe völlig rund und voller Fächer, darin eine kernigte Substanz lieget, die aber sehr unangenehm und herbe zu essen ist. 4. An statt des O kiao, das von der Haut eines schwarzen Esels vermittelst eines besondern Wassers zubereitet wird, das nur in der Provinz Chan tong anzutreffen ist, kan man einen andern starken Leim brauchen, dergleichen etwa derjenige ist, den wir Taurina zu nennen pflegen. 5. Die kalte Asche, darein man die Dinte eine Zeitlang vergräbet, dienet dazu, daß dasjenige erweichet und den andern Theilen gleich gemachet werde, was etwa durch den Leim alzu vest gemachet worden. Fortsetzung.

§. 25.

Zu dem ersten Recept füge ich ein anderes, welches das kürzeste ist, und von den Chinesern am leichtesten erhalten werden kan, welches auch vielleicht hinlänglich ist, eine schöne schwarze Dinte zu machen; welche Schwärze ohnedem das wesentlichste bey der ganzen Sache ist. Zündet, sagen sie, den Kienrus in einem hohlen Gefäs an, bis es nicht mehr rauchet. Thut dergleichen mit dem Indigo und wartet, bis er keinen Rauch mehr von sich giebt. Löset den Gummi Tragant im Wasser auf, und wenn dieses davon etwas dick worden ist, so thut die Schwärze vom Kienrus und den Indigo dazu; rühret es wohl durch einander und bringet es in die beliebige Form. Man muß sich aber dabey Andere art.

in acht nehmen, daß man nicht zu viel Indigo hinzu thue, weil sonst die Dinte eine Violetfarbe bekommen möchte.

§. 26.

Dritte art. Das dritte Recept, so noch einfältiger und leichter zu bewerkstelligen, ist mir von dem P. Contancin mitgetheilet worden, der es von Chinesern erhalten, die die beste Wissenschaft davon gehabt. Denn darauf muß man nicht warten, daß ein Chinesischer Künstler einem dieses Geheimniß entdecke. Sie halten es über alle massen geheim; ja sie entdecken es ihren eigenen Landesleuten nicht gern. Man zündet fünf bis sechs Dachte in einer mit Oel angefülten Lampe an. Ueber diese Lampe stellet man einen eisernen Deckel, wie einen Trichter; welches aber in einer gewissen Entfernung geschehen muß, damit er den Dampf völlig fassen könne. Wenn sich nun genung Rus in demselben angesetzet, so nimt man denselben ab, kehret den Rus mit einer Feder ganz sachte zusammen, und schüttet die Schwärze auf ein truckenes und starkes Papier. Davon kan eine sehr schwarze und glänzende Dinte gemachet werden. Je feiner das Brennöl ist, desto schöner und theurer ist die davon zubereitete Dinte. Die Schwärze, die sich nicht mit der Feder abkehren lässet, sondern zu vest am Deckel klebet, giebt nur eine mittelmäßige Dinte. Man reibet sie ab und schüttet sie auf ein Bret.

§. 27.

Fortsetzung. Wenn man nun auf die Weise die Schwärze abgenommen hat, so reibet man sie in einem Mörser, vermischet sie mit Bisam oder mit einem andern wohlriechenden Wasser, und bringt einen Leim dazu, der die Theile mit einander verbindet. Die Chineser bedienen sich gemeiniglich desjenigen Leims, den sie Nieou kiao, Ochsenleim, nennen. Wenn nun die Schwärze etwas ständig und zu einem Teige worden, so bringt man sie in die zubereiteten Formen. Man drucket auch auf dieselbe die Characteres und Figuren mit blauer, rother oder auch Goldfarbe, und trucknet darauf die geformte Dinte entweder an der Sonne oder in der Luft. Man versichert übrigens, daß in der Stadt Hoei tcheou die allerbeste Dinte gemachet werde. Man findet daselbst Kaufleute, die in ihren Häusern verschiedene kleine Kammern haben, darin vom Morgen bis zum Abend dergleichen Lampen brennen; und zwar in jeder Kammer ein besonderes Oel, als darnach sich die Güte der Dinte unterscheidet.

§. 28.

Inzwischen sind viele Chineser davon überzeuget, daß diejenige Schwärze, die vom Dampf solcher Lampen entstehet, darin das Gergelinöl gebrant wird, nur zu der Dinte gebrauchet werde, die einen besondern Werth hat, und daß in Betrachtung des erstaunlichen Verkehrs, der damit getrieben wird, mancherley gemeinere und nicht so theure Materien dazu genommen werden. Sie halten dafür, daß die Schwärze von dem Holz alter Fichtenbäume unmittelbar genommen werde, und daß in der Gegend Hoei tcheou, wo gedachter massen die beste Dinte zubereitet wird, besondere Oefen angeleget sind, darin beständig Fichtenholz gebrant wird, aus welchen der Dampf durch lange Röhren in wohlverwahrte Oerter geführet wird, die inwendig mit Papier überzogen sind. Daselbst setzet sich nun der Dampf dieses Holzes sehr dichte an. Nach Verflieſſung einiger Zeit wird die Thür geöfnet, und man findet den Kienrus in grosser Menge. Und indem der Dampf von diesem Holze sich in diesen Behältnissen ansetzet, so flieſſet das Harz durch andere Canäle an den dazu bestimten Ort. So viel ist gewiß, daß die gute

Dinte

Dinte, damit insonderheit zu **Nan king** ein so starker Handel getrieben wird, von **Hoei tcheou** komt, und daß die, so von andern Orten herbey gebracht wird, mit dieser nicht zu vergleichen stehet. Vielleicht besitzen die Leute in dieser Gegend ein Geheimniß, das sich nicht leicht errathen lässet; vielleicht aber findet sich auch auf den Gebirgen derselben Gegend eine solche Zuthat, die anderwärts vergeblich gesuchet wird. Insonderheit giebts daselbst viele Fichten: und in einigen Provinzien in China samlet man ein Harz von gewissen Bäumen, das es dem Harz der Europäischen Fichten an Güte und Menge weit zuvor thut. In **Peking** findet man grosse Fichtenbäume, die aus der Tartarey herbey gebracht worden, die man schon seit sechzig und mehr Jahren behauen und bearbeitet hat; die aber nichts desto weniger, wenn es sehr warm ist, ein Harz ausschwitzen, das dem gelben Börnstein sehr nahe komt. Die Beschaffenheit des Holzes, das man zu diesem Zweck verbrennet, trägt sehr vieles zur Güte der Dinte bey. Derjenige Rus, der sich in den Ofen der Glashütten ansetzet, und dessen sich die Mahler zu bedienen pflegen, solte sich zu Verfertigung Chinesischer Dinte nicht übel schicken. Da aber der Geruch dieses Russes sehr unangenehm ist, wenn man den Bisam dabey ersparen will, so pfleget man vorher die Rauchfänge mit allerhand wohlriechenden Specereien anzumachen. Der Geruch davon theilet sich dem Rus mit, und man verspüret an der Dinte nicht den geringsten üblen Geruch.

§. 29.

Eben dieser Chinesische Autor macht verschiedene andere Anmerkungen, die ich hier nicht übergehen will. 1. Wenn ihr die Güte der Dinte nach gewissen Stufen unterscheiden wollet; so nehmet ein Gefäß, das mit dem feinesten Firniß überzogen ist, den man **Tsouan kouang tsi** nennet. Machet einige Stücke Dinte am äussersten Ende naß und reibet damit dieses gefernißte Gefäß, und lasset es an der Sonne trucken werden. Findet ihr sodann, daß die Dintenfarbe wie der Firniß glänzet, so ist sie vom ersten Rang. Fält aber ihre Farbe ins blaue, so ist sie schon um ein merkliches geringer; wird sie aber gar aschfarbig, so ist sie von der schlechtesten Gattung, und wird auch schlecht bezahlet. 2. Das beste Mittel, die Dinte zu erhalten und zu verhindern, daß sie nicht verderbet werde, ist dieses, daß man sie in eine Schachtel lege, die mit reifem Beyfuß ausgeleget worden. Insonderheit muß man sie nie an die Sonnenstralen unmittelbar kommen lassen; denn sie würde davon zerbersten und zerbrechen. 3. Zuweilen hebet man verguldete und mit allerhand Zierathen geschmückte Stangen als einen Putz der Zimmer auf. Wenn eine solche Stange zerbricht, so pfleget man die zerbrochenen Theile auf folgende Weise wieder zusammen zu fügen, daß es niemand merken kan. Man nimt nemlich etwas von dieser Dinte, zerreibet es auf einem Marmor, bestreichet damit die zerbrochenen Stücken und druckt sie vest an einander. Man läst sie darauf einen Tag stehen, ohne sie zu berühren, und findet hernach, daß sie so vest an einander halten, als ob sie nie zerbrochen gewesen wären.

Reguln, so die dinte betreffen.

§. 30.

4. Wenn man mit dieser Dinte etwas sauberes schreiben will, so muß man, ehe man die Dinte reibet und den Pinsel damit benetzet, dieselbe wohl abwaschen, damit nichts unreines daran sey, das sich etwa des vorigen Tages angesetzet haben möchte; denn sonst würde es theils dem Marmor, darauf man sie reibet; theils der Dinte selbst Schaden thun. Wenn man aber den Marmorstein, darauf man die Dinte reibet, rein ma-

Fortsetzung.

chen will; so muß man weder warmes noch auch frisch geschöpftes Brunnenwasser dazu gebrauchen; sondern man bedienet sich eines abgesottenen Wassers, das aber wieder abgekühlet worden. Die besten und beqvemsten Steine, darauf diese Dinte zubereitet werden kan, heissen **Touan che.** 5. Wenn die Dinte alzualt worden ist, so bedienet man sich derselben nicht mehr zum schreiben, sondern sie wird alsdenn zu einem herlichen Arzeneymittel, das sehr kühlend ist, das in Blutstürzungen und bey der bösen Noth der kleinen Kinder, gute Dienste thut. Sie geben vor, daß das darinnen steckende Alkali die schädliche Säuer und Schärfe im Geblüt bessere. Die Dosis für erwachsene Personen ist zwey Drachmen, uud wird im Wasser oder im Wein eingenommen.

§. 31.

3. Von dem pinsel, damit die Chineser schreiben.

Die Chineser bedienen sich nicht der Federn zum schreiben, wie wir, auch nicht des Rohrs, wie die Araber, auch nicht der Kreide, wie die zu Siam, sondern eines Pinsels, der aus Caninichenhaaren zusammen gesetzet ist; als welche die allerzartesten zu seyn pflegen. Wenn sie nun schreiben wollen, so haben sie einen glattpolirten Marmor auf dem Tisch, der auf beyden Seiten eine Höhlung hat, darin Wasser befindlich ist. Darein tunken sie ihre Stangen Dinte, und reiben sie auf dem glatten Marmor. Nachdem sie nun beym Reiben mehr oder weniger aufdrucken, nachdem wird die Dinte mehr oder weniger schwarz. Wenn sie schreiben, so halten sie den Pinsel nicht schief, wie die Mahler, sondern ganz senkrecht, als ob sie das Papier durchstechen wolten. Sie schreiben von oben an unterwärts, und machen, wie die Hebräer, den Anfang von der rechten gegen die linke Seite. Desgleichen fangen sie die Bücher auf der Seite an, wo die unsrigen aufhören, und unsere letzte Seite ist bey ihnen die erste. Die Gelehrten sehen über alle massen darauf, daß ihr sämtliches Schreibezeug, Marmor, Dinte, Pinsel, nett und in guter Ordnung sey; so wie bey unsern Soldaten darauf gesehen wird, daß ihr Gewehr in gutem Stande sey. Sie legen daher ihrem Pinsel, Papier, Dinte und dem Marmor, den Namen **Ssee pao** bey, damit sie die vier grössesten-Kostbarkeiten zu benennen pflegen.

§. 32.

4. Von ihrer druckerey.

Man findet in China eine unbeschreibliche Menge Bücher, weil man die Kunst der Buchdruckerey, die in Europa nicht alzu alt ist, seit undenklichen Zeiten in China im Gebrauch gehabt. Nichts desto weniger ist sie von der Europäischen Druckerey weit unterschieden. Gleichwie unser Alphabet in einer kleinen Anzahl Buchstaben bestehet, die vermöge ihrer unzählbaren Zusammensetzung grosse Bücher ausmachen können; so hat man auch nicht Ursach, sich mit einer grossen Menge Buchstaben zu überhäufen, weil diejenigen, die bey dem ersten Bogen gebrauchet worden, wenn die Form zerschlagen ist, wieder bey dem andern Bogen gebrauchet werden können. Dahingegen die Anzahl der Characteren in China fast unendlich ist, so ist es auch unmöglich, so viele zu giessen; und wenn auch dieses geschähe, so würde man doch nichts volkommenes liefern, weil die wenigsten zu gebrauchen seyn würden.

§. 33.

Art ihrer druckerey.

Es gehet demnach mit der Druckerey in China folgendergestalt her. Sie lassen ihre Schriften von einem geschickten Schreibemeister auf ein zartes und durchsichtiges Papier abschreiben. Der Drucker oder Kupferstecher leimet ein jedes Blat auf eine Tafel, die entweder aus Apfel- oder Birn- oder sonst einem vesten und glatten Holz verfertiget worden.

worden. Mit einem Griffel zeichnet er die Characteres aufs Holz, und vertiefet diejenigen Oerter, wo keine Schrift stehen soll. Auf die Weise gräbet er so viele Tafeln, als Blätter gedruckt werden sollen. Davon druckt er so viele ab, als ihm vorgeschrieben worden, und man ist im Stande, allemal neue Exemplarien abdrucken zu lassen, ohne neue Formen zu graben. Man verlieret auch nicht viel Zeit mit dem corrigiren; denn weil er alle Züge und Striche nach dem Original des Verfassers selbst eingräbet, so ist es nicht möglich, einen Fehler zu begehen, es sey denn, daß der Autor selbst dergleichen im Schreiben begangen habe. Diese Art zu drucken ist darum bequem, weil man nur so viel Bogen abdruckt, als man abzusetzen vermögend ist, und stehet nicht, wie in Europa, in Gefahr, die Helfte der Exemplarien zu verlieren, und die Unkosten nur halb wieder heraus zu kriegen. Und wenn man auch 30 bis 40000 Abdrucke davon genommen hat, so kan man leicht ohne Schaden neue Formen machen lassen und sie eben so lange nutzen.

§. 34.

Es können aber auf die Weise so wol die Chinesischen, als alle andere Bücher in fremden Sprachen abgedrucket werden. Die Schönheit des Drucks dependirt von der saubern Hand des Abschreibers. Die Geschicklichkeit dieser Holzschneider ist so groß, daß man fast zwischen dem, was in Holz geschnitten und mit der Hand geschrieben ist, keinen Unterschied machen kan. Mithin ist der Druck gut oder schlecht, nachdem der Abschreiber gut oder schlecht geschrieben. Und das muß man insonderheit von unsern Europäischen Characteren verstehen, die man von Chinesern abstechen lässet. Denn die Geschicklichkeit des Stempelschneiders ersetzet sehr oft den Mangel des Schreibers. Indes ist den Chinesern die Art nicht unbekant, wie in Europa die Bücher gedruckt werden; sie haben eben sowol bewegliche Lettern als wie wir. Der einzige Unterschied ist dieser, daß die unsrigen von Metal, die ihrigen aber von Holz sind. Auf diese Art wird der Hofstaat zu Peking alle drey Monate verändert herausgegeben. Man sagt, daß zu Nan king und Sou tcheou allerhand kleine Schriften gedruckt würden, die den feinsten gestochenen und gegrabenen nichts nachgeben. Es kan einem solches nicht schwer werden zu glauben, weil nur ein klein wenig mehr Arbeit dazu erfordert wird. Bey wichtigen Angelegenheiten, und wenn zum Exempel ein Käyserlicher Befehl komt, der in einer Nacht abgedruckt werden muß, bedienet man sich einer andern Art. Sie überziehen das Täfelgen mit einem gelben Wachs, und bilden die geschriebenen Characteres mit erstaunlicher Geschwindigkeit in demselben.

§. 35.

Von ihrer Form und pressen.

Man brauchet in China nicht, wie in Europa, die Pressen. Die hölzernen Formen, und das Papier, so nicht durch Alaun gezogen worden, würden solches nicht aushalten können. Wenn aber die Formen einmal geschnitten sind, und die Dinte zubereitet ist, so kan ein einziger Mann ohne grosse Ermüdung, vermittelst seines Ballens, täglich bis 10000 Bogen abziehen*). Die Platte, davon man einen Abdruck nimt,

*) Der P. du Halde hat hier unstreitig zu viel geschrieben. Denn aus seiner ganzen Beschreibung ist so viel zu ersehen, daß es mit dem Chinesischen Abdruck nicht so schleunig zugehe als mit dem Europäischen. Nun setze man, daß ein Europäischer Buchdrucker in einer Minute viermal ausheben könne, und daß seine Arbeit 16 Stunden nach einander daure; so würden doch

muß ganz horizontal liegen und vest eingespannet seyn. Man braucht dabey zwo Bürsten, die eine, so man mit der Hand ergreifet und die auf beyden Seiten gebrauchet werden kan. Die benetzet man mit der Dinte, doch so, daß sie weder zu wenig noch zu sehr angefeuchtet sey. Wäre sie zu sehr befeuchtet, so würden die Characteres voll Schmierey seyn; wäre sie es zu wenig, so würden sich dieselben nicht ausdrucken. Ist die Platte einmal wohl getränket, so kan man drey bis vier Bogen abziehen, ohne sie von neuem mit Farbe zu übertragen. Die andere Bürste brauchet man dazu, daß man das Papier auf die Form drucket, die Farbe davon anzunehmen; wiewol das Papier solches sehr leicht thut, indem es nicht mit Alaun getränket worden. Nur muß man deswegen mit der Bürste etliche mal darüber fahren, fals etwa die Farbe nicht allenthalben gleich stark aufgetragen seyn solte. Es muß übrigens diese Bürste länglicht und sanfte seyn.

§. 36.

Die Dinte, deren man sich zum Druck bedienet, ist flüßig, und viel wohlfeiler zu haben, als die, so in Stangen verkauft wird. Wenn man sie verfertigen will, so nimt man den Kienrus, trucknet in an der Sonne und siebet ihn durch. Je feiner er wird, je brauchbarer ist er. Man lässet ihn in Brandtewein zergehen, bis er die Gestalt eines Leims an sich genommen, siehet aber dahin, daß der Rus nicht klumpenweise sich zusammen setze. Wenn dies geschehen, so thut man so viel Wasser dazu als nöthig ist, damit er weder zu dichte noch zu dünne sey. Und damit er sich nicht an die Finger anhänge; so pflegt man etwas Ochsenleim hinzuzuthun. Ich glaube, daß es derjenige sey, dessen sich die Handwerksleute bedienen. Man läst ihn erst über dem Feuer zergehen, und vermischet alsdann mit zehen Unzen eine Unze Leim, die man hiernächst zu dem Rus schüttet, ehe man Wasser hinzuthut.

§. 37.

Sie drucken nur auf eine Seite, weil ihr Papier sehr zart und durchsichtig ist und einen doppelten Druck nicht ertragen kan, ohne die Characteres mit einander zu vermischen. Daher haben nun ihre Bücher doppelte Blätter, und den Einschlag auf der auswendigen Seite, und die Oefnung ist auf der Rückseite, wo die Bogen geheftet sind. Sie beschneiden ihre Bücher auf dem Rücken, statt dessen, daß die unsrigen auf den Vorderseiten beschnitten werden. Ein jeglicher Bogen hat ein gewisses schwarzes Zeichen, wie er mit den andern verbunden werden muß; gleichwie die Heftlöcher in unsern gedruckten Bogen den Buchbindern eine Anweisung geben, die Bogen gerade zu legen, daß einer auf den andern passet. Sie binden ihre Bücher theils in ein Pergament, theils in feinen Atlas, theils in geblümten Taffet ein, der nicht alzutheuer ist. Einige werden von den Buchbindern in einen Brocat eingeschlagen, der mit Gold- und Silberblumen gesticket ist. Und ob wol diese Art einzubinden weit schlechter ist, als die unsrige, so hat sie doch ihre eigene Zierlichkeit und Reinlichkeit.

Vier-

doch nicht mehr als 3840 Bogen heraus kommen. Nun aber weiß man, daß eine Minute nicht dazu hinreichet, daß auch nicht 16 Stunden gearbeitet wird, und daß allemal nur die eine Seite des Bogens binnen dieser Zeit bedrucket wird; folglich ist es fast unmöglich, daß ein einziger Mensch, bey einer Arbeit, die nicht so fördert, 10000 Bogen solte in einem Tage liefern können.

Vierter Abschnitt,

Von der Unterweisungsart der jungen Chineser, von den verschiedenen Stufen, die sie beschreiten müssen, und den mancherley Examen, denen sie sich unterwerfen müssen.

§. 1.

Unterweisungsart der kinder.

Die Chinesische Jugend fängt ihr Studieren mit dem fünften oder sechsten Jahr an, nachdem sich entweder ein munterer Verstand bey ihnen äussert, oder die Eltern für ihre Erziehung mehr besorget sind. Da aber die Anzahl ihrer Buchstaben und Lesezeichen so entsetzlich stark ist und sie keine solche Lehrart für die Kinder haben, als man in Europa hat; so würde es ihnen blutsauer und ekelhaft werden, wo man nicht das Mittel erfunden hätte, eine Art eines Spiels und Ergetzung daraus zu machen. Man hat demnach eine gewisse Anzahl Characteres ausgesuchet, welche die gemeinsten Dinge, und die am meisten in die Sinnen fallen, abbilden; z. E. den Himmel; die Sonne, den Mond, den Menschen, einige Pflanzen, einige Thiere, das Haus und die gewönlichsten Geräthe in demselben. Alle diese bekanten Dinge sind mit grossen und groben Zeichen abgebildet, und ob sie wol oft seltsam genung aussehen, so erwecken sie doch die Einbildungskraft der Kinder und kommen ihrem Gedächtniß zu statten. Und das kan man das A b c der Chineser nennen. Die einzige Unbeqvemlichkeit hierbey ist diese, daß die Gemüther der Kinder von ihren ersten Jahren an mit unzähligen Chimären angefüllet werden. Denn wenn sie die Sonne vorstellen wollen, so mahlen sie einen Hahn in einen Zirkel; ein Caninichen, das Reiß in einem Mörser stampfet, bildet den Mond ab; ein Teufel, der einen Donnerkeil in den Händen hält, wie etwa ehemals die Heiden den donnernden Jupiter vorgestellet, soll ein Bild des Donners seyn. So, daß die armen Kinder von ihrer ersten Kindheit an sich die ärgsten Thorheiten in die Köpfe setzen lassen müssen. Wiewol man mich versichern wollen, daß seit einiger Zeit eine merkliche Veränderung darinn vorgegangen.

§. 2.

Fortsetzung.

Das Buch, so man ihnen zu nächst in die Hände giebt, heisset **Son tsee king**. Es fasset dasselbe einen kurzen Entwurf von dem in sich, was theils ein Kind lernen, theils wie es ihm beygebracht werden soll. Es ist solches in kurze Sprüche von drey Characteren und zwar zur Erleichterung des Gedächtnisses reimweise abgefasset. Es ist ausser demselben noch ein anderes Schulbuch, dessen Sprüche aus vier Characteren bestehen. Man hat auch für die Kinder der Christen einen Catechismum aufgesetzet, dessen Redensarten nur aus vier Lesezeichen bestehen, und der um deswillen **Ssie tsee king ven** heisset. Uebrigens müssen die Kinder diese Zeichen almählig kennen lernen, wie die Kinder in Europa das Alphabet; nur mit dem Unterschied, daß unser Alphabet aus 24 Buchstaben, das Chinesische aber aus vielen tausenden bestehet.

§. 3.

Von der Zucht der kinder.

Man hält die Kinder in China dazu an, daß sie anfanglich vier, fünf bis sechs Characteres an einem Tage müssen kennen lernen, die sie alle Morgen und Abend wiederholen müssen. Denn das Kind muß ordentlicher Weise täglich zweymal von seinem Erlernten Rechenschaft geben. Kan es nun seine Lection nicht, so wird es gestraft.

Die

Die Züchtigung geschicht gemeiniglich folgender Gestalt. Es muß sich auf eine sehr schmale Bank gerade auf den Bauch hinlegen, und da bekomt es mit einem breiten Holze sieben bis acht Streiche auf das Gesässe. Sie werden zu einem so unermüdeten Fleiß im Lernen angehalten, daß sie sehr selten einen Rasttag haben, ausser in dem ersten Monat des neuen Jahrs, und fünf oder sechs Tage gegen die Mitte des Jahrs.

§. 4.

Werden zum auswendig lernen und schreiben angehalten.

So bald sie fähig sind das Buch **Ssee chu** *) zu lesen, so dürfen sie nichts anders lesen, daß sie nicht auch zu gleich solten auswendig lernen, ohne nur in einem Worte anzustossen. Dabey ist dieses das beschwerlichste und ungereimteste, daß sie von dem, was sie lernen, fast nichts verstehen; indem es ihre Gewonheit so mit sich bringt, daß sie den Kindern eher nicht sagen was die Characteres bedeuten, als wenn sie dieselben erst auswendig wissen. Indem sie nun die Buchstaben kennen lernen, so lehret man sie auch dieselben zu schreiben. Anfänglich giebt man ihnen grosse Blätter, die mit grossen rothen Buchstaben entweder beschrieben oder bedrucket sind. Diese rothen Buchstaben machen nun die Kinder mit dem Pinsel schwarz, um sich almählig an die verschiedenen Züge zu gewönen. Wenn sie nun auf die Weise einen Anfang gemachet haben, so legt man ihnen andere vor, die schwarz und kleiner sind. Ueber diese schwarze Buchstaben wird ein weisses durchsichtiges Blat geleget; sie fangen an zu zeichnen und die Buchstaben so zu mahlen, wie das untergelegte Muster beschaffen gewesen. Gemeiniglich aber bedienen sie sich eines Bretes, so mit einem weisen Ferniß überzogen und in verschiedene viereckigte Fächer abgetheilet ist, welches die Linien sind, darnach sie sich im Schreiben richten, und welches sie, wenn sie mit der Aufgabe fertig sind, wieder mit Wasser abwischen können.

§. 5.

Eine saubere Zeichnung wird hochgehalten.

Sie geben sich recht grosse Mühe, eine feine Hand schreiben zu lernen. Denn denen Gelehrten ist sehr vortheilhaft, wenn sie die Characteres sauber zeichnen können. Man siehet daher auch gar sehr darauf, und bey dem Examen, so alle drey Jahre nach verschiedenen Classen gehalten wird, werden diejenigen gemeiniglich abgewiesen, die schlecht schreiben, zumal wenn sie nicht dem Verstande gemäs geschrieben, es sey denn, daß sie sonst andere grosse Proben ihrer Geschicklichkeit entweder in der Sprache selbst, oder in Abfassung einer Rede abgeleget. Man erzählet, daß einer, der gern in eine höhere Classe versetzet seyn wollen, sich wieder den Befehl eines Abkürzungszeichens bey dem Character **Ma**, der ein **Pferd** bedeutet, bedienet, aber dabey erfahren müssen, daß seine ganze Schrift, ob sie gleich sonst in allen andern Stücken vortreflich gewesen, blos um dieses Fehlers willen verworfen worden, und dabey die Verspottung eines Mandarins noch dazu verschlucken müssen, daß ein Pferd nicht gehen könne, wenn es nicht vier Füsse habe. Wenn man nun die Characteres so weit gelernet, daß man selbst etwas zusammen setzen kan, so muß man die Reguln des **Ven tchang** lernen. Es ist dieses eine solche Art der Ausarbeitung, dergleichen unsern Schülern in Europa aufgegeben wird, wenn sie die Rhetoric oder Rednerkunst lernen sollen; nur darinn ist der **Ven tchang** schwerer, weil alles zu sehr gezwungen und der Stilus ganz sonderbar ist. Zur Ausarbeitung leget man einen Spruch aus einem canonischen Buch zum Grunde; diesen nen-

*) Es sind dieses die 4 Bücher, darin die Lehre des **Confucius** und **Mencius** enthalten ist.

nennet man **Ti mou**, das Subjectum, und das bestehet manchmal aus einem einzigen Character.

§. 6.

Es werden oft examen angestellet.

Wenn man wissen will, ob die Kinder im Lernen zugenommen, so pflegt es an einigen Orten also gehalten zu werden. Es vereinigen sich 20 bis 30 Familien, die alle einen Namen führen, mithin auch einen Saal ihrer Vorfahren haben, mit einander, und kommen des Monats zweymal mit ihren Kindern daselbst zusammen, daß sie daselbst was ausarbeiten sollen. Eine jede Familie giebt nach der andern etwas zur Ausarbeitung auf, und sorget alsdenn zugleich für die Mittagsmahlzeit. Sie muß auch über die gelieferten Proben das Urtheil fällen, und denjenigen namhaft machen, der es am besten getroffen. Bleibet jemand aus der Familie an einem solchen Tage ohne Ursache weg; so müssen die Eltern ohngefähr 20 Sou Strafe erlegen; und das ist ein gewisses Mittel, daß keiner vorsetzlich wegbleibet. Ausser diesem kleinen Examen müssen die Kinder auch öffentlich vor einem gelehrten Mandarin, den man **Hio koüan** heisset, von ihrem Wachsthum in den Wissenschaften Rechenschaft ablegen. Und das geschicht wenigstens jährlich zweymal, einmal im Frühjahr, das anderemal im Winter, und dieses ohne Ausnahme durch das ganze Reich. Ich sage mit Fleiß **wenigstens**, weil ausser diesen zwey grossen Examen die gelehrten Mandarins oft ausserordentlich die Jugend vor sich fordern lassen, sie examiniren und dadurch im Fleiß erhalten. Ja selbst die Gouverneurs in den Städten bekümmern sich darum, und lassen die Studierenden, die nicht alzuweit von ihnen wohnen, vor sich fordern, geben ihnen einen Satz zur Ausarbeitung auf, belohnen den, ders am besten gemachet, und speisen alle andere denselben Tag in ihrem Hause.

§. 7.

Die lehrer der jugend werden geliebet.

Es ist gar kein Wunder, wenn man sich in einem solchen Staat die Erziehung der Jugend angelegen seyn lässet, in welchem seit undenklichen Zeiten Wissenschaften und Gelehrsamkeit in Hochachtung gewesen, so daß man diese allen Vortheilen der Natur vorgezogen hat. Es ist keine Stadt, kein Flecken, ja kein Dorf, wo nicht eigene Lehrmeister zur Unterweisung der Jugend gehalten würden. Die Eltern, die es nur einigermassen thun können, halten ihren Kindern eigene Præceptores, die sie unterrichten, sie allenthalben begleiten, ihre Sitten bilden, sie in den Cerimonien, Höflichkeitsbezeugungen, Complimenten, Visiten und dergleichen so unterrichten, wie es die Gewonheiten, Gesetze und Geschichte dieses Reichs mit sich bringen. Die Anzahl solcher Lehrmeister ist unbeschreiblich groß, weil unter denen, die gerne Ehrenstufen der Gelehrten besteigen wollen, unzählige durchfallen und zurücke bleiben. In vornehmen Häusern haben die Informatores nicht selten den Gradum eines Doctoris, oder wenigstens eines Licentiaten In mittelmässigen Familien braucht man die Baccalaureos dazu, die bey dieser Arbeit ihre eigenen Studia fortsetzen, sich zu den gewöhnlichen Examen einstellen und nach gerade Doctores zu werden trachten. Uebrigens ist das Amt eines solchen Hauspræceptors in grossen Ehren, die Eltern verpflegen sie sehr wohl, beschenken sie, erweisen ihnen viel Ehre und lassen ihnen im Hause den ersten Rang. **Sien seng**, unser Magister, unser Doctor, das ist der Name, den man ihnen beygeleget, und ihre Schüler behalten Lebenslang eine unverletzliche Hochachtung gegen die, von welchen sie unterwiesen worden.

§. 8.

Beschreibung ihrer academischen häuser.

Ob man wol in China nicht solche Universitäten hat als in Europa; so ist doch keine Stadt vom ersten Rang, die nicht ein eigenes ansehnliches Haus haben solte, darin die graduirten Personen examiniret werden, welcher Pallast in den Hauptstädten der Provinzien noch weit ansehnlicher ist. Ein Missionarius hat ein solches Haus, darin er sich selbst befunden, folgendergestalt beschrieben. Es ist mit einer hohen Mauer eingefasset, und der Eingang in dasselbe ist prächtig. Vor demselben ist ein grosser geraumlicher Platz von 150 Fuß, der hin und wieder mit Bäumen bepflanzet, mit einer Wache und Schilderhäusern besetzet ist, wo der Capitain mit einer Manschaft Soldaten zur Zeit derer Examen die Wache zu halten pfleget. Man komt hiernächst in einen grossen Hof, wo die Mandarinen unter einer Bedeckung der Soldaten zu seyn pflegen; am Ende dieses Hofes siehet man eine Mauer, darin eine Pforte mit zwey Flügeln befindlich. Wenn man dadurch gekommen, so findet man einen Wassergraben vor sich, darüber man über eine steinerne Brücke gehet, die zu einer dritten Pforte führet, vor welcher eine Schildwache stehet, die niemand ohne ausdrücklichen Befehl einlässet. Hier bekomt man nun einen grossen Platz ins Gesichte, dazu man aber nur durch einen sehr schmalen Weg gelanget. Auf beyden Seiten befinden sich kleine Cammern, die etwa fünfthalb Fuß lang und vierthalb Fuß breit sind, und darein man diejenigen einqvartiret, die ihre Aufgaben ausarbeiten sollen. Dergleichen Cammern werden in einigen solcher academischen Häuser bis 6000 gezählet.

§. 9.

Fortsetzung.

Ehe man sie nun in diese Zellen verschliesset, so besuchet man sie, und forschet fleissig nach, ob sie auch etwa ein Buch oder sonst was geschriebenes bey sich haben. Sie dürfen weiter nichts als ihren Pinsel und Dinte mit sich bringen. Würde man hierin einen Betrug entdecken, so würden die Verbrecher nicht allein so gleich fortgejaget, sondern auch sehr hart gestrafet und von allen Würden der Gelehrsamkeit auf ewig ausgeschlossen werden. Wenn nun ein jeder angewiesen worden, so verschliesset man die Thüren und verwahret sie mit dem öffentlichen Siegel. Es müssen eigene Bedienten desselben Tribunals auf alles acht haben, was nur vorgehet, und dürfen nicht gestatten, daß jemand aus seiner Zelle herausgehe oder mit dem andern rede. Am äussersten Ende des vorhin gedachten schmalen Weges stehet ein Thurm auf vier Bogen, der vier kleine Thürmgen wie runde Laternen zur Seite hat, woselbst sogleich mit der Trommel Lerm geschlagen wird, so bald sich nur die geringste Unordnung äussern solte. Nahe bey diesem Thurm finden sich verschiedene Wohnzimmer und ein grosser meublirter Saal, woselbst sich diejenigen versamlen, die beym ersten Examen den Vorsitz haben. Wenn man aus diesem Saal heraus tritt, so komt man in einen andern Hof, der auf einen dergleichen Saal führet, als der vorige war, der aber weit prächtiger aufgeputzet ist, zu dessen Seite verschiedene Zimmer für den Präsidenten und andere vornehme Bedienten angeleget sind. Es ist auch daselbst eine Gallerie, ein Gartin, Zimmer für die Mandarins, Schreiber und andere geringere Bedienten. Mit einem Wort, es ist alles zur Beqvemlichkeit für diejenigen eingerichtet, die solchem solennen Examen mit beywohnen.

§. 10.

Beschreibung des examens selbst.

Wenn man nun dafür hält, daß die jungen Studenten fähig sind, sich vor den untergeordneten Mandarins zum Examen darzustellen, so schicket man sie am bestimten Tage

ge dahin. Damit man aber das, was jetzo folgen wird, desto besser verstehe; so muß man sich aus dem vorigen Theil erinnern, daß das ganze Chinesische Reich aus funfzehen grossen Provinzien bestehe; daß jede Provinz verschiedene Städte vom ersten Rang habe, die man **Fou** nennet; daß diese wieder andere Städte vom zweyten und dritten Rang unter sich haben, die man theils **Tcheou**, theils **Hien** zu nennen pfleget. Und es ist keine einzige, die nicht ein oder mehrere **Hien** unter ihrem Gebiete haben solte; indem diese **Hien** nichts anders sind, als was wir etwa eine Ballay oder Amt nennen möchten. Man muß indes nicht meinen, als ob die Wissenschaften in allen Provinzien in gleichem Aufnehmen wären; es sind vielmehr in der einen mehr Studierende befindlich, als in der andern. Derjenige Mandarin, der über die sämtlichen Studenten einer Provinz gesetzet ist, heisset **Fou yuen.** Derjenige, der die Aufsicht über eine Stadt vom ersten Range hat, heisset **Tchi fou**, oder auch **Fou tsun**, das ist, die berühmte Person der Stadt vom ersten Rang. Derjenige, unter dessen Aufsicht ein **Hien** stehet, heisset **Tchi hien** oder **Hien tsun.** Dieser Einrichtung zu folge hat man in **Kien tchang fou** einen **Tchi fou** und zwey **Tchi hien**; und in den **Fou**, die zugleich Hauptstädte der Provinzien sind, befindet sich auch ein **Fou yuen**, das ist, ein Käyserlicher Statthalter. Mithin ist das monarchische Regiment nicht allein im ganzen Reich überhaupt, sondern auch in jeder Provinz, in jedem **Fou**, in jedem kleinen **Hien** eingeführet.

§. 11.

Fortsetzung.

Um aber wieder zum Examen der jungen Studenten zu kommen, so müssen sie sich zu allererst vor dem **Tchi hien** darstellen, unter dessen Gerichtsbarkeit sie geboren sind. Zum Exempel, in dem District von **Nan tching hien**, welches zum Gebiet von **Kien tchang fou** gehöret, finden sich über 800 Studenten, die ihre Aufgaben bey dem darüber gesetzten **Tchi hien** ausarbeiten. Dieser Mandarin giebt ihnen auf, was sie ausarbeiten sollen, er prüfet ihre übergebenen Proben, und urtheilet, welche darunter am besten gerathen sey. Unter diesen 800 werden ohngefähr 600 benennet oder eingeschrieben. In einem gewissen grossen und weitläuftigen **Hien** beläuft sich die Zahl der Eingeschriebenen auf 6000. Die vorgedachten 600 müssen sich nun vor dem **Tchi fou** darstellen, der eine neue Musterung unter denselben anstellet, so daß etwa 400 übrig bleiben, die nun **Fou ming**, das ist, solche sind, die zum zweyten Examen ernennet worden. Und bis hieher sind die Studirenden noch ohne alle Gradus, daher man sie **Tong seng** nennet. In jeder Provinz ist ein Mandarin, der von **Peking** geschicket wird, und der seine Bedienung nur drey Jahr verwaltet; er heisset **Hio tao** oder in den schönsten Provinzien **Hio yuen.** Es ist derselbe gemeiniglich ein Mann, der mit den Käyserlichen Oberhofgerichten eine nahe Verwandschaft hat. Er pflegte daher sonsten unter der Hand was redliches dran zu spendiren, um zu diesem Amte vorgeschlagen zu werden; allein der jetzt regierende Käyser hat diesen Mißbrauch durch die strengesten Verordnungen abgeschaffet. In den drey Jahren seines Amtes muß er zweymal ein Examen anstellen. Das erste Examen heisset **Soui cao**; das andere **Co cao**; und er muß dahin sehen, daß er in allen Städten vom ersten Range damit herumkome.

§. 12.

Fortsetzung.

So bald dieser **Hio tao** in einem **Fou** oder Stadt vom ersten Range angekommen, so gehet er hin und erweiset dem Confucius die schuldige Ehre, den die Gelehrten als den algemeinen Lehrer ihres Reich betrachten. Darauf giebt er eine Erklärung

über einige Stellen ihrer canonischen Bücher, und in den folgenden Tagen hält er das Examen. Die 400 **Tong seng** von **Nan tching hien** *), die dasjenige haben, was man **Sou ming** nennet, begeben sich in das Tribunal des **Hio tao**, nebst den andern aus andern **Hien** dazu kommenden Studenten, um daselbst ihre Ausarbeitungen zu liefern. Ist die Anzahl zu groß, so werden sie in zween Haufen abgetheilet. Man siehet alhier sehr sorgfältig darauf, daß der Mandarin nicht erfahren muß, wer die Urheber der übergebenen Proben sind. Der **Hio tao** ernennet von 400, die zum Exempel aus einem **Hien** gegenwärtig seyn möchten, mehr nicht als funfzehen Personen. Und diese Ernanten erlangen den ersten Gradum in der Gelehrsamkeit. Man nennet sie **Sieou tsai.** Sie tragen gewisse Cerimonienkleider, nemlich ein blaues Kleid, das rund herum schwarz eingefasset ist; und oben auf der Mütze einen silbernen oder zinnernen Vogel. Sie haben dabey die Freyheit, daß sie nicht mehr auf Befehl eines öffentlichen Mandarins Stockschläge leiden dürfen. Sie stehen daher unter eines besondern Mandarins Aufsicht, der, wenn sie einen Fehler begehen, berechtiget ist, sie dafür zu züchtigen. Uebrigens ist unter diesen 15 auserlesenen Personen keine einzige, die nicht der geschehenen Wahl würdig wäre und derselben Ehre machte. Freylich thut dabey manchmal die Gunst und Gewogenheit etwas; aber auch ein solcher muß kein ungeschickter seyn. Denn wenn man es erweislich machen könte, daß der Gesandte vom Hofe einem Untüchtigen und Ignoranten diese Gunst erwiesen hätte, so würde er gewiß seiner Ehre und Glücks verlustig werden.

§. 13.

Von denen examen derer kriegsbedienten.

Eben dieses muß man von denen sagen, die zum Kriegswesen angeführet werden. Eben diejenigen Mandarins, die das Examen mit den Gelehrten anstellen, die prüfen auch diejenigen, die Kriegsbedienungen annehmen wollen. Diejenigen, so sich dazu bequemen, müssen geschickt und geschwinde mit dem Bogen umgehen und zu Pferde steigen können. Und wenn sie sich eine Zeitlang in leiblichen Uebungen, die eine Stärke und Munterkeit erfordern, geübet; so müssen sie davon Proben ablegen, und z. E. einen grossen Stein oder sonst eine schwere Last heben; welche Uebung ihnen zwar nützlich seyn kan, aber sie ist nicht wesentlich. Haben sie sich vorher etwa in den Wissenschaften umgesehen, so leget man ihnen ein Problema zur Auflösung vor, z. E. die Anlegung eines Lagers, oder die Ausführung einer Kriegslist betreffend; und wenn sie es da gut treffen, so trägt es sehr vieles zu ihrer Beförderung bey. Hiebey ist zu wissen, daß die Kriegsleute sowol als die Gelehrten ihre eigenen canonischen Bücher haben, die man auch **King** nennet. Sie sind ausdrücklich dazu verfertiget, daß die Kriegswissenschaften darin abgefasset und vorgetragen werden sollen.

§. 14.

Pflichten eines solchen Hio tao.

Dieser **Hio tao** ist kraft seines Amtes verbunden, die ganze Provinz zu bereisen, und in einer jeden Stadt vom ersten Range alle dazu gehörige **Sieou tsai** zusammen zu fordern, ihre Sitten und ihre gelehrten Ausarbeitungen zu untersuchen. Er hat dabey die Volmacht, diejenigen, so sich besonders hervorgethan, zu belohnen, die andern aber ihrer Nachlässigkeit halber zu bestrafen. Er stelt zuweilen seine Untersuchung sehr umständlich an, und theilt den versamleten Haufen in sechs besondere Classen. In der ersten Classe befindet sich die kleine Anzahl derer, die sich hervor gethan, und die bekommen

*) Was von diesem **Hien** gesaget wird, das gilt nach Proportion von allen andern.

men nebst einem Taël an Gelde auch eine seidene Scherpe zur Belohnung. Die in der zweyten Classe erhalten gleichfals eine seidene Scherpe nebst einigem Silbergelde. Die in der dritten Classe haben weder Belohnungen zu erwarten, noch eine Strafe zu befürchten. Die in der vierten Classe werden auf Befehl des Mandarins auf Chinesische Art mit dem Stock gezüchtiget. Denen in der fünften Classe nimt man den Vogel ab, damit ihr Hut vorher geschmücket war, und sie bleiben nur halbe Studenten. Die das Unglück haben in die sechste Classe gestellet zu werden, welches aber sehr selten geschicht, die werden ganz und gar verstossen und zum Studieren untüchtig erkläret. Bey dergleichen Examen erlebet mans oft genung, daß ein Mann von 50 bis 60 Jahren durchgeprügelt wird, da indes sein Sohn Lob und Belohnung davon träget. Ist aber einer schon ein ganzer **Sieou tsai** oder Baccalaureus, so wird er, wenn seine Arbeit nicht gut gerathen, mit den Stockschlägen verschonet; es sey denn, daß erhebliche Klagen gegen sein Leben und Wandel angebracht würden.

§. 15.

Diese examen dürfen nicht versäumet werden.

Ein jeder graduirter Gelehrter, der sich nicht bey diesem dreyjährigen Examen einstellet, stehet in Gefahr, seinen Titul und Rang zu verlieren, und unter den Pöbel herabgesetzet zu werden. Nur zwey Fälle giebt es, da einer von der sonst nöthigen Darstellung rechtmässig befreyet seyn kan; nemlich wenn er entweder krank ist, oder wenn er wegen Absterbens seiner Eltern in tiefer Trauer stehet. Wenn die alten graduirten Personen bey dem letzten Examen sich wegen ihres hohen Alters legitimiret haben; so werden sie von fernerer Darstellung zum Examen dispensiret, behalten aber ihre Kleidung, ihre Mütze und andere Ehrenzeichen vom Orden der Gelehrten.

§. 16.

Zu bestei-gung einer höhern ehrenstufe gehört ein neues examen.

Will jemand zu einer höhern Stufe, die man **Kiu gin** nennet, steigen, so muß man sich auch einem neuen Examen unterwerfen, welches **Tchu cao** heisset und alle drey Jahr nur einmal in der Hauptstadt der Provinz gehalten wird. Daher müssen sich alle Sieou tsai dahin begeben. Es werden zu dem Ende ausdrücklich zween Mandarinen vom Hofe deputirt, dem Examen beyzuwohnen, das von den vornemsten Bedienten der Provinz und einigen andern Mandarinen, die ihre Assessores sind, angestellet wird. Der erste dieser Abgesandten von Hofe heisset **Tching tchu cao** und muß ein **Han lin**, das ist, aus dem Collegio der ersten Reichsdoctorum seyn. Der andere Abgesandte heisset **Fou tchu**. In der Provinz **Kiang si** finden sich zum Exempel wol 10000 solcher Studierenden, die man **Sieou tsai** nennet, die sich bey diesem Examen einstellen müssen, und davon sich keiner unterstehet wegzubleiben. Unter diesen zehentausenden sind kaum sechzig, welche den neuen Gradum eines **Kiu gin** erhalten solten. Diese tragen eine Kleidung von bräunlichter Farbe, die mit einem blauen Aufschlag, drey bis vier Finger breit, unterschieden ist. Der Vogel, den sie auf ihrem Hute tragen, ist theils von massivem Golde, theils von Kupfer und stark überguldet. Der oberste unter denselben hat den Titul **Kiai yuen**. Es gehet so leicht nicht an, daß man zu Erhaltung dieser Würde die Richter bestechen könne; oder wenn ja eine Intrigve gespielet werden soll, so muß es theils sehr heimlich, theils am Hofe zu Peking geschehen.

§. 17.

Wenn dieses Examen vorbey, so ist nur noch ein Schritt zum Doctorat übrig. Sie müssen daher im folgenden Jahr sich nach **Peking** begeben und das Doctorexamen aus-

ausstehen; und diese erste Reise thun sie auf Kayserliche Unkosten. Diejenigen, die nach überstandenem ersten Examen sich mit der Würde eines **Kiu gin** oder Licentiaten begnügen, weil sie entweder schon gar zu alt, oder weil sie von mittelmäßigem Vermögen sind, können der Reise nach **Peking** überhoben seyn. Indes ist ein jeglicher **Kiu gin** eines Ehrenamts fähig; ja zuweilen giebt ihnen das Alterthum dieser Würde einen besondern Vorzug, und man hat wol eher erlebet, daß dergleichen Licentiaten Kayserliche Statthalter geworden. Und gleichwie die Bedienungen in diesem Reich nur nach den Verdiensten ausgetheilet werden; so hat der Sohn eines armen Bauren, wenn er was rechtes gelernet hat, sowol die Hofnung, ein vornehmer Mandarin und Staatsminister zu werden, als die Kinder der Herren vom ersten Rang.

§. 18.

Kayserliches examen zu Peking.

Wenn übrigens diese **Kiu gin** ein Ehrenamt erlanget haben, und zu bürgerlichen öffentlichen Bedienungen erhoben worden, so entsagen sie der Anwartschaft auf die Doctorwürde. Diejenigen **Kiu gin** oder Licentiaten aber, die keine öffentliche Bedienung haben, haben, wie gedacht, die Gewonheit, sich alle drey Jahre nach **Peking** zu begeben, und sich zu dem Examen darzustellen, welches man das Kayserliche Examen zu nennen pfleget. Denn bey diesem Examen giebt der Kayser selbst die Materien zur Ausarbeitung auf, und er wird selbst als der Examinator angesehen, wegen der Aufmerksamkeit, so er dabey beweiset, und sich von allen Umständen genauen Bericht abstatten lässet. Die Anzahl der Licentiaten, so diese Reise antreten, beläuft sich zuweilen auf sechstausend; von welcher Anzahl ohngefähr 300 zur Doctorwürde gelangen, deren übergebene Proben die besten gewesen. Sonst hat man kaum 150 Candidaten diese höchste Würde der Gelehrsamkeit ertheilet.

§. 19.

Fortsetzung.

Die drey ersten unter diesen neuen graduirten Personen heissen **Tien tsee̊ men seng**, das ist, die Schüler des Sohns des Himmels. Der erste heisset **Tchoang yuen**, der andere **Pang yuen**, der dritte **Tan hoa**. Unter den andern suchet sich der Kayser einige aus, die er zu **Han lin** oder ersten Reichsdoctoren machet. Die andern Doctores nennet man **Tsin see̊**. Wer nur den ruhmvollen Titel eines **Tsin** see̊ entweder in der Gelehrsamkeit oder in den Kriegswissenschaften erlangen kan, der hat sein Glück in der Welt gemachet. Er darf sich vor keiner Armuth und Dürftigkeit fürchten. Denn ausser dem, daß er von seiner ganzen Familie und allen Anverwandten unzählige Geschenke bekomt, so kan er auch die wichtigsten Bedienungen verwalten, und jederman bewirbet sich um seine Gunst. Die Freunde und Anverwandten desselben bauen ihm in ihrer Stadt Ehrenpforten auf, an welche sie seinen Namen, den Ort und das Jahr seiner erhaltenen Würde anschreiben.

§. 20.

Anstalten des kayserS Cang hi zur beförderung der gelehrsamkeit.

Der letztverstorbene Kayser **Cang hi** bemerkte in den letzten Jahren seiner Regierung, daß nicht mehr so viel Bücher ans Licht traten, als ehemals, und daß diejenigen, die man erhielt, nicht diejenige Volkommenheit an sich hatten, die man zur Ehre des Reichs und zur Erhaltung derselben auf die Nachkommen gewünschet hätte. Er glaubte daher, daß die ersten Reichsdoctores bey der Würde, zu welcher sie erhoben worden, ganz commode würden, und bey den einträglichen Bedienungen die Wissenschaften liegen liessen. Dieser Nachläßigkeit nun abzuhelfen, so examinirte er nach geendigten Examen

die

die neuerschaffenen Doctores, wider die Gewonheit, aufs neue, die sich nun schon so viel darauf einbildeten, daß sie andere examiniren und ihre Arbeit beurtheilen solten. Dieses Examen, das jederman in Verwunderung setzte, ward von einem noch merkwürdigern Urtheil begleitet. Denn viele dieser ersten Reichsdoctoren wurden ihrer Würden entsetzet, und in die Provinzien verschicket. Die Furcht für einer solchen Beschimpfung hielt alle Gelehrten des Reichs im Fleiß. Bey diesem ausserordentlichen Examen freuete sich der Kayser darüber insonderheit, daß einer der geschicktesten Köpfe seines Hofes, dem er die Untersuchung und Beurtheilung der übergebenen Proben aufgetragen hatte, mit ihm volkommen einerley Einsichten gehabt, und alle diejenigen, die der Kayser ausgemerzet hatte, auch für untauglich erkläret, nur einen einzigen ausgenommen, von dessen Geschicklichkeit dieser Mandarin etwas zweifelhaft geurtheilet hatte.

§. 21.

Vergleichung der Chinesischen Ehrenstufen der gelehrten mit den Europäischen.

Man kan aus dem, was bisher angeführet worden, urtheilen, daß die drey verschiedenen Ehrenstufen, dadurch die Gelehrten in China unterschieden werden, mit dem Baccalaureat, Licentiaten- und Doctorwürde in Europa nicht allerdings verglichen werden können. 1. Weil diese Namen in Europa fast nirgend als auf hohen Schulen und Universitäten bekant sind; auch derjenige, der zum Exempel ein Licentiat wird, deswegen bey der klugen Welt kein grösseres Ansehen erlanget; dahingegen diese drey Stufen in China den ganzen Adel ausmachen, alles, was Würde und Vorzug heissen kan, in sich fassen, und ein jeder Mandarin, nur die Tartarischen ausgenommen, ein Gelehrter seyn muß. 2. Weil in Europa eine grosse Einsicht in die speculativischen Wissenschaften, eine genaue Erkentniß der Philosophie und Theologie erfordert wird, wenn jemand ein Doctor werden will; dahingegen ein Chinesischer Gelehrter nur in der Beredtsamkeit geübet, in den Gesetzen und Geschichten des Reichs wohl beschlagen seyn darf. Um aber desto eigentlicher urtheilen zu können, wie sorgfältig die Chineser ihre Jugend unterrichten, und die Wissenschaften im Reich in einem blühenden Zustande zu erhalten bemühet sind; so will ich einige Auszüge aus Chinesischen Büchern mittheilen, welche die Einrichtung öffentlicher Schulen betreffen. Der P. **Dentrecolles** hat sich diese Mühe gegeben, und mir seinen Aufsatz zugeschicket. Man kan China nicht besser kennen lernen, als aus China selbst. Denn dadurch wird man am meisten versichert, daß man sich in der Beurtheilung der Gemüthsart und Gebräuche dieses Volks nicht irre.

Fünfter Abschnitt,

Darinnen allerhand nützliche Auszüge aus Chinesischen Schriften, die von Schulen, Gelehrsamkeit und Wissenschaften handeln, befindlich sind.

Erster Auszug.

Aus einem Buch, das den Titul führet: Die Kunst, ein Volk durch Errichtung öffentlicher Schulen glücklich zu machen.

§. 1.

Ursprung der schulen in China.

Vor Alters hatte man in China für eine gewisse Anzahl Familien einen Ort, Namens **Chou**, und für ein etwas weitläuftiges Gebiete einen andern, Namens **Tsiang**; welche beyderseits dazu bestimmet waren, daß die Jugend im ganzen Reich zu Wissenschaften angewiesen werden solte. Auf der Academie **Tsiang** wurden die Gelehrten von ausserordentlichen Verdiensten zubereitet. Es waren dieses Landschulen, die dergleichen muntere Köpfe zu weiterer Bearbeitung erzogen. Und diejenigen, die noch heut zu Tage um ihrer Wissenschaft willen, in den Saal des **Confucius** gelassen werden, haben den Anfang ihrer Studien von den Uebungen der jüngsten Leute gemachet. Der Kayser **Hong vou**, der Stifter der vorigen Dynastie **Ming**, der wohl einsahe, wie viel dem Staat daran gelegen wäre, wenn die Jugend zu Wissenschaften aufgemuntert und gefördert würde, befahl gleich im andern Jahr seiner Regierung, daß in allen Städten vom ersten, zweyten und dritten Rang öffentliche Schulen angeleget werden solten. Sechs Jahr darnach legte er auch Schulen auf dem Lande an. Sein Befehl, den er desfals an die Mandarinen ergehen lies, war folgendergestalt abgefasset: **Man findet jetzo am Hofe und in allen Städten öffentliche Gebäude, die zur Beförderung der Wissenschaften angeleget worden. Es ist mein Wille, daß die Leute auf dem Lande an den grossen Vortheilen, an der wunderbaren Veränderung Antheil haben sollen, die die Wissenschaften nach sich ziehen werden. Daher befehle ich euch, Mandarins, daß ihr allenthalben auf dem Lande sollet Schulen aufbauen lassen, und dieselben mit tüchtigen Lehrmeistern besetzen. Und wenn diese angesehene und verdiente Leute sind, so wird jederman gerne seine Kinder zum Studieren anhalten, und sie weit zu bringen suchen.**

§. 2.

1. Von den landschulen. Erster unterricht in denselben.

Auf die Weise kamen die Wissenschaften nach der Regierung der Abendländischen Tartarn unter der leztern Dynastie wieder ins Aufnehmen. Ich will erst von den Landschulen reden. Wenn zu einem Bezirk von 25 Häusern **ein** solches Schulhaus gehöret, so wird man in einer Stadt vom dritten Rang solcher Schulen hundert finden. Allein, die zur Unterhaltung der Lehrer bestimten und angewiesenen Einkünfte reichen nur für zwey Dörfer hin; wie soll man nun für alle und jede sorgen? Ich will meine Gedanken darüber eröfnen. Unsere heutige Landschulen sind sehr weit von denen unterschieden, die man ehemals **Chou** oder **Tsiang** nante. Unsere Väter hatten eine gewisse Lehrart vorgeschrieben. Die Lehrer beobachteten alle einerley Lehrart im Unterrichten. Die Kinder fingen

mit

mit dem achten Jahr an zu lernen. Man lies sie anfänglich das Buch **Kin tse** *) lesen, damit sie eine Vorstellung von der Zeit bekommen möchten. Sie lerneten auch aus dem Buch von den fünf Theilen des Reichs, um von andern Ländern eine Nachricht zu erlangen. Darauf führte man sie zur Rechenkunst an. Man lies sie die Reguln lesen, wie sich die Kinder gegen ihre Eltern, Freunde und Hausgenossen verhalten solten; nicht weniger von ihrem Betragen ausser dem Hause gegen die Obrigkeiten, gegen alte Personen und gegen ihres gleichen. Das waren die Bücher, die man der Jugend in den untern Classen in die Hände gab, und die man **Siao hio** hies.

§. 3.

Im funfzehnten Jahr schritten sie zu den höhern Wissenschaften **Ta hio**. Sie lerneten aus den Schriften unserer alten Weisen diejenigen Stellen, die in denselben die besten waren, nemlich die, so von den Gebräuchen und Ceremonien des Reichs, von ihren Fürsten und Obrigkeiten handelten, oder darin das Bild eines ehrlichen Mannes, der Politik und was sonst zu einer guten Regierung gehörte, entworfen war. Man machte demnach mit dem den Anfang was das leichteste war. War der erste Grund der Erkentniß geleget, so führete man die Lernenden weiter; und gieng mit ihnen immer unvermerkt fort. Nach Verflieſſung einer Zeit von wenigen Jahren hatte man geschickte Leute gezogen. In den Schulen, die in jedem Vierthel einer Stadt angeleget sind, wurden die Kinder almählig angeführet. Endlich kamen die Schüler aus mehrern niedrigen Schulen **Chou** in den Schulen **Tsiang** zusammen, welche die gemeinen Landesschulen waren. Und da machten sie sich immer völliger durch Unterredungen mit ihren Lehrern, durch Lesung guter Schriften, und durch die Eifersucht, die unter den Studierenden nicht ungewönlich ist. Diese vortreflichen Mittel gaben ihrem Herzen, ihrem Verstande und dem ganzen Menschen, eine neue Gestalt. Die Tugend, die gleichsam ihre Profeßion ward, machte eine grosse Menge Menschen glücklich; man sahe unvermerkt die erwünschte Besserung im ganzen Reich, wodurch dieses immer volkommener ward. Weitere anführung derselben.

§. 4.

Jetzo haben die Kinder der Reichen und Vornehmen Mittel genung zu studieren, aber sie thun es nicht; die Armen haben keine Gelegenheiten dazu, wenn sie gleich sonst gerne wolten. Oder wenn auch vornehme und wohlhabende Leute ihren Kindern eine gute Auferziehung geben wolten, so nehmen sie einen Lehrmeister für sich allein, weisen ihm seine Wohnung an, und gestatten nicht, daß die Kinder ihrer Nachbaren, die etwa schlechteres Standes sind, dabey mit profitiren könten. Und daher komt es, daß die guten Ordnungen, die sowol bey den Land- als Stadtschulen zum Grunde geleget worden, in grosse Verachtung gekommen. Die Mandarins sehen gar wohl, wie sehr die Sitten der gegenwärtigen Zeiten einer Reformation benöthigt sind; aber man möchte doch fast sagen, daß sie diese Sache nicht für die erheblichste hielten. Es stöſſet sich am meisten daran, daß es an den nöthigen Mitteln fehlet, die verfallenen Schulen auf dem Lande wieder aufzubauen. Man stehet also von einem so nützlichen Vorsatz ab, und die in unsern Schulbüchern enthaltene Lehre wird nicht zur Ausübung gebracht. Die guten Sitten und Gewonheiten unserer Vorfahren werden mehr und mehr entkräftet, und almählig gar verloren gehen. Fortsetzung.

*) Kin tse ist die Chinesische Zeitrechnung nach einem Cyclo von 60 Jahren.

§. 5.

Wie dem verfal der schulen abzuhelfen.

Lasset uns diesem Unheil zuvorkommen. Und mich dünkt, daß dasjenige, was ich jetzo von Wiederherstellung guter Zucht und Ordnung sagen werde, von nicht geringer Erheblichkeit sey. Die begüterten Gelehrten sowol als alle andere Reichen solten sich billig ein Vergnügen daraus machen, diesem Verfall in ihrem Lande und Bezirk abzuhelfen. Der Mandarin eines jeglichen Ortes solte billig der Anführer seyn; was würden alsdan noch für Schwierigkeiten übrig bleiben, die zu den Schulen gewidmeten Gebäude wieder herzustellen? Ueberdies hat man zu bedenken, daß dergleichen Schulen hauptsächlich um armer Kinder willen gestiftet worden, die ohne dieses Mittel nimmermehr es in den Wissenschaften würden weiter bringen können. Auf die Weise können junge Leute, so arm und dürftig sie auch seyn möchten, wenn sie sonst nur eine Fähigkeit zum Studieren haben, sich gar leicht gänzlich den Studien ergeben. Dieses Elend ist aber auf dem Lande am allergrösten. Die meisten Kaufleute, Künstler, Gelehrte, Kriegs- und Civilbediente wohnen in Städten, und leben daselbst mit grosser Bequemlichkeit. Ausser den Städten aber und auf dem Lande nähren sich die meisten vom Ackerbau, oder hüten ihres Viehes, oder beschäftigen sich sonst mit dem Landleben. Man muß, wenn man hierin thätige Hülfe erweisen will, einen Ueberschlag machen, wie viel zum Exempel in einer Stadt vom dritten Rang, arme und bemittelte Leute sind; und darnach muß der Anschlag von der Schule eingerichtet werden. Was ausserhalb den Städten anlanget, so hat man zu überschlagen, wie viel in einem solchen District grosse Flecken, Handels- und Marktplätze sind; wie viele Wohnungen nahe an einander liegen: denn was die betrift, die hin und her zerstreuet wohnen, so werden sie sich in die Gelegenheiten schicken müssen, wenn sie sonst Lust haben, ihre Kinder was lernen zu lassen.

§. 6.

Entwurf einer öffentlichen schule.

Ich würde mich bemühen einer solchen öffentlichen Schule folgende Gestalt zu geben. Das Gebäude müste auf der Vorderseite ein grosses Portal haben, an welchem die Worte mit grossen Buchstaben angeschrieben werden solten: **Y-hio, die Schule der Gottseligkeit.** Der ganze dazu gehörige Raum würde mit einer Mauer eingefasset werden müssen, um sowol der studierenden Jugend, als auch den Fremden das viele Ab- und Zugehen zu verwehren. Nach der Pforte und erstem Hofe solte der Saal der Versamlungen oder der Hörsaal folgen, den man mit drey Reihen Pfeilern zu unterscheiden hätte. Hierauf würde in gehöriger Entfernung ein anderer Saal anzulegen seyn, in welchem der Tisch unsers weisesten und grössesten Lehrmeisters stehen müste. Hier solten sich die Studenten des Morgens und Abends versamlen, und ihm als dem grössesten Lehrer Ehre erweisen. Zur Seite dieses Saals könten zwey Wohnzimmer angeleget werden; eins für den Professorem; das andere könte zu Annehmung der Visiten dienen. Man könte auch einen Raum bestimmen, dahin allerhand Geräthe hinzubringen. Morgenwärts wäre die Küche anzulegen. Ein leerer Raum könte zu Anlegung eines Garten übrig bleiben.

§. 7.

Ihrem lehrer.

Was den Lehrer einer solchen Schule anlanget, so solte man einen Mann erwählen, der in grossem Ansehen stünde, redlich und geschickt sey, eine gute Lehrart habe, und der Jugend was beybringen könne. Wenn er diese Eigenschaften hat, so ist nichts daran gelegen, wenn er auch gleich arm ist. Man soll ihn dem Mandarin desselben Ortes vor-

vorstellen, der ihn selbst examiniren soll, ob er auch zu einer solchen Stelle tüchtig sey. Alsdann solte die Eröfnung der Schule recht feierlich geschehen, und die Jugend solte erinnert werden, sich so wol seines Unterrichts zu bedienen, als auch demselben gehorsam zu seyn. Die Schüler sollen ihren Lehrer mit denjenigen Beugungen ehren, die sie seinem Character schuldig sind. Es soll ihnen frey stehen, denselben zu beschenken, aber nicht dazu gezwungen seyn: doch ist es eine sehr alte Gewonheit. **Ouen Hong**, aus der Provinz **Se tchuen** gebürtig, führte den Gebrauch ein, daß ihm ein jeder bey seiner Aufnahme was schenken muste. Mich dünket eine solche Gewonheit sey billig beyzubehalten. Man darf sich auch eine so kleine Ausgabe nicht gereuen lassen, wenn sie wohl angeleget wird. Sie hilft dazu, daß ein armer Lehrer, dergleichen die allermeisten sind, sein Leben mit mehrerer Beqvemlichkeit führen und seiner Familie beystehen kan, von welcher er oft weit entfernet ist.

§. 8.

Der Lehrmeister soll billig die Uebungen, die er mit seinen Schülern vornimt, ordentlich abtheilen. Des Morgens soll er sie auswendig hersagen lassen, was er ihnen des Abends vorher aus einem Buche auswendig zu lernen aufgegeben; hernach soll er ihnen etwas neues zu lernen anweisen, und seine Aufgabe allemal nach den Kräften der Schüler einrichten. Es komt dabey sehr vieles darauf an, daß die Worte deutlich und nett ausgesprochen und die Accente an den rechten Ort verleget werden. Desgleichen wenn sie lesen, soll er ihnen die Ruhepuncte anzeigen, die der halb oder ganz geschlossene Verstand einer Rede erfordert. Wenn die Schüler gefrühstücket haben, so sollen sie schreiben. Wenn ihnen der Lehrmeister eine Vorschrift vorleget, so soll er sich bemühen, einen jeden Buchstab nach dem Muster einzurichten, wie es bey der letzten Musterung des **Tchiang yun** verbessert worden. Er soll den Pinsel so führen, daß der Buchstab oder das Lesezeichen diejenige Gestalt und Schönheit bekomme, die ihm eigen ist. Und nach diesem Muster soll er seine Schüler auch anweisen. Ob nun gleich alhier eigentlich davon die Rede ist, wie der Pinsel geführet werden soll; so muß man doch nicht meinen, als ob es damit so geschwinde und eilig zugehe, und daß es so bald gethan sey, recht volständige Characteres zu bilden. Es ist sehr nöthig, daß man im Anfang alles sehr genau nehme, und sich bemühe in allen Stücken die Volkommenheit zu erreichen.

Abtheilung ihrer geschäfte.

1) des vormittags.

§. 9.

Ist nun die Vorschrift nachgemahlet, so bringt ein jeder seine Probe dem Lehrmeister. Dieser sieht sie durch und bemerkt die wohlgerathesten Buchstaben mit einem kleinen Circul; die schlechten aber durchstreichet er, damit der Schüler wisse, welches er besser machen soll. Komt er hierauf zur Erklärung der Bücher, so soll er erstlich den Inhalt des zu erklärenden Capitels summarisch vortragen. Hernach soll er es genauer durchgehen, und ihnen erstlich die wahre Bedeutung eines jeden Lesezeichens lehren; so dann aber den völligen Verstand des ganzen Periodi anzeigen. Es komt dabey sehr vieles darauf an, daß den lernenden deutliche und volständige Begriffe mitgetheilet werden, die ihr Gedächtniß nicht allein leichter fasset, sondern die auch in demselben länger bewahret werden. Wenn diese Erklärung geendiget ist, so soll ein jeglicher Schüler seinen angewiesenen Platz am Tische einnehmen, daselbst ganz stille sitzen, und die vorhergegangene Materie bey sich selbst wiederholen, ehe er sich mit einer andern Sache beschäftiget. Die Umschreibungen des Gelehrten **Tchang ko lao** sind ein Werk, das den ler-

Fortsetzung.

nenden grosse Dienste thun kan, den wahren Verstand der Schulbücher zu fassen. Sie sind daselbst sehr wohl und bis zum geringsten Buchstab erkläret.

§. 10.

2) des nachmittags.

Wenn nun diese Erklärungen vorbey, so ist gemeiniglich die Mittagsstunde da; alsdann wird gespeiset. Des Nachmittags werden die Lectiones, wie des Vormittags, mit Hersagung der vorgegebenen Lection angefangen, und auf den folgenden Tag eine neue angewiesen. Darauf wendet man sich zu der Composition Tso toui *); man giebt die Materie Toui tse auf, die kürzer oder länger gefasset wird, nachdem es die Kräfte der Schüler gestatten. Ehe dieses aber geschicht, lesen sie in einem Buche, darin vielerley Muster solcher Ausarbeitungen enthalten sind, daraus die Schüler lernen können, wie sie es anzugreifen haben, und wie die Worte oder Lesezeichen nach der richtigen Stellung der Accente gesetzet werden müssen, wenn sie anders das rechte Maas und Zahl erhalten sollen. Bey dieser Uebung gewöhnet man sie zum Briefschreiben, zu Abfassung eines Befehls, oder zu andern Ausarbeitungen, darin die gewönliche Schreibart nicht brauchbar ist.

§. 11.

Es wird insonderheit anweisung zu guten sitten gegeben.

Die Schüler müssen so wol des Morgens, wenn sie sich versamlen, als auch des Abends, wenn sie auseinander gehen, sich vor der Tafel des ältesten Reichslehrers Sien Scse oder Confucius einfinden, und demselben die schuldige Ehre erweisen. Wenn sie wieder zu Hause ankommen, müssen sie dergleichen auch gegen ihre Eltern und alte Personen ihrer Familie erweisen; welche Pflicht bey den Chinesern Tso ye heisset. Zu dieser Wohlanständigkeit müssen junge Leute bey Zeiten angehalten werden, damit man so wol in ihren Häusern als auch ausser denselben, diejenige Höflichkeit bemerke, die den Studierenden besonders wohl anstehet. Was sie in fünf Tagen auswendig gelernet, das müssen sie am sechsten Tage nach einander hersagen; an welchem Tage ihnen aber nichts neues zu lernen aufgegeben wird. Sie müssen angewöhnet werden, allen erlernten Lectionen wohl nachzudenken, und solches ohne Buch schriftlich abfassen. Diejenigen, die einen Fehler begehen, werden gestraft. Diese Wiederholungstage sind bey den angehenden Studierenden nichts anders, als was bey den erwachsenen Gelehrten die grossen Examen sind.

§. 12.

Insonderheit muß ihnen die tugend angepriesen werden.

Das vornemste aber, wozu die Jugend anzuhalten, ist die Tugend. Diese müssen sie lernen hochschätzen, lieben und üben. Sie müssen ihre Fehler lernen erkennen, dagegen streiten und sie besiegen. Sie müssen ihr verderbtes Naturel ändern und ganz andere Menschen werden. Das ist das allervornemste. Und damit man sich destoweniger darin irre, so hat man folgende algemeine Sätze zu bemerken: Ein junger Mensch muß in seinem Hause und gegen seine Eltern unverweigerlich gehorsam und in seinem übrigen äusserlichen Betragen eines gesetzten Wesens seyn. Begegnet er einem seiner Vorgesetzten oder betagten Personen; so muß er gegen sie seine Ehrerbietung zu erkennen geben. Findet er sich unter seines gleichen oder unter seinen Schuleameraden; so soll er sie mit Bescheidenheit, und mit einer artigen Gefälligkeit zu gewinnen suchen. Man muß an ihm nichts trotziges und stolzes, aber auch nichts nachläßiges antreffen. In

seine

*) Diese Toui sind nichts anders als die Verhältnisse der Worte und Redensarten, der Gegensätze und Uebersetzungen nach einem gewissen Sylbenmaas, doch ohne Reime.

seine Reden muß er nichts verleumderisches und lästersüchtiges einfliessen lassen. Seine Geberden müssen sich nie im Zorn verstellen. Im Umgang mit andern Menschen und bey allen andern Verrichtungen soll er sich redlich, getreu und aufrichtig erweisen. Das heisset sich bessern und seine Natur volkommener machen. In unserm ältesten canonischen Buch Y king heisset es: Es ist die vornemste Bemühung eines weisen Mannes, daß er die Wege der Gerechtigkeit selbst lerne, und andere lehre, die sich davon entfernen. Dieser Text lehret uns, daß gleichwie die Jugend noch in der Zeit der Unwissenheit stehet, so sey es die vornemste Wissenschaft, damit sie so zu reden, genähret werden müssen, daß man bey ihnen ein aufrichtiges und redliches Herz bilde, das sich von allen falschen und gefährlichen Maximen entfernet. Was werden nicht bey einer solchen Erziehung für brauchbare Unterthanen gezogen werden? Was soll man von einem Lehrer denken, der die Befreyung von den Irthümern und verderbtem Wesen der Welt bey seite setzet, und nur mit allerhand unnützen Dingen ihr Gedächtniß beschweret, davon sie keine Frucht in ihrem künftigen Leben? Seltsame Unordnung;

§. 13.

Mittel solchen zweck zu erreichen.

Uebrigens würde man solchen Unordnungen gar leicht zuvor kommen, wenn die Mandarins, die so wol Hirten als Regierer des Volkes sind, die gehörige Sorgfalt dabey beweisen wolten. Wenn sie z. E. wie oft zu geschehen pflegt, in gewissen Angelegenheiten das Land bereisen und verschiedene Gegenden ihres Gebietes besuchen, sich die Mühe gäben den Zustand Schulen persönlich zu erforschen, sich nach dem Zunehmen der Schüler in den Wissenschaften und nach der Lehrart der Lehrmeister zu erkundigen; den Fleiß und Fähigkeit einiger Schüler zu loben, zu unterscheiden und die bewiesene Treue der Lehrer mit einer Freygebigkeit zu belohnen: was für einen Vortheil würde das schaffen! Die Väter und Mütter, oder auch die älteren Brüder, wenn sie von dem Besuch des Mandarin höreten, würden ihre Kinder und Brüder ganz anders zum Fleiß aufmuntern. Der Lehrmeister würde dagegen seines Ortes zu mehrerm Eifer erwecket, mit mehrer Aufmerksamkeit gehöret werden, auch gehorsam unter seinen Schülern haben, und eben dadurch seine Untergebene desto leichter zur Tugend und Wissenschaft anführen können.

§. 14.

Anmerkungen über die bisherige Vorstellung des Chinesischen Autoris*).

Anmerkungen

1) über die schulen.

Die öffentlichen Schulen Y hio, die auf fürstliche Unkosten erhalten werden, oder dazu sonst die Mandarins, die Reichen und andere für das gemeine Beste eifrig bemühte Personen einen Vorschuß thun, sind meinem ermessen nach sehr was seltenes in China. Obgleich die geringen Schulen, Hio genant, so was gemeines sind, daß vielleicht kaum ein Dorf zu finden ist, da nicht solche Schulen seyn solten. Wenn man demnach einen jungen Chineser siehet, der nicht studiret hat, so ists ein lebendiger Beweis von der Armuth seiner Eltern. Es ist auch ein Sprüchwort in China: daß bey ihnen mehr Schulmeister als Schüler, mehr Aerzte als Kranke wären. Schule zu halten und Kinder zu unterweisen ist das Amt aller armen Gelehrten, die nicht zu zählen sind. Denn da mans

2) über die schulmeister.

*) Diese Anmerkungen schreiben sich von dem P. Dentrecolles her, der diese Auszüge aus den Chinesischen Büchern gemachet, seine Anmerkungen beygefüget, und also das Alte mit dem Neuen verbunden hat.

in diesem Lande beym Studieren so weit bringen kan, daß man Hofnung haben kan, ein vornehmer Mandarin zu werden; so wird man nicht leicht eine Familie finden, daraus nicht einige Kinder den Wissenschaften gewidmet werden solten, in der Hofnung, daß es ihnen, so wie andern, gelingen werde. Weil es ihnen aber sehr oft nicht so gelinget, wie sie sichs vorgestellet, so sehen sich genöthiget arme Schulmeister zu werden. Nicht selten samlen sich diese Schulmeister, wenn sie etwa ihren Lebensunterhalt besser gewinnen wollen, eine Anzahl Recepte gegen allerhand Krankheiten, und lassen sich solchergestalt nicht blos als Lehrmeister, sondern auch als Aerzte gebrauchen; wenigstens behalten sie sich dieses letztere vor, wenn das erste bey zunehmenden Jahren nicht recht mehr gehen will. Sie werden auf die Weise auf einmal alte Aerzte. Einige dieser Schulhalter, wenn sie ehedem was gelernet haben, fahren fort fleißig zu studiren, um etwa noch eine Stufe der Gelehrsamkeit zu besteigen. Gelingts ihnen bey einem Examen, daß sie Doctores werden, so haben sie alsdann, so arm sie auch seyn mögen, alles Elend besieget. Die ganze Freundschaft legt so dann zu ihrer Unterhaltung zusammen; sie können sich bey den vornemsten Mandarins eine Gnade ausbitten; ja sie können die Hofnung haben, nach Verflieſſung einiger Jahre selbst Mandarinen zu werden. Und wenn sie sich an den Hof begeben, Informationsräthe bey grossen Herren und Mandarins zu werden; so können sie ihr Glück desto geschwinder machen. Daher findet man auch viele, die eine solche Entschlieſſung fassen.

3) über die hochachtung gegen sie.

Das Amt eines **Sien seng** oder Lehrmeisters wird von denen nicht vergessen, die dessen theilhaftig geworden sind. Derjenige, heisset es bey ihnen im Sprüchwort, der einmal unser Lehrer gewesen, der muß auch lebenslang als ein Vater geehret werden. Nach diesem Chinesischen Grundsatz geschach es ohne Zweifel, daß der berühmte Staatsminister **Paul Siu**, der grosse Vertheidiger unserer Religion, als er die Nachricht vom Absterben eines unserer Mißionarien erhalten, durch welchen er unterwiesen und getauft worden, die Trauer anlegte, und seine ganze Familie so tief trauren lies, als ob sie einen Vater verloren hätten. Eben so ist es, wenn ein Lehrling mit der Zeit ein Mandarin geworden, daß der ehemalige Lehrer, oder, wenn er nicht mehr lebet, dessen Kinder die Freyheit haben, ihre Besuche bey jenem abzulegen und sich ein Merkmal der Dankbarkeit auszubitten; welches er ihnen gewiß nicht abschläget. Ein Käyserlicher Statthalter wird ohn alles Bedenken, in Gegenwart der gröſten Mandarins, demjenigen **Sien seng** oder Schullehrer den Rang geben, von dem er zuerst in der Jugend unterrichtet worden; ob dieser gleich ein armer Schulmeister geblieben, jener aber der höchsten Würden theilhaftig worden ist. Und das ist der Grund von der ausnehmenden Ehre, welche die Käyser selbst dem **Confucius** erweisen; denn dieser ist der oberste Lehrer im ganzen Reich. Die Chinesischen Schriftsteller erheben das Amt eines solchen Mannes gar sehr in ihren Schriften, der die Jugend unterrichtet. Dieses ist, sagt ein gewisser Gelehrter, das volkommenste und wichtigste Amt. Denn das Glück oder Unglück einer Familie hanget von der Unterweisung in der Jugend ab. Die Fehler der Schüler werden dem Lehrmeister zugeschrieben.

§. 15.

Fortsetzung.

Folgendes lieset man in einer noch ganz neuen Schrift, die den Beyfal der grössesten zween Lehrer des Hofes vor sich hat: Der Unterweisung der Jugend sich widmen, das ist der Gipfel der Tugend **Te kii ta**. Solte der Schöpfer der Welt die nicht dereinsten beloh-

belohnen? Tsao oue ngan te pou me yeou? Eben dieser Schriftsteller füget verschiedene Anmerkungen hinzu, die ich hier nicht übergehen will.

Erste Anmerkung dieses Autoris.

Es ist unrecht, wenn man denen nicht die gehörige Achtung erweiset, die uns die ersten Anfangsgründe gelehret haben. Ihre Arbeit ist weit beschwerlicher und unangenehmer als diejenige, wenn man es mit solchen zu thun hat, die schon etwas gelernet haben.

Betrachtung darüber.

Es ist auch gewiß an dem, daß man eine grosse Anzahl Schulmeister findet, die sich theils durch vieles studiren, theils durch das unermüdete Informiren krank und schwindsüchtig gearbeitet haben, ohnerachtet sie eine bessere Verpflegung gehabt als bey ihren Anverwandten; indem die Eltern ihrer Schulkinder für ihre Unterhaltung sorgen. Das schreckliche Schreien so wol der Schulmeister, als auch der Kinder, ist etwas höchstunangenehmes. Denn die Chineser lernen nichts anders auswendig, wo sie es nicht mit lauter Stimme hersagen. Sie wundern sich darüber, wenn sie sehen, daß wir etwas lernen können, ohne die Lippen zu regen, oder die geringste Bewegung des Leibes zu machen. Sie haben die Gewonheit nicht allein alles laut zu beten, sondern auch Bewegungen des Leibes, wenigstens des Hauptes damit zu verbinden.

§. 16.

Zwote Anmerkung des Autoris.

Wenig Leute vereinigen sich, um in der Nachbarschaft einen Schulmeister zu haben, der ihre Kinder unterrichte. Und weil sie nicht alle im Stande sind etwas rechtschaffenes dran zu wenden, so ist ihnen derjenige der beste, ders am wohlfeilsten thut. Daher sind auch die allermeisten Schulmeister Ignoranten.

Betrachtung darüber.

Es sind indessen diese Schulmeister zu etwas gut; denn sie wissen die ganze Chinesische Lehrart, ja ganze Bücher auswendig. Sie zeigen überdies den Schülern, wie sie zu rechter Zeit und auf eine gute Art eine Beugung machen, wie sie eine Tasse Thee andern höflich bieten, und von andern manierlich annehmen; wie sie im Gange, im Aufsetzen des Hutes, in Führung des Sonnenfächers eine gewisse Chinesische Artigkeit beweisen sollen, daran man die Studierenden von andern unterscheidet.

§. 17.

Dritte Anmerkung vorgedachten Autoris.

Er lobet das Verhalten eines gewissen Lehrers, der, wenn er Kinder in seine Schule aufnahm, sich bey den Eltern erkundigte, ob sie studieren, oder Kaufleute werden, oder eine Profeßion lernen solten. Und nach einer solchen Absicht richtete er sich bey seiner Information, damit die Schüler nicht ihre Zeit, er aber seine Bemühung vergeblich anwenden möchte.

Betrachtung darüber.

Man hilft den Kindern armer Leute dadurch am geschwindesten fort, weil man ihnen weniger Lesezeichen beybringet, um nur ihre Rechenbücher führen zu können, oder die

gewönlichsten Dinge zu schreiben, dergleichen etwa in der Wirthschaft und Haushaltung vorkommen. Wenn sich die Chineser vergnügen wollen, so erforschen sie die Neigungen ihrer Kinder von ihrer zartesten Kindheit an und so bald sie nur die Hände brauchen können. Sie legen ein Buch, eine Wage oder Gewehr vor sie hin, und wornach ein Kind greifet, daraus urtheilen sie, ob es zur Handlung, zum Kriege, oder zum studieren geneigt sey.

§. 18.

Vierte Anmerkung des Autoris.

Man soll sich vor allen Dingen nach der Fassung der Kinder richten, und sie nicht mit Arbeit überladen. Können sie in einem Tage zweyhundert Lesezeichen auswendig lernen, so gebet ihnen nie mehr als hundert auf; sonst werden sie es bald satt und müde werden. Haltet sie nicht vor der Zeit zu alzuschweren Ausarbeitungen an; es würde das so gut seyn, als ob man sie lehrte Böses thun.

Betrachtung darüber.

Anlangend das Gedächtniß der Chineser, schreibet der P. **Dentrecolles**, so habe ich mich oft nicht wenig gewundert, wenn ich gesehen, daß Kinder von sieben bis acht Jahren unsern kleinen Christenkindern ganze Bücher, die nicht alzukurz waren, von Anfang bis zu Ende ohne Anstoß vorgebetet. Wie denn auch die Gelehrsamkeit der Chineser darin bestehet, daß sie ihrem Gedächtniß was rechtes zu thun geben, und mit demselben ganze Bücher verschlingen. Als einstens ein Mandarin meine kleine Europäische Bibliothek besahe, so sagte er zu einem andern Mandarin ganz sachte: **Meinet ihr wol, daß er etliche von diesen Büchern auswendig wisse?** Diese Herren befragen uns oft, ob wir nicht ein Geheimniß wüsten, vermittelst dessen man sich ein gut Gedächtniß machen könne. Ich glaube, daß sich viele gleich im Anfang ihres Studierens damit verderben.

§. 19.

Fünfte Anmerkung des Autoris.

Es ist insonderheit sehr nöthig, der Jugend die Lesung der Romainen, Comödien und unzüchtiger Lieder zu untersagen. Denn sie verderben und vereiteln dadurch ihr Herz ganz unvermerkt; und dadurch kommen sie auch um alle gute Sitten. Man thut das gar leicht ohne Schaam, was man mit Vergnügen gelesen hat. Eine heßliche Rede, die ein junger Mensch in seiner Jugend gehöret, bleibet in seinem Herzen so lange er lebet.

Betrachtung darüber.

Der Käyser **Cang hi** lies ein eigenes Verbot ausgehen, solche Bücher zu verkaufen, die gegen gute Sitten wären, sonderlich die Romainen, wodurch die Jugend so gar leicht vergiftet werden könte. Die Mandarins stellen selber oft in den Buchläden Untersuchungen an; wiewol diese dergleichen Bücher doch heimlich verkaufen, ohne sie auszulegen.

Zweyter

Zweyter Auszug (§. 1.)

von eben dieser Materie aus einer Schrift des **Tchu hi**, eines der berühmtesten Chinesischen Lehrer, der unter der XIX. Dynastie Song sehr berühmt gewesen.

§. 20.

Zweck alles studierens ist die tugend.

Tchu hi bemerket anfänglich, daß der Zweck alles Studierens die Tugend sey, und darauf müsse ein Schüler seine allermeiste Bemühung richten; so wie derjenige, der nach einem Ziel schiesset, nichts so sehr besorge, als daß er es auch treffen möge. Wenn jemand die Kinder die Lesezeichen kennen lehret, sie Bücher auswendig lernen lässet, sie auch äusserlich zur Wahlanständigkeit anhält, ohne dabey auf die Besserung des Gemüthes zu sehen, das heist in seinen Augen wenig Liebe zur Jugend haben. Ja das heisset im Grunde, sie vielmehr hassen. Die Eltern mögen leicht mit einem solchen Lehrer zufrieden seyn; aber solten nicht die Kinder selbst eine solche Nachläßigkeit heimlich anmerken, und sie zu seiner Zeit strafen? Als der berühmte **Hiu** noch ein kleiner Schüler war, so fragte er seinen Lehrmeister, was denn der Zweck sey, um deswillen man studiere? Dieser antwortete, man könne auf die Weise ein ehrwürdiger **Sieou tsai** oder Doctor werden. **Ey was!** versetzte dieser, **hat man denn nichts weiteres zum Zweck?** Der Lehrmeister merkte wohl, daß bey diesem Knaben erhabnere Absichten befindlich wären. Er gieng daher so gleich zu seinen Eltern und sagte zu ihnen: **Euer Sohn hat etwas mehr als eine gemeine Seele; ein Schüler von so grosser Hofnung erfordert einen bessern Lehrmeister, als ich bin; verschaffet ihm einen solchen.**

§. 21.

Wie dieser zweck zu erreichen.

Wenn man heut zu Tage den Leuten saget, daß man, so man anders wolle, eben so tugendhaft werden könne, als unsere ersten Käyser **Yao** und **Chun** gewesen, so siehet man es als etwas seltsames an; die Arbeit dünkt ihnen zu beschwerlich. Aber hört man denn deswegen auf die Glücksgüter zu lieben, weil die Erwerbung derselben Arbeit und Mühe kostet? Wenn man die Jugend täglich mit den Exempeln unserer weisen Vorfahren unterhielte und sie oft daran gedenken lies; so würden sie das werden können, was jene grosse Männer gewesen. Vermittelst einer solchen Auferziehung kan man einem Lehrmeister sagen, daß er ein anderer Vater sey. Es muß aber derselbe bedenken, daß man einen Arbeiter darum miethe, weil man glaubt, daß er zur Arbeit tüchtig sey. Dahingegen man einen Schüler annimt, um erst etwas aus ihm zu bilden; welches Zeit und Arbeit erfordert. Keine schönere Lection kan man hierin ertheilen, als diejenige ist, die ein sterbender Käyser dem Erben seiner Crone hinterlies: Sage niemals, dieser Fehler ist gering, ich kan das wol thun; das ist eine schlechte Tugend, laß es bleiben.

§. 22.

Fortsetzung

Die Jugend kan keinen Zwang ertragen; daher muß man sie auf eine Art unterrichten, dabey sie nicht verdrieslich wird. Wenn eine Dornhecke, damit man einen jungen Baum einfasset, ihn gegen den Anfall der Thiere zu beschützen, alzudichte ist, und ihn zu sehr einschliesset; so ersticket sie ihn. Die Unterweisungen und Bestrafungen müssen beschaffen seyn wie der Wind und Regen im Frühjahr, die den Gewächsen gemäs sind und ihren Wachsthum befördern.

§. 23.

Von veränderung der lehrart.

Vor Zeiten wurden die Unterweisungen und Vorschriften in Versen ertheilet, damit sie einen desto leichtern Eingang in die Gemüther der Kinder finden und ein ihrem Alter gemässes Spiel seyn möchten. Und dabey ward ihnen das Lernen nicht schwer. Diese Lehrart war von unsern alten Königen eingeführet worden. Uns dünket gegenwärtig diese Geschicklichkeit etwas nichtswürdiges zu seyn. Inzwischen hat dieses Nichtswichtige Folgen. Man hat die Lehrart verändert; gehts denn aber deswegen besser? **Tchu hi** läst sich hier in verschiedene Weitläuftigkeiten ein. Wenn die Kinder, schreibet er, ihre Lectiones hersagen, so lasset sie es auf eine solche Art thun, daß sie in ihrer Seele dasjenige überdenken, was ihre Lippen reden. Saget ihnen nichts von dem, was eine Verwandtschaft mit irrigen Secten hat. Er ermahnet, daß man den Lernenden zuweilen Belohnungen austheile; welches auch noch am 1 und 15 Tage jedes Monats geschicht. Es besteht dies Geschenke in einem Pinsel und Papier zum Schreiben.

§. 24.

Von den schulferien.

Tchu hi handelt hierauf von den grossen Ferien, die sich mit dem 20 Tage des letzten Monats im Chinesischen Jahr anfangen, und bis gegen den 20 Tag des ersten Monats im Jahr anhalten*). Vor diesen Ferien gehet das grosse Examen der Schüler unmittelbar vorher. Ausser diesen grossen Ferien giebt es auch andere, wiewol sehr wenige Tage, da die Chineser ihre Lustbarkeiten haben. Der Geburtstag eines **Sien seng** oder Professoris, gehöret auch mit unter die Freudentage der Schüler; die aber auch nicht vergessen müssen, ihn an diesem Freudentage zu beschenken. Die Classe endiget sich alle Tage mit Vorstellung einer gewissen Historie; welche Uebung gar sehr recommendiret wird. Ehe man die Schüler von sich lässet, so stellet man eine weisse gefernißte Tafel auf, auf welcher vier kleine Verse stehen, die eine im gemeinen Leben brauchbare und nützliche Lehre in sich fassen. Ein jeder Schüler schreibet diesen Vers ab, und alle zusammen lesen ihn wol dreymal öffentlich laut ab. Und so wird ein jeder Tag in der Schule geendiget. Es hat dieser **Tchu hi** ein eigenes Capitel ausgearbeitet, darinnen er zeiget, daß die studierende Jugend folgende Stücke zu vermeiden habe: 1. Die alzugrosse Vertraulichkeit. 2. Das Spiel. 3. Den Wein. 4. Die Galanterien. 5. Ein müßiges und wollüstiges Leben.

§. 25.

Klagen über die jetzt verderbte jugend.

Er trägt darauf verschiedene Klagen vor, die in Ansehung der bey dem Studiren bewiesenen Nachläßigkeit billig zu führen wären. 1. Die Geschichte der vorigen Zeiten, sagt er, lehren uns, daß ein armer Mann, der sein Brodt mit graben und hacken verdienen muste, ein Buch bey sich gehabt, um bey seiner sauren Arbeit dann und wann darinnen zu lesen. Wie sehr sollen sich hiebey diejenigen schämen, die ihre Beqvemlichkeit haben und dennoch keinen Trieb zu Wissenschaften und Gelehrsamkeit bey sich blicken lassen. 2. Ehedem hatte man sehr weit nach einem Schullehrer zu gehen, und beschwerte sich doch niemand darüber; heut zu Tage hat man sie vor der Thür, und niemand will von ihnen lernen. 3. Ehemals muste man die Bücher abschreiben, um sich derselben bedienen zu können; welch eine Arbeit! Indes ward sie überwunden. Heut zu Tage haben wir die schöne Kunst der Buchdruckerey, daß alles blind voll Bücher und Schriften

*) Der Anfang des Jahrs ist bey den Chinesern ein grosses Freudenfest, das sich einige Tage nach dem Laternenfest endiget, welches insonderheit am 15 Tage des ersten Monden gefeiret zu werden pfleget.

ten ist, und man bedienet sich doch derselben nicht. 4. Weil es ehemals an Auslegern fehlte, so brachte man wol drey Jahre zu, ehe man ein einziges unserer Bücher lesen lernete; und dreyßig Jahre wurden erfordert, ehe man die canonischen Bücher konte lesen und verstehen lernen. Heut zu Tage hat man so viel Licht und Hülfsmittel der Gelehrten, daß man in der besten Blüte der Jahre zur Erkentniß kommen kan; und dennoch bringt man die Zeit mit Nachläßigkeit und Müßiggang zu. 5. Wie viel unglückselige Personen werden taub und blind geboren; Man beklagt ihr Unglück, und hat auch Ursache dazu. Junge Leute aber, die einen muntern Geist vom Schöpfer empfangen, mißbrauchen denselben, wenn sie ihn nicht aus guten Büchern erbauen lassen. Wären diese Leute ohne Augen und Gehör, was würde da erst geschehen! 6. Welches Alter und welcher Zustand hat nicht im menschlichen Leben seine Arbeit! Und ein junger Mensch, der von allen andern Sorgen und Weitläuftigkeiten befreyet ist, fürchtet sich vor einer so kleinen Arbeit, als das Lesen der Bücher ist? Da sich indes vielleicht sein Vater, um ihn zu erhalten, mit einer weit schwerern Arbeit beschäftiget, und sein Brodt mit dem Ackerbau verdienet.

§. 26.

Fortsetzung.

7. Wie viel Menschen, die zu einer geringen und niedrigen Lebensart geboren worden, leben in einer solchen Unwissenheit, daß sie auch nicht einmal die Namen unserer canonischen Bücher **Chi** und **Li** wissen. Und ihr jungen Leute, ihr Söhne der Gelehrten und Doctoren, ihr setzet die Ehre eines Gelehrten nicht darin, daß ihr in den Fußstapfen eurer Väter wandelt; sondern, daß ihr seidene Kleider tragen und mit stolzen Geberden aufziehen könnet, ohne daran zu gedenken, daß ihr eure Familie durch eure Unwissenheit so tief herab setzet, daß sie Bauren und Fuhrknechte werden müssen. 8. In den ältesten Zeiten fehlete es an Oertern und Gelegenheiten, da man entfernt von allem Geräusch und Tumult hätte studieren, lesen und schreiben können. Heut zu Tage hat man so wol in den Städten, als auf dem Lande solche öffentliche Häuser, dahin die Lehrmeister ihre Schüler einladen und wo sie ihrer erwarten. Nichts desto weniger achtet man diese Gelegenheit geringe; man beschäftiget sich dafür mit Kleinigkeiten, man redet auf eine weibische Art vom Putz, von Kleidung, von Mützen und Hüten; und dennoch will man dabey den Namen und das Ansehen eines Gelehrten haben. Vielleicht läst man sich dabey gar zum Doctor machen, ohne einmal schamroth zu werden. 9. Alle Pflichten des bürgerlichen Lebens sind in unsern Büchern aufs umständlichste beschrieben. Die Jugend aber lernet dieselben nicht. Sie hat weder einen Geschmack daran noch eine Begierde dazu; sie beschäftiget sich statt dessen mit Eitelkeiten; und dadurch gehen diese schönen Sittenlehren verloren. Ein unwissender Mensch aber, ob er sich gleich aus seiner Unwissenheit nichts macht oder sich derselben schämet, setzet sich noch unter das unvernünftige Vieh herunter.

§. 27.

Anmerkung des P. Dentrecolles.

Die Jugend wird mit historien unterhalten.

Es ist vorhin gesagt worden, daß den Kindern, wenn sie anfangen zu studieren, alle Tage eine kurze Historie vorgelesen und erkläret werden solle, um dadurch eine Liebe zum Studieren bey ihnen zu erwecken, ihren Verstand zur Warheit und ihren Willen zur Tugend aufzumuntern. Ich will nur einige dieser Historien anführen, welche vermö-

gend sind zu entdecken, wie der Geschmack, der Witz, die Art zu denken und zu lehren, bey den Chinesern beschaffen sey. Diese Auszüge aus den Geschichten sind in einem besondern Buch zusammen getragen. Einige derselben sind aus den allerältesten Zeiten des Reichs; die allermeisten aus den alten Dynastien; aus den letzten drey Jahrhunderten aber keine einzige. Oben an jeder Seite stehet eine Art eines Kupferstiches, darauf die Begebenheit selbst abgebildet wird; ohne Zweifel in der Absicht, die Einbildungskraft damit zu beschäftigen und dem Gedächtniß zu statten zu kommen. Man schreibt den Vor- und Zunamen desjenigen, der darin redet, hinzu, nicht weniger den Ort seiner Geburt, und unter was für einer Regierung er gelebet.

Dritter Auszug (§. 20.)

aus einem Buch, das eine Samlung allerhand Historien in sich fasset, die den Kindern in den Schulen vorgelesen oder von diesen auswendig gelernet werden.

§. 28.

I. Der Autor macht den Anfang mit Beschreibung des Gehorsams und der Ehrerbietung, die **Chun** gegen seine Eltern bewiesen. Weiter konte er in der Chinesischen Historie, so alt sie auch ist, nicht zurücke gehen. Dieser **Chun** hat sich auch ruhmwürdig gemacht, durch seine volkommene Unterthänigkeit gegen seine Eltern, von denen er doch viel hartes leiden muste. Der Käyser **Yao** bekam Nachricht von seinen Verdiensten, und ob er gleich nur ein schlechter Landmann war, so ernante er ihn doch zu seinem Nachfolger im Reich, mit Ausschliessung seiner eigenen Kinder, bey denen solche Tugenden nicht anzutreffen waren.

§. 29.

II. Ein alter ehrlicher Greis, der unter der Dynastie **Tcheou** lebete, hatte einen Sohn von 70 Jahren. Dieser wolte seinen Vater vergnügt machen und ihm die Gedanken benehmen, daß er ein alter abgenutzter Körper sey, und stelte sich daher vor ihm wie ein kleines Kind an, legte bunte Kleider an, spielte und schrie wie die Kinder, sprang um ihn herum, fiel auch wol einmal, wälzete sich auf der Erde herum, und freuete sich recht sehr, wenn der alte Greis lachte, dem er übrigens seinen Lebensunterhalt reichlich verschafte.

§. 30.

III. Als unter der Dynastie **Han** ein junges Kind, Namens **Hoang hiang**, seine Mutter im neunten Jahr seines Alters verloren hatte, so suchte es seinen Schmerz zu erleichtern. Es verdoppelte seine Neigung und Zärtlichkeit gegen den Vater. Im Sommer saß es bey dem Hauptküssen des Vaters und kühlete ihn im Schlaf; im Winter wärmete es ihm seinen Platz und lies ihn darauf liegen. Der Mandarin des Ortes, als er von dieser Zärtlichkeit des Kindes Nachricht bekam, vergnügte sich darüber dergestalt, daß er diesem Kinde zu Ehren ein dauerhaftes Ehrenmal aufrichten lies, um dadurch die Jugend zur Nachfolge zu reizen.

§. 31.

IV. Unter der Dynastie **Tsin** legte ein anderes Kind von acht Jahren, Namens **Ou muen**, noch eine weit grössere Probe von der Zärtlichkeit gegen seine Eltern ab.

Diese

Diese waren so arm, daß sie nicht einmal einen Vorhang um ihr Bette hatten, sich im Sommer gegen die Mücken zu verbergen. Dieses kleine Kind stelte sich demnach bey das Bette seiner Eltern, machte seinen Leib blos bis auf den Gurt, und lies sein zartes Fleisch von den Mücken zerstechen, ohne sie wegzutreiben. Wenn sie, sagte es, satt sind von meinem Fleisch, so werden sie meine Eltern in Ruhe lassen. So sehr liebte es seine Eltern.

§. 32.

V. **Min sun** verlohr seine Mutter als er noch sehr jung war. Sein Vater heirathete wieder. Mit dieser zweyten Frau zeugete er zwey Kinder. Die Stiefmutter ging mit dem **Min sun** ohne Unterlaß übel um; dieser aber beschwerte sich nicht darüber. Einstens fiel er vor seinem Vater ganz todt nieder: der Vater erfuhr die Ursache, und wolte die grausame Stiefmutter aus dem Hause jagen. **Min sun** aber verhinderte es. Mein Vater, sagte er zu ihm, es sind drey Kinder in unserm Hause, und ich bin darunter das einzige, das da leidet; würdest du die Mutter aus dem Hause jagen, so würden wir alle drey leiden. Diese Worte rührten den Vater; und die Stiefmutter, als sie dieses erfuhr, bewies sich hernach gegen den **Min sun** als eine rechte Mutter.

§. 33.

VI. Aus folgendem Exempel wird man ersehen, daß die Tugend, wie die Chineser zu reden pflegen, die wildesten Herzen zwingen könne, sie zu bewundern und zu lieben. Es hat diese Begebenheit eine Aehnlichkeit mit dem Pylades und Orestes. Zween Brüder, deren einer **Tchang hiao**, der andere aber **Tchang li** hies, sorgeten für die Unterhaltung ihrer Mutter ganz unermüdet. Es entstand unter andern wegen eines Mißwachs eine grosse Theurung und Hungersnoth. Der älteste **Hiao** kam einstens vom Felde, wo er sich einige Wurzeln gesamlet hatte, und fiel unter die Hände hungriger und grausamer Strassenräuber, die nicht allein die Menschen würgeten, sondern sie auch hernach auffrassen. Indem sie nun im Begrif waren, dem **Hiao** den tödtlichen Streich zu versetzen, so sagte er weinend zu ihnen: Meine Herren, ich habe eine sehr betagte Mutter zu Hause verlassen, die vor Hunger umkommen muß. Vergönnet mir, daß ich erst hingehe, und derselben diese gesamleten Wurzeln bringe; Ich schwere es euch zu, daß ich wieder kommen will; und es wird mir alsdenn gar nicht schwer werden, das Leben zu lassen. Diese Barbaren liessen sich dadurch bewegen, und erlaubten ihm unter dieser Bedingung hinzugehen. **Hiao** komt in seinem Hause an, und erzählet was ihm begegnet. Augenblicklich läuft sein jüngerer Bruder davon und wirft sich den Räubern in die Hände. Derjenige, sagte er zu ihnen, dem ihr erlaubet habt, seiner Mutter zu Hülfe zu kommen, ist mein Bruder. Er übertrift mich weit an Tugend und Verdiensten; und ich, wie ihr sehet, habe viel mehr Fleisch am Leibe als er; tödtet mich an seiner statt. Der älteste Bruder **Hiao** erfuhr die Flucht seines Bruders, und weil er dem Vorsatz desselben nicht trauete, so begab er sich an den vorhin verlassenen Ort, und rief den Mördern zu: Ich bins, ich habe mein Wort von mir gegeben, ich komme jetzt, und wills auch halten. Ich bitte euch, hörets nicht an, was mein Bruder saget. Diese Mörder wurden ganz stutzig: die kindliche Ergebenheit und die zärtliche Bruderliebe rührte sie dergestalt, daß sie dieselben gehen liessen, ohne ihnen etwas zu Leide zu thun.

§. 34.

VII. Die Dame **Ly** erfuhr, daß ihr Sohn, als er Gericht gehalten, sich so sehr

entrüstet, daß er einen Soldaten todt prügeln lassen, worüber unter den Truppen ein Murren entstanden war, das sich zusehens vermehrte. Alsbald verlies sie ihr inneres Zimmer und gieng gerades weges in die Audienz, wo das Urtheil war gesprochen und volstrecket worden. Als der Mandarin, ihr Sohn, aus Ehrerbietung von seinem Stuhl aufgestiegen, gieng sie auf ihn los, satzte sich auf den Stuhl und gebot ihm niederzuknien, da sie ihm denn seine Grausamkeit also vorhielt. Wie, sagte sie, mein Sohn, hat euch der Käyser eure Autorität und Volmacht dazu gegeben, daß ihr dieselbe so mißbrauchen sollet, als ihr jetzo gethan habt? Hierauf wendete sie sich zu den Gerichtsdienern und befahl: Ziehet diesen meinen Sohn aus, und schlaget ihm den Rücken brav durch, daß ers fühlet; ich bin seine Mutter, und dictire ihm diese Strafe. Die untergeordneten Bedienten fielen zur Erde nieder und baten um Gnade. Diese bewiesene mütterliche Autorität stillete eine grosse Bewegung, besserte das stolze und grausame Naturel des Sohnes und erhielt bey der Familie eine Würde, die schon so gut als verloren war.

§. 35.

VIII. Die Mutter eines andern, Namens **Ouei pe yu** begnügete sich nicht mit Drohungen. Wenn ihr bereits erwachsener Sohn einen Fehler begieng, so ergrif sie die Ruthe und schlug ihn selber durch. Dieser unterwarf sich auch der Zucht ohne die geringste Wiederrede. Als er einstens Schläge bekam, hub er ein grosses Geschrey an. Wie, mein Sohn, sagte die Mutter zu ihm, du fängst an, dich zu beschweren und gegen die Strafe ungedultig zu werden? Nein, liebe Mutter, antwortete er, ich schreye deswegen nicht; als ich das letztemal gestrafet wurde, wie ichs verdiente, so thaten mir die Schläge wehe; heute aber, da ich sie nicht fühle, so merke ich, daß eure Kräfte abgenommen haben, und das thut mir eigentlich wehe. Diese zärtliche und ehrerbietige Antwort brachte dem **Ouei pe yu** viel Ehre.

Anmerkung des P. Dentrecolles.

Die Chineser sind ihren Eltern nicht aus dem Grunde gehorsam, weil sie etwa eine reiche Erbschaft hoffen; insonderheit sind die Mütter nicht fähig ein Testament zu machen. Ueberdies ist auch dieses insonderheit ein Beweis, daß dieser Gehorsam einen andern inwendigen Grund habe; weil diese zärtliche Gesinnung gegen Vater und Mutter auch nach dem Tode fortdauret, da sie hingegen in Europa gar bald vergessen werden.

§. 36.

IX. Unter der Regierung **Song**, war ein junger Mensch, Namens **Keou hai kang**, dessen Vater ein vornehmer Mandarin gewesen, der in seiner Jugend den Lustbarkeiten und Wollüsten sehr ergeben gewesen war. Insonderheit verderbte er viel Zeit mit den Pferden, und mit der Falkenjagd. Seine Mutter gerieth darüber oft in nicht geringen Zorn. Endlich entfuhr ihr alle Gedult, und warf ihn mit dem ersten Geräthe, das sie ergreifen konte. Er ward am Fuß verwundet, und begrif nun, wie sehr seine Conduite der Mutter entgegen sey. Er änderte sich, und wendete allen Fleiß auf das Studiren, wodurch er zu grossen Ehren erhoben ward. Nach dem Tode seiner Mutter sahe und rührete er nie die Narbe an, ohne darüber recht sehr gerühret zu werden, zu seufzen und eine so gütige Mutter zu bedauren, der die Besserung seines Lebens so nahe am Herzen gelegen.

§. 37.

§. 37.

X. Die Antwort eines Kindes von acht Jahren, Namens **Sie tchang**, ward in einer Gesellschaft der Gelehrten recht sehr bewundert. Der Vater führte es an der Hand in eine solche gelehrte Gesellschaft, der er selbst mit beywohnete. Es hatte dieses Kind ein so ernstliches, gesetztes Wesen an sich, das seine Jahre ganz übertraf. Man sagte einstens in dieser Gesellschaft zum Vater dieses Kindes: Warhaftig, euer Sohn ist ein anderer **Yen hoei**; dieses war aber ein würdiger Schüler des **Confucius** gewesen. Der kleine **Sie tchang** antwortete so gleich: Man findet ja heut zu Tage keinen andern **Confucius**; wo solte denn ein anderer **Yen hoei** herkommen?

§. 38.

XI. Der berühmte **Yang sieou** war von sehr schlechter Herkunft. Man siehet ihn auf einem Kupfer dieses Buchs so elend und arm abgebildet, daß weil er weder Feder noch Papier gehabt in der Schule das Schreiben zu lernen, seine Mutter mit einem Stöckgen ihm die Buchstaben in den Sand mahlete, die er auf die Weise kennen und nachschreiben lernete.

§. 39.

XII. **Fan chun gin** brachte die Nächte mit studiren zu, und ward durch unermüdeten Fleiß ein vornehmer Mandarin. Seine Frau, wenn sie ihre Kinder zum Fleiß erwecken wolte, zeigte ihnen oft den Vorhang seines Bettes, dessen er sich bedienet ehe er Doctor worden. Sehet, sagte sie, wie der Himmel dieses Bettes voll Oeldampf sitzet. Euer Vater konte nicht von den Büchern kommen, und der Ruhe geniessen. Dadurch ist er ein Staatsminister worden.

Anmerkung des P. Dentrecolles.

Es trägt sich oft zu, daß die Söhne oder Enkel der Mandarins durch ihre Faulheit in denjenigen armseligen Zustand zurück fallen, daraus sich ihre Väter in die Höhe geschwungen; da indes anderer Leute Kinder durch ein emsiges Studiren ihr Glück sehr hoch treiben.

§. 40.

XIII. **Se ma yung**, der unter den Gelehrten so bekant geworden, vergaß von seinem siebenten Jahr an, so zu reden, Essen und Trinken, und schien gegen Hitze und Kälte unempfindlich geworden zu seyn; so sehr liebete er die Bücher. In seinem funfzehenten Jahr hatte er es so weit gebracht, daß wenige Bücher zu finden waren, die er nicht auswendig wuste. Um sich des Schlafs zu erwehren, so bediente er sich statt eines Hauptküssens eines ganz runden Klotzes. Wenn ihn der Schlaf überfiel und er das Buch fallen lies, so sank sein Kopf auf dieses küssen, und die geringste Bewegung desselben weckte ihn wieder auf.

§. 41.

XIV. Ein anderer, Namens **Tsun king**, hatte oben an ein Bret ein Seil befestiget und unten seine Haare darein geflochten; und dadurch weckte er sich selbst gleich auf, wenn er etwa in einen Schlaf sinken wolte. Ein anderer, der sehr arm war, las im härtesten Winter seine Bücher beym Mondschein.

Anmer-

Anmerkung des P. Dentrecolles.

Es ist übrigens nicht genung, daß ein Gelehrter sich seines Glücks versichert halten könne, wenn er nur einige Jahre bey den Büchern gesessen; sondern er muß die äusserste Standhaftigkeit dabey beweisen. Und diese wird aus folgendem Exempel zu erkennen seyn.

§. 42.

XV. **Li pe**, der unter der Dynastie **Han** einer der allergrösten Lehrer des Hofes worden, hatte von seiner zärtesten Jugend an sehr fleißig studiret. Er stellete sich einstens bey dem algemeinen Provincialexamen ein, und weil es ihm nicht dabey gelungen war, so verzweifelte er ganz daran, daß er jemals werde ein **Sieou tsai** oder Doctor werden. Er entschloß sich also das studiren fahren zu lassen, und eine andere Lebensart zu erwehlen. Als er nun mit diesen Gedanken umgieng, so traf er ein altes Weib an, die eine dicke Stange Eisen auf einem Stein hin und her wetzte. Er blieb daselbst eine Zeitlang stehen, und fragte sie endlich, was sie denn daraus machen wolte? Ich will, antwortete sie, durch das Reiben dieses Eisens auf allen Seiten eine Nadel mir zubereiten, deren ich mich im Sticken bedienen könne. **Li po** gieng hiebey in sich und dachte dem Geheimniß nach. Statt dessen, daß er seinen Weg nach seinem Hause fortsetzen solen, so gieng er an den Ort, wo er sonst studiret, um dieses recht mit neuem Eifer anzugreifen, und brachte es so weit, daß er zu den wichtigsten Aemtern befördert ward.

Anmerkung des P. Dentrecolles.

Der Autor, aus dem bisher die Exempel von kindlicher Liebe und Fleiß im Studiren genommen worden, beschliesset sein Buch mit solchen Exempeln, die zur Bildung eines tugendhaften Menschen etwas beytragen können.

§. 43.

XVI. Unter der Dynastie **Song** sagte ein Weltweiser, Namens **Fan tchung sien** zu seinen Schülern: Alle meine Wissenschaft beziehet sich darauf, daß ich diese zwey Stücke verstehen und ausüben lerne, nemlich **Aufrichtigkeit** und **Sanftmuth**; und ich sehe, daß mir so wol an der Erkentniß, als auch in der Ausübung dieser beyden Tugenden noch sehr viel fehle. Man findet keinen Menschen setzte er hinzu, so dumm und pöbelhaft er auch sonst seyn möchte, der nicht, in dem er andere bestrafet, etwas von Verstande blicken lassen solte. Eben so lassen auch die vernünftigsten, wenn sie ihre Fehler entschuldigen wollen, eine nicht geringe Verfinsterung ihres Geistes offenbar werden. Man solte, wenn man anders recht vernünftig handeln wolte, sich seine eigenen Fehler mit eben solcher Gemüthsfassung vorhalten als man sie an andern zu bestrafen pfleget, und andern ihr Versehen eben so willig vergeben, als man sich sein eigenes Vergehen zu gut zu halten pfleget. Wenn man allezeit sich so verhielte, so würde man es gewiß in der Weisheit und Tugend weit bringen.

§. 44.

XVII. Zu den Zeiten der Dynastie **Song** lebte ein anderer weiser Mandarin Namens **Fan**, der den Zunamen **Tchung yen** führete. Er achtete seine Reichthümer ganz und gar nicht; sein Vergnügen war, wenn er die Armen, sonderlich aus seiner sehr zahlreichen Anverwandschaft, konte daran Antheil nehmen lassen. Um nun seine Freygebig-

gebigkeit dauerhaft zu machen, so kaufte er grosse und weitläuftige liegende Gründe an, und bestimte den Ertrag davon denen Armen, sonderlich aber denen aus seiner Familie, wenn sie sich kleideten, verheiratheten oder zur Erde bestattet werden solten. Uebrigens aber hatte er ausdrücklich untersaget, daß sein Rechnungsführer keine Untersuchung anstellen solte, ob die Dürftigen nahe Anverwandten wären oder nicht. Wir alle, sagte er, die wir zur Familie **Fan** in der Provinz **Kiang nan** und **Kiang si** gehören, haben einen Stammvater; wir sind alle seine Kinder und Enkel; wir machen allezusammen nur eine Familie aus. Seit mehr als hundert Jahren bin ich der einzige, dem zeitliche Glücksgüter zugefallen; das ist, seit mehr als hundert Jahren haben unsere Vorfahren einen Schatz von Tugenden gesamlet. Die Frucht ihrer Tugenden hat sich an mir geäussert, da ich zu hohen Würden erhoben worden. Wolte ich nun samt meinen Kindern allein diese Reichthümer geniessen, ohne meine armen Anverwandten daran Theil nehmen zu lassen; wie würde mir zu Muthe seyn, wenn ich nach meinem Tode vor meinen Vorfahren erscheinen muß? Und würde ich mich nicht schon jetzt schämen müssen, wenn ich in den Familiensaal meiner Vorfahren eintrete?

§. 45.

XVIII. Unter der Dynastie **Tang**, die zur Zeit der Geburt Christi regieret hat, war einer insonderheit berühmt, der **Kung y** hies. Er sahe seine Nachkommenschaft bis ins neunte Glied, welche alle zusammen nur eine einzige sehr einige und friedsame Familie ausmachten. Der Käyser **Kao tsong** wolte diese wundernswürdige Familie sehen. Als er nun auf einer Reise nach **Tai chan** begriffen war; so beehrete er das Haus dieses **Kung y** mit seiner Gegenwart. Er lies den ehrlichen Alten vor sich fordern, und fragte ihn, auf was Weise er die grosse Einigkeit unter seiner Familie erhalten hätte. **Kung y** lies sich Papier, Feder und Dinte herbey bringen; er schrieb darauf das Wort **Gin** wol hundertmal, welches so viel bedeutet als Gedult. Darauf übergab er das Papier dem Käyser. Er wolte damit anzeigen, daß die Uneinigkeiten in den Familien von dem Verdruß und Mißgunst herrührten, da man nicht mit Gelassenheit ansehen könne, wenn einer mehr hätte als der andere, besser gekleidet, besser verpfleget, mehr geliebet, geschonet und geehret würde. Allen diesen Mißhelligkeiten komme die Gedult zuvor, und verbinde die Gemüther zu einer wahren Einigkeit.

§. 46.

XIX. Zu gleicher Zeit lebete eine andere Familie, **Li ouen tching** die aus mehr als drey hundert Gliedern beyderley Geschlechts bestund, die alle beysammen wohneten, mit einander assen, und alle ihr Haab und Gut gemeinschaftlich verwalteten. Diejenigen aus dieser Familie, die Mandarins geworden waren, schickten ihr überflüßiges zur Familiencasse, davon diejenigen verpfleget wurden, die weniger einzunehmen hatten.

§. 47.

XX. **Ouang ouen** ward in seinem ziemlich hohen Alter zu hohen Ehrenämtern erhoben. So oft er seine Einkünfte betrachtete, so seufzete er bey sich selbst, wendete seine Augen von dem Gelde weg, sahe seine Hausgenossen an und sprach: Dieses Geld, das ich einnehme, ist die Substanz und das Blut des armen Volks im Lande, es thut mir leid, daß ich mich davon unterhalten soll.

§. 48.

XXI. Als **Tchang tchi pe** ein grosser Mandarin worden war, so machte er we-

der an seinem Tisch, noch in seiner Kleidung, noch in seinem Hausgeräthe einige Veränderung, sondern lebte samt den Seinigen in besonderer Genügsamkeit. Ihr irret euch, sagten seine Freunde zu ihm, ihr meinet bey eurer Sparsamkeit den Namen einer unpartheiischen Obrigkeit zu erhalten; aber glaubet nur, eure Eingezogenheit wird euch als ein heßlicher Geiz ausgeleget werden. Meine Freunde, antwortete er, glaubet mir, daß das Glück etwas gar veränderliches sey. Heute bin ich in grossen Ehren, morgen kan ich aller meiner Aemter entsetzet seyn. Es ist ein kleiner Schritt vom Ueberfluß zum Mangel. Hat man sich nun zärtlich zu leben gewöhnet; so kostet es sehr viel Ueberwindung ehe die erste geringe Lebensart schmecken will. Unser Leben stellet nur einen einzigen Tag vor; last uns daher so leben, daß eine Uebereinstimmung an demselben anzutreffen sey.

§. 49.

XXII. **Siu moei** und **Yang yu** waren sehr vertraute Freunde, ehe sie zu grossen Ehrenämtern erhoben wurden. **Siu** hatte dem **Yang** den Anfang seines Glücks zu danken. **Yang** verlor seine Bedienung, und muste sichs gefallen lassen, nicht allein eine geringere Bedienung zu bekleiden, sondern auch an einem entfernten Ort dieselbe anzutreten. Man merkte es bald, daß er am Hofe übel angeschrieben sey; er sahe sich von seinen Freunden verlassen: niemand wolte gerne den Namen haben, als ob er mit ihm bekant wäre. **Siu moei** aber würdigte ihn seiner Freundschaft nach wie vor. Als **Yang** abreisete, so stelte sich niemand bey ihm ein, Abschied zu nehmen. **Siu** aber begleitete ihn sogar bis zur ersten Station, und nahm unter den Versicherungen der zärtlichsten Freundschaft Abschied von ihm. Diese standhafte und unerschrockene Freundschaft, die, wie man meinete, seinen Untergang befördern würde, kam vor die Ohren eines vornehmen Ministers. Dieser erhub ihn wenig Tage darauf gar merklich; und jener wuste nicht, was die Ursache einer so schleunigen Erhebung sey. Als er bey diesem Minister seine Danksagung abstattete, so sagte er unter andern zu ihm: Herr, ich habe noch nie die Ehre gehabt ihnen aufzuwarten, und sie überhäufen mich mit Gnadenbezeugungen. Der Minister versetzte ganz kurz: Ich habe euch darum diese Bedienung gegeben, weil ich weiß, daß derjenige, der dem **Yang** seine Dienste und Freundschaft nicht unvergolten gelassen, auch der Gnade seines Fürsten nicht unwürdig sey.

§. 50.

XXIII. **Ly ouen pe** war durch seine Verdienste und Gelehrsamkeit zu einer der ersten Bedienungen des Hofes erhoben worden; er nahm seine Mutter in diesem Stande zu sich. Als er einstens von Hofe nach Hause kam, gieng er mit seinen Ceremonienkleidern in das Zimmer seiner Mutter, sich nach ihrem Gesundheitszustande zu erkundigen, und als er sie auf einem Stuhl sitzend und spinnend antraf, redete er sie an und sagte: Wie? Madame, ihr seyd die Mutter eines grossen Ministers am Hofe, und ich sehe euch spinnen? Sie erseufzte dabey tief und sagte: Ist denn das Reich seinem Verfal so nahe? Ich sehe ja, daß man die Regierungsgeschäfte solchen Mandarins anvertrauet, die wie junge Leute, die ohne alle Erfahrung sind, reden; sie wollen ja den Leuten ein müssiges und wollüstiges Leben anpreisen. Bleibet hier, mein Sohn, und höret mich. Wenn der Leib arbeitet, so ist der Geist geschäftig und bey sich selbst. Ist jener aber müssig; so entstehet daraus ein wildes und unordentliches Wesen; dieses ersticket die Tugend, und ein Herz ohne Tugend geräth in die greulichsten Ausschweifungen.

Sehen wir denn nicht, daß ein Volk, welches ein fettes und gesegnetes Land bewohnet, faul und träge ist; da hingegen diejenigen, die ein mageres und unfruchtbares Land besitzen, fleissig, geschickt und arbeitsam sind? Habt ihr denn schon vergessen, daß unsere alte Käyserinnen mit ihren eigenen Händen für den Käyser und ihre Prinzen gearbeitet, und daß die Gemahlinnen der vornemsten Mandarins ihre gewönlichen Geschäfte gehabt? Ich meinete ihr würdet der erste seyn, der mich an diese alte Exempel erinnern würde, und ihr setzt mich darüber zur Rede, daß ich arbeite? Mein Sohn, diese Sprache erweckt bey mir die Furcht, daß der Name unserer Familie und der Name eures Vaters mit euch erlöschen werde. Merkt euch das.

§. 51.

XXIV. Man erzählet, daß **Hong vou**, der Stifter der vorigen Dynastie, der von einer niedrigen Herkunft sich bis zum Thron geschwungen hatte, in seinem ganzen grossen Reich genau nachforschen lassen, ob nicht etwa jemand an eben demselben Tage und in der Stunde geboren sey, da er zur Welt geboren worden. Dieses Merkmal fand man an einem Bauer. Er ward deswegen an den Hof berufen. Der Käyser wunderte sich, als er ihn in einer so armseligen Gestalt erblickte, und nachdem er ihn mancherley gefraget, so erfuhr er von ihm, daß der arme Mann von funfzehen Bienenkörben seinen Lebensunterhalt habe. Darauf sagte er zu ihm: Es ist eine Aehnlichkeit zwischen deinem und meinem Schicksal. Ich bin Käyser über funfzehen Provinzien, und habe nicht mehr unter mir stehende Könige, als dieser Mensch Bienenkönige hat. Denn ein jeder Bienenkorb hat seinen eigenen König, und funzehen Könige entrichten ihm ihren jährlichen Tribut, davon er lebet.

Vierter Auszug (§. 28) aus dem Capitel von dem besondern Examen der Studenten die **Sieou tsai** sind, oder nach dieser Stufe der Gelehrsamkeit streben.

§. 52.

Der Gouverneur einer Stadt soll von Zeit zu Zeit die unter seine Gerichtsbarkeit gehörigen Gelehrten zusammen berufen, sie zu examiniren, zu welchem Ende er ihnen einerley Themata zur Ausarbeitung geben soll. Diese Versamlungen und Prüfungen haben einen doppelten Zweck. Der erste ist, daß die Wissenschaften durch die gegen sie bezeugte Hochachtung im Aufnehmen erhalten werden. Der andere aber, daß die Gelehrten zu derjenigen Aufrichtigkeit und Volkommenheit gebracht werden, die alles ihres Studirens vornemste Frucht ist. Denn durch diese öftere Examen werden sie angetrieben, ihre Pflicht vor Augen zu haben, zumal, wenn sie sehen, daß die Mandarins desselben Ortes, die sie als ihre Völker ehren, sich ein Vergnügen daraus machen von ihren eigenen Schriften zu urtheilen; und daß sie diejenigen ihrer Freundschaft würdigen, die sich nicht allein durch ihre Fähigkeit, sondern auch durch ihre gute Sitten von andern unterscheiden. Was diejenigen anlanget, die nur den Namen der Gelehrten führen, weil sie statt des Studierens nur aus einer Audienz in die andere laufen, und auf eine niederträchtige und nicht selten ungerechte Art etwas zu gewinnen suchen: so finden sie in dergleichen Examen Gelegenheit sich zu schämen, daß sie so wenig zugenommen, und diese Schande wird sie antreiben, dergleichen schändlichen Zerstreuungen zu entsagen. Diesen Vortheil verschaffet gewiß das monatliche öffentliche Examen. Aber

Vorstellung von der nothwendigkeit und vortheile dieser examen.

heut zu Tage ist diese Gewonheit bey den Gelehrten verloschen; es würde gut seyn, wenn man sie wieder erneuerte.

§. 53.

Wie es dabey gehalten werden soll.

Zu dem Ende muß der Gouverneur der Stadt den gelehrten Mandarins befehlen, alle Monate einen gewissen Tag zu bestimmen, da die Studierenden in dem Lesesaal, Namens **Min lun tang** zusammen kommen sollen. Daselbst soll man ihnen gewisse Materien zur Ausarbeitung aufgeben, die unter der Aufsicht der Mandarinen geliefert werden soll. Hat die Stadtobrigkeit Ländereien, die derselben besonders eigen sind, so sollen die Einkünfte dazu angewendet werden, den Studirenden an jedem Tage eines solchen Examens eine Mahlzeit zuzubereiten. Auf jeden Tisch sollen vier Schüsseln gesetzet werden, zwo mit Fleisch, und zwo mit Zugemüse. Ihrer viere sollen allemal an einem Tische speisen; des Abends aber sollen nur zwey Becher Wein auf jeden Tisch gestellet werden. Ich mache dabey die Rechnung, daß die Anzahl der Studenten sich in einigen Städten nur auf einige Duzend belaufen werde; mithin werden sich die Unkosten ungefähr auf zwey Tael belaufen. Und da im sechsten Monat wegen der grossen Hitze und im zwölften wegen der grossen Kälte keine Academie gehalten werden kan; so werden alle Examen jährlich höher nicht als zwanzig Tael zu stehen kommen. Diese Summe ist so beträchtlich nicht, daß der Gouverneur einer Stadt dieselbe nicht auf eine gute Art solte ersparen können. Er muß auch den Tag, da das Examen gehalten werden soll, zum voraus bekant machen lassen und die gelehrten Mandarins ersuchen lassen, sich dabey einzufinden. Alle junge Studenten, die fähig sind eine Probe in der Beredtsamkeit abzulegen, sollen zu diesem Examen gelassen werden.

§. 54.

Wie der bewiesene fleiß zu belohnen.

Wenn die Ausarbeitung geschehen, übergeben und geprüfet worden, so sollen die verschiedenen Stufen der Güte bestimmet werden. Diejenigen, so man für etwas volkommenes erkennet, soll man besonders legen. Zur Unterhaltung einer löblichen Eifersucht soll man die besten Meisterstücke dem Druck übergeben, damit die ruhmwürdige Arbeit auch eines einzigen Tages nicht ohne Frucht und ohne Belohnung bleibe. Der Mandarin soll überdies auch nicht ermangeln, diejenigen öffentlich zu loben, die mit einer besondern Fähigkeit auch einen ordentlichen Lebenswandel verbinden. Sind es reiche Personen, so soll er ihnen ein geschriebenes Ehrenzeugniß von seiner eigenen Hand ertheilen. Sind es aber arme, so soll er nebst dem gebührenden Lobe sie auch mit etwas Silbergelde beschenken, daß sie sich was davon zu gute thun können. Dieses Verhalten wird die Wirkung thun, daß diejenigen, die übel bestanden, sich ihrer eigenen Nachlässigkeit desto mehr schämen werden. Und wenn sie wahre Ehre besitzen, so werden sie sich ermuntern und darnach trachten, daß sie es den andern nachthun. Und dadurch werden sie gelehrte Leute werden. Ich weiß kein besseres Mittel als dieses, den verfallenen Wissenschaften wieder aufzuhelfen; und die Gouverneurs der Städte werden davon Ehre haben. Sie werden auf die Weise eine Bahn brechen und einen Weg bähnen, darauf sie die Studierenden gleichsam bey der Hand finden können.

§. 55.

Anmerkungen des P. Dentrecolles.

Anmerkungen darüber.

Es werden diese Examen besondere genennet, um dieselben von den algemeinen zu unterscheiden, die jährlich einmal von dem Mandarin in einerjeglichen Stadt vom zweyten und

dritten

dritten Rang gehalten werden: Hernach aber von dem Mandarin derjenigen Stadt vom ersten Range, unter deren Gebiet die andern Städte stehen. Dieses doppelte Examen geschicht in einem jeden Gebiet deswegen jährlich, damit man diejenigen tüchtigen Studenten aussuchen könne, die in demselben Jahr an den Hof geschicket werden sollen, um daselbst ihre Proben bey dem Mandarin auszuarbeiten, mit der Volmacht, den Gradum eines **Sieou tsai** den Studenten gewisser Städte, und zwar mehrern oder wenigern zu ertheilen, nachdem die Gebiet derselben groß oder die Anzahl der Studenten stark ist. Der **Tao** der Stadt **Jao tcheou** der zugleich Gouverneur oder vielmehr der Intendant von zwo andern Städten vom ersten Rang ist, hat mehr Zeit zu dieser Arbeit, weil er in seinen Amtsangelegenheiten es nur mit wichtigen Fällen zu thun hat. Daher pflegt er ordentlicher Weise dergleichen besondere Examen anzustellen. Und darin schmeichelt er sich, ein Nachfolger der Weisen der vorigen Zeiten zu seyn. Ja, was noch mehr; dergleichen **Tao** oder Intendanten über zwo andere Städte vom ersten Rang, deren Gebiet in Frankreich eine sehr grosse Provinz ausmachen würde, haben gemeiniglich nicht viel Gelegenheit sich Geld zu samlen; wenn sie daher keine sonderliche Stützen bey Hofe haben, so kan ihnen weiter nichts als ihre Ehrlichkeit den Weg zu höhern Ehrenämtern bahnen. Und das ist bey einem Chineser ein starker Bewegungsgrund, seine Tugend und seinen Eifer für das algemeine Beste sehen zu lassen.

§. 56.

Fortsetzung. Man beschwert sich im vorhergehenden Capitel billig darüber, daß die jungen **Sieou tsai** nur die Audienzen durchlaufen und einen Proceß vor Gericht aufzutreiben trachten. Viele leben von diesem Handwerk und von der Gnade bey den Mandarins, zu welchen sie um ihres Gradus willen einen freyen Zutrit haben; und was sie sich bey der Gelegenheit bey ihnen ausbitten, damit treiben sie ihr Gewerbe. Ja viele streben nur deswegen nach einer solchen Ehrenstufe der Gelehrten, damit sie dadurch was gewinnen können. Aufrichtige und im Ansehen stehende Mandarins lassen sich durch das ungestüme Anhalten dieser Licentiaten nicht irre machen, und schlagen ihnen den Besuch, oder ihre Bitte ab. Die andern Mandarins, die entweder schwach oder furchtsam sind, verfahren mit ihnen sehr säuberlich, damit diese nicht etwa ihre heimlichen Ungerechtigkeiten bey den höhern Mandarins verrathen. Daher sind dieser Leute ihre Zungen und ihre Federn fürchterlich. Der jetzt regierende Käyser, dem die eingerissenen Unordnungen nicht unbekant geblieben, hat die allerkräftigsten Mittel gefunden, daß sie sich in keine Affairen mehr mischen und vor den Gerichten ohne erhebliche Ursachen nicht erscheinen dürfen. Sie müssen 1. vier Personen darstellen, die für ihre Sitten und Ehrlichkeit gut sagen. 2. Sie dürfen dem Gouverneur des Ortes kein Memorial, auch nicht einmal in ihren eigenen Angelegenheiten übergeben, wo es nicht ein gelehrter Mandarin erst durchgelesen hätte, welcher gewiß seines Amtes entsetzet werden würde, wo er hierin eine strafbare Nachläßigkeit bewies.

Fünfter Auszug (§. 52.) aus dem Capitel **Kiang hio**, darin ein Muster einer solchen Rede enthalten ist, dergleichen in der Versamlung der Gelehrten gehalten zu werden pfleget.

§. 57.

Worauf es bey der regierung eines staats ankomme.

Die volkommenste Regierungsart gründet sich auf löbliche Gewonheiten, die in einem Staat die Herschaft haben. Will man hierin zum Zweck kommen, so müssen die Ge-

Gemüther der Menschen gebessert werden. Will man aber diese bessern, so müssen sie den Unterricht der weisen Männer erkennen lernen. Man muß nicht meinen, als ob dieselbe weit zu suchen, oder gar unmöglich zu erhalten sey. Man schläget keine ungangbare oder ausserordentliche Wege vor, auf welchen man nur mit vieler Mühe fortkommen könne. Es komt dabey alles auf die Lehre von den Pflichten des Regenten und der Unterthanen, der Eltern und der Kinder, der ältern und der jüngern Brüder, des Mannes und des Weibes, und endlich auf die Pflichten eines Freundes gegen den andern an. Man thue nur allen diesen Verbindlichkeiten ein Genüge, so wird weder ein Fehler noch eine Ausschweifung statt finden können. Was will man denn mehr haben? Aber ohne Wissenschaften komt man nicht auf den Grund dieser weisen Lehren; und wenn man den nicht einsiehet, so wird man sie auch nicht in die Ausübung bringen. Durch die Vernunft etwas gründlich erkennen, das ist eine Eigenschaft des Himmels, der theilet den Menschen diese Gabe mit. Beym Himmel heisset es Vernunft, bey den Menschen ists eine Tugend oder Gabe; und wenn sie dieselbe anwenden und ausüben, so heisset es die Gerechtigkeit. Dieses Licht der Vernunft wird bey den meisten Menschen durch ihren verderbten bösen Willen verfinstert. Und wenn die Vernunft durch die verkehrte Eigenliebe einmal verfinstert ist, alsdenn ist die Tugend schon ihrer Reinigkeit und ihres wahren Werthes beraubet. Und wenn die innerliche Tugend nicht mehr rein ist, so wird man auch äusserlich seinen Pflichten kein Genügen thun. Entfernet man sich also von der Gerechtigkeit, so hat der Verfasser des canonischen Buches **Ly king** nicht unrecht gesaget: Die Bemühung eines Weisen ist, in der Weisheit zuzunehmen, und eine Erkentniß mit der andern zu vermehren. Er suchet seinen Verstand immer besser zu unterrichten, und das, was er gelernet hat, recht im Grunde zu erforschen. Es ist ihm ein Vergnügen, wenn er andere seiner Erkentniß theilhaftig machen kan. Seine Wissenschaft ist dabey nicht unfruchtbar; die Gottseligkeit belebet seinen ganzen Wandel.

§. 58.

Fortsetzung. Gewiß der Mangel der Unterweisung machet es, daß so wenig Tugend angetroffen wird; und wenn man nicht fromm und tugendhaft wird, so wird man nimmermehr zur Volkommenheit gelangen. Daher sagt unser Text sehr wohl, daß der Anfang der Tugend sey, etwas gründlich zu lernen; aus dieser Quelle folgen hernach die tugendhaften Handlungen des Lebens. Dabey muß folgende Ordnung nothwendig inacht genommen werden; daß man anfänglich eine gründliche Erkentniß von der wahren Weisheit habe, und uns nichts verborgen bleibe; daß man hernach in den Grund seines Herzens gehe, und dahin sehe, daß die Tugend rein und ohne Vermischung sey; endlich, daß man das äusserliche so einrichte, damit keine Handlung und keine Verrichtung unserer Sinnen ohne Ordnung geschehe. Dieses alles aber, diese Weisheit, diese Volkommenheit, die uns unsere Väter vorgeschrieben und angepriesen haben, kan niemals ohne Arbeit und viele Mühe erlanget werden.

§. 59.

Mittel eine gute regierung zu führen. Eben dieses Buch **Y king** saget: Treue in den gemeinen Tugenden; Sorgfalt in den gewönlichen Reden, und volkommene Aufrichtigkeit, die da frey ist von allem Verderben und Eitelkeit. Was verstehen wir aber durch die gemeinen Tugenden? Keine andere als diejenigen, die den Fürsten und die Unterhanen, Eltern und Kinder,

Mann

Mann und Weib und gute Freunde unter einander angehen. Was mag dieses Buch ferner durch die gewönlichen Reden verstehen? Nichts anders als die Unterweisungen von diesen Pflichten. Man nehme nun einmal diese Pflichten und Unterweisungen weg; was bleibt alsdenn im bürgerlichen Leben übrig, das eine Tugend oder Wissenschaft genennet werden könne? Anlangend die Worte: **Eitelkeit, Verderben**, so ist der wahre Verstand dieser: Wollet ihr, daß die vom **Tien** oder Himmel kommende Vernunft euch erleuchten soll, so sehet euch wohl vor, daß die Eigenliebe dieselbe nicht verderbe. Desgleichen, in einer volkommenen Aufrichtigkeit leben, das ist nichts anders als eine reine und unverfälschte Tugend ausüben. Wer aber diese haben will, der muß sich vor aller Vermischung hüten, die von dem durch die Leidenschaften verderbten Willen unvermerkt entstehen kan. Eine andere Auslegung muß die Natur dieses Textes verstellen.

§. 60.

Wir wollen die Lehren und Tugendreguln unserer grössesten Männer, des **Yao, Chun, Yu, Tang, Ven vang, Tcheou kong** und **Kong tsee** oder **Confucius** durchgehen, so werden wir finden, daß sie alle hierinn mit mir einstimmig sind. Als **Yao** das Reich dem **Chun** übergab, sagte er zu ihm: Suchet vor allen Dingen die rechte Mittelstrasse zu treffen. Diese aber bestehet darin, daß ihr auf keiner Seite zu viel oder zu wenig thut. **Chun** gab seines Ortes dem **Yu**, seinem Nachfolger, folgende Lehre: das Herz des Menschen ist bey sich selbst tausenderley Gefährlichkeiten und Abwegen unterworfen. Der Mittelpunct der Warheit ist fast etwas unmerkliches. Richtet daher alle eure Bemühungen auf diese Regul: Suchet die rechte Mittelstrasse zu treffen. Durch das menschliche Herz verstehet man die Neigungen zu den sinlichen Dingen. Der Mittelpunct der Warheit ist die Aufrichtigkeit der Seele. Die Aufmerksamkeit, die **Chun** erfordert, ist nichts anders, als die aufrichtige Prüfung der geheimesten Neigungen des Herzens. Wer dieser Neigungen Meister ist, der besitzet die wahre Aufrichtigkeit; und wenn man die besitzet, so verfälschet man seine Handlungen nie durch die interessirten Absichten, die durch die sinlichen Dinge leicht bey uns erreget werden können. Und daher sagt der Text: Daß der Mittelpunct der Vernunft, der uns durch einen Strahl regieren muß, sehr zart und kaum zu merken sey. Hat ein Mensch gelernet, die Gefährlichkeiten seines eigenen Herzens zu übersteigen; so wird er auch im Stande seyn, in allen Stücken die rechte Mittelstrasse zu treffen. Er wird nicht mehr auf die eine Seite geneigt seyn, als auf die andere; er wird ohne Fehler und volkommen seyn.

Reguln der alten davon.

§. 61.

Anmerkung des P. Dentrecolles.

Der Verfasser dieser Rede führet weiter fort, die Tugendreguln anderer grossen Männer zu erklären; sonderlich zeiget er, daß alle zusammen im Grunde einerley sagen, und daß alles darauf hinauslaufe, was er im Anfang seiner academischen Rede gesaget. Es würde aber zu weitläuftig seyn, wenn wir alles hieher setzen wolten. Das angeführte und übersetzte ist schon hinlänglich zu lehren, was für eine Aehnlichkeit zwischen den Chinesischen und zwischen den Griechischen und Römischen Weltweisen sey. Es wäre nur zu wünschen gewesen, daß man in der Uebersetzung den lebhaften, kurzen und erhabenen Stilum der Chineser recht auszudrucken vermögend gewesen. Alles, was wir über-

Anmerkung.

übersetzet haben, bestehet in drey und zwanzig Zeilen, deren jede nur zwey und zwanzig Characteres hat, und davon mancher allein eine höhere und lebhafte Metaphore in sich fasset, die aber in der Französischen Sprache übertrieben werden möchte.

Sechster Auszug (§. 57.)
eines Buchs, darin ein Entwurf von der Einrichtung einer Societät der Wissenschaften vorgeleget wird.

§. 62.

Zweck einer solchen Academie.

Bey einer Academie der Wissenschaften hat man den Zweck, daß die Studierenden in der Erkentniß ihrer eigenen Natur volkommener, und zu Nachfolgern unserer weisesten Vorfahren gemachet werden sollen. Will man es dahin bringen, so muß man sich mit allem Ernst auf diese Sache legen, und denselben mit einem stillen Gemüth beständig und ordentlich nachdenken, ohne dabey von aussen einen eitlen Namen zu suchen, und der Ehre eines gelehrten Mannes theilhaftig zu seyn.

§. 63.

Entwurf davon.

Ich habe die Quelle von der Einrichtung solcher Academien in den ältesten Zeiten aufgesuchet. Darunter finde ich insonderheit drey, die einen grossen Namen gehabt, dazu noch eine vierte gesetzet werden kan, die neuer ist, die aber auch viel nützliche Einrichtungen gehabt. Ich will die besten Reguln, und die mir am meisten gefallen haben, zusammen tragen. Dadurch kan man der Mühe überhoben werden, ganze Bücher durchzulesen, darin sie zerstreuet anzutreffen sind. Die Mandarinen, meine Collegen, wenn sie sich meine Unterweisung zu Nutze machen wollen, können die Ehre haben, als ob sie die Erfinder guter Stiftungen wären; und sie werden andere gelehrte und tugendhafte Personen aufmuntern, an eine so schöne Arbeit Hand mit anzulegen. Diese Academien werden der Welt mit der Zeit die besten Leute geben. Ohnerachtet ich meine Schwäche wohl kenne, so schmeichle mir doch, dazu etwas beygetragen zu haben. Ich mache mir die angenehme Vorstellung, daß die in solchen Academien erzogene Jugend unvermerkt an die Besserung des Staats Hand anlegen und die besten Gewonheiten in den Gang bringen werde. Wie freue ich mich darüber, wenn ich dran gedenke! Ich will diese Reguln, wie ich sie in den Schriften der Alten gefunden habe, mit tiefster Ehrerbietung hersetzen. Ein jeder kan daraus das beste nehmen, und was sich für seine Umstände am ersten schickt. Es sind dieser Reguln zwölfe.

§. 64.

Erste regul.

I. Derjenige, der bey dieser Academie zugelassen werden will, muß die Liebe und Hochachtung gegen die **reine Lehre***) als eine wesentliche Eigenschaft an sich haben. Denn wer gelehrt und tugendhaft werden will, der muß sich eine hohe Vorstellung von der Lehre unserer Weisen machen, und alle seine Bemühungen dahin richten, daß er in ihren Fußstapfen wandele; weil alle ihre Lehren die Ausübung zum Endzweck haben. Die Tugend der Mitglieder dieser Academie muß dem Ort, wo sie sich versamlen, Ehre machen. Folglich müssen auch die Oberhäupter dieser Academie keine andere als solche zulassen, die einen rechten Trieb haben, vollendete Gelehrte zu werden, ein getreuer und edler

*) Diese reine Lehre wird der Ketzerey **Y tonan**, vornemlich aber den abgöttischen Bonzen und den **Tao tse** entgegen gestellet, die seit langer Zeit China überschwemmet haben.

edler Abdruck so viel grosser Lehrer, die die würdigsten Muster aller in den künftigen Zeiten lebenden Studierenden sind. Welcher nun überführet werden kan, daß er von den beyden Secten **Fo** und **Lao** rühmlich gesprochen, oder sich unterstanden zu behaupten, daß ihre Lehre im Grunde mit der Lehre des **Ju kiao** oder der gelehrten Secte übereinstimme, wenn er auch gleich sonst die gemeine Reichslehre lobete und billigte; so soll ein solcher als ein geheimer Anhänger dieser Ketzerey, und der schon von derselben vergiftet ist, angesehen, mithin auch nicht unter die Mitglieder dieser Academie aufgenommen werden.

Anmerkung des P. Dentrecolles.

Die beyden Secten **Fo** und **Lao** nehmen das Leere und das Nichts zum Grunde und Endzweck aller Dinge an. Ihre Abgötterey führet also alle diejenigen zur Atheisterey, die dieselbe recht ergründen. Diejenigen, die in China sagen, daß die gelehrte Secte und die Secte **Fo** und **Lao** nur einerley wären, die machen aus dem **Confucius** einen Götzen, den sie neben den **Fo** und **Lao** aufstellen; welches in den Augen der gelehrten Chineser ein Greuel ist. Die Mandarins, wenn sie davon benachrichtiget werden, halten streng darüber, und strafen die Urheber.

§. 65.

II. Die andere Eigenschaft derer, die bey dieser Academie zuläßig sind, ist diese, daß sie einen guten Namen haben, und sich die Beobachtung ihrer Pflichten ernstlich angelegen seyn lassen müssen. Solche Gelehrte, die in ihrem Hause den Eltern gehorsam und unterthänig sind, die sich in ihren Worten vorsichtig, in ihren Handlungen aufrichtig und ordentlich, der alten Lehre zuthätig beweisen, die endlich von jederman gelobet und geliebet werden, die sind es, die zu dieser Academie zugelassen werden können. Zweyte regul.

§. 66.

III. Die Gelehrten, die hier aufgenommen seyn wollen, müssen drittens eingezogen, stille und uneigennützig seyn. Leute, die einen unruhigen Geist haben, tückisch, aufrührisch sind, und keinen Eifer für die wahre Ehre beweisen, die um eines nichtswürdigen Vortheils willen beständig vor den Gerichten liegen, sich in tausenderley und nicht selten höchst ungerechte Dinge mischen, die sich der Lügen und Betrügereien nicht schämen, die kaum ein wahres Wort reden können; solche Leute, denen das Maul nie stille stehet, die nicht an sich halten können, deren unordentlicher Wandel dem Ansehen der Gelehrten so nachtheilig ist, die nur darum in die Academie wollen, um einen Namen zu erlangen, die sich mit einer windigen Beredtsamkeit brüsten, und über andere eine Herrschaft zu erhalten trachten: alle diese Leute sollen ausgeschlossen seyn und ihnen kein Zutritt zu dieser Academie gestattet werden. Dritte regul.

§. 67.

IV. Man soll viertens die Aufzunehmenden sehr scharf examiniren. Will jemand in diese Gesellschaft aufgenommen seyn, so soll er sich erst vor einem der ältesten Mitglieder stellen. Alsdenn soll er sich beym Syndico melden; dieser soll in Gegenwart des Präsidenten der Academie eine Unterredung mit ihm anstellen, und insonderheit nachforschen, ob der von ihm eingeschickte Bericht auch der Warheit gemäs sey. Findet sich alles zu seinem Vortheil, so soll die Aufnahme niedergeschrieben werden. Alsdann überreicht er ein Visitenbillet, darauf sein Vor- und Zunahme stehet; auf dieses schreibet der Vierte regul.

Präsident, wenn er sich einstellen, und was er in der Gesellschaft dieser Gelehrten für einen Rang haben soll.

§. 68.

Fünfte regul. V. Gleichwie man aber auch die faulen und schädlichen Glieder von einem Leibe absondert; so soll man auch auf eben die Weise aller Unordnung und Verderben der Academie zuvor zu kommen suchen. Es kan sich zutragen, daß die Tugend eines solchen Mitgliedes nicht dauerhaft ist, daß sie sich selbst entehren, wenn sie die wesentlichsten Pflichten unterlassen, und eben dadurch der ganzen Gesellschaft einen Schimpf zuziehen; welches geschehen würde, wenn sie den Versamlungen nicht beywohneten, die Grundgesetze der Gesellschaft nicht achteten, ausser den Versamlungen hochmüthige, eitele, zanksüchtige, spöttische und betriegerische Menschen wären, und, kurz zu sagen, nur nach dem eitlen Sinn der Welt lebten. Die Mitglieder sollen solcher Menschen halber eine eigene Versamlung anstellen, ihren Namen austilgen und durchaus nicht gestatten, daß sie weiter in ihre Versamlungen kommen dürften.

§. 69.

Sechste regul. VI. Wegen des Hauses, darin sich die Academie versamlet, ist folgendes zu merken. Der Mandarin der Stadt soll einen weiten Raum aussuchen, dessen Lage gesund und angenehm ist. Hierauf sollen die Baumaterialien angeschaffet werden. Nachdem der Vorrath des Geldes beschaffen ist, kan das Haus entweder mittelmäßig oder prächtig angeleget werden. In der Mitte des Saales **Tchong tang** soll die Tafel des Confucius aufgestellet werden; hierauf soll ein Hof folgen, und ein dritter Saal **Heou tang**, wo die versamleten Mitglieder speisen können. Was den Aufwand bey ihrer Versamlung betrift, so können entweder die Reichen und Vornehmen auf eine Standesmäßige Art tractiren, oder sie können es nach der Reihe umgehen lassen, oder sie können vielmehr unter sich selbst eine Casse errichten, und davon liegende Gründe anschaffen, die der Academie eigenthümlich verbleiben. Das wird das beste Mittel seyn, die Academie auf alle künftige Zeiten zu erhalten.

§. 70.

Siebente regul. VII. Anlangend die Regierung der Academie, so dünket mir folgendes zu ihrer Aufnahme zuträglich zu seyn. Wenn sich die ganze Academie zum erstenmal versamlet; so soll sich der Mandarin des Ortes in eigener Person und mit Beobachtung gehöriger Cerimonien an den Ort begeben, wo die Academie ihre Zusammenkunft hält, und soll ein Visitenbillet und Geschenke von seidenen Zeugen mit sich nehmen. Wenn er auf die Schwelle der Pforte tritt; so soll er die Mitglieder der Academie nöthigen einzutreten. Den verdientesten Mann unter ihnen soll man zum Präsidenten und Oberhaupt dieser gelehrten Gesellschaft ernennen. Den nächsten Rang nach ihm soll der **Hoei tchang** oder Syndicus haben. Dieser muß aber ein Mann von Jahren seyn und der zu leben weiß. Der Präsident soll zu seiner Erleichterung ein paar Assessores zur Seite haben, die etwas jünger seyn können, als der Syndicus, die aber munter und hurtig in ihrer Arbeit seyn müssen. Man wird sie **Hoei tching** nennen. Der Syndicus soll seines Ortes gleichfals zwey muntere und gesunde Männer zur Seite haben, die eine ihren Geschäften gemässe Fähigkeit besitzen. Ihr Titul soll **Hoei tsan** heissen. Diese sollen die Fremden mit aller Höflichkeit empfangen, die in die Academie aufgenommen werden. Die Beysitzer des Präsidenten und Syndici sollen gemeinschaftlich alle Angelegenheiten der ganzen

Academie

Academie besorgen. Endlich sollen auch zwey muntere, witzige und wachsame Jünglinge ausgesuchet werden, die Hoei tang *) heissen sollen. Sie sollen die Befehle der Vorgesetzten überbringen, und ausserhalb der Versamlung, was ihnen aufgetragen worden, verrichten.

§. 71.

VIII. In jedem Monat des Jahrs soll die Academie zweymal zusammen kommen, und der Tag dazu muß zum voraus angezeiget werden. Es soll ein jeder erscheinen, seinen bestimten Platz einnehmen, und die vorzulesende Rede mit anhören. Es soll diese Uebung ohngefähr gegen zehen Uhr des Vormittags angehen, und bis gegen vier Uhr des Nachmittags fortgesetzet werden; worauf die Glieder der Academie wieder aus einander gehen können. Achte regul.

§. 72.

IX. Die Glieder der Academie sollen ihren Rang nach dem Alter in dem Saal haben. Was aber die Fremden anlanget, die ihre Versamlung mit ihrer Gegenwart beehren, so soll ihnen um deswillen der Vorsitz gelassen werden. Unter den dazu gehörigen Gliedern aber soll das Alter den Rang entscheiden, und dabey weder auf Adel, noch auf Reichthümer, noch sonst auf andere academische Würden gesehen werden. Daraus wird etwas gar erspriesliches entstehen; nemlich, daß man sich nicht bemühen wird, hochmüthige, aufgeblasene, eigenliebige und von sich selbst erfülte Menschen den Gliedern der Academie einzuverleiben, die folglich auch kein gelehriges Herz und keinen Vorsatz haben können, die Warheit zu erforschen. Neunte regul.

§. 73.

X. Es sollen allemal die Materien in der wirklichen Versamlung aufgegeben werden, die in der künftigen abgehandelt werden sollen. Der Präsident soll allezeit drey Materien aufgeben, die ausgearbeitet werden sollen. Die erste soll die Schulbücher (libros classicos) der Chineser betreffen; die andere soll auf die Natur, auf das Herz des Menschen und Historie gerichtet seyn; die dritte soll die Gebräuche, die Beredtsamkeit und gute Regierungsart betreffen. Wenn diese Materien durch den Präsidenten angezeiget worden, so soll er mit dem Syndico und übrigen Beysitzern eine Verabredung anstellen, den Grund einer jeglichen aufgegebenen Materie vest zu setzen. Hierauf soll er fünf Tage vor der Versamlung die bestimten Materien allen Gliedern der Academie bekant machen. Diese Vorsichtigkeit setzet einen jeden Academisten in den Stand, die aufgegebene Materie recht durchzudenken. Sind sie nun im Saal zusammen gekommen, so sollen sie den Vortrag anfangen und einer dem andern seine Bedenklichkeit eröfnen. Das ist das beste Mittel, in allen Wissenschaften zuzunehmen. Zehnte regul.

§. 74.

XI. Man soll sorgfältig auf der anderen Glieder Absichten merken, sich auch solche selbst unter einander offenbaren. Das ist die grosse Oefnung des Herzens. Denn in den Herzen der Menschen muß man die Weisheit suchen, daselöst wohnet sie; beweiset aber und offenbaret sich durch die Handlungen. Es würde sehr gut seyn, wenn die Mitglieder der Academie sich unter einander aufrichtig offenbareten, nicht nur, was sie des Tages über unter einander gethan, sondern wie auch ihre innerliche Meinungen und Absichten beschaffen gewesen. Zu dem Ende würde es nöthig seyn, alles aufs Papier zu bringen, Eilfte regul.

*) Es bedeutet das so viel als Bedelle.

und von einem jeden Tage ein eigenes Verzeichniß seines Herzens zu machen. Was aber die Handlungen anlanget, so könte man auf dieses Buch sowol die guten, Hoe chen, als auch die bösen, Hoe kuo, auffsetzen. Wenn nun an dem bestimten Versamlungstage die gewönlichen Geschäfte geendiget, so solte ein jeder sein Verzeichniß heraus kriegen und dem andern davon Nachricht ertheilen; welches zu einer gar nützlichen Unterredung Gelegenheit geben würde. Wenn dieses eine Zeitlang fortgesetzet worden, so würde man merklich spüren, wie sehr man in der Erkentniß des Guten und in dem Vermögen solches zu volbringen zugenommen habe. Die Fehler des Verstandes und Herzens würden sich almählig verlieren. Dieser Punct ist für alle andere Gelehrten von gröster Wichtigkeit, sowol in Absicht auf die Wissenschaft als auf die Tugend, die beyde unsere Arbeit erfordern. Wenn man bey diesem Geschäfte nichts anders thut, als daß man das wenige Gute, so man an sich hat, groß machet, und das Böse nicht erkennen will, und sich allerhand künstlicher Verstellungen bedienet; was komt denn da heraus? Nichts anders, als daß man ein Erzbetrüger wird. Dergleichen Leute können nie tugendhaft werden, aus ihrem Verhalten kan man ganz sicher schliessen, daß sie immer in der Unwissenheit und in ihren Unvolkommenheiten bleiben werden.

§. 75.

Zwölfte regul. XII. Folgende Sittenreguln werden von den Gliedern der Academie zu beobachten seyn. 1. Daß sie diejenigen nicht verachten, die es ihnen weder an Jahren noch an Verdiensten gleich thun; um deswillen sie gegen allen geheimen Hochmuth des Herzens kämpfen sollen. 2. Daß sie die wahre Gemüthsgleichheit lieben, und sich ernstlich bemühen, allen Haß und Feindschaft gegen andere abzulegen. 3. Daß sie in der Hochachtung der Tugend eine wahre Beständigkeit beweisen, und alle Faulheit aus der Seele verbannen. 4. Da es auch eine wesentliche Eigenschaft des Menschen ist, daß er in seinen Entschliessungen frey sey, so muß alle Uebernehmung in Affecten, alle Anhänglichkeit an gewisse Dinge ausgewurzelt werden. 5. Die Ruhe und der Friede der Seele ist ein unschätzbares Gut; wir müssen daher unserm Geist nicht gestatten, daß er ausser sich selbst herum irre, unstät und flüchtig sey. 6. Die Seele des bürgerlichen gemeinschaftlichen Umgangs ist die Aufrichtigkeit; dazu zu gelangen, müssen wir gegen alle List und Verstellung auf unserer Hut seyn. 7. Man soll eine großmüthige Seele haben; folglich aller Partheylichkeit feind seyn. 8. Die Begierden des Herzens müssen am Zügel geführet, und insonderheit der Eigennutz bestritten werden. 9. Bey dem Aufwand auf sich selbst soll man alle Pracht und Verschwendung vermeiden. 10. Ein leutseliges Wesen macht das natürlich Schöne an dem Menschen aus; daher soll er sie sich nicht durch den Zorn verstellen und hinreissen lassen. 11. Der Mensch ist sonderlich zum gesellschaftlichen Leben erschaffen worden; er muß daher dem Neid und Mißgunst allen Zugang versperren. 12. Bey den Wissenschaften ist dieses das wesentlichste, daß man immer weiter in der Erkentniß zu kommen trachte. Ein Mensch, der sich demnach so eng einschränket, und mit sich selbst zufrieden ist, der kan keine sonderliche Achtung verlangen.

§. 76.

Beschluß. Das sind die zwölf Sittenreguln, die alle Volkommenheit in sich schliessen. Ich füge nur noch dieses hinzu, daß wenn fünf Tage vor der Versamlung die abzuhandelnden Materien angezeiget werden, solches auf einer gefernißten Tafel geschehen, und diese in dem Conferenzsaal aufgehänget werden müsse. Zu gleicher Zeit muß den andern Gelehrten

lehrten und graduirten Personen, auch denen, die etwas weit entfernet wohnen, Nachricht davon ertheilet werden; damit sie sich auf diese Materien zubereiten, und in den Stand gesetzet werden können, theils davon zu urtheilen, theils selbst ihre Gedanken davon mitzutheilen.

Sechster Abschnitt,

Von der Gelehrsamkeit der Chineser, und von ihren theils canonischen theils Schulbüchern, daraus verschiedene Auszüge vorgeleget werden.

§. 1.

Die gelehrsamkeit gilt in China mehr als der degen.

Gleichwie die Wissenschaften im Chinesischen Reich mehr gelten als die Waffen, und die höchsten Würden bey der Regierung des Landes nur den Gelehrten zu Theil werden; so sind sie auch zu allen Zeiten ganz besonders geliebet und getrieben worden. Man kan aber nicht sagen, daß solches mit besonderm Erfolg von ihnen geschehen sey; welches entweder daher rühret, weil man nicht darauf bedacht gewesen, diejenigen zu belohnen, die was besonders geleistet; oder weil sie mit Erlernung der Sprache, deren Lesezeichen fast unendlich sind, alzuviel Zeit zugebracht. Denn so viel nur Wörter und Begriffe sind, so viel Lesezeichen hat die Chinesische Sprache.

§. 2.

Worauf es bey ihren wissenschaften ankommet.

Ihre Wissenschaft beziehet sich auf folgende sechs Hauptstücke. Erstlich die Erkentniß ihrer Sprache, davon bereits oben gehandelt worden; die Erkentniß der Natur und Sittenlehre; die Mathematik, und insonderheit die Astronomie; die Arzeneywissenschaft, Historie und Poesie. Der langwierige Friede, dessen sie immer theilhaftig gewesen, der seltene Umgang mit fremden Nationen, von welchen sie noch dazu durch die ausdrücklichsten Verbote abgesondert worden, kraft welcher sie nicht aus dem Lande reisen, und keine Fremden einlassen dürfen, hat sie dazu vermocht, daß sie sich nur auf solche Dinge beflissen, die zur Beqvemlichkeit des Lebens was beygetragen. Ihre Wissenschaften, darin sie es am weitesten treiben, sind die Erkentniß der Sprache, der Gesetze, der Historie und Moral, weil sie vermittelst derselben zu den Höchsten Ehrenstufen gelangen können. Es kan keiner unter die Doctores aufgenommen werden, wo er nicht seine Sprache volkommen verstehet, die Lesezeichen hübsch bildet, und im Stande ist, eine zierliche Rede über ein und andern Punct aus der Sittenlehre und Regierungskunst zu halten, dazu die Hauptsätze aus ihren canonischen Büchern genommen werden. Ueber gedachte Bücher sind unzählige Auslegungen vorhanden. Damit beschäftigen sie sich viele Jahre, um in der Staats- und Lebensklugheit geschickt zu werden; welches auch gewiß die gemässeste Wissenschaft eines Menschen ist, weil sie sich unmittelbar auf sein eigenes Verhalten beziehet, und ihm die Mittel anweiset, wie er nach Beschaffenheit seiner Umstände glücklich leben soll.

§. 3.

Sie legen sich auf die mathematik.

Man findet, daß sich die Chineser von der ersten Gründung ihres Reichs an, sehr stark auf die Mathematik, insonderheit aber auf die Astronomie geleget. Seit derselben Zeit hat es dem Reich nie an geschickten Köpfen gefehlet, die auf Käyserliche Unko-

sten unterhalten worden, die allerhand Anmerkungen machten, die Sonnen und Mondfinsternissen anzeichneten und theils belohnet, theils aber auch bestrafet wurden, nachdem ihnen die Arbeit gelang. Mit der Zeit hat der Aberglaube den Fleiß bey dieser Wissenschaft noch vermehret, weil die meisten in dem Wahn stehen, daß dergleichen Veränderungen von einer besondern Regierung des Himmels abhiengen, daß es glückliche und unglückliche Zeiten gebe; daß es nöthig sey, den Unterschied solcher Zeiten zu beobachten, wenn man eine Reise antreten, einen Handel oder eine ehelige Verbindung schliessen, oder wenn man sich vor dem Gouverneur oder gar vor dem Käyser darstellen wolle, um ein gnädiges Gehör zu finden; und was dergleichen mehr ist. Alle Jahre wird auf Unkosten des Käysers ein Calender gedruckt, darin die Bedienten des Mathematischen Collegii nicht vergessen die glücklichen und unglücklichen Tage nach ihrer Phantasie anzuzeichnen, um denselben desto theurer zu verkaufen.

§. 4.

Von ihrer arzeneywissenschaft.

Die Nothwendigkeit hat bey ihnen so wol als bey andern die Arzeneywissenschaft eingeführet. Sie haben sehr viele Arzeneybücher, unterscheiden sich aber darin am allermeisten, daß sie eine besondere Wissenschaft vom Pulsschlag haben, und daraus nicht allein die Krankheit beurtheilen, sondern auch die Arzeneien darnach einrichten können.

§. 5.

Von ihrer wissenschaft in der historie und poesie.

Anlangend ihre Wissenschaft in der Historie und Poesie, so dienet ihnen jene zur Unterhaltung ihrer Neugierigkeit, die andere aber zum Vergnügen und Zeitvertreib. Die Anzahl derer ist klein, die sich darauf legen, weil sie damit ihr Glück nicht machen können. Inzwischen sind ihre Jahr- und Geschichtbücher meistens so alt, als die Zeit, die unmittelbar auf die Sündflut gefolget, und sind bis auf die letzten Zeiten meistens von solchen fortgesetzet worden, die zu der Zeit gelebet, da das beschriebene wirklich geschehen. Ihre Poesie betreffend, so sind ausser den alten Büchern, deren einige in Versen geschrieben sind, insonderheit die Gedichte des **Kiu y uen** von einer unglaublichen Zärtlichkeit und Annehmlichkeit. **Li tsao pe** und **Tou te moei**, die unter der Dynastie **Tang** gelebet, geben dem **Anacreon** und Horaz nichts nach. Endlich so sind auch, wie ehedem in Europa, die Weltweisen zugleich Poeten; und unter allen Weltweisen, die sich berühmt gemacht ist der einzige **Tseng nan fong** der keine Verse hinterlassen; deswegen vergleichet man ihn mit der schönen Blume **Hai tang**, die volkommen seyn würde, wenn sie einen Geruch hätte.

§. 6.

Grosse liebe der Chineser zu den wissenschaften.

Gleichwie es den Chinesern nicht an Verstande und Tüchtigkeit zu den Wissenschaften fehlet, und die Moral insonderheit diejenige ist, dabey sie es hoch bringen können; so legen sie sich auch darauf am allermeisten. In allen Provinzien giebt es eine grosse Menge Licentiaten und Baccalaureos. Sie beträgt nicht selten in einer einzigen Provinz eine Anzahl von 10000 Köpfen. Die Menge der Studenten, die nach einem Gradu streben, ist so groß, daß man gar nicht zu viel sagt, wenn man zwey Millionen derselben angiebt. In den mittäglichen Provinzien wird man kaum einen finden, der nicht lesen und schreiben könte.

§. 7.

In der weltbeschreibung

Man findet unter ihnen eine grosse Menge Bücher, die von der natürlichen Philosophie handeln, und darin man gewiß keine schlechte Gedanken über die Eigenschaften

und

und Wirkungen natürlicher Dinge antrift. Die darin vorkommenden Irthümer rühren mehr von ihrer Unbekantschaft mit andern Völkern als von einem Mangel der Einsichten her. Durch diesen seltenen Umgang mit Fremden sind sie insonderheit in der Weltbeschreibung und Kentniß davon sehr weit zurück gelassen worden. Denn sie kennen kaum ausser dem ihrigen ein anderes Reich. Daher rühren die wunderseltsamen Einbildungen, die unter ihnen im Schwange giengen, ehe sie durch die Europäer vom Zustand der Welt unterrichtet worden. Zwar gaben sie den funfzehen Provinzien ihres Reichs dasjenige Maas, das ihnen gebürete. Was aber die andern Reiche der Welt betrift, so legten sie dieselben nach Gutbefinden in kleinen Räumgen um ihr vermeintes grosses Reich herum, ohne dabey weder das Maas der Länge nach der Breite zu beobachten.

haben sies nicht weit gebracht.

§. 8.

Wenn man Europa ausnimt, so glaube ich nicht, daß auf dem ganzen Erdboden ein Volk zu finden, das so viel Bücher aufweisen kan, als die Chineser. Und zwar sind es Bücher über allerley Materien. Einige handeln vom Ackerbau, von Pflanzen, andere von der Kriegswissenschaft, freyen und mechanischen Künsten, von der Historie, Philosophie, Astronomie u. s. f. Man findet unter ihnen Tragödien, Comödien, Romane, Proben der Beredtsamkeit, Unterweisungen von der Reuterey und andere mehr, die nicht zu zählen sind. Ihren Gelehrten gehet auch das Bücherschreiben sehr gut von der Hand. Die Bonzen schreiben auch ihre Bücher zur Unterhaltung der Abgötterey, die sie auch sonderlich zu gewissen Zeiten sorgfältig ausbreiten, um theils die Leichtgläubigkeit des armen Volks zu unterhalten, theils starke Einkünfte davon zu ziehen. Keine Bücher aber sind in grösserer Hochachtung, als die fünf Bücher, die man **Ou king** nennet, und die wegen ihres Alterthums und wegen der darin enthaltenen Lehre in einer ganz ausserordentlichen Hochachtung unter ihnen stehen. Die andern Bücher, die gleichfals sehr hochgeschätzet werden, sind nichts anders als Auslegungen von den ersten.

Sie haben eine grosse anzahl bücher.

§. 9.

Unter denen, die an ihre alte Urkunden Hand angeleget, hat sich **Confucius** am berühmtesten gemacht. Daher verehren ihn auch die Chineser als ihren grössesten Weisen, als ihren Reichslehrer, als ihren Gesetzgeber, als ihr Orakel, als den endlich, dessen Schüler ihre Käyser und Könige gewesen. Sie beschäftigen sich unaufhörlich mit Erlernung desjenigen was dieser grosse Weltweise gelehret und vorgeschrieben, welches in vier Büchern über die alten Gesetze zusammen getragen worden, die von ihnen als die Quelle und Richtschnur einer volkommenen Regierungsart betrachtet werden. Wir müssen von diesen Büchern einen kurzen Abriß ertheilen. Ich will zu dem Ende den Anfang von den fünf ältesten Büchern machen, welche die Chineser vorzüglich die **fünf Bücher** zu nennen pflegen. Hierauf will ich mich zu den Schriften des **Confucius** und **Menzius** machen, und einen Entwurf davon vorlegen *).

Urheber derselben.

Des

*) Was bis hieher von der Litteratur der Chineser gemeldet worden, das ist nur der Schattenriß von dem was im künftigen dritten Theil vorkommen wird, da die Leser von ihrer Religion und Religionsecten, von ihrer Philosophie überhaupt, insonderheit aber von ihrer Vernunft- und Sittenlehre, von ihrer Arithmetik und Geometrie, von ihrer Astronomie, Historie, Arzeneywissenschaft u. s. f. so viel Nachricht finden werden, als sie wünschen können.

Des sechsten Abschnitts erstes Capitel.

Darinnen eine Nachricht und Auszug aus den canonischen Büchern der Chineser vom ersten Rang mitgetheilet wird.

1. Einleitung dazu.

§. 10.

Beschreibung der bücher King.

Der Buchstab **King** bedeutet so viel als eine hohe und wichtige Lehre, die, weil sie auf unumstöslichen Gründen beruhet, keiner Veränderung unterworfen ist. Die Bücher, so diese Lehre in sich fassen, haben einen gar hohen Rang, und werden von allen Chinesern ohne Unterschied der Secten und besondern Meinungen zu aller Zeit bewundert. Gleichwie sie aber in der ersten Classe stehen und das gröste Ansehen haben, so sind sie auch der Grund von aller Gelehrsamkeit und Moral der Chineser.

§. 11.

Schicksal derselben.

Diese schätzbaren Ueberreste des Chinesischen Alterthums wären aber bey nahe auf Befehl des Käysers **Tsin chi hoang** ausgerottet worden. Ohngefähr 300. Jahr nach dem Tode des **Confucius** und 200. Jahr vor der Geburt Christi faste dieser Herr, der sich durch seine Tapferkeit, noch mehr aber durch Aufführung der grossen Mauer gegen den Einfal der Barbaren bekant gemachet, den Entschluß, alle Wissenschaften zu vertilgen, und keine andere zugestatten, als die er für nothwendig erachtete, dergleichen die vom Ackerbau und Arzeney sind. Alle andere solten bey Lebensstrafe verbrant werden; wie er denn auch in seiner Unmenschlichkeit so weit gieng, daß er viele Doctores hinrichten lies. Man findet einige, die dafür halten, daß dieser Herr deswegen kein Feind der Wissenschaften zu nennen sey. Sie gründen sich auf den **Liu pou ouei**, der sein Lehrmeister gewesen, und von welchem noch eine sehr schätzbare Schrift vorhanden ist, der die Wissenschaften alzusehr liebte, als daß er ihm hätte eine Verachtung dagegen beybringen sollen. Ueberdies würde auch **Li Ssee** sein Staatsminister, ein gelehrter und beliebter Mann, ihm nimmermehr den Rath ertheilet haben, der auf die Zerrüttung der Regierung gezielet, und vermögend gewesen, die Barbarey im Reich einzuführen.

§. 12.

Fortsetzung.

Sie glauben daher, daß dieser Herr damit einen Staatsstreich ausüben, und seinen Thron desto mehr bevestigen wollen. Die Studenten, denen es damals unerträglich war, einen Herrn über sich zu haben, der auf eine unumschränkte Art herschen wolte, mißbrauchten die im Buch **Chu king** erzälten Begebenheiten, und redeten von nichts als von einem **Tching tang**, der den infamen **Kie** verbannete, und von einem **Vou vang**, der den Tyrannen **Tcheou** vom Thron sties. Durch dergleichen Reden legten sie an allen Orten das Feuer der Uneinigkeit an. Der neue Monarch entschloß sich diesen Frevel zu unterdrücken, und weil er in einem so grossen Reich nichts edelers wuste, als den Frieden; so nahm er den Gelehrten alle Bücher, die in ihren Händen waren, und die nichts als Unruhe verursachten. Das Buch **Ly king** ward nicht mit den andern verbrant. Denn weil es von wenigern verstanden werden konte, so hielt mans auch für weniger gefährlich. Es würde gewiß um die Wissenschaften seyn gethan gewesen, wo nicht zu derselben Zeit verschiedene Gelehrten ihr eigenes Leben dran gewaget hätten, dergleichen kostbare Schriften vom algemeinen Untergang zu erretten. Einige machten

Löcher

Löcher in die Mauren und Gewölbe ihrer Häuser und vergruben sie darin, um sie daselbst wieder zu suchen, wenn der Sturm vorüber seyn würde. Andere verbargen sie in den Gräbern, wo sie dieselbe am sichersten zu seyn glaubten. Endlich starb dieser Käyser. Unmittelbar nach seinem Tode wachte die Liebe zu den Wissenschaften wieder auf, und man bemühete sich, einen so ansehnlichen verlust zu ersetzen. Man zog die vergrabenen Schriften aus den Gräbern und Gewölbern hervor, wo sie eine Zeitlang im verborgenen gestecket. Feuchtigkeit und Würmer hatten ihnen grossen Schaden gethan; da aber die alten Gelehrten sie in ihrer Jugend auswendig gelernet hatten, überdies auch dasjenige, was in einem Exemplar beschädiget war, aus dem andern, darin es unbeschädiget geblieben, ergänzet werden konte; so gab man sich recht grosse Mühe, alles wieder in den gehörigen Stand zu setzen. Man kam damit guten Theils zu Stande; aber so sehr man sich auch bearbeitete, so wolte es doch nicht zureichen, alle und jede Lücken auszufüllen. Es blieben demnach dergleichen Lücken übrig, die man durch fremde Zusätze, die sich vorher im Original nicht befunden hatten, auszubessern vermeinte. Die Gelehrten geben einige dergleichen Fehler zu, über andere aber sind sie streitig. Ihre Critic bestehet darin, daß sie die wahre Lehre der Alten von den Zusätzen der Neuern zu unterscheiden suchen.

2. Die Auszüge selbst.

A. Aus dem ersten canonischen Buch Y king genant.

§. 13.

Nähere beschreibung

1. Des buchs Ly king.

Das Buch, davon hier die Rede, ist ein blos symbolisches Werk; nichts anders als ein Gewebe von Bildern der Dinge dieser sichtbaren Welt, welche die Eigenschaften der Geschöpfe ausdrücken, und die Materie, woraus alles erschaffen worden. Fo hi der Erfinder derselben, wird als der Stifter dieser ganzen Monarchie angesehen; die Zeit aber, wenn er zu regieren angefangen, ist unter den Chinesern selbst ungewiß. Er erfand eine ganz eigene Art hieroglyphischer Zeichen, die gar keine Verwandschaft mit dem Wort selbst haben, sondern die unmittelbare Abdrücke der Dinge selbst oder wenigstens wilkürliche Zeichen seyn solten, die eine menschliche Erfindung waren, und die statt dieser Bilder gebraucht werden solten. Das erste, worin die Chineser unterwiesen wurden, war daher dieses, daß sie diese Zeichen musten kennen lernen. Seine Absicht war, durch diese sichtbare Zeichen den Grund aller Wesen anzuzeigen, so wie man etwa in der Music den Ton nach gewissen Linien abmisset und mit Noten bestimmet. Es ist demnach dieses Werk ein pures Räthsel; es bestehet in einer unzähligen Menge Linien, die nach Verschiedenheit ihrer Einrichtung und Stellung Bilder ausmachen, und diese nach Verschiedenheit ihrer Verbindungen auch mancherley Dinge bedeuten. Fo hi hat vermuthlich seine Nachkommen hauptsächlich vom Himmel, von der Erde und von dem Menschen unterweisen wollen. Indem er die wundernswürdige Verwandschaft betrachtete, die sich unter diesen drey Wesen fand; so beschrieb er sie mit acht Figuren, deren jede aus drey theils ganzen, theils gebrochenen Linien bestund, aus deren mannigfaltigen Zusammensetzung verschiedene Bedeutungen entstunden. Aus einer achtmaligen Vervielfältigung dieser acht Figuren entstunden 64 neue Figuren, die man abermals auf verschiedene Art eingerichtet hat, um auf die Weise, wiewol ziemlich grob und sinlich, die Natur und Eigenschaft eines jeden Wesens, ihre Bewegung und Ruhe, ihren gemeinsamen Wiederstand, ihre Ordnung und Verbindung untereinander anzuzeigen. Man wird das am besten verstehen lernen, wenn man aus diesem symbolischen Gemählde etwas zum Exempel vorleget.

Die zwey ersten Grundstriche.

Das Volkommene — das Unvolkommene.

Yang — yn

Aus diesen zwey Grundstrichen entstehen vier andere Bilder,

das Volkommenste — das weniger Unvolkommene — das weniger Volkommene — das aller Unvolkommenste.

Tai yang — Chao yn — Chao yang — Tai yn

Aus diesen vier Bildern entstehen acht andere Figuren.

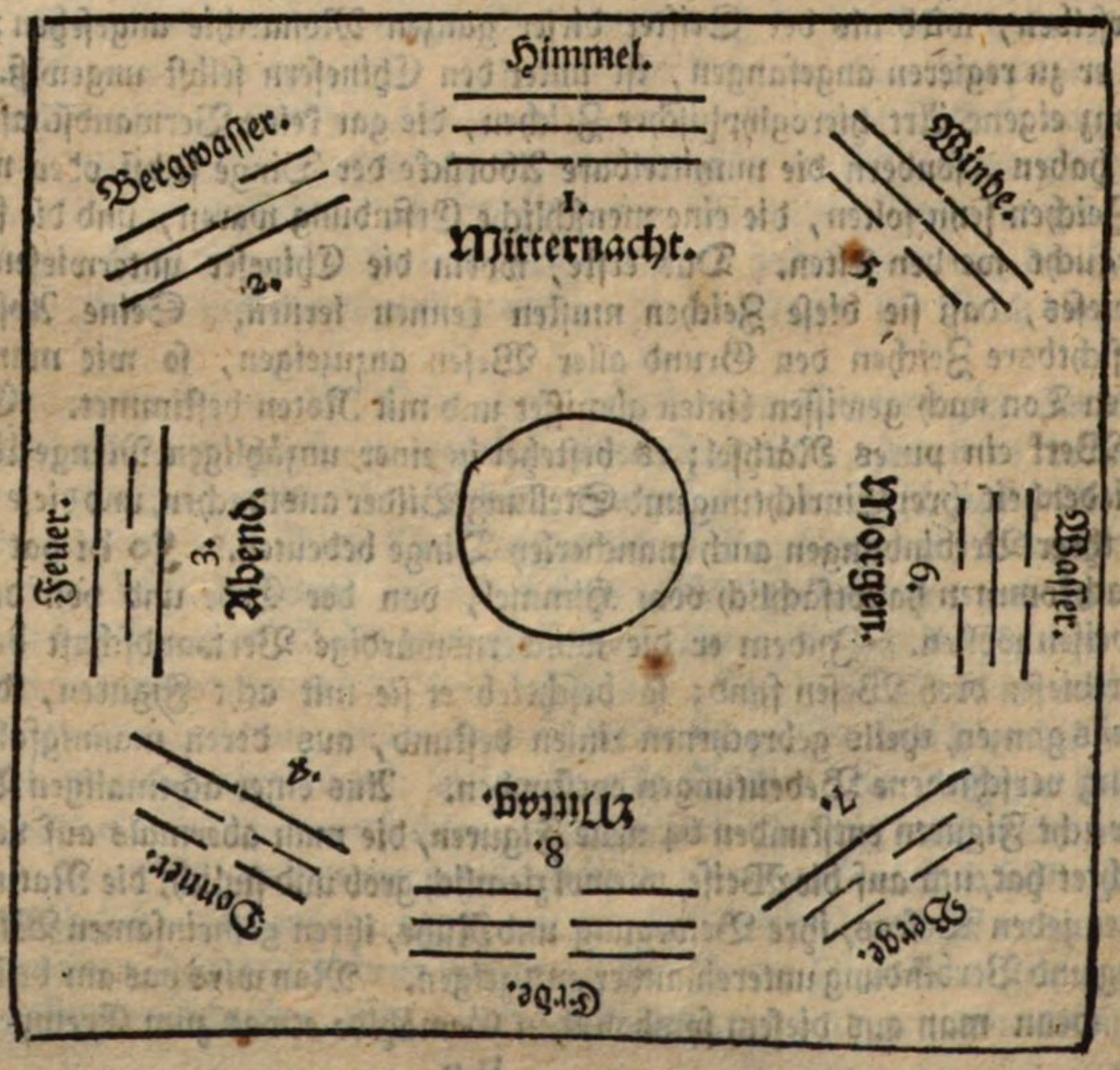
1. Himmel. — 2. Bergwasser — 3. Feuer. — 4. Donner.

Tien — Tui — Li — Chin

5. Winde. — 6. Wasser. — 7. Berge. — 8. Erde.

Siuen — Can — Ken — Oven.

Diese acht Figuren, davon viere zu dem Volkommenen, viere aber zum Unvolkommenen gehören, werden als ein Circul abgebildet, so daß sie gegen sich selbst und gegen die vier Hauptgegenden der Welt stehen.



§. 14.

§. 14.

Das ist ein kurzer Entwurf der vom **Fo hi** erfundenen Figuren. Es sind dieselben ein Labyrinth, darin sich manche Chinesische Gelehrten was zu thun gemacht, keinem aber hat die Entwickelung derselben so gelingen wollen, als dem **Confucius**. Die aus diesen achtmal acht vervielfältigten oder 64 Figuren, deren jede aus sechs Strichen bestehet, geben die Zahl 384, welches die Zahl der Tage eines solchen Jahres ist, welches die Chineser ein Schaltjahr zu nennen pflegen. Erst 1800 Jahr nach den Zeiten des **Fo hi** fand sich ein solcher Oedipus ein, der sich unterwand dieses Räthsel aufzulösen und das Geheimniß zu entdecken. Durch die verschiedenen Veränderungen dieser Linien meinete er die mannigfaltigen Vermischungen der acht Grundwesen zu finden. Sein Sohn **Tcheou kong** hatte eben diese Absicht, und brachte ein noch weit grösseres Werk ans Licht, als sein Vater geschrieben hatte. Er betrachtete die Linien nach ihren Verbindungen und Verhältnissen, in welcher die ersten mit den mittelsten und letzten stunden, und nachdem sie mehr oder weniger dem Volkommenen oder Unvolkommenen nahe kamen. Daraus machte er Schlüsse, und fand weiter nichts als Sinspiele, die aber die Sache selbst in kein grösseres Licht setzten. Endlich ganz nach 400 Jahren kam **Confucius** darüber, und ward der glückliche Ausleger der Zeichen des **Fo hi** und was dessen Sohn darüber hinterlassen hatte. Er führte die ganze Lehre des **Fo hi** theils in die Natur der Dinge, sonderlich aber in die Elemente und Eigenschaften jedes Elementes hinein; theils aber brachte er sie auf die Sitten und eine vernünftige Art die Menschen zu regieren. Es waren demnach diese Zeichen Anweisungen nicht allein zur Naturlehre sondern auch zur Sittenlehre; und er hielt sich überzeugt, daß in der einen so viel Geheimnisse steckten als in der andern. So bald nur, sagte **Confucius**, Himmel und Erde erschaffen worden, so haben auch alle andere materialische Wesen ihre Wirklichkeit gehabt. Nachdem alle diese Dinge erschaffen waren, so entstund auch das zeugende und gebährende Geschlecht der Dinge. Auf dieses folgete Mann und Weib. Als Mann und Weib erschaffen war, so entstund Vater und Sohn. Nach dem Vater und Sohn kam der Regent und Unterthan; welche allerhand gegenseitige Pflichten zu beobachten hatten. Der Himmel ist nach seiner Auslegung ein Bild des Königs und der Königlichen Eigenschaften, die Erde aber ein Bild der Unterthanen. Wir wollen davon ein Exempel geben und eine von den 64 Figuren anführen, um daraus zu erkennen, was die Chineser aus diesen Grundstrichen für moralische Sätze ziehen. Je höher man, sagen sie, über andere erhaben ist, je mehr muß man über sich selbst wachen, daß man nicht stolz, trotzig und hochmüthig werde; sondern man muß desto mehr Bescheidenheit beweisen. Das lehret nun folgende Zeichnung:

Diese Figuren werden vom Confucius erkläret.

Erde

6 —— ——
5 —— ——
4 —— ——

Berge

3 ————
2 —— ——
1 —— ——

Diese Figur bestehet aus einer doppelten Reihe Linien; die unterste Figur bestehet aus einer ganzen und aus zwo gebrochenen Linien, und ist ein Bild der Berge. Der Berg ist ein Bild der Erhebung, der aber seine Wurzel in der Erde, das ist, in der Demuth

hat. Desgleichen die Erde, deren Abbildung aus drey gebrochenen Linien bestehet, ist ein Bild einer hohen, aber mit Demuth verbundenen Tugend, die unermeßliche Reichthümer in sich fasset, die aber ihre Kraft und Macht nicht anders als in solchen Früchten offenbaret, die den Menschen heilsam sind.

§. 15.

Ist mancherley falschen auslegungen unterworfen.

Fo hi ist demnach der Erfinder dieser Figuren. **Ven vang** nebst seinem Sohn **Tcheou kong** sind die Urheber des Textes, und diese Texte sind von dem **Confucius** ausgeleget worden. Diese seine Auslegungen nennet er **Toen** und **Siang.** Diese allein sind es, die ihm von den geschicktesten Kunstrichtern zugeschrieben werden. Die Schüler dieses Weltweisen versichern, daß ihr Meister nur mittelmässig zu frieden gewesen, als er diese Auslegung zu Stande gebracht; und weil er damals schon sehr alt gewesen, so habe er sich gewünschet noch eine Zeitlang zu leben, um noch einmal Hand ans Werk zu legen und demselben die gehörige Gestalt zu geben. Ob nun wol diese Schrift unter den canonischen Büchern die aller älteste ist; wenn man nemlich auf ihre Qvelle und Ursprung, oder auf die Figuren des **Fo hi** siehet: so sind doch die Erklärungen davon erst lange hernach gefolget, und die Ausleger derselben verdienen mehr Urheber als Ausleger genennet zu werden. Denn es ist das Buch selbst in lauter Dunkelheiten eingekleidet, und fasset viel unbegreifliche Dinge in sich. Diese Dunkelheit hat in den folgenden Zeiten zu unzähligen Irthümern und Aberglauben Gelegenheit gegeben; je weniger man den wahren Verstand dieses Buches traf, je mehr Geheimnisse erfand man aus seinem eigenen Gehirn. Die wahre Lehre, so in diesem Text enthalten war, und die unvergleichlichsten Sitten- und Klugheitsreguln in sich fasset, ward verändert, verfälschet, mit ungereimten, wiedersprechenden und nicht selten gottlosen Auslegungen überschwemmet. Wenn diese Denkmale des Chinesischen Alterthums solchen Auslegern in die Hände geriethen, die entweder nichts verstunden, oder mit Aberglauben und Abgötterey vergiftet waren; so brachten sie allerhand Wahrsagungen und Zauberkünsten heraus; daher dasselbe das Wahrsagerbuch genennet worden. Diese Verfälschungen misset man insonderheit dem Docter **King fang** und dem Licentiat **Tchin huen** bey. Man kan denselben auch noch den Doctor **Tsiao chin** zur Seite setzen, welcher, wie ein gelehrter Chinesischer Kunstrichter bemerket hat, seinen Schülern eine Lehre vortrug, davon er fälschlich vorgab, daß sie aus diesem ersten canonischen Buch **Y king** genommen worden. An dergleichen schändlichen Auslegungen hat nun die Schule des **Confucius** jederzeit einen Abscheu gehabt, als welche zu weiter nichts als zur Wahrsagerey und Zauberkünsten dieneten.

§. 16.

Ob eine gewisse auslegung desselben möglich.

So viel ist gewiß, daß alle Chineser und insonderheit die Gelehrten eine unbeschreibliche Hochachtung gegen dieses Buch hegen: Viele alte und geschickte Lehrer haben es in ihren Schriften recht sehr bedauert, daß sie den innerlichen und geheimen Verstand dieser Zeichen verloren, und daß ihnen nur die Schale davon übrig geblieben sey. Wer das Buch **Y king**, sagen sie, verstehet, der verstehet alles. Ehe dieses Reich vom **Fo hi** gegründet ward, so waren keine Lesezeichen vorhanden, deren er sich bey Verfertigung dieses Buchs hätte bedienen können, wie hernach vom **Ven vang, Tcheou kong** und **Confucius** geschehen. Wenn man also das Buch **Y king** verstehen will, so muß man diese gemischten Linien allein vor sich nehmen, alle andere Lesezeichen bey Seite setzen,

ßen, sich an keine physicalische und moralische Betrachtungen, die daraus hergeleitet worden, binden, sondern sich mit mathematischen Grundsätzen begnügen, die aus der Verbindung dieser Linien wesentlich fliessen. Will man die Lehre der von **Ven fang, Tcheou kong** und **Confucius** versertigten Schulbücher verstehen, so muß man nicht so wol auf den natürlichen Inhalt dieser Linientafeln, als auf die räthselhaften Sinspiele sehen, die ein jeder nach seiner Phantasie mit diesen Zeichen verknüpfet hat, und also die Lehre dieser vier Weltweisen nicht nach dem, was andere mit der Zeit angeflicket, sondern was sie selbst geschrieben haben beurtheilen.

§. 17.

Erfindung der characteren.

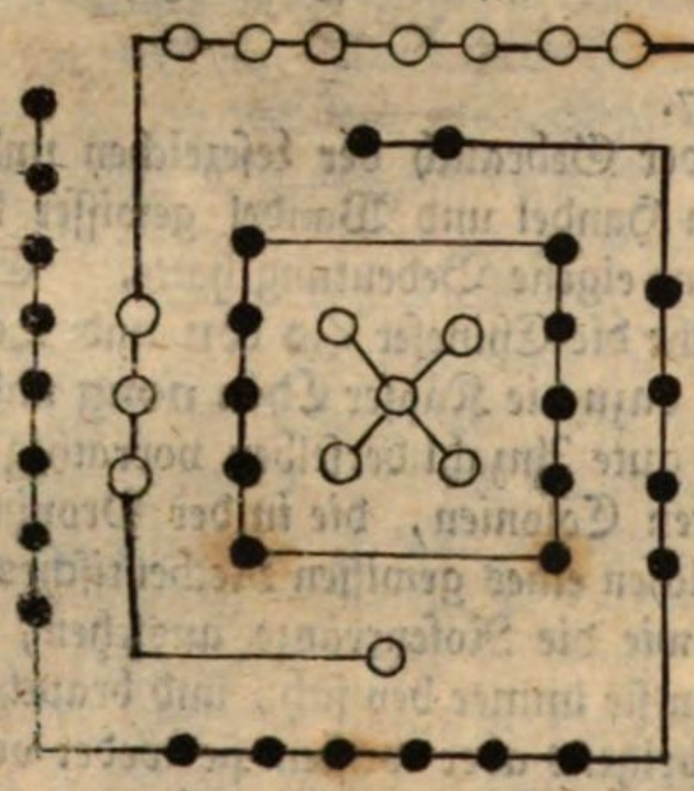
Gleichwie nun vor den Zeiten des **Fo hi** der Gebrauch der Lesezeichen unbekant war; so bediente man sich im gemeinen Leben, im Handel und Wandel gewisser kleiner Riemen mit beweglichen Knoten, davon jeder seine eigene Bedeutung hatte. Es sind dieselben auf zwo Tafeln vorgestellet worden, welche die Chineser **Ho tou** und **Lo chu** heissen. Almählig erfand man die Characteres, dazu die Käyser **Chin nong** und **Hoang ti** sehr vieles beygetragen, und als man eine gute Anzahl derselben vorräthig hatte, so fieng man an Bücher zu schreiben. Die ersten Colonien, die in der Provinz **Setchuen** wohneten, bedienten sich statt aller Lesezeichen eines gewissen Rechentisches, der mit kleinen knotigten Riemen bezogen war, fast wie die Rosencränze aussehen, damit sie sich unter einander berechneten. Solche trugen sie immer bey sich, und brauchten sie zuweilen als einen Schmuck ihrer Kleidung. Uebrigens aber wusten sie weder vom Lesen noch vom Schreiben etwas, weil sie keine Lese- und Schreibezeichen hatten. Alles, was damals vorfiel, wurde ohne Jahrbücher durch mündliche Ueberlieferungen weiter fortgepflanzet. **Fo hi** war demnach der erste, der vermittelst seiner ganzen und gebrochenen Linien eine Art hieroglyphischer Zeichen erfand, deren sich die Chineser zum Schreiben und Lesen bedienen konten. Die zwo ältesten Tafeln **Ho tou** und **Lo chu** lehrten ihn die Art der Verbindung, deren erster Versuch auf die Verfertigung einer solchen Linientafel gerichtet war. Er hatte sich dabey nur an die ersten Grundreguln der Rechenkunst gehalten, und die Tafeln waren in ihrer natürlichen Ordnung geblieben. **Ven vang** war der erste, der sie umsetzte, um die schrecklichen Unordnungen abzubilden, die unter dem Tyrannen **Tcheou** in der Welt vorgegangen waren. Es ist demnach eine alte, beständige und durchgängige Tradition, daß **Fo hi** der erste gewesen, der mit diesen Zeichen die Wissenschaften und eine vernünftige Regirungsart gelehret, und seine Schriften nach den mehrmals genanten Tafeln **Ho tou** und **Lo chu** eingerichtet. Ich will hier eine Beschreibung beyfügen, um so viel möglich, ein so altes und dunkles Denkmal zu erleutern.

§. 18.

Die Tradition bringt mit sich, daß die beyden alten Grundrisse **Ho tou** und **Lo chu**, daraus das Buch **Y king** verfertiget ist, nichts anders als Worte des Königs vom Himmel in sich fasseten. Als die ersten Könige solche vom Himmel empfangen, so hätten sie dieselben in der Welt ausgebreitet, damit die Mandarins lerneten das Volk wohl zu regieren, die Unterthanen aber gehorchen. Die weissen Noten bezeichnen das Ungleiche, welches bey den Chinesern ein Bild der Vollkommenheit ist, gleichwie auch diese Linie ——— . Die schwarzen Noten bezeichnen das Unvolkommene, so wie die gebrochene Linie — — . Die Tafel **Ho tou** endiget sich mit zehen, die Tafel

Lo chu aber gehet nur bis auf neun. Die Chineser schreiben das Volkommene dem Tage, der Wärme, der Sonne, dem Feuer, dem Himmel zu; das Unvolkommene aber der Nacht, der Kälte, dem Mond, dem Wasser, der Erde.

Ho 圖河 tou



Lo 書洛 chu

§. 19.

Ohnerachtet es nun in China eine durchgängige Meinung ist, daß **Fo hi** seine Schriften nach diesen Tafeln eingerichtet habe; so versicherte er doch, um ihnen desto mehrern Eingang und Ansehen zu verschaffen, daß er sie auf dem Rücken eines Drachen gesehen, der aus einer See hervorgestiegen. Dieser berühmte Drache ist daher das Chinesische Wapen und der Kleiderschmuck der Chinesischen Käyser und Fürsten geworden; nur mit dem Unterschiede, daß der Käyser nur allein einen Drachen mit fünf Klauen tragen darf, die andern aber nur viere. Und wenn diese sich der fünf Klauen bedieneten, so würden sie wieder die Reichsgesetze handeln, und einer Strafe nicht entgehen. Dadurch ist aber das Buch **Y king** in das gröste Ansehen gesetzet worden, weil die gemeine Sage es so mit sich bringt, daß es in dem Feuer nicht mit aufgegangen, dazu alle alte Bücher durch den Käyser **Tsin tchi hoang** verdammet worden; welcher Herr keine andere Absicht hatte, als das Andenken der drey ersten Käyserlichen Familien auszurotten, deren rühmliche Thaten seine Untugenden beschämten Diese Anmerkung machet der **Cong in ta** in seiner Vorrede zum Buch **Y king**; dieses erzählet auch **Li chi** im Leben berühmter Männer; eben dieses wird auch von den Auslegern der alten Geschichte bemerket, und durch eine durchgängige Tradition bevestiget. Hiernächst tragen zum Ansehen dieses Buchs die grossen Lobsprüche der gelehrtesten Männer dieses Reichs sehr vieles bey. Sie loben es als das allerälteste Buch, weil es den **Fo hi** zum Verfasser habe; aber sie schreiben demselben nur blosse Figuren zu. Andere aber sagen, daß die allerweisesten Sittenlehren darin enthalten wären, und wie das Volk regieret werden müsse; welches aber hauptsächlich von den Erklärungen zu verstehen, die **Ven**

vang und sein Sohn Tcheou tong davon gegeben haben. Weil aber Fo hi durch die mannigfaltige Zusammenfügung die Veranlassung zu den Chinesischen Lesezeichen gegeben, so sagen sie, daß sein Buch der Stamm sey, daraus alle Characteres, Wissenschaften und Weisheit hervorgewachsen. Und da diese Figuren nach ihrer ersten Bedeutung Himmel, Erde, Wasser, Berge u. s. f. anzeigen; so behaupten sie, daß das Buch Y king vom Himmel und der Erde handele, die nicht allein der Ursprung und die Qvelle der andern King sind, sondern daß sie auch die Kentniß aller andern sichtbaren und unsichtbaren Dinge sey, und daß daher das Lesen anderer Bücher ohne Kentniß des Buchs Y king nichts anders sey, als dem Strom nachlaufen, ohne seine Qvelle zu wissen.

B. Nachricht von dem andern canonischen Buch Chu king genant, nebst einem Auszuge aus demselben (§. 13).

§. 20.

1. Nachricht von diesem buch (§. 20 bis 25).

Inhalt der beyden ersten Theile.

Dieses Chinesische Alterthum heisset auch Chang chu, das ist, das Buch, so von alten Zeiten handelt. Es ist in sechs Theile abgetheilet. Die zwey ersten fassen das merkwürdigste in sich, das sich unter der Regierung des Yao, des Chun und Yu zugetragen. Diese ersten Käyser werden als die Gesetzgeber des Chinesischen Volks angesehen. Yao, der beynahe hundert Jahre den Thron besessen, hat sich durch seine ausnehmende Gottseligkeit, Gerechtigkeit, Gnade, Weisheit und Sorgfalt, die Regierungsart auf einen guten Fuß zu setzen, verewiget. Gleichwie man damals, sagen die Chineser, mehr Werks aus der Tugend, als aus andern Eigenschaften machte, und dieser Herr die gehörige Fähigkeit an seinem leiblichen Sohn nicht fand, die zur glücklichen Beherschung eines Volks erfordert werden; so ernante er einen seiner Unterthanen zum Nachfolger im Reich, und gab ihm seine zweyte Tochter zur Ehe. Man rühmet den Chun wegen seiner Gedult, Ehrerbietung und Unterthänigkeit gegen seine Eltern, und wegen der Liebe gegen seinen wiewol sehr lasterhaften Bruder. In der Wahl eines Nachfolgers machte er es wie Yao, sein Vorfahr. Denn als er sterben wolte, und er wohl wuste, daß sein Sohn nicht die erforderliche Geschicklichkeit zu regieren besitze, so richtete er sein Gemüth auf einen seiner Minister, Namens Yu, der ihm in seinem Leben sehr wichtige Dienste geleistet und bey der Verwaltung des Reichs allemal mit gutem Rath beygestanden hatte.

§. 21.

Fortsetzung.

Diese beyde Prinzen richteten das Ceremoniel ein, das bey den Opfern zu beobachten war, theileten das Reich in gewisse Provinzien, bemerkten die verschiedene Lage derselben nach dem Stande der Sterne, bestimten die Gaben, so die Unterthanen an ihre Renten abtragen solten, und machten viele andere Ordnungen, die dem ganzen Reich sehr heilsam waren, und die zur Erleichterung des Volks, zu Beförderung guter Sitten und Veststellung der öffentlichen Ruhe ungemein viel beytrugen. Dieser Yu war es, der zur Zeit seines Vorfahren im Reich die Anstalt machte, daß das Wasser, damit einige Provinzien ganz überschwemmet waren, nach dem Meer abgeleitet werden konte. Diese drey Könige sind endlich die grösten Helden ihres Volks. Die Lehre, so sie vorgetragen und geübet haben, hat sie auf den Thron erhoben. Ihr Exempel und Unterricht, so sie den Nachkommen hinterlassen, sind in den Augen der Chineser lauter

Drakel,

Orakel, die sie mit tiefer Ehrerbietung anhören, und lauter Gesetze, darnach sie ihren Wandel einrichten. Dieser Käyser Yu wolte es seinen Vorfahren nachthun, und dem Reich den Ye zum Käyser hinterlassen, der ihm Zeit seiner Regierung grosse Dienste gethan. Das Volk aber wiedersetzte sich ihm, und stelten ihm vor, daß er seinen Sohn des Throns nicht berauben solte, dessen er würdig wäre. Es folgte ihm demnach sein Sohn, und die Crone blieb auf seinen Nachkommen, bis auf den Käyser **Kie**. Die Laster und Grausamkeiten machten diesen letzten zu einem Scheusal, und er war der letzte aus dieser Familie, die in einer Zeit von 458 Jahren siebenzehen Käyser zählen konte.

§. 22.

Inhalt des dritten theils.

Der dritte Theil dieses Buchs, **Chu king**, fasset dasjenige in sich, was unter der zweyten Käyserlichen Familie vorgegangen, deren Oberhaupt und Stifter **Tching tang** heisset. Dieser Herr trat seine Regierung 1776 Jahr vor der Christlichen Zeitrechnung an. Nachdem sich vorgedachter Käyser **Kie** eines unendlichen Abscheues beym Volk und bey den Grossen des Reichs würdig gemachet hatte, und das Reich eine grosse Zerrüttung vor sich sahe; so ersuchten die Vornemsten samt dem Volk den **Tching tang**, sie von diesem tyrannischen Joch zu erretten. Er widersatzte sich anfänglich diesem Zumuthen, endlich aber gab er nach. Er kündigte dem verhasten **Kie** den Krieg an; er erlegte ihn in einer Schlacht, und nöthigte ihn, nach **Nan cho** ins Elend zu gehen, woselbst er drey Jahr nach seiner Niederlage gestorben. Dieser neue Käyser machte sich durch seine Frömmigkeit und Liebe zu den Unterthanen einen grossen Namen. Er ist es, der nach einer siebenjährigen nach einander folgenden algemeinen Dürre, davon auch sogar die Bäche und Brunnen ausgetrucknet waren, und worauf Hungersnoth und Pestilenz folgete, sich selbst für sein Volk aufopferte, und den Himmel bat, allen seinen Zorn über ihn auszuschütten, und nur des algemeinen Elendes ein Ende zu machen. Nachdem er drey Tage gefastet, und sich, zum Zeichen seines grossen Schmerzens, den Bart beschoren hatte, so satzte er sich auf einen Wagen, der von weissen Pferden gezogen ward; weil dieses die Farbe ist, dadurch in China eine Trauer angezeiget wird. Ihm folgete der ganze Hof, und er begab sich auf einen Hügel, Namens **Sang lin**. Daselbst legte er seinen Käyserlichen Mantel ab, und bedeckte sich mit einer Lammeshaut, entblöste Haupt und Füsse, und betrachtete sich als die einzige Ursache der Plagen, die über sein Volk gekommen waren. Er legte ein demüthiges Bekentniß seiner Fehler ab, hub seine Hände auf gen Himmel und bat denselben, ihn zum Opfer anzunehmen, er wolle gerne sterben, wenn nur seiner Unterthanen geschonet werden könte. Kaum hatte er seine Andacht geendiget, so bezog sich der Himmel mit Wolken, es ergoß sich ein heftiger Regen über das ganze Reich, und folgte eine gesegnete Ernte darauf. Zum Andenken dieser Wohlthat stiftete er eine gewisse Music, die **Ta hoe** heisset, und so viel bedeutet als, **eine vom Himmel erhaltene ausserordentliche Gnade.**

§. 23.

Fortsetzung.

Wenn die abgöttischen Menschen allerhand Schwierigkeiten wegen der Menschwerdung und Leidens JEsu machen; so pflegen ihnen die Mißionarien folgende Begebenheit vorzuhalten. **Ihr bewundert**, sagen sie zu ihnen, **denjenigen Käyser, und stellet ihn allen andern Regenten zum Muster vor, der seine Käyserliche Würde niedergeleget, und sich selbst als ein Opfer für das Heil seiner Unterthanen dargeboten; wie vielmehr habt ihr die Weisheit und unendliche Liebe JEsu**

zu

zu bewundern, der unser Fleisch an sich genommen, der sich selbst zur Versöhnung für uns dargegeben, um der göttlichen Gerechtigkeit ein Genüge zu leisten, und durch Vergiessung seines Blutes allen Menschen ein ewiges Leben zu erwerben. Dieser aus ihren eigenen Geschichten entlehnte Grund komt ihnen überzeugend vor, und hat mehr Eingang in ihre Gemüther, als der gründlichste Erweis.

Sonst findet man auch im dritten Theil dieses Buches die weisen Verordnungen dieses Käysers, die schönen Unterweisungen, die der **Colao Tsong hoei** ihm und seinem Sohn **Tai kia** gegeben; ferner den heilsamen Unterricht, den er von einem andern **Colao**, Namens **Yn**, erhalten; andere schöne Lehren des **Colao Fou yue**, den der Käyser **Cao tsong**, der seine Gestalt im Traum erblicket, allenthalben aufsuchen lies, und ihn endlich unter den Maurern antraf. Er machte ihn sogleich zu seinem Staatsminister, und nahm in der Tugend sehr zu, da er den Weisheitsvollen Lehren eines so seltenen Mannes folgete, den er als ein ausserordentliches Geschenk des Himmels betrachtete. Die Nachkommen dieses **Tching tang** regiereten gegen 600 Jahre, bis auf den **Tcheou**, der durch seine Tyranney und Grausamkeit die barbarische Regierung des verwünschten **Kie** einführete. Wenn daher die Chineser einen heillosen Menschen beschreiben wollen, so sagen sie, daß es ein anderer **Kie** oder **Tcheou** sey; so wie man etwa in Europa, wenn man einen tyrannischen Regenten beschreiben will, zu sagen pfleget, daß es ein **Nero** und **Diocletianus** sey.

§. 24.

Inhalt der drey letzten theile.

Die drey letzten Theile halten dasjenige in sich, was zur Zeit des durch **Vou vang** gestifteten Geschlechtes vorgefallen; und man lieset darin sowol die weisen Reguln, als auch die rühmlichen Thaten der fünf ersten Regenten von dieser Linie. Es ist unter allen Käyserlichen Familien keine so blühend gewesen, sie zählet in 873 Regierungsjahren 35 Käyser. **Vou vang**, der Stifter dieser Linie, war ein König eines Theils von der Provinz **Chen si**. Er ergrif die Waffen gegen den Tyrannen **Tcheou**, besiegete ihn, und ward von den meisten Grossen des Reichs und vom ganzen Volk als Käyser ausgerufen. Seine erste Beschäftigung war diese, daß er das allerhöchste Wesen demüthigst bat, den Frieden und die Ruhe im Reich wieder herzustellen, und den Unterthanen die Last zu erleichtern, unter welcher sie seit geraumer Zeit geseufzet hatten. Darauf lies er die Gefängnisse öffnen, und schenkte denen die Freyheit, die lange darinnen gelegen hatten. Er lies die wohlverdienten Männer aufsuchen, die in den letzten kläglichen Zerrüttungen ihre Ehrenämter niedergeleget und die Einsamkeit erwählet hatten. Diese erhob er zu ihren vorigen Ehren, und machte sie zu seinen Vertrauten. Seine Königliche Freygebigkeit erstreckte sich hauptsächlich auf diejenigen, die sich durch ihre Geschicklichkeit, Treue und Aufrichtigkeit wohl verdient gemacht. Man sahe also die glückseligen Zeiten wieder, da es genung war, Reichthum und Ehre zu erlangen, wenn man tugendhaft war. Diese Leute zog er zu Rath, und gab ihnen wichtige Bedienungen am Hofe. Er satzte Maas und Gewicht wieder in gehörige Ordnung; er machte die Gesetze und Reichsordnungen wieder gangbar. Den edelsten Familien verhalf er wieder zu ihrem vorigen Glanz, sonderlich denen, die vom **Hoang ti** abstammeten, der einer der vornemsten Stifter der Chinesischen Monarchie gewesen, desgleichen die Nachkommen des **Yao**, **Chun** und **Yu**, als der ersten Gesetzgeber des Reichs, die **Tcheou** mit aller Gewalt verfolget und in die Dunkelheit vergraben hatte. Diese Familien kamen auf einmal unter dem Schutz dieses

neuen Käysers zu ihrem Ansehen, Würden und Ehrentituln. Endlich war das sein vornemstes Augenmerk, die kindliche Ergebenheit wieder herzustellen, und das Andenken verstorbener Eltern zu verlängern, da er die Verordnung machte, daß die Kinder den Eltern nach ihrem Absterben eben die Ehre erweisen solten, die sie ihnen Zeit ihres Lebens erwiesen.

§. 25.

Es werden ferner die weisen Lehren des **Tcheou kong**, eines Bruders des **Vou vang**, beschrieben, der sich durch seine Treue, Weisheit und andere Tugenden, unvergeßlich gemachet. Als der Käyser starb, vertrauete er ihm seinen ältesten Sohn und die Verwaltung der Regierung Zeit seiner Minderjährigkeit. Man schreibet ihm die Erfindung der Magnetnadel und des Seecompasses zu. Als die Abgesandten von **Tong king** und **Cochinchina** dem neuen Käyser den gewönlichen Tribut brachten, und auf ihrer Wasserreise sehr viel Ungemach und Gefahr ausgestanden, weil sie nicht gewust wo sie gewesen; so beschenkte sie gedachter **Tcheou kong** mit einem solchen Compaß, vermittelst dessen sie eine recht glückliche Fahrt nach Hause hielten. Endlich findet man in diesem Buch **Chu king**, das unter den Chinesern in der grösten Achtung stehet, eine Anweisung, die Laster zu bestrafen, und die Tugend zu belohnen; verschiedene schöne Reguln der Klugheit, die bey der Regierung eines Landes zu beobachten; gute Anordnungen zum algemeinen Nutzen; Grundsätze, Reguln und Exempel guter Sitten, in den Personen der ersten Beherscher dieses Reichs, gegen deren Andenken die Chineser ausserordentliche Hochachtung beweisen. Es wird vielleicht nicht unangenehm seyn, wenn wir einen Auszug davon mittheilen. Der P. **Premare**, ein alter Mißionarius in China, der diesen Auszug gemachet, versichert, daß solches von ihm mit möglichster Treue geschehen sey.

§. 26.

2. Auszüge aus diesem buch. Erster auszug enthält die maximen der ältesten könige in einem gespräch zwischen Pe y, Yu und Cao yao (§. 26 bis 35).

Wenn ein König, saget **Yu**, erkennen kan wie schwer es sey, ein guter König zu seyn; und wenn ein Unterthan verstehet, wie viel dazu gehöre, die Pflichten eines getreuen Unterthanen zu erfüllen; so ist die Regierung volkommen, und das Volk thut starke Schritte auf dem Wege der Tugend. Das ist gewiß, sagt dieser Käyser, und von solchen Warheiten mag ich gern mit andern reden. Dergleichen gründliche Warheiten müssen nicht vergraben liegen. Man ziehe nur die Weisen vor, ohne einen einzigen in der Vergessenheit zu lassen; so werden die Königreiche der Erden eines stolzen Friedens theilhaftig seyn. Sich aber auf die Weisen verlassen, ihre Einsichten den seinigen vorziehen, die verlassenen Wäysen gütig aufnehmen, die Armen nie zu verachten; das sind Volkommenheiten, die nur an dem allerbesten Könige gefunden werden.

§. 27.

Gewiß, antwortete **Pe y** darauf, die Tugenden des weisesten Königs sind von einem unermeßlichen Umfang, und von unermüdeter Wirksamkeit. Er thut alles, er bessert alles, er siehet alles durch. In Friedenszeiten macht er alles schön; und zu Kriegeszeiten erhält er allenthalben Sieg. Der erhabene Himmel liebet ihn zärtlich, und macht ihn zum Vollender seiner Rathschlüsse. Er giebt ihm alles, was die vier Meere in sich schliessen. Es ist sein Wille, daß er der Beherscher dieser Unterwelt sey. Dazu komt, sagte **Yu**, daß diejenigen, die ihm gehorchen, glücklich sind, und daß es ein grosses Unglück sey, dem Himmel mißfällig zu seyn. Denn gleichwie der Schatten dem Leibe, und der Wiederschall der Stimme folget; also ist die Belohnung mit der Tugend,

und

und die Bestrafung mit dem Laster verbunden. Ihr habt Recht, versetzte Pey. Man muß immer über sich selbst wachen, und in den geheimesten und unvermerktesten Dingen behutsam seyn. Man muß die sinlichen Wollüste meiden, und auf die unschuldigsten Ergetzlichkeiten ein Mißtrauen setzen. Die wahren Weisen muß man allezeit erheben, die Bösen aber auch ohne Verschonen strafen. Niemals muß man ein Vorhaben fassen, so nicht vor jederman kund gethan werden könte. Die Gerechtigkeit muß man aus Gefälligkeit gegen das Volk nie bey Seite setzen, aber auch nie das Volk vergessen, um seine eigene Absichten desto eher zu erreichen. Mit einem Wort, man muß die geringsten Neigungen genau prüfen, und die leichtesten Handlungen reiflich überlegen. Dieses ist das Mittel, sich Liebe und Hochachtung unter dem ganzen Volk zu erwecken.

§. 28.

Ach Prinz! antwortete Yu, indem er sich zu dem Käyser insonderheit wendete, ach Prinz! wie würdig ist dieses, stets daran zu gedenken. Die volkommene Regierung folget, wie der Baum seiner Wurzel; und die erste Regul davon ist diese, daß der Regent seinen Unterthanen verschaffe, wovon sie leben können: Wasser, Feuer, Metalle, Holz, Erde und Getreide. Das sind die sechs grossen Magazinen, aus welchen aller Ueberfluß entstehet. Die Begierden des menschlichen Herzens am Zügel führen, die Handlungen erleichtern, und alles, was zum Lebensunterhalt und Beqvemlichkeit gehöret, hochachten; das sind drey wichtige Stücke, das Volk zu vereinigen und ihre Beqvemlichkeit zu befördern. Dieses zusammen genommen sind neun wichtige Sätze, die unter sich selbst eine wundernswürdige Verbindung haben. Bringet sie in Verse, und last das Volk nichts anders absingen. Macht die Gemüther eurer Unterthanen durch Belohnung der Tugend besser; bringet sie nie durch alzuharte Bestrafungen auf Abwege; erwecket sie durch fleißige Absingung dieser neun Artikel: so werden die Grundvesten eures Reichs durch nichts erschüttert werden können. Komt näher herbey, Yu, sagte der Käyser; ihr seyd ein Mann, wie ich wünsche; ich bin willens, daß ihr an meiner statt regieren solt.

§. 29.

Da sey der Himmel vor! antwortete Yu; die wenige Tugend, so ich besitze, würde unter dieser Last unterliegen, und das Volk, das mich kennet, würde eine solche Wahl nicht billigen. Aber ihr habt den Cao yao, der ist ein warhaftig weiser Mann; der hat alles an sich, was man verlangen kan. Er hat dem ganzen Volk eine Liebe zur Weisheit beygebracht; und das Volk, das nun die Wirkungen derselben erkennen lernet, trägt ihn in seinem Herzen. Richtet euer Gemüth darauf; unterscheidet wohl, was er verdienet, und wie wenig ich gegen ihn gelte. Erhebet ihn, denn er ist dessen würdig; mich aber lasset einen unnützen Menschen bleiben. In einer so wichtigen Angelegenheit muß man auf nichts anders, als auf die Tugend sehen. Ich weiß wohl, sagte der Käyser, daß Cao yao zur Handhabung meiner Gesetze sehr geschickt ist; und ich will auch die Verwaltung der Gerechtigkeit seinen Händen anvertrauen. Lernet demnach die fünf Strafen wohl verstehen, um die Hauptstücke meiner Gesetze recht zu handhaben. Macht allemal den Anfang mit der Unterweisung, damit ihr nicht genöthiget werdet zu strafen. Bemühet euch allezeit, mein Volk auf die Mittelstrasse zu führen, wo die wahre Tugend zu finden ist, und erfüllet in dem Stück alle meine Hofnung.

Lob des weisen, Cao yao genant.

§. 30.

Fortsetzung. Ich müste, antwortete **Cao yao**, so volkommen seyn, als ihr seyd; niemals eine Ausschweifung begehen, demüthig gegen die Vornehmen, gütig gegen das Volk seyn; niemals die Bestrafungen auf die Kinder fortsetzen, wol aber die Belohnungen; die Fehler entschuldigen, die aus Uebereilung begangen worden, und sie nicht so hart beurtheilen, so erheblich sie auch an sich selbst seyn möchten; die Bosheiten aber ernstlich strafen, und so klein sie auch scheinen möchten, sie doch nie als Kleinigkeiten betrachten; niemals ein Laster strafen, dessen Wirklichkeit nicht erwiesen worden, dagegen aber geneigt seyn, eine annoch zweifelhafte Tugend zu belohnen; und sich lieber in Gefahr setzen, als ob der Gerechtigkeit kein strenges Genügen geschehen, als einen Unschuldigen zu tödten. Sehet, grosser Käyser, das ist ein Theil derjenigen Tugenden, die wir an euch bewundern. Alle eure Bemühungen zielen auf nichts anders, als auf die Erhaltung des Lebens eurer Unterthanen, und eben darin erfüllet ihr ihren Wunsch. Das ist genung. Ihr braucht keinen lasterhaften Richter, der die Gesetze eines so gütigen Regenten handhaben soll. Machet nur erst, versetzte der Käyser, daß ich ein solcher Regent werde, als ihr ihn jetzt beschrieben habt. Lehret mich, wie ich euerer Vorschrift nachkommen soll, damit mein Exempel gleich werde einem starken und doch dabey angenehmen Winde, das alle Herzen an sich ziehe, und das wahre Wohlergehen sich in allen Theilen meines Reichs ausbreite. Wenn ein König, antwortete **Cao yao**, warhaftig tugendhaft ist, so giebt er einem jeden guten Rath leicht Gehör und arbeitet mit seinen weisesten Ministern, die er sich ausgesuchet hat, immer auf einen Zweck. Das ist gewiß eine grosse Warheit, sagte der Käyser; aber erkläret euch etwas umständlicher darüber.

§. 31.

Eigenschaften eines löblichen königes. Ein guter König, fuhr hierauf **Cao yao** fort, hat kein grösseres Verlangen in seiner Seele, als daß er in der Erkentniß und Ausübung der wahren Weisheit immer mehr zunehmen möge, dergestalt, daß er einer solchen vortheilhaften Uebung nie Gränzen setzet. Durch ein so schönes Exempel erbauet er zuförderst sein ganzes Königliches Haus; und von diesem breitet sich der gute Eindruck unter dem ganzen Volk und mit der Zeit in den entferntesten Königreichen aus. So viel ist daran gelegen, daß ein König tugendhaft sey! Yu gab diesen Weisheitsvollen Worten volkommen Beyfal. Es komt

Was bey einer guten regierung zum grunde liegen muß. alles auf zwey Hauptstücke an, fuhr der **Cao yao** weiter fort; einmal, daß er die Leute kennen lerne; und hernach, daß er das Volk glücklich mache. Gehört sonst nichts dazu? so unterbrach Yu seine Rede. Unser guter König, sagte **Cao**, mag so volkommen seyn als er will, so wird er hierin doch seine Schwierigkeiten antreffen. Die Leute recht kennen, heisset so viel, als sich in der Wahl derer, die man zu seinen Diensten brauchet, niemals irren. Das Volk glücklich machen, heisset so viel, als sie mit Wohlthaten überhäufen und dadurch ihre Liebe gewinnen. Hat er diese grosse Eigenschaften an sich, was darf er sich vor einem Böswicht fürchten, wie **Hoen teou**? Oder wie viel Mühe wirds ihm kosten, einen Rebellen zu bändigen, wie **Miao**? Oder was kan ihm ein Heuchler und Schmeichler, dergleichen **Cong kong** war, Schaden thun? Inzwischen merket euch, fuhr **Cao yao** fort, daß es insonderheit neun Tugenden giebt, die man recht erkennen muß, wenn

Neun einem regenten nöthige tugenden. man mit denselben bekant werden will. Es ist nicht genung zu wissen, daß dieser und jener die und die Tugend an sich habe; sondern er muß auch wissen, wodurch er es bewiesen, daß er dieselbe wirklich an sich habe. Yu fragte ihn, welches denn diese neun Tugenden wären?

§. 32.

§. 32.

Ich verlange, sagte Cao yao *), an einem Könige eine Großmuth, die ihn weder stolz noch unempfindlich machet; eine edle Gleichgültigkeit, die aber seine Geschäftigkeit nicht unterbrechen muß; eine reizende Gütigkeit, die weder was nachläßiges noch was bäurisches an sich habe; einen hellen Verstand, der aber weder Mühe noch Arbeit scheuet; eine höfliche und artige Lebensart, die von guter Entschliessung und herzhaftem Muth unterstützet wird; eine Aufrichtigkeit der Seele, dabey man sich zu rechter Zeit der Billigkeit zu bedienen weiß; einen weit um sich sehenden Geist, der nicht unterlässet, auch auf Kleinigkeiten zu merken; eine Standhaftigkeit, die nichts mildes an sich hat, und eine Stärke, die nur der Gerechtigkeit aus dem Wege weichet. Nach diesen neun Tugenden muß man sich richten, wenn man die Leute unter sich selbst unterscheiden soll. Und es ist das gröste Glück eines Königs, wenn er die Tugend belohnen kan. Ein Grosser am Hofe muß wenigstens drey dieser Tugenden an sich haben, wenn er seiner Familie wohl vorstehen will. Ein zinsbarer König muß derselben sechs haben, wenn er das ihm anvertraute Gebiet glücklich zu regieren gedenket. Nur der Käyser muß sie alle zusammen besitzen und üben, um sich derselben bey der Wahl seiner Diener zu bedienen, einen jeden nach seiner Fähigkeit zu brauchen und nach seinen Verdiensten zu belohnen. Die Grossen so wol als die kleinen müssen sich mit nichts anders beschäftigen, als was ihnen anbefohlen ist; man brauche aber auch seine Diener und Arbeiter nie zu unrechter Zeit. Wenn man sich höchstens mit fünf nöthigen Dingen beschäftiget, so wird man seinen Zweck schon erreichen.

§. 33.

Ein König muß seine Unterthanen bey Zeiten dazu gewöhnen, daß sie seinem Exempel mit Lust folgen. Daher muß er unaufhörlich über sich selbst wachen, damit bey der grossen Menge der Geschäfte, die ihm täglich obliegen, nicht was mangelhaftes mit unterlaufe. Eben so wenig müssen sich seine untergeordneten Bedienten was zu gute halten; sie sollen bedenken, daß die Vorsehung des Himmels auf ihrem Könige, die Geschäfte ihres Königs aber auf ihnen beruhen. Sie vertreten mithin die Stelle des Himmels, und was sie thun, das ist sein Werk **). Der Himmel hat die Ordnung unter den unveränderlichen Gesetzen der bürgerlichen Gesellschaft gemachet. Gebet nur die fünf Gesetze, und sehet dahin, daß sie unverbrüchlich gehalten werden. Der Himmel hat die verschiedenen Arten der Verehrungen bestimmet, darnach sich die Menschen richten sollen. Machet diese fünf Pflichten bekant, und sorget, daß sich nun jeder in seinem Rang und Stande darnach richte. Aber es muß eine aufrichtige Beobachtung seyn, die von Herzen gehet, die von Heucheley und Hochmuth gleich weit entfernet ist. Der Himmel erhebet die tugendhaften Personen; daher sind auch die Ehrenstufen in den fünf Creisen des Reichs unterschieden. Der Himmel bestraft die Lasterhaften, daher haben die

*) An diesem Orte findet man die nachdrückliche Kürze der Chinesischen Schreibart in ihren alten Büchern. Achtzehen Buchstaben fassen diese neun Tugenden mit allen ihren Eigenschaften in sich, die sie haben müssen, wenn sie nicht aus der Art schlagen und Laster werden sollen. Und das ist so schön und lebhaft abgebildet, daß alle unsere Sprachen da nicht hin reichen.

**) Die alten Ausleger dieser Bücher sagen hiebey: Die Gesetze, die Gebräuche, die Belohnungen und Bestrafungen, das alles komt vom Himmel. Es ist sein unveränderlichster Wille, das Gute zu belohnen, und das Böse zu bestrafen. Und wenn er entweder belohnet, oder bestrafet, so können weder Grosse noch Kleine seinem Arm entgehen.

fünf Strafen auch verschiedene Gebräuche. O! wie viel Sorgfalt gehöret zu einer guten Regierung. Der Himmel höret und siehet alles; aber nach der Meinung des Volks richtet er die Könige. Der Himmel ist fürchterlich; aber ein seufzendes Volk reizet ihn zum Zorn. Er züchtiget die Grossen und Kleinen ohne Unterschied; aber die Könige haben sich tausendmal mehr vor ihm zu fürchten, als das gemeine Volk. Was ich euch jezt sage, mein König, das ist die lautere Warheit. Das allerwesentlichste aber ist dieses, daß ihr das, was ich euch sage, zur Ausübung bringet.

§. 34.

Der Käyser antwortete hierauf mit lauter Stimme, daß nichts so wahr und gerecht sey, als was er jetzo gehöret habe. **Cao yao** setzte daher seine Rede also fort: Ich weiß gar wohl, wie eingeschränkt meine Einsichten sind, aber davon halte ich mich überzeuget, daß ich keinen andern Gedanken oder Begierde in meiner Seele habe, als euch nach meinem besten Vermögen zu zeigen, wie ihr eure Unterthanen wohl unterweisen solltet. Der Käyser wendete sich hierauf wieder zu dem **Yu** und sagte: Tretet näher her zu mir, und lasset mich auch einen guten Rath aus eurem Munde hören. Was kan ich sagen, antwortete **Yu**, oder was kan ich zu den vernünftigen Worten des **Cao** hinzuthun? Mich anlangend, so liegt mir nur noch eine Sache am Herzen; nemlich, daß ich stets und unabläßig geschäftig seyn möge. Wie ist das möglich, fragte **Cao yao**? Die Wasser, antwortete **Yu**, waren so zu reden bis an den Himmel gestiegen und giengen über die höchsten Berge, und die Menschen kamen dabey jämmerlich ums leben. Mitten unter dieser schrecklichen Sündflut fieng ich an auf den höchsten Bergen Holz zu schneiden; darauf lehrte **Pe y** und ich, wie die überbliebenen Menschen Fleisch essen solten. Das rückständige Wasser leitete ich nach den vier Meeren ab, und die Bäche lies ich in die grossen Flüsse einlaufen. Darauf unterwies **Heou tsi** und ich die Menschen, was sie vom Saamen für einen Gebrauch machen, und wie sie den Acker bauen solten. Ich brachte ihnen etwas von Handelschaft und Gewerbe bey; davon gewonnen sie so viel, daß sie leben konten, und genossen dabey eines sichern Friedens. Ihr habt Recht, versetzte **Cao**, wenn ihr saget, daß ihr unermüdet gewesen; aber fahret weiter fort von dieser angenehmen Sache zu reden. Es komt hierbey, fuhr **Yu** weiter fort, alles auf die Aufmerksamkeit an, die der Regent über seine eigene Person beweiset. Das ist wahr, sagte der Käyser, wohlan, versetzte **Yu**, so setzet eure Glückseligkeit in nichts anders, als in die Tugend. Gebet auf die geringsten Umstände acht, die eine so schäzbare Glückseligkeit stören könten, und hütet euch insonderheit vor solchen Dienern, von deren Aufrichtigkeit und Tugend ihr nicht die völlige Versicherung habt. So bald ihr alsdann befehlen werdet, so bald wird man euch auch mit Freuden gehorchen; weil ihr nichts befehlen werdet, was nicht das Volk recht sehnlich wünschen solte. Dadurch werdet ihr mit der erwünschtesten Glückseligkeit des **Chang ti** erfüllet werden, und die Ehre haben, ein Volbringer seiner neuen Befehle zu seyn*). Sehet, sagte der Käyser, das ist ein Diener der mich liebet; und ich liebe hinwiederum einen so liebenswürdigen Diener. Nähert euch mir, geliebter **Yu**, und höret mir zu.

§. 35.

*) Die Menschen sind es nicht allein, heisset es in der Auslegung hierüber, die einem Könige seine Bemühungen vergelten; sondern der Käyser des Himmels bemühet sich auch, seine Tugend zu belohnen.

§. 35.

Eure Arbeit, die ihr bey der Sündflut bewiesen, hat mich recht sehr gerühret. Ihr seyd getreu, und eure Verdienste sind groß. Ihr seyd weise in meinen Augen; ihr seyd unermüdet, das algemeine Wohlergehen zu besorgen. Ihr seyd dabey von sehr bescheidener Meinung von euch selbst, und ob ihr wohl so viel gutes gestiftet habt, so haltet ihr doch von euch selbst nur mäßig. Ich sage noch einmal, ihr seyd ein weiser Mann, aber ihr überhebet euch eurer Gaben nicht. Niemand wird euch eure Geschicklichkeit absprechen. Ihr erhebet eure schönen Handlungen nicht, und jederman räumet euch den ersten Platz ein. Was ich am meisten suche, das ist die Tugend; und was ich am meisten lobe, das sind die guten Werke. Ich übergebe euch hiemit die Beherschung der Welt. Steiget auf den Thron und regieret selbst. Bedenket, daß nichts so sehr zu fürchten sey, als menschliche Leidenschaften; und die richtig denkende Vernunft ist was unbeschreiblich zärtliches. Man muß reine Absichten hegen, lauter und einfältig seyn, und allenthalben die rechte Mittelstrasse zu treffen wissen. Belustiget euch nicht an dem, was man euch ohne Grund nachrühmet. Fasset nie einen Vorsatz, den ihr nicht vorher durch eine strenge Prüfung gehen lassen, Was ist liebenswürdiger als ein guter König? Was ist mehr zu fürchten, als das Volk? Was ehren die Unterthanen, wenn sie ihren König nicht ehren? Aber, wie will er ohne den Beystand des Volks bestehen? Bemühet euch demnach aus allen Kräften, wohl zu regieren. Wachet Tag und Nacht über die Volbringung der euch obliegenden Pflichten. Uebertreffet, wo möglich, den Wunsch und die Erwartung eurer Unterthanen. Nehmet euch insonderheit der Armen und Unglückseligen an; so wird euer Reich ein ewiges Reich seyn. Der Befehl, den ich euch gebe, wird der Welt den Frieden verschaffen; und durch euch werde ich meine Feinde besiegen können. Folget hierin, und lasset euch weiter nichts gebieten.

§. 36.

O Prinz! was saget ihr? Der Himmel ist es, der den Menschen das Leben gegeben hat*); wie sie aber unzähligen Leidenschaften unterworfen sind, so können sie auch unmöglich ein vergnügtes und friedsames Leben führen, wo sie nicht einen Lehrer haben, der sie in der Beobachtung ihrer Pflicht erhält. Daher schenket ihnen nun der Himmel einen weisen König; und durch denselben kan er sie tugendhaft und glückselig machen.

Anderer Auszug (§. 26.) einer Rede, die Tchong hoei an den Käyser Tching tang gehalten haben soll.

§. 37.

Der verwünschte Kie hatte alles Licht der Vernunft verbannet, und das arme Volk

*) In dem alten Commentario Tching y heisset es über diese Stelle also: Der Himmel erschaffet den Menschen, und giebt ihm einen Leib und eine Seele. Ein jeder unter uns hat einen materialischen und sichtbaren Leib, aber auch eine geistliche und vernünftige Seele. Wenn der Mensch auf die Weise einmal erschaffen worden, so stehet ihm der Himmel bey; und zwar nicht auf eine so algemeine Art, daß er ihm, nachdem er ihm einmal Leib und Seele geschenket, nur einige Gesetze vorgeleget, sondern er stehet ihm auf eine ganz besondere Art bey. Denn der Mensch denket, handelt, redet, unterscheidet das Wahre vom Falschen und das Gute vom Bösen; er ist der Nahrung und Kleidung benöthiget; er befindet sich bald im Ueberfluß, bald im Mangel; er ist wechselsweise in Bewegung und in Ruhe. Soll es nun in allen diesen Dingen recht zugehen, so ist er gewiß des Beystandes des Himmels benöthiget. Er weiset ihn auf einen schmalen Weg; betrit er denselben, so ist er glücklich; verirret er sich aber davon, so hat er nichts gutes zu erwarten. Daher vereiniget sich nun der Himmel gern mit dem Menschen, und unterstützet ihn, daß er beständig auf dem Wege wandelt, der zur Unsterblichkeit führet.

Volk war in einen Feuerpfuhl gestürzet worden. Euch aber hat der Himmel die nöthige Weisheit und Kraft ertheilet, die Welt aus diesem Unglück zu erretten. Vollendet demnach dasjenige, was der grosse Yu angefangen hat; folget seinen Fußstapfen, und beweiset gegen die Befehle des Himmels einen ehrerbietigen Gehorsam. Der König von Hia hat sich schwer verschuldet, weil er den Namen des Allerhöchsten zur Beobachtung seiner sündlichen Befehle gemißbrauchet. Der Himmel hat ihn gezüchtiget, und euch das Reich übergeben, um der Welt ihre erste Glückseligkeit wieder zu schenken. Ihr wisset wohl, daß der grausame Kie noch einige weise Männer um sich hatte; aber die allermeisten waren nicht besser als er selbst. Wir waren also damals mit diesen Bösewichtern vermenget, wie ein gutes Saamenkorn auf einem Acker voller Unkraut lieget. Wie konten wir die Gefahr vermeiden, damit wir auf allen Seiten umgeben waren? Ein jeder fürchtete sein eigenes Schicksal; und es war schon genung, verdächtig zu werden, wenn man keine Laster an sich hatte. Wie vielmehr hattet ihr, mein Prinz, Ursache euch zu fürchten, da ihr mit so vielen Tugenden geschmücket waret? Der Ruf davon breitete sich allenthalben aus. Man betrachtete euch als einen weisen Fürsten, der an allen unreinen Ergetzlichkeiten einen Abscheu hatte, der dem Eigennutz nicht ergeben war, der die wichtigsten Aemter nur den Tugendhaften ertheilete, und die Belohnungen allemal nach den Verdiensten abmas. Man wuste, daß ihr die Einsichten eines andern den eurigen mit Vergnügen vorzoget; daß ihr alles Gute, so durch euch geschehen war, andern Personen zuschriebet, daß ihr euch nie entschuldigtet, und willig waret, das Mangelhafte allezeit zu verbessern. Endlich fand man an euch eine gewisse Großmuth, die euch des Reichs allein würdig machte, weil sie mit einer väterlichen Güte und Zärtlichkeit gegen die Unterthanen verbunden war. So viele Tugenden hatten alle Herzen an sich gezogen. Als daher der kleine König Ko eure Geschenke schnöde und trotzig verworfen hatte, so sahet ihr euch genöthiget, ihm zu Leibe zu gehen; und damit machtet ihr den Anfang zu der schönen Eroberung. Waret ihr im Morgenlande; so wartete man auf euch in den Abendländischen Gegenden mit Ungedult. Begabet ihr euch nach Norden; so seufzeten die Barbaren im Mittage nach euch; ein jeder schrie, als ob er sich beschweren wolte: Warum ist er nicht uns erst zu Hülfe gekommen? Allenthalben hörete man die Leute zu einander sagen: Wir wollen auf unsern lieben König warten; so bald er ankommen wird, so werden wir aufs neue zu leben anfangen. Sehet, Prinz, so sehr bemüheten sich die Völker um euch.

§. 38.

Man muß sich kein Bedenken machen ein König zu seyn; aber desto mehr muß man sorgen, ein guter König zu seyn. In dieser Absicht unterscheidet die Weisen, und habt Gemeinschaft mit den Redlichen. Ehret diejenigen, die eine unleugbare Treue bewiesen, und unterstützet die, welche aufrichtige Absichten hegen. Die kleinen Könige haltet unter guter Aufsicht; beschneidet denen die Flügel, die ihre Gewalt mißbrauchen wollen. Nehmet denen die Crone, die gute Ordnungen unterbrechen, und strafet die am Leben, die sich der Regierung ganz unwürdig gemachet haben, dadurch werdet ihr die Gottlosen aufhalten, und den Frommen einen Muth machen. Und wenn alle Könige ihre Pflicht beobachten, so wird Tugend und Friede überal die Herschaft haben.

§. 39.

§. 39.

Wenn ein Regent sich bemühet, alle Tage besser zu werden, so gewinnet er dadurch die Herzen aller Unterthanen; bildet er sich aber ein, daß er schon volkommen genung sey, so wird er gar bald verachtet, und von seinen besten Freunden verlassen. Befleissiget euch daher von ganzem Herzen auf die Ausübung grosser Tugenden, damit eure Unterthanen an eurer Person ein recht volkommenes Muster der Tugend haben. Lasset die Gerechtigkeit die Richtschnur aller eurer Handlungen seyn; und eure Begierden lasset durch die gesundeste Vernunft am Ziegel führen. Ein frommer König hinterlässet seinen Kindern ein grosses Erbgut, wenn er ihnen das Exempel seiner Tugenden zum Erbtheil hinterlässet. Ich habe oft sagen hören, das heisse ein König seyn, wenn man andere als solche betrachte, die uns was gutes lehren könten. Denn wer gerne was lernet, der wird reich. Das sicherste Mittel aber, sich selbst zu verderben, ist dieses, wenn man glaubet, daß andere nicht so gut wären, als wir; und es ist ein Zeichen eines sehr eingeschränkten Geistes, wenn er mit sich selbst zu frieden ist. Bemühet euch, eure Regierung eben so rühmlich zu beschliessen, als ihr sie angefangen habt. Bedenket, daß der Himmel gerecht sey, und die Frommen so wol belohnen, als die Bösen bestrafe. Lebet den Gesetzen gemäs, wenn ihr euch einer ewigen Glückseligkeit versichern wollet.

§. 40.

Erbe des **Tching tang**! Verlasse dich nicht zu sehr auf die gegenwärtige Gunst des Himmels; es wird vieles auf dich selbst ankommen, wenn diese Gewogenheit desselben länger fortgesetzet werden soll. Du must dich nicht so darauf verlassen, als ob sie nothwendig unaufhörlich seyn müste. Wenn du beständig in der Ausübung der Tugend bleibest; so wirst du auch diese Crone erhalten. Verlässest du aber die Weisheit, so sey versichert, daß du alles wieder verlieren werdest, was dir der Himmel gegeben hat. Du hast davon ein merkwürdiges Exempel an dem **Kié**. Er beharrete nicht auf dem Wege der Tugend. Er ward gottlos und grausam. Der höchste Beherscher des Himmels verwarf ihn daher. Und sahe er sich auf der ganzen Erde um, daß er einen finden möchte, der da würdig wäre, an seiner Stelle zu regieren; und so bald er ihn gefunden, so erleuchtete und regierete er ihn auch. Was er aber am meisten liebet und suchet, das ist eine reine und unverfälschte Tugend. Und diese suchet er insonderheit an dem neuen Könige, den er der Welt geben will. Diese Eigenschaften hat er sonst an niemand als am **Tching tang** und an mir gefunden. Wir beyde waren der Tugend gleich eifrig zugethan, daher liebte uns auch der Himmel und trug uns in seinem Herzen. Und weil wir so wol den Himmel als auch das Volk zur Seite hatten, so konten wir das Reich des **Hia** mit leichter Mühe umstürzen. Das sage ich nicht in der Meinung, als ob der Himmel eine unordentliche Neigung gegen uns hegte; sondern weil er allemal ein Freund der wahren Tugend ist. Wir haben nicht auf eine listige Art die Beystimmung des Volks erschlichen, sondern das Volk hat den erkanten Tugenden nicht feind seyn können. Wenn man sich einmal der wahren Weisheit ergeben hat, so gelinget alles wohl; man ist allezeit vergnügt und allezeit glücklich. Bemühet man sich aber um Weisheit und Tugend nur halb, nur auf eine zeitlang; so erfähret man plötzlich das Gegentheil. Glück und Unglück hänget daher vom Menschen ab; die Belohnungen und Bestrafungen sind Folgen unserer entweder guten oder bösen Werke.

Dritter auszug (§. 36) eine unterweisung, die Yun dem jungen **Tai kia** gegeben.

§. 41.

Erbprinz; Das Reich, so du in Besitz nimst, ist neu; deine Tugend muß daher auch neu werden. Suche es durch diese unaufhörliche Erneuerung dahin zu bringen, daß zwischen dem ersten und letzten Tage deiner Regierung kein Unterschied sey. Gieb die Aemter keinen andern Personen, als die Weisheit und Tugend besitzen. Zum ersten Minister aber wähle den volkommensten Mann, den du nur finden kanst; denn dieser muß dich volkommen tugendhaft, und das Volk hinwiederum deiner Tugenden theilhaftig machen. Ein solcher volkommener Mann ist schwer zu finden; suche ihn daher mit dem möglichsten Fleiß. Damit der Minister samt dem Könige, wenn sie einerley Begierden, Eifer und Absichten hegen, durch ihre genaue Verbindung nur ein einziges Ganzes ausmachen mögen. Die wahre Tugend bindet sich nicht an die Meinungen eines fremden Lehrers. Das warhaftig Gute ist allein der Lehrmeister, den sie höret. Ein solcher Lehrer aber fordert nicht immer einerley; sondern man muß sich in allen Stücken nach der Verschiedenheit der vorkommenden Umstände richten. Dabey aber bleibt doch das Gemüth auf den Hauptzweck gerichtet, ohne welchen nichts gutes entstehen kan. Alsdenn pflegt das Volk auszurufen: O wie rein ist sein Herz! Wie übereinstimmend sind seine Tugenden! Er ist der Regierung volkommen würdig; er wird seine Unterthanen ewig glücklich machen.

§. 42.

Vierter auszug (§. 40) eine unterredung zwischen dem Käyser Kao tsong und seinem ersten minister Fou yue

Der Käyser antwortete den Grossen in einem kurzen Handschreiben, darin er sich also erklärte: Seitdem ich das Reich der Welt beerbet habe, so habe ich gefunden, daß ich nicht alle Tugenden an mir habe, die zur Beherschung desselben erfordert werden. Daher habe ich mich auch bisher nicht unterstanden, Befehle ausgehen zu lassen. Da ich aber in der stillen Nacht auf nichts anders, als auf Mittel denke, meinen Pflichten ein Genügen zu thun; so scheinet es, als ob mir der HErr des Himmels mit seiner eigenen Hand einen treuen Minister mit den Worten gegeben habe: Das soll der ausserordentliche Mann seyn, der an meiner Stelle reden soll. Der Käyser lies so gleich das Portrait dieses versprochenen Ministers entwerfen, wie er ihm war gezeiget worden; und wendete alle Mühe an, denselben in seinem Reiche auszukundschaften. Man fand endlich in der Wüste einen Mann, der sich unten am Berge Yen eine kleine Grotte angebauet hatte, und er kam denen, die ihn suchten, dem Gemählde volkommen ähnlich vor, das sie bey sich hatten. Der Käyser erkante ihn auch den Augenblick, daher erklärte er ihn in Gegenwart des ganzen Hofes zu seinem ersten Minister und sagte:

§. 43.

Ihr solt mich alle Tage erinnern und mich oft bestrafen, wenn ichs wo versehe, auf daß ich die wahre Weisheit erlange. Bedenket, daß ich nur ein Stück ungearbeitetes Eisen sey, und daß ihr dazu berufen, mich zu bearbeiten und zu poliren. Bedenket, daß ich auf einem breiten und gefährlichen Strom schwimme, und daß ihr mein Schif, Mast und Ruder seyd. Bedenket, daß ich eine truckene und dürre Erde, die durch euch befeuchtet und fruchtbar gemachet werden muß. Eröfnet demnach euer Herz, und schüttet die Reichthümer desselben in das meinige. Schonet aber meiner nicht dabey; denn wenn die Arzeney nicht etwas stark ist, so kan der Kranke nicht davon genesen. Ihr solt allemal bey denen seyn, die zu mir nahen, und euch mit ihnen vereinigen, mich zu bessern; damit ich gleich den alten Königen und als ein würdiger Erbe der

Tu-

Tugenden des Tching tang, so wie dieser gethan, mein Volk glücklich machen könne. Verwaltet dieses Amt, welches ich euch hiemit übergebe, getreulich, und ruhet eher nicht, als bis ihr mich zu dem gemachet, der ich eigentlich seyn soll.

§. 44.

Fou yue antwortete dem Käyser: wie ein Stück Holz gerade wird, wenn man es gerade nach der Schnur bearbeitet; so werden auch die Könige tugendhaft, wenn sie den Reguln der Weisheit folgen, die ihnen vorgeleget werden. Wenn ein König tugendhaft ist, so wird sein erster Minister von selbst zur Ausübung seiner Pflicht bewogen. Wenn aber ein solcher guter König gar verlanget, daß man ihn erinnern soll, wer solte nicht einem so schönen Befehl gehorchen? Ein guter König dienet dem Himmel, und wandelt in den angewiesenen Wegen. Und indem er diesem allerhöchsten Willen gehorsam ist, so theilet er das Reich in verschiedene Königreiche. Er verordnet Könige über dieselben, darauf er sich verlassen kan, und giebt ihnen geschickte Leute zur Hand, die ihnen in der Regierung ihrer Staaten beystehen müssen. Es ist so fern von ihm, daß er sonst an nichts, als an seine Lustbarkeiten gedenken solte, daß er vielmehr sich dazu geboren zu seyn glaubet, das Glück der Welt zu befördern. Niemand als der Himmel allein *) ist es, von dem man sagen kan, daß er alles sehe und höre; und die guten Könige bemühen sich, ihm darinnen nachzufolgen, so viel es ihnen möglich ist. Daher bleiben auch ihre vornehmsten Bedienten immer voll Ergebenheit und Ehrerbietung; und ihre Unterthanen geniessen Sicherheit und Friede.

§. 45.

Die Schande der Könige rührt nur davon her, wenn sie ungerechte Befehle ertheilen; und der Aufruhr der Unterthanen entsteht daher, wenn sie in Uebereilung Kriege anfangen. Belohnet niemals jemanden ohne guten Vorbedacht. Es ist besser, die Kleider bleiben im Kasten liegen, denn daß sie ohne Ueberlegung verschenket werden. Prüfet euch auch vor allen Dingen selbst recht genau, ehe ihr jemand strafet. Ein König, der diesen vier Stücken sorgfältig nachkomt, der ist gewiß vernünftig, und es vereiniget sich alles zur Beförderung seiner Glückseligkeit. Die Ruhe oder Zerrüttung des

*) Man hat zweyerley Auslegungen über diese Worte, die beyderseits merkwürdig sind. Die erste, so man Ge ki nennet, erkläret sich also darüber: Der Himmel redet nicht, und findet doch Glauben. Der allerhöchste Geist erzürnet sich nicht, und ist doch zu fürchten. Er ist höchstwarhaftig, daher muß man ihm glauben. Er ist keinen Leidenschaften unterworfen, daher ist er zu fürchten. Der Himmel, in so ferne er unbegreiflich ist, heisset ein Geist; in so ferne er aber unveränderlich ist, heisset er der Himmel. Wenn man von ihm sagt, daß ihm zu glauben sey, weil er warhaftig ist, so will das so viel sagen, weil er die allerhöchste Vernunft hat, und also nicht irren kan. Wenn man sagt, daß er zu fürchten sey, weil er unpartheiisch ist, so wird damit gemeinet, daß er die Gerechtigkeit selbst sey, und daß er sich nicht ungeahndet spotten lasse. Weil er endlich ewig, unbegreiflich und unveränderlich ist, so sagt man, daß er alles wisse.
Das andere Auslegungsbuch heisset Ge kiang. Es rührt solches vom letztverstorbenen Käyser Cang hi her. Daselbst wird folgende Erklärung gelesen. Der Himmel ist über alles. Nichts ist gerechter und liebenswürdiger. Er ist lauter Geist und lauter Vernunft. Er hat keine Ohren und hört doch alles. Es bleibt ihm in dem grossen Weltreich nicht nur nichts verborgen, sondern er siehet auch in den verborgensten Oertern alles, was nur geschicht. Sein Verstand durchdringet und erforschet alles. Und das ist das hohe Muster, das sich ein König vorstellet. Er liebet und hasset nicht aus blossem Eigensin. In seinen Belohnungen handelt er nach der richtigen Vernunft. Und also kan man gewisser massen sagen; daß er dem Himmel gleich sey, der alles siehet und höret.

Reichs hängt von denen ab, denen ihr die Verwaltung der Aemter aufgetragen. Gebt niemals einem eurer Unterthanen eine Bedienung aus blosser Gewogenheit, wenn ihr wisset, daß er zur Verwaltung derselben untüchtig sey; einem gottlosen Menschen aber vertrauet nie ein wichtiges Amt an, und wenn er auch noch so grosse Geschicklichkeiten besässe. Ehe ihr etwas thut und vornehmet, so untersuchet genau, ob es auch gut sey, und wenn es gut ist, so denkt weiter nach, ob es auch die rechte Zeit sey solches zu thun. Wer sich einbildet, daß er Tugenden besitze, der hat gewiß derselben wenig; und wer seine Geschicklichkeit herausstreichet, der schadet seinen Verdiensten.

§. 46.

In allen Dingen muß man grosse Vorsichtigkeit beweisen; denn dadurch kan man vielerley Unheil zuvorkommen. Wer mit seiner Gnade verschwenderisch umgehet, der macht sich verächtlich; und wer sich auch der geringsten Fehler halber erinnert zu werden nicht schämet, der wird gewiß vor grossen bewahret bleiben. Es komt alles darauf an, daß ihr euer Herz in guter Ordnung haltet. Wenn dieses richtig ist, so wird eure Regierung volkommen seyn. Was die Cerimonien betrift, so muß es ein König an äusserlichem Pomp nicht fehlen lassen; aber er muß darin die Hauptsache nicht setzen. Was von aussen geschicht, muß innerlich einen guten Grund und Absicht haben. Alzuwenig äusserliches Ansehen würde almählig eine Verachtung nach sich ziehen; alzuviel äusserliche Umstände aber würden nur Unordnung erwecken. Diese beyden Abwege hat man mit gleicher Sorgfalt zu vermeiden.

§. 47.

Ich freue mich, rief der Käyser aus, recht herzlich über alles, was ich jetzo von euch gehöret habe. Es soll von nun an meine vornehmste Bemühung seyn, mein Leben darnach einzurichten. Empfieng ich von euch nicht dergleichen heilsamen Unterricht, so würde ich nicht wissen, wie ich zur wahren Tugend gelangen solte. **Fou yue** berührte hierauf die Erde dreymal mit seiner Stirn, zum Zeichen seiner tiefen Ehrerbietung. Darauf setzte er seine Rede also weiter fort. Es ist nicht schwer, sagte er, das Gute zu erkennen; das schwerste ist solches auszuüben. Prinz, lernet die Tugend lieben, so wird euch nichts angenehmers vorkommen, und ihr werdet gleich seyn den alten Königen, euren Vorfahren. Redete ich nicht frey mit euch, wie ich bisher gethan habe, so würde ich strafbar handeln, und mich des hohen Amtes, das mir anvertrauet worden, unwürdig machen. Niemand als ihr, sagte der Käyser hierauf, kan mir solche Gelehrten verschaffen, wie ich sie wünsche. Ihr wisset wohl, daß man, wenn man Wein machen will, allerhand Specereien hinein thut *), die denselben zur Gährung bringen, und ihm die gehörige Stärke geben. Euer guter Rath thut bey mir eben die Dienste; er bringt mich in die Höhe, und ertheilt mir einen Muth, den ich ohne euch nicht haben würde. Wenn man eine kräftige Suppe zubereitet, so wird verschiedene Zuthat dazu gebraucht, daß sie nicht unschmackhaft sey. Eure Lehren thun bey mir eben dieses; sie ertheilen meiner Tugend den rechten Geschmack. Arbeitet demnach mit mir an mir selbst, und seyd versichert, daß mir nichts in der Welt so sehr am Herzen lieget, als alles zu thun, was ihr mir saget:

§. 48.

*) Der Wein, oder vielmehr das Chinesische Bier, wird aus einer besondern Art Reis zubereitet. Wenn dasselbe nun beynahe völlig abgekocht ist, so werden gewisse Specereien dazu gethan, die dasselbe heben müssen.

§. 48.

Es ist, antwortete Fou yue, ein gutes Merkmal, wenn man sich gerne unterweisen lässet. Denn es zeiget an, daß man gerne was gutes thun wolle. Man wird aber zu diesem erwünschten Zweck nicht gelangen, wo man nicht die Vorschrift der alten Könige vor Augen hat. Daß man auf einem andern Wege unsterblich werden könne, das habe ich bis hieher nicht gefunden. Der Anfang der wahren Weisheit ist die Demuth*), und die geringe Meinung von sich selbst, als ob man zu nichts gutes tüchtig wäre. Zugleich aber muß man auch so fleißig und eifrig seyn, als ob man noch nichts gethan hätte, und doch gerne alles thun wolte. Das sind die Mittel, die zween grossen Fehler, den Hochmuth und die Faulheit, zu meiden. Ist man von diesen beyden Lastern befreyet, so thut man auf dem Wege der Weisheit starke Schritte. Glaubet mirs, Prinz, und thut es auch, so werdet ihr die guten Wirkungen bald davon erfahren. Die Unwissenden unterrichten, ist gewisser massen so viel, als selbst lernen. Und wenn man sich in beyden Stücken beständig übet, Lehrer und Schüler zugleich ist, so nimt man ganz unvermerkt in der Weisheit zu. Um aber sich nicht zu irren, so muß man immer das Muster der alten Könige vor Augen haben.

C. Nachricht von dem dritten canonischen Buch Tchi king, samt einem Auszuge aus demselben (§. 20).

§. 49.

Das Chinesische Lesezeichen Chi bedeutet so viel als Verse, weil in der That dieses Buch nichts anders als Oden, Lieder und andere Gedichte in sich fasset, die unter den Käysern der dritten Dynastie verfertiget, und darin die Sitten, die Gewonheiten und Maximen der kleinen Könige beschrieben worden, die ihre Reiche von den damaligen Käysern zum Lehn empfingen. Einige derselben bestehen nur aus drey Strophen, und stellen fast einerley Gedanken vor, ausgenommen, daß die folgende sich auf die vorhergehende beziehet. Andere scheinen in einem sehr erhabenen Stilo geschrieben zu seyn. Die Anzahl der Strophen in diesen ist nicht gewiß bestimt; und manche bestehet wol aus zehen Versen. 1. Nachricht von diesem buch.

§. 50.

Es sind aber die Chinesischen Ausleger nicht alzuglücklich, den Verstand dieser Gedichte zu entdecken. Sie haben sich selbst einen Begrif davon gemachet, der viel Wiedersprechendes an sich hat, und daher auch diesen sonst ehrwürdigen Ueberresten des Alterthums wenig Ehre bringet. Es wird überhaupt in denselben die Tugend sehr gelobet, und manchreley weise Lebensreguln werden mit unter gestreuet. Confucius hat daher diese Gedichte sehr gerühmet, und versichert, daß die darin enthaltene Lehre rein und vernünftig sey. Daher sind einige Ausleger der Meinung, daß dieses Buch durch die Vermischung mit andern Gedichten gar sehr verstellet worden. Inzwischen steht das Buch im ganzen Reich in grossem Ansehen. Die Schreibart ist dunkel, und diese Dunkelheit rühret von der Laconischen Schreibart, von den vielen Metaphoren und alten Sprüch- Inhalt.

*) Dieses ist nicht die einzige Stelle, darin die Demuth angepriesen wird. Diese Haupt- und Grundtugend wird in allen alten Chinesischen Schriften angepriesen; und es ist eben so gewönlich, die Anweisungen zur Demuth bey den Chinesern zu finden, als selten sie bey den Griechen und Römern anzutreffen waren.

wörtern her, die darinnen vorkommen; eben diese Dunkelheit aber macht, daß es so hochgeschätzet wird.

§. 51.

Abtheilung. Man kan es in fünferley Gattungen der Gedichte eintheilen. Zur ersten gehören die Lobsprüche solcher Männer, die sich durch ihre besondere Gaben und Tugenden wohlverdient gemacht; wobey zugleich verschiedene Unterweisungen gefüget sind, die bey Solennitäten, Opfern, Leichenbegängnissen und andern Cerimonien abgesungen zu werden pflegen. Die zweyte Gattung fasset die im Reich eingeführten Gewonheiten in sich. Es sind dieses nichts als Romanen, die von Privatpersonen aufgesetzet worden, die man aber nicht abgesungen, sondern nur in Gegenwart des Käysers und seiner Minister hergesaget. Die Sitten der Menschen werden darinnen sehr natürlich abgeschildert, und die Fehler sowol des Volks als der Regenten werden freymüthig bestrafet. Der dritte Theil heisset das Buch der Gleichnisse; weil alles, was darin befindlich ist, mit Gleichnissen vorgetragen wird. Die vierte Abtheilung begreifet sehr viel erhabene Gedichte in sich. Sie fangen sich gemeiniglich mit einem dreisten Satz an, der eine Bewunderung erwecket, und das Gemüth zur Aufmerksamkeit zubereitet. Endlich im fünften Theil sind allerley verdächtige Poesien enthalten, die Confucius als unächt verworfen hat. Um nun eine Abbildung von diesem Buch zu geben, so wollen wir einige Materien daraus mittheilen, wie sie vom P. Premare übersetzet worden.

1. Ein junger König bittet seine Minister um Unterweisung.

§. 52.

2. Auszüge aus demselben. Ich weiß es wohl, daß man unaufhörlich über sich selbst wachen muß. Ich weiß es, daß der Himmel einen Verstand hat, dem nichts verborgen bleibet, und dessen Schlüsse unwiederruflich sind. Man sage demnach ja nicht, daß er so weit über uns erhoben und so weit von uns entfernet sey, daß er sich um uns hier auf Erden nicht bekümmere. Ich weiß, er verstehet alles, und ist ohne Unterlaß und allenthalben gegenwärtig. Aber ach! ich bin noch sehr jung; ich habe noch wenig Verstand, und merke nicht mit gehöriger Achtung auf meine Pflichten. Doch bemühe ich mich aus allen Kräften, ich will meine Zeit nicht gern umsonst zubringen; ich suche nichts begieriger, als immer volkommener zu werden. Ich hoffe, ihr werdet mir eine so schwere Last tragen helfen. Euer guter Rath, den ich von euch erwarte, wird mich so tugendhaft machen, als ich es zu werden wünsche.

2. Eine Ode zum Lobe des Ven vang*).

§. 53.

Der Himmel hat diesen hohen Berg geschaffen; Tai vang aber hat ihn zur Wüste gemacht. Dieser Verlust rühret her aus seiner Schuld. Ven vang hat ihm wieder zu seinem vorigen Glanz verholfen. Der Weg, auf welchem sich jener verirret, ist voll Gefährlichkeiten: aber der Weg des Ven vang ist eben und sicher. Ihr Nachkommen eines so weisen Königs, suchet dieses durch ihn hergestelte Glück unveränderlich beyzubehalten.

3. Ein

*) Ven vang war nach dem Bericht der Ausleger und Geschichtschreiber der Vater des Vou vang, mit dem sich die dritte Dynastie der Käyser angefangen. Ven vang heisset so viel als ein König des Friedes.

3. Ein Lobgedicht auf eben denselben.

§. 54.

Derjenige, der allein ein König und der höchste Beherscher ist, läst sich in seiner Majestät so weit herab, daß er sich um uns auf Erden bekümmert. Er sorget beständig für das wahre Heil der Welt, und seine Blicke beschauen den ganzen Erdboden. Er siehet insonderheit zwey Völker, die sein Gesetz verlassen haben, und der Allerhöchste verlässet sie doch nicht. Er prüfet sie und wartet auf sie. Er suchet allenthalben einen Mann nach seinem Herzen, und will sein Reich immer weiter ausbreiten. In dieser Absicht sind seine Augen gegen den Abend gerichtet. Daselbst will er wohnen, und mit dem neuen Könige regieren. Er rottet zuförderst*) alle böse Kräuter aus, und befördert das Wachsthum der Frommen. Er beschneidet die Bäume, und setzet sie in eine weise Ordnung. Er vertilget das unnütze Gesträuche, und bauet die Maulbeerbäume. Der HErr will den Menschen zu ihrer vorigen Tugend verhelfen. Alle ihre Feinde sollen vor ihnen fliehen. Niemals in ein Wille unumschränkter gewesen.

§. 55.

Der HErr schauet auf diesen heiligen Berg. Er ist eine Wohnung des Friedes; daher wächset auch auf demselben kein Holz, daraus man Waffen zubereitet. Es ist ein ewiges Reich; daher findet man Bäume darauf, deren Blätter nicht abfallen. Es ist ein Werk des Allerhöchsten. Er hat den Jüngern an die Stelle des Aeltern erhoben. Er ist ihr Glück und Ehre. Der HErr hat ihn mit seinen Gütern erfüllet, und ihm die Beherschung der Welt zum Lohn gegeben. Der HErr schauet in das Herz des **Ven vang**, und findet daselbst eine geheime und unauflösliche Tugend, deren Geruch sich allenthalben ausbreitet. Er ist ein wundernswürdiger Sammelplatz seiner unschätzbarsten Gaben. Eine Vernunft, die alles ordentlich einrichtet. Eine Weisheit, die alles durchschauet. Eine Wissenschaft, die alles lehret. Ein kluger Rath, wohl zu regieren. Gottesfurcht und Leutseligkeit, sich liebenswürdig zu machen. Kraft und Majestät, sich Furcht zuwege zu bringen. Eine Gnade und eine Reizung, die alle Herzen an sich ziehet. Tugenden, die sich selbst immer gleich, und keines Wechsels fähig sind. Das ist die Ausstattung, die er von dem Allerhöchsten empfangen. Das ist ein Glück, das er auf seine Nachkommen fortgeerbet hat. Der HErr hat zu **Ven vang** gesaget: Wenn das Herz nicht aufrichtig ist, und die Begierden nicht in gehöriger Ordnung gehalten werden; so ist man nicht im Stande, der Welt Bestes zu befördern. Dieser Fehler bist du ganz und gar nicht fähig. Steige demnach zuerst auf diesen Berg, und ziehe alle Welt dir nach. Siehe hier sind Rebellen, die ihrem Herrn nicht unterthänig seyn wollen. Sie bilden sich ein, mehr als Menschen zu seyn, und herschen über ihre Unterthanen tyrannisch. Wafne dich mit meinem Zorn; breite deine Fahnen aus, stelle deine Heere in Schlachtordnung, verschaffe allenthalben Friede, bevestige das Wohlergehen deines Reichs, und erfülle das Verlangen der Welt.

§. 56.

Alsbald stieg **Ven vang**, ohne seinen Hof zu verlassen, auf diesen hohen Berg. Verkriechet euch, ihr Aufrührer gegen den Himmel, verkriechet euch in eure Höhlen. Das ist ein Berg des HErrn, dazu könt ihr nicht gelassen werden. Diese lebendigen Quellen

*) Es muß dieses alles allegorisch verstanden werden, nach der Schreibart der alten Poeten. Das Buch **Che king** ist mit dergleichen Redensarten stark angefüllet.

Quellen geben ein reines Wasser, damit die Unterthanen des **Yen vang** ihren Durst stillen. Diese Erqvickungen schicken sich nicht für euch. **Yen vang** hat diesen Berg erwählet; er hat selbst diese reinen Quellen geöfnet. Hieher sollen alle getreue Unterthanen kommen; alle Könige sollen sich hieher wenden. Der Herr hat zu **Yen vang** gesaget*): Ich liebe eine reine und lautere Tugend, wie die deinige ist. Sie machet kein groß Geräusch; sie hat von aussen kein prächtiges Ansehen; sie will nicht gerne gesehen seyn, und gefält sich selbst nicht wohl. Man kan sagen, daß du deinen Verstand und Weisheit zu sonst nichts, als zum Gehorsam gegen meine Befehle anwendest. Du kennest deine Feinde; vereinige gegen sie alle deine Kräfte; mache dir Kriegesrüstungen; spanne deine Wagen an, und stürze die Tyrannen. Stosse die Ungerechten und Cronenräuber vom Thron. Ihr Rüstwagen, dränget euch nicht; ihr erhabenen Mauren, fürchtet euch nicht. **Yen vang** übereilet seinen Feldzug nicht. Sein Zorn redet von lauter Friede. Er nimt den Himmel zum Zeugen von der guten Gesinnung seines Herzens. Er siehets gerne, wenn man sich ihm ohne Schwerdtschlag ergiebt; er ist geneigt, auch den Boshaftesten zu vergeben. Seine grosse Sanftmuth bringt ihm keine Verachtung; er ist vielmehr niemals liebenswürdiger. Folgt man aber seinen gelinden Aufforderungen nicht, so brechen seine Wagen mit lauter Schrecken ein. Die Tyrannen verlassen sich umsonst auf ihre Wagen und hohe Mauren. **Yen vang** greift sie an, er schläget sie, er überwindet sie, er zerstöret das grausame Reich. Es ist so ferne, daß ihn eine solche Gerechtigkeit verhast machen solte, daß vielmehr die Welt nie williger gewesen, sich seinen Befehlen zu unterwerfen.

4. Unterricht für einen König.

§. 57.

Ein äusserliches majestätisches Ansehen ist der Pallast, darin die Tugend eines Königs wohnet. Aber man sagts, und es ist auch wahr, daß heut zu Tage die Unwissensten so gelehrt sind, anderer ihre Fehler zu sehen, aber dabey so verblendet, daß sie ihre eigenen Fehler nicht erkennen. Derjenige, der von niemand was fordert, was über seine Kräfte ist, der kan die Welt lehren; und ein wahrer Weiser thut selbst dasjenige, was er von andern verlanget. Fasset nie einen Vorsatz, der mit dem geringsten Eigennutz beflecket ist. Gebet allemal solche überlegte Befehle, daß ihr nicht genöthiget werdet, etwas davon zu ändern. Lasset allenthalben Redlichkeit und Tugend aus eurem Thun hervorblicken, damit ihr in diesen beyden Stücken ein Muster der Welt werden könnet. Aber dergleichen Unterweisungen sind leider! nicht mehr im Gebrauch. Es ist alles umgekehrt, und unter einer schändlichen Trunkenheit begraben. Und weil man sich diese belieben lässet, so denket man nicht mehr an gute Ordnung, man machet sich die Reguln der alten Könige nicht mehr bekant, um ihre Gesetze aufrecht zu erhalten. Der höchste Himmel, saget ihr, beschützet euch nicht mehr; wisset ihr aber nicht, daß er diejenigen liebet, die der Tugend zugethan sind. Ihr seyd jetzo mitten im Strom, sehet zu, daß

*) Wir führen hiebey die Worte eines Schülers und Auslegers des **Tchu hi** an: Dieser wundernswürdige Mann ist gefällig und leutselig; er ist demüthig, und weichet jederman gern. Wenn man ihn höret, so solte man meinen, daß er nichts wisse, und zu nichts fähig sey. Wenn ein Herz so beschaffen ist, mit was für Reichthümern kan es nicht erfüllet werden? Daher ist die Demuth der herlichste und unbeweglichste Grund der Tugend. Und es ist kein Mensch erleuchteter, als derjenige, der warhaftig glaubet, daß seine Einsichten sehr eingeschränket sind.

daß ihr nicht hingerissen werdet. Merket ohne Unterlaß auf alle Kleinigkeiten; stehet zu rechter Zeit auf, und legt euch zu gesetzter Zeit nieder. Lasset es in eurem Hause ordentlich zugehen. Ihr werdet durch euer Exempel eure Unterthanen fleißig und ordentlich machen, wenn eure Wagen, Pferde, Soldaten und Waffen in gutem Stande sind. Ihr werdet dem Kriege zuvor kommen, und euch die Barbaren vom Leibe halten. Macht eure Unterthanen volkommener, und beobachtet die Gesetze zuerst, die ihr ihnen vorleget; dadurch werdet ihr vielem Verdruß entgehen. Insonderheit überleget eure Befehle recht reiflich, und haltet euch äusserlich wohl; alsdann wird alles gut und ordentlich stehen. Man kan einem Diamant durch fleißiges Reiben die Flecken abwischen; aber wenn eure Worte den geringsten Fehler an sich haben, so kan derselbe nicht abgewischet werden. Redet daher nie ohne grossen Vorbedacht, und sagt niemals: wars doch nur ein Wort. Bedenket wohl, daß andere eure Zunge nicht halten können; wenn ihr sie daher nicht selbst haltet, so werdet ihr tausend Fehler begehen. Worte voll Weisheit sind wie die Tugend, sie bleiben nicht ohne Belohnung. Dadurch stehet ihr euren Freunden bey, und die Unterthanen, die eure Kinder sind, werden tugendhaft, wenn sie von einem Geschlecht znm andern euren Lehren folgen.

§. 58.

Wenn ihr euch unter weisen Freunden befindet, so verhaltet euch dergestalt, daß man an eurer Person nichts als lauter Liebenswürdiges finde. Lasset auch in eurem Hause nichts unordentliches offenbar werden. Wenn ihr auch in dem verborgensten Zimmer eures Hauses ganz alleine seyd, so gestattet euch selbst nie was unanständiges. Sagt nicht: Siehts doch niemand. Denn es ist über euch ein verständiges Wesen*), das alles siehet. Es ist bey uns, wenn wirs am wenigsten glauben: und das muß uns in einer beständigen Aufmerksamkeit über uns selbst erhalten. Eure Tugend muß nicht was gemeines seyn, sondern ihr müsset nach der besten Volkommenheit streben. Richtet alle eure Bewegungen ordentlich ein, damit ihr nicht des rechten Weges verfehlet. Ueberschreitet nie die Gränzen, die euch von der Tugend vorgeschrieben sind; vermeidet alles, was sie beleidigen kan. Suchet ein Muster der ganzen Welt zu werden, das sie ohne Bedenken nachahmen könne. Man giebt, sagt man im Sprichwort, für eine Pfirsiche wol eine Birn. Ihr könnet aber nichts anders erndten, als was ihr gesäet habt. Wer euch das Gegentheil sagt, der betrüget euch. Das heisset, nach dem Sprichwort, Hörner an der Stirn eines jungen Lammes suchen. Ein weiches und zartes Blat nimt allerley Gestalten an; und ein weiser Mann besitzet die Demuth als den Grund aller Tugenden. Redet ihr mit ihm von den Weisheitsreguln der Alten, so wird er dieselben unverzüglich annehmen, und sie auszuüben trachten. Der Unverständige aber meinet, daß man ihn betriege, und will nichts glauben. Ein jeder folget seinen Neigungen.

§. 59.

*) Im Tchu hi heissets davon also: Man muß sich davon recht überzeugen, daß der HErr der Geister und aller unsichtbaren Dinge allenthalben gegenwärtig sey. Er komt, ohne daß man seine Gegenwart merket, und man hat sich allemal zu fürchten, so aufmerksam man auch über sich selber ist. Was wird man nicht zu besorgen haben, wenn man sich selbst vergist! Dieses alles will so viel sagen, daß man nicht allein äusserlich ordentlich wandeln soll, sondern daß man auch auf die geringsten Bewegungen seines Herzens merken müsse.

§. 59.

O mein Sohn! ihr wisset nicht, wie ihr saget, was gut und böse ist. Ich will euch nicht mit Gewalt zur Tugend reissen; sondern ich will euch die deutlichsten Beweise von dem vorlegen was ich euch sage. Ihr werdet dadurch nicht weise, wenn ihr nur höret, was ich euch sage; sondern wenn ihrs auch von Herzen ausübet. Daß ihr, wie ihr wirklich thut, eure Untüchtigkeit erkennet, das ist ein Merkmal, daß ihr bald in den Stand kommen könnet, andere zu lehren. Denn so bald man die Einbildungen von sich selbst und dem aufgeblasenen Hochmuth abgeleget hat, so ist man auch im Stande, das, was man des Morgens gelernet, noch vor Untergang der Sonnen auszuüben. Der höchste Himmel unterscheidet das Gute und Böse volkommen. Er hasset die Stolzen und hat Wohlgefallen an den Demüthigen. Man kan denselben alle Augenblicke beleidigen und erzürnen. Wie kan man denn nun in diesem elenden Leben einer wahren Freude theilhaftig werden? Es gehet eilend vorbey, und der Todt komt, ehe man recht aus dem Traum erwachet. Und dieses verursachet mir allerley Schmerzen. Ich unterlasse nichts, euch zu unterweisen, und ihr höret mich kaum. Ihr sagt, daß ihr nicht in der Fassung wäret, ein solcher Weiser zu werden; aber wenn ihr jetzo nicht die Tugend ergreifet, wie wolt ihr euch denn dieselbe in eurem hinfälligen Alter zu eigen machen. O mein Sohn! ich predige euch nichts anders als die Grundreguln der alten Könige. Folget ihr meinem Rath, so werdet ihrs euch nimmermehr gereuen lassen dürfen. Der Himmel ist erzürnet, und ihr fürchtet, daß sein Zorn wider euch und wider sein Volk ausbreche. Ihr habt in den abgewichenen Zeiten genung schreckhafte Exempel seines Verhaltens. Der HErr des Himmels gehet nie von seinen Wegen ab. Glaubet sicherlich, wo ihr nicht bey Zeiten den Weg der Tugend betretet, den ich euch gezeiget habe, daß ihr euch und eurem ganzen Reich das gröste Unglück zuziehen werdet.

5. Ode über das Verderben des menschlichen Geschlechtes.

§. 60.

Ich hebe meine Augen auf zum Himmel, aber er scheinet eisern zu seyn. Unser Unglück dauret sehr lange: die Welt ist verderbet. Die Sünde breitet ihr tödtliches Gift allenthalben aus. Die Falstricke der Sünde sind auf allen Seiten ausgebreitet, und man findet nicht einmal einen Schein der Genesung. Wir bewohneten eine glückselige Gegend; aber ein Weib hat uns drum gebracht. Es war uns alles unterthan; ein Weib aber hat uns in die Sclaverey gestürzet. Sie hasset die Unschuld, und liebet dagegen das Laster. Der weise Mann zog eine Mauer drum her; aber das Weib, welches alles wissen wolte, riß sie nieder. O wie vernünftig ist sie nun! Sie ist gleich einem Vogel, dessen Geschrey den Todt verkündiget. Sie hat zu viel geredet, und das ist die Stüfe zu unserm Unglück gewesen. Unser Verderben komt nicht vom Himmel; ein Weib hat dasselbige verursachet. Alle diejenigen, die der Weisheit Stimme nicht hören, sind dieser unglückseligen gleich. Sie hat das ganze menschliche Geschlecht verderbet. Anfänglich wars ein Irthum, nun ists aber ein Laster. Woher komts, daß uns der Himmel plaget und betrübet? Warum stehen euch die himlischen Geister nicht mehr bey? Darum, weil ihr euch dem überlassen habt, den ihr hättet sollen meiden. Es komt allerhand Unglück über euch; es ist keine Ernsthaftigkeit und Zucht übrig geblieben. Der Mensch ist verderbet, und die ganze Welt ist ihrem völligen Verderben nahe. Der

Himmel

Himmel stricket Netze, und breitet sie allenthalben aus. Der Mensch ist verderbet, das ist es, was mich am meisten betrübet. Der Himmel leget seine Netze vor; es ist um den Menschen geschehen; das ist die Ursache meiner Traurigkeit. Dieser tiefe Strom hat eine Quelle daraus er entstanden. Ihm ist meine Traurigkeit gleich; sie ist tief, und hat einen weiten Ursprung; der Mensch hat nicht mehr, was er vor dem Fall besessen *), und hat alle seine Kinder in sein Unglück verstricket. O Himmel! du kanst allein dagegen helfen. Lösche den Flecken des Vaters aus, und errette seine Nachkommen.

6. Eine andere Klage über das menschliche Elend.

§. 61.

Da zu der gegenwärtigen Jahrszeit so vieler Hagel fält, so siehet man es billig als etwas ausserordentliches an. Ein Schmerz durchdringet meine Seele, wenn ich die Unordnungen der Sünder betrachte. Können sie auch wol weiter gehen? Betrachtet doch den betrübten Zustand, darin ich mich befinde. Mein Schmerz nimt täglich und stündlich zu. Erweget, wie sehr ich mich darüber gräme; die Traurigkeit tödtet mich, und ich muß mich verbergen. Das Leben habe ich von meinen Eltern empfangen. Aber haben sie mir es nur darum ertheilet, auf daß ich unglücklich und elend würde? Ich kan weder vorwärts noch hinterwärts kommen. Die Menschen brauchen ihre Zungen, sich entweder was vorzuheucheln, oder Schaden zu thun. Und wenn ich mich darüber betrübe, so werde ich von andern verspottet. Mein Herz ist voll Wehmuth und Traurigkeit, wenn ich ein solches Elend ansehe. Die unschuldigsten sind am meisten zu beklagen. Woher können sie Hülfe erwarten? Wo sollen sich diese Raben aufhalten? Wer soll ihnen zur Beute dienen? Sehet an diesen grossen Wald; er ist nur mit solchen Bäumen erfüllet, die ins Feuer gehören. Das unter so vielen Trübsalen seufzende Volk schauet den Himmel an, und scheinet an seiner Vorsehung zu zweifeln **). Wenn aber die Stunde seines Schlusses wird gekommen seyn, so wird sich niemand ihm widersetzen können.

*) Obgleich der Himmel, sagt hiebey **Tchu hi**, so weit über uns ist, daß es scheinen möchte, als ob diese Unterwelt seiner Sorgfalt ganz unwürdig wäre; so sind doch seine Wege ganz unausforschlich. Er kan die Schwachheit selbst unterstützen, und die Ordnung wieder herstellen, obgleich alles verloren zu seyn scheinet. Wenn **Yeou vang** sich wolte bessern und ein neuer Mensch werden, so würde der Himmel seinen Schluß ändern, und die Nachkommenschaft würde nicht ganz verloren seyn.

) Der **Tchu fong ting, ein Nachkömling des **Tchu hi**, redet an diesem Orte sehr deutlich. Den Frommen wohl zu thun, schreibet er, und die Bösen ernstlich zu bestrafen, das ist die beständige Regul des Himmels. Findet man aber nicht allemal, daß die Frommen in dieser Welt belohnet, und die Bösen bestrafet werden; so rührt es daher, weil die bestimte Stunde des Schicksals noch nicht erschienen. Ehe dieser letzte Augenblick komt, kan der Mensch so zu reden den Himmel überwinden. Aber wenn der letzte Spruch einmal wird geschehen seyn, so wird der Himmel gewiß den Sieg über alles erhalten. Derjenige, der heute Belohnungen erhält, kan morgen bestrafet werden, und wer jetzo gezüchtiget wird, soll alsdann belohnet werden. Wenn der Himmel strafet, solte man glauben, daß er zürne. Aber er beweiset darin seine Gerechtigkeit wenn er strafet; die Gerechtigkeit aber entstehet nicht aus Zorn und Haß. Strafet er die Leute nicht auf der Stelle, die er dereinst gewiß strafen wird, so geschiehet solches nicht aus einer niederträchtigen Gefälligkeit gegen sie; sondern weil das letzte Gericht noch nicht gekommen. Diesen Augenblick aber will uns der gerechte Himmel nicht wissen lassen, damit wir ohn Unterlaß wachen.

nen. Er ist der Allerhöchste; wenn er straft, so ist er gerecht, und man kan ihn keines Hasses beschuldigen.

§. 62.

Aber die Gottlosen sehen das Niedrige für hoch und das Hohe für niedrig an. Wenn sollen nun ihre Ausschweifungen einmal ein Ende haben? Sie nennen die Weisen alte Greise, und sagen lachend zu ihnen: Erkläret uns eure Träume. Sie sind ganz und gar mit Sünden überhäuft, und meinen doch unsträflich zu seyn. Wie unterscheidet man unter den Raben das weibliche und mänliche Geschlecht? Wenn ich an den höchsten HErrn der Welt, an seine Majestät und Gerechtigkeit gedenke, so demüthige ich mich vor ihm, und fürchte, er werde mich hinreissen. Indes kommen alle meine Worte von Grund meines Herzens, und sind vernünftig. Die Gottlosen haben Ottern- und Schlangenzungen, die Frommen damit zu beschädigen, und bleiben dabey ganz ruhig und still. Sehet an jenes weite Feld; es ist mit lauter schädlichen Kräutern angefüllet, die aus dessen Schoos hervorwachsen. Der Himmel scheinet mit mir zu spielen, als ob ich ein Nichts wäre; und er hält so genaue Rechenschaft, als ob ich der Wuth meiner Feinde etwas in den Weg geworfen hätte. Bin ich aber vermögend genung mich davon los zu machen? Mein Herz ist ganz voll Traurigkeit, der Schmerz hat es recht vest verschlossen. Woher kommen doch die Unordnungen, die jetzo unter den Menschen herschen? Die Feuerflamme breitet sich immer weiter aus, und es ist unmöglich sie zu löschen. Ach! unglückselige **Pao ssee** *), du bist es, du hast das Feuer angezündet, das uns verzehret.

§. 63.

Gedenket ohn Unterlaß an eure letzte Stunde. Der Weg, darauf ihr wandelt, ist dunkel, schlüpfrig und gefährlich. Ihr ziehet an einem reich beladenen Wagen. Was wolt ihr thun? Ihr zerbrechet ihn auf beyden Seiten, und verlieret eure Reichthümer. Und wenn alles verloren seyn wird, alsdann werdet ihr um Hülfe rufen. Zerbrechet ja diesen Wagen nicht auf beyden Seiten. Sehet fleißig auf die Räder desselben. Lasset einen so kostbaren Schatz nicht umkommen. Hütet euch vor den Oertern, wo es für euch gefährlich ist. Allein ich rede leider! vergeblich; man denkt nicht einmal an das, was ich sage. Die Gottlosen glauben verborgen zu seyn; aber sie sind gleich den Fischen, die man in einem Teich gefangen hält. Sie mögen sich so tief verstecken als sie wollen, man sieht und merkt sie doch am Ufer. O wie betrübt bin ich, wenn ich der Menschen Elend ansehe! Sie bringen ihr Leben in Lustbarkeiten zu. Sie überhäufen sich mit Wein und mit den kostbarsten Speisen. Ihre Ergetzlichkeiten haben kein Ende. Sie lassen sich unter

*) Die Chineser, die seit undenklichen Zeiten diese Bücher als lauter Denkmale von dem betrachten, was bey der ersten Gründung dieses Reichs vorgefallen, geben vor, daß dieser **Pao ssee** das Weib des **Yeou vang**, das ist, des in die Finsterniß verstossenen Königs sey. **Tchou fong tching** erkläret sich also hierüber: Nicht **Tching tang** hat den gottlosen Tyrannen **Kie** verderbet; sondern sein Weib, die heillose **Moey**, ist die wahre Ursache seines Unglücks gewesen. Nicht **Vou vang** hat den grausamen **Tcheou** vom Thron gestossen, sondern **Ta kia**, sein Weib, ist die Ursache seines Fals gewesen. Nicht der kleine König **Chin**, auch nicht die Abendländischen Barbaren haben den verblendeten **Yeou vang** gestürzet, sondern **Pao ssee** hat ihm das grosse Unglück zugezogen. Hat er aber eine **Pao ssee** gehabt, die ihn verderbet, so hat er doch leider keinen **Tching tang** oder **Vou vang** zum Nachfolgtr gehabt. Diese wenigen Worte fassen alles in sich, was man von den drey unglückseligsten Käyserlichen Familien weiß.

unter ihren Saufbrüdern fleißig finden. Sie reden nur von Hochzeiten und Schmausereyen. Bedenket, daß ich allein übrig blieben, und daß ich mich zwingen muß, meine Thränen zu verbergen. Die kleinsten Würmer haben ihre Löcher; das heßlichste Ungeziefer findet seine Nahrung. Nur das Volk komt um im Elend und Hunger. O Himmel! der du uns alle diese Leiden nach deiner Gerechtigkeit zugeschicket hast; siehe wie die Gottlosen im Ueberfluß leben, und erbarme dich der Gerechten, die in der grösten Dürftigkeit stecken,

7. Ode über die vorige Materie.

§. 64.

Der Allerhöchste scheinet seine Gnade in lauter Zorn verwandelt zu haben. Das Volk ist zum äussersten Unglück gebracht worden. Es ist keine Treue und Glaube mehr in ihren Worten. Man denket nur an lauter vergängliche Dinge. Auch den nicht allzugottlosen fehlet es an Aufrichtigkeit und Redlichkeit. Das bringet aber den Zorn GOttes über die Menschen; woran ich sie erinnern muß. Der Himmel scheinet gegen unser Gebet taub zu seyn; darüber muß man sich billig betrüben. Der Himmel ist zornig; man muß sich daher prüfen und ohne Verzug bessern. Lasset eure Worte holdselig seyn, die Herzen der Menschen zu gewinnen; beweiset aber auch dabey den gehörigen Ernst, damit das Böse dadurch zurück gehalten werde. Ist gleich mein äusserlicher Beruf von dem eurigen unterschieden, so bin ich doch so wol ein Mensch als ihr. Ich bemühe mich, euer gerechtes Verlangen zu erfüllen. Höret mich demnach aufmerksam. Ich werde euch wichtige Dinge vortragen, verachtet sie nicht. Ihr wisset das alte Sprichwort, daß man die schlechtesten Kräuter, und das Holz, so nur zum brennen dienet, samlen sol. **Der Himmel ist zornig**; es würde also die äusserste Thorheit seyn, so man sich nichts daraus machen wolte. Ich rede mit euch von Grunde meines Herzens; und ihr wollet dessen spotten? Ihr sagt, ich sey ein alter verzagter Mann, und ihr wolt bey der Gefahr sicher bleiben? Endlich wird dem Uebel gar nicht mehr zu helfen stehen. **Der Himmel ist zornig**; und euer Pallast ist noch voll Schmeichler. Es ist keine Ernsthaftigkeit in euren Sitten, und die klugen Leute müssen jetzo schweigen. Das Volk verfält in die abgeschmacktesten Niederträchtigkeiten, und man will die Ursache dieses Unheils nicht entdecken. Es ist leider! fast alles verloren; und die Weisen werden nicht gehöret. Der Himmel prüfet den innersten Grund der Herzen wie das Licht eine dunkele Cammer erleuchtet. Man muß sich bemühen, seiner Erkentniß so gemäs zu handeln, wie zwey musicalische Instrumente mit einander übereinstimmen. Man muß mit ihm so vereinigt seyn, wie zwey Cörper, die nur ein Ganzes vorstellen. Man muß annehmen, was er giebt, und so bald er nur seine Hand ausstrecket zu geben. Saget ja nicht, daß ich euch vergebliche Dinge sage; es ist dem Himmel nichts leichter als euch zu erleuchten. Nur unsere Leidenschaften hindern den Eingang desselben in unsere Seelen. Die Weisen vom ersten Rang sind gleich den Mauren, die uns umgeben. Die Weisen vom andern Rang sind gleich einer Mauer die uns vertheidiget. Eure Nachbarn sind die Wache vor eurer Pforte. Eure Anverwandten der Pfeiler, darauf ihr ruhet; eure nächsten Freunde die Vestung, so euch schützet. Aber euer Herz muß tugendhaft seyn, wenn ihr diese Schätze erhalten wollet. Denn wo ihr die Weisheit nicht achtet, so werden euch alle Fremden alleine lassen. Kan auch was schrecklichers seyn als dieses? Fürchtet euch demnach,

wenn ihr den Zorn GOttes sehet, der dem Ausbruch nahe ist. Lasset euch nicht von den Wollüsten des Lebens hinreissen. Sorget dafür, daß euch der Himmel nicht verlasse, und euch nichts entfahre. Man sagts, und es ist auch wahr, daß der Himmel ein höchst weises Wesen sey. Ihr möget aus- oder eingehen, so weiß und sieht er alles. Man vergleichet seine Erkentniß mit dem Morgenlicht, weil er alles durchschauet und helle macht.

8. Ode, Erinnerung an einen König.

§. 65.

Grosser und höchster Beherscher! ihr seyd der gröste Herr in der Welt. Aber wie streng regieret ihr! Wie hart sind eure Befehle. Es ist wahr, der Himmel giebt allen Menschen auf Erden das Wesen und Leben; aber man muß sich nicht gar auf seine Gnade und Freygebigkeit verlassen. Ich weiß wohl, daß er allezeit als ein Vater anfängt; aber ich weiß nicht, ob er nicht als ein Richter aufhören möchte. **Den vang** schreyet: Ihr Könige dieser Welt, ihr seyd grausam, und eure Minister sind Tieger und Wölfe. Ihr seyd geizig, und eure Minister sind gar Blutigel. Dergleichen Leute dultet ihr um euch. Ihr erhebet sie zu den ersten Würden; und weil ihr den Himmel genöthiget habt, euch mit einem Schwindelgeist zu plagen, so machet ihr diese Bösewichter zu Oberhäuptern eures Volks. **Den vang** rufet: Ihr Könige der Welt! Wenn weise und vernünftige Männer euch was gutes rathen wollen, so schwören ihnen die Gottlosen gleich den Todt; sie breiten tausenderley falsche Gerichte aus, um solche Leute bey euch verhast zu machen. Und diese höret ihr, diese leidet ihr. Ihr beherberget in eurem Pallast eine Bande Strassenräuber. Sehet um deswillen hat das Fluchen der Unterthanen keine Gränzen.

§. 66.

Den vang schreyet: Ihr Könige der Welt! ihr beweiset euch gegen eure Unterthanen als wilde und ausgehungerte Thiere. Ihr wendet alle eure Geschicklichkeit an, solche Räthe zu finden, die gottloser sind, als ihr selbst seyd. Weil ihr euch um keine wahre Tugend bekümmert, so seyd ihr ohne alle Stütze. Weil euer ganzes Leben lauter Lügen ist, so sind auch die Betrüger eure Gunstgenossen. **Den vang** rufet: Ihr Könige der Welt, das Murren eures Volks ist wie das Geräusch der Heuschrecken: der Zorn kochet in ihren Herzen. Ihr stürzet sie ins äusserste Unglück, und ändert euch in keinem Stück. Die Pest ist mitten im Reich, und erstrecket sich schon bis zu den entferntesten Barbaren. **Den vang** rufet: Ihr Könige der Welt! dem Herrn des Himmels könnet ihr dieses Unglück nicht zuschreiben; sondern ihr selbst seyd Schuld daran. Ihr habt die alten Weisen nicht hören wollen; ihr habt sie euch alle von der Seite geschaffet. Ob ihr nun gleich diese ehrwürdigen Männer nicht um euch habt, so sind doch die Gesetze noch vorhanden. Warum folgt ihr denselben nicht, um die Plagen abzuwenden, damit ihr bedrohet werdet. **Den vang** rufet: Ihr Könige der Welt! Man sagts, und es ist auch alzuwahr: Davon ist der Baum nicht verdorben, daß man die Blätter abgepflücket und die Zweige abgebrochen hat; sondern die Wurzel ist vergiftet und verfaulet. Wie ihr euch nach den Königen, euren Vorfahren, die euch gleich sind, abmesset; so werdet ihr andern zum Exempel dienen, die auf euch folgen. Je älter die Welt wird, desto mehr Exempel stellet sie dar; aber sie wird deswegen nicht besser.

Das

Das ist es, was in den drey ersten canonischen Büchern enthalten; wobey ich mich etwas weitläuftiger aufgehalten habe, als ich es bey den andern zu thun willens bin, indem die zwey letztern nicht von der Erheblichkeit sind, ob sie gleich auch für ehrwürdige Alterthümer gehalten werden.

D. Nachricht von dem vierten canonischen Buch Tchun Tsiou genant.

§. 67.

Das Buch **Tchun Tsiou** ist eher nicht unter die canonischen Bücher aufgenommen worden, als da die Familie **Han** an der Regierung gewesen. Es ist ein Buch, das zu den Zeiten des **Confucius** zusammen getragen worden. Mithin ist es auch weit jünger als die drey andern, die zu allen Zeiten für wahre **King** oder canonische Bücher gehalten worden, ohne daß man darüber jemals anderer Meinung gewesen. Dahingegen über diesem Buch grosser Streit geführet worden. Einige, und zwar die allermeisten, sagen, es sey eine Schrift des **Confucius**; andere behaupten im Gegentheil, daß dieser berühmte Weltweise nicht der Verfasser davon sey. Viele geben vor, es enthalte dasselbe eine Historie vom Königreich **Lou**, welches des **Confucius** Vaterland gewesen, und jetzo die Provinz **Chang tong** heisset. Andere meinen, es sey ein kurzer Entwurf verschiedener Begebenheiten, die zu der Zeit vorgefallen, da China noch in verschiedene Königreiche vertheilet gewesen, und ehe es durch den **Tsin chi hoang** zu einer einzigen Monarchie gemacht worden. Daher habe auch der **Vang ngan che**, ein gelehrter und Staatskluger Minister dasselbe herabsetzen und es unter die Bücher vom zweyten Rang bringen wollen. Inzwischen haben doch die Chineser an diesem Werk einen eigenen Geschmack, und machen ausserordentlich viel Werks davon. Es werden darin die Thaten vieler Prinzen beschrieben, die man als Spiegel der Tugenden und Laster nach ihren ungleichen Belohnungen und Bestrafungen vorstellet. Es fängt an mit dem 49 Jahr des Käysers **Ping vang**, der der dreyzehente aus der Familie **Tcheou** gewesen, und begreift in sich, was unter diesen Königen in einer Zeit von 241 Jahren vorgefallen. Der Anfang wird gemacht mit **Yn cang**, der das Königreich **Lou** regieret; und endiget sich mit dem zwölften Könige **Ngai cong**. Es führet dieses Buch den Titul, der **Frühling**, um damit zu erkennen zu geben, daß ein Reich sich erneure und blühend werde, wenn es von einem weisen und tugendhaften Fürsten regieret wird; so wie sich im Frühling die ganze Natur verneuret, und die Bäume, Gewächse und die ganze Erde neu kleidet. Dahingegen unter einem lasterhaften und grausamen Regenten das Reich ermattet, und seinem Verfall nahe komt; gleichwie im Herbst die Bäume ihrer Zierrathen beraubet werden, die Blätter abfallen und die ganze Natur zu sterben beginnet. Ein gewisser Schüler des Confucius Namens **Co chi** hat eine gelehrte Auslegung darüber geschrieben, und demselben den Namen **Koue yu**, das ist, Regierungsmaximen, gegeben.

4. Nachricht vom vierten canonischen buch.

E. Nachricht vom fünften canonischen Buch, Li ki genant.

§. 68.

Das fünfte Buch, **Li ki**, das ist, Verzeichniß der Gesetze, Cerimonien und Pflichten des bürgerlichen Lebens, enthält eigentlich zehen andere Bücher, die Confucius aus den Schriften der Alten zusammen getragen. Man glaubt, der vornemste Urheber derselben

5. Nachricht vom fünften canonischen buch.

derselben sey der Bruder des Käysers **Vou vang**, Namens **Tcheou kong**, ein Herr, den so wol seine Tugenden, als auch grosse Klugheit und andere Fähigkeiten berühmt gemachet haben. Es sind darunter auch die Schriften einiger anderer Schriftsteller enthalten, die theils Schüler des **Confucius**, theils andere neuere und etwas verdächtige Ausleger gewesen. Es wird darin so wol von den gottesdienstlichen als auch weltlichen Cerimonien, von allerhand Arten der Gebräuche, die insonderheit unter den drey Dynastien **Hia**, **Chang** und **Tcheou** üblich gewesen, gehandelt. Ferner von den Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern, und der Weiber gegen ihre Männer; von den Grundsätzen der wahren Freundschaft; von der Höflichkeit bey Gastereien; von der Gastfreyheit; von Leichenbegängnissen; vom Kriege; von der Music und verschiedenen andern Dingen, die das ihrige zum besten des gemeinen Wesens beytragen. Gleichwie aber 300 Jahr nachher, da dieses Werk zusammen getragen worden, alle Exemplarien auf Befehl des barbarischen Käysers **Tsin tchi hoang** verbrant worden, und dasselbe theils nur aus einer kleinen Anzahl Exemplarien, die dem algemeinen Feuer noch entrissen worden waren, theils aus dem Gedächtniß der Alten ergänzet werden konte; so ist gar kein Zweifel, (welches auch die algemeine Meinung der Ausleger und Uebersetzer desselben ist,) daß dieses Buch viel unvolkommenes an sich habe, und daß so wol durch die Gedächtnißfehler betagter Personen, als auch durch einiger andern unlautere Absicht, viel fremdes und unächtes mit eingeschlichen sey. Wie man denn auch wirklich vieles darin aufgezeichnet findet, das heut zu Tage nicht mehr üblich ist. Es ist ein Buch, das selbst nach der Meinung der Chineser mit vieler Behutsamkeit gelesen werden muß.

Des sechsten Abschnitts zweytes Capitel, darinnen von den Schulbüchern der Chineser oder canonischen Büchern vom zweyten Rang gehandelt wird.

Erste Abtheilung, darin diejenigen Schriften vorkommen, die den berühmten Confucius zum Urheber haben.

§. 69.

1. Einleitung dazu.

Der vornemste urheber dieser bücher ist Confucius.

Die fünf Bücher, davon bis hieher eine Beschreibung und Auszug mitgetheilet worden, sind meistens von einem sehr hohen Alterthum; alle andere, die nach der Zeit verfertiget worden, sind entweder nichts anders als Abschriften, oder nur weitere Auslegungen davon. Unter der grossen Menge derer nun, die an diesem Werk gearbeitet haben, ist keiner berühmter worden, als der **Confucius**. Daher ist auch derselbe seit so vielen Jahrhunderten im ganzen Reich als der allergröste Lehrer, als der Schmuck des ganzen Volks und als das vortreflichste Muster der Weisen verehret worden. Ob er gleich nie den Titul eines Königs geführet, so hat er doch vermittelst seiner wichtigen Lehren und sonderbaren Exempels in seinem Leben wirklich einen grossen Theil von China regieret; und nach seinem Tode ist die in seinen Schriften enthaltene Lehre als die volkommenste Richtschnur einer erwünschten Regierung beybehalten worden. Gleichwie dieser berühmte Mann bey allen seinen Unternehmungen, Reisen und Unterredungen keinen

andern

andern Zweck gehabt, als die Sittenlehre der ersten Zeiten wieder herzustellen, und das wahre Wohl der Unterthanen dadurch zu befördern, wenn er die Könige unterwiese, und die Liebe zur Weisheit, Gerechtigkeit und Tugend in diesem Staat beförderte: so ist sein Gedächtniß dadurch in die gröste Hochachtung gekommen, und er hat allen seinen Nachkommen einen Vorzug erworben, der noch bis diese Stunde dauret. Es ist eigentlich in ganz China kein Adel erblich, als in der Familie des Confucius, die daselbst noch bestehet, und sehr geehret wird. Es haben verschiedene Schriftsteller das Leben dieses Weltweisen beschrieben. Ich will dasjenige davon anführen, wobey die meiste Uebereinstimmung zu finden.

§. 70.

Dessen leben wird beschrieben. Zeit seiner geburt.

Confucius, oder wie ihn die Chineser schreiben, **Cong fou tseë**, ist in einem Flecken des Königreichs **Lou**, welches jetzo die Provinz **Chang tong** ist, im 21 Jahr der Regierung des **Ling vang**, der der 23ste Käyser aus dem Hause **Tcheou** war, 551 Jahr vor Christi Geburt, und zwey Jahr vor dem Tode des **Thales**, eines der sieben Weisen Griechenlandes, geboren worden. Er lebte mit dem weltberühmten **Pythagoras** zu einer Zeit, und **Socrates** trat bald hernach auf, als China diesen grossen Weltweisen verloren hatte. Vor diesen drey Weltweisen aber hatte **Confucius** darin einen Vorzug, daß der Ruhm von seinem Namen und Verdiensten immer zugenommen, und einen so hohen Grad erstiegen, als es der menschlichen Weisheit möglich ist. Er erhält sich auch noch bis diese Stunde auf dieser Höhe, und zwar mitten in dem allergrösten Reich der Welt, das den Einsichten dieses Weltweisen sein Ansehen und Dauer zuschreibet. Wenn Thales und Pythagoras so, wie **Confucius** gethan, sich blos mit der Sittenlehre begnüget hätten; wenn jener sich nicht in die Auflösung natürlicher Geheimnisse eingelassen, und dieser nicht so viel von der Art der Belohnungen und Bestrafungen in der künftigen Welt geredet hätte: so würden beyde weise Männer des Alterthums mehr Ehre erlanget haben, und ihre Lehre würde weniger scharfen Beurtheilungen unterworfen gewesen seyn. **Confucius** vertiefte sich nicht in die unerforschlichen Geheimnisse der Natur, und erklärte sich über dasjenige nicht, wornach die Neugierigkeit am meisten zu fragen pflegte; vielmehr lies er es dabey, daß er vom ersten Ursprung aller andern Wesen redete, daß er den Menschen Furcht, Liebe und Dankbarkeit gegen dasselbe beybrachte, daß er zeugete, wie demselben nichts, auch die geheimesten Gedanken des Herzens nicht verborgen wären; daß GOtt die Tugend nicht unbelohnet, und das Laster nicht unbestrafet lasse, der Mensch möge sich in einem Zustande befinden, in welchem er wolle. Das sind die Grundwarheiten, die in allen seinen Schriften anzutreffen sind; und darauf bauete er alle Einrichtung und Besserung der Sitten.

§. 71.

Seine herkunft und erziehung.

Confucius war nur drey Jahr alt, als ihm sein Vater, Namens **Cho leang he** im 73 Jahr seines Alters abstarb. Dieser alte Greis verwaltete die ersten Würden in dem Königreich **Song**, und hinterlies seinen Kindern weiter nichts als die Ehre, daß er von dem **Ti ye** abstammete, der der 27ste Käyser aus der zweyten Dynastie **Chang** gewesen. Seine Mutter, Namens **Ching**, und die aus der berühmten Familie **Yen** gebürtig war, lebte 21 Jahr nach dem Tode ihres Mannes. In seinen zartesten Jahren fand man an ihm schon die Merkmale eines reifen Alters. Vergnügungen und

Kinderspiele waren gar nicht für seinen Geschmack. Er erwarb sich durch sein ernstliches und bescheidenes Betragen ein grosses Ansehen unter allen denen, die ihn kanten, und gab ein Zeichen von sich, was dereinsten aus ihm werden würde. Kaum hatte er das funfzehente Jahr erreichet, so legte er sich sehr ernstlich auf die Erforschung der alten Schriften. Damit beschäftigte er sich am allermeisten, und suchte daraus so wol sein eignes Herz zu bilden, als auch dem Volk eine Liebe zur Tugend beyzubringen. Er verheirathete sich im 19 Jahr seines Alters; und hatte nicht mehr als eine Frau, mit welcher er einen Sohn, Namens **Pe yu** erzeugete, der in seinem 50sten Jahre starb. Dieser hinterlies nur einen einzigen Sohn, Namens **Tsou sseē**, der in den Fußstapfen seines Grosvaters wandelte, sich der wahren Weisheit ergab, und zu einer der ersten Würden des Reichs gelangete.

§. 72.

Bemüht sich um die besserung der sitten.

Als **Confucius** zu einem gesetzten Alter gekommen war, und glauben konte, daß er in der Erkentniß der Alterthümer was gethan habe; so fassete er den Vorsatz, eine weise und vernünftige Regierungsart in allen kleinen Königreichen, daraus damals das Chinesische Reich bestund, einzuführen, und eben dadurch auch an der Verbesserung der Sitten zu arbeiten. Denn zu seiner Zeit machte eine jegliche Provinz ein besonderes Königreich aus, das seine eigene Gesetze hatte, und von einem besondern Könige regieret ward. Zwar dependirten diese Könige alle vom Käyser; inzwischen war doch die Autorität dieses letztern nicht allemal zureichend, sie in gehöriger Ordnung zu erhalten. Ein jeder von diesen Königen war ein besonderer Herr über sein Reich. Er hub Steuren; er legte allerhand Zinsen auf; er ertheilete die Aemter und Ehrenstellen wem er wolte; er kündigte seinen Nachbaren den Krieg an, wenn ers für gut befand, und machte sich zuweilen wol gar dem Käyser fürchterlich. Eigennutz, Geiz, Hoffart, Verstellung, falsche Staatsklugheit, Lustbarkeiten und Schmausereyen hatten die Oberhand an den Höfen dieser Könige. **Confucius** wagte es, dergleichen Laster von den Höfen zu verbannen, und die denselben entgegenstehende Tugenden auf den Thron zu erheben. Er predigte allenthalben, sowol mit seinem Exempel als auch mit seinen Unterweisungen von lauter Mäßigkeit, Uneigennützigkeit, Aufrichtigkeit, Billigkeit, Verachtung der Reichthümer und Wollüste.

§. 73.

Braucht seine ämter zur algemeinen besserung.

Seine Aufrichtigkeit, seine weitläuftige Wissenschaft und der Ruhm seiner herlichen Tugenden machten ihn gar bald im Reich bekant. Man bot ihm obrigkeitliche Bedienungen an, die er aber in keiner andern Absicht annahm, als damit er seine Lehre ausbreiten, und an der Besserung der Sitten mit desto mehrerm Nachdruck arbeiten könte. Da aber seine Bemühungen fruchtlos abliefen, und er nicht sowol einen Gefallen hatte an der ihm vertrauten Würde, als daß er das algemeine Beste befördern möchte; so legte er seine Ehrenämter nieder, so beträchtlich sie auch an sich selbst waren, um anderwärts ein Volk zu suchen, das gelehriger wäre, und sich seine Unterweisungen besser zu Nutze machte. Davon legte er bey verschiedenen Gelegenheiten Proben ab; insonderheit aber im 55sten Jahr seines Alters, da er zu einer der höchsten Würden im Königreich **Lou**, welches sein Vaterland war, erhaben ward. In einer Zeit von drey Monaten änderte das ganze Reich seine Gestalt. Der König, der ein groß Vertrauen auf ihn setzte, die Grossen des Reichs und das Volk kanten sich selbst nicht mehr. Die-

se

se Veränderung gieng so schnell und unvermuthet vor sich, daß die benachbarten Fürsten dadurch eifersüchtig gemachet wurden. Sie merkten nun, daß, da ein Staat durch nichts so sehr empor gebracht werden könte, als durch gute Ordnung und Beobachtung der Gesetze, der König von **Lou** unfehlbar ein mächtiger Herr werden würde, wenn er fortführe, einem so weisen Rathgeber zu folgen. Unter allen diesen Königen aber entrüstete sich keiner mehr, als der König von **Tsi**. Er berathschlagete sich vielfältig mit seinen Ministern; und nach vielfältigen Ueberlegungen ward beschlossen, daß man unter dem Vorwand einer Gesandschaft dem Könige von **Lou** und den vornemsten Herren seines Hofes ein Präsent mit einer Anzahl junger Mägdgen von ausserordentlicher Schönheit machen wolte, die von Jugend auf im Singen, Tanzen und andern Galanterien unterwiesen worden, dadurch sie sich einen Sieg über der Männer Herzen versprechen konten. Der Streich gelang. Der König von **Lou** und die andern vornehmen Herren nahmen das Geschenk mit ausnehmenden Vergnügen an. Sie konten den Reizungen der ausländischen Schönheiten nicht wiederstehen; man dachte auf weiter nichts, als in der Gesellschaft dieser schönen Creaturen täglich neue Lustbarkeiten anzustellen. Man sahe also am Hofe nichts anders als Festins, Bälle und Comödien. Der König beschäftigte sich mit lauter Lustbarkeiten, lies die Regierungsgeschäfte liegen, und gab keinem einzigen redlichen Diener weiter Gehör.

§ 74.

Confucius bemühete sich durch alle ersinnliche Vorstellungen den König wieder zu sich selbst zu bringen. Da er aber sahe, daß alle seine Bemühungen umsonst waren, und daß dieser Herr ihn endlich gar nicht mehr hörete; so fassete er den Vorsatz, sich selbst eines Amtes zu überheben, das bey einem so wollüstigen Herrn ganz vergeblich war. Er legte sein Amt nieder, verlies den Hof und sein Vaterland, und begab sich in andre Königreiche, wo er mit seinen vernünftigen Lehren bessern Eingang zu finden glaubte. Anfänglich bemühete er sich fruchtlos in den Königreichen **Tsi**, **Gouei** und **Tsou**. Die Strengigkeit seiner Sittenlehre machte ihn bey den Staatsleuten fürchterlich. Die Minister der Könige sahen nicht gerne, daß ein Mann um und neben ihnen seyn solte, der sie in kurzer Zeit um allen ihren Credit und Ansehen bringen werde. Er durchwanderte also eine Provinz nach der andern, und gerieth insonderheit in dem Königreich **Ching** in die gröste Dürftigkeit, ohne doch dabey etwas von seiner gewöhnlichen Großmuth und Standhaftigkeit zu verlieren. Es war gewiß etwas recht neues und ungewöhnliches, einen Weltweisen zu sehen, der, nachdem er sich durch eine ruhmwürdige Verwaltung der ansehnlichsten Ehrenstellen ein grosses Ansehen erworben, mit gutem Bedacht seine Bedienungen niederlegte, und weiter nichts that, als daß er die Menschen unterrichtete, und zu dem Ende eine beschwerliche Reise nach der andern antrat. Sein unermüdeter Eifer beschäftigte sich mit allerhand Arten von Menschen, mit Gelehrten und Ungelehrten, mit den Königen und ihren Bedienten. Endlich waren auch seine Unterweisungen auf alle Stände gerichtet, und ein jeder konte für sich insonderheit Nutzen und Vortheile davon haben.

Confucius legt seine ämter nieder und geht auf reisen.

§. 75.

Er führete die Reguln und Exempel der grössesten Patriarchen des Chinesischen Reichs, eines **Yao**, eines **Chun**, eines **Yu**, **Tching tang** und **Ven vang** so oft im Munde, daß man glaubte, es wären diese grossen Männer in der Person des Confucius

Bekomt eine grosse anzahl schüler,

cins wieder lebendig worden. Daher war es auch nicht zu bewundern, daß die Anzahl seiner Schüler zusehens zunahm, die sich immer zu seiner Person hielten. Man zählete derselben dreytausend; unter welchen 500 waren, die in verschiedenen Königreichen die ansehnlichsten Bedienungen verwaltet; und unter dieser Anzahl waren 72, die sich durch die Ausübung der strengesten Tugend noch berühmter gemachet. Sein Eifer Gutes zu thun, erweckte bey ihm ein Verlangen über das Meer zu gehen, und seine Lehre in den entferntesten Reichen auszubreiten.

§. 76.

die er in verschiedene classen abtheilet.

Seine Schüler theilete er in vier besondere Classen ab. In der ersten waren die, die ihren Verstand durch Nachdenken schärfen, und ihr Herz durch die gründlichste Tugend reinigen solten. Die berümtesten in dieser Classe waren **Men tsee kien**, **Gen pe mieou**, **Chung kong** und **Yen yuen**. Dieser letzte starb sehr frühzeitig im 31sten Jahr seines Alters. Gleichwie er nun der liebste Schüler seines Lehrers gewesen, also ward er auch eine gar geraume Zeit von ihm beweinet und bedauret. In der andern Classe waren diejenigen, die sich beflissen, vernünftig zu denken, und zu andern überzeugend zu reden. Darunter bewunderte man damals am meisten den **Tsai ngo** und **Tsou kong**. In der dritten Classe bemühete man sich die Reguln einer vernünftigen Regierungsart zu lernen, den Mandarins davon eine Vorstellung beyzubringen, und sie zu lehren, wie sie ihre öffentlichen Aemter würdig verwalten solten. **Gen yeu** und **Ki lou** sind darunter die berühmtesten gewesen. In der vierten Classe musten sich endlich seine Schüler bemühen, seine Sittenlehre nett und sauber aufzuschreiben. Und unter diesen hat sich **Tsou yeu** und **Tsou hia** besonders verdient gemacht. Diese zehen Schüler zusammen waren der rechte Kern der ganzen Schule des Confucius.

§. 77.

Zweck seiner Lehre.

Die ganze Lehre dieses Weltweisen gieng dahin, daß der menschlichen Natur ihr erster Glanz und Schönheit wieder beygeleget werden solte, die sie zuerst vom Himmel empfangen, und die durch die Finsterniß der Unwissenheit und durch die ansteckende Seuche der Laster gar sehr verderbet worden. Zu dem Ende lehrete er bey aller Gelegenheit dem höchsten HErrn des Himmels zu gehorchen, ihn zu ehren und zu fürchten, den Nächsten zu lieben als sich selbst, die bösen Neigungen zu besiegen, die verderbten Leidenschaften nie zur Richtschnur seiner Handlungen zu machen, sondern dieselben der Vernunft zu unterwerfen, diese in allen Dingen zu Rath zu ziehen, nichts zu thun, nichts zu reden, ja nicht einmal was zu denken, was derselben entgegen seyn könte. Und gleichwie er seine weisen Lehren niemals mit seinen eigenen Handlungen wiederlegte und entkräftete, vielmehr durch sein ernsthaftes, bescheidenes, leutseliges und genügsames Verhalten, durch seine Verachtung des Irdischen und beständige Wachsamkeit über alles sein Thun, allen seinen Lehren, die er mündlich und schriftlich vortrug, das rechte Leben ertheilte; so bemüheten sich die Könige recht um die Wette, einen solchen brauchbaren Mann in ihre Staaten zu ziehen. Das Gute, so durch ihn in einem Reich gestiftet worden, war der Bewegungsgrund, daß man ihn gern in allen andern haben wolte.

§. 78.

Beschreibung seines characters.

Man fand an dem **Confucius** eine beständige Gleichheit des Gemüthes in den gröſten Wiederwärtigkeiten und in solchen Unglücksfällen, die ihn natürlicher Weise um

so

so viel leichter aus seiner Gemüthsfassung hätten setzen können, da sie ihm durch die Mißgunst übelgesinneter Personen und überdis an einem solchen Ort begegneten, da er in algemeiner Hochachtung war. Insonderheit ward dieser Weltweise nach dem Tode des Königs **Tchou**, der sein grosser Bewunderer war, durch die Eifersucht der Hofschranzen, auf einmal ein Gespötte der Unvernünftigen, und der Gegenstand unzähliger Satiren und Pasqville. Allein, mitten unter solchen unanständigen Begegnungen verlohr er nichts von seiner gewöhnlichen Gemüthsruhe. Das allermeiste aber, so man an ihm bewunderte, war diejenige Standhaftigkeit, die er offenbar werden lies, als er einem brutalen Officier in die Hände gerieth, und sein Leben in äusserster Gefahr schwebete. Dieser Mensch, Namens **Huan tai**, war ein geschworner Feind dieses Weltweisen, ob er ihm gleich nie was zu Leide gethan hatte; sondern daher rührte es, weil gottlose Menschen eine natürliche Wiedrigkeit gegen diejenigen haben, deren ordentlicher Wandel ihre Unordnungen bestrafet. **Confucius** sahe schon den aufgehabenen Säbel, der ihm einen tödtlichen Streich geben solte; davor er aber wunderbarer Weise bewahret ward. Bey dieser augenscheinlichen Gefahr lies er nicht die geringste Verwirrung, vielweniger eine heftige Bewegung von Angst und Schrecken blicken. Nur seine Schüler erschracken und liefen davon. Als einige, die ihm gewogen waren, herzueileten, ihn aus der Hand dieses unsinnigen Mandarin zu erretten, so sagte er zu ihnen: Wenn uns der Himmel beschützet, wie er jetzo an mir ganz augenscheinlich erwiesen, was kan uns der Zorn eines **Huan tai thun**, wenn er gleich ein Oberster über viel Soldaten ist? **Confucius** behauptete hier den Character eines weisen Mannes weit besser, als jener Stoiker, als ihm sein Herr einen Schlag ertheilte, der ihm seinen Leib verstümmelte. Die natürliche Unempfindlichkeit desselben, die sich darauf gründete, daß der Schmerz des Leibes nicht in die darin wohnende Seele dringen könne, komt dem Bezeugen des **Confucius** gar nicht bey, als welcher sich auf die Beschirmung verlies, die der Himmel denen wiederfahren lässet, die ihm dienen. Er bauete sein Glück nicht auf seine eigene Tugend, als welches ein unerträglicher Stolz ist; sondern weil er lange gewohnt gewesen, alle Begegnungen zur Regierung des Himmels zu rechnen, an dessen gütigen Schutz er sich gleich bey dem ersten Anfall des Schreckens und der Bestürzung erinnerte.

§. 79.

Fortsetzung. Die Tugenden dieses Chinesischen Weltweisen wurden durch eine einnehmende Bescheidenheit und Leutseligkeit noch mehr erhöhet. Niemals sagte er etwas zu seinem eigenen Lobe, und konte es auch nicht vertragen, wenn ihn andere lobten. Er beantwortete das Lob anderer gemeiniglich damit, daß er sich selbst beschuldigte, wie er noch alzuwenig über sich selbst wache, und in der Ausübung der Tugend noch viel zu träge sey. Wenn man seine Lehre und die richtigen Grundsätze derselben bewunderte; so rechnete er sich das nicht nur zu keiner Ehre an, sondern bekante auch frey und öffentlich, daß er diese Lehre nicht von sich selbst habe, sondern daß sie viel älter sey, und daß er sie den weisen Gesetzgebern **Yao** und **Chun** zu danken habe, die meist funfzehnhundert Jahre vor ihm gelebet hatten. Es ist unter den Chinesern eine algemeine Sage, daß er diese Worte sehr oft gesprochen: **Si fang yeou ching gin**; das ist: **Im Abend findet man den wahren Heiligen.** Man weiß nicht, was er damit sagen wollen. So viel ist aber gewiß, daß der Käyser **Ming ti**, der funfzehnte aus der Dynastie **Han**, der so wol durch die Worte dieses weisen Mannes, als auch durch die Darstel-

lung eines Gesichtes, so er im Traum erblicket, im 65sten Jahr nach der Geburt Christi zween Grossen seines Reichs, **Tsai tsing** und **Tsin king** nach den Abendgegenden geschicket, und ihnen befolen, eher nicht wieder zu kommen, als bis sie entweder den Heiligen, den ihm der Himmel gezeiget, oder das Gesetz, so er gelehret mitgebracht. Allein diese Abgesandten liessen sich durch die Beschwerlichkeit des Weges abschrecken, und blieben in einer Provinz von Indien, woselbst sie das Götzenbild eines Menschen fanden, der **Foë hies**, und der ganz Indien 500 Jahre nach dem Tode des Confucius mit der abscheulichsten Abgötterey vergiftet hatte. Diesen Aberglauben lerneten sie, und breiteten denselben nach ihrer Zurückkunft in ganz China aus.

§. 80.

Confucius stirbt.

Nachdem **Confucius** seine philosophische Schriften vollendet, insonderheit aber das historische Werk **Tchun tsiou** zu Stande gebracht hatte, so starb er im Lande **Lou** als seinem Vaterlande im 73sten Jahr seines Alters, im 41sten Jahr der Regierung des **King vang**, der der 21ste Käyser von der Dynastie **Tcheou** war. Wenig Tage vor seiner letzten Krankheit bezeugte er gegen seine Schüler mit vielen Thränen, wie sehr es ihn betrübe, wenn er die im Reich herschenden grossen Unordnungen betrachte. **Der Berg ist gefallen**, sagte er, **die hohe Maschine ist zerrissen, man siehet keine Weisen mehr.** Er wolte damit sagen, daß das Gebäude der Volkommenheit, an welchem er aus allen Kräften gearbeitet, bey nahe ganz zerstöret sey. Es fieng sich seine Krankheit mit einer grossen Entkräftung an, und am siebenten Tage wendete er sich zu seinen Schülern und sagte: **Die Könige wegern sich, meiner Lehre zu folgen; ich bin nichts mehr nütze auf der Welt; ich werde sie verlassen.** Nach diesen Worten gerieth er in einen tiefen Schlaf, der sieben Tage daurete, nach deren Verfliessung er in den Armen seiner Schüler seinen Geist völlig aufgab. So bald sein Tod war bekant geworden, so konte sich der damals regierende König von **Lou**, **Ngai cong**, der Thränen nicht enthalten. **Der Himmel**, sagte er, **ist ungnädig über mich, weil er mir meinen Confucius genommen.** Wie denn auch gewiß weise Männer ein grosser Schatz der Erde sind, deren Werth man eher nicht erkennet, als wenn sie nicht mehr da sind. Man bauete ihm ein Grabmal nahe bey der Stadt **Kio feu**, am Ufer des Flusses **Su**, an eben demselben Orte, wo er sich oft mit seinen Jüngern zu versamlen pflegte. Nach der Zeit hat man diesen Raum mit einer Mauer eingefasset, und er siehet jetzo einer Stadt nicht ungleich. Das ganze Reich beweinete seinen Todt, insonderheit aber betraureten ihn seine Schüler, als ob sie einen Vater an ihm verloren hätten. Diese ehrerbietige Hochachtung gegen seine Verdienste hat sich in den folgenden Zeiten vermehret, und man betrachtet ihn jetzo als den grössesten und ersten Lehrer des Reichs.

Seine gestalt.

Er war übrigens seiner Gestalt nach lang und wohlgewachsen. Er hatte eine breite Brust und starke Schultern; ein majestätisches Ansehen; die Farbe seines Gesichtes war etwas gelblicht; er hatte grosse Augen, einen langen und starken Bart, eine etwas breite Nase, und eine sehr laute und vernemliche Stimme. Mitten an der Stirn hatte er ein Gewächse, das ihn etwas verstellete, welches auch seinen Vater bewogen, ihn **Kieou** zu nennen, welches so viel heisset, als ein kleiner Hügel. Und diesen Namen gab er sich auch selbst aus grosser Bescheidenheit und Demuth.

§. 81.

§. 81.

Aus seinen Schriften aber kan man ihn am besten erkennen. Es sind derselben insonderheit vier in grosser Hochachtung, weil sie alles dasjenige in sich fassen, was in den ältesten Gesetzbüchern enthalten ist, die man auch als die volkommenste Vorschrift einer weisen Regierung betrachtet, obwol das letzte darunter mehr seinem Schüler Menzius zugehöret. Das erste unter diesen Büchern heisset Ta hio, das ist, die grosse Wissenschaft, oder die Schule der Erwachsenen. Das zweyte Buch heisset Tchong yong, das ist, die unbewegliche Mittelstrasse zwischen den Abwegen, als worin die Tugend bestehet. Das dritte Buch heisset Lun yu, das ist, moralische und sinreiche Sprüche. Das vierte führet den Titul Meng tsee, oder Menzius, dessen Verfasser eine Abbildung einer klugen Regierungsart mittheilet. Diesen vier Büchern sind zwey andere beygefüget, die mit jenen fast in gleicher Hochachtung stehen. Das erste darunter heisset Hiao king, das ist, vom kindlichen Gehorsam, darin viele Antworten enthalten, die Confucius seinem Schüler Tseng, von den Pflichten der Kinder gegen die Eltern, ertheilet. Das andere heisset Siao hio, das ist, die Wissenschaft oder Schule der Kinder. Es ist solches eine Samlung merkwürdiger Sprüche und Exempel aus alten und neuern Schriftstellern. Ich will einen Entwurf von diesen Büchern mittheilen, um dadurch so viel möglich einen Begrif von der Lehre des Confucius zu machen. Diejenigen, die eine volständige Nachricht davon haben wollen, finden sie in der Lateinischen Uebersetzung seiner Schriften, die der P. Noël, einer der ältesten Mißionarien in China, verfertiget, und 1711 zu Prag gedruckt worden. Aus dieser Uebersetzung habe ich das Wesentlichste genommen.

Seine schriften.

Auszug aus den Büchern des Confucius.

2. Auszug aus den büchern des Confucius.

1. Aus dem Buch Ta hio, oder die Schule der Erwachsenen.

§. 82.

(§. 69.) Algemeiner inhalt.

Confucius ist der eigentliche Urheber dieses Buchs, sein Schüler Tseng tsee aber dessen Ausleger. Die Anfänger müssen aus diesem Buch zuerst lernen; weil dasselbe, so zu reden, den Vorhof zum Tempel der Weisheit und Tugend vorstellet. Es wird zuförderst gelehret, wie nöthig es sey, erst sich selbst regieren zu lernen, damit man dadurch in den Stand gesetzet werde andere zu regieren. Ingleichen wird gehandelt von der Beharrung bey dem höchsten Gut, welches seiner Meinung nach nichts anders ist, als die Uebereinstimmung unserer Handlungen mit der richtigdenkenden Vernunft. Der Verfasser nennet sein Buch Ta hio, oder die grosse Wissenschaft, weil es vornemlich um der Grossen willen geschrieben ist, die daraus lernen sollen das Volk zu regieren. Die Hauptwissenschaft der Fürsten und Grossen eines Reichs bestehet, nach Confucii Urtheil, darin, daß sie ihre Natur wieder zu der ersten Volkommenheit, die ihr vom Himmel anerschaffen worden, zu dem ersten Licht und Klarheit bringen, die durch die Leidenschaften verdunkelt und verderbet worden, um hernach an der Volkommenheit anderer desto besser arbeiten zu können. Wer hierin was ausrichten will, der muß mit sich selbst den Anfang machen, und deswegen ist es nöthig, die Natur der Dinge zu verstehen und sich zu bemühen, daß man eine gründliche Erkentniß des Guten und Bösen erlange, daß man den Willen in der Liebe zum Guten und im Haß gegen das Böse

beve-

bevestige, daß man die Aufrichtigkeit des Herzens bewahre, und in seinem ganzen Wandel ordentlich sey. Wenn man sich auf die Weise selbst erneuret hat, so kan man an der Erneurung andrer desto besser arbeiten; und vermittelst dessen wird die Einträchtigkeit und der Friede in den Familien befördert. Die Königreiche werden nach den Gesetzen regieret, und das ganze Reich geniesset eines volkommenen Friedes.

§. 83.

Weitere ausführung davon.

Der Doctor Tseng hat sich Mühe gegeben, diese Lehre seines Lehrmeisters weitläuftiger vorzutragen, welches von ihm in zehen Capiteln geschehen. Im ersten Capitel zeiget er aus den canonischen Büchern und an den Exempeln einiger alten Käyser, worinnen diese Selbsterneurung bestehe, und was man zu thun habe, wenn man seiner Natur zu der ersten Volkommenheit wieder verhelfen wolle, die sie vom Himmel empfangen hat. Im andern Capitel lehret er, wie der Verstand und der Wille der Unterthanen erneuret werden müsse. Im dritten zeiget er, wie man es anzugreifen habe, wenn man zur Volkommenheit gelangen wolle. Er stellet zum Muster des hiebey nöthigen Ernstes einen Künstler vor, der sein Werk vollenden will, und führet das Exempel verschiedener Regenten an, die eine grosse Aufmerksamkeit auf die sorgfältige Einrichtung ihres Wandels bewiesen. Im vierten lehret er, daß man vor allen Dingen seine eigene Volkommenheit zum Augenmerk haben müsse, und daß man alsdenn desto leichter bey andern etwas ausrichten könne. Im fünften erkläret er, was das heisse, die Natur der Dinge ergründen, um eine gründliche Erkentniß des Guten und Bösen zu erlangen.

§. 84.

Fortsetzung.

Im sechsten Capitel lehret er, daß man sich vor Selbstbetrug hüten, dagegen aber alle Mühe anwenden müsse, sich mit einem aufrichtigen Herzen zur Erkentniß und Ausübung der Tugend zu wenden, den Willen in der Liebe zum Guten und im Haß des Bösen zu bevestigen, und sich gegen beyde in eine solche Fassung zu setzen, als man von Natur gegen die Schönheit und Heßlichkeit gesinnet ist, davon man jene liebet und diese verabscheuet. Im siebenten zeiget er, daß man, wenn man ordentlich wandeln wolle, auch sein Herz müsse zu regieren, und insonderheit diejenigen Affecten zu bezähmen wissen, die uns in die stärkste Verwirrung setzen können; nemlich Freude und Traurigkeit, Zorn und Furcht. Es wären zwar, schreibet er, diese Affecten von der menschlichen Natur unzertrenlich, sie könten aber dem nicht schaden, der eine Herschaft über sie erlanget habe. Sein Herz sey gleich einem hellen Spiegel, den die vorgehaltenen Gegenstände nicht beflecken könten. Im achten zeiget er, daß zur Erhaltung der Einigkeit und des Friedes unumgänglich nöthig sey, daß der Hausvater seiner eigenen Affecten mächtig sey, damit er nichts aus einer blinden Neigung, sondern nach der reifesten Ueberlegung der gesunden Vernunft thue. Wo das nicht geschehe, so werde er die Fehler derer, die er liebet, so wenig sehen, als die guten Eigenschaften derer, gegen welche er nicht wohl gesinnet ist. Im neunten Capitel beweiset er, daß die vernünftige und klügliche Regierung einer Familie der Grund einer klugen und glücklichen Regierung des Staats sey; es sey bey jener eben der Grund und Trieb zu handeln als bey dieser; denn wenn man seine Eltern ehre und ihnen gehorche, so werde man auch den König ehren und ihm gehorsam seyn; und wenn man in seinen Befehlen an die Kinder und Gesinde Gütigkeit beweise, so werde man es gewiß auch so gegen seine Unterthanen halten. Und

das

das sey der gute Rath, den der Käyser **Vou vang** seinem Bruder dem Könige gegeben, da er zu ihm gesaget: Liebet eure Unterthanen, wie eine zarte Mutter ihr kleines Kind liebet. Diese Liebe sey von der Natur selbst eingepräget, und erfordere daher nicht viel Kunst; man habe noch nie erlebet, daß eine Jungfrau, ehe sie sich verehliget, sich unterweisen lassen, wie sie künftig ein Kind stillen solle. Ein weiser Regent empfange eben dergleichen Neigungen von Natur, und sein Exempel sey die Regul, darnach sich die ganze Natur richte. Und wie er seine Familie regiere, so werde er es auch mit der Regierung seines Staats halten. **Im zehnten** und letzten Capitel wird gezeiget, daß ein Regent, wenn er glücklich regieren wolle, andere nach sich selbst beurtheilen müsse; was ihm an den Befehlen eines andern, der ihm zu gebieten hat, mißfalle, das solle er von denen nicht fordern, die ihm untergeben sind; daß er sich bemühen müsse, die Herzen der Unterthanen durch Liebe zu gewinnen, und sie durch sein Exempel zur Tugend zu reizen; daß das Glück eines Staats nicht in gehäuftem Golde oder Silber, sondern in einer Menge tugendhafter Menschen bestehe; daß ein weiser Regent allemal eine kluge Wahl bey Bestellung seiner nächsten Diener anzustellen habe; daß er zu dem Ende seine Augen auf weise, gerechte und uneigennütze Leute richten müsse; daß das Herz der Unterthanen der unerschöpflichste Schatz für ihn sey; daß er seine Reichthümer verliere, wenn er sie zu häufen gedenke; wenn er sich gegen seine Unterthanen freygebig erweise, so werde er nimmermehr aufhören reich zu seyn; daß er endlich sein wahres Glück nicht weiter schmecken werde, als in so fern er seine Unterthanen glücklich mache, und das algemeine Wohlergehen seinem besondern Interesse vorziehe.

2. Aus dem Buch Tchong yang, oder die unveränderliche Mittelstrasse.

§. 85.

Algemeiner inhalt.

Dieses Buch, das ebenfals den **Confucius** zum Verfasser hat, ist durch seinen Enkel Tse ssee ans Licht gestellet worden. Er redet darin von der Mittelstrasse, die man bey allen Dingen zu beobachten habe. **Tchong** heisset so viel als **mitten**, und **Yong** so viel als ewig, beständig und unveränderlich. Er will beweisen, daß ein jeder weiser Mann, insonderheit aber diejenigen, die über andere herschen, diese Mittelstrasse, darin allein die wahre Tugend bestehe, beobachten sollen. Er macht den Anfang mit Beschreibung der menschlichen Natur und ihrer Leidenschaften; darauf führet er verschiedene Exempel der Tugend an, insonderheit aber Exempel von der Gottseligkeit, Standhaftigkeit, Klugheit, und kindlichen Gehorsams, die rechte Muster der zu beobachtenden Mittelstrasse sind. Er zeiget darauf, daß diese Mittelstrasse und Beobachtung derselben der geradeste und sicherste Weg sey, den der Mensch zu betreten habe, wenn er zur wahren Tugend gelangen wolle.

§. 86.

Nähere anzeige davon.

Dieses Buch ist in drey und dreyßig besondere Artikel abgetheilet. **Im ersten Artikel** wird gesaget, daß das Gesetz von der Natur selbst in der Menschen Herz geschrieben sey; daß diese Anweisung der Natur oder dieses geheime Licht der sicherste Weg sey, den man in seinen Handlungen erwählen könne, und daß dasselbe die Richtschnur eines weisen und tugendhaften Lebens sey; daß man sich von diesem Wege nie entfernen müsse; zu dem Ende müsse ein weiser Mensch beständig über sein Herz und seine Leidenschaften wachen, und diese müssen auf der Mittelstrasse erhalten werden, daß sie weder

zur Rechten noch zur Linken abweichen, oder, wenn sie auch ausweichen wollen, und man sie zu bezähmen weiß, daß sie alsdann mit der gesunden Vernunft übereinstimmen. Und in dieser Uebereinstimmung behält der Mensch die rechte Mittelstrasse, welche die Quelle und der Grund aller tugendhaften Handlungen ist. Vom zweyten bis zum zwölften Artikel beklaget er den betrübten Zustand der allermeisten Menschen, deren so wenige die rechte Mittelstrasse erwählen, darin die wahre Tugend bestehet. Er nimt darauf einige Tugenden insonderheit vor sich, und erkläret, welches die rechte Mittelstrasse von Gottseligkeit, Klugheit und Standhaftigkeit sey. Er bestätiget seine Lehre mit dem Exempel alter Käyser und einiger Schüler des **Confucius.**

§. 87.

Fortsetzung. Im **zwölften und dreyzehenten** Artikel zeiget er, daß die Erkentniß der Mittelstrasse hoch und schwer sey, daß sie aber in der Ausübung desto leichter und gemeiner sey; daß sie sich auf die gewöhnlichsten Handlungen des Lebens, auf die Ehrerbietung der Kinder gegen ihre Eltern, auf die Treue der Unterthanen gegen ihre Obrigkeit, auf die Ergebenheit des jüngern Bruders gegen den ältern, und endlich auch auf die Aufrichtigkeit des einen Freundes gegen den andern erstrecke. Im **vierzehenten** Artikel lehret er, daß ein weiser Mann, wenn er sich an diese Mittelstrasse halte, den Pflichten seines Amtes ein Genügen thue, und sich nicht in andere Angelegenheiten mische; daß er, wo und wie er sich nur befinde, sich selbst immer gleich sey, sich selbst beherrsche, und sein selbst so wol in den öffentlichen Angelegenheiten, als in den besondern Umständen seines Lebens mächtig sey; daß er bey einem grossen Glück nie stolz und trotzig sey, so wie er bey Unglück und Wiederwärtigkeit nichts niederträchtiges an sich spüren lasse. Vom **funfzehenten** bis zum **ein und zwanzigsten** Artikel führet er die Exempel derjenigen Fürsten an, die nicht allein die Wissenschaft der rechten Mittelstrasse besessen, sondern auch dieselbe ausgeübet. Unter andern führet er die Exempel des Käysers **Chun**, **Yen vang** und **Vou vang** an, und versichert, daß der Himmel den Gehorsam, den sie ihren Eltern erwiesen, genungsam belohnet, und sie zu den höchsten Reichswürden erhoben habe. Darauf führet er die Cerimonien an, die von diesen Fürsten eingesetzet worden, um so wol den HErrn des Himmels zu ehren, als auch andere Merkmale der Ehrerbietung gegen das Andenken ihrer verstorbenen Freunde zu offenbaren.

§. 88.

Im **ein und zwanzigsten** Artikel zeiget er, daß man, wenn man andere glücklich regieren wolle, sich selbst zuförderst müsse regieren können; daß es bey der Einrichtung guter Sitten hauptsächlich auf drey Tugenden ankomme, nemlich auf Klugheit, Aufrichtigkeit des Herzens und Standhaftigkeit. Die Klugheit werde erfordert, die rechte Mittelstrasse zu erkennen; die Aufrichtigkeit, dieselbe zu betreten, und die Standhaftigkeit, auf derselben zu beharren. Er macht darauf insonderheit neun Tugenden namhaft, die ein Käyser an sich haben müsse. 1. Daß er sein eigenes Leben und Wandel wohl zu regieren wisse. 2. Daß er weise Männer in Ehren halte. 3. Daß er seine Freunde und Anverwandten zärtlich liebe. 4. Daß er die ersten Minister des Reichs werth halte. 5. Daß er mit den Mandarins und allen andern, die sich hervor thun wollen, so umgehe, als ers sich selbst wünschet. 6. Daß er sich seiner Unterthanen als ein Vater seiner Kinder annehme. 7. Daß er diejenigen in seinem Staat vorziehe, die

sich

sich in irgend einer Kunst und Wissenschaft hervorthun. 8. Daß er die Fremden und die Abgesandten ausländischer Fürsten liebreich aufnehme. 9. Daß er alle Vasallen seines Reichs in Unterthänigkeit und Gehorsam erhalte. Er erkläret darauf, was ein Fürst für Vortheile von der Beobachtung dieser Tugenden habe. Ist sein eigenes Leben wohl geordnet, so wird er ein Muster aller seiner Unterthanen seyn, die sich nach seinem Exempel gern und willig richten werden. Ehret er weise Personen; so wird er in ihren Unterweisungen und Erinnerungen grosse Vortheile finden, so wol sich selbst als andere weislich zu regieren. Liebet er seine Eltern und Anverwandten, so werden diese seine Erhebung auf den Thron nicht mit einem scheelen Auge ansehen; sondern sie werden vielmehr alles mögliche beytragen, seine Majestät und Macht zu bevestigen. Gehet er mit den ersten Ministern des Reichs anständig um, so wird sie die Dankbarkeit gegen sein gnädiges Bezeugen antreiben, desto treuer und eifriger in der Ausübung ihrer Pflichten zu seyn. Nimt er sich seiner Unterthanen als seiner Kinder an, so werden ihn diese hinwiederum als ihren Vater lieben. Ziehet er geschickte Leute und Künstler in sein Land, so werden diese Reichthum und Ueberfluß nach sich ziehen. Lässet er die Fremden eine gütige Aufnahme in seinem Lande finden, so werden alle vier Theile der Welt mit dem Ruhm seines Namens angefüllet werden, die Fremden werden von allen Orten herbey eilen, die Zahl seiner Unterthanen vermehren, und begierig seyn, die Annehmlichkeiten einer vernünftigen Regierung zu geniessen. Hält er endlich die Vasallen seines Reichs in guter Ordnung, so wird sein Ansehen groß und der Friede im Reich beständig seyn.

§. 89.

In den zwölf folgenden Artikeln zeiget er, daß alle diese Tugenden dieses schönen Namens nicht werth sind, wo sie nicht aufrichtig und ohne alle Verstellung sind; daß die Warheit das Wesentlichste der Tugend sey; daß ein weiser Mann, der die Mittelstrasse der Tugend treffen wolle, die Warheit von Herzen lieben müsse; daß dieselbe vermittelst der Liebe im Herzen wohne, von aussen aber durch die That selbst offenbare; daß man, wenn man sie einmal erlanget, dieselbe in allen Dingen offenbare; daß man auf künftige Dinge so bedacht sey, als ob sie schon wirklich gegenwärtig wären; daß endlich derjenige, der die Volkommenheit der wahren Tugend erlanget, wenn er die Macht dazu in den Händen hat, nichts anders als weise Gesetze und Verordnungen geben könne. Endlich erweiset er im drey und dreyßigsten Artikel, daß zur Erlangung der Volkommenheit, darin die rechte Mittelstrasse der Tugend bestehe, eben nicht nöthig sey schwere und ausserordentliche Dinge auszuüben; es sey genung sich einer Tugend zu ergeben, die, so innerlich, verborgen und unmerklich sie auch in den Augen der Menschen sey, dennoch zu seiner Zeit von aussen bekant und bewundert wird; so wie ein Fisch im Wasser ausserhalb desselben gesehen werden könne. Er bestätiget diese Lehre mit den Exempeln der alten Käyser **Yen vang** und **Vou vang**, deren in den canonischen Büchern vom ersten Rang gedacht wird.

3. Aus dem Buch Lun yu, oder dem Buch der Sprüche.

§. 90.

Dieses Buch, welches eine Samlung sinreicher und moralischer Sprüche in sich fasset, ist in zwanzig besondere Artikel abgetheilet; es ist in Frag und Antwort abgethei- Algemeiner inhalt.

getheilet, uud mit weisen Sprüchen angefüllet, die theils vom Confucius, theils von seinen Schülern herrühren, und die Tugend, die guten Werke und die Kunst zu regieren betreffen; ausgenommen den zehenten Artikel, darin die Schüler des Confucius das äusserliche Betragen ihres Lehrmeisters umständlich beschreiben. Man findet in dieser Samlung so schöne und lehrreiche Aussprüche, als sie jemals von den sieben Weisen Griechenlandes mögen gehöret worden seyn. Da es aber nicht möglich ist, dergleichen gestückte Materien in einen Auszug zu bringen, so will ich nur das Wesentlichste von einem jeden Artikel anzeigen.

§. 91.

Nähere anzeige des 1. artikels.

In dem ersten Artikel beschreibet er den Character eines weisen Mannes, und zeiget, welches seine Tugenden und Pflichten sind, in welcherley Stande er nur lebe, entweder als eine Privatperson, oder in öffentlichen Bedienungen. Er sagt unter andern, es sey nicht möglich, daß ein Schmeichler tugendhaft seyn könne; wozu der Schüler des **Confucius** dieses füget, daß er sich selbst täglich nach diesen drey Stücken prüfe: 1. Wenn er jemanden einen Dienst thue, ob solches auch recht ernstlich und ohne Nebenabsichten geschehe? 2. Ob er im Umgang mit seinen Freunden auch recht redlich und aufrichtig gewesen? 3. Ob er auch die Lehre seines Meisters, wenn er sie gehöret, sich recht zu Nutze gemacht und zur Ausübung gebracht? Er setzt hinzu, ein wahrer Weiser müsse sich nicht darüber betrüben, daß er andern nicht bekant genung sey, sondern darüber, daß er andere nicht besser kenne.

§. 92.

Des 2 und 3 artikels.

Im zweyten Artikel redet er von den Pflichten eines Regenten, der sein Volk glücklich regieren will, und von der Ehrerbietung, welche die Kinder ihren Eltern schuldig sind. Er lehret, an was für Merkmalen ein weiser Mann erkant werden könne, wie sorgfältig er in Vermeidung böser Secten seyn müsse ꝛc. Wolt ihr wissen, sagt er, ob ein Mann weise sey oder nicht? Untersuchet nur seine Handlungen; sind diese böse und lasterhaft, so ist er bekant genung. Sind sie aber gut, so bemühet euch den Grund derselben zu erforschen. Gehet mit eurer Aufmerksamkeit noch weiter; forschet nach, welches seine Hauptneigungen sind, und woran er das meiste Vergnügen empfinde. Er mag sich hernach verstellen wie er will, so werdet ihr ihn allemal erkennen können, wie er ist. Derjenige, setzt er hinzu, der die schädlichen Secten, dergleichen die Secte **Ho chang** und **Tao ssee** ist, billiget und gut heisset, der thut sich selbst grossen Schaden, und gereicht selbst dem Reich zum Vorurtheil. Keine andere ist die wahre Lehre, als die wir von unsern weisen Alten empfangen haben, die uns lehret, der gesunden Vernunft zu folgen, aufrichtig zu seyn, den Wohlstand in acht zu nehmen, unsere Fehler zu erkennen und unser Leben zu bessern. Im dritten Artikel redet er gar ausführlich von den Cerimonien, die bey Beerdigung der verstorbenen Eltern zu beobachten, und tadelt diejenigen gar sehr, die dieselben entweder unterlassen oder darin zu viel thun. Er redet auch von der Hochachtung, die man den Geistern, den Reichsgesetzen und der Music schuldig sey, und wie man sich in Führung des Bogens üben solle. *)

§. 93.

*) Bey den Uebungen im Bogenschiessen breitete man eine Thierhaut aus, die das Ziel oder die Scheibe vorstellen muste. Der Kayser schoß nach einer Bärenhaut, ein König nach einer Hirschhaut, ein Mandarin nach einer Tigerhaut, ein Gelehrter nach einer wilden Schweinshaut.

§. 93.

Im vierten Artikel handelt er von den Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern. Des 4ten und 5ten artikels. Er zeiget, was für ein Unterschied zwischen einem ehrlichen Mann und einem Betrüger, zwischen einem Vernünftigen und Unvernünftigen sey. Wir wollen nur einige Sätze daraus anführen. Man kan, heisset es, selbst aus den Fehlern eines Menschen urtheilen, ob er tugendhaft sey oder nicht. Ein tugendhafter Mensch sündiget nie anders, als in der Uebernehmung in einem Affect, und wenn er der Sache zu viel thut; dahingegen ein Lasterhafter aus Haß und Undankbarkeit sündiget. Der Weise hat allezeit die Schönheit der Tugend vor Augen; der Unweise aber nur die Ergetzlichkeiten und Wollüste des Lebens. Der Weise betrübet sich nicht darüber, wenn man ihn nicht zu grossen Würden erhebet, sondern wenn es ihm an den nöthigen Eigenschaften fehlet, seinem Amte wohl vorzustehen. Wenn man die Tugend eines weisen Mannes siehet, so handelt man weislich, wenn man dieselbe nachahmet. Wenn man aber die Laster der Bösen ansiehet, so ist das schon was tugendhaftes, wenn man daran Gelegenheit nimt, sich selbst zu prüfen, ob man etwa eben denselben Lastern unterworfen sey. Im fünften Artikel fället Confucius sein Urtheil über die Eigenschaften, das Naturel, Tugenden und Fehler einiger seiner Schüler. Er lobet zum Exempel einen darunter, Namens Tsu uen, der, ob er gleich dreymal zur Würde eines ersten Ministers im Königreich Tsou, oder der jetzigen Provinz Hou qvang, ernennet worden, niemals ein Zeichen einer Freude an sich spüren lassen; aber auch, da er derselben eben so vielmal entsetzet worden, eben so wenig Merkmale einer Traurigkeit von sich gegeben. Er urtheilet daraus, daß er ein unvergleichlicher Minister gewesen; aber ob er tugendhaft gewesen, sagt er, das getraue ich mir nicht zu behaupten. Denn, wenn man dieses letzten gewiß seyn wolte, so würde man in sein Inwendiges sehen, und die Aufrichtigkeit seines Herzens erkennen müssen. Er lehret, daß man von der Tugend eines Menschen nicht aus gewissen äusserlichen Handlungen urtheilen müsse, als welche oft nur den Schein der Tugend hätten; sondern im Herzen und in der ungeheuchelten Aufrichtigkeit wohne die Tugend.

§. 94.

Im sechsten Artikel machet Confucius einige seiner Schüler bekant, die er zur Regierung tüchtig zu seyn gehalten. Des 6ten artikels. Er lobet die unersättliche Begierde, so sich an denselben gefunden, immer mehr zu lernen und volkommener zu werden. Er redet darauf von der Art und Weise, wie man geben und nehmen soll; darauf erklärt er die Eigenschaften der wahren Tugend. Mein Schüler Yen hoei war zur höchsten Armuth gebracht worden. Er hatte weiter nichts als Wasser und Reiß zu seinem Unterhalt. Indes verlor er in diesem Zustande nicht seine gewöhnliche Ruhe und Freudigkeit. Und das nenne ich einen wahren Weisen. = = Ich nenne denjenigen einen Tugendhaften, der anfänglich alle Leiden, die ihm begegnen, standhaft erträget, um dadurch tugendhaft gemacht zu werden, und der sich darauf bemühet, das Vergnügen zu schmecken, das aus dem wirklichen Besitz der Tugend entstehet. = = Ein tugendhafter Mensch kan

haut. Der Kayser stund 120 Schritt vom Ziel, der König 80, der Mandarin 70, der Gelehrte 50 Schritte. Dieses verschiedene Maas der Entfernung bezeichnete ihren ungleichen Rang und Autorität.

sich so weit hintergehen lassen, daß er verlogene Dinge für wahr hält, niemals aber bringt man ihn dahin, daß er das Böse thun solte.

§. 95.

Des 7ten artikels.

Im siebenten Artikel erzählet Confucius, wie wenig er von sich selbst gehalten, und wie sehr er dagegen von seinen Schülern gelobet worden. Ich bin es nicht, sagte dieser, der diese Lehre, die ich euch vortrage, selbst erfunden; sondern ich habe sie von den Alten erlernet. = = = Bey anderer Gelegenheit sagte er, es wären insonderheit vier Dinge, die ihm beständig Kummer verursachten. Einmal, daß er so wenig in der Tugend zunähme; zum andern, daß er sich nicht fleißiger in der Erkentniß der Warheit übte; drittens, daß er den Pflichten der Gerechtigkeit nicht in allen Stücken aufs genaueste nachkäme; viertens, daß er nicht aufmerksam genung auf sich selbst und um die Besserung seines Lebens bekümmert genung wäre. = = = Er sagte weiter: Ich lebe in äusserster Dürftigkeit; ein wenig Reiß und Wasser, das ists alles, was ich zu leben habe; dabey bin ich zufrieden und vergnügt. Ich betrachte die Würden, dazu man uns erhebet, und die Reichthümer, die man in der Welt auf ungerechten und krummen Wegen erlanget, als Wolken, die der Wind zusammen treibet, und sie in der Luft hin und her führet. = = = Wie glückselig bin ich! rief er einstens aus. Wenn ich einen Fehler begehe, so weiß gleich jederman davon zu reden. Als er einstens vernahm, daß man ihm den Namen King, das ist, Höchstweiser, beygeleget, so sagte er: Dieser Titul schickt sich nicht für mich, und ich kan ihn nicht leiden. Alles, was an mir gut zu nennen seyn möchte, ist dieses, daß ich mich um die Weisheit und Tugend bemühe, und daß ich mich keine Mühe verdriessen lasse, andere darin zu unterrichten. Seine Schüler sagten von ihm, daß er drey Dinge mit einander verbinde, die nicht zusammen bestehen zu können schienen, nemlich die gefälligste Art zu leben mit dem grösten Ernst, ein strenges Wesen mit grosser Gütigkeit und Leutseligkeit, eine ausserordentliche Großmuth mit grosser Bescheidenheit.

§. 96.

Des 8, 9 und 10ten artikels.

Im achten Artikel lobet er die alten Käyser **Vou vang**, **Yu**, **Chun** und **Yao**. Er führt einige Maximen des berühmten Lehrers **Tseng** an, und zeiget, worin die Pflichten eines weisen Mannes bestehen. Wo findet man, sagt Confucius, eine solche Großmuth, als die beyden Käyser **Chun** und **Yu** bewiesen? Sie waren von geringer Herkunft, und wurden doch zur Käyserlichen Würde erhoben. Und auf dem Thron konten Hochmuth und Eitelkeit so wenig Eingang bey ihnen finden, daß sie das Käyserthum besassen, als besässen sie es nicht. = = = Wo findet man einen geschickten Mann, der die Unterweisungen geduldig anhöret, die ihm ein Unwissender ertheilet? Wo findet man einen verachteten und beleidigten Menschen, der nicht auf Rache denken solte? Was mich betrift, so kenne ich keinen von solcher Gemüthsart, als meinen Schüler **Yen yuen**. = = = Ein Weiser muß allemal so lernen, als ob er noch nichts wüste, und muß immer fürchten, das Gelernte zu vergessen. Im neunten Artikel finden sich verschiedene Lobsprüche des **Confucius**, von seiner Lehre und Bescheidenheit, wenn er von sich selbst gesprochen, nebst verschiedenen andern Lehren, wie man Weisheit erlangen solte. Wir müssen, sagte **Confucius**, nicht allein die Alten ehren, sondern auch eine Achtung gegen die Jungen beweisen. Denn wie kan ich wissen, ob nicht dieser und jener Jüngling wird weiser und tugendhafter werden als ich bin? = = = Ich habe

noch

noch niemand gesehen, der einen so grossen Trieb zur Tugend gehabt, als andere zu den Lüsten und Ergetzlichkeiten des Lebens bewiesen. Im zehenten Artikel beschreiben die Schüler des Confucius das äusserliche Ansehen und Betragen ihres Meisters; wie sein Verhalten beschaffen gewesen, so wol in seinem Hause, als auch ausser demselben im Umgange mit Personen allerley Standes und Alters, seine Art zu leben, zu reden, zu gehen, sich zu kleiden, zu essen, zu trinken, zu schlafen, u. s. f.

§ 97.

Im eilften Artikel unterredet sich Confucius mit seinen Schülern; einige lobet er, andere bestraft er. Als ihn einer unter denselben bat, daß er ihn lehren möchte, wohl zu sterben, so sagte er: Ihr habt noch nicht angefangen wohl zu leben; lernet dieses, so wisset ihr auch wohl zu sterben. Im zwölften Artikel lehret Confucius, wie man seine Handlungen vernunftmäßig einrichten soll; darauf zeiget er, wie man das Volk regieren, Tribute denselben abfordern, und sie zur Tugend anhalten solle. Als ihn einer fragte, was er denn thun müsse, wenn er wohl und tugendhaft leben solle; so antwortete er ihm: Wenn ihr euch äusserlich unter andern Menschen befindet, so verhaltet euch so ernstlich und eingezogen, als wenn ihr vor einem grossen Herrn stündet; gehet mit andern so um, als ihr es euch selbst von andern wünschet; thut und redet nichts, was andere gegen euch entrüsten kan. Zu einem andern seiner Schüler sagte er: Leben und Todt hangen von dem Gesetz des Himmels ab, und darin kan nichts geändert werden. Armuth und Reichthum kommen gleichfals von der Einrichtung des Himmels, und man kan es nicht erzwingen. Ein Weiser verehret dieses Gesetz und Einrichtung des Himmels; und das ist die Quelle der Ruhe und Zufriedenheit, die er dabey geniesset. Im dreyzehenten Artikel lehret er, was für Eigenschaften und Tugenden ein weiser Mann an sich haben müsse. Ich glaube, sagte er, daß ein Mensch weise sey, wenn ich sehe, daß er das Gute liebet, und sonst nichts als das Böse hasset. = = = Ich denke, daß ein Mensch tugendhaft seyn wolle, wenn ich sehe, daß er in seinem Hause bescheiden, in seinen Angelegenheiten geschäftig, und im Umgange mit andern ehrlich ist. Im vierzehenten Artikel redet er von der Pflicht eines weisen Mannes, von der Vorsehung des Himmels über ganze Königreiche, von den Eigenschaften eines Staatsministers, und von dem Eifer desselben, eine glückliche Regierung zu befördern. Derjenige, sagt er, dem das Versprechen nicht schwer ankomt, dem wird gewiß das Halten desto schwerer fallen. = = = Die Alten, sagte er, übten sich in der Weisheit um ihr selbst willen, das ist, daß sie zur Erkentniß der Wahrheit und Tugend gelangen möchten; die Neuern aber befleißigen sich der Tugend um anderer Leute willen, um sich dadurch einen Namen zu machen, Ehre und Reichthümer zu erlangen. = = = Ein Vater, der seinen Sohn lieb hat, bestraft er nicht denselben um eines Fehlers willen? Und soll nicht ein Minister, der seinem Fürsten getreu ist, denselben erinnern, wenn er es wo versiehet?

Des 11=14 artikels.

§. 98.

Der funfzehente Artikel fasset verschiedene Lehren von der Tugend eines weisen Mannes, und von der Kunst zu regieren in sich. Darunter sind folgende merkwürdig: Wenn ein Mensch von jederman gehasset wird, ehe er gegen andere einen Haß bewelset, so hat man Ursache genau nachzuforschen, was das sey, um des willen er gehasset wird. Und wenn ein Mensch dagegen von jederman geliebet wird, ehe er andere liebet,

Des 15 und 16ten artikels.

so

so untersuche man, was doch an ihm liebenswürdig sey. = = = Seine begangenen Fehler nicht ablegen, ist so gut, als neue begehen. = = = Nehmets mit euch selbst sehr genau, gegen andere aber beweiset euch desto gelinder; so werdet ihr nie Feinde haben. Der Weise bemühet sich bey sich selbst zu seyn; der Unverständige aber ist allenthalben. Im **sechzehenten** Artikel tadelt er einen gewissen Staatsminister gar sehr, der seinen König nicht von einem ungerechten Krieg zurücke hielt, und zeiget bey der Gelegenheit, was eine schlechte Regierung für schädliche Wirkungen nach sich ziehe. Darauf redet er von Personen und Dingen, die man lieben soll, von dem was man meiden soll, und wie er seine Söhne zu unterweisen pflege. Unter andern redet er also: Wenn ein Leopard oder Tieger sich aus dem königlichen Thiergarten entreisset, wem soll mans Schuld geben? Wenn Uneinigkeit und Verwirrung einen Staat in Unordnung setzen, wer hat solches verursachet? = = = Ich habe einen grossen Regenten gekant, der sich nicht über die Wenigkeit seiner Unterthanen, sondern über den Ehrgeiz derselben, nicht über die Armuth, sondern über die Mißhelligkeit seines Reichs betrübte. Und gewiß, wenn der Hochmuth und Ehrgeiz aus einem Reich verbannet ist, so wird dasselbe bald reich werden; und wenn alles ruhig und stille darin ist, so wird es bald voller Menschen wimmeln. Dreyerley Freunde sind nützlich; solche, die tugendhaft sind, ferner, die aufrichtig, und endlich solche, die gelehrt sind. Ein junger Mensch kan in der Gegenwart solcher Personen, die um ihres Alters, Amtes und Würden halber ehrwürdig sind, dreyerley Fehler begehen. **Erstlich**, wenn er redet, ohne daß er gefragt wird; so hält man ihn für unbesonnen. **Zum andern**, wenn er gefragt wird und antwortet nicht; so wird er als tückisch und betrügerisch angesehen. **Zum dritten**, wenn er redet, ohne zu bedenken, was er redet; so hält man ihn für unvernünftig.

§. 99.

Des 17 und 18ten artikels.

Der **siebenzehente** Artikel fasset die Meinung des **Confucius** von einem solchen Minister in sich, der die Parthey seines Fürsten verlässet; ferner, die einem Regenten nöthigen Tugenden; desgleichen, was ein vernünftiger Mensch lieben oder hassen müsse, und wie nöthig es sey, seine verstorbene Eltern drey Jahr zu betrauren. Ein Regent, sagt **Confucius**, soll ernstlich, gütig, in seinen Worten warhaftig, in seinen Geschäften unermüdet und freygebig seyn. Ist er ernsthaftig; so wird er bey seinen Unterthanen in grossem Ansehen stehen. Ist er gütig; so wird er jederman das Herz abgewinnen. Ist er in seinen Worten warhaftig; so wird er ein Vertrauen gegen sich erwecken, und allem Verdacht und Argwohn zuvor kommen. Ist er freygebig; so wirds seinen Unterthanen eine Lust seyn, ihm zu gehorchen. = = = Es giebt viererley Personen, sagte **Confucius**, die man hassen soll. 1. Diejenigen boshaftigen Menschen, die anderer Leute Fehler mit einer schalkhaften Freude bekant machen. 2. Die niederträchtigen Menschen, die von ihren Regenten übel reden. 3. Diejenigen Gewaltigen, die keine Regungen der Menschlichkeit bey sich verspüren lassen. 4. Die Voreiligen und Wagehälse, die alles ohne Ueberlegung thun. **Tsu kung**, einer seiner Schüler, fiel ihm ins Wort und sagte: es sind noch dreyerley Leute, die ich nicht wohl leiden kan. 1. Die Unwissenden und Ungeschliffenen, die doch für gelehrt und geschickt angesehen seyn wollen. 2. Die hochmüthigen und übernehmenden Menschen, die lauter Muth und Künheit beweisen. 3. Die satirischen und beissenden Spötter, die doch für aufrichtig gehalten seyn wollen. = = = **Eins**, sagte **Confucius**, halte ich für etwas schweres, nemlich Weiber und

Gesinde

Gesinde zu regieren. Geht man gelinde und vertraulich mit ihnen um, so verlieren sie den Respect; bezeugt man sich ernstlich gegen sie, so ist des Klagens und der Empöeungen kein Ende.

§. 100.

Im achtzehenten Artikel lobet er einige alte Regenten und Käyser, samt ihren ersten Bedienten. Er zeiget, wie schädlich die Weiberliebe einem Regenten bey seiner Regierung sey; er erzählet die Thaten einiger Weisen, die ein verborgenes und einsames Leben geführet; er redet darauf von verschiedenen Musicis, deren man sich ehedem an feierlichen Tagen bedienet; und endlich giebt er einige Regierungsreguln, die ein sterbender Fürst seinem Sohn hinterlassen. Im neunzehenten Artikel zeiget er, welches die Pflichten desjenigen sind, der zur wahren Weisheit gelangen will. Und nachdem er die Art und Weise beschrieben, wie Confucius seine Schüler gelehret: so vertheidiget er ihn gegen einige Vorwürfe, und legt ihm das gebührende Lob bey. Unter andern heisset es: Wer der Weisheit ganz nachläßig nachdenket, und wessen Herz leichtsinnig und unbeständig ist, der wird die Anzahl der wahren Weisen in seinem Leben nicht vermehren und nach seinem Tode nicht vermindern. = = Wenn man mit einem wahren Weisen in Unterredung ist, so findet man denselben in einer dreyfachen Gestalt. Siehet man ihn von ferne, so siehet er ernstlich aus; komt man näher zu ihm, und unterredet sich mit ihm, so ist er gefällig, höflich und leutselig; höret man ihm zu, so freuet man sich über seine gute Fassung und Aufrichtigkeit. = = Ein weiser Minister muß anfänglich das Volk überzeugen, daß er es liebe, und daß ihm das Beste desselben am Herzen liege. Hat er dieses ausgerichtet, so kan er ihnen ohne Furcht einen Tribut auflegen, sie werdens gewiß für keine Plackerey halten. Darauf muß er seinen Regenten von seiner Treue und von seiner Ergebenheit gegen seine Person überzeugen; sonst werden alle seine Vorstellungen als lauter Beleidigungen aufgenommen werden. = = Obgleich der Käyser Tcheou nicht so gottlos war, als man ihn beschrieben, so ist ihm doch alles Böse deswegen zugeschrieben worden, weil er sich einen bösen Namen gemachet. Daher dultet nun ein weiser Mann auch den Schein des Bösen nicht an sich, damit ihm nicht solche Laster auf seine Rechnung geschrieben werden, die er nicht wirklich an sich hat. Im zwanzigsten Artikel wird der Anfang und glückliche Fortgang der Regierung der Käyser Yao, Chun, Yu, Tching tang und Vou vang beschrieben, samt den Eigenschaften einer guten und bösen Regierung. Alles was diese weisen Regenten ihren Ministern anbefahlen, lief da hinaus, daß sie in allem die Mittelstrasse treffen solten, darin allein Vernunft und Tugend bestehe. des 18. 19. und 20sten artikels.

Andere Abtheilung, (§. 69.)

darin diejenigen Schriften vorkommen, die den berühmten Menzius zum Urheber haben.

§. 101.

Meng ist der Name des Verfassers, und Tsee zeiget seine Doctorwürde an; zusammen heisset es so viel, daß dieses Buch von dem Doctor Meng verfertiget worden. Er war ein Anverwandter von der königlichen Familie im Königreich Lou, welches jetzo die Provinz Chan tong, und ein Schüler des Tse see, eines Enkels des Confucius. Allgemeine einleitung dazu.

fucius. Su ma, der Verfasser der Jahrbücher des Reichs, der die Lehren und Handlungen grosser Männer von dem Käyser Yao an bis zur Dynastie Han zusammen getragen, hat diesem Meng tsee oder Menzius grosse Lobsprüche beygeleget. Unter allen Schülern des Confucius, sagt er, hat keiner den Sinn und Nachdruck der Lehre dieses Weltweisen so vorgetragen, und wer die Schriften des Confucius verstehen will, der muß von den Schriften des Menzius den Anfang machen. Sein Buch ist in zwey besondere Theile abgetheilet; davon der erste wieder aus sechs, der andere aber aus acht Capiteln bestehet. Er handelt fast durchgehends von einer guten Regierungsart. Und wie das Reich damals voll innerlicher Unruhe und Zerrüttung war; so rathet er am meisten zur Aufrichtigkeit des Herzens und zur Billigkeit. Er erweiset daher, daß nicht durch die Schärfe des Schwerdts und Macht der Waffen, sondern durch tugendhafte Exempel der Friede wieder hergestellet werden könte. Diese Abhandlungen sind als Gespräche und Unterredungen abgefasset, die er theils mit seinen Schülern, theils mit den Regenten selbst angestellet. Zur Erläuterung desjenigen, was er beweisen will, bedienet er sich, nach der Gewonheit der Alten, oft bekanter und begreiflicher Gleichnisse. Der Zweck, den er sich dabey vorgestellet, bestehet in folgenden vier Hauptstücken. 1. Er lobet und schätzet die Regierungsart sehr hoch, die unter diesen drey Käyserlichen Familien, Hia, Chang und Tcheou üblich gewesen. 2. Er verachtet und mißbilliget das Verhalten einiger Regenten, die den Frieden mit Gewalt der Waffen wieder herstellen wollen. 3. Er zeiget, worin die Güte und Aufrichtigkeit der menschlichen Natur bestehe. 4. Er widerleget die gefährlichen Irthümer einiger Secten.

Nach diesem algemeinen Entwurf will ich nun diese Schriften etwas umständlicher durchgehen.

Erster Theil
der Schriften des Chinesischen Weltweisen Menzius.

Erstes Capitel.

§. 102.

Inhalt des ersten capitels.

Das erste Capitel enthält ein Gespräch des Menzius mit dem Fürsten des Königreichs Guei. Dieser Herr hies nach seinem Tode Hoei vang. Hoei heisset so viel als wohlthätig, und Vang heisset ein Fürst oder König. Zusammen nennet man ihn Leang, Hoei, Vang, das ist, der wohlthätige König von Leang, oder Guei. Das Königreich Guei ist jetzo die Provinz Ho nan, und die Stadt Ta leang, die jetzo Cai fong heisset, war die Hauptstadt dieses Reichs. Dieser König von Leang hatte die weisesten Männer des Reichs an seinen Hof zusammen berufen; und Menzius erschien auch daselbst. Die erste Unterweisung, die er diesem Herrn ertheilte, bestund darin, daß er bey seiner Regierung nichts anders als die Beförderung der Gerechtigkeit und Gottseligkeit vor Augen haben solte. Der Regent, sagte er, ist das Muster der Unterthanen. Suchet er weiter nichts, als seinen besondern Vortheil, so werden seine Minister, die Mandarinen, die Gelehrten, ja alle Unterthanen wieder höchst eigennützig seyn. Und dieses kan nicht anders als auf Unkosten des algemeinen Besten geschehen, das dabey versäumet wird. Wird aber dieses versäumet, so ist das Reich seinem Untergang nahe.

§. 103.

§. 103.

Menzius legte bey diesem Herrn abermals einen Besuch ab, als er eben in seinem Garten spatzieren gieng, und sich an den auf dem Teich schwimmenden Schwanen und den im Walde herum laufenden Hirschen ergetzte. Kan auch wol, fragte dieser Herr, ein Regent, der sich mit lauter Regierungsangelegenheiten beschäftigen soll, mit dergleichen Dingen sich einen Zeitvertreib machen? Die Regenten, antwortete Menzius, können allerdings manche erlaubte Ergetzlichkeiten geniessen. Man lieset in dem Buch **Tchi king**, daß der weise Käyser **Ven vang** eine Anlage zu einem Thurm gemacht, darauf er die Bewegung der Sterne beobachten könte; daß er sich einen Garten und Teiche in demselben angeleget; da denn seine Unterthanen hausenweise herzu geeilet, daran zu arbeiten, dabey es auch dergestalt von statten gegangen, daß in wenig Tagen alles fertig gewesen. Dieser Herr gieng oft in den angelegten Alleen spatzieren, sahe die zahmen Hirsche unter einander herumspringen, die Fische im Wasser spielen und die Störche fliegen. Woher kam das, daß das Volk diesem Herrn sein Vergnügen so beförderte? Daher, weil er es mit Gerechtigkeit und Gottseligkeit regierete, und weil er darauf überaus aufmerksam war, daß es seinen Unterthanen nie an den nöthigen Lebensmitteln fehlen muste. Der Käyser Kie hingegen, der zu sagen pflegte, daß er in seinem Reich dasjenige sey, was die Sonne am Himmel sey, und daß er eher nicht, als mit diesem Gestirn untergehen werde, schmeckte mitten unter seinen Ergetzlichkeiten kein Vergnügen, und lebte in einer beständigen Unruhe seines Gemüthes, weil er von seinem Volk gehasset und verabscheuet ward. Fortsetzung.

§. 104.

Darauf zeiget er diesem Herrn, wenn ein Reich wohl regieret werde, so fehle es demselben nie an Unterthanen. Der Grund einer guten Regierung sey der, daß man dahin sehe, daß der Vorrath an Lebensmitteln überflüßig da sey, daß der Ackerbau besorget, Fischereien gehalten, Bäume gepflanzet und zu rechter Zeit beschnitten würden. Es gehöre ferner dahin, daß die Ländereien unter die Unterthanen richtig vertheilet, und ihnen Gelegenheit gemachet werde, die Seidenwürmer zu erziehen; daß man bey Bestrafungen und Abforderung der bürgerlichen Gaben Mäßigung beweise; daß die Jugend zu guten Sitten angehalten werde; daß dadurch der Landesherr die Liebe der Unterthanen gewinne; und wenn er sich erst ihrer Herzen bemächtiget habe, so sey es ihm leicht, Gesetze zu geben, nützliche Unterweisungen zu ertheilen und Schulen aufzurichten. Insonderheit aber soll ein Regent zu theuern Zeiten und in der Hungersnoth den Unterthanen unter die Arme greifen. Er macht sich eines grossen Verbrechens schuldig und des Throns unwürdig, wenn er in solcher Zeit blos zu seinem eigenen Vergnügen eine Menge unnützer Bestien füttert, die einen grossen Theil der Lebensmittel verzehren, da indes ein weit grösserer Haufe seiner Unterthanen Hungers sterben muß. Meinet ihr nicht, sagte er zu diesem Herrn, daß ihr am Verderben solcher Leute und an der Unfruchtbarkeit des Landes schuldig wäret? Es komt mir eben so vor, als ob ihr, wenn ihr jemand mit dem Schwerdt hingerichtet, zu mir sagen woltet, das habe ich nicht, sondern das hat das Schwerdt gethan. Was ist denn für ein Unterschied, ob ein Unterthan durchs Schwerdt, oder durch die böse Regierung eines Fürsten aufgeopfert wird? Es ist ganz natürlich, daß man einen Abscheu an solchen wilden Bestien habe, die sich unter einander selbst und auch andere auffressen. Was ist das für ein Regent, der ein Vater seines Volks seyn soll, und Fortsetzung.

die Erhaltung solcher unnützen Thiere, daran er blos sein Vergnügen und Zeitvertreib hat, dem Leben derer vorziehet, die er als seine Kinder lieben soll.

§. 105.

Als **Menzius** merkte, daß man im Königreich **Guei** von seinem weisen Unterricht keinen Gebrauch machte, so begab er sich in das Königreich **Tsi**, dessen Beherscher **Siuen vang** hies. Dieser Herr liebte die mit dem Degen erfochtene Ehre über alle massen. Wir haben, sagte er zu diesem Weltweisen, fünf Regenten, deren Heldenthaten im ganzen Reich in grossem Ansehen stehen. Insonderheit rühmt man darunter zween, die durch grosse Eroberungen unvergeßlich worden. Erzählet mir doch die Thaten derselben. **Confucius** und seine Schüler, antwortete dieser Weltweise, würden sich geschämet haben, die Thaten dieser fünf Fürsten zu rühmen, und das Andenken derselben auf die Nachwelt fortzupflanzen. Sie und ich, der ich ein Schüler von ihnen bin, wir haben uns nur auf die Erlernung der Weisheit und der vernünftigen Regierungsart geleget, die uns von den alten Käysern theils schriftlich, theils in ihren Exempeln hinterlassen worden. Was sind das für Reguln? sagte dieser Herr. Gerechtigkeit, sagte **Menzius**, und Frömmigkeit. Wenn ihr diese beyde Tugenden besitzet, so werdet ihr euren Staat glücklich und ruhig beherschen. Ihr werdet eure Unterthanen als Kinder lieben und beschützen. Ist denn das, versetzte der Fürst, in meinem Vermögen? Zweifelt ihr denn daran? sagte **Menzius**. **Hou he**, euer erster Minister, hat mir erzählet, daß, als ihr einstens, da ihr aus eurem Pallast gegangen, einen Ochsen gesehen, den man gebunden, und zur Stadt hinaus geführet, denselben abzuschlachten, ihr durch diesen Anblick gar sehr gerühret worden, und augenblicklich Befehl gegeben hättet, den Ochsen wieder nach dem Stall zurück zu führen. Ist nun der nahe Tod eines unvernünftigen Thieres vermögend gewesen, euch mitleidig zu machen; wie ists möglich, daß ihr nicht vom Elend eurer Unterthanen gerühret werden soltet? Aber ihr liebet das Geräusch der Waffen; ihr machet euch aus zahlreichen Kriegesheeren ein Vergnügen; ihr wollet, daß eure Unterthanen in die Gefahr und in den Tod hingeführet werden.

§. 106.

Nein, erwiederte dieser Herr, daran habe ich kein Vergnügen. Das sind gewaltsame Mittel, deren ich mich wider meinen Willen bediene, um dazu zu gelangen, was ich wünsche. Ey! sagte **Menzius**, was wünschet ihr denn? Ist denn euer Tisch nicht mit den auserlesensten Speisen besetzet? Fehlt euch denn was an einer Königlichen Kleidung? Habt ihr nicht alles, was eure Sinne vergnügen kan? Sind nicht eine unzählige Menge Diener auf den geringsten Wink bereit, euch zu dienen und eure Befehle zu volbringen? O! sagte dieser Herr, das sind lauter Kleinigkeiten. Meine Absichten gehen viel weiter. Was ist es denn, versetzte **Menzius**, wornach ihr so verlanget? Etwa die Gränzen eures Königreichs zu erweitern? die benachbarten Völker unters Joch zu bringen? Das Reich selbst zu verschlingen? Das ist eben so viel, als ob ihr auf einen Baum klettern und Fische auf demselben fangen woltet. Ihr übertreibet auch eure Betrachtungen gar zu sehr, antwortete dieser Herr. Nein, nein, sagte **Menzius**, ich übertreibe sie nicht, ich sage noch zu wenig. Denn derjenige, der auf einen Baum klettert, Fische zu fangen, übernimt zwar eine vergebliche Arbeit, aber er schadet doch niemand als sich selbst. So eitel seine Bemühung auch ist, so bringt sie doch dem Staat selbst keinen Schaden, und stürzet keinen andern ins Unglück. Aber durch die Kriege,

die

die ihr anfanget, verzehret ihr euch selbst mit tausenderley Sorgen und unruhigen Ueberlegungen; ihr erschöpfet überdies euer eigenes Reich, und stürzet es in das kläglichste Elend. Glaubet mir, gnädiger Herr, wenn ihr eure Absichten nur auf die glückliche Regierung eures Staats richtet, wenn ihr euch bemühet eure Unterthanen glücklich zu machen, wenn ihr für die Unterhaltung ihres Lebens sorget; wenn ihr den Ackerbau fleissig treiben lasset, damit es an nichts mangele, wenn ihr für die Verbesserung der Sitten, und für eine vernünftige Erziehung der Jugend sorget: so werden alle Unterthanen diejenigen Länder verlassen, wo die Tyranney auf dem Thron sitzt; sie werden haufenweise herbeyeilen, um einer so sanften und glückseligen Regierung theilhaftig zu werden, sie werden sich ein Vergnügen daraus machen, ihre Tage unter dem Scepter eines so gerechten und tugendhaften Regenten zuzubringen und zu beschliessen.

Zweytes Capitel (§. 102.)

§. 107.

Der König **Siuen vang** gestund gegen den **Menzius**, daß er ein grosser Liebhaber der Musik sey. **Menzius** verwarf diese Neigung ganz und gar nicht, vielmehr bezeugte er, daß sie einen Einfluß in eine gute Regierung habe, weil zwischen der Harmonie der musicalischen Tone und zwischen der Harmonie der Gemüther ein Verhältniß anzutreffen sey; und weil die Harmonie, die regulmäßige Abtheilung mehrerer Tone ein sinliches Bild der Einigkeit und des guten Vernehmens sey, die bey einem Staatscörper zwischen dem Oberhaupt und dessen Gliedern angetroffen werden müsse; daß aber diese Uebereinstimmung nicht bestehen könne, wenn der Regent auf lauter Lustbarkeiten bedacht sey, und solche nicht allein nicht mit seinen Unterthanen theile, sondern sie auch in ihrem Elend und Unglück verlasse; welches die Qvelle alles Murrens und Unzufriedenheit wäre.

§. 108.

Der König brach von dieser Materie ab und sagte: Man erzählet, daß der Thiergarten des **Ven vang** 70 Stadien im Umfang gehabt, und daß sein Volk dennoch denselben für alzuklein gehalten habe. Der meinige, sagte er, hat nur 40 Stadien im Umkreis, und er komt meinen Unterthanen zu groß vor. Woher kommen die ungleichen Urtheile der Leute? Ich will euch hierinne dienen, antwortete **Menzius**. In den Thiergarten des **Ven vang** durfte jedermann gehen, Holz und Früchte darin samlen, Fasanen und Hasen schiessen; der Zugang zu demselben war niemand verwehret. Und das ist die Ursache, warum er dem Volke zu klein war. Als ich in eure Staaten gekommen, so habe ich mich gleich nach den Gebräuchen eures Reichs erkundiget, um mich darnach zu achten. Ich habe mir eure Gesetze und Verbote bekant gemachet, damit ich ja nicht dawider handeln möchte. Da sagte man mir nun unter andern auch, daß ihr einen Garten hättet, der 40 Stadien im Umfang hielte; aber keiner eurer Unterthanen dürfe sich unterstehen, in denselben zu gehen; und wenn jemand so verwegen wäre, einen Fuß darein zu setzen, oder einen Hirsch zu schiessen, so werde er eben so hart gestrafet, als wenn er einen Menschen ermordet hätte. Wundert ihr euch nun noch, daß euer Garten den Leuten alzugroß vorkomt?

§. 109.

Dieser Discours war dem Könige ungelegen, daher fiel er auf was anders. Leh-

ret mich doch, sagte er, wie ich in meinen Staaten den Frieden erhalten, und mit den benachbarten Fürsten in guter Freundschaft leben könne? Dazu gehört zweyerley, antwortete dieser Weltweise. Ihr müst zuförderst leutselig, dienstfertig und willig seyn, denen ein Vergnügen zu machen, die schwächer sind als ihr; ihr müst aber auch die ehrerbietige Achtung gegen die nicht aus den Augen setzen, die euch an Macht überlegen sind. Er ermahnet ihn darauf, daß er sich ja dem natürlichen wilden Feuer eines ungezähmten Temperaments nicht überlassen solle; und zeiget ihm, daß die wahre Stärke eines Mannes darin bestehe, wenn er seinen Zorn mäßigen und seine Leidenschaften beherschen könne; daß endlich die wahre Weisheit allenthalben die Gerechtigkeit und Billigkeit zur Absicht habe.

§. 110.

Als **Menzius** bey einer andern Gelegenheit im Lusthause dieses Königs war, fragte dieser: Kan dieses Lusthaus auch mit der Weisheit bestehen, daraus ein König seine Hauptsache machen soll? Allerdings, antwortete **Menzius**, wenn sonst nur ein solcher König sich auch darüber freuet, was seine Unterthanen vergnüget, und sich über das betrübet, was sie traurig macht. Wenn er also mit seinen Unterthanen Leid und Freude theilet, so werden hinwiederum die Unterthanen an seinem Verdruß und Vergnügen Antheil nehmen. Die alten Käyser, fuhr **Menzius** fort, besuchten alle zwölf Jahre ihre zinsbaren Königreiche und Könige; und diese Bereisungen nanten sie die **Inspection**. Alle sechs Jahr erschienen diese Könige an ihrem Hofe, um daselbst von ihrem persönlichen Verhalten und von der Verwaltung ihrer Staaten Rechenschaft abzulegen. Nicht weniger bereiseten die Käyser und die Könige ihr besonderes Gebiet alle Jahre zweymal; einmal im Frühjahr, um selbst nachzusehen, ob auch der Acker allenthalben bestellet sey, und wenn sie fanden, daß es hie und da an der Aussaat gefehlet, so gaben sie aus den Kornhäusern das nöthige her. Das anderemal geschach es im Herbst und zur Erndtenzeit, um selbst zu erfahren, ob die Erndte reichlich genung gewesen, daß die Unterthanen davon leben könten. Fanden sie daran einen Mangel, so ersetzten sie denselben aus ihren Vorrathshäusern. Jetzo aber, fuhr er fort, gehts ganz anders. Die Regenten bereisen zwar ihre Länder; aber wie denn? Sie haben eine Bedeckung von beynahe 3000 Soldaten bey sich; von welchen dasjenige, wovon die Unterthanen leben solten, aufgezehret wird. Man siehet, daß das Volk vor Hunger matt und elend ist; aber weiter geschiehet auch nichts. Ists denn nun zu bewundern, wenn dasselbe heimlich wütet, und unter dem Druck, darunter es stecket, sich durch Murren und beständige Schmähungen gegen ihre harte Regenten das Elend einiger massen zu erleichtern suchet? Ich stelle euch das Verhalten der alten und neuen Könige darum vor, damit ihr daraus urtheilen möget, welchen unter beyden ihr am ähnlichsten seyd.

§. 111.

Insonderheit führte er ihm das Exempel des Käysers **Yen vang** zu Gemüthe. Dieser Herr forderte den gemeinen Landleuten mehr nicht als den neunten Theil ihrer Erndte statt der bürgerlichen Gaben ab. Den Kindern und Enkeln der verstorbenen Mandarinen lies er jährlich gewisse Gnadengelder auszahlen. Man wuste in seinen Staaten nicht, was Zölle waren. Die Waaren paßirten ein und aus, ohne dieselben mit Abgaben zu beschweren. Die Fischerey in Flüssen und Seen war keinem einzigen untersaget. Muste etwa ein Uebelthäter bestrafet werden, so litt er nur für seine Per-

son,

son, aber sein Weib und Kinder wurden nicht, wie jetzo, in die Strafe mit eingeflochten. Insonderheit lies dieser Herr, der einen jeglichen Tag seiner Regierung durch Güte und Gnade merkwürdig machte, viererley Personen die Wirkungen seines gütigen Herzens wiederfahren; einmal den alten Männern, die keine Weiber mehr hatten; hernach den Witwen, die ihre Männer verloren hatten; drittens den betagten Personen die keine Kinder hatten; und endlich den Kindern, die ihrer Eltern beraubet worden. Diese vier Gattungen seiner Unterthanen schienen ihm die mitleidenswürdigsten zu seyn. Denn da sie von menschlicher Hülfe entblösset waren, so konten sie dieselbe natürlicher Weise nirgend anders als in der Gütigkeit ihres Landesvaters suchen, der, ob er gleich ein Vater aller Unterthanen ist, dennoch gegen diejenigen am meisten väterlich gesinnet seyn muß, die sich am meisten verlassen sehen. Was würdet ihr sagen, Prinz, fuhr **Menzius** fort, wenn derjenige, der die höchste Gerechtigkeit verwaltet, nicht auf die Handlungen seiner untergeordneten Richter achtete? Wenn er nicht nachfragte, wie die Gerechtigkeit gehandhabet würde? Wenn er zugäbe, daß man die Unschuldigen strafte, und die Uebelthäter los lies? Ich würde sie absetzen, antwortete der König. Aber, setzte dieser Philosoph hinzu, wenn ein König nicht für sein Reich Sorge trägt, wenn er sein Volk nicht unterweisen lässet, wenn er gegen ihr Elend kein Mitleiden beweiset, wenn er die Unglückseligen und Verlassenen nicht in seinen Schutz nimt; was meinet ihr denn dazu? Auf diese Frage ward der König schamroth und wuste nicht was er sagen solte. Er sahe sich nach allen Seiten um, als ob er fremde Gedanken hegte, antwortete dem **Menzius** nichts, sondern gab ihm seinen Abschied.

An einem andern Orte dieses Capitels lehret **Menzius** einen Regenten, was er sich für Minister aussuchen soll. Er vermahnet ihn, daß er sich nicht auf das Zeugniß einzeler Personen, als welche leicht eingenommen werden könten, auch nicht auf die Stimme des Volks verlassen müsse, als welches leicht irren könte; sondern er müsse selbst von seiner Aufrichtigkeit, Uneigennützigkeit, Eifer und guten Verstande überzeugt zu werden trachten. Er empfielet ihm insonderheit die Wahl derer, die von ihrer zarten Jugend an sich auf Erlernung der wahren Weisheit geleget, und die bey beständiger Arbeit und reifen Jahren diejenige Erkentniß und Erfahrung erlanget, die zur Regierung des Volks erfordert wird.

Drittes Capitel (§. 107.)

§. 112.

Dieses Capitel fasset ein Gespräch zwischen dem **Menzius** und seinem Schüler **Kung song**, von der Regierungskunst in sich. Er zeiget, daß mitten unter den Verwirrungen eines Reichs und bey dem Elend eines Volks, das in verschiedenen Reichen unterdrücket wird, einem Regenten, der seine Unterthanen sanft und gütig beherschet, nichts leichter sey, als sich der Herzen aller seiner Unterthanen zu versichern, und eben dadurch zur algemeinen Beherschung zu gelangen. Aber, sagt er, wo findet man heut zu Tage einen solchen Regenten? Die glückseligen Tage, da das Reich von weisen Regenten beherschet worden, sind vergangen, und es ist kaum das Andenken davon noch übrig. Er fordert weiter an einem Regenten, daß er standhaft und unveränderlich sey, wenn er entweder zweifelhafte Sachen übernehmen, oder sich einer Gefahr blos stellen soll. Er führt verschiedene Exempel grosser Männer an, die sich durch nichts in Be-

stürzung

stürzung setzen lassen, denen man zwar das Leben, aber nicht ihren unverzagten Muth nehmen können. Er unterscheidet aber zweyerley Standhaftigkeit; erstlich die Standhaftigkeit der kleinen Geister, und hernach den beherzten Muth grosser und edler Seelen. Jene, sagt er, folgen nur den ungestümen Bewegungen der ersten Hitze; diese aber richten sich nach der Unterweisung der Vernunft. Ich entsinne mich, fuhr **Menzius** fort, daß einstens unser Lehrer **Confucius** mir zwo Regeln gegeben, daran ich die wahre Großmuth von der falschen unterscheiden könte. Wenn sich, sagte er, eine Gelegenheit zum Treffen mit einem Feinde darbietet, und ich nach reifer Ueberlegung innen werde, daß es nicht recht sey, meinen Feind anzugreifen, wäre er auch weit schwächer als ich, und unvermögend, mir den Kopf zu bieten, oder den Sieg nur auf einen Augenblick streitig zu machen; so werde ich mich gewiß hüten, denselben anzugreifen. Ihr sehet wohl, daß mich hier die Furcht nicht zurücke halte. Wenn ich aber nach gründlicher Ueberlegung fände, daß es recht wäre, den Feind anzugreifen, so würde mich nichts zurücke halten. Und wenn eine Million Menschen gegen mich stünden, so würde ich unerschrocken unter sie dringen.

§. 113.

Hierauf handelt **Menzius** von der Art wohl zu regieren. Es ist, sagt er, ein grosser Unterschied zwischen dem Betragen der ehemaligen Käyser und unseren gegenwärtigen Regenten. Jene liebten den Frieden; diese aber lieben den Krieg. Jene unterwarfen sich die Menschen durch ihr tugendhaftes Exempel; diese machen sich zwar die Menschen, aber nicht ihre Herzen unterthänig. Wo ist ein Regent, dem nicht die Ehre nahe am Herzen liegen, und der nicht an allem einen Abscheu haben solte, was seinem Ruhm nachtheilig seyn kan? Nur allein die Tugend bringet wahre Ehre; und nur allein die Laster ziehen Schande nach sich. Wie ists nun möglich, daß Fürsten, die sich so sehr vor Menschen und vor der Unehre unter denselben fürchten, sich dennoch den lasterhaften Leidenschaften dergestalt überlassen? Es komt eben so heraus, als ob sie die Feuchtigkeit nicht vertragen könten, und doch in niedrigen und feuchten Zimmern wohnen wolten. Halten sie so viel auf Ehre und Reputation, warum erwählen sie denn nicht die Mittel, solche zu bevestigen und zu erhalten? Es sind aber keine andere Mittel dazu beförderlich, als wenn man die bösen Neigungen besieget, die Tugend ehret, den Lastern den Krieg ankündiget, die Gelehrten lieb und werth hat, tugendhafte und weise Personen zu den höchsten Würden erhebet, und bey guten und glücklichen Zeiten weise und nützliche Gesetze einführet. Ein Regent von der Art wird sich gewiß seinen Feinden fürchterlich machen, und die Hochachtung anderer Regenten gegen sich erwecken. Aber was geschiehet? Jetzo, da das Reich ruhig ist, und man die Annehmlichkeit des Friedes zu schmecken beginnet, so denkt man nur auf Lustbarkeiten, man verzärtelt sich unter Verschwendung und Müßiggang. Ists dann daher auch zu bewundern, wenn unter einem solchen Herrn das Reich wankend wird, wenn die Unterthanen murren, und wenn man alle Stunden neue Feinde auf den Hals zu bekommen sorgen muß?

§. 114.

Man findet keinen Menschen, fuhr **Menzius** weiter fort, der nicht von der Natur eine gewisse Zärtlichkeit des Herzens empfangen hätte, die ihn gegen das Elend anderer Menschen empfindlich macht. Einem Regenten nun, der diese natürliche Zärtlichkeit nicht durch andere Leidenschaften ersticket hat, sondern der gegen das Elend seiner

Unter-

Unterthanen mitleidig ist, wird es nicht schwerer sein Königreich zu regieren, als ob er sie alle in den Händen hätte. Aber wie soll man diese geheime Neigung der Natur, diese uns angeborne Empfindlichkeit unterscheiden! Ein Exempel kan uns solches lehren. Wenn ihr ein Kind plötzlich in einen Brunnen stürzen sehet, so wird euer Herz schnell in Bewegung gesetzet, und ihr wolt demselben gern zu Hülfe kommen. Dazu bestimmet euch nicht eine reife Ueberlegung; ihr denket nicht daran, daß ihr bey den Eltern des Kindes Dank verdienen, oder eine eitele Ehre erjagen wollet; sondern ein natürlicher Trieb beweget euch dazu. Bey unerwarteten Begebenheiten, und wo man keine Zeit hat nachzudenken, oder weitläuftige Berathschlagungen anzustellen, da wirket die blosse Natur. Solche Beschaffenheit aber hat es nicht in andern Umständen, da man, ehe man was vornimt, Zeit hat, darüber Rath zu fassen. Dabey kan viele Verstellung mit unterlaufen. Was ich jetzo, setzte er hinzu, vom Mitleiden gesaget habe, das gilt auch von andern Tugenden, von der Gottseligkeit, Gerechtigkeit, Ehrbarkeit und Klugheit. Der Saame und Grund davon lieget in unsern Herzen. Wenn wir darauf acht haben, so werden wir gegen die Leidenschaften sicher seyn, die diesen Tugenden schaden können, und ein jeder Tag wird uns volkommener machen.

§. 115.

Ein gewisser Schüler des **Confucius**, Namens **Tsee lou**, hatte ein so grosses Verlangen nach seiner Volkommenheit, daß man ihm kein grösseres Vergnügen machen konte, als wenn man ihn an seine Fehler erinnerte. Der Käyser **Yu** erwies sich gegen alle diejenigen dankbar, die ihm mit einem guten Rath an die Hand gegangen waren. **Chun**, der grosse und unvergeßliche Mann, betrachtete die Tugend nicht als ein besonderes, sondern als ein algemeines Gut, daran alle Menschen gleichen Antheil hätten. Was er nur für Tugenden und Volkommenheiten an andern wahrnahm, die machte er sich zu Nutze, und bemühete sich solche zu erlangen. Und das that er in allen Umständen seines Lebens, nicht allein da er noch den Acker bauete, das Töpferhandwerk trieb und sich von der Fischerey ernährete, sondern auch, da er wirklicher Käyser war. Wer auf die Weise die Tugenden, die er an andern findet, selbst ausübet, der machet sie zu einem algemeinen Gut. Denn nachdem er sich das Exempel anderer zu Nutz gemacht, so dienet er andern wieder mit seinem Exempel, damit sie ihres Ortes gleichen Nutzen davon haben können.

Vierres Capitel (§. 112.)

§. 116.

Menzius setzet seine Unterredungen weiter fort, die er im vorhergehenden Capitel mit seinem Schüler angefangen hatte. Er redet von drey wichtigen Stücken, die zur Zeit des Krieges zu beobachten nöthig sind, nemlich die kluge Wahl der rechten Zeit, einer beqvemen Gegend zur Ausbreitung des Kriegsheers, und die Einträchtigkeit unter denen, die entweder eine Stadt belagern oder dieselbe vertheidigen. Doch hält er dieses letztere für das allernöthigste. Eine Stadt, sagt er, muß sich in einem guten Vertheidigungsstande befinden, so wol in Ansehung der hohen Mauren, als auch der tiefen Graben; so wol in Absicht auf die Tapferkeit der Soldaten, als auch in Absicht auf den Ueberfluß an Lebensmitteln. Wenn aber bey dem allen eine Mißhelligkeit unter den Soldaten, oder ein übeles Vernehmen unter ihren Befehlshabern befindlich ist; so mag die

Stadt vertheidigt seyn wie sie will, so wird sie keinen langen Widerstand thun können, sondern sich bald ergeben müssen.

§. 117.

Hierauf that einer seiner Schüler eine Frage an ihn, die ihn etwas zu verwirren schiene. Ich habe gemerket, sagte er zu seinem Lehrer, daß ihr in einigen Königreichen, wo ihr euch zuweilen aufgehalten, Geschenke angenommen, wenn sie euch gebracht worden, an andern Orten aber ausgeschlagen habt. Der König von Tsi lies euch 2400 Tael feines Silbers anbieten, und ihr nahmet sie nicht an; dahingegen truget ihr kein Bedenken, 1680 Tael von dem Könige von Song, und 1200 von dem Könige von Sie anzunehmen. Ich finde in diesem eurem Verhalten nichts übereinstimmendes. Denn eben die Ursache, die euch bewogen, das Geschenk des einen auszuschlagen, hätte euch ja auch bewegen müssen, die andern nicht anzunehmen. Ihr irret euch, antwortete Menzius. Ich habe nichts anders gethan, als was Vernunft und Billigkeit erfordert hat. Als ich mich im Königreich Song befand und im Begrif war, eine weite Reise zu thun, so erforderte es die Höflichkeit und Billigkeit des Königs, mir die aufgewendeten Reisekosten zu erstatten; ich war also berechtiget, sein Geschenk anzunehmen. Im Königreich Sie war alles in Waffen, und es muste dasselbe eines Ueberfals von seinen Feinden gewärtig seyn. Mitten unter diesem Tumult stund ich in Gefahr, alles Lebensunterhaltes beraubt zu seyn; es war daher billig, daß der König, der mich zu sich berufen hatte, für meinen Unterhalt sorgte. Was aber den König von Tsi betrift, so hatte er keine Verbindlichkeit mir etwas zu geben, und ich war daher auch nicht berechtiget etwas von ihm zu nehmen. Und wenn ich sein Geschenk angenommen hätte, so würde es meiner Seits ein schändlicher Geiz gewesen seyn, der einem Manne am unanständigsten ist, der sein Leben der Ausübung der Weisheit gewidmet hat.

§. 118.

Menzius begab sich nach der Stadt Ping lo, die im Königreich Tsi lag, und fand daselbst einen algemeinen Mißwachs. Die daselbst wohnenden Menschen kamen theils vor Hunger um, theils verliessen sie den unfruchtbaren Boden, um in einem weit entfernten Reich ihres Lebens Unterhalt zu suchen. Menzius redete bey dieser Gelegenheit den Gouverneur der Stadt also an; Wenn einer von euren Soldaten, sagte er, dreymal nach einander seinen Posten verlassen hätte und desertirt wäre, würdet ihr ihn nicht strafen? Ich würde, antwortete der Gouverneur, nicht warten, bis er es dreymal nach einander gethan, sondern er solte schon das erstemal seine Strafe tragen. Ihr habt recht, versetzte Menzius. Aber ihr habt auch eben damit über euch selbst das Urtheil gesprochen, indem ihr ein wesentliches Stück eures Amtes versäumet habt. Bey der bisherigen betrübten und unfruchtbaren Zeit kommen die Leute im Hunger und Elend um. Ich finde hin und wieder Menschen, die unter der Last dieser kläglichen Zeiten erliegen, die sich in die Graben verkriechen und daselbst ihr Leben erbärmlich beschliessen. Ich finde andere, und zwar die allermeisten, die noch jung, munter und von Kräften sind, die von einem Ende des Reichs zum andern herum irren, und sich ihren Lebensunterhalt betteln. Ach! antwortete der Gouverneur, ich seufze selbst bey dieser grossen Noth, und wolte derselben gern abhelfen; aber es steht nicht in meinem Vermögen, die Vorrathshäuser zu öfnen, oder den Unterthanen ihre Gaben zu erlassen. Aber, versetzte Menzius, wenn euch ein reicher Mann seine Heerde anvertrauet, und keine Weide

dazu

dazu angewiesen hätte, was würdet ihr denn thun? Ihr seyd der Hirte dieses grossen Volks; ihr müsset euch an den König wenden, damit er diesem Uebel abhelfe, und seiner Unterthanen Nothdurft besorge. Wenn euch nun der König nicht höret, wollet ihr denn diese Leute Hungers sterben lassen? Ists nicht besser, ihr leget eure Bedienung nieder?

§. 119.

Als **Menzius** merkte, daß der gute Rath, den er dem Könige von **Tsi** und seinen Räthen ertheilete, ohne alle Frucht war, so entschloß er sich, wieder nach seinem Vaterlande zurück zu reisen. Indem nun einer seiner Schüler, Namens **Xu**, der ihn begleitete, an ihm eine Verfinsterung seiner Geberden und tiefe Traurigkeit merkte, so redete er ihn folgendergestalt an: Ich habe euch oft sagen hören, daß sich ein weiser Mann nicht darüber betrüben müsse, wenn der Himmel seine wohlgemeinten Unternehmungen nicht gelingen lässet, und daß es ihn nicht verdriessen müsse, wenn die Menschen seinen Lehren nicht folgen. Aber ich finde euch jetzo ganz traurig; und diese Traurigkeit, die wider euer aufgereimtes Naturel streitet, ist ohne Zweifel ein Merkmal einer innerlichen Unzufriedenheit. Nein, antwortete **Menzius**, ich beschwere mich weder über den Himmel noch über die Menschen. Die wunderlich abwechselnden Umstände meines Lebens sind es, die mich bald frölich bald traurig machen. Da ich so für mich selbst und in der Einsamkeit lebte, und mich mit Erkentniß und Ausübung der wahren Weisheit beschäftigte, so war dies meine vergnügteste Zeit. Nun aber, da ich Könige und ihre Unterthanen unterweise, und für die Beförderung des algemeinen Besten sorge, so ist es die Zeit meiner Traurigkeit.

Fünftes Capitel.

§. 120.

Dieses Capitel hält das Gespräch in sich, welches **Menzius** mit dem **Ven kung**, Erbprinzen des Fürstenthums **Teng** gehalten. Er zeiget ihm darin, daß ein jeglicher Mensch im Stande sey die Tugend zu üben und die weisen Männer nachzuahmen, weil das gütige Naturel, so wir von dem **Tien** oder Himmel erhalten, bey allen Menschen gleich sey, und daß diese Gütigkeit nichts anders, als eine natürliche Neigung zur Gerechtigkeit und Billigkeit sey. Wenn, sagt er, mit den zunehmenden Jahren die Leidenschaften sich empören, und die Vernunft dieselben im Zügel hält; so wird der Mensch volkommen und tugendhaft gemachet. Darauf stellet er ihm die beyden Käyser **Xao** und **Chun** als Muster vor. Meinet ja nicht, sagte er zu diesem Prinzen, als ob es nicht möglich sey, die Tugend dieser Helden zu erreichen. Sie waren Menschen wie wir; und wenn ihr euch solche Mühe gebet, und Fleiß anwendet, so könnet ihr eben so weise werden als sie. Nur dieses besorge ich, daß ihr euch durch die Schwierigkeiten abschrecken lassen werdet, die sich alsdann hervorthun, wenn man Ernst daraus machet, seine Begierden zu bezähmen, die Tugend zu üben, und insonderheit zu lernen, wie man vernünftig regieren soll. Eine Arzeney, heisset es im Buch **Chu king**, wirket keine Genesung, wo sie nicht einen kranken Cörper antrift. Also wird auch ein Prinz die Lehren eines weisen Mannes sich nicht zu Nutze machen, wo er sich nicht bemühet, sich selbst zu überwinden.

§. 121.

Als der Vater dieses Prinzen um dieselbe Zeit starb, so fragte er den Menzius um Rath, wie er seinem Vater die letzte Pflicht erweisen könne, seine kindliche Ergebenheit dadurch recht an den Tag zu legen. Ihr müsset, antwortete Menzius, dasjenige beobachten, was die Gebräuche den Kindern vorschreiben, die sich recht ehrerbietig gegen ihre Eltern erweisen wollen. Die Trauer muß drey ganze Jahre nach einander dauren. Binnen dieser Zeit müssen sie sich aller öffentlichen Angelegenheiten enthalten, um dem gerechten Schmerz über den Todt ihrer Eltern nachzuhängen. Sie müssen nur schlechte gewebte Kleider tragen, und sich mit dem gemeinsten Reis begnügen. Ich habe, fuhr er fort, ehedem vom **Confucius** gehöret, daß, wenn ein Käyser gestorben, dessen Erbprinz vor der zweyten Pforte seines Hauses sich eine elende Hütte aufbauen lassen, in welcher er seinen Vater drey Jahr betrauret, des Morgens und des Abends bey dessen Sarge mit vielen Thränen niedergefallen wäre *), und sich mit dem schlechtesten Reis beholfen hätte. Binnen solcher Zeit habe der erste Minister die Regierung des Reichs verwaltet. Die Mandarins und alle andere Grossen des Reichs hätten sich nach dem Exempel ihres Fürsten bemühet, die deutlichsten Merkmale ihrer Betrübniß an den Tag zu legen, und das ganze Reich sey in tiefer Trauer gewesen. Der Prinz **Ven kung** entschloß sich, diesen Unterricht, den ihm Menzius ertheilet, ins Werk zu richten. Und da die Gebräuche in der Provinz **Teng** nur eine fünfmonatliche Trauer um einen König anordneten, so brachte er auch diese Zeit mit Beweinung seines Vaters zu. Als der zur Beerdigung angesetzte Tag herbey gekommen war, so trieb die Neugierigkeit eine unbeschreibliche Menge Menschen aus allen Theilen des Reichs herbey. Der Prinz folgte der Leiche mit einem traurigen und abgezehrten Gesicht, er weinete und seufzete von Grunde seines Herzens, daß alle Zuschauer dadurch zugleich zu vielen Thränen gereizet wurden. Nach geendigten Leichensolennitäten reiseten die Fremden wieder nach Hause, und rühmeten alle einmüthig die kindliche Treue des **Ven kung**, und brachten dadurch die Cerimonien in neue Hochachtung, die zu Ehren der Verstorbenen angeordnet, bisher aber gar sehr aus der Acht gelassen worden.

§. 122.

Als **Ven kung** Anstalten machte, selbst zu regieren, so fragte er den **Menzius**, wie er sich klüglich verhalten und eine weise Regierung führen solte. Der erste Gegenstand, sagte dieser Weltweise, der einen König am meisten rühren muß, ist das Volk. Dieses aber muß um seine Unterhaltung am meisten besorget seyn. Dieser Unterhalt aber entstehet daher, wenn der Ackerbau sorgfältig getrieben wird, und die Lebensmittel im Ueberfluß zu haben sind. Es muß daher ein Regent hauptsächlich auf den Ackerbau sehen, und dafür recht sehr besorget seyn, damit die Aecker nicht ungebauet liegen. Das Volk hat alsdann zu leben, und wenn es um seine leibliche Nahrung nicht so ängstlich besorgt seyn darf, so giebt sichs desto mehr Mühe, seine Sitten zu bessern und tugendhaft zu werden. Müssen aber die Unterthanen Hunger leiden, so werden sie alsbald allen Affecten den Zügel schiessen lassen. Denn es ist kein Laster so groß, dazu nicht die Noth und bittere Armuth die Menschen antreiben solte. Strenge Gesetze, grausame Strafen sind viel zu schwach und unvermögend, die Leute im Zaum zu halten, wenn sie der Mangel

*) Es ist gar nichts seltenes in China, daß die Kinder die Särge ihrer Eltern etliche Monate, ja ganze Jahre in ihren Häusern behalten, ehe sie dieselben in die Erde versenken.

gel auſſer ſich ſelbſt geſetzet. Aus dieſem Grunde haben die alten Regenten eine ſehr mäßige und genügſame Lebensart geführet. Ihre Mäßigung machte, daß ſie ihre Unterthanen ſehr glimpflich tractirten; ihre Genügſamkeit aber ließ es nicht geſchehen, daß die Unterthanen mit unerträglichen Abgaben beſchweret worden. Daher hat ein geſchickter Mandarin geſagt, daß ein Regent, der reich werden wolle, nicht tugendhaft werden könne; oder, wenn er tugendhaft ſeyn wolle, ſo könne er nicht reich werden.

§. 123.

Menzius ermahnet hierauf dieſen Prinzen, öffentliche Schulen aufzurichten, darin die Jugend zur Tugend angewieſen würde. Er lehret ihn weiter, wie er die Aecker und Ländereien klüglich eintheilen ſolle, damit weder die Landleute noch auch die Bedienten des Königs einander was zu Leide thun könten. Endlich ſagte **Menzius** zu ihm, wenn ihr alles betrachten werdet, was ich euch geſaget, ſo will ich euch zwar nicht verſprechen, daß ihr des ganzen Reichs Käyſer werden könnet; ſo viel aber kan ich euch verſichern, daß andere Käyſer auf euer Exempel ſehen, und ſich euch zum Muſter wählen werden. Der Prinz machte ſich die Lehren dieſes Weltweiſen zu Nutze, und brachte es durch eine billige Austheilung der Aecker und ſorgfältigen Ackerbau bald dazu, daß in ſeinem Lande der Ueberfluß herſchete. Der Ruhm ſeines Namens bewegte viel Fremdlinge, ſich in ſeinem Königreich niederzulaſſen, und ſich etwas Land zum Ackerbau auszubitten. Unter dieſen neuen Ankömlingen waren einige Sectirer befindlich, die eine ſehr gefährliche und einer guten Regierung höchſtnachtheilige Meinung ausbreiteten. Sie gaben vor, ein weiſer Regent müſſe ſich ja ſo wol ſeiner Hände Arbeit nähren, als das Volk; er müſſe ſeine ihm zugetheilten Aecker ſelbſt baueu, und ſonſt nichts genieſſen, als was er mit ſeinen Königlichen Händen erarbeitet hätte. Menzius widerlegte dieſe Ketzer folgendergeſtalt.

§. 124.

Er wendete ſich zu dem **Chin ſiang**, der ſich zu dieſer Secte begeben hatte, und fragte ihn: Warum beſchäftigen ſich die Leute von eurem Anhang allein mit dem Ackerbau? Warum machen ſie ſich nicht auch die nöthigen Kleider? Warum verfertigen ſie nicht ſelbſt die Geräthe und Werkzeuge, deren ſie ſich zum Ackerbau bedienen? Warum machen ſie nicht ſelbſt die Töpfe, darin ſie ihren Reis kochen, und alle andere Haushaltungsgeräthe? Wäre es denn nicht beſſer, als daß ſie in den Boutiqven der Kauf- und Handwerksleute herumlaufen, und ſolches für Geld kaufen? Es iſt ſolches nicht möglich, antwortete **Chin ſiang.** Der Ackerbau erfordert einen ganzen Mann. Und wenn die Ackerleute ihre Zeit mit Verfertigung dergleichen Geräthe und Geſchirs zubringen wolten, ſo würden ſie den Ackerbau müſſen liegen laſſen, und die Felder würden keine Früchte bringen. Ihr redet vernünftig, antwortete **Menzius**; aber iſt denn das in euren Augen eine Kleinigkeit, ein Königreich zu regieren? Und hat nicht ein Regent alle ſeine Hände voll zu thun, wenn er ſorgfältig regieren will? Bleibt ihm auch Zeit übrig, daß er mit ſeinen Unterthanen Händearbeit treiben kan? Dieſes Gleichniß ſtopfte dem **Chin ſiang** den Mund, und er unterſtund ſich nicht, etwas dagegen einzuwenden. **Menzius** zeiget ihm darauf weiter, wie in einem Staat nothwendig allerley Profeßionen und Handthierungen ſeyn müſten, daß ein einziger Menſch unmöglich alles beſtreiten könne; daß der Käyſer **Yao** die Regierungsgeſchäfte mit ſeinen Miniſtern getheilet, um den Unterthanen dadurch zu ſtatten zu kommen; und das ſey die algemeine Schuldigkeit

eines Regenten, damit er gegen alle seine Unterthanen verbunden. Eben diese Ketzer widerlegte er auch darin, da sie vorgaben, daß alle Waaren einerley Preiß haben müsten; so, daß ein grobes Tuch so viel gelten müsse, als ein feiner seidener Stof. Er beschliest dieses Buch mit Widerlegung einer andern Secte, die der Meinung war, daß man alle Menschen gleich lieben müsse, ohne einen Unterscheid zwischen Freunden und Fremden zu machen; er zeiget, wie lächerlich und abgeschmackt eine solche Meinung sey. Endlich lehret er, daß die uralte Gewonheit, die Eltern ehrlicher zu begraben als andere, ihren Ursprung von der Liebe habe, welche die Natur den Kindern gegen die Eltern eingeflösset.

Sechstes Capitel.

§. 125.

Menzius unterweiset hier seinen Schüler **Chin tai**, und zeiget ihm, wie sich ein Mensch aufführen müsse, der andere in der Kunst wohl zu leben und zu regieren unterrichten wolle. Er sagt ihm unter andern, daß er ja wohl auf seiner Hut seyn müsse, damit er sich dem Hofe eines grossen Herrn nicht aufdringe, sondern er müsse warten, bis man ihn rufe, ja bis man ihn recht nöthige. Der geringste Handwerksmann schäme sich ja, wenn er den Reguln seiner Kunst nicht folge. Ein weiser Mann müsse also auch in seinem ganzen Leben eine Aufrichtigkeit des Herzens, Wohlanständigkeit in seinen Sitten, und Billigkeit in seinen Handlungen beweisen. Trachtet er zu Ehren und Würden zu gelangen, um mit seiner Lehre desto grössere Vortheile zu stiften, so muß er sich dazu nie ungerechter Mittel bedienen. Bleibet er aber in niedrigem und geringem Stande, so muß er ruhig seyn, weil er dennoch um seiner Wissenschaft willen eben dieselbe Hochachtung verdienet.

§. 126.

Der erste Minister des Königreichs **Song** besuchte den **Menzius**, und entdeckte ihm, daß er gesonnen wäre, die heßliche Gewonheit abzuschaffen, die bisher eingerissen wäre, daß man die Unterthanen mit allerhand Auflagen beschweret hätte; daß er wünschete, wenn die alten Gesetze wieder erneuret werden könten, kraft welcher der zehente Theil der Erndte entrichtet, dagegen aber verboten worden, auf die ins Reich eingehende Waaren das allergeringste zu legen. Aber, setzte er hinzu, da die weisen Verordnungen seit langer Zeit nicht mehr im Gebrauch gewesen, und dieselben gar vergessen zu seyn scheinen, so halte ich selbst nicht dafür, daß sich solches auf einmal werde thun lassen. Man wird es nur almählig und unvermerkter Weise dahin zu bringen suchen müssen. Was meinet ihr dazu? Ich werde, antwortete **Menzius**, auf eure Frage nicht anders, als mit einem bekanten Gleichniß antworten. Ein gewisser Mensch hatte die Gewonheit, daß er seinen Nachbarn alle Tage eine gewisse Auzahl junger Hühner stahl. Einer von seinen Freunden merkte das, und hatte das Herz, es ihm zu sagen, daß diese schimpfliche und niederträchtige Handlung sich durchaus nicht für einen Menschen schicke, der Ehre und Redlichkeit besitzen wolle. Es ist wahr, versetzte jener; aber dieses Laster hat bey mir alzutiefe Wurzeln gefasset, als daß ich dasselbe auf einmal solte ablegen können. Ich weiß wohl was ich thun will. Ich will von nun an meinen Nachbarn des Monats nur ein Hühngen stehlen, und so wirds denn bald dahin kommen, daß ich dieses stehlen gar bleiben lasse. Was meint ihr dazu? fuhr Menzius fort. Meinet ihr denn nicht, daß

dieser

dieser Mensch, der sein Laster erkante, verbunden gewesen, sich augenblicklich zu bessern?

§. 127.

Um eben diese Zeit vergifteten zwo Secten das Reich mit ihrer schädlichen Lehre. Der Urheber der ersten hieß **Yang**, und der Anführer der andern **Me**. **Menzius**, als ein eifriger Vertheidiger der alten Lehre, widerlegte die Irthümer dieser Leute beständig. Man sahe ihn anfänglich für einen störrigen Kopf und verdrieslichen Zänker an. Einer seiner Schüler, dem die Ehre seines Lehrers nahe am Herzen lag, erzählete ihm, daß ihn die Fremdlinge, deren Meinungen er widerlege, allenthalben heßlich beschrien, und ihn für einen ewigen Zänker hielten. Warum kan ich mir doch nicht, antwortete **Menzius**, auf alle meine noch übrige Lebenstage ein strenges Stilschweigen auferlegen? Dieses aber zu thun ist mir nicht erlaubt, und meine Pflicht verbindet mich, meine Neigung zu zwingen, und mich diesem Strom gefährlicher Meinungen zu widersetzen, davon vielleicht das Reich in kurzer Zeit würde überschwemmet werden. Seit der weisen Regierung der Käyser **Yao** und **Chun**, da das Volk unter dem Schatten ihrer Autorität in Ruhe und Sicherheit lebte, ist ein beständiger Wechsel zwischen einer guten und bösen Regierung wahrgenommen worden. Die Käyser, die auf diese weise Regenten gefolget, beschäftigten sich mit lauter Lustbarkeiten. Sie mißbrauchten ihre Macht, und unterdrückten das Volk mit greulichen Erpressungen und Gewaltthätigkeiten. Einige rissen eine grosse Anzahl Häuser nieder, darin ihre Unterthanen gewohnet hatten, und machten Gärten daraus, oder legten Seen und Teiche daselbst an. Andere verjagten die Unterthanen aus Städten und Dörfern, liessen diese niederreissen, und brauchten sie zu Lust- und Thiergärten. Grosse Städte und Flecken wurden dadurch auf einmal in grosse Wälder verwandelt, darin sich Tieger, Hirsche, wilde Schweine und Leoparden aufhielten. Das waren die Belustigungen der damaligen Regenten, wodurch die Unterthanen in die bitterste Armuth geriethen. **Tcheou**, der ihnen in der Regierung folgete, brachte durch seine Grausamkeiten die Tyranney auf den höchsten Grad. Da rührte das Geschrey und Seufzer der Völker das Herz des **Vou vang**; er kündigte dem Tyrannen den Krieg an, und sties ihn vom Thron.

§. 128.

So bald er sich im Reich vest gesetzet, so war seine Hauptbemühung dahin gerichtet, dem Reich zu seinem vorigen Glanz, und den Unterthanen zu ihrer ersten Glückseligkeit zu verhelfen. Er zerstörete die Lust- und Thiergärten, die Wälder, die Lusthäuser, und lies die Ländereien wieder unter die Unterthanen vertheilen. Das Reich veränderte alsbald seine Gestalt; das Volk fieng an, nach so mannigfaltigem Elend wieder Luft zu schöpfen. Es war aber diese glückliche Zeit von keiner sonderlichen Dauer. Die ihm folgenden Regenten verloren gar bald den Geschmack an der Tugend; die Gesetze verloren ihr Ansehen, man trug nicht mehr die Reguln einer vernünftigen Regierungsart öffentlich vor; das Reich versank in die erste Barbarey, so gar, daß selbst die einem vernünftigen Menschen angebornen Tugenden, nemlich die kindliche Ehrerbietung gegen den Regenten, verloren giengen. Zu derselben Zeit trat **Confucius** hervor. Ihn rührete eine so algemeine Verblendung; er suchte dem gänzlichen Umsturz des Reichs zuvor zu kommen, da er die Sitten besserte, die alten Gesetze verneuerte, und so wol dem Volk, als auch den Regenten die grossen und ruhmwürdigen Handlungen der Käyser und Kö-

nige

nige vorstellete, die zweyhundert Jahr nach einander mit Ehre und Ruhm regieret hatten. Und das that er in einem Buch, welches er **den Herbst und das Frühjahr** betitelte. Seine Lehren und Unterweisungen erweckten Aufmerksamkeit und fanden grossen Beyfal. Niemand getrauete sich denselben zu entziehen, sondern es bemühte sich vielmehr ein jeder, sein Leben darnach einzurichten.

§. 129.

Ist aber auch heut zu Tage noch eine Spur von dieser Reformation zu finden? Wo sind die Käyser, die sich durch Weisheit und Tugend vor dem Volk ehrwürdig machen? Womit beschäftigen sich die Könige? Treten sie nicht die Gesetze der Gerechtigkeit mit Füssen? Zerreissen und verwüsten sie sich nicht selbst durch die blutigsten Kriege? Wie viel gottlose und unruhige Gemüther machen sich diese Zerrüttungen zu Nutze, und richten allerhand gefährliche Rotten auf? Dahin gehöret die Secte des **Yang chu**, der, ohne die geringste Absicht auf das algemeine Beste, die Leute lehret, daß ein jeglicher auf seinen eigenen Nutzen bedacht seyn müsse, und der sich als einen Feind aller Regenten erkläret. Dahin gehöret auch die Secte des **Me tie**, der keine Blutsfreundschaft erkennet, und dagegen dieses zum Grundsatz annimt, daß man allen Menschen gleiche Liebe schuldig sey, wodurch er die kindliche Ehrerbietung aufhebet, und keinen Unterschied zwischen einem Vater und einem Fremden statt finden lässet.

§. 130.

Diese Sectirer haben schon einen grossen Anhang unter den Gelehrten erlanget; sie verwerfen die alte Lehre, die sie von unsern weisen Vorfahren erhalten, um diesen blinden Leitern und ihren gefährlichen Lehrsätzen desto sicherer folgen zu können. Was will aus der guten Ordnung, aus dem Frieden und Ruhe des Reichs werden, wenn dergleichen Verführern nicht Einhalt geschicht? Man findet zu allen Zeiten grosse Männer, die dem Reich zu Hülfe gekommen, wenn es seinem Untergang nahe kommen wollen. Der berühmte **Yu** schränkte die ausgetretenen Wasserfluten ein, und stellete den Ueberfluß wieder her. Der Fürst **Tcheou kong** bezwang und jagte die Barbaren in die Flucht, die aus Mitternacht und Mittag eingebrochen waren, und setzte alle seine Unterthanen in die vorige Ruhe. **Confucius** brachte die alten Gesetze wieder in den Gang und widersetzte sich den gefährlichen Anschlägen einiger Rebellen. Aber wie breiten sich jetzo dergleichen Pesten auf allen Seiten aus, die Gemüther zu vergiften, die guten Sitten zu verderben; solte ich nun nicht nach dem Exempel dieser grossen Männer alle meine Kräfte anwenden, dergleichen Menschen zu vertilgen und das Reich vor ihnen zu verwahren.

Menzius beschloß diese Rede mit einigen Reguln von der wahren Mäßigkeit, und zeiget, wie lächerlich das falsche Lob sey, das man einem Menschen beylege, der sich nur äusserlich bemühe, nüchtern zu leben.

Zweytes Buch

der Schriften des Menzius (§. 102.)

Erstes Capitel.

§. 131.

Als Menzius solche Fürsten am Regiment erblickte, die bey der Regierung ihrer Staaten nur nach ihrem Eigensinn handelten, und die alten Ordnungen aus den Augen setzten;

seꝛten; so stellete er darüber folgende Betrachtungen an. Ein Künstler mag so geschickt seyn als er will, so wird es ihm bey seiner Arbeit nicht gelingen, wo er sich nicht eines Cirkels und Maasstabes bedienet. Wer eine Musik aufführet, der muß ohnfehlbar einen unerträglichen Uebelklang verursachen, wo er nicht kleine und grosse Instrumente unter einander mischet, die Stimmen und Abwechselungen lieblich zu machen. Eben solche Beschaffenheit hat es mit einem Regenten. Sein Staat muß in Unordnung und Zerrüttung gerathen, wo er seine Regierung nicht nach den weisen Gesetzen einrichtet, die uns von unsern Vorfahren hinterlassen worden. Die Alten sind die Erfinder verschiedener unentberlichen Geräthe, des Cirkels, des Maasstabes, der Gewichte, der Meßruthen und vieler anderer Instrumente, deren man sich heutiges Tages mit so grossem Nutzen bedienet, öffentliche Gebäude und andere zum algemeinen Nutzen dienende Anstalten aufzuführen. Sie sind es, die sich ganz unermüdet bewiesen haben, den Nachkommen die Kunst, glücklich zu regieren, zu hinterlassen, indem sie die weisesten Verordnungen aufgesetzet, die uns lehren, was Gerechtigkeit, Billigkeit und Höflichkeit sey; sie haben uns gewiesen, wie die Länder abzutheilen, Bäume zu pflanzen, brauchbare Thiere zu erziehen und Schulen anzurichten, damit das Volk zu guten Sitten angewiesen werden könne. Ein Regent nun, der sich keine Mühe giebt, diese Gesetze zu beobachten, wird der auch im Stande seyn, jemals sein Königreich vernünftig zu regieren?

§. 132.

Ein Regent, fähret er weiter fort, der sich nicht nach diesen Gesetzen der Billigkeit richtet, der wird sich nur niederträchtige Seelen zu Dienern aussuchen, die seinen bösen Neigungen schmeicheln, und sichs nicht in den Sinn kommen lassen, die Gesetze zu beobachten. Diese grosse Menge Mandarinen, die den Mantel insgesamt nach der Hofluft hängen, werden bey ihren Bedienungen nichts anders als Ehre und Vortheile suchen, und dabey ihrer Pflicht schlecht warten. Das Volk, das dergleichen algemeine Uebertretung der Gesetze und Gerechtigkeit siehet, hat nichts mehr vor sich, wodurch es in den Schranken gehalten werden könte. Es wird gar kein Bedenken mehr tragen, die Gesetze des Reichs zu übertreten, es wird sich seinen Begierden ganz zügellos überlassen. Hier frage ich nun, ob ein solches Reich auch lange bestehen könne? Ein Regent muß demnach ein Liebhaber der Weisheit und Gerechtigkeit seyn. Ein Minister muß seinem Fürsten treu, und in Volstreckung seiner Befehle unverdrossen seyn. Wird er ihm aber auch treu seyn, wenn er keinen andern Zweck hat, als ihm zu gefallen, und seinen lasterhaften Neigungen zu schmeicheln? oder, wenn er ihm nicht die Heldentugenden der alten Käyser, die grossen Muster vorstellet, die billig ein jeder Weiser vor Augen haben soll.

§. 133.

Menzius zeiget hierauf weiter, daß zum Umsturz eines Reiches nichts mehr beytrage, als die ungerechte Anwendung der Königlichen Autorität. Es ist, sagt er, eine Kunst, sich bey seinem Ansehen zu erhalten; nemlich, wenn man das Volk im Gehorsam gegen seinen Fürsten erhält. Das eigentliche Mittel, sie treu zu machen, ist dieses, wenn man ihnen ihre Herzen abgewinnet. Das Herz des Volks aber ist leicht zu gewinnen, wenn das Ansehen eines Regenten durch die Liebe zur Gerechtigkeit und durch das Verlangen das algemeine Beste zu befördern, regieret wird. Ein Fischer, der den Fischen unaufhörlich das Netz vorbreitet, der nöthiget diese, sich in der Tiefe des Wassers

zu verstecken. Der Geier, der sich mitten unter den kleinen Vögeln in die Luft erhebet, der machet diese schüchtern, und nöthiget sie, sich in hohle Bäume zu verstecken. Die ehemaligen beyden Tyrannen **Kie** und **Tcheou** setzten das Volk in lauter Angst und Bestürzung, und nöthigten es, bey den weisen Fürsten **Tching tang** und **Vou vang** seine Zuflucht zu suchen, deren Huld, Billigkeit und Gnade damals überal berühmt war. Man weiß gar wohl, was die Tyranney des **Tcheou** über seine Unterthanen nach sich zog. Der Prinz **Pe y** und der weise Fürst **Tay kong** entzogen sich zuerst seinen Grausamkeiten, und suchten einen sichern Ort am Ufer des Meeres. Der Ruf breitete die grossen Tugenden des **Ven vang** immer weiter aus. Seine Gottseligkeit, seine Gnade, Gerechtigkeit und Gütigkeit, sein zartes mitleidiges Herz, seine Sorgfalt für die Alten, Armen, Witwen und Wäysen machten ihn insgesamt groß. Was machen wir hier, sagten die zween weisen Männer? Wolan! last uns diesen weisen Mann zum Könige erwählen, und uns auf ewig in seine Dienste ergeben. Sie thaten es. Aber wie sehr ward das Volk gerühret, als es die Entschliessung dieser Männer sahe, die nach ihrer Geburt und Eltern, nach ihrem Alter und Tugend ehrwürdig waren, und die man als die Väter des Vaterlandes verehrete? Dieses Exempel zog das ganze Reich nach sich. **Tcheou** ward von seinen Unterthanen verlassen, und sahe sich genöthiget vom Thron herunter zu steigen, und solchen dem **Ven vang** einzuräumen.

§. 134.

Man findet noch weiter Regenten, die sich rechte Mühe geben, von andern als leutselige, gnädige, nüchterne und mäßige Fürsten angesehen zu werden; aber es sind nur verstelte und anscheinende Tugenden, wenn sie nicht im Herzen wohnen, und wenn ihnen von den äusserlichen Handlungen widersprochen wird. Können denn solche Regenten leutselig genennet werden, wenn sie ihre Unterthanen mit einer verächtlichen Mine ansehen? Sind sie auch nüchtern und mäßig, wenn ihr Geiz durch nichts befriediget werden kan, und wenn sie dem Volk immer neue Lasten auflegen? In der Zuneigung des Herzens bestehet die wahre Gnade, und nicht in der äusserlichen Verstellung; nicht in einer affectirten Stimme; nicht in einem dienstwilligen lächeln, oder sonst in einer verstelten Gütigkeit. Die Augen des Menschen verrathen oft dasjenige, was innerlich im Herzen vorgehet. Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit, Gütigkeit entdecken sich gar leicht durch das Licht der Augen. Das Laster dagegen, Tücke, Verstellung verrathen sich durch ein gewisses Gewölke, das sich in den Augen zeiget. Mit einem Wort, die guten und lasterhaften Neigungen des Herzens kommen endlich an den Tag, durch solche tugendhafte oder lasterhafte Handlungen, die ihnen gemäs sind.

§. 135.

Einer von des **Menzius** Schülern fragte diesen seinen Lehrer, wie es denn zugienge, daß so viele weise Männer, die ihre Kinder herzlich liebten, sich nicht bemüheten, ihre Kinder selbst zu unterrichten, sondern die Erziehung derselben andern anvertraueten. Das thun sie, sagte **Menzius**, aus grosser Weisheit. Denn wenn ein Sohn sich die Unterweisung seines Vaters nicht zu nutze machte, wenn er ihn nur mit Verdruß anhörete; so würde der Vater sich unfehlbar gegen seinen ungelehrigen Sohn entrüsten. Und was würde daraus entstehen? Das Kind würde wieder erbittert werden, es würde wol gar harte Worte gegen denselben ausstossen. Ihr leget mir, würde es sagen, einen Plan von meinem Leben vor, der von dem eurigen weit unterschieden ist; eure Handlungen

schei-

scheinen mit euren Lehren nicht übereinzustimmen. Dadurch würden die Gemüther gar sehr von einander entfernet werden; die Liebe des Vaters würde erkalten; der Sohn würde unvermerkt die Ehrerbietigkeit aus den Augen setzen, die er seinem Vater schuldig ist; in der Familie würden allerley Trennungen entstehen. Was könte wol einer guten Ordnung mehr entgegen seyn?

§. 136.

Er beschliesset dieses Capitel mit Anzeigung drey besonderer Fehler, die sich bey dem kindlichen Respect einzuschleichen pflegen. Der **erste ist**, wenn ein Kind an seinen Eltern einige Fehler bemerket, und dasselbe nicht, ohne Verletzung der kindlichen Ehrfurcht, auf eine geschickte und sinreiche Art die Eltern ihres Fehlers zu überzeugen suchet; dergleichen ehemals von dem Fürsten **Chun** geschehen, der einen sehr lasterhaften Vater hatte, und sich daher alle Mühe gab, sich gegen denselben leutselig zu erweisen, ihn zu vergnügen, ihn bey guter Laune zu erhalten, und ihm die Liebe zur Tugend und Ausübung derselben beyzubringen. Der **zweyte** Fehler ist, wenn ein Sohn, der arme Eltern hat, nicht für die Unterhaltung seiner armen Eltern sorget. Der **dritte** ist, wenn ein Sohn sich nicht verheirathet, und eine Nachkommenschaft hinterläst, unter welcher die kindliche Ehrfurcht erhalten wird, und des Jahrs etlichemal die Ceremonien vorgenommen werden, die zur Verehrung, die den Todten von den Lebendigen wiederfahren soll, vorgeschrieben worden.

Zweytes Capitel.

§. 137.

Menzius zeiget in diesem Capitel, daß die weisen und tugendhaften Käyser, die auf einander gefolget sind, so wol in ihrer Regierungs- als auch in ihrer Lebensart einerley Ordnung beobachtet, und daß ihre Gütigkeit nicht an gewisse Personen eingeschränket, sondern daß sie algemein gewesen und sich auf alle ihre Unterthanen erstrecket. Man sagte bey Gelegenheit zu ihm, daß die Großmüthigkeit des **Tsee chan**, des ersten Ministers im Königreich **Chin**, gar sehr gerühmet werde. Dieser Mandarin wolte über einen Fluß paßiren, an einem solchen Orte, wo er gangbar war; er erblickte aber einen armen Mann, der zu Fusse war, und sich nicht getrauete durchzuwaden. Das rührte ihn, er lies ihn auf seinen Wagen steigen, und brachte ihn an die andere Seite des Ufers. Es ist nicht zu leugnen, antwortete **Menzius**, daß dieser Minister ein gutthätiges Herz gehabt; aber daß er geschickt gewesen einen Staat zu regieren, das werde ich ihm nimmermehr zugestehen. Weise Regenten haben allezeit dafür gesorget, daß zur öffentlichen Bequemlichkeit Brücken angeleget worden, und man hat nie gehöret, daß die Handelschaft Zeit ihrer Regierung wegen Mangel der Brücken wäre gestöret worden.

§. 138.

Hierauf ertheilet **Menzius** verschiedene Reguln der Klugheit. Er verlanget, daß man sich bey den Fehlern anderer ja behutsam beweisen, und dieselben nicht ohne Unterschied bekant machen solle. Er erinnert, daß alles übertriebene lasterhaft sey, und daß die Tugend selbst zum Laster werde, wenn man es darin zu weit treibe. Bey dem **Confucius** sey alles natürlich und ungezwungen gewesen; man habe so wol an seinen Worten als auch an seinen Handlungen eine gewisse Bescheidenheit gefunden, die von allem Stolz und Pralerey entfernet gewesen. Er sagte, es sey das eben kein groß Unglück, daß lä-

sterſüchtige Zungen ſich ſelbſt ſchadeten, ſondern ſie thäten andern und ſelbſt dem gemeinen Beſten den empfindlichſten Verdruß, indem ſie durch ihre Bosheit und Läſterung diejenigen von Würden und Ehrenämtern ausſchlöſſen, die zur Verwaltung derſelben am fähigſten wären.

§. 139.

Einer ſeiner Schüler, Namens **Siu**, fragte ihn, warum ſich **Confucius** ſo oft am Ufer eines Fluſſes finden laſſen. Dieſer Weltweiſe, ſetzte er hinzu, richtete doch alles auf den gemeinen Nutzen des Volkes; ich kan aber gar nicht abſehen, was er an dem abflieſſenden Waſſer und ſtillen Geräuſch deſſelben finden können, das zur Beſſerung der Sitten etwas beygetragen hätte. Das will ich euch ſagen, antwortete **Menzius**. Er betrachtete das Waſſer mit groſſer Aufmerkſamkeit, das Tag und Nacht aus der Qvelle floß, und ſich in ſeinem Lauf nach dem Meer weder durch die Ungleichheit des Bodens, noch durch andere Schlünde aufhalten lies. Und das war für ihn eine unerſchöpfliche Qvelle heilſamer Betrachtungen. Sehet da, ſagte er, ein natürliches Bild eines Menſchen, der aus der Warheit ſelbſt, als aus einer Qvelle, die Reguln ſeiner Handlungen ſchöpfet, und der ſich durch kein Hinderniß aufhalten läſſet, der Volkommenheit immer näher zu kommen.

140.

Darauf zeiget er, wie der Menſch ſich ſeiner Vernunft recht bedienen ſolle, als welche das einzige Merkmal ſey, dadurch er von den Beſtien unterſchieden werde. Er ſtellet dabey einige alte Käyſer zum Vorbilde vor, die ſich ihrer Vernunft wohl bedienet hätten. Der Fürſt **Chun**, ſagte er, hatte es dergeſtalt zur Gewohnheit bey ſich werden laſſen, nach den Grundſätzen der geſunden Vernunft zu handeln, daß er auch, wenn er nicht daran dachte, ſich nicht davon entfernete. Der Fürſt **Yu** dachte auf nichts ſo ſehr, als daß er nicht was begehen möchte, das der richtigdenkenden Vernunft entgegen wäre. Als ſein Mundſchenk ihm einſtens einen ausnehmend ſchönen Wein auf die Tafel gebracht, ſo merkte er, daß ſeine Neigung, davon zu trinken, alzuſtark ſey. Ich fürchte, ſagte er, daß meine Nachfolger ſich durch dieſen koſtbaren Wein werden verführen laſſen. Augenblicklich erlies er den Mundſchenk ſeiner Dienſte, und ſagte allem Wein ab. Der Fürſt **Tching tang** wachete dergeſtalt über ſich ſelbſt, damit er ja nicht auf ein oder andern Abweg, der der Tugend gleich nachtheilig wäre, gerathen möchte. In der Wahl ſeiner Miniſter ſahe er nur auf die Tugend. Der Bürger und Bauer ward dem Adelichen vorgezogen, der Fremde dem Einheimiſchen, wenn er an ihnen fand, daß ſie vorzügliche Eigenſchaften und Verdienſte hatten.

§. 141.

Seit dem der Käyſer **Ping vang** ſeine Reſidenz in die Abendländiſche Gegend verleget, merkte man in allen Theilen des Staats eine groſſe Entkräftung. Die weiſen Lehren und tugendhaften Handlungen der alten Käyſer geriethen unvermerkt in Vergeſſenheit. Dieſes bewog den **Confucius**, die Jahrbücher der alten berühmten Fürſten des Königreichs **Lou**, als ſeines Vaterlandes, aufzuſetzen. Die Materie dazu fand er in den Jahrbüchern derjenigen Mandarins, deren Amt es war, die Begebenheiten ihres Landes aufzuzeichnen. Er gab aber ihren Beſchreibungen eine ganz andere Geſtalt durch die untergemiſchten Betrachtungen und durch die nette Schreibart. Und gleichwie dieſer Weltweiſe allezeit ſehr beſcheiden von ſich ſelbſt urtheilte, ſo pflegte er auch zu ſagen,

gen, daß das Gute, so in diesem Buch befindlich wäre, nicht von ihm herrühre, sondern anderswo her entlehnet sey; alles, was er dabey gethan, sey dieses, daß er die Begebenheiten in eine bessere Ordnung gebracht, und die Schreibart verbessert habe.

§. 142.

Hierauf schreibet **Menzius** verschiedene Reguln der Mäßigkeit, der Freygebigkeit und Tapferkeit vor, die ihm, wie er sagt, von seinem Lehrmeister, dem Confucius, gegeben worden. Er verlanget insonderheit, daß man bey der Ausübung dieser Tugenden nicht bey dem ersten Schein stehen bleibe, oder bey der ersten Gelegenheit, die sich darbietet, sondern daß man alles wohl überlege, was man tugendhaftes ausüben wolle. Er setzt hinzu, das beste Mittel, die Freundschaft und Hochachtung anderer Menschen zu erlangen, sey dieses, daß man tugendhaft, fromm und ehrbar sey, oder daß man sich im Umgang mit andern aufrichtig und höflich beweise. Wenn ich nun, sagt er, bey Ausübung dieser Pflichten dennoch der Verachtung und Schmähung böser und grober Menschen unterworfen bin; so mache ich mit einer sorgfältigen Selbstprüfung den Anfang, und forsche nach, ob ich nicht was begangen, das wider die wahre Tugend streitet. Ich verdoppele darauf die Bezeugungen meiner Freundschaft, Liebe und Gefälligkeit, um diejenigen, die mir zuwider sind, zu besänftigen. Sehe ich aber, daß ich damit nichts ausrichte, begegnet mir mein Widersacher mit groben und anzüglichen Worten; so sage ich alsdann zu mir selbst: Siehe, du hasts mit einem ungebrochenen und unbeugsamen Gemüth zu thun; ich finde gar keine Spuren der Menschlichkeit bey ihm, und es scheinet zwischen ihm und den wilden Thieren kein Unterschied zu seyn. Ich will ihn gehen lassen wie er ist; es würde eine ganz vergebliche Arbeit seyn, denselben zahm zu machen. Auf diese Weise bleibet ein Weiser ohne alle Beunruhigung seines Gemüthes, und die allergröbsten Schmähungen sind nicht vermögend, den Frieden seines Herzens zu stören. Er beschliest endlich dieses Capitel mit folgenden Punkten. Er zeiget **erstlich**, daß, ob wol ein Weiser nach der ungleichen Beschaffenheit der Umstände sich nicht auf einerley Art verhalte; so sey doch eben dasselbe Gemüth, eben dieselbe Aufrichtigkeit und Billigkeit der Grund aller seiner Handlungen. Er eifert **zum andern** gegen die, die sich der ekelhaftesten Niederträchtigkeiten und abgeschmacktesten Schmeicheleien nicht schämen, wenn sie nur dadurch zu Aemtern und Bedienungen gelangen können; die sich aber hernach von ihrem Glück verblenden lassen, und bey ihrer Erhebung stolz und unerträglich werden.

Drittes Capitel.

§. 143.

Menzius lehret hier, wie weit der Fürst **Chun** in seiner Liebe, Gehorsam und Unterthänigkeit gegen seinen Vater und Mutter gegangen. Als der Käyser **Yao** unter der Last seiner Jahre und natürlichen Schwachheiten, die das Alter zu begleiten pflegen, nicht mehr der Regierung vorstehen können; so habe er diesem **Chun** die Regierung des Reichs aufgetragen. Er habe aber mitten in seiner Hoheit, Ehre, Reichthum, Ueberfluß und Gewogenheit der Unterthanen keine Zufriedenheit finden können, weil er gesehen, daß seine Eltern sich von allerhand lasterhaften und schimpflichen Leidenschaften beherschen lassen. Er habe daher alle mögliche Mittel versuchet, dieselben auf den Weg der Tugend zu bringen. Er seufzete deswegen oft zum Himmel, und ob er wol schon 50

Jahr alt, und ein Beherscher des Reichs war, so blieb er doch bis in den Todt in der Ausübung der Pflichten, die Kinder ihren Eltern zu erweisen schuldig sind. Er zeiget weiter, was er für eine ausserordentliche Achtung gegen seinen Bruder Siang bewiesen, der ein ganz unmenschliches Herz gehabt, und dem Käyser, seinem Bruder, mehrmals nach dem Leben getrachtet. Er bestrafte seine Verbrechen nicht nur nicht, ob ers gleich thun konte, sondern überhäufte ihn auch mit Ehren, Wolthaten und Reichthümern.

§. 144.

Als der Käyser Yao sterben wolte, so übergab er dem Chun den Thron, und setzte seinen eigenen Sohn zurück, als an welchem er die zur Regierung eines Landes gehörigen Eigenschaften nicht antraf. Hiebey fragte ein Schüler seinen Lehrmeister Menzius, ob es denn in der Macht eines Käysers stehe, seinen eigenen Sohn eines ihm zustehenden Erbtheils zu berauben. Nein, antwortete Menzius, sondern der Himmel waltet dabey besonders, und der hat auch dem Chun die Regierung in die Hände gegeben. Der Käyser Yao hat weiter nichts gethan, als ihn dem Himmel vorgeschlagen, und dieser hat seinen Vorschlag gebilliget. Das Volk, das von seinen herlichen Tugenden überzeugt und gerührt gewesen, hat sich der Ordnung des Himmels freywillig unterworfen, und die Leute sind haufenweise herbeygeeilet, sich dem neuen Käyser zu unterwerfen. Dieser algemeine Beyfal, diese algemeinen freudigen Bewegungen aller seiner Staaten sind nichts anders als Wirkungen eines höhern Willens, von welchem alle Begebenheiten regieret werden. Es ist unstreitig, setzet er hinzu, daß man Begebenheiten, davon man keine Ursache findet, dem Himmel zuschreiben müsse. Uebrigens aber stürzet GOtt nur diejenigen Söhne vom Thron ihrer Väter, die unwürdig sind, denselben länger zu besitzen. Dergleichen waren die Käyser Kie und Tcheou, die sich durch ihre Grausamkeiten verabscheuungswürdig gemachet hatten.

§. 145.

Er rühmet weiter die Bescheidenheit und Uneigennützigkeit eines weisen Mannes, Namens Yn. Es war derselbe zwar nur ein gemeiner Landmann, aber um seiner Weisheit und Tugend willen stund er im ganzen Reich in grosser Hochachtung. Der Prinz Tching tang, der sich erinnerte, daß seiner sehr oft rühmlich gedacht worden, wolte sich eines so weisen Mannes Rath zu Nutz machen, und ihn an den Hof ziehen. Er schickte Abgesandten mit reichen Geschenken an ihn ab, die ihn einluden, daß er am Hofe erscheinen und im Käyserlichen Pallast seine Wohnung nehmen solte. Yn ward so wenig durch die Geschenke, als durch eine so ansehnliche Gesandschaft gerühret. In eurem Antrag und Geschenken, sagte er, lieget etwas, wodurch ein Mensch, der ehrgeizige Absichten heget, leicht in Bewegung gesetzet werden könte. Was mich aber betrift, der ich nichts in der Welt verlange, solte ich meiner Ruhe in der Einsamkeit entsagen, oder das Vergnügen entbehren, die Verse der alten Weisen abzusingen, ihre Bücher zu lesen, und mich selbst nach ihrem Exempel zu bilden? Solte ich dagegen das Geräusch eines Hofes erwählen und mich der Arbeit und dem Verdruß unterwerfen, die von der Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten ganz unzertrenlich sind? Der Fürst wunderte sich gar sehr, als man ihm die Antwort des Landmannes erzählete. Die bezeigte Verachtung der Ehre und Reichthümer machte ihn desto begieriger, einen Mann von der Art bey sich zu haben. Er schickte noch zwey bis dreymal andere Abgesandten an ihn, die aufs neue bey ihm anhalten musten. Alsdann merkte Yn, daß ein Fürst, der ihn so eifrig auf-

fordern

fordern liesse, nothwendig solche Absichten haben müsse, die redlich und allen seinen Unterthanen ersprieslich wären. Ohne Zweifel, sagte er, hat mir der Himmel deswegen mehr Verstand gegeben als andern Menschen, damit ich andern mit den erkanten Warheiten dienen könne, und der Fürst durch Beyhülfe meines guten Raths durch sein eigenes Bezeugen die fast erstorbenen Tugenden unserer alten Käyser lebendig mache. Dieser Bewegungsgrund vermochte mehr über ihn, als alle Geschenke und angetragene Ehrenstellen. Er begab sich also an den Hof des **Tching tang**, und auf seinen Rath kündigte er dem **Kie** den Krieg an, und befreyete das Volk von dem grausameu Druck, darunter es so lange Zeit geseufzet hatte.

§. 146.

Menzius machet hierüber folgende Anmerkung. Die Weisen, sagt er, erwählen nicht einerley Wege. Einige suchen sich in die Palläste der Grossen einzuschleichen; andere aber bleiben weit weg davon. Einige schlagen keine Ehre und Würde aus; andere fürchten sich davor und verachten sie. Allein bey diesem ungleichen Verhalten haben sie alle einerley Zweck, nemlich die Tugend auszuüben, und ein unsträfliches Leben zu führen. Den Beschluß dieses Capitels macht er damit, daß er einen seiner Schüler zurecht weiset, der den pöbelhaften Gerüchten zu viel trauete, und glaubete, daß sich einige Weisen darum bey grossen Herren so erniedriget und so tief herabgelassen hätten, daß sie auch die geringsten Verrichtungen über sich genommen, damit sie sich einen desto sicherern Weg zur Ehre und zu den Würden bahnen möchten. Er zeiget ihm, daß dieses fabelhafte Erfindungen solcher Menschen wären, die nur gern Exempel bey der Hand haben wolten, ihre eigene Niederträchtigkeiten zu beschönigen, dadurch sie in die Gunst grosser Herren zu kommen sich bemüheten.

Viertes Capitel

§. 147.

Er meldet anfänglich, daß die alten Weisen bey ihrem Wandel auf den Wohlstand und Billigkeit hauptsächlich gesehen hätten; daß aber dem ohngeachtet ihre Art zu denken, zu handeln und zu leben, ganz verschieden gewesen. Der weise **Pe y** zum Exempel konte weder etwas unzüchtiges mit Augen sehen, noch auch ein unanständiges Wort anhören. Hatte ein Fürst wenig Tugend, so versagte er ihm seine Dienste; folgte das Volk seinem guten Rath nicht, so lies er es fahren; war aber ein Staat in Ruhe und Ordnung, so verwaltete er die aufgetragenen Aemter gern und willig. So bald aber Zerrüttung und Unordnung entstund, so legte er alle Bedienungen nieder. Der weise **Ryn** aber war ganz anders gesinnet. Ist denn auch, sagte er, ein König so lasterhaft, daß man demselben nicht solte dienen können? oder ist ein Volk so ungelehrig, daß man es nicht regieren müste. Obrigkeitliche Aemter muß man nie ausschlagen, weder wenn ein Staat in guter Ordnung, noch wenn er in grosser Zerrüttung ist. Zu Friedenszeiten hat der Weise Gelegenheit die Tugend zu lehren; zu Kriegszeiten aber muß er arbeiten, den Frieden wieder her zu stellen.

§. 148.

Nachdem er gemeldet, daß ein Minister sich nach den Gesetzen der Alten richten müsse, die in ihrem Leben lauter Muster der Aufrichtigkeit, Großmuth, Tapferkeit und Klugheit gewesen; so beschreibet er die Aemter und Würden umständlich, die ehemals im Reich und in

einem

einem jeden Fürstenthum insonderheit zu verwalten gewesen; desgleichen was diejenigen für Einkünfte zu geniessen gehabt, die solche Aemter verwaltet. Darauf unterweiset er einen seiner Schüler, wie er sich gegen seine Freunde verhalten solte. Ihr möget, saget er, entweder um eures Alters, oder um eures Amtes, oder um eurer Herkunft und Verwandschaft willen, einen Vorzug vor euren Freunden haben; so müsset ihr doch nie stolz und verächtlich mit ihnen umgehen, sondern euch so gegen sie beweisen, als ob sie eures gleichen wären. Er verweiset ihn darauf auf die Exempel verschiedener grossen Mandarinen, Könige und Käyser, die sich um die Freundschaft der Weisen beworben, sich von der Höhe ihres Standes zu ihnen herabgelassen, und mit ihnen liebreich umgegangen. Dahin zählet er den König von **Tsin**, der, als er seinen Besuch beym Doctor **Hai tang** ablegte, sich nicht unterstund weder in sein Haus einzutreten, noch sich bey ihm niederzusetzen, oder mit ihm zu speisen, ohne vorher desfals um Erlaubniß zu bitten. Eben dahin gehöret auch der Käyser **Yao**, der mit seinem ersten Minister **Chun** so vertraulich umgieng, daß er auch mit demselben an einem Tisch speisete.

§. 149.

Als eben dieser Schüler ihm die Frage vorgeleget, was denn ein weiser Mann für Absichten haben müsse, wenn er nach Ehre und Würden trachte? so antwortete ihm **Menzius** folgendes: Er muß zum Besten des Staats alles mögliche beyzutragen entschlossen seyn. Wenn er arm ist, muß er weiter nichts als seine Nothdurft besorgen; er muß sich auch mit schlechten Bedienungen behelfen, ohne sich um einen höhern Posten ängstlich zu bemühen. Wenn er so viel hat, daß er davon leben kan, muß er zufrieden seyn. Er führet hiebey das Exempel des Confucius an, der, als er sich in der äussersten Armuth befand, sich nicht schämete, die Aufsicht über den Königlichen Thiergarten zu übernehmen. Je geringer, sagte er, und verächtlicher mein Amt ist, je leichter wird es mir dabey. Wenn nur des Königs Heerden in gutem Stande sind, so habe ich meiner Pflicht ein Genügen gethan, und man kan weiter nichts von mir fordern. Er setzet zum Grunde, daß ein weiser Mann, der keine Bedienung am Hofe hat, sich nicht dahin begeben soll, wenn er auch gleich vom Könige dazu aufgefordert würde. Darüber machte ihm einer seiner Schüler den Einwurf, daß ein Unterthan verbunden wäre, in den Krieg zu gehen, wenn es ihm sein König anbefehlen solte: also müste auch ein weiser Mann Folge leisten, wenn ihn sein Fürst würdigte, ihn näher zu sich zu entbieten.

§. 150.

Es ist, antwortete **Menzius**, zwischen beyden Fällen ein Unterschied. Denn, was meinet ihr, warum sich ein König mit einem Weisen unterreden will? Darum ohne Zweifel, damit ihm dieser in verworrenen Händeln rathe, und der König sich seines guten Raths bediene. Er betrachtet demnach einen Weisen als seinen Lehrmeister, sich selbst aber als dessen Schüler. Erlauben es aber die Gesetze des Wohlstandes, daß ein Schüler seinen Lehrmeister zu sich entbieten lasse? Und würde ein Lehrmeister nicht wieder eben diese Ordnung handeln, wenn er einem solchen Befehl Folge leistete? Ein Fürst thut nichts nachtheiliges gegen seinen Rang, wenn er einen Lehrer der Weisheit besuchet, weil er darin die vorgeschriebenen Cerimonien beobachtet, welche wollen, daß sich ein Schüler auf diese Weise mit seinem Lehrer betragen soll. Wenn ein Fürst, der von dem guten Rath eines weisen Mannes Nutzen haben will, dieses Gesetz der Höflichkeit und des Wohlstandes aus den Augen setzet, so ist es eben so gut, als ob er jemanden in sein

Haus

Haus nöthigte und doch die Thür vor ihm verschlösse. Aber, versetzte dieser Schüler, ich habe doch gelesen, daß **Confucius**, als er an den Hof des Königs von **Lou** gerufen worden, sich augenblicklich daselbst eingestellet, ohne einmal so lange zu warten, bis der Wagen angespannet gewesen. Hat denn dieses Muster aller Weisen hierin was unanständiges begangen? Zu der Zeit, antwortete **Menzius**, war Confucius der erste Minister im Königreich, und der König war berechtiget, seinen Minister zu sich fordern zu lassen, und die Pflicht des Ministers war, unverzüglich zu gehorchen. So aber verhält sichs nicht mit einem Weisen, der kein öffentliches Ehrenamt verwaltet, der ist einem solchen Gesetz nicht unterworfen. **Menzius** beschliesset dieses Capitel damit, daß er bemerket: Wenn ein Fürst entweder in der Wahl seiner Minister, oder in Ertheilung seiner Befehle einen Fehler begehe: so sey ein Minister verbunden, ihn deswegen mit Beobachtung aller Ehrfurcht, die er seinem Stande schuldig ist, zu erinnern; und wenn die erste Erinnerung nicht anschlage, so müsse er sie zum andern und dritten mal wiederholen. Und wenn der Fürst auf seinem Kopfe bestehe, so könne er sein Amt niederlegen und sich vom Hofe entfernen.

Fünftes Capitel.

§. 151.

Als **Menzius** gelehret hatte, daß die Natur an sich selbst rechtschaffen sey, und den Menschen zur Tugend reize; so machte ihm sein Schüler **Kao tsee** verschiedene Einwendungen dagegen. Ich habe selber, sagte er, jederzeit geglaubet, daß die Natur des Menschen nicht böse sey; nun aber scheinet es mir, als ob sie wenigstens gleichgültig, und so leicht zum Bösen, als zum Guten geneigt sey. Ich vergleiche sie mit dem Wasser, das vom Himmel herab in einen breiten Graben fält. Findet dasselbe keinen Ausgang, so bleibt es ohne Bewegung; kan es aber zum Ausbruch kommen, es sey nun gegen Morgen oder gegen Abend, so nimt es seinen Strom dahin. Gleichergestalt dünket mich die Natur des Menschen an sich selbst weder gut noch böse zu seyn; sie ist in einem Stande der Gleichgültigkeit: die bösen oder guten Sitten aber sind es, die dieselben entweder zum Bösen oder zum Guten hinreissen. Ich gebe es gerne zu, antwortete **Menzius**, daß das Wasser so leicht gegen Morgen als gegen Abend laufen könne; aber stehets denn auch in seinem Vermögen, sich so leicht in die Höhe zu heben, als niederwärts zu sinken? Wird es nicht durch seine natürliche Schwere niederwärts gezogen? Die menschliche Natur hat eine gleichstarke Neigung zur Tugend. Gleichwie aber das Wasser seiner natürlichen Neigung nicht folget, wenn dessen Lauf ein Damm entgegen gestellet wird, sondern nach seiner Quelle zurücktreten muß; also ist es mit den Leidenschaften, die im menschlichen Herzen aufsteigen, und ihn beunruhigen, wenn er nicht darüber zu herschen weiß, sie halten nemlich die natürliche Neigung zum Guten auf, daß sie nicht ihre Kraft beweisen kan.

§. 152.

Er widerleget hierauf die Meinung seines Schülers, der die Natur des Menschen im Leben und in den Kräften etwas zu erkennen, zu empfinden und sich zu bewegen, setzte. Wenn dem so wäre, sagte er, worin würde denn unsere Natur von der Natur der unvernünftigen Thiere unterschieden seyn? Er zeiget darauf weiter, daß sie eigentlich in der Vernunft bestehe; daß die Vernunft der Grund aller Frömmigkeit und Billigkeit sey,

und daß diese zwo Tugenden von der menschlichen Natur fast unzertrenlich wären. Er erweiset solches aus der Ehrerbietung, die man alten Personen erweise. Denn das sey eine Art der Billigkeit, die nicht im Alter selbst gegründet sey, welches das Recht hat verehret zu werden; denn dieses Recht sey ausserhalb derjenigen Person, die diese Ehrerbietung erweiset: sondern sie bestehe in der Erkentniß von diesem Recht und in der thätigen und wirksamen Neigung des Herzens, welches beydes Eigenschaften wären, die innerhalb unserer Natur anzutreffen. Es ist zwar an dem, fähret er fort, daß es so was leichtes nicht sey, die menschliche Natur an und vor sich selbst zu erkennen. Wenn man aber wissen will, ob sie gut oder böse sey, so darf man nur auf die in derselben wohnenden Neigungen merken. Ein jeder Mensch empfindet von Natur ein Mitleiden gegen unglückselige Personen, er heget eine Schamhaftigkeit, die ihn von schändlichen Handlungen zurücke hält; er besitzet ein Vermögen, das Wahre von dem Falschen, das Ehrbare von dem Schändlichen zu unterscheiden. Die Empfindung des Mitleidens heisset **Gütigkeit**; die Regungen der Schamhaftigkeit nennet man **Billigkeit**; die Ehrerbietung gegen andere heisset **Wohlanständigkeit**; die natürliche Unterscheidung des Guten und Bösen aber wird **Klugheit** genennet. Woher kommen denn diese vier Regungen in dem Menschen? Von äusserlichen Ursachen rühren sie gewiß nicht her; sie sind vielmehr mit unserer Natur aufs genaueste verbunden. Nur das ist zu beklagen, daß die Menschen die natürliche Güte, die sie vom Himmel empfangen haben, nicht achten und sorgfältig genung darauf merken. Daher verlieren sie dieselbe unvermerkt, und verfallen in allerhand Arten schändlicher Laster. Diejenigen aber, so dieselbe bauen, machen sich selbst von Tag zu Tag in der Weisheit und Tugend volkommener. Ihr säet einerley Getreide in einen Boden und bey einerley Witterung aus; nichts desto weniger ist die Erndte ganz verschieden. Indes bleibt es eben dasselbe Getreide; nur die Arbeit des Landmannes ist nicht auf beyden Seiten gleich sorgfältig gewesen. Man bemerket an einem jeden Gliede des menschlichen Leibes eine natürliche Neigung zu seinem Gegenstande. Alle Augen werden zum Exempel von der Schönheit gerühret; die Ohren unterscheiden die Harmonie und Wohlklang; alle Werkzeuge des Geschmacks urtheilen von dem was gut oder übel schmecket. Und daraus schliesset man auf eine völlige Uebereinstimmung der menschlichen Sinlichkeiten. Wäre es denn auch nur möglich, daß an dieser Uebereinstimmung das Herz keinen Antheil haben solte? Das wird niemand leicht sagen. Aber worin bestehet denn diese Uebereinstimmung des Herzens bey allen Menschen? Nirgend anders als in der richtigdenkenden Vernunft. Versäumet man nun die Besserung der Vernunft, komt man nicht den Neigungen, die uns zur Tugend antreiben, zu statten; so gehet es uns wie einer jungen Pflanze, welche ausgehet und stirbet, wo sie nicht in acht genommen und begossen wird.

§. 153.

Als ich noch im Königreich Tsin wohnete, so besuchte ich zuweilen den König **Suen vang**, und ich wunderte mich gar nicht darüber, daß er in solcher Blindheit steckte. Denn er gab sich nicht die geringste Mühe, die Neigungen seines Herzens zu einer Volkommenheit zu bringen. Ihr pflanzet einen Baum; wenn nun auf einen warmen Tag, der sein Wachsthum befördert, zehen Tage folgen, da es Eis frieret, so ists unmöglich, daß er wachsen oder Früchte bringen könne. Meine Unterweisungen waren bey diesem Herrn gleich einem warmen Frühlingstage. Kaum aber hatte ich seinen Pallast verlas-

sen,

sen, so waren eine Anzahl Schmeichler um ihn herum, die eben das bey ihm ausrichteten, was ein zehentägiger Frost nach einem einzigen warmen Tage zuwege bringen kan. So bald ich daher merkte, wie vergeblich meine Bemühungen waren, und wie wenig Nutzen dieser Fürst davon hatte; so ging ich von selbst meine Wege. Auf die Weise verkehren die meisten Menschen die Ordnung der Natur, und verblenden sich selbst, wenn sie theils das Licht der Vernunft auslöschen, theils sich den Begierden ergeben. Sie achten die natürliche Güte ihres Herzens nicht, die doch so schätzbar ist, als das Leben selbst; weil ein warhaftig vernünftiger Mensch eher den Todt erwählen, als eine ungerechte und unvernünftige Handlung ausüben wird. Ist es nicht was seltsames, fuhr Menzius fort, daß der Mensch, der aus zween wesentlichen Theilen, dem Leibe und der Seele bestehet, davon diese edeler ist als jener, dennoch für denjenigen Theil am meisten sorget, der seiner Natur nach der geringste ist, und inzwischen den weit edelern versäumet, damit er sich doch am allermeisten beschäftigen solte, weil er dadurch von andern unvernünftigen Creaturen unterschieden wird? Was würde man von einem Gärtner halten, der die schönen Bäume **Nga** und **Kia**, die den Menschen so nutzbar sind, ohne alle Wartung wolte stehen lassen, und sich hingegen mit schlechten und unnützen Gesträuchen desto mehr beschäftigen?

Sechstes Capitel

§. 154.

Menzius nahm den Grundsatz an, daß gewisse Gebräuche allen Menschen gemein wären, die insgesamt beobachtet werden müsten; daß aber gewisse sonderbare Fälle vorkämen, da man davon befreyet seyn könne. Daß es ferner gewisse algemeine Gesetze gebe, daß aber dem ohngeachtet diese algemeine Gesetze ihre Ausnahmen hätten. Ich kan unmöglich, sagte man zu ihm, die zur Erhaltung meines Lebens nöthige Lebensmittel haben, wenn ich die Gesetze der Ehrbarkeit und des Wohlstandes beobachte, die im bürgerlichen Stande eingeführet sind; kan ich nun wol diese Gesetze übertreten, um nicht Hungers zu sterben? Ohne Zweifel, antwortete **Menzius**. Bey der Bemühung um die Lebensmittel ist es hauptsächlich auf die Erhaltung des Lebens und Abwendung des Todes angesehen. Bey den Regeln des Wohlstandes aber ist dieses das geringste, daß man denselben nicht zuwider handle, wenn es auf die Besorgung der Lebensmittel angesehen ist. Die Erhaltung des Lebens ist aber mehr, als die Beobachtung der Pflichten des Wohlstandes. Dieses ist ein sonderbarer Fall, der den gemeinen Gebrauch nicht aufhebet; es ist eine Ausnahme vom Gesetz, wodurch die Algemeinheit und Umfang desselben nur noch mehr bevestiget wird.

§. 155.

Kiao, der jüngere Bruder des Königs von **Tsao** *), besuchte einstens den **Menzius** und redete ihn also an: Ich kan das nicht begreifen, was ich doch täglich höre, daß nemlich jederman den berühmten Käysern **Nao** und **Chun** ähnlich werden müsse, deren Weisheit und Tugend doch mir allezeit unnachambarlich vorgekommen. Was meinet ihr davon? Ich denke, antwortete **Menzius**, daß es nur an euch liege, ob ihr diesen Helden nachfolgen wollet. Am Vermögen, solches zu thun, wird es euch nie fehlen. Es

*) Es ist dieses heut zu Tage eine mit einer Mauer umgebene Stadt, die in der Provinz **Chan tong** unter dem Gebiet von **Yen tcheou** stehet.

komt nur auf euren Willen an. Und so bald ihr solches ernstlich werdet thun wollen, so wird es euch auch gelingen. Ich bin dabey eurer Unterweisung benöthigt, antwortete Kiao. Ich will daher eine Zeilang bey euch bleiben, um in der Nähe bey euch zu seyn, und mir den Unterricht eines so grossen Lehrers zu Nutze zu machen. Menzius erblickte bey dieser schmeichlerischen Rede einen grossen Mangel der Aufrichtigkeit. Der Weg zur Tugend, sagte er, ist gleich einer öffentlichen Landstrasse. Jedermann weiß denselben, und es wird nur denen schwer, denselben zu wandeln, die Sclaven ihrer bösen Leidenschaften sind, und die an ihrer Sclaverey einen Wohlgefallen haben. Da es euch nun nicht an Erkentniß mangelt, so könnet ihr ganz getrost wieder nach Hause reisen, und die Betrachtungen, die ihr hierüber anstellet, werden euch gar bald zur Ausübung der Tugend Anlaß geben.

§. 156.

Menzius erzählet darauf die Unterredung, die er mit dem Doctor Sung keng gehalten. Denn als ihm dieser gesaget, daß der Krieg zwischen den Königen von Tsin *) und Tsou **) im Ausbruch wäre, daß er auf Mittel dächte, beyde Königreiche wieder in Ruhe zu setzen; daß er den König von Tsou zuförderst antreten, ihm den Krieg ausreden und zu friedfertigen Neigungen bringen wolle; und wenn er nichts bey ihm ausrichten könne, so wolle er zum Könige von Tsin zurück kehren, und versuchen, ob er Friede und Einigkeit stiften könne; so that Menzius folgende Frage an ihn: Was wolt ihr denn für Gründe anführen, diese Könige auf friedfertige Gedanken zu bringen? Ich will ihnen zeigen, sagte Sung keng, daß dieser Krieg ihren Staaten nicht nur keinen Vortheil bringen, sondern auch denselben höchstschädlich seyn werde. Ich sorge gar sehr, versetzte Menzius, daß eure Bemühung umsonst seyn werde, so ihr keine andere Ursache anführen könnet, als ihren Eigennutz, und ihr werdet euren Zweck, nemlich die Beruhigung dieser Länder, schwerlich erreichen. Gesetzt ihr brächtet es so weit, daß sie die Waffen niederlegten und ihre Truppen auseinander gehen liessen; was wird alsdenn geschehen? Es wird keine Treue und Aufrichtigkeit mehr zu finden seyn. Die Officier und Obrigkeiten werden bey ihrem Gehorsam gegen den Fürsten, und die Kinder werden bey ihrer Ehrerbietung gegen die Eltern keine andere Absicht als den Eigennutz haben. Dieser wird die Seele aller Subordination seyn, die doch bey einer guten Regierung von unentberlicher Nothwendigkeit ist. Frömmigkeit, Aufrichtigkeit, Gerechtigkeit und Ehrbarkeit werden zu lauter unbekanten Tugenden werden. Bey der geringsten Hofnung eines Gewinstes werden lauter Streitigkeiten entstehen, und ein jeder wird solchen dem andern abzujagen suchen. Es werden daher Feindschaft, Haß, Mord und Blutvergiessen rühren. Der Eigennutz ist die Pest der menschlichen Geselschaft, und es kan ein Reich nicht lange bestehen, darin der Eigennutz herschet. Wolt ihr daher die Ruhe in diesen beyden Reichen wieder herstellen, so müsset ihr diesen beyden Regenten die Schönheit der Tugend, sonderlich aber der Gerechtigkeit und Billigkeit, anpreisen. Werden sie diese Tugenden zur Richtschnur ihrer Handlungen machen, so wird ihnen die Lust zum Kriege bald vergehen. Die Mandarinen und das Volk werden nach eben dieser Regul einhergehen; sie werden bey der Ehrerbietung, die sie entweder ihren Vorgesetzten oder ihren Eltern schuldig sind, allezeit die Gerechtigkeit und Frömmigkeit vor Augen haben. Aufrichtigkeit, Redlichkeit, Friede, Einigkeit, Warheit, Treue und Gehorsam werden allenthalben

*) Heut zu Tage die Provinz Chan si. **) Die Provinz Hou gvang.

lenthalben herschen. Diese Tugenden rotten alle Uneinigkeit samt der Wurzel aus, und befördern den algemeinen Frieden eines Staats.

§. 157.

Er erzählet hierauf, was sich die alten Käyser für Mühe gegeben hätten, die Länder und Reiche, so ihnen unterwürfig gewesen, selbst zu bereisen, und was sie den unterwürfigen Fürsten für Strafen aufgeleget, wenn sie gefunden, daß der Ackerbau versäumet, die weisen Leute verachtet, die Alten in ihrem Elende hülflos gelassen, oder solche Leute zu Ehren und ansehnlichen Aemtern erhoben worden, die ihre Untergebenen nur geqvälet. Er führet hiernächst einige Verordnungen an, die den Lehnsträgern vorgeschrieben worden. Wenn sie zum Exempel zu gesetzter Zeit nicht am Käyserlichen Hofe erschienen, von der Verwaltung ihrer Staaten Rechenschaft abzulegen; so war die erste Strafe diese, daß sie in ihrem Adel um eine Stufe herabgesetzet wurden. Das andere mal zog man ihnen etwas von ihren Einkünften ab, und verminderte die Gränzen ihres Gebietes. Endlich, und wenn keine Besserung erfolgte, schickte ihnen der Käyser eine Armee auf den Hals, und lies sie aus dem Lehn verstossen. Zuweilen trug er dieses Geschäfte den benachbarten Königen auf, die auch so gleich bereit waren, den Befehl des Käysers zu volstrecken. Er gedenket der weisen Einrichtungen, die der Fürst Ven kung bey einer gleichen Gelegenheit gemachet. Er lies einen algemeinen Landtag ausschreiben, dabey sich alle Lehntragende Fürsten einfinden musten. Er bestieg in dieser Versamlung einen errichteten Thron, und machte folgende Ordnung bekant, die von nun an unverletzlich beobachtet werden solte, und die aus folgenden zwölf Artikeln bestund:

1. Im ersten ward allen denjenigen Kindern die Todesstrafe angekündiget, die ihren Eltern nicht den schuldigen Gehorsam erweisen würden.

2. Im zweyten ward untersaget, ein Kebsweib statt einer rechtmäßigen Ehegattin anzunehmen, oder den Sohn eines Kebsweibes dem Sohn einer rechtmäßigen Ehefrau in der Erbschaft und im Reich vorzuziehen.

3. Im dritten ward anbefohlen, diejenigen Personen, die sich durch Weisheit und Verdienste von andern unterschieden, besonders zu ehren, und ihnen zu ihrer Unterhaltung hinlängliche Besoldungen anzuweisen.

4. Im vierdten ward befohlen die Alten zu ehren.

5. Im fünften, die Kinder sorgfältig zu erziehen.

6. Im sechsten, die Fremden nicht zu verachten, sondern sie vielmehr gütig aufzunehmen, und ihnen alle schuldige Ehre zu erweisen.

7. Im siebenten ward verordnet, denenjenigen eine Erbbesoldung auszumachen, die sich um das ganze Vaterland wohl verdient gemacht.

8. Im achten ward untersaget, einem Manne mehr als eine Bedienung aufzutragen.

9. Im neunten ward befohlen, nur diejenigen zu Ehrenämtern zu erheben, die Proben ihrer Fähigkeit abgeleget hatten.

10. Im zehenten, wenn ein Minister eine Todesstrafe verdienet habe, daß dieselbe eher nicht volstrecket werden solte, als bis dem Käyser Nachricht davon ertheilet worden.

11. Im eilften, daß zu truckener Zeit keine Dämme und Gräben gemachet werden solten, das Wasser nur in seiner Gegend zu behalten, und den benachbarten Reichen den Zufluß zu entziehen.

12. Im zwölften, daß kein Lehnsfürst berechtiget seyn solte, seine Lehn weder ganz noch zur Helfte ohne ausdrückliche Einwilligung des Käysers zu übertragen.

§. 158.

Wie wunderbar, sagte **Menzius**, waltet doch die Vorsehung des Himmels über weisen und grossen Männern! **Chun**, dieser grosse und unsterbliche Käyser, ward von der Karre weggerufen und auf den Thron erhoben. **Kao tsong** suchte den Weisen **Fou yue** unter den Mäurern, er muste Hammer und Kelle liegen lassen, und die erste Würde des Reichs verwalten. **Kiao ke** war ein Gastwirth, und ward der oberste im geheimen Rath des Prinzen **Ven vang**. **Ven kung** lies einen aus dem Gefängniß holen, und machte ihn zu seinem ersten Minister. **Pe li hi** war ein schlechter Kaufman; der König **Tsin** aber gab ihm den ersten Rang an seinem Hofe, und machte sich dieses Mannes Rath so zu Nutze, daß nie ein Regent zu solchem Ansehen gekommen, als das seinige war. Wenn also der Himmel einen Menschen zu höhern Würden bestimmet, die ausserordentliche Eigenschaften erfordern, so bereitet er ihn gemeiniglich durch grosse Widerwärtigkeiten, durch Hunger, Armuth und anderes Unglück dazu. Die Tugend komt unter dem Leiden erst zur Kraft, und wird stark, gegen alle andere Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Ein weiser Mann würde nicht wissen, wie weit sich seine Standhaftigkeit erstreckte, wenn er nicht vorher in mancherley Prüfungen gewesen. Und das nimt man bey Regierungen grosser Königreiche wahr. Wenn ein Regent, dem es an weisen Ministern fehlet, und die einen Muth haben, die Landesgesetze zu unterstützen, auf einen Irweg geräth; so fält er leichtlich in die Stricke seiner Hofschranzen und Schmeichler, davon die Höfe grosser Herren wimmeln. Er bekümmert sich alsdann nicht mehr um seinen Staat, er ergiebt sich den Lustbarkeiten, dem Müßiggang, der Faulheit und allen andern daraus entstehenden schändlichen Lüsten. Daher kommen mit der Zeit allerhand Klagen, Murren, Aufruhr, Empörungen, und endlich ein gänzlicher Umsturz des Reichs. Daraus kan man sehen, daß Arbeit, Verdruß und Widerwärtigkeiten oft den Weg zu einem glücklichen Leben bahnen; daß aber gute Tage, Wollüste und Ergetzlichkeiten nicht selten ein unglückseliges Ende nehmen.

Siebentes Capitel.

§. 159.

Menzius beschreibet in diesem Capitel, daß man, wenn man dem Himmel einen angenehmen Dienst leisten wolle, 1. über sein Herz wachen und demselben nicht gestatten müsse, daß es ausser sich selbst herumschweife, und sich mit unnützen und eitlen Dingen beschäftige. 2. Daß man in allen Stücken der gesunden Vernunft nachgehe, und nichts liebe, als was derselben liebenswürdig ist, aber auch nichts thue, als was dieselbe vorschreibet; daß man sich nicht mit der Wenigkeit oder Vielheit der Jahre beunruhige, sondern allezeit bedenke, daß uns ein Ziel vom Himmel vestgesetzet sey, und daß dieses Leben nur wohl angewendet werden müsse. Er zeiget, daß es eine Eitelkeit sey, die Ehre und Reichthümer dieses Lebens zu suchen, weil dasjenige, was wir suchen, ausser uns befindlich ist; daß es aber mit der Tugend diese Beschaffenheit nicht habe, indem der Grund davon in uns selbst befindlich sey, und wir dieselbe erlangen können, wenn wir sie mit einem aufrichtigen Herzen suchen.

§. 160.

Hierauf giebt er einem seiner Schüler eine Unterweisung, der andere in der Weisheit unterrichten wolte. Ihr bemühet euch, sagte er, in die Palläste grosser Herren zu kommen, um in denselben eure Weisheit auszubreiten. Wenn ihr euch aber daselbst als einen warhaftig weisen Mann aufführen wollet, so muß weder der gute noch der schlechte Erfolg eurer Bemühungen die innerliche Ruhe eures Herzens stören. Euer Betragen muß immer eben dasselbe bleiben, es sey nun, daß man euren Lehren Gehör gebe, oder dieselben verachte. Unter der grossen Menge derer, die an den Höfen grosser Herren Zutritt suchen, sind insonderheit folgende vier Gattungen merkwürdig. **Einige**, die sich durch allerhand listige Ränke eingeschlichen, haben keinen andern Zweck, als sich vermittelst niederträchtiger Schmeicheleien beliebt zu machen. **Andere** haben nur den Vorsatz, das Reich in Ruhe zu erhalten, und alle Arten der Trennung davon abzuwenden. **Einige** können gewisser massen Leute vom Himmel genennet werden, weil sie sich mit Beobachtung der vom Himmel gegebenen Gesetze beschäftigen. Wenn sie sehen, daß ihre Lehre, von Einrichtung guter Sitten und glücklicher Regierung eines Landes, Beyfal finden; so nehmen sie die Würden und Ehrenämter gern und willig an. Haben sie dagegen Ursache zu glauben, daß ihre Lehre wenig Beyfal finden werde; so entfernen sie sich vom Hofe und führen ein stilles Leben. **Endlich** können einige als großmüthige Helden angesehen werden. Und das sind diejenigen, deren Leben so ordentlich ist, daß sie die Regenten durch ihr Exempel nach sich ziehen, und sie gewisser massen nöthigen ihnen zu folgen.

§. 161.

Drey Dinge sind es, fuhr **Menzius** weiter fort, die einem warhaftig weisen Mann eine Freude verursachen. 1. Die Gesundheit seiner Eltern samt der Einigkeit, die in seiner Familie herschet. 2. Wenn er seine Augen gen Himmel aufhebet, daß er in sich selbst keinen Vorwurf findet, dieselben niederzuschlagen; und wenn er sich vor Menschen bücket, daß ihm nicht solche Handlungen einfallen, deren er sich zu schämen Ursache hat. 3. Wenn er durch seinen Umgang und Exempel bey andern eine Begierde erwecken kan, nach der Volkommenheit zu streben. Er suchet also, wie ihr wohl sehet, sein Glück nicht im Besitz der Ehre und des Reichthums. Und wenn er auch der Beherscher eines der schönsten Königreiche wäre, und sich alle Völker unterthänig machen könte, die zwischen den vier Meeren sind; so würde doch solches in seinen Augen keine Glückseligkeit seyn. Alles, was ausser ihm befindlich ist, Ehre oder Verachtung, Reichthum oder Armuth, ist nicht vermögend entweder Freude oder Traurigkeit bey ihm zu erwecken. Sein gröstes Vergnügen ist dieses, wenn er es in den von der Natur empfangenen Tugenden, Frömmigkeit, Billigkeit, Ehrbarkeit und Klugheit weiter bringen kan. Wenn diese in seinem Herzen tiefe Wurzeln gefasset, so entstehet daraus eine Heiterkeit seines Angesichtes, eine Bescheidenheit in seinen Geberden, Worten und allen Handlungen. Alle Theile seines Leibes folgen dem Eindruck, den die im Herzen wohnende Tugend bey ihm machet.

§. 162.

Das Andenken des Prinzen **Ven vang**, fähret er fort, wird allezeit in gröster Hochachtung bleiben. Man rühmet an ihm seine Gnade, und die grosse Sorgfalt für Unmündige, Witwen, Wäisen und alle betagte Personen. Soll das etwa so viel heis-

sen,

sen, daß er einer jeden Familie alle Tage ihres Lebens Unterhalt zugeschicket? Dazu würden seine Einkünfte nicht hingereichet haben. Er bedienete sich daher folgenden Mittels, den Armen unter seinem Volk zu Hülfe zu kommen, sonderlich aber denen, die ihres Alters oder Schwachheit halber hülflos zu nennen waren. Er lies einem jeden Hausvater fünf Morgen Landes zumessen, darauf er sich ein Haus bauen und einen Garten anlegen muste. Er befahl, daß daselbst Maulbeerbäume gepflanzet werden solten, damit die Weiber mit den Blättern derselben die Seidenwürmer erziehen könten. Davon hatten die Alten Kleidung und konten sich gegen die Kälte decken. Ueberdies befahl er, daß eine jede Familie Hühner und Schweine halten solte. Endlich lies er ihnen noch einen gewissen Raum Landes austheilen, das von den Kindern, wenn sie heran gewachsen und stark geworden, gebauet werden solle. Auf die Weise hatte ein jeglicher Alter so viel, daß er und seine Familie davon leben konte. Als dieser Regent die leibliche Nothdurft seiner Unterthanen also besorget hatte, so waren dieselben viel aufmerksamer auf seine Lehren, und viel williger denselben zu folgen.

§. 163.

Wie schlecht, rief er ferner aus, kennet man doch die Tugend! Die allermeisten Menschen werden durch den Abscheu vor Verachtung und Armuth und durch den brennenden Durst nach Ehre und Reichthümern verblendet. Wenn der Mensch hungrig ist, so sind ihm die unschmackhaftesten Speisen angenehm; es scheinet, als ob seine Zunge und sein Gaumen nicht mehr im Stande wären, das Angenehme und Unangenehme zu unterscheiden. Der Hunger und Durst nach Reichthum thut gleiche Wirkung in den Herzen der Menschen. Ihr habt ohne Zweifel von dem berühmten **Lieu hia hoei** reden hören, der ein rechtes Muster der Sanftmuth und Leutseligkeit gewesen. Weder die äusserste Dürftigkeit, damit man ihn bedrohet, noch die erste Würde des Reiches, damit man ihm geschmeichelt, vermochten etwas über ihn, ihn entweder auf die Seite der Laster zu ziehen, oder von dem Wege der Tugend zu entfernen. Die Erlernung der Tugend ist eine grosse Wissenschaft; und man darf dieselbe nicht anfangen, so man nicht Beständigkeit genung hat, dieselbe zu vollenden. Derjenige, der sich der Tugend widmet, ist gleich demjenigen, der einen Brunnen ausgräbet. Wenn derselbe auch neun Ruthen tief gegraben, und er wird müde und läst seine Arbeit liegen, so wird er die Quelle nicht finden, die er suchet, und alle vorher angewendete Mühe ist vergebens. Eben so ist es mit dem Fleiß um die Tugend. Verlieret man dabey den Muth, setzet man die Bemühungen nicht fort, bis man zur Volkommenheit gelanget; so wird man nicht allein niemals dazu kommen, sondern es wird auch alle vorher angewendete Arbeit unfruchtbar seyn.

§. 164.

Als der berühmte Staatsminister **Yn** merkte, daß der Käyser **Tai kia** die Tugenden seines Großvaters **Tching tang** nicht an sich finden lies, so sties er ihn vom Thron, dessen er sich unwürdig gemachet hatte, und sperrete ihn in das Erbbegräbniß seines Großvaters ein. Diese That erweckte ihm einen algemeinen Beyfall. Als dieser Herr die Gräber derer erblickte, von welchen er entsprossen war, so kam er wieder zu sich selbst, warf sich die Unordnungen seines Lebens vor, verabscheuete seine Laster, und ergab sich mit allem Ernst der wahren Weisheit. So bald dieser Minister von seiner Besserung sichere Nachricht erhalten hatte, so lies er ihn aus dem Begräbniß heraus und

seßte ihn auf den Thron. Und das war unter dem Volk eine neue Ursache der Freude, als welches so wol die Weisheit dieses Ministers, als auch die Folgsamkeit des jungen Käysers mit besonderer Zufriedenheit wahrnahm. Wie aber, fragte einer seiner Schüler, ist denn dieses Exempel wol nachzuahmen? Wenn ein weiser Minister in den Diensten eines unordentlichen Fürsten wäre, würde es ihm denn erlaubet seyn, ihn seiner Königlichen Verrichtungen zu entsetzen? Ohne Zweifel, antwortete **Menzius**, wenn er nemlich eben dieselbe Autorität und lautere Absicht hätte, die **Yn** gehabt. In andern Fällen aber würde er ein Räuber, ein Hochverräther seyn, und es würden nicht harte Strafen genung ausgedacht werden können, seine abscheuliche That zu strafen.

§. 165.

Ich habe, erwiederte dieser Schüler, in dem Buch **Chi king** gelesen, daß, wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen. Man findet daher niemanden, der nicht arbeiten solte. Regenten, Obrigkeiten, Bauren, Kaufleute, Künstler, Handwerksleute, und alles arbeitet. Aber was hat denn ein solcher Weltweiser zu thun, der an den Regierungsgeschäften keinen Antheil hat? Sein Leben komt mir ganz müßig und unfruchtbar vor, und dennoch hebet er von den Königen starke Besoldungen, die weiter zu nichts dienen, als daß sie ihn in seiner Faulheit unterhalten. Sehet ihr denn, sagte **Menzius**, die Unterweisungen, Lehren und Exempel, die er ertheilet, für nichts an? Hat nicht das ganze Land den Vortheil davon, wenn der König seinem Unterricht folget? Es herschet alsdann Friede, Ueberfluß, Gehorsam, Aufrichtigkeit und Redlichkeit. Kan man nun einen solchen als einen Müßiggänger betrachten, durch den so viel Gutes entstehet? Eben dieser Schüler, dem die Sittenlehre des **Menzius** alzustrenge vorkam, redete ihn also an: Der Weg, den ihr euch zur Volkommenheit gebahnet habt, ist gewiß schön; aber er ist zu hoch angeleget, und es kan sich nicht jedermann schmeicheln, daß er denselben ersteigen werde. Warum macht ihr denn denselben nicht leichter? Ihr würdet eine weit grössere Anzahl Schüler bekommen. Man findet keinen Künstler oder Handwerksmann, sagte **Menzius**, der sich bey seiner Kunst nicht einer gewissen vestgesetzten Methode und unveränderlicher Reguln bedienen solte, die er selbst nicht aus den Augen seßen kan; und ihr könnet verlangen, daß ein Lehrer der Weisheit, der den Weg zur Volkommenheit anweiset, eine veränderliche Lehre führen, und sie nach dem verderbten Geschmack derer, die ihn hören, einrichten solte? Er würde seine eigene Profeßion verrathen, wenn es möglich wäre; er würde nicht werth seyn, ein Lehrer der Weisheit genennet zu werden.

Achtes Capitel.

166.

Als sich **Menzius** mit seinem Schüler **Kung sun cheou** wegen des Königs von **Guei**, Namens **Hoei vang** besprach, so sagte er unter andern, daß bey diesem Herrn keine wahre Frömmigkeit anzutreffen sey. Wolt ihr einen Beweis davon haben, seßte er hinzu? Dieser Herr war mit einer unersättlichen Begierde entzündet, die Gränzen seines Staats zu vergrössern, und die benachbarten Heerden an sich zu ziehen; daher fieng er blutige Kriege an, und seine Unterthanen musten Schlachtopfer seines Ehrgeizes werden. Und ob er wol die Erde mit Blut gefärbet und mit Leichen überdecket sahe, so rührte ihn doch dieser betrübte Anblick nicht. Ja, was noch mehr; nachdem ein grosser Theil seiner Armee in die Pfanne gehauen worden: so rettete er die Ueberbliebenen nicht nur nicht, son-

dern er samlete sie und führte sie aufs neue auf die Wahlstatt, und stellete seine Söhne, Anverwandten und alle diejenigen an die Spitze, zu welchen er das meiste Vertrauen hatte. Er zog demnach einige Eroberungen dem Leben solcher Personen weit vor, die ihm sonst hätten lieb und angenehm seyn sollen. Wolt ihr denn das wol eine wahre Frömmigkeit nennen? Ihr müsset mir ja nicht einwenden, daß **Confucius** selbst in dem Buch, das den Titul **Frühling** und **Herbst** führet, die Kriege der Fürsten und Könige gegen einander beschrieben habe. Dieser Weltweise billiget keinen andern als einen rechtmäßigen Krieg, dergleichen derjenige ist, den ein Käyser anfängt, wenn er einen widerspenstigen Fürsten züchtigen will. Aber alle ungerechte Kriege verdammet er, dergleichen diejenige sind, die kleine Fürsten ohne Erlaubniß des Käysers gegen einander anfangen und sich aufreiben.

§. 167.

Wenn jemand, fähret **Menzius** fort, einen grossen Herrn anträte und zu ihm spräche: Ich verstehe das Kriegshandwerk aus dem Grunde, ich weiß eine Armee in Schlachtordnung zu stellen; und derselbe Fürst liesse sich dadurch bewegen, die Waffen zu ergreifen und seinem Nachbar zu Leibe zu gehen: würde man nicht Ursache haben, einen solchen Menschen als einen Blutigel und Friedensstörer anzusehen? Ein warhaftig tugendhafter Regent braucht zum überwinden keine Waffen; seine Tugend und Leutseligkeit ist weit beqvemer Königreiche zu überwinden, als durch die blutigsten Siege geschehen kan. Man braucht hievon kein ander Exempel, als des Fürsten **Tching tang**. So lange er in den mittäglichen Provinzien herum irrete, so beschwerten sich die mitternächtlichen über seine Langsamkeit. Haben wir nicht schon lange genung, riefen sie aus, unter dem Joch eines grausamen und unerbittlichen Tyrannen geseufzet? Warum macht denn unser Erretter so lange, ehe er uns zu Hülfe komt? Alle Völker des Reichs streckten ihm ihre Hände entgegen, und warteten nur auf seine Gegenwart, um sich seinen Gesetzen zu unterwerfen.

§. 168.

Was ich an einem Fürsten Tugend nenne, das war an dem grossen Held und Käyser **Chun** anzutreffen. Ob er gleich in der ersten Zeit seines Lebens so arm gewesen, daß er kaum etwas Reis und Hülsenfrüchte zu seiner Unterhaltung hatte; so war er doch mit seinem Schicksal zufrieden. Als er Käyser ward, so machte diese höchste Würde sein Herz nicht stolz. Weder der Purpur, noch die Lustbarkeiten des Hofes, noch andere mit einem irdischen Thron verbundene Reizungen waren vermögend sein Herz zu verführen. Er besaß alle diese Güter, als besässe er sie nicht, und durch diese Weisheit und Uebereinstimmung seiner Handlungen gewann er die Herzen aller Menschen. Ja, werdet ihr mir sagen, wir leben jetzo nicht mehr in der Zeit; die Zeiten haben sich geändert, das Verderben der Sitten ist fast algemein geworden. Eiteler Vorwand! Soll denn ein reicher Mann in einer unfruchtbaren Zeit Hungers sterben? Eben so wenig muß das Verderben der Zeiten in einem wirklich tugendhaften Herzen eine Veränderung nach sich ziehen.

§. 169.

Er handelt hierauf von der Frömmigkeit, die einem Regenten bey der Regierung seiner Unterthanen zur Führerin dienen müsse. Er redet von der Ordnung, die bey Hebung der Landesabgaben gehalten werden müsse. Den Tribut von der Seide soll man

im

im Sommer, den vom Reis im Herbst, die öffentlichen Frohndienste aber nicht eher als im Winter fordern. Verkehret ein Regent diese Ordnung, und fordert zweyerley Abgaben zu einer Jahreszeit; so stürzt er seine Unterthanen ganz unfehlbar in Armuth, Hunger und Elend. Sie werden sich gar bald zerstreuen, und ihres Lebens Unterhalt in andern Ländern suchen. Ein solches Land muß folglich wegen des Geizes seines Regenten zu Grunde gehen. Drey Dinge sind es, setzet er hinzu, die einem Regenten besonders, mehr als Gold und Edelgesteine, lieb und angenehm seyn müssen. 1. Das von seinen Vorfahren ererbete Reich. 2. Die seiner Sorgfalt anvertrauten Völker. 3. Die Kunst vernünftig und glücklich zu regieren. Er wird aber die Kunst andere zu regieren alsdann lernen, wenn er sich selbst zu beherschen weiß; wenn er über sein Herz wachet, und dessen Meister ist. Er kan aber bald davon Meister werden, wenn er den Begierden desselben Abbruch thut.

§. 170.

Hierauf handelt er von der Wahl, die Confucius unter seinen Schülern angestellet. Er forderte von ihnen edle Maximen, einen tapfern Muth und eine Beständigkeit in den gefaßten guten Entschliessungen. Er hatte einen Abscheu an jenen falschen Weisen, die nur die Verstellungskunst gelernet hatten, und die durch einen blossen angenommenen Schein der Tugend bey andern Leuten Beyfal zu erhalten und gelobet zu werden suchten, ohne sich dabey zu bemühen, wirklich tugendhaft zu werden. Endlich beschliesset er dieses Capitel und das ganze Buch damit, daß er zeiget, wie die Kunst wohl zu regieren und zu leben nicht lange mehr werde bestehen können, wo nicht dann und wann grosse Männer aufstünden, die sich Mühe gäben, beydes auf die Nachkommen fortzuerben. Die Käyser **Yao** und **Chun** sind die ersten Muster davon gewesen, so wie **Yu** und **Kao** ihre ersten grossen Minister. Fünfhundert Jahr nach ihnen kam der Käyser **Tching tang**, der durch Hülfe seiner Minister, des **Y yn** und **Lay chu**, die fast vergessenen weisen Grundregeln wieder lebendig gemachet. Von der Zeit an zählet man abermals 500 Jahr bis auf den Käyser **Ven vang**, der diesen Gesetzen ein neues Ansehen beygeleget. Endlich verflossen von dessen Regierung wieder 500 Jahr bis auf den **Confucius**, der die alte Lehre wieder ans Licht gebracht, und derselben durch seine eigene Betrachtungen und Maximen ein neues Leben mitgetheilet.

Des sechsten Abschnitts drittes Capitel (§. 69.)

Darin ein Auszug aus dem Buch **Hiao king** oder vom kindlichen Gehorsam und Ergebenheit enthalten ist.

§. 171.

Dieses Buch fasset sonst nichts als die Antworten in sich, die **Confucius** seinem Schüler **Tseng** von den Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern ertheilet. Er hat den Vorsatz zu erweisen, daß der kindliche Gehorsam der Grund von einer weisen Regierung des Reiches sey. Zu dem Ende führet er alles sehr umständlich aus, was ein Kind seinen Eltern schuldig sey, es sey auch solches wer es wolle, Käyser oder König, Minister oder ein Gelehrter, ein Vornehmer oder ein Geringer. Algemeiner inhalt.

§. 172.

Nähere anweisung davon.

1. vom 1 bis zum 8 artikel.

Es ist dieses Buch sehr kurz, und bestehet nur aus achtzehen kurzen Artikeln. Im **ersten Artikel** zeiget er seinem Schüler, daß die erhabenen Tugenden der alten Käyser, die zu ihrer Zeit das Reich in Friede, Einigkeit und volkommenster Subordination regieret, ihre Qvelle in dem kindlichen Gehorsam gehabt, der der Grund von allen andern Tugenden sey. Im **zweyten bis zum sechsten Artikel** lehret er, daß ein Mensch zu diesem kindlichen Gehorsam verbunden sey, er möge auch noch so hoch erhaben und in grossen Würden seyn; daß zu der Zeit, da die Käyser und alle Grossen des Reichs dem Volk die schönsten Exempel der Ehrerbietung gegen ihre Eltern gegeben, sich niemand unter den Unterthanen unterstanden habe, seine Eltern verächtlich zu halten, oder sich ihnen zu entziehen. Vermittelst dieser Unterwürfigkeit sey das Reich in der grösten Sicherheit gewesen, es sey daraus lauter Friede und Ruhe entstanden. Im **siebenten Artikel** sagt er, daß der kindliche Gehorsam von einem sehr weiten Umfang sey; daß sich diese Tugend bis zum Himmel erhebe, und dessen Bewegungen nachfolge; daß sie sich auf der ganzen Erde ausbreite und ihre Fruchtbarkeit befördere; daß sie in den algemeinen Handlungen der Menschen ihren Gegenstand finde und darin ihre Uebung habe; wenn sie einmal in einem Königreich vesten Fuß gefunden, daß alsdann kein Streit, Proceß und Zerrüttung zu befürchten sey; und daß endlich, wenn der Friede unter allen Familien im Lande herrsche, alle Unterthanen eines Regenten in Ruhe und Zufriedenheit lebten, und Feinde aller Unbilligkeit und Ungerechtigkeit wären. Im **achten Artikel** zeiget er, daß das Exempel des kindlichen Gehorsams, das der Käyser selbst gegeben, bey allen Grossen des Reichs von unausbleiblicher Wirkung sey; daß die Mandarinen sich nach dem Hofe richteten, das Volk aber dem Exempel der Mandarinen folge; daß mithin das Exempel des Käysers einen algemeinen Einflus in alle Glieder des Reichs habe; daß unter denselben alles unterwürfig sey; daß die Gesetze beobachtet und allenthalben gute Sitten angetroffen würden.

§. 173.

2. vom 9 bis 11 artikel.

Im **neunten Artikel** fragt der Schüler **Tseng** den **Confucius**: ob denn keine gröfsere Tugend sey, als der kindliche Gehorsam? **Confucius** antwortet ihm, daß, gleichwie unter allen erschaffenen Dingen nichts edler sey als der Mensch, also auch unter den Handlungen des Menschen keine grösser und vortreflicher, als wenn er seine Eltern ehre. Der Vater sey in Ansehung seines Sohnes, was der Himmel in Absicht auf alle erschafene Dinge sey, und der Sohn in Ansehung seines Vaters, was der Unterthan gegen seinen König sey. Derjenige, der seine Eltern nicht liebe, handele wider alle Vernunft, und wer sie nicht ehre, der beleidige die Grundgesetze des Wohlstandes. Wenn ein König Gehorsam und Unterthänigkeit unter seinem Volk haben wolle, so müsse er nichts wider die Vernunft und Wohlstand thun, indem seine Handlungen der Maasstab und das Muster seiner Unterthanen wären, die ihm nur so weit gehorsam und unterthänig seyn würden, in so weit sie selbst ihren Eltern Gehorsam und Unterthänigkeit bewiesen. Im **zehenten Artikel** machet er fünf Pflichten der kindlichen Ergebenheit namhaft. Derjenige, sagt er, der seine Eltern in der Warheit ehren will, der ehret sie 1. in ihrem Hause. 2. Er macht sich ein Vergnügen daraus, wenn er ihnen verschaffen kan, was zum Unterhalt ihres Lebens erfordert wird. 3. Er lässet an seinen Geberden und ganzem Betragen eine Traurigkeit offenbar werden, wenn es ihnen nicht wohlgehet oder dieselben

krank

krank sind. 4. Er leget bey ihrem Absterben die Trauerkleider an, und beobachtet alle zur Traurigkeit vorgeschriebene Ceremonien. 5. Er erweiset ihnen mit der sorgfältigsten Aufmerksamkeit alle bey ihrer Beerdigung erforderliche Schuldigkeiten. Im **eilften Artikel** benennet er fünferley Strafen, damit die Verbrechen der Menschen belegt zu werden pflegten; und er hält dafür, daß kein grösseres Verbrechen sey, als der Ungehorsam gegen die Eltern. Einen Regenten antasten, heisset so viel, als denselben nicht für seinen Gebieter erkennen wollen; die Weisen von sich entfernen, heisset so viel, als sie nicht zu Lehrern haben wollen; den kindlichen Gehorsam aus den Augen setzen, ist so viel, als keine Eltern haben wollen. Und das ist die höchste Stufe der Gottseligkeit und die Quelle aller Ordnungen.

§. 174.

Im **zwölften Artikel** zeiget er, daß ein König, der seine Eltern liebet, kein bes- 3.
seres Mittel, als dieses, in den Händen habe, seinen Unterthanen zu zeigen, was sie ih- vom 12 bis
rem Regenten schuldig sind; daß ferner ein König, der seine ältern Brüder in Ehren 15 artikel.
hält, eben damit seine Unterthanen am besten belehre, was von ihnen gegen ihre Obrigkeit erfordert werde; daß ein König, der die vorgeschriebenen Ceremonien genau beobachte, das ist, der sich gegen jedermann so verhalte, wie es in dem Buch von den Gebräuchen vorgeschrieben ist, eben dadurch die im Reich eingeführten Gewonheiten aufrecht erhalten, Friede und Ruhe befördern könne. Im **dreyzehenten Artikel** sagt er, daß ein Fürst in der Tugend volkommen worden, wenn er den kindlichen Gehorsam in seinem Reich algemein und ohne Ausnahme gemachet habe. Er beziehet sich auf die Verse in dem Buch **Chi king**, wo es also heisset: Man muß niemanden einen Vater des Volks nennen, als denjenigen, der durch die Liebe und Zuneigung die Sitten der Menschen bessert. Im **vierzehnten Artikel** lehret er, daß kein kürzerer und sicherer Weg sey, einen wahren Nachruhm zu erlangen, als wenn man die kindlichen Pflichten genau und sorgfältig beobachtet. Im **funfzehenten Artikel** thut der Schüler **Tseng** folgende Frage an den **Confucius**: Ich begreife gar wohl, wie nöthig und vortheilhaft es sey, die kindlichen Pflichten zu beobachten; aber soll man denn blindlings alles thun, was nur ein Vater haben will? Confucius antwortet hierauf, wenn ein Vater und ein Regent etwas verlangeten, das der Gerechtigkeit und dem Wohlstande zuwider sey; wenn einer so wol als der andere merkliche Fehler begehe; so sey der Sohn nicht allein nicht verbunden, dem Vater, und der Minister nicht gehalten dem Fürsten zu gehorchen, sondern daß sie auch gegen eine der Hauptpflichten anstossen würden, wo sie nicht auf eine ehrerbietige Art wegen des begangenen Fehlers Vorstellung thäten. Er meldet bey der Gelegenheit, daß ehedem die Käyser sieben Erinnerer um sich gehabt, deren Amt es gewesen, ihnen Vorstellung zu thun, und ihnen die begangenen Fehler zu Gemüthe zu führen. Ein König habe derselben fünfe, und ein Minister drey um sich gehabt. Ein Gelehrter habe sich hierin einem Freunde, und ein Vater seinem Sohn anvertrauet, die beyderseits dieses Amt verwaltet.

§. 175.

Im **sechzehenten Artikel** sagt er, ob wol ein Käyser zur höchsten Würde erhoben 4.
worden, und alle Völker sein Ansehen verehreten; so habe er doch seines Ortes die Eltern vom 16 bis
über sich, denen er Gehorsam und Ehrerbietigkeit schuldig sey. Daher erschiene er auch jährlich 18 artikel.
zweymal in dem Saal seiner Väter in einer demüthigen Stellung, damit jedermann daran

erkenne, wie sehr er sie ehre und liebe. Im siebenzehenten Artikel zeiget er, daß der Regent und Minister eine gegenseitige Gewogenheit unter sich ausüben müsten. Im achtzehenten und letzten Artikel lehret er, was ein gehorsamer Sohn zu thun habe, wenn er seine Eltern zur Erde bestattet. Seine Geberden, Worte, Kleidung, Mahlzeiten, mit einem Wort, alles müsse eine Auslegung von der Betrübniß seyn, die er ihres Absterbens halber in seinem Herzen empfinde. Inzwischen bestimmen doch die Gesetze der Alten hierin einige Gränzen. Sie fordern, daß ein Sohn nicht länger als drey Tage fasten, nicht länger als drey Jahre trauren solle; daß der Sarg nach dem Gebrauch und Gewonheit zu verfertigen; daß der Leichnam des Verstorbenen dahinein zu legen; daß bey dem Sarge Fleisch hingesetzet werden müsse; daß man daneben seufze und weine; daß man ein wohlgebautes Grab zubereiten, und dieses mit einer Mauer einfassen solle; daß der Sarg mit gewöhnlichen Ceremonien dahin getragen werden müsse; daß ein Haus aufzubauen, darin man jährlich zweymal, im Frühling und Herbst, zusammen kommen, das Andenken des Verstorbenen erneuern und ihm eben die Pflichten erweisen solle, als ob er noch am Leben wäre.

Des sechsten Abschnitts viertes Capitel (§. 171.)

Darin ein Auszug aus dem Buch Siao hio oder Schule der Kinder ertheilet wird.

I. Algemeine Nachricht von diesem Buch.

§. 176.

Inhalt und zweck dieses buchs.

Dieses Buch ist von dem Doctor **Tchu hi** aufgesetzet worden, der unter der Dynastie **Song** gegen das Jahr Christi 1150 gelebet. Es bestehet aus einer Samlung von allerhand so wol alten als neuen Reguln und Exempeln. Gleichwie nun **Tchu hi** nichts anders thut, als daß er diese zusammenträget; so ist auch keine andere Ordnung in diesem Werk, als diejenige, die durch Abtheilung der Capitel und Abschnitte gemachet worden. Er handelt insonderheit von Anlegung öffentlicher Schulen, von der Ehre, die man Eltern, Königen, Obrigkeiten und alten Personen zu erweisen schuldig; von den Pflichten der Männer und Weiber; von der Regierung des Herzens und des Leibes, von der Lebensart und Kleidung. Sein Zweck ist dieser, daß er die Jugend unterweisen, und sie zu wohlanständigen Sitten anführen will. Es ist dieses Buch in zween Theile abgetheilet. Den ersten nennet er den innerlichen oder wesentlichen, den andern aber den äusserlichen oder zufälligen. Da aber diese Reguln sich meistentheils in den bisher angeführten Schriften finden; so werde ich nur die aussuchen, die noch nicht vorgekommen. Ich will der Ordnung seiner Capitel und Abschnitte folgen.

II. Besonderer Auszug aus demselben.

Erster Theil, erstes Capitel.

Von der Erziehung der Jugend.

§. 177.

I. Von erziehung der knaben.

Er beziehet sich zuförderst auf das Buch der Gebräuche, welches folgende Reguln vorschreibet, die bey der Erziehung der Jugend beobachtet werden müsten, Eine Mut-

ter

ter soll bey der Wahl derjenigen Person, die ihr Kind stillen und unterweisen soll, hauptsächlich dahin sehen, daß dieselbe züchtig, friedsam, tugendhaft, leutselig, ehrerbietig, sorgfältig, klug und in Worten bescheiden sey. Wenn das Kind die Hand zum Munde bringen kan, so soll man es entwehnen, und dazu anhalten, daß es sich seiner rechten Hand bedienen lerne. Im sechsten Jahr soll man demselben die gemeinesten Zahlen beybringen, und ihm die Namen von den bekantesten Welttheilen bekant machen. Im siebenten Jahr soll man die Brüder von den Schwestern absondern, und ihnen nicht gestatten, weder bey einander zu sitzen, noch mit einander zu essen. Im achten Jahr soll man den Anfang machen den Knaben zu den Reguln des Wohlstandes anzuhalten, wenn er entweder aus dem Hause oder in dasselbe gehet, und wenn er sich bey betagten Personen befindet. Im neunten Jahr soll er den Calender brauchen lernen. Im zehenten Jahr soll man ihn in die öffentlichen Schulen schicken, und keine mit Cattun gefütterte Kleider tragen lassen, sie möchten demselben etwa alzuviel Hitze machen. Der Schulmeister soll ihn in der Kentniß der Bücher, im Lesen, Rechnen und Schreiben unterrichten. Im 13 Jahr soll er in der Musik unterwiesen werden, damit er die Verse der Alten absingen könne, die sich dadurch dem Gedächtniß desto besser eindrucken. Im 15 Jahr soll er lernen den Bogen spannen und ein Pferd reuten. Im 20 Jahr soll ihm zum erstenmal die Mütze mit den gewöhnlichen Ceremonien aufgesetzet werden, von welcher Zeit an er auch Seide und Pelzwerk tragen kan. Den Wissenschaften soll er obliegen bis ins 30 Jahr, da er sich denn verheirathen muß *). So dann soll er sich bemühen, sein Haus wohl zu regieren, und in Wissenschaften zuzunehmen. Im 40 Jahr kan er Hofnung haben, zu Ehren und Würden erhoben zu werden; aber Staatsminister soll er eher nicht als mit dem 50 Jahr werden. Wenn er 70 Jahr alt ist, so kan er sein Amt niederlegen.

§. 178.

2. Von erziehung der töchter.

Anlangend die Töchter, so sollen dieselben, wenn sie das zehente Jahr erreichet haben, nicht aus dem Hause gelassen werden. Man soll sie anhalten, daß sie leutselig werden und mit Bescheidenheit reden, daß sie spinnen, Seide weben, und andere Arbeit verrichten lernen, die dem weiblichen Geschlecht gemäs ist. Im 20 Jahr können sie verheirathet werden.

§. 179.

Aufsicht über die erziehung der jugend.

Der erste Präsident des Oberceremoniencollegii soll in einem jeden Gebiet einige Befehlshaber bestellen, die dafür sorgen, daß das Volk vornemlich in folgenden drey Stücken unterwiesen werde. 1. In den sechs Tugenden, nemlich der Klugheit, Frömmigkeit, Weisheit, Billigkeit, Treue und Verträglichkeit. 2. In den sechs löblichen Handlungen, nemlich Gehorsam gegen die Eltern, Liebe gegen die Brüder, Einigkeit mit den Anverwandten, Freundschaft gegen die Nachbaren, Aufrichtigkeit gegen gute Freunde, Barmherzigkeit gegen die Armen und Unglückseligen. 3. In den sechs Arten der Wissenschaften, nemlich in Erlernung der Gebräuche, der Musik, des Bogenschiessens, Reuten, Schreiben und Rechnen. Die Lehre des Lehrers, heisset es in einem andern Buch, ist die Regul des Schülers. Wenn ich einen jungen Menschen sehe, der darauf merket, und sich bemühet, dieselbe auszuüben; der des Morgens seine Lection lernet, und des Abends wiederholet; der sich nach dem Muster der Weisen richtet, und sie

*) Die Gewonheit hat sich seit dem geändert. Die Söhne werden manchmal im 15 Jahr verheirathet, wenn sichs sonst will thun lassen.

sie nachzuahmen sucht; der kein Zeichen des Hochmuths von sich blicken lässet, und dessen äusserliches Betragen gesetzt und sittsam ist; der auf seine Blicke acht hat, und seine Augen nie auf etwas ungeziemendes wendet; der unter denen, die gleiches Alters mit ihm sind, nur die weisesten und tugendhaftesten zum Umgang erwählet; der endlich nie zur Unzeit und mit Ehrerbietung redet: so urtheile ich nicht unbillig, daß es ein solcher in der Weisheit und Tugend sehr weit bringen werde.

Des ersten Theils zweytes Capitel (§. 177.)

Von fünf grossen Pflichten.

§. 180.

1. Von den pflichten der eltern und kinder.

Er verweiset auf das Buch der Gebräuche, worin alles dasjenige sehr umständlich beschrieben wird, was ein Kind zu beobachten hat, wenn es seinen Gehorsam und Unterthänigkeit gegen seine Eltern an den Tag legen will. Es soll früh aufstehen, seine Hände und Angesicht waschen und sich reinlich kleiden, damit es vor seinen Eltern in der geziemenden Wohlanständigkeit erscheinen, mit Bescheidenheit in ihre Cammer treten und nachfragen könne, wie sie sich befinden. Der Sohn soll hierauf dem Vater Wasser zum Waschen bringen, ihm das Tuch zum abtrucknen reichen, und sonst einige kleine Dienste erweisen, die von seiner Aufmerksamkeit ein Zeugniß ablegen können. Wenn ein Erwachsener zu einiger Würde und Ansehen gelanget ist, und er leget seinen Besuch beym Oberhaupte der Familie ab, das etwa vom mittlern Stande ist; so soll er solches ja nicht mit derjenigen Mine und Aufzug thun, die sonst seinem Stande und Rang gemäs seyn möchte. Er soll vielmehr seine Pferde und Bedienung vor der Pforte lassen, und sich leutselig gegen die Seinigen erweisen; damit diese nicht bewogen werden zu glauben, als ob er ihrer spotten, und mit seinem Stande und Reichthum vor ihnen Parade machen wolle.

§. 181.

Fortsetzung.

Tseng, ein Schüler des Confucius, redet hievon also: Wenn euer Vater und Mutter euch lieben, so freuet euch und vergesset ihrer nicht; hassen sie euch aber, so fürchtet euch und gebet ihnen keine Gelegenheit sich zu entrüsten. Begehen sie einen Fehler, so erinnert sie und widerstehet ihnen nicht. Im Buch von den Gebräuchen lieset man folgendes: Wenn euer Vater oder Mutter einen Fehler begehet; so erinnert sie darüber mit den liebreichesten und höflichsten Worten. Nehmen sie eure Erinnerung nicht an, so höret deswegen nicht auf sie zu ehren. Suchet darauf einige günstige Augenblicke, ihnen aufs neue zuzureden; denn es ist besser, von ihnen für unhöflich angesehen zu werden, als daß sie in der Stadt in ein übles Geschrey kommen. Werden sie durch diese neue Vorstellung entrüstet, daß sie euch schlagen; so vergehet euch ja nicht gegen sie, sondern fahret fort, ihnen eben dieselbe Hochachtung und Liebe zu erweisen. Ein Sohn mag so arm geworden seyn, als er will, so soll er nie diejenigen Gefässe verstossen, damit seine Eltern bey ihrer Beerdigung bedienet worden. Und wenn er auch noch so sehr erfroren wäre, so soll er doch die Kleider nicht anziehen, die er bey dieser Ceremonie getragen, auch kein Holz von den Bäumen abhauen, die auf dem Hügel des Grabes seiner Eltern gepflanzet stehen.

§. 182.

§. 182.

Ein König soll seinem Minister seine Befehle mit Glimpf und Gütigkeit ertheilen, der Minister aber dieselben schleunig und mit grössester Treue volbringen. Die Schüler des Confucius erzählen von ihrem Herrn, daß er, wenn er in den Pallast eingetreten, sich dreymal bis auf die Erde gebücket, und niemals auf der Thürschwelle stehen blieben sey. Wenn er zum Thron des Königs hingetreten, so habe man in seinem Gesicht nichts anders als Merkmale der Ehrerbietung angetroffen. Er sey so langsam gegangen, daß man kaum merken können, daß er die Beine aufgehoben. Wenn er bey dem Fürsten Gehör gehabt, so habe er, so bald er in den Saal eingetreten, sein Oberkleid bescheidentlich aufgehoben, sich tief gebücket, und den Odem dergestalt an sich gehalten, daß man hätte glauben sollen, er schöpfe gar keine Luft mehr. Wenn er von dem Könige wieder weggegangen, so habe er geschwinde geeilet, um demselben zeitig aus den Augen zu kommen. Alsbald aber habe er das gesetzte Wesen wieder an sich genommen, und habe seinen Platz unter den Grossen des Hofes betreten. Wenn ein Fürst seinen Minister mit einem Pferde beschenket, so muß er es alsbald besteigen. Beschenkt er ihn mit einem Kleide, so muß er es augenblicklich anlegen, und in demselben seine Danksagung bey dem Fürsten abstatten. Ein Minister betrüget seinen König, wenn er zu seinen Fehlern stilleschweigt, und nicht das Herz hat ihm zu sagen, daß er durch dergleichen Fehler seiner Reputation schade. Ein Mensch, der nach den höchsten Würden des Hofes trachtet, und dabey nur seinen eigenen Vortheil suchet, der ist einem grossen Herrn durchaus nichts nütze. Er ist in beständiger Unruh, bis er seinen Zweck erreichet hat; und wenn er nun die erwünschte Höhe bestiegen, so ist er voll Furcht dieselbe zu verlieren. Es ist kein Laster, zu dessen Ausübung ein solcher Mensch nicht fähig wäre, um nur seinen Rang zu behaupten. Gleichwie eine keusche Ehefrau nicht zwey Männer heirathet, so hütet sich ein Minister, daß er nicht zween Königen diene.

2. Von den pflichten eines königs und seines ministers.

§. 183.

Das Buch der Gebräuche redet hievon also: Man soll seine Ehegattin in einer Familie suchen, die mit uns nicht einen Namen führet. Mit den Geschenken, die alsdann ertheilt zu werden pflegen, soll man aufrichtig umgehen, und dafür sorgen, daß die gegenseitigen Versprechungen mit solchen Worten abgefasset werden, damit die künftige Ehegattin so wol an die Aufrichtigkeit erinnert werde, damit sie ihrem Manne dienen soll, als auch an die Zucht und Keuschheit, die die Seele ihres ganzen Wandels seyn muß. Ist die Frau einmal mit einem Manne verbunden, so muß die Verbindung dauren bis an den Tod, und sie kan keinen andern heirathen. Der Bräutigam soll seiner Braut bis ins Haus ihrer Eltern entgegen gehen, und sie alsdann in sein Haus einführen. Er beschenkt sie mit einem zahmgemachten Vogel, entweder seine Liebe dadurch zu bezeigen, oder ihr die Lehre zu geben, wie gelehrig und folgsam dieselbe ihrem Manne seyn müsse. Er muß in seinem Hause zwey Zimmer haben, ein äusseres für ihn, das innere aber für die Frau. Beyde sollen entweder durch eine Mauer unterschieden, oder doch die Thüren sorgfältig verschlossen seyn. Der Mann muß nicht in das innere Zimmer der Frauen kommen, diese soll aber auch nicht ohne gute Ursach in das Zimmer ihres Mannes gehen. Eine Frau ist nicht ihr eigener Herr; sie hat über nichts zu befehlen. Weiter erstrecket sich ihr Gebiet nicht, als in die Gränzen ihres Zimmers.

3. Von den pflichten der eheleute.

§. 184.

Fortsetzung. Fünferley Jungfrauen können nicht geheirathet werden. 1. Wenn sie aus einer Familie sind, darin die kindlichen Pflichten nicht beobachtet werden. 2. Wenn es in ihrem Hause nicht ordentlich zugehet, und ihre Sitten sehr verdächtig sind. 3. Wenn ihrer Familie ein heßlicher Schandfleck anklebet. 4. Wenn sich an derselben eine Erbkrankheit befindet, die leicht weiter um sich greifet. 5. Wenn sie die älteste Tochter ist, und den Vater bereits verloren hat. Dagegen können die Weiber in folgenden sieben Fällen von ihren Männern verstossen werden: 1. Diejenigen, die ihren Eltern nicht den schuldigen Gehorsam erweisen. 2. Die, so unfruchtbar sind. 3. Die ihren Männern in der Ehe untreu werden. 4. Die gegen ihre Männer eifersüchtig sind. 5. Die mit einer ansteckenden Seuche behaftet sind. 6. Die geschwätzig sind und das Maul nicht halten können. 7. Die sich aufs Stehlen legen uud ihre Männer ruiniren. Doch kommen auch gewisse Fälle vor, da es dem Mann nicht erlaubt ist, seine Frau zu verstossen. Zum Exempel: wenn nach der Zeit ihrer Vermählung ihre Eltern mit Tode abgegangen, und sie also keine Zuflucht zu ihnen nehmen kan; oder wenn sie samt ihrem Manne, wegen Absterben seiner Eltern, die dreyjährige Trauerzeit ausgehalten hat.

§. 185.

4. Von den pflichten der jungen gegen die alten.

Hievon verordnet das Buch der Gebräuche folgendes: Wenn ihr einen Freund eures Vaters besuchet, so tretet weder in sein Haus hinein, noch aus demselben heraus, wo ihr ihn nicht um Erlaubniß dazu gebeten; und redet nicht weiter, als er euch fraget. ▪ Wenn ihr euch in Geselschaft eines Mannes befindet, der zwanzig Jahr älter ist als ihr, so ehret denselben, als ob er euer Vater wäre. Ist er nur zehen Jahr älter als ihr, so begegnet ihm, als eurem ältesten Bruder. ▪ ▪ Wenn ein Schüler mit seinem Lehrmeister auf der Strasse gehet, so soll er ihn nicht verlassen, und indes mit einem andern reden, der ihm begegnet; er soll auch nicht gerade neben ihm zur Seite gehen, sondern sich etwas hinterwärts halten. Lehnet sich sein Lehrmeister auf seine Schulter, oder will ihm etwas ins Ohr sagen, so soll er seinen Mund mit der Hand bedecken, damit er ihm nicht mit seinem Odem zuwider sey. ▪ ▪ Wenn ihr euch bey eurem Lehrer befindet, und er thut einige Fragen an euch, so seyd nicht voreilig mit eurer Antwort, sondern wartet so lange, bis er ausgeredet hat. Fraget er euch wegen eures Wachsthums in den Wissenschaften, so stehet alsbald auf, und setzet euch nicht nieder, so lange ihr ihm auf seine Fragen antworten müsset.

§. 186.

Fortsetzung. Wenn ihr entweder bey eurem Lehrer oder sonst bey einem betagten Manne speiset, und er läst euch eine Schale Wein reichen, so trinket dieselbe stehend aus. Schlaget nichts von dem aus, was er euch anbietet; und wenn er befiehlt, daß ihr euch niedersetzen solt, so thut es. Befindet ihr euch bey einer vornehmen Person, und ihr bemerket an derselben einige Beunruhigung, zum Exempel: daß sie sich in ihrem Lehnsessel von einer Seite zur andern kehret, mit den Füssen Bewegungen machet, nach dem Schatten der Sonne siehet, um zu wissen, welche Zeit es sey: so nehmet unverzüglich euren Abschied, und bittet dieselbe um Erlaubniß dazu. So oft sie euch fraget, so ertheilet eure Antwort stehend. ▪ Wenn ihr euch mit jemanden unterredet, der entweder nach den Jahren, oder nach dem Stande mehr bedeutet als ihr; so fraget ihn nicht, wie alt er sey. Und wenn er euch auf der Strasse begegnet, so fragt ihn nicht, wohin er gehet.

Wenn

Wenn ihr neben ihm sitzet, so führet euch bescheiden auf; drehet euch nicht von einer Seite zur andern; macht keine unordentliche Bewegungen eures Leibes, und wehet euch keine Luft mit dem Fächer zu. = = Die Schüler des Confucius erzählen, daß er, wenn er zu Gast gewesen, eher nicht vom Tisch aufgestanden, als diejenigen es vor ihm gethan, die älter gewesen als er.

§. 187.

5. Von den pflichten der freunde.

Wenn es einem Menschen um die wahre Weisheit ernstlich zu thun ist, so wählet er sich nur diejenigen zu Freunden, deren Worte und Exempel ihm in der Tugend und Wissenschaft förderlich seyn können. = = Die Pflicht zweener Freunde bestehet darin, daß sie sich unter einander mit gutem Rath beystehen, und sich zur Ausübung der Tugend aufmuntern. = = Es giebt dreyerley Freunde, deren Verbindung und Gesellschaft gefährlich ist; nemlich lasterhafte, verkapte, zänkische oder ungestüme Freunde. = = Wenn eine fremde Person in euerem Hause einen Besuch ableget, so lasset sie bey einer jeden Thür zuerst eingehen. Wenn ihr an die Pforte des innern Saals gekommen seyd, so bittet sie um Erlaubniß voraus zu gehen, und die Stühle zurecht zu setzen. Führet sie alsdann mit Höflichkeit in den Saal, und weiset ihr den Ehrenplatz an, der zu eurer linken Seite ist. Der Gast muß das Gespräch nicht zuerst anfangen; sondern es erforderns die Gesetze der Höflichkeit, daß der Wirth den Discours anfange.

Des ersten Theils drittes Capitel (§. 180.)

Von der nöthigen Wachsamkeit über sich selbst.

§. 188.

1. Reguln wie ein jeder sein herz wohl regieren soll.

Wenn die Vernunft die Herschaft über das Herz hat, so geht alles gut; aber wenn die Leidenschaften über den Verstand herschen, so geht alles schlecht. = = Ein Regent, der glückselig seyn und seine Unterthanen wohl regieren will, hat folgendes wohl zu bemerken: Er muß sich hüten, daß sein erhabener Ehrenstand ihn nicht verleite, gegen andere sich trotzig und verächtlich zu bezeigen. Er muß allen unordentlichen Leidenschaften widerstehen; nicht auf der Meinung beharren, die er sich einmal hat in den Kopf setzen lassen; keine andere als wohlanständige und Standesmäßige Lustbarkeiten anstellen; sich gewöhnen leutselig und doch dabey ernstlich zu seyn, als welches ihm Liebe und Hochachtung unter seinen Unterthanen zuwege bringen wird. Wenn er jemand liebet, so muß sich seine Liebe nicht bis auf dessen Fehler erstrecken; und wenn er jemand hasset, so muß er vor desselben guten Eigenschaften seine Augen nicht verschliessen. Samlet er Schätze, so so soll ers in der Absicht thun, desto reichlicher auszutheilen. Wenn er zweifelhaft ist, soll er nichts beschliessen, und seine Meinung davon nie bekräftigungsweise entdecken.

§. 189.

Fortsetzung.

Wenn ihr aus eurem Hause gehet, so thut es mit grosser Bescheidenheit, nicht anders, als ob ihr bey einem grossen Herrn einen Besuch ablegen woltet. Wenn ihr euren Untergebenen Befehle ertheilet, so thut es mit einer solchen Ernsthaftigkeit, als ob ihr einer grossen Solennität beywohnen soltet. Messet andere Leute nach euch selbst ab, und thut niemals andern dasjenige, was euch andere nicht thun sollen. = = Wenn ihr alleine seyd, so setzet die nöthige Ehrbarkeit nicht aus den Augen. Wenn ihr etwas zu thun vorhabet, so wendet allen euren Fleiß darauf. Im Umgange mit andern Menschen be-

weiset euch aufrichtig. Diese Tugenden müsset ihr nicht aus den Augen setzen, und wenn ihr auch unter den ungesittesten Barbaren lebetet. - - Man kan von einem Menschen sagen, daß er den Namen eines Weisen habe, wenn er seinen Bauch nicht gern mit Fleisch ausstopfet; wenn er nicht allenthalben seiner Gemächlichkeit nachhänget; wenn er in seinen Handlungen aufrichtig, in seinen Worten bescheiden ist, und nur gerne mit weisen und tugendhaften Personen umgehet.

§. 190.

2. Reguln von dem äusserlichen betragen eines menschen.

Im Buch der Gebräuche heists davon also: Wohlstand und Billigkeit unterscheidet einen weisen Mann von allen andern Menschen. Diese zwo Tugenden haben ihren Grund in einer geschickten Einrichtung der Bewegungen des Leibes, in der Leutseligkeit der Geberden und Wohlanständigkeit in Worten. Wenn jemand mit euch redet, so haltet ihm nicht das Ohr vor den Mund, ihn zu verstehen. Antwortet ihm nicht so laut, als ob ihr jemand zuschreien woltet. Sehet denselben nicht von der Seite an; lasset keine Zerstreuung an euch blicken, als ob ihr in euren Gedanken mit andern Dingen zu thun hättet. Wenn ihr auf der Strasse gehet, so lasset an eurem Gang nichts hochtrabendes und stolzes blicken. Wenn ihr stehet, so hebet das eine Bein nicht in die Höhe. Wenn ihr sitzet, so schlaget die Beine nicht creuzweise übereinander. Wenn ihr arbeitet, so entblösset eure Arme nicht. Wenn euch schwitzet, so machet eure Kleider nicht los, euch abzukühlen. Ihr möget seyn bey wem ihr wollet, so lasset euer Haupt bedecket seyn. Wenn ihr auf dem Bette lieget, so haltet euren Leib in einer geziemenden Stellung. Wenn ihr euch mit jemand unterredet, so enthaltet euch aller verächtlichen oder lächerlichen Minen. Redet nie etwas in der Uebereilung, und lasset anderer Leute Fehler nie die Materie eurer Unterredung seyn. Saget nie etwas auf blosse Muthmassungen nach, und behauptet eure eigene Meinungen nie mit einem Eigensinn. - - Die Schüler des Confucius erzählen, daß ihr Meister, wenn er in seinem Hause gewesen, wenig geredet habe, daß man hätte glauben sollen, er könne gar nicht reden. Wäre er aber bey Hofe gewesen, so hätte seine Beredsamkeit jedermann in Verwunderung gesetzet. Er habe eine ganz sonderbare Geschicklichkeit besessen, einem jeden nach seinem Gemüth und äusserlichen Stande zu begegnen. - Habe er es mit geringen Mandarins zu thun gehabt, so habe er durch Geberden und Worte eine grosse Ehrerbietung gegen sich erwecken können. Bey den vornehmen aber habe er durch seine Bescheidenheit und Beredsamkeit den erwünschtesten Eingang finden können. Er habe endlich nie geredet, als zur rechten Zeit und wenn es nöthig gewesen. Wenn er entweder gespeiset, oder sich zur Ruhe niedergeleget, so habe er kein Wort geredet.

§. 191.

3. Reguln die kleidung betreffend.

Wenn im Buch Li die Ceremonie beschrieben wird, die alsdann beobachtet zu werden pfleget, wenn junge Leute zum erstenmal die Mütze erhalten, so wird dabey folgendes gemeldet. Der Ceremonienmeister setzet ihm die Mütze auf das Haupt und spricht: Sorge dafür, daß du nun die Kleidung der Erwachsenen trageſt, weil du die Kinderschuhe vertreten hast. Du must nun in deinen Worten und Neigungen nichts kindisches mehr blicken lassen, sondern ernsthaft werden. Befleißige dich beyzeiten der Weisheit und Tugend, und mache dich würdig, ein langes und glückseliges Leben zu führen. - - Der Vorschrift dieses Ceremonienbuches zu folge ist es einem Sohn, dessen Eltern noch leben, nicht erlaubt, weisse Farbe zu tragen; und dem Oberhaupt einer Familie, dessen

Eltern

Eltern todt sind, soll es nicht gestattet werden, Kleidung von verschiedener Farbe zu tragen, wenn auch gleich seine dreyjährige Trauerzeit vorbey ist. . . Kinder sollen keine seidene oder mit Pelzwerk gefütterte Kleider tragen. . . Derjenige, sagt **Confucius**, der an der Verbesserung der Sitten arbeitet, und sich schämet, daß er schlechte Kleider tragen und sich mit schlechten Speisen behelfen muß, der verräth damit zur Gnüge, daß er auf dem Wege der Tugend nicht weit gekommen sey.

§. 192.

Wenn ihr jemand in eurem Hause bewirthet, oder bey einem andern speiset, so setzet nie den Wohlstand aus den Augen. Esset niemals gierig; wenn ihr trinket, so thuts nie mit langen Zügen; schmatzet nicht mit dem Munde, naget nicht an den Knochen, werfet sie nicht den Hunden vor. Sagt nicht, daß ihr in eurem Hause bessere Speisen oder bessern Wein hättet. Machet die Zähne nicht in anderer Gegenwart reine; blaset nicht in den Reis, wenn er noch heiß ist, und macht keine neue Brühe an die Speisen, die man euch vorgesetzet hat. Nehmet kleine Bissen auf einmal, kauet es mit den Zähnen wohl, machet aber das Maul nie alzuvoll. . . Ob wol der Tisch des Confucius nicht herlich war, und fremde Speisen gar nicht auf denselben kamen; so muste doch der Reis, den man ihm vorsetzte, gut gekochet, das Fleisch und die Fische aber in kleine Stücke geschnitten seyn. Wenn von der Feuchtigkeit oder von der Hitze der Reis nur ein wenig angelaufen war, oder wenn das Fleisch entweder nicht gar gekochet, oder etwas abschmeckend worden war, so roch er solches gleich und aß keinen Bissen davon. Im Gebrauch des Weins bewies er eine grosse Mäßigkeit. . . Die alten Käyser haben der Uebernehmung im Wein darinnen vorgebauet, da sie denen, die einander bewirthen, auferleget, bey einer jeden Schale Wein vielerley Beugungen gegen einander zu machen. Die Schmaruzer, sagt **Menzius**, sind in der äussersten Verachtung. Denn weil sie keine andere Sorge hegen, als die sinliche Begierden zu stillen, und den geringsten Theil ihres Wesens am besten zu pflegen, so thun sie dem edelsten Theil unendlich grossen Schaden, dafür sie doch am meisten bekümmert seyn solten.

4. Reguln des wohlstandes bey den mahlzeiten.

Des ersten Theils viertes Capitel (§. 188)

Darin aus den Alterthümern einige hieher gehörige Exempel angeführet werden.

§. 193.

Die Mutter des **Menzius** wohnete nahe an einem Orte, wo viele Gräber waren. Der junge **Menzius** hatte ein grosses Vergnügen an den dabey vorfallenden Ceremonien, und machte bey seinem Kinderspiel dieselben nach. Seine Mutter urtheilte daraus, daß dieser Ort für die Erziehung ihres Sohns nicht beqvem sey, veränderte daher die Wohnung, und bezog ein anderes Haus nahe am öffentlichen Markt. Als nun ihr Sohn daselbst die Menge Kaufleute, Läden und das Geräusch des täglich ab- und zugehenden Volks sahe; so machte er auch daraus sein Spielwerk, und stellete vor, was er daselbst zu sehen bekam. Auch dieser Ort, sagte seine Mutter, schickt sich nicht zur Auferziehung meines Sohnes, und miethete deswegen ein Haus nahe an einer öffentlichen Schule. Der junge Menzius merkte auf alles, was daselbst vorfiel; er sahe die grosse Menge junger Leute, die sich im Wohlstande und Ehrbarkeit gegen einander übten, die

1. Exempel von guter erziehung der kinder.

sich untereinander beschenkten, den Vortrit andern einräumten, und die Ceremonien gegen einander ausübten, die bey Besuchungen beobachtet zu werden pflegten. Und es war sein einziges Vergnügen, dieses alles nachzuahmen. Nun bin ich, sagte seine Mutter im Stande, meinen Sohn wohl zu erziehen. Als der junge Menzius einen seiner Nachbarn ein Schwein abschlachten sahe, fragte er seine Mutter, warum der Mann das Schwein schlachte. Um deinetwillen, antwortete sie, und weil er dich damit beschenken will. Als sie aber darauf bedachte, daß ihr Sohn nun zum Gebrauch der Vernunft käme, und besorgte, er möchte, wenn er merkte, daß man ihn betrügen wollen, sichs angewöhnen zu lügen und andere auch zu betrügen; so kaufte sie etliche Pfund Schweinefleisch und setzte ihm zu Mittag davon zu essen vor.

§. 194.

2. Exempel der alten von den fünf pflichten (§. 180.)

Als der Fürst **Ki**, der den Titul eines **Tsu**, das ist, eines Marqvis oder Barons führte, bemerkte, daß der Käyser **Tcheou**, sein Enkel, sich der Schwelgerey, Unzucht und schändlichsten Geilheit ergab; so erinnerte er ihn deswegen ernstlich. Der Käyser aber folgte ihm nicht nur nicht, sondern lies ihn auch noch dazu ins Gefängniß werfen. Man rieth diesem Fürsten, die Flucht zu ergreifen und bot ihm Gelegenheit dazu an. Allein er antwortete, ich mag mich hinwenden wo ich hin will, so wird meine Gegenwart die Leute von den Lastern und der Grausamkeit meines Enkels unterrichten. Er stellete sich daher närrisch an, und ward deswegen als der elendeste Sclav gehalten, und man lies ihm die Freyheit, sich den Augen der Menschen zu entziehen.

§. 195.

Fortsetzung.

Der Fürst **Pi kan**, der gleichfals ein naher Anverwandter des Käysers war, merkte, daß aller guter Rath des Fürsten **Ki** vergeblich war, und sagte daher: Wie will es um die Unterthanen aussehen, wenn man den Käyser in diesen abscheulichen Unordnungen lässet? Ich kan nicht länger schweigen und solte es auch mein Leben kosten; ich muß es ihm vorstellen, was er sich selbst für Schande zuziehe, und in welche Gefahr er sein Reich setze. Er gieng also zu ihm, und hielt ihm alle Unordnungen seines Lebens vor. Der Käyser hörete ihm mit einem Zorn zu, der schon mit einer Wuth vermischet war. Ich habe mir sagen lassen, sprach er, daß das Herz der weisen Leute anders aussehe, als das Herz anderer Menschen; davon muß ich gewiß überzeuget werden, und gab augenblicklich Befehl, seinen Vetter mitten von einander zu hauen, und wohl nachzusehen, wie sein Herz beschaffen gewesen. Als diese grausame Hinrichtung dem Fürst **Ouei**, des Käysers Bruder, zu Ohren gekommen, sagte er: wenn ein Sohn seinen Vater zwey bis dreymal vergeblich erinnert hat, so soll ers nicht dabey bewenden lassen, sondern durch Schreien, Seufzen und Thränen ihn zu bewegen suchen. Und wenn ein Minister seinem Regenten zwey bis dreymal guten Rath gegeben und nichts damit ausgerichtet; so hat er seinem Amt ein Genügen gethan, und er kan sich von ihm entfernen. Und das will ich nun auch thun. Er verlies auch wirklich sein Vaterland, und nahm weiter nichts als die Geräthe mit sich, deren man bey Begräbnissen benöthiget war, damit wenigstens einer von der Käyserlichen Familie übrig wäre, der den verstorbenen Vorfahren die schuldige Ehre erweisen könte. **Confucius** rühmet diese drey Prinzen gar sehr, und stellet sie als Helden vor, die den rühmlichsten Eifer für ihr Vaterland bewiesen.

§. 196.

Fortsetzung.

Die junge Prinzeßin **Kung kiang** war dem Prinz **Kung pe** zur Ehe versprochen worden.

worden. Dieser aber starb ehe die Vermählung volzogen ward. Die Prinzeßin entschloß sich die versprochene Treue auch nach seinem Tode zu halten, und keinen andern zu heirathen. Ihre Eltern mochten sich auch noch so viele Mühe geben, sie zu einer andern Heirath zu bereden; so blieb sie doch bey ihrem Entschluß. Sie verfertigte bey der Gelegenheit eine Ode, darin sie sich eidlich erklärte, eher zu sterben, als einen andern zu heirathen.

§. 197.

Zween benachbarte Könige waren wegen einer gewissen Landschaft in Streit gera- Fortsetzung.
then, davon jeder der rechtmäßige Herr seyn wolte. Sie vereinigten sich endlich darin, daß der Fürst **Ven vang** ihr Schiedsman seyn solte. Dieser ist, sagten sie, ein billiger und tugendhafter Herr, er wird uns bald auseinander setzen. Sie reiseten mit einander ab, und kaum waren sie in seinem Reiche angekommen, als sie Bauren antrafen, die einander ein streitiges Stück Landes abtraten, und Reisende, die einander aus dem Wege wichen. Als sie in die Städte kamen, wurden sie gewahr, daß die jungen Leute den alten die Lasten abnahmen und ihnen ihre Arbeit erleichterten. Als sie aber zuletzt in der Königlichen Residenz anlangeten, so erblickten sie ein höfliches und leutseliges Volk, Leute, die einander mit lauter Höflichkeiten begegneten. Wie unvernünftig sind wir, sagten sie. Wir sind nicht werth, uns im Gebiet eines so weisen Regenten zu befinden. So gleich huben sie ihre Streitsache auf; und da sich ein jeder wegerte, die streitige Landschaft in Besitz zu nehmen, so ist auch seit derselben Zeit dieselbe independent, und von aller Landeshoheit befreyt geblieben.

Zweyter Theil.

Des Buches **Siao hio** oder Schule der Kinder (§. 176)

Erstes Capitel.

§. 198.

Als der Käyser **Chao lie**, aus der Familie **Han**, dem Tode nahe war, so ertheilte er 1. Reguln zur erziehung der jugend.
seinem Sohn, der ihm in der Regierung folgen solte, folgenden guten Rath. Wenn sich euch eine Gelegenheit zeiget, entweder was Gutes oder was Böses zu thun; so saget ja niemals: Das ist eine Kleinigkeit; denn auch aus den geringsten Dingen muß man sich was machen. Es ist nichts Gutes so gering, das man nicht thun solte; und nichts Böses so unerheblich, das man nicht unterlassen solte. * * Der erste Minister **Lieu pie** gab seinen Kindern folgenden Unterricht. Wer nicht, sagt er, für seinen eigenen guten Namen sorget, der schändet seine Vorfahren und stürzet sich in fünferley Laster, gegen welche man nicht genug auf seiner Hut seyn kan. Ich will euch dieselben vorhalten, damit ich einen innigen Abscheu davor in eurem Herzen erwecke.

§. 199.

1. Das erste Laster findet man an denjenigen, die sich nur mit Lustbarkeiten und Fortsetzung.
Schmausereyen beschäftigen; die nur ihre Beqvemlichkeit und ihren Eigennutz vor Augen haben, und die sich rechte Mühe geben, alle Regungen des Mitleidens gegen elende Personen zu ersticken, die doch selbst von der Natur in unser Herz geleget worden.

2. Das andere Laster zeiget sich an denen, die keinen Geschmack an der Lehre der alten Weisen haben, die darüber nicht schamroth werden, wenn sie ihr Leben mit denen

verglei-

vergleichen, die in den vorigen Zeiten so herliche Exempel der Tugend hinterlassen haben.

3. Das dritte Laster findet man an gewissen Leuten, die diejenigen verachten, die geringer sind als sie; die nur die Schmeichler um sich leiden können; die an lustigen Schwänken und läppischen Unterredungen einen Wohlgefallen haben; die die Tugenden anderer Leute mit einem scheelen Auge ansehen, und auf anderer ihre Fehler nur darum merken, damit sie dieselben ausbreiten können; die endlich alle ihre Verdienste im Kleiderpracht und Eitelkeit suchen.

4. Das vierdte Laster erblickt man an denen, die an Comödien und Lustbarkeiten ein Wohlgefallen haben, und die wichtigsten Pflichten darüber versäumen.

5. Endlich ist es ein Laster, wenn Leute nur hoch hinauf wollen in der Welt, und zur Erreichung ihres Zwecks sich der unanständigsten Niederträchtigkeiten nicht schämen, und Sclaven derer werden, die im Ansehen stehen, und sie heben können. Vergesset niemals, lieben Kinder, daß die berühmtesten Familien langsam in die Höhe gestiegen, durch kindlichen Gehorsam, durch Treue, Mäßigkeit und Fleiß in ihrem Beruf; daß sie aber auch schleunig gestürzet worden, wenn sie sich dem Hochmuth, der Verschwendung, der Faulheit ergeben, dadurch ihre Kinder aus der Art geschlagen, und die Tugenden ihrer Vorfahren erloschen.

§. 200.

Fortsetzung. **Fan che**, der erste und vertrauteste Minister des Käysers, hatte einen Enkel, der ihm beständig anlag, daß er doch eine vornehme Creatur aus ihm machen möchte. Weil er nun noch sehr jung und ohne Erfahrung war, so legte ihm **Fan che** folgende Unterweisung vor. Wenn ihr, mein geliebter Enkel, meines Schutzes würdig werden wollet, so folget meinem guten Rath, den ich euch hiermit ertheile.

1. Unterscheidet euch von andern durch kindlichen Gehorsam und sonderbare Bescheidenheit. Seyd euren Eltern und allen andern Vorgesetzten gehorsam und unterthänig. Lasset an eurem ganzen Betragen nie etwas trotziges und stolzes offenbar werden.

2. Bedenket bey Zeiten ernstlich, daß zu Verwaltung wichtiger Aemter ausserordentlicher Fleiß und grosse Wissenschaft erfordert werde. Bringt daher eure Zeit ja nicht vergeblich zu, und leget in eurem Herzen die Grundreguln veste, die uns von den alten Weisen hinterlassen worden.

3. Von euch selbst haltet nicht viel; erkennet die Verdienste anderer Leute, und macht euch ein Vergnügen daraus, ihnen die schuldige Ehre zu erweisen.

4. Sehet vor allen Dingen dahin, daß euer Gemüth bey ernstlichen Dingen nicht zerstreuet sey, und verwüstet es nie mit solchen Lustbarkeiten, die einem weisen Mann nicht anständig sind.

5. Hütet euch vor der Liebe zum Wein. Er ist ein Gift für die Tugend. Das schönste Naturell kan dadurch wild und unbändig werden, wenn es sich der Beherschung einer solchen niederträchtigen Leidenschaft überläst.

6. Lasset eure Worte allemal mit Bescheidenheit verbunden seyn. Ein Schwätzer macht sich verächtlich, und zieht sich nicht selten die verdrieslichsten Händel zu.

7. Nichts ist erqvicklicher, als sich Freunde zu machen. Aber auf die Erhaltung derselben müsset ihr alle eure Bemühung gerichtet seyn lassen. Seyd nicht aus der Zahl derer, die durch das geringste mißfällige Wort, das dem andern entfallen, in Zorn und Wuth gerathen.

8. Man

8. Man findet wenig Menschen, die nicht gerne den Schmeichlern Gehör gäben, und die nicht, wenn sie die süssen Lobsprüche dieser schlüpfrigen Zungen eingesogen, hohe Gedanken von sich selbst fassen solten. Hütet euch vor diesem Fehler. Lasset euch nicht durch erlogene Schmeicheleien hinreissen, sondern sehet solche Leute als Betrüger an, die euch hintergehen wollen.

9. Es ist etwas pöbelhaftes, wenn man solche eitele Menschen bewundert, die vor andern in einem stolzen Aufzug erscheinen, eine lange Reihe Bediente hinter sich hergehen lassen, prächtige Kleider tragen, und alles mitmachen, was die Ueppigkeit eingeführet hat, um vor andern den Vorzug zu bekommen, der doch allein aus wahren Verdiensten entstehet. Weise Personen sehen dergleichen Leute mitleidig an; denn in ihren Augen hat nur die Tugend den grösten Werth.

10. Ihr sehet, daß ich in der grösten Glückseligkeit und höchsten Würde lebe. Beklaget mich deswegen, mein lieber Enkel, und bestrebet euch nicht nach meinem Glück. Betrachtet mich als einen Menschen, dessen Füsse an einem steilen Ufer wanken, oder auf einem schlüpfrigen Eis stehen. Glaubet mir, hohe Bedienungen machen keinen Menschen glücklich, und es ist sehr schwer, tugendhaft dabey zu verbleiben. Folget demnach einem Rath, der eine Frucht einer langen Erfahrung ist. Bleibet in der Einsamkeit; beschäftiget euch mit der Weisheit; fürchtet euch davor, daß ihr nicht zu zeitig auf einen freyen Schauplatz tretet, und werdet der Ehre dadurch recht würdig, indem ihr sie vermeidet. Wer zu schnell eilet, stehet in Gefahr zu fallen. Die Vorsehung des Himmels theilet Reichthümer und Ehrenämter aus; man muß sie von derselben erwarten.

§. 201.

2. Reguln von den fünf pflichten.

Der Verfasser beschreibet hier die Pflichten des Gesindes und aller Hausgenossen sehr umständlich; er handelt von den Ceremonien, wenn jungen Leuten zuerst der Hut aufgesetzet wird; von den Begräbnißceremonien beym Absterben naher Anverwandten; von der dreyjährigen Trauer; von der nöthigen Vermeidung der von den Sectirern eingeführten Ceremonien; von den Pflichten der Obrigkeiten; von der Vorsichtigkeit, die bey Verheirathungen zu beobachten; von der Liebe unter den Brüdern, und Reguln der Freundschaft. Da aber die allermeisten Anmerkungen hievon bereits in den vorhergehenden Büchern befindlich sind; so will ich alhier nur derer Erwehnung thun, deren oben noch nicht gedacht worden. Vor Zeiten war es eine Schande und ein strafbarer Fehler, wenn man zu der Zeit Fleisch aß und Wein trank, da man die verstorbenen Eltern betraurete. Aber wie sehr haben sich die Zeiten geändert! Man siehet jetzo daß die Mandarins selbst zu einer Zeit, die allein dem Schmerz und der Traurigkeit gewidmet ist, sich unter einander besuchen und tractiren. Man trägt kein Bedenken, sich alsdann zu verheirathen und Hochzeiten auszurichten. Unter den gemeinen Leuten werden Gastereien angestellet, die oft ganze Tage dauren, und dabey man sich tapfer berauschet. O was sind das für Zeiten und für Sitten.

§. 202.

Fortsetzung.

Im Buch der Gebräuche wird anbefohlen, daß zur Zeit der Trauer weder Fleisch noch Wein genossen werden soll. Von diesem Gesetz werden nur die Kranken ausgenommen, und diejenigen, die über 50 Jahr alt sind, denen man erlaubet, Fleischsuppen und

eingesalzen Fleisch zu essen; aber kostbare und leckere Speisen zu geniessen, und Gastereien in solcher Zeit anzustellen, bleibt ihnen schlechterdings untersagt. Noch weit mehr werden ihnen allerhand Lustbarkeiten untersaget; wovon ich aber hier nicht rede, weil im Reich verschiedene Gesetze gegeben worden, dadurch diesen Unordnungen abgeholfen werden soll. Die abergläubigen Leute, die den Lügen der Secte Fo Beyfal geben, meinen, daß sie dasjenige, was sie ihren verstorbenen Eltern schuldig sind, volkommen erfüllet hätten, wenn sie den Götzen reichlich beschenket und den Priestern desselben einen Vorrath von Fleisch hinterlassen hätten. Wenn man der Sprache dieser Betrüger glaubet, so sollen diese Opfer die Sünden der Verstorbenen austilgen, und ihnen den Eingang zum Himmel erleichtern. Höret einmal, was der berühmte Yen seinen Kindern desfals für eine Unterweisung hinterlassen: Unsere Familie, sagte er zu ihnen, hat die künstlichen Betrügereien dieser Secte durch viele gelehrte Schriften aufgedecket und widerleget. Hütet euch, lieben Kinder, daß ihr an diesen abscheulichen Erfindungen keinen Antheil nehmet.

§. 203.

Fortsetzung. Wenn ihr euren Sohn oder eure Tochter verheirathen wollet, so sehet bey der Braut oder dem Bräutigam hauptsächlich auf ein gutes Naturell, auf Tugend und auf eine gute Erziehung bey ihren Eltern. Diese Vorzüge achtet höher als Ehre und Reichthümer. Ein weiser und tugendhafter Mann, ob er gleich arm und verachtet ist, kan mit der Zeit zu grosser Ehre und Reichthümern gelangen. Dahingegen ein lasterhafter Mann, wenn er gleich vornehm und reich ist, um seiner Laster willen in Armuth und Verachtung sinken kan. . . Die Erhebung und der Fall der Familien rühret nicht selten von den Weibern her. Wenn eure Frau euch grossen Reichthum zubringet, so wird sie euch bald verächtlich tractiren, und ihr Stolz wird euer Haus in grosse Unordnung setzen. Es mag immer seyn, daß eine solche Heirath euch empor hebet und reich machet. Aber ich frage euch, wenn ihr nur ein wenig Ehre besitzet, ob ihr euch des nicht schämet, daß ihr durch eine Frau zu Ehren und Reichthümern gekommen?

§. 204.

Fortsetzung. Der Doctor Hou pflegte zu sagen: Wenn ihr eure Tochter verheirathet, so sehet zu, daß ihr sie an einen Mann bringet, der aus einer berühmtern Familie ist, als die eurige ist. Sie wird alsdann die Hochachtung, die sie ihm schuldig ist, unveränderlich beybehalten, und der Friede wird in eurem Hause herschen. Desgleichen wenn ihr eurem Sohn eine Frau geben wollet, so sucht dieselbe in einer geringeren Familie, als die eurige ist. Ihr könt alsdann versichert seyn, daß euer Sohn Friede im Hause haben, und daß seine Frau die schuldige Hochachtung nie aus den Augen setzen wird. Der Doctor Ching hatte Ursache zu sagen, daß die Freundschaft nie anders dauerhaft werden könne, als wenn die Freunde eine Hochachtung gegen einander behalten, und sich ihre Fehler anzeigen. Wählet ihr diejenigen zu euren Freunden, die euch was vorheucheln, und die euch mit glatten Worten, mit Scherz und lustigen Einfällen unterhalten, so werdet ihr das Ende einer solchen abgeschmackten Freundschaft bald erleben.

§. 205.

§. 205.

3. Reguln einiger neuen weltweisen von der wachsamkeit über sich selbst.

Es ist ein altes Sprüchwort, daß derjenige, der tugendhaft werden will, gleich sey einem Menschen, der auf einen sehr steilen Berg hinan klettert; und daß derjenige hingegen, der sich den Lastern ergiebet, gleich sey einem Menschen, der von einer steilen Höhe herabsteiget. Der Doctor **Fan tchung siuen** gab seinen Kindern und Brüdern folgende Regul: Wenn es auf das Tadeln des Nächsten ankomt, so sind die Dümsten klug genung dazu; soll man aber sich selbst bestrafen, so sind die Klügsten gemeiniglich dumm. Richtet die Fertigkeit, euren Nächsten zu tadeln, gegen euch selbst; und erweiset ihm dagegen die Nachsicht, die ihr gegen euch selbst zu beweisen gewohnt gewesen. Das Herz eines Menschen ist gleich einem vortreflichen Erdreich. Der Saame, der in dasselbe ausgestreuet wird, sind die Tugenden, sonderlich Sanftmuth, Gerechtigkeit, Aufrichtigkeit, Gütigkeit u. s. f. Die Bücher der Weisen, die Exempel berühmter Männer sind die Werkzeuge, damit dieses Erdreich bearbeitet werden kan. Die Verführungen der Welt und der Leidenschaften sind das Unkraut, die Dornen, so darauf wachsen, und die Würmer, welche die Gewächse anfressen und die Saat verderben. Fleiß, Wachsamkeit, Aufmerksamkeit über sich selbst, Prüfung seines eigenen Zustandes sind die Mühe, die an diesen Ackerbau gewendet werden muß. Ist man nun so glücklich, es in diesem Bau zur Volkommenheit zu bringen, so bestehet darin die Erndte.

§. 206.

Fortsetzung.

Der Doctor **Hou ven ting** erkläret sich hierüber also: Ein Mensch, der nach der Weisheit strebet, muß die Lüste dieser Welt gering achten, und sich weder aus der Ehre noch aus den Reichthümern des zeitlichen Lebens etwas machen. Fürsten, die von ihrer eigenen Hoheit trunken sind, unterscheiden sich nur durch Pracht und Ueppigkeit. Sie wohnen in prächtig ausgeschmückten Pallästen, ihre Tafeln sind mit allen ersinlichen Kostbarkeiten besetzet, sie sind mit einer grossen Menge vornehmer Herren umgeben, die ihnen Cour machen. Gewiß, wenn ich an ihrer Stelle wäre, so würde ich es ihnen hierin nicht nachthun. Wer warhaftig weise werden will, der muß an solchem Leben einen Ekel haben, und, ohne Vereitelung seines Geistes und Beschäftigung mit Kleinigkeiten, der alleredelsten Erkentniß nachstreben. Er muß sich oft des Exempels des berühmten **Tchu ko kung ming** erinnern, der am Ende der Dynastie **Han** lebete. Er lebete in dem Flecken **Nan yang** ohne alle eitele Ruhmbegierde, beschäftigte sich mit dem Ackerbau und Erlernung der Weisheit. Der Feldmarschal der Käyserlichen Truppen **Licou pi** brachte es bey ihm durch viele Vorstellungen dahin, daß er Kriegsdienst annahm. Er erlangte bey der Armee ein so grosses Ansehen, daß er das ganze Reich und die einzeln Provinzien mit grosser Weisheit abtheilte. Was konte er nicht bey einem so grossen Ansehen für Schätze und Reichthümer samlen? Aber höret einmal, was er zu dem Erben des Reichs sagte. Ich habe in meinem Vaterlande 800 Maulbeerbäume, die zur Erziehung der Seidenwürmer dienen; ausser dem habe ich 1500 Acker Feldes, die in gutem Stande sind, und davon werden meine Kinder und Enkel genung zu leben haben. Ich werde mir also keine Mühe geben, mehrere Reichthümer zu samlen. Meine Hauptabsicht ist gewesen, das algemeine Beste des Reichs zu befördern. Und damit Eure Majestät an der Warheit und Aufrichtigkeit meiner Worte desto weniger zweifeln dürfen, so

versichere ich Dieselben, daß man nach meinem Tode weder Reis auf meinen Böden, noch Geld in meinen Schränken finden wird. Und wie er es sagte, so befand sichs auch in der That.

Des zweyten Theils zweytes Capitel (§. 198.)

§. 207.

1. Exempel von erziehung der jugend.

Ein gewisser Gelehrter, Namens **Liu**, aus der Stadt **Lien tang** gebürtig, hatte mit verschiedenen seiner Landesleute eine Gesellschaft aufgerichtet, deren Zweck war, sich um die Wette um die Volkommenheit zu bemühen. Sie hatten sich dabey folgende Gesetze gemachet, die unverletzlich gehalten werden solten.

1. Es solten die Glieder dieser Gesellschaft sich oft versamlen, um sich untereinander zur Tugend aufzumuntern.

2. Sie hatten sich verbindlich gemachet, daß einer dem andern seine Fehler liebreich anzeigen solte.

3. Wenn feierliche Tage einfielen, so waren sie verpflichtet zusammen zu kommen, und sie in dieser Gesellschaft nützlich zuzubringen.

4. Wenn einem oder dem andern unter ihnen etwas Widriges begegnete, eine Krankheit oder Unglück zusties, so waren sie verpflichtet, den leidenden Gliedern beyzustehen.

5. Wenn eins von diesen Gliedern etwas ruhmwürdiges gethan hatte, so ward es zum Andenken auf die künftigen Zeiten niedergeschrieben.

6. Desgleichen wenn einer aus ihrem Mittel einen merklichen Fehler begieng, so muste er sichs gefallen lassen, daß es auch aufgeschrieben ward.

7. Endlich waren alle Glieder verbunden, einander ihrer Fehler halben dreymal zu erinnern; und wer nach dieser dreyfachen Erinnerung denselben Fehler wieder begieng, der ward aus der Gesellschaft ausgeschlossen, und sein Name aus dem Verzeichniß vertilget.

§. 208.

Fortsetzung.

Der Mandarin **Hou yuen** beschwerte sich oft darüber, daß die jungen Leute, die sich den Wissenschaften widmeten, und dereinst obrigkeitliche Aemter zu verwalten gedächten, sich nur auf eine kraftlose Beredsamkeit legten, und sich keine Mühe gäben, die Lehren der Alten zu ergründen, oder sich nach ihrem Exempel zu bilden. Daher erklärete er seinen Untergebenen die alten Bücher, von guten Sitten, und was für Tugenden erfordert würden, wohl zu regieren. In allen seinen Reden gab er sich Mühe, den Sinn der alten Schriften zu entdecken. Er vermeidete den eitlen Schwulst der Beredsamkeit, und behauptete nie etwas ohne die erheblichsten Gründe. Er erlangete dadurch in kurzer Zeit einen grossen Namen, und erhielt eine Anzahl von mehr als 1000 Schülern, die sichs eine Lust seyn liessen, von einem so geschickten Lehrer zu lernen. Als er in der Stadt **Hou tcheou** ein gelehrter Mandarin war, so legte er zwo Schulen an. In die eine nahm er nur diejenigen auf, die einen treflichen Verstand hatten. Man bemühete sich in derselben

ben die Lehren der Alten zu untersuchen, und das Erhabene in derselben zu ergründen. In die andere Schule wurden diejenigen aufgenommen, die sich durch die Klugheit von andern unterscheideten. Man unterwies sie in der Rechenkunst, in der Kriegsübung, und in den Reguln einen Staat zu regieren. Diese grosse Anzahl seiner Schüler zerstreuete sich bald im ganzen Reich. Und gleichwie sie sich durch ihre Weisheit, Bescheidenheit und Aufrichtigkeit allenthalben hervorthaten, so durfte man sie nur sehen, so wuste man schon, daß sie Schüler des Mandarin **Hou yuen** waren.

§. 209.

2. Exempel von den fünf pflichten.

Der junge **Sie pao** sorgte am allermeisten dafür, daß er möchte geschickt und tugendhaft werden. Sein Vater, als er sich zum andernmal verheirathet hatte, bekam an ihm einen solchen Abscheu, daß er ihn aus seinem Hause versties. Der junge Mensch konte sich nicht entschliessen, seinen Vater zu verlassen, er weinete Tag und Nacht, und blieb immer in des Vaters Hause. Dieser lies es zu Drohungen und Schlägen kommen. Als sich der Sohn genöthiget sahe, das Haus des Vaters zu verlassen, so bauete er sich neben demselben eine kleine Hütte an, und kehrete alle Morgen die Säle im Hause seines Vaters reine aus; als welches er vorher schon zu thun gewohnt gewesen. Dadurch ward der Vater immer mehr erbittert, und lies seine Hütte im Zorn abreissen und schafte sich den Sohn schlechterdings aus den Augen. **Sie pao** lies sich dadurch nicht verzagt machen. Er suchte sich einen neuen Aufenthalt in der Nachbarschaft seines Vaters, und kam alle Morgen und beobachtete die vorige Pflicht. Auf diese Weise verstrich ein Jahr, ohne daß das harte Begegnen seines Vaters seiner kindlichen Zärtlichkeit eine Hinderung in den Weg legen können. Endlich sahe der Vater ein, wie ungerecht sein Haß wäre. Er verglich seine Härtigkeit mit der unermüdeten Dienstfertigkeit seines Sohnes, veränderte seinen harten Sinn, und lies den Sohn wieder in sein Haus kommen. Mit der Zeit verlohr **Sie pao** seine Eltern. Als die dreyjährige Trauerzeit vorbey war, so thaten ihm seine jüngern Brüder den Vorschlag, das Erbe zu theilen, welches er auch bewilligte. Aber wie verhielt er sich dabey? Sehet, sagte er zu ihnen, eine grosse Anzahl unserer Hausgenossen sind alt und ausser Stande weiter zu dienen. Ich kenne sie von langen Jahren her, und sie wissen auch meine Art zu leben. Euch würde es schwer fallen, sie zu regieren, daher will ich sie bey mir behalten. Hier sind verwüstete Häuser und unfruchtbare Aecker; dieselben sind von meiner Jugend an unter meiner Aufsicht gewesen, daher behalte ich mir dieselben vor. Es ist also weiter nichts zu theilen, als die beweglichen Güter. Ich erwähle mir die zerbrochenen Gefässe; ich habe mich derselben am längsten bedienet, sie sollen daher auch zu meinem Erbe geschlagen werden. War er also gleich der älteste Sohn, so nahm er doch aus dem väterlichen Hause nur das allerschlechteste. Ja was noch mehr, als seine Brüder das Ihrige durchgebracht hatten, so gieng er noch einmal mit ihnen in gleiche Theilung.

§. 210.

anderes exempel.

Huen yu, der im Reich so berühmt worden, erzählet, daß er alle Ehre seines Hauses der klugen Unterweisung seiner Mutter zu danken habe. Sie nahm mich, sagt er, einstens einmal ganz insonderheit vor, und redete mich also an: Als ich einen meiner

Freunde besuchte, der ein erster Minister war, so sagte er nach den gewöhnlichen Höflichkeiten zu mir: Ihr habt einen Sohn, wenn er nie zu einer Würde gelanget, und ihr von ihm sagen höret, daß er dürftig sey und kaum zu leben habe; so sehet dieses als ein gutes Merkmal seines künftigen Lebens an. Sagt man euch aber, daß er unbeschreibliche Reichthümer gesamlet habe, daß seine Ställe mit den schönsten Pferden besetzet seyn, daß er einen grossen Staat führe; so wisset, daß diese Reichthümer und Verschwendung ein Vorbote seines Falles sind. Ich habe, setzte sie hinzu, diese vernünftige Anmerkung nie aus der Acht gelassen. Denn wie gehts zu, daß vornehme Leute alle Jahre grosse Geldsummen und Geschenke an ihre Freunde übermachen? Ist dieses eine Frucht ihrer Sparsamkeit, und ein Ueberfluß von ihrem Gehalt; so habe ich nichts daran auszusetzen. Ist es aber eine Frucht ihrer Ungerechtigkeiten, was ist denn zwischen einem Mandarin und einem öffentlichen Diebe für ein Unterscheid? Sind sie auch gleich so geschickt, daß sie den bürgerlichen Gesetzen entgehen; wie können sie sich denn vor sich selbst verbergen und ohne Schamroth bleiben?

§. 211.

drittes exempel.

Unter der Regierung der Käyserlichen Familie **Han** heirathete ein junges Frauenzimmer, Namens **Chin** einen jungen Menschen von sechzehen Jahren, der gleich nach der Hochzeit in den Krieg gehen muste. Als er abreisen wolte, sagte er zu ihr, ich weiß nicht, ob ich aus diesem Feldzuge zurück kommen werde. Ich habe eine alte Mutter, aber keine Brüder, die dieselbe verpflegen könten. Kan ich mich nun wohl darauf verlassen fals ich sterben solte, daß du dich dieser Mühe unterziehen werdest? Die junge Frau willigte von Grunde ihres Herzens darein, und ihr Mann reisete ohne die geringste Beunruhigung ab. Kurz darauf lief die Nachricht von seinem Tode ein. Die junge Wittwe hielt ihr Wort, und versorgte ihre Schwiegermutter recht liebreich. Sie spann täglich, und machte allerhand Zeuge, um den Lebensunterhalt damit zu verdienen. Nach verflossenen Trauerjahren, fasseten ihre Eltern den Entschluß sie wieder an einen Mann zu verheirathen; sie lies aber solches nicht an sich kommen, weil sie ihrem Mann die Versicherung gegeben, daß sie lieber sterben, als sich zum andernmal verheirathen wolte. Diese fertige Antwort brachte ihre Eltern dahin, daß sie ihr kein Wort mehr vom Heirathen sagten. Wie sie nun ihrer selbst völlig mächtig war, so lebete sie mit ihrer Schwiegermutter 28 Jahre, und verschafte ihr alles, was sie nur von dem besten Sohn hätte erwarten können. Als diese in ihrem 80 Jahr mit Tode abgegangen, so verkaufte sie ihr bisgen Acker, Haus und alles was sie hatte, um nur dieselbe recht Standesmäßig beerdigen zu können. Diese edelmüthige That rührte den Gouverneur der Städte **Hoai ngan** und **Yang tcheou** dergestalt, daß er selbst dem Käyser davon Bericht erstattete. Und der Käyser lies dieser Wittwe, zur Belohnung ihrer kindlichen Ergebenheit 4240 Unzen Silber auszahlen, und befreyte sie Zeitlebens von allen bürgerlichen Abgaben.

§. 212.

viertes exempel.

Zur Zeit der Dynastie **Tang** hatte der Staatsminister **Ki sie**, eine Schwester, die gefährlich krank lag. Indem er ihr eine gute Suppe machen lies, so ergrif das Feuer seinen Bart. Seine Schwester ward darüber bestürzt und rief aus: Ey! Bruder, wir haben ja viele Bedienten im Hause, warum gebet ihr euch solche Mühe? Ich weiß

es

es wohl, antwortete er, aber wir sind beide alt, und es wird sich vielleicht keine Gelegenheit mehr zeigen, euch einige Dienste zu erweisen. Als Pao hiao Gouverneur der Stadt King tao war, die heut zu Tage Si ngan heisset, so wolte ihn ein ganz gemeiner Mann sprechen. Ich habe ehemals, sagte er zu ihm, von einem Freunde hundert Unzen Silber geschenkt bekommen. Er ist nun todt, und ich habe diese Summe seinem Sohn wieder zustellen wollen, aber er will sie schlechterdings nicht annehmen. Ich ersuche euch, denselben hieher fordern zu lassen, und ihn anzuhalten, daß er das Geld nehme; und damit legte er es dem Gouverneur auf den Tisch. Dieser lies den benanten Menschen herbey fordern, der aber von nichts wissen wolte, daß sein Vater jemals einem andern hundert Unzen Silbers geschenket habe. Der Mandarin konte nicht hinter die Warheit kommen, und wolte daher das Geld bald dem andern geben, keiner aber wolte es annehmen, sondern blieb dabey, daß es ihm nicht gehöre. Hiebey rief der Doctor Liu yang aus: Nun sage man ja nicht, daß keine redliche Leute mehr in der Welt wären; man sage ja nicht, daß es unmöglich sey, den Käysern Yao und Chun nachzuahmen. Solte jemand diesen seltsamen Satz behaupten, so will ich ihn mit diesen Exempeln wiederlegen. fünftes exempel.

§. 213.

Sou qvang, der ein Lehrmeister des Erbprinzen gewesen, gab eine Bittschrifft bey dem Käyser Siuen ti ein, darin er demselben theils sein hohes Alter vorstellete, theils um Erlaubniß bat, sich in die Stille begeben zu dürfen. Der Käyser bewilligte ihm dieses, und beschenkte ihn überdies mit einer grossen Summe Geldes, dergleichen auch von dem Erbprinz geschah. Als dieser ehrliche Greis sich wieder in seinem Vaterlande befand, so lies er seinen Tisch alle Tage reichlich besetzen, um dabey seine Anverwandten und alten Freunde zu bewirthen. Er fragte seinen Haushofmeister ofte, wie viel noch Geld vorräthig wäre, dem er zugleich befahl, das allerbeste einzukaufen. Dieser Aufwand machte endlich seine Kinder unruhig. Sie wendeten sich zu den Freunden ihres Vaters, und baten sie, daß sie ihm desfals Vorstellung thun möchten. Wir hoffeten, sagten sie, daß unser Vater, nachdem er geehrt und reich geworden, auf weiter nichts denken würde, als seine Familie in einen guten Stand zu setzen, und uns eine reiche Erbschaft zu hinterlassen. Nun aber sehet ihr, was er ordentlich und ausserordentlich drauf gehen lässet; solte er nicht das Geld nehmen und Häuser oder Aecker dafür erkaufen? Diese Freunde versprachen es, daß sie mit dem alten Greis davon reden wolten; und als sie einen günstigen Augenblick dazu gefunden, so thaten sie es auch wirklich, und trugen ihm die Beschwerung seiner Kinder vor. Ich wundere mich, sagte er, über meine Kinder. Vermuthlich bilden sie sich ein, daß ich in die Kindheit zurück gehe, und nicht daran gedenke, wos ich den Meinigen schuldig bin. Sie sollen daher wissen, daß ich ihnen so viel an Häusern und Ländereien zurücke lassen werde, als zu ihrer Unterhaltung nöthig ist, wenn sie sich anders dessen zu bedienen wissen. Das müssen sie sich aber ja nicht vorstellen, daß ich durch Vermehrung des irdischen Gutes die Faulheit bey ihnen zu unterhalten gesonnen sey. Ich habe jederzeit sagen hören, daß ein Weiser durch grosse Reichthümer in seiner Tugend entkräftet werde; und wenn man sie einem Unvernünftigen gebe, daß dadurch seine Laster gemehret werden. Kurz zu sagen, das Geld, so ich verzehre, sechstes exempel.

zehre, ist mir vom Käyser gegeben worden, mir in meinem Alter was zu gute zu thun; ists nun auch unrecht, wenn ich mich seines Geschenks nach seinen Absichren bediene, und daß ich den kurzen Ueberrest meines Lebens im Vergnügen mit meinen Freunden zubringe?

§. 214.

siebentes exempel.

Tang teou hatte zwo sehr junge Töchter, davon die eine 19, die andere 16 Jahr alt war. Beyde waren von ausserordentlicher Schönheit, und ihre Tugend war noch grösser, ob sie gleich nur eine solche Auferziehung genossen, als man sie auf dem Lande haben kan. Als nun eine Bande Räuber im Reich herumschwärmeten, so überfielen sie plötzlich das Dorf, darin diese beyden Jungfern wohneten. Sie verkrochen sich in Felsenklüfte, um dem Frevel und Grausamkeit dieser Leute zu entgehen. Sie wurden aber von diesen Räubern bald entdecket, und als Opfer mit weggeführet, die ihnen zur Sättigung ihrer abscheulichen Lüste dienen solten. Als sie eine Zeitlang ihren Weg fortgesetzet, so kamen sie an das Ufer einer steilen Tiefe. Hier redete die älteste Schwester die jüngste also an: Es ist besser das Leben als die Keuschheit zu verlieren; und mit diesen Worten stürzte sie sich in den Abgrund. Ihre jüngere Schwester folgte ihr so gleich nach, sie starb aber nicht von diesem Fall, wie jene, sondern zerbrach nur die Beine. Die Mörder und Strassenräuber erschracken vor diesem Anblick, und setzten ihren Weg fort, ohne nachzuforschen, wo sie hingekommen wären. Der Gouverneur der benachbarten Stadt berichtete diesen Zufall an den Käyser, und dieser lies zum Andenken einer so schönen That der Tugend dieser Jungfrauen eine Lobrede halten, und befreiete ihre Familie und ihr Dorf, daraus sie gebürtig waren, auf ewige Zeiten von allen bürgerlichen Auflagen.

§. 215.

achtes exempel.

Leao yung war noch sehr jung als er seine Eltern verlohr. Er hatte vier Brüder, mit denen er in grosser Vertraulichkeit lebte. Sie wohneten in einem Hause, und hatten alles unter sich gemein. Es geschach aber, daß diese Brüder sich verheiratheten; auf einmal hatte die Freundschaft ein Ende. Sie konten sich unter einander nicht vertragen; täglich setzte es neue Zänkereien. Endlich baten sie, daß man sie aus einander setzen und einem jeden das Seinige übergeben möchte. Dieses Ansuchen gieng dem **Leao yung** sehr nahe; und damit er recht an den Tag legen möchte, wie sehr er darüber gerühret sey, so lies er seine Brüder samt ihren Weibern zu sich kommen. Er verschloß die Thür, nahm einen Stock und schlug sich selbst heftig auf den Kopf. Unglücklicher **Leao yung**, rief er dabey aus, was hilft dichs, daß du ohne Unterlaß über deine Handlungen wachest, dich der Tugend befleißigest, und den Lehren der alten Weisen nachdenkest? Du hast dir bisher geschmeichelt, dereinst das ganze Reich durch deine Sitten zu bessern, und hasts noch nicht so weit gebracht, daß du Friede in deinem Hause hättest. Dieses Exempel rührte seine Brüder und ihre Weiber gewaltig. Sie fielen vor ihm nieder, und versprachen unter vielen Thränen, daß sie sich künftig bessern wolten. Man hörte auch wirklich nicht mehr einen solchen Lermen in diesem Hause, wie vorher. Es entstund ein gutes Vernehmen unter ihnen, und die Gemüther wurden sehr vereiniget.

§. 216.

§. 216.

3. Exempel von der nöthigen wachsamkeit über sich selbst (§. 209.)

Es fragte einstens jemand den Mandarin **Ti ou lun**, ob er denn, seit dem er sich um die Tugend bemühet, es so weit gebracht hätte, daß er alle besondere Zuneigung zu sich selbst oder Eigenliebe überwunden hätte? Nein, antwortete er, so weit habe ichs noch nicht gebracht; und daß es nicht geschehen sey, das merke ich daran. Es bot mir jemand vor einiger Zeit ein Pferd zum Geschenk, das so schnell im Laufen war, daß es in einem Tage tausend Stadien zurücklegen konte. Ob ich nun wol dieses Geschenk ausschlug, als welches von einem Menschen herrührte, der allerhand unlautere Absichten haben mochte; so kam mir doch der Name dieses Mannes ins Gemüth, so oft nur ein Amt zu besetzen war. Wenn hiernächst mein Sohn etwas unpäßlich ist, ob ich gleich weiß, daß sein Leben in keiner Gefahr ist: so kan ich doch die ganze Nacht nicht schlafen, ich empfinde, ich weiß nicht was für eine Unruhe; und daran merke ich, daß mein Herz noch nicht von aller Unordnung frey sey.

§. 217.

Anderes exempel.

Der Mandarin **Lieu qvon** war sein selbst dergestalt mächtig, daß die schnellesten und ausserordentlichsten Fälle nicht vermögend waren den Frieden und die Ruhe seines Herzens zu stören. Einstens wolte ihn seine Frau recht vorsetzlich böse und zornig machen; zu welchem Ende sie ihrer Magd Befehle ertheilete, die augenblicklich ins Werk gerichtet wurden. Als nun einstens der Mandarin an den Hof gehen wolte, und seinen besten Staat angeleget hatte; so zerbrach die Magd einen grossen Topf vor seinen Füssen, daß seine Kleider davon heßlich zugerichtet wurden, und er nicht im Stande war, an demselbigen Tage am Hofe zu erscheinen. Der Mandarin veränderte hierüber seine Gestalt nicht, sondern sagte nur mit seiner gewöhnlichen Gelassenheit zur Magd: Habt ihr euch etwa die Finger verbrant? Und darauf gieng er in sein Zimmer.

§. 218.

Drittes exempel.

Der Mandarin **Yang chin** hatte einen gewissen Gelehrten, Namens **Yang mie**, sehr gelobet, und sein gutes Zeugniß bewog den Käyser, demselben das Gouvernement der Stadt **Chang** aufzutragen. Als nun einstens der **Yang ching** durch diese Stadt reisete, so erwies der Gouverneur, der ihm sein Glück zu danken hatte, ihm viel Ehre, und brachte ihm unter andern ein Geschenk von 160 Unzen Silber. **Yang ching** sahe ihn hiebey sehr ernstlich an, und sagte: Ich habe euch für einen weisen Mann angesehen, und habe euch aus dem Grunde dem Käyser bestens empfohlen; wie komts denn, daß ihr mich nicht kennet? Nehmet dieses Geschenk, versetzte der Gouverneur, von meinen Händen an; es ist Nacht, und es erfährt niemand etwas davon. Wie? fragte der Mandarin; weiß niemand was davon? Weiß es denn der Himmel nicht? Wissen es denn die Geister nicht? Weiß ichs denn nicht? Wisset ihrs denn nicht? Wie könt ihr denn sagen, daß es niemand wisse? Diese Worte beschämten den Gouverneur dergestalt, daß er ganz bestürzt von ihm weggieng.

§. 219.

Tchung ye hatte das Amt eines Reichsfeldmarschals dreymal verwaltet. Bey dieser wichtigen Bedienung hielt er sich weder die schönsten Pferde, lies auch, wenn er

ausgieng, nicht vor sich her räuchern. Wenn er einige müßige Stunden hatte, so wendete er sie auf die Lesung guter Bücher. Aus den Zeichendeutungen machte er sich nicht das geringste, und gab dem Käyser auch keine Nachricht davon. Er hatte einen Abscheu an allen Sectirern, sonderlich aber an den Secten **Foe** und **Tao**. Er war sehr streng, wenn seine Subalternen einen Fehler begiengen; aber desto mitleidiger, wenn er den Armen und Wäysen helfen konte. Seine Böden waren voll Reis, um zur Zeit der Hungersnoth den Dürftigen zu helfen. Er unterhielt auf seine Kosten verschiedene öffentliche Gasthöfe, und, wenn er tractirte, so gieng es prächtig dabey zu. Wenn er endlich vernahm, daß in seinem Gebiet tugendhafte, aber arme Jungfrauen lebten, oder die keine Eltern mehr hatten, so versorgte er sie; verschafte ihnen Männer nach ihrem Stande, und gab ihnen eine reichliche Ausstattung. . . **Li uen tsing** lies sich nahe am Käyserlichen Pallast ein Haus aufbauen. Als ihn einige seiner Freunde erinnerten, daß der Vorhof viel zu enge sey, und daß ein Reuter kaum darin umwenden könte; so antwortete er lächelnd: Dieses Haus soll dereinsten für meine Kinder, und der Vorhof dazu ist groß genung, daß sie mein Leichenbegängniß darinnen halten können.

E N D E

der zweyten Abtheilung.

Des

Des zweyten Theils

der ausführlichen Beschreibung des Chinesischen Reichs und der grossen Tartarey

Dritte Abtheilung,

Darin eine Samlung vieler Käyserlichen Edicte,

Erklärungen und Verordnungen aus verschiedenen Käyserlichen Dynastien; ferner allerley Vorstellungen geschickter Staatsminister, und Anmerkungen über eine gute und schlechte Regierungsart; endlich auch verschiedene andere merkwürdige Stücke enthalten sind, die vom Käyser Cang hi gesamlet, mit kurzen Anmerkungen begleitet, und mit dem rothen Pinsel, das ist, mit seiner eigenen Hand, geschrieben worden.

Vorbericht.

Nach den Grundsätzen, die in den alten und ehrwürdigen Schriften, daraus wir bis hieher einen Auszug mitzutheilen bemühet gewesen, enthalten sind, wird das Chinesische Reich regieret, und man erblicket in demselben die schöne Ordnung, die alle Theile des Reichs verbindet, und die algemeine Ruhe unterhält.

Man wird vielleicht fragen, ob denn eine solche Regierungsart nicht nach gerade ausgeartet; ob nicht in einer so langen Reihe von Jahrhunderten, unter so verschiedenen

schiedenen Dynastien und nach so mannigfaltigen Revolutionen, so sich in diesem Reich zugetragen, von der Weisheit und Strengigkeit dieser Grundreguln manches nachgelassen worden? Das werden wir nun von den Chinesern selbst vernehmen, wenn wir die verschiedenen Dynastien durchgehen, und ihren Zustand aus derjenigen Samlung kennen lernen, die auf Befehl und unter der höchsten Aufsicht des letztverstorbenen Käysers **Cang hi** geschehen, und die ich hier aus der getreuen Uebersetzung des **Pater Hervieu**, eines alten Chinesischen Mißionarii, mittheile.

Es enthält aber diese Samlung folgendes: 1. Die Edicte, Befehle, Verordnungen und Unterweisungen verschiedener Käyser, Königlicher Abgesandten oder auch zinsbarer Fürsten, die bald ein gutes oder übles Regiment betreffen, und wie nöthig es einem Regenten sey, geschickte Minister zu haben; bald wird darinnen dem Volk die kindliche Ehrerbietung und Fleiß im Ackerbau, den Obrigkeiten aber die Uneigennützigkeit und Liebe zum Volk anbefohlen; bald werden allerhand Verordnungen wegen der Verschwendung und einreissenden Mißbräuche gemachet. 2. Man findet ferner darin viele Reden geschickter Staatsminister, die entweder zur Zeit algemeiner Landplagen gehalten, und gezeiget worden, wie den Unterthanen dabey geholfen werden könne und müsse; oder sie betreffen die Kunst und Schwierigkeit wohl zu regieren, Kriege zu führen, Wissenschaften empor zu bringen; oder sie zeigen die guten Eigenschaften an, die sich an einem Minister finden müssen; oder sie sind wider die schädliche Lehre der Secte **Foe**, wider den Aberglauben der Wahrsagerey und diejenigen, so sich derselben bedieneten, gerichtet. Am Ende fast aller dieser Stücke lieset man kurze Anmerkungen, die vom Käyser **Cang hi** herrühren, und die mit dem rothen Pinsel, das ist, mit seiner eigenen hohen Hand, gezeichnet worden.

Ich werde dazu eine andere Samlung fügen, die unter der Dynastie **Ming**, die vor der gegenwärtig regierenden Käyserlichen Linie unmittelbar vorhergegangen, gesamlet worden. Es wird darin von den Pflichten der Regenten, der Staatsminister, und der Generale über ganze Kriegsheere gehandelt, wie dieselbigen gewählet werden sollen; es wird ferner von der Staatsklugheit, von Erbprinzen, von Vorstellungen kluger Minister bey ihren Herren, von guter Regierung, von den Käyserlichen Töchtern, vom Mißbrauch der Gnade grosser Herren geredet, denen noch andere Stücke beygefüget sind, die das Beste des Landes betreffen.

Dazu soll eine andere Chinesische Schrift kommen, die den Titul führet: **Berühmte Weiber**, daraus man ersehen wird, daß die Damen dieses Reichs unter so mancherley Abwechselungen desselben, sich selbst und ihre Familien immer nach einerley und ebendenselbigen Reguln verhalten. Diese Art der Ueberlieferung wird sattsam zu erkennen geben, daß die Haupt- und Grundgesetze von der Regierung dieses Reichs, die von den ersten Regenten und Gesetzgebern zum Grunde geleget worden, allezeit in der beständigsten Beobachtung geblieben, und daß es daher nicht zu bewundern, wenn ein so weites und grosses Reich seit so vielen Jahrhunderten bestanden, und noch jetzo im grösten Glanz bestehet.

Der dritten Abtheilung erstes Capitel,
Darin allerhand Befehle, Verordnungen und Unterweisungen verschiedener Käyser enthalten sind.

Erstes Stück.

§. 1.

Veranlassung desselben.

Als der Tsin chi hoang, bisheriger König von Tsin, war Käyser geworden; so wolte man bald darauf alle diejenigen von den Hofbedienungen entfernen, die nicht aus dem Königreich Tsin waren. Der Li Ssee aber, der aus dem Königreich Tsou gebürtig war, und dem Tsin chi hoang am meisten zur Käyserlichen Crone beförderlich gewesen, that diesem Käyser zum Vortheil der Fremden folgende Vorstellung.

Grosser Prinz! Ich habe mir sagen lassen, daß von Dero höchsten Staatsrath ein Befehl abgefasset worden, kraft dessen die Fremden von allen Bedienungen ausgeschlossen seyn sollen. Es wird mir erlaubet seyn, Ihnen hierüber eine demühige Vorstellung zu thun. Einer von ihren Vorfahren hielt es hierin ganz anders. Er war überaus aufmerksam darauf, wo er nur tüchtige Leute finden konte, und er nahm sie auch alle auf, sie mochten herkommen, wo sie her wolten. Aus demjenigen Abendländischen Theil, den man **Yong** nennet, war der **Yeou yu** gebürtig; aus dem Morgenlande kam der **Pe li ki**, der aus **Ouan** herstammete. Er zog an seinen Hof den **Tsou chou**, **Pi hou** und **Kong sun tchi**, die allesamt Auswärtige waren. Er gab ihnen allen Bedienungen, und sie stunden denselben auch so wohl vor, daß dieser Herr, unter dessen Scepter zwanzig kleine Staaten stunden, seine ruhmvolle Regierung mit Eroberung der Landschaft **Si yong** endigte. **Hiao kong** erlebete unter seiner Regierung eine erstaunliche Veränderung in dem Königreich **Tsin**. Die Sitten der Unterthanen wurden merklich gebessert, und das Königreich wimmelte von Menschen. Er ward dadurch reich und mächtig, seine Unterthanen aber lebten glücklich und vergnügt. Die benachbarten Fürsten liebten und ehreten ihn. Er schlug die Truppen der Fürsten von **Tsou** und **Hoei**, die sich unterstanden hatten ihn anzutasten, und vergrösserte dadurch seinen Staat auf hundert Meilen. Wem hatte nun **Hiao kong** dieses alles zu danken? War er diese Aufnahme nicht den weisen Anschlägen des **Chang yang** schuldig? Dieser **Chang yang** aber war ein Ausländer. **Hoei vang** machte sich die Geschicklichkeit des **Tchang y** mit nicht geringerm Vortheil zu Nutze. Denn durch den Beystand dieses geschickten Mannes brachte er die Eroberungen zu stande, die Ihnen nicht unbekant sind, und davon Sie noch heut zu Tage die erwünschtesten Früchte einerndten. Würde **Tchao vang** ohne den Beystand des **Tan hi** den **Yang heou** erleget, den **Hou yang** vertrieben, sein Haus auf dem Thron bevestiget, sich gegen alle listige Streiche in Sicherheit gesetzet, und seine benachbarten Fürsten dahin gebracht haben, daß sie die Lebensmittel aus seinem Gebiete erwarten müssen? Mit einem Wort, würde er auch das Gebiet **Tsin** zu einem warhaftig grossen Reich gemachet haben? Was aber diese vier Fürsten, als Dero Vor-

fahren, wichtiges ausgerichtet, das haben sie durch die treuen Dienste ausländischer Personen zuwegegebracht.

§. 2.

Hier wird mir nun erlaubet seyn zu fragen, was denn Ihre Staaten jemals für Schaden davon gehabt, daß fremde Personen in Bedienungen gewesen? Ist es nicht im Gegentheil offenbar, daß, wenn diese Herren die Fremden von ihren Diensten ausgeschlossen hätten, wie sie jetzo ausgeschlossen werden sollen, ihre Staaten nimmermehr so mächtig, und das Reich **Tsin** nie so berühmt würde geworden seyn? Ja, wenn ich alles betrachte, was jetzo zu Eurer Majestät Diensten und Gebrauch frey da stehet; so erblicke ich die Edelgesteine des Berges **Kouen**, die Kleinodien von **Soui** und **Ho**, und die aus **Lung** kommenden Diamanten. Die Waffen, so Sie führen, die Pferde, welche Sie besteigen, ja selbst ihre Fahnen und Trommeln haben vieles an sich, das auswärts herbey gebracht werden muß. Warum bedienen Sie sich denn desselben? Ist das zur Ausschliessung von den Bedienungen im Reich **Tsin** hinlänglich, daß man nicht darin geboren ist, man sey auch sonst noch so geschickt und treu; so werden, wie es scheinet, alle Diamanten, alle elfenbeinerne Geräthe, alle Kleinodien aus Dero Pallast hinausgeworfen werden müssen. Die Schönheiten von **Tchin** und **Ouei** werden länger keinen Platz darinnen finden können. Räumet man aber diese Folge ein, will man, daß an Dero ganzen Hofstadt durchaus nichts fremdes, nichts ausländisches befindlich seyn müsse; wozu dient es denn, daß fast täglich Geschenke von Perlen und andern Kostbarkeiten einlaufen, damit die Königinnen ihre Häupter schmücken? Warum machen die Leute, die den Fremden so feind sind, den Anfang ihrer Reformation nicht damit, daß sie allen diesen fremden Schmuck wegschaffen, und Ihnen selbst ein Gesetz auferlegen, die Königin, Dero Gemahlin, wieder nach **Tchao** zurück zu schicken? Und endlich so bestehet die Musik von **Tsin** in zwey oder drey Instrumenten, die theils aus Thon, theils aus Knochen verfertiget sind, und deren Vereinigung einen sehr traurigen Eindruck verursachet; will man etwa Eure Majestät dazu verpflichten, diese klägliche Musik vorzuziehen, und die angenehmen Concerte der Musikanten aus **Tchin** und **Ouei** zu verbannen? Nein, das wird gewiß nicht geschehen. Wie nun, gnädiger Herr, stehet es in Dero Freyheit, von demjenigen, was zu Dero Vergnügen gereichet, das allerbeste auszusuchen, es komme auch her wo es wolle, und Sie solten nicht eben die Freyheit bey der Wahl auswärtiger geschickter und getreuer Personen haben? Will man Dieselben nöthigen, diejenigen ohne alle Prüfung und Unterscheidung zu verwerfen, die nicht angeborne Unterthanen in Dero Reiche sind? Das würde so viel heissen, daß die Ergötzlichkeiten eines Regenten dem Wohlergehen seiner Unterthanen vorgezogen werden müsten.

§. 3.

Das ist nicht der Weg, auf welchem sich **Tsin** so viele Staaten unterwürfig gemachet hat. Die grossen Flüsse und weiten Meere nehmen ohne Unterschied alle Bäche und Flüsse an, die sich in sie ergiessen; daher wird auch ihre Tiefe unergründlich. Eben so muß es ein grosser Herr machen, der sich in Erkentniß und Tugend volkommen machen will. So haben es vorzeiten unsere fünf **Ti** *) und drey **Vang** gehalten; sie sahen blos

*) **Ti**, Käyser, Regent, Herr, Souverain. **Vang**, König. Nichts destoweniger werden diese drey **Vang** mit unter die Käyser gezählet. Was aber die fünf **Ti** anlanget, so ist man wegen ihrer Anzahl und Bestimmung nicht durchgängig einig.

blos auf Weisheit und Tugend, ohne dabey auf den Unterschied der Länder und Königreiche zu sehen. Durch den Beystand des **Kouei chin** brachten sie es dahin, daß sie keine Feinde um sich hatten. Wenn man nun jetzo eine grosse Anzahl wohlverdienter Officianten ihrer Dienste erlassen, und sie den benachbarten Völkern zum Gebrauch übergeben; wenn man alle diejenigen aus dem Lande schaffen will, die nicht im Reiche **Tsin** geboren worden: so heist das nach dem gemeinen Sprüchwort nichts anders, als den Räubern die Waffen in die Hände geben, den Feinden gewogener seyn, als seinen Unterthanen, seine eigene Staaten schwächen, und sich eine unbeschreibliche Menge Feinde auf den Hals laden. Und wer da saget, daß ein solcher Schluß nöthig und nützlich sey, der hat Lust, sich selbst zu betrügen.

§. 4.

Anmerkung des Käyser **Cang hi** hierüber.

Wer in den alten Zeiten Weisheit und grosse Fähigkeiten besaß, der war in Achtung und Ehren. Die Regenten kamen dergleichen Leuten mit Geschenken zuvor, und gaben ihnen allezeit Bedienungen, wenn sie solche nur annehmen wolten. Es kam ihnen nicht in den Sinn, sie zu verstossen, oder nicht anzunehmen, weil sie Ausländer waren. Es ist eine Regel der Weisheit, sich geschickter Köpfe zu bedienen, wo man sie nur findet. **Li Ssee**, der diese Rede gehalten, war im Grunde ein böser Mensch; aber, was er hier gesaget hat, ist gut.

Zweytes Stück.

Als unter der Regierung des Käysers Ven ti aus der Dynastie Han, eine Sonnenfinsterniß einfiel; so lies gedachter Käyser folgende Erklärung bekant machen.

§. 5.

Ich habe jederzeit sagen hören, daß der Himmel den Völkern, die er schaffet, die Regenten zu dem Ende schenket, daß diese durch sie versorget und regieret werden sollen. Wenn nun die Fürsten, die über andere herschen, ohne Tugend sind und übel regieren; so schickt ihnen der Himmel allerhand Unglück zu, oder bedrohet sie doch damit, um sie an ihre Pflicht zu erinnern. Am eilften Tage dieses Monats fält eine Sonnenfinsterniß ein. Welch eine Erinnerung ist das nicht für mich? Ich erwege auf der einen Seite, daß auf meiner Wenigkeit die Wohlfarth meines Hauses beruhet, daß die Völker, Bedienten, Fürsten und Könige in ihrer Pflicht erhalten werden müssen. Ich bedenke andern Theils, daß bey so wichtigen Geschäften nur zwo oder drey Personen mir zur Seiten sind, deren ich mich bedienen kan. Ich fühle mein Unvermögen gar wohl. Ueber mir verlieren die Gestirne ihr Licht, und unter mir leiden meine Unterthanen Mangel. Dieses alles endecket mir, wie sehr es mir an der Tugend mangele. Es ist daher mein Wille, daß so gleich nach Bekantmachung des gegenwärtigen, in meinem ganzen Reich recht sorgfältig untersuchet werden soll, welches meine Fehler sind, daß ich davon benachrichtiget werden könne. Man suche zu dem Ende solche Personen auf und stelle sie mir vor, die dazu die nöthige Weisheit, Aufrichtigkeit und Standhaftigkeit besitzen. Ich meines Ortes befehle hiemit allen denen, die nur in irgend einer Bedienung stehen, ihrem Amte sorgfältig ein Genügen zu thun, und zum Besten des Volks allen unnützen Aufwand einzustellen.

len. Ich will selber davon ein Exempel geben; und ob ich wol die Gränzen des Reichs nicht von allen Truppen entblössen kan, so ists doch mein Wille, daß nur so viel als nöthig ist, unterhalten werden sollen.

Anmerkung des Käyser **Cang hi** hierüber.

Wir lesen im Buch **Chi king**: So unsichtbar er auch ist, so ist er doch nahe. Es darf daher der Dienst und die Verehrung des grossen **Chang ti** oder Himmelskäysers nie aus den Augen gesetzet werden. Wenn aber Sonnenfinsterniſse einfallen, die nichts anders als Erinnerungen des Himmels sind; so verdoppelt man billig seine Aufmerksamkeit und Ehrfurcht. - - Im einer beygefügten Randglosse heist es: Das ist das erste Exempel, daß unsere Käyser bey öffentlichen Landplagen oder bey ausserordentlichen Himmelszeichen, verlanget haben, sie ihrer Fehler wegen zu erinnern. Seit dieser Erklärung des **Yen ti** ist es mehrmals geschehen.

Drittes Stück.

Darin eine andere Erklärung des Käysers **Yen ti** enthalten, kraft welcher das Gesetz abgeschaffet ward, daß man die Regierungsart nicht critisiren solte.

§. 6.

Zu den Zeiten der alten Käyser wurde am Hofe theils ein grosses Tuch ausgebreitet, daran ein jeder frey schreiben oder vorstellen konte, was ihm zu beobachten nöthig schien; theils wurde auch eine Tafel aufgehänget, an welcher ein jeder die Regierungsfehler, oder, was er sonst zu erinnern hatte, bemerken konte. Und das trug sehr vieles zur Erleichterung nützlicher Vorstellungen und Erinnerungen bey. Heut zu Tage aber finde ich unter unsern Gesetzen eines, darin das zur Sünde gemacht wird, wenn jemand die Regierungsart tadelt. Das ist aber der Weg, uns nicht nur der Einsichten derjenigen Weisen zu berauben, die von uns entfernet sind, sondern es wird auch dadurch selbst unsern Hofbedienten der Mund verschlossen. Wie soll denn nun künftighin der Regent von seinen Fehlern und Mängeln benachrichtiget werden? Es ist dieses Gesetz noch mit einem andern Uebel verbunden. Denn unter dem Vorwand, daß die Unterthanen ihrem Regenten öffentlich Treue und Gehorsam angelobet, und er versiehet es im geringsten; so beschuldiget man ihn des Aufruhrs. Die gleichgültigsten Worte werden bey den Obrigkeiten, wenn es ihnen nur beliebig ist, als ein aufrührisches Murren gegen die Regierung angesehen. Das einfältige und unwissende Volk stehet also in Gefahr, ein rechtes Halsverbrechen zu begehen. Ich will daher dieses Gesetz nicht länger wissen oder dulden.

Hierüber hat **Cang hi** folgende Anmerkung gemacht.

Tsin chi hoang hatte viel dergleichen Gesetze gemachet. **Kao tsou**, der Stifter der Dynastie Han, schaffete verschiedene davon ab. Das gegenwärtige aber ward erst vom **Yen ti** abgeschaffet; und das war lang genung geharret.

Viertes Stück,

Darin der Käyser Yen ti Befehl ertheilet, auf die Abschaffung eines andern Gesetzes zu denken, kraft dessen die Anverwandten eines Missethäters mit diesem gleicher Strafe unterworfen wurden.

§. 7.

Da die Gesetze die Regierungsregeln sind, so müssen sie auch höchstgerecht seyn. Sie haben den Zweck, nicht nur die Laster zu unterdrücken, sondern auch die Unschuld zu schützen. Jetzo aber finde ich unter unsern Gesetzen eins, kraft dessen eines Uebelthäters Vater, Mutter, Weib oder Kinder gleicher Strafe und Unglück unterworfen werden; und das geringste, so ihnen begegnen kan, ist dieses, daß man sie zu Sclaven machet. Dieses Gesetz ist gar nicht nach meinem Geschmack. Man sagts, und es ist auch wahr, daß die Gesetze, wenn sie billig und gerecht sind, die Unterthanen am allerbesten in Zucht und Ordnung erhalten. Wenn man nur diejenigen strafet, die es verdienen, so billiget jedermann eine solche Strafe. Die Hauptpflicht einer Obrigkeit ist, die Unterthanen so, als ein Hirte die Heerde weidet, zu regieren, und allen Unordnungen vorzubeugen: Wenn nun die Obrigkeiten dabey nicht zum Zweck kommen, sondern nur nach solchen Gesetzen richten müssen, die eben nicht alzugerecht sind; alsdenn gereichen die Gesetze, die das Beste der Unterthanen befördern sollen, zu dieser ihrem Verderben, und verursachen viele Grausamkeiten. Und von der Beschaffenheit ist das Gesetz, davon hier die Rede ist. Ich sehe nicht den allergeringsten Vortheil davon. Man überlege es reiflich, ob es nicht besser gethan wäre, wenn man es abschafte.

Anmerkung des Käysers Cang hi.

Unsere alten Käyser, diese weise Fürsten, stiegen zuweilen von dem Thron ihrer Majestät herab, um mit den Elenden zu weinen und die Schuldigen zu beklagen. Wie vielmehr muste ihnen das zu Herzen gehen, daß Vater, Mutter, Weib und Kinder mit einem einzigen Verbrecher unglücklich werden solten? Yen ti wolte ein solches Gesetz abgeschaft wissen; man sieht daraus, daß er ein gütiger Regent gewesen.

Fünftes Stück,

Darinnen mehrgedachter Käyser Yen ti sich erkläret, daß er die Helfte seiner Pächte den Unterthanen erlassen wolle, um sie zum Fleiß beym Ackerbau anzutreiben.

§. 8.

Diejenigen, denen es oblieget, ganze Völker zu regieren, müssen sich bemühen, denselben die zärtlichste Zuneigung zu alle dem einzuflössen, was zum Wohlergehen des Staats etwas beytragen kan. Dahin gehöret nun unstreitig der Ackerbau. Daher habe ich auch seit zehen Jahren nicht unterlassen, diesen wichtigen Punct meinen Unterthanen einzuschärfen. Aber ich habe nicht wahrgenommen, daß man entweder neues Land zum Ackerbau angeleget habe, oder daß der Zuwachs an Getreide stärker worden; vielmehr muß ich mit Betrübniß wahrnehmen, daß dem armen Volk der Hunger aus den Augen heraus siehet. Ohne Zweifel müssen meine Bedienten entweder meinen Befehlen

nicht die gehörige Ehrerbietung erweisen, oder sie sind nicht vermögend, ihrem Amt ein Genügen zu thun. Aber ach! wenn selbst die untergeordnete Obrigkeiten, die das Elend des Volks selbst mit ansehen, nicht gehörig darauf achten; wie kan ich denn demselben kräftig genung zu Hülfe kommen? Darauf soll von nun an gedacht werden; und zu dem Ende erlasse ich dem Volk die Hälfte meiner Pächte, die ich jährlich zu heben habe.

Anmerkung des Käysers Cang hi hierüber.

Nichts vernünftigers kan gesagt werden, als dieses. Es ist auch mit schönen Worten ausgedruckt. Man wird noch heut zu Tage davon gerühret; was muß es nicht zu seiner Zeit für Wirkungen gehabt haben? = = Es finden sich in dem Buch, daraus das bisherige genommen worden, noch andere Exempel von gedachtem Käyser, daß er seinen Unterthanen vieles erlassen habe. Dazu hat Cang hi folgende Worte geschrieben: Yen ti war ein grosser Wirth. Das beweisen die vielen Erlassungen.

Sechstes Stück,

Darinnen eine andere Erklärung vorgedachten Käysers Yen ti enthalten, die dahin gehet, daß die bisherige Verstümmelung der Glieder in andere Strafen verwandelt werden sollen.

§. 9.

Ich habe mir sagen lassen, daß es zur Zeit des Chun *) hinlänglich gewesen, das Volk in guter Ordnung zu erhalten, wenn äusserlich nur zum Schein eine Art der Strafe abgebildet worden. O welch ein schönes Regiment muß das gewesen seyn! Heut zu Tage haben wir bey solchen Verbrechen, die nicht das Leben verwirken, fast dreyerley wirkliche und sehr grausame Verstümmelungen der Glieder. Nichts destoweniger werden täglich die grössesten Bosheiten ausgeübet. Woher mag das rühren? Rührt es nicht von dem Mangel meiner Tugend her, und daß ich nicht Geschicklichkeit genung habe, mein Volk zu regieren? Gewiß die Fehler, die sie begehen, und die Verbindlichkeit, die mir obliget, dieselben zu strafen, gereichen mir zu grosser Beschämung. Wenn das Buch Chi king einen Regenten ermahnet, seiner Regierung wohl vorzustehen, so sagt es, daß er bey demselben Vater- und Mutterstelle vertreten müsse. Wenn aber jetzo einer meiner Unterthanen einen Fehler begehet, solte es auch ein Fehler seiner Unwissenheit seyn, so bestraft man ihn alsbald, und die Strafe ist gemeiniglich so beschaffen, daß er ausser Stand gesetzet wird, aufs künftige sich zu bessern. Das geht mir durch die Seele. Dergleichen armen Leuten, ob sie gleich strafbar sind, die Glieder dergestalt verstümmeln, daß sie nicht wieder geheilet werden können; wie schmerzlich muß eine solche Strafe seyn! Wie grausam ist das Gesetz eines solchen Regenten! Kan er dabey Vater- und Mutterstelle vertreten? Man sehe doch darauf, daß dieses Gesetz abgeschaffet werde; man suche doch diese Strafe in andere zu verwandeln. Ich befehle solches, und will überdies noch, daß diejenigen, die nach Beschaffenheit ihres Verbrechens mehr oder weniger gestrafet worden, nach kurzer Zeit wieder wie die andern Unterthanen gehalten werden sollen.

Hiebey

*) Dieser Käyser ist wegen seiner Weisheit und Tugend sehr berühmt. Es kan davon der erste Theil dieser Uebersetzung p. 263 nachgelesen werden.

Hiebey hat **Cang hi** folgendes bemerket:

Man möchte zwar sagen, daß die Leute, wenn diese Verstümmelungen aufgehoben würden, immer dreister werden möchten, die Gesetze zu übertreten, und daß sich nur die Anzahl der Lasterhaften vermehren werde. Aber man hat auch dabey zu bedenken, daß dergleichen Verstümmelungen und der damit verbundene Schimpf denen, die dergleichen leiden müssen, aufs künftige alle Gelegenheiten benehme, die begangenen Fehler zu bessern. Wenn man also dergleichen Strafen in andere verwandelt, und zum Exempel solche Uebelthäter mit Ruthen ausstreichen lässet, so werden viel Unglückselige gerettet werden *).

§. 10.

Siebentes Stück.

Darin eben dieser Käyser Yen ti eine Erklärung von sich gestellet, als einige seiner Bedienten Gebet und Opfer für ihn brachten, die sonst bey Verwaltung ihrer Aemter nicht die besten waren.

Dieses ist das vierzehente Jahr meiner Regierung. Je länger ich aber regiere, je mehr erkenne ich mein Unvermögen, und bin darüber sehr beschämt. Ob ich gleich bisher kein einziges Jahr die vestgesetzten Ceremonien so wol in Ansehung des **Chang ti** **), als auch meiner eigenen Vorfahren unterlassen habe; so weiß ich doch, daß unsere alten und weisen Könige bey dergleichen Ceremonien keine eigennützigen Absichten gehabt, und keine eigene Glückseligkeit gesuchet. Sie waren vom Eigennutz so fern, daß sie ihre eigenen Anverwandten aus den Augen setzten, und einen Menschen erzogen, der sie nichts angieng, wenn sie sonst nur eine ausnehmende Weisheit und Tugend an ihm fanden. Sie zogen den weisen und guten Rath anderer Leute ihren eigenen Neigungen weit vor. Nichts ist schöner und ruhmwürdiger, als die Uneigennützigkeit grosser Herren. Heute aber habe ich vernommen, daß meine Bedienten um die Wette Gebete zum Himmel geschicket, um von demselben Glück zu erbitten, nicht für mein Volk, sondern für meine Person. Dieses gefält mir nun gar nicht. Wenn ich daran ein Gefallen hätte, daß dergleichen Bediente, die sonst in ihren Amtsgeschäften die besten und eifrigsten nicht sind, sich einzig und allein mit dem persönlichen Wohlergehen eines Fürsten, der so wenig Tugend hat, als ich habe, beschäftigen; so würde dieses bey mir ein gar grosser Fehler seyn. Ich befehle demnach, daß diese Bedienten, ohne sich mit meiner Person so viel zu thun zu machen, künftig ihre Aemter dafür desto besser in acht nehmen sollen.

Anmerkung des Käysers **Cang hi**.

Die Tugend macht das Opfer angenehm, und nicht die Materie. Man befleißige sich nur auf wahre Tugenden, so werden die Wohlthaten des Himmels wol von selbst kommen. Oder meinet man etwa, daß das Glück des Himmels auf einmal über die

*) Vor Zeiten war es in China gebräuchlich, das Gesicht der Uebelthäter mit einem glüenden Eisen zu brandmahlen, die Nase abzuschneiden, oder einen Fuß abzuhacken. Heut zu Tage aber werden weder Nasen abgeschnitten, noch Füsse abgehacket. Um gewisser Diebstähle willen werden zwar die Backen mit einem heissen Eisen gezeichnet; aber die Chineser haben ein Mittel, dergleichen Brandmahle bald wieder auszutilgen.

**) Das ist, der Käyser des Himmels.

Person eines Regenten komme, wenn dergleichen Leute ein Gebet herschnattern? **Yen ti** hat volkommen Recht, daß er einen solchen Mißbrauch eingestellet. **Tching te sieou**, ein Gelehrter aus der Dynastie **Song**, sagt bey eben dieser Verordnung: Wenn etwas mangelhaftes im Staat vorfiel, so schrieb **Yen ti** sich solches ganz alleine zu. Das Glück aber theilete er mit seinen Unterthanen. Darin war er ein wahrer und würdiger Nachfolger unserer alten Fürsten.

§. 11.

Achtes Stück.

Darin eben dieser Käyser **Yen ti** die Verordnung machet, daß geschickte und bis zur höchsten Probe getreue Leute aufgesuchet und ihm vorgestellet werden sollen.

Der grosse **Yu** gab sich ausserordentliche Mühe, um nur tugendhafte und wohlverdiente Leute aufzusuchen, deren er sich bey seiner Regierung bedienen könte. Die Befehle, die er zu dem Ende ergehen lies, wurden nicht nur im ganzen Reich ausgebreitet, sondern sie wurden auch ausser dem Reich bekant gemachet; und man mag wohl sagen, daß sie nur da unbekant geblieben, wo keine Schiffe, Wagen und Menschen gewesen. Jedermann machte sich in der Nähe und Ferne ein Vergnügen und eine Pflicht, demselben mit seinen Einsichten zu dienen. Daher gelung es auch demselben in allen Stücken, und er legte den Grund zu einem Reich, das lange Zeit in dem erwünschtesten Wohlstande blieb. **Kao ti** hat es in den neuern Zeiten fast eben so gehalten, unser gegenwärtiges Reich zu gründen. Nachdem er das Reich aus dem Elend, darunter es seufzete, errettet hatte; so war das seine erste Bemühung, so viel verdiente Leute an seinen Hof zu ziehen, als ihm nur möglich war. Diejenigen, die er fand, brauchte er, und empfahl ihnen nichts so sehr, als daß sie ihm seine Regierung erleichtern helfen möchten. Durch diese, und vermittelst des mächtigen Beystandes des Himmels, ward er ein ruhiger Besitzer dieses grossen Staats, und er lies alle seine Nachbaren die Wirkungen seiner Gütigkeit empfinden. Von diesem habe ich nun das Reich erhalten, wie ihr wohl wisset. Es ist euch auch nicht unbekant, (denn ich habe euch oft daran erinnert,) daß ich zur Verwaltung desselben weder genungsame Erkentniß noch Tugend habe. Und das beweget mich, heute diese neue Verordnung ergehen zu lassen, daß alle meine Bedienten, von den Prinzen an bis zu den Unterobrigkeiten, sich Mühe geben sollen, mir wohlverdiente Leute zu schaffen. Einige, zum Exempel, die die grosse Welt kennen; andere, die in den Staatsangelegenheiten geübet sind; insonderheit aber verlange ich solche, die so viel Aufrichtigkeit und Standhaftigkeit besitzen, mir dasjenige frey vorzuhalten, was sie zu erinnern für nöthig finden. Ich möchte wünschen, daß ich solcher Leute recht viel hätte, um durch sie meine Unfähigkeit zu ersetzen. Indes sollet ihr, die ihr seit geraumer Zeit **Ta fou** *) gewesen, mir nach eurem besten Vermögen beystehen. Folgendes ist aber das vornehmste, darauf eure Bemühung gerichtet seyn soll: 1. daß ihr mir meine täglichen Fehler und persönlichen Schwachheiten vorhaltet; 2. daß ihr mir die Mängel der gegenwärtigen Regierung; 3. die Ungerechtigkeiten der Unterobrigkeiten anzeiget, und 4. die Noth des Volkes entdecket. Erkläret euch über diese Puncte in einem ausdrücklichen Memorial. Ich will es lesen, und wenn ichs lese, will ich genau darauf merken,

ob

*) Ist der Titul einer vornehmen Reichsbedienung.

ob euer Eifer so weit gehet, als er gehen soll. Ich werde insonderheit daraus urtheilen, ob euer Eifer rechtschaffen sey, wenn ihr in eurem Memorial vom Anfang bis zum Ende frey redet, ohne meiner Person dabey zu schonen. Nehmet euch ja in acht, Ta fou, denn es betrift keine Kleinigkeit. Es ist die allerernstlichste Sache. Wendet allen euren Fleiß an, dasjenige gebührend auszurichten, was ich euch hiemit befehle.

Cang hi hat hiebey folgendes bemerket:

Das ist die allererste Verordnung eines Käysers, kraft welcher man sich nach wohlverdienten Leuten umthun soll. Dieser Befehl, der in richtigen und geschickten Worten abgefasset worden, schmeckt nach dem Alterthum.

§. 12.

Neuntes Stück.

Darin der Käyser Yen ti denjenigen Frieden bekant machet, den er mit dem tartarischen Prinzen Tan you, der in dem Nordlichen China regierete, aufgerichtet.

Es sind nun schon einige Jahre verflossen, daß meine Unterthanen leiden, noch mehr aber meine Nachbaren und Bundesgenossen. Die Ueberfälle derer Hiong nou sind sehr oft geschehen. Es ist mir nicht unbekant, daß es von beyden Seiten vieler Menschen Leben gekostet habe; und ich habe noch dazu Ursache zu glauben, daß mir dieses Unglück nicht einmal gänzlich ist angezeiget worden. Ich habe dieses Unglück nicht länger ohne Mitleiden ansehen können. Ja, ich bin davon nun so vielmehr gerühret worden, je mehr ich mich selbst als den Urheber ansehen müssen; weil sich dergleichen nicht zugetragen haben würde, wenn ich mehr Weisheit und Tugend besessen hätte. Unter diesen schmerzlichen Empfindungen habe ich Tag und Nacht auf Mittel gesonnen, einen dauerhaften innerlichen und äusserlichen Frieden meinen Unterthanen zu verschaffen. Das ist die einzige Absicht, warum meine Abgesandten bisher ab- und zugereiset sind. Ich habe nichts unterlassen, dem Prinz Tan you meine wahre Meinung zu entdecken, die sowol auf seiner als auf meiner Unterthanen Bestes gerichtet ist. Endlich hat ers begriffen; er hat meine Aufrichtigkeit eingesehen, und will seines Ortes alles zum gemeinen Besten mit beytragen. Wir haben uns dahin verglichen, das Vergangene zu vergessen, und uns zum algemeinen Besten zu vereinigen. Die erste Pflicht eines Regenten ist, die Einigkeit in seiner Familie zu stiften und zu unterhalten. Und diese Pflicht habe ich im gegenwärtigen Jahr ins Werk gerichtet.

§. 13.

Zehentes Stück.

Darin eine Verordnung des Käysers King ti, der des Yen ti Nachfolger in der Regierung gewesen, enthalten, deren Inhalt dahin gehet, daß man in heimlichen Halsgerichten mitleidig und barmherzig seyn solle.

Gesetze und Strafen müssen seyn, wenn den Unordnungen abgeholfen werden soll. Aber man hat auch dabey zu bedenken, daß man diejenigen nicht wieder lebendig machen

kan, die um ihrer Verbrechen willen sterben müssen. Es geschicht aber sehr oft, daß ungerechte Richter einen Unschuldigen entweder ihrer eigenen, oder eines andern seiner Leidenschaft aufopfern, und also ein Gewerbe mit dem Leben der Menschen treiben. Ja es trägt sich zu, daß andere, die für uneigennützig angesehen seyn wollen, sich bemühen, auf anderer Leute Unkosten einen Ruhm zu erlangen, und belegen ihre abscheulichsten Chicanen, ihre grausamste Strengigkeit, mit den Namen der Wachsamkeit und Billigkeit, und lassen auf die Weise unschuldige Leute umkommen. Das ist bey mir eine Ursache grosser Betrübniß und Mitleidens. Gleichwie aber Lebensstrafen nöthig sind, und diese durch Gesetze entschieden werden müssen; so sehe ich mich genöthiget, einem solchen Mißbrauch abzuhelfen. Wenn also einer nach dem Buchstaben des Gesetzes das Leben verwirket hat, und das Publicum, nach Maasgebung besonderer Umstände, nicht dabey beruhen will; so muß auch der Urtheilsspruch gemindert werden.

Cang hi schreibet hierüber also:

Diese Verordnung ist sehr wohl abgefasset. **King ti** scheinet ein scharfsichtiger Herr gewesen zu seyn. Doch ist seine Güte und Gnade noch mehr zu erkennen.

§. 14.

Eilftes Stück.

Darin vorgedachter Käyser King ti den Unterthanen den Ackerbau, den Obrigkeiten aber Wachsamkeit und Uneigennützigkeit bestens anpreiset.

Wozu dienet das viele Schnitzwerk und andere Zierrathen, die jetzo insonderheit zur Mode werden? Sie sind nicht allein nicht nöthig, sondern, indem sie so viel Zeit erfordern, so verhindern sie den Ackerbau. Wozu dienen ferner die vielen Stickereyen und ausgenähete Sachen, damit sich jetzo die Weiber so viel beschäftigen, die vor dem ihre Zeit an Verfertigung brauchbarer gewebten Zeuge, Tücher und Kleider wendeten? Weil die Leute den Acker um anderer Künste willen liegen lassen, so werden die Felder unfruchtbar und wüste; und weil die Weiber statt nützlicher Zeuge nichtswürdige nur zeitverderbende Dinge verfertigen, so will es nach gerade unter den Familien an den nöthigen Kleidungsstücken fehlen. Wann es aber den Leuten an Nahrung und Kleidung fehlet, so ist ihnen selten etwas Böses zu groß, daß sie solches nicht ausüben solten. Ich bearbeite jährlich selbst den Acker einmal, und meine Gemahlin erziehet Seidenwürmer. Von der gewöhnlichen Arbeit unserer Hände besorgen wir die Ceremonien, die unsern Vorfahren zu Ehren pflegen angestellet zu werden. Wir glauben auch, daß es unsere Pflicht sey, also zu thun, um unsern Unterthanen ein Exempel zu geben, sie zum Ackerbau aufzumuntern, und dadurch den Ueberfluß im Reich zu befördern. In eben dieser Absicht nehme ich auch keine Geschenke an, ich lasse die unnöthigen Bedienungen unbesetzt, und schrenke mich in allen Stücken so genau ein, als es nur möglich ist, damit der Lebensunterhalt allezeit vorräthig sey. Gewiß es liegt mir nichts so sehr am Herzen als der Ackerbau; wenn der einmal in dem erwünschten Stande wäre, so würde allenthalben Ueberfluß anzutreffen seyn, und zu unfruchtbaren Zeiten würde man einen Vorrath übrig haben. Man würde sich vor der Hungersnoth nicht so sehr fürchten, da dem Schwachen

chen das Wenige, das er hat, genommen wird, und da ganze Räuberbanden herumstreichen, das Elend noch grösser zu machen. Wenn der Ackerbau in gutem Stande wäre, so würden nicht so viel junge Leute in der besten Blüte ihrer Jahre vor Hunger und Elend umkommen müssen; ein jeder würde so viel haben, wovon er bis in sein hohes Alter vergnüglich leben könte. Aber es ist so ferne, daß es unter uns so aussehen solte; vielmehr haben wir ein unfruchtbares und kümmerliches Jahr vor uns. Woher komt das Unglück? Habe ich mich nicht durch allerhand Kunstgriffe und Heucheley übervortheilen lassen, daß die Aemter nicht nach Würden besetzet worden? Sind nicht die obrigkeitlichen Personen bey Verwaltung ihrer Aemter saumselig? Unterdrucken nicht viele meiner Justitzbedienten die Unterthanen unter dem Vorwand, daß sie meine Befehle ausrichten müsten? Giebts endlich nicht solche, die die wesentlichsten und nothwendigsten Gesetze mit Füssen treten, und die, wenn sie die Diebe aufsuchen sollen, mit diesen in gleiche Theile gehen? Wir gebieten demnach durch gegenwärtiges allen unsern hohen Bedienten, daß sie auf das Verhalten ihrer Untergebenen ein genaues Auge haben, und diejenigen unsern Ministern ungesäumt anzeigen sollen, die sich als Pflichtvergessene finden lassen. Wir befehlen zu dem Ende, daß diese unsere Verordnung im ganzen Reich samt unserer hierunter waltenden Absicht bekant gemachet werde.

Hierüber hat Käyser **Cang hi** folgendes bemerket:

Diese Verordnung betrift lauter wesentliche Dinge. Es ist kein Wort vergeblich in derselben. Was darin auf die Rechnung der Subalternen geschrieben worden, das zeuget von einem Regenten, dem das geheimeste Elend seiner Unterthanen nicht unbekant gewesen.

§. 15.

Zwölftes Stück.

Darin der Käyser **Vou ti** befielet, daß man ihm bey seiner Regierung den nöthigen Unterricht ertheile, und ihn freymüthig erinnere.

Da ich durch ein besonderes Glück *) auf den Thron meiner Vorfahren erhoben worden, um denselben auf meine Nachkommen zu erhalten; da mir die Regierung eines grossen Reichs aufgetragen worden, um dessen Glanz und Ruhm zu vermehren; so erkenne ich voller Dankbarkeit für die mir erwiesene Ehre, was das für eine schwere Last sey, die man mir aufgeleget hat. Seit meiner Gelangung zum Thron arbeite ich Tag und Nacht, ohne mir die nöthige Ruhe dabey zu gönnen. Dem ohngeachtet aber habe ich Ursache zu glauben, daß sehr vieles meiner Sorgfalt und Wachsamkeit verborgen bleibe, und daher viele Fehler mit unterlaufen. Ich habe es daher allen zinsbaren Fürsten bestens empfohlen, auch solches im ganzen Reich bekant gemachet, daß man tüchtige Leute aufsuche, die mich in der Regierungskunst unterweisen und mir meine Last erleichtern helfen. Ihr solt demnach, **Ta fou**, der ihr der erste seyd unter denen, die mir vorgestellet worden, (wie ich euch denn auch diese Ehrenstelle gern und willig ertheilet, weil ich glaube, daß ihr derselben nicht unwürdig seyd,) ihr solt, sage ich, diese Schrift mit

*) Er zielet damit auf den Vorzug, der ihm von seinem Vater **King ti** beygeleget worden, als welcher ihn seinem ältern Bruder vorzog. Es ist von ihm nachzulesen der erste Theil dieser Uebersetzung p. 321.

mit Aufmerksamkeit lesen. Merket, wovon hier die Rede sey, und was ich von euren Einsichten erwarte. Ich habe mir sagen lassen, daß unter unsern fünf **Ti** und drey **Vang** das ganze Reich einer erwünschten Ruhe genossen; und daß sie dennoch nur einige einfältige Grundreguln gehabt, darnach sie sich gerichtet. Nach dem Tode dieser Regenten sind ihre Nebenlustbarkeiten, ihre Glocken, Trommeln und musicalische Instrumenten bis auf unsere Zeit geblieben, aber mit ihrer Regierungsart hat es nicht die Beschaffenheit behalten. Es ist dieselbe almählig in einen grossen Verfall gerathen. Unter den bösen Regenten **Kie** und **Tcheou** ist kaum eine Spur davon übrig geblieben.

§. 16.

Das wunderbarste dabey ist dieses, daß in einer Zeit von 500 Jahren, die von **Ven vang** an bis auf den Ausgang der Dynastie **Tcheou** verflossen, verschiedene gute Regenten und weise Minister angetroffen worden, die sich dem Verderben der damaligen Zeiten entgegen gestellet, und aus wahrer Hochachtung gegen die Regierung der alten Käyser, dieselbe wieder einzuführen bemüht gewesen. Inzwischen haben doch alle ihre Bemühungen nichts gefruchtet. Es ward vielmehr immer ärger. Woher mochte das kommen? War das etwa blos ein Fehler der Menschen? oder muste man es nicht vielmehr als eine besondere Schickung des Himmels ansehen? Oder wem soll man endlich das Glück unserer drey berühmtesten Dynastien zuschreiben? Welches war der Grund ihres Verfals und gänzlichen Untergangs? Ich habe oft von dem Unterschied eines langen Lebens und frühzeitigen Todes, von dem Unterschied zwischen denen, die weise und tugendhaft, und denen, die thöricht und zu Lastern geneigt, geboren worden, reden hören. Man pflegt von beyden zu sagen, das war ihr Naturel, das war ihr Schicksal. Das ist die gewöhnliche Sprache bey dergleichen Unterschied. Das habe ich, wie gesagt, tausendmal gehöret, aber ich muß frey bekennen, daß ich nichts deutliches darinnen finden kan. Indem ich nun von euch eine Erklärung darüber erwarte, so merket, was mir dabey am meisten am Herzen liegot. Ich wolte gerne, daß ein jeder von sich selbst und ohne Zwang seine Pflicht beobachtete; daß wenigstens die gütigsten Gesetze und die gelindesten Strafen hinlänglich wären, diejenigen in guter Ordnung zu erhalten, die noch wenig Tugend haben, damit alle meine Unterthanen vergnügt leben und die Regierung ohne Tadel seyn möchte. Ich wünschte, daß der zu rechter Zeit fallende Thau und Regen alle Felder fruchtbar machen und alle Bäume voll Früchte seyn möchten; daß an den himlischen Gestirnen nichts schreckhaftes, und in den Jahrszeiten nichts unordentliches sich zutrüge. Endlich wünschte ich, daß unter dem Beystande des Himmels und unter dem beständigen Schutz des **Kouei chin** *) mein Reich immer mehr wachse und blühe, daß meine Unterthanen täglich glücklicher werden, und an dem Wohlergehen aller ihrer Nachbarn, ja, wo möglich, der ganzen Welt, Antheil nehmen möchten.

§. 17.

Sehet, **Ta sou**, das ist der Inhalt meines Wunsches. Wie ihr nun von dem entferntesten Alterthum eine grosse Wissenschaft habt, die Grundsätze unserer alten Regenten wohl verstehet, und die Quellen des Glücks und Unglücks genau kennet; so zweifle ich auch ganz und gar nicht daran, daß ihr mir den gehörigen Unterricht ertheilen werdet. Das einzige verlange ich nur, daß ihr bey euren Vorstellungen eine gute Ordnung beob-

*) Das heisset so viel als ein Schutzgeist.

beobachtet, nicht zu viel auf einmal saget, alles gehörig unterscheidet, eins nach dem andern erinnert, Schritt vor Schritt weiter gehet, und bey einem jeden Stück eurer Erinnerungen allezeit das Wesentliche und Nützlichste beobachtet. Was ihr bey den Bedienten meines Reichs als einen Mangel der Tugend, der Aufrichtigkeit, des Eifers und Fleisses in ihrem Beruf bemerket, das zeiget mir frey an, ohne etwas dabey mit Stillschweigen zu übergehen. Und was meine eigene Person betrift, so redet frey, ohne Verstellung, ohne Umschweife, und fürchtet euch vor keiner Ungnade. Sorget dafür, daß ihr unverzüglich einen Aufsatz von den nöthigsten Stücken machet; und wenn ihr ihn mir übergeben, so will ich ihn sorgfältig lesen.

§. 18.

Dreyzehentes Stück.

Dieser Minister setzte wirklich ein Memorial für den Käyser auf, oder, er übergab ihm vielmehr eine lange Rede, die er mit eigener Hand geschrieben hatte, und welche unten mitgetheilet werden soll. Vou ti war damit volkommen zufrieden; und damit er dergleichen mehr erhalten möchte, so lies er folgende Verordnung ausgehen.

Man erzählet vom Käyser **Chun**, daß er bey der grösten Gelassenheit und ohne viele Bewegung das ganze Reich in der erwünschtesten Ruhe erhalten habe. Dagegen meldet man vom **Yen vang**, daß er sich ausserordentliche Mühe gegeben, das Reich in guter Ordnung zu erhalten. Die Regierung, sagt man, machte ihm so viel zu schaffen, daß oft die Sonne schon wieder untergegangen war, ehe er etwas gegessen hatte. Hatten denn etwa beyde Regenten nicht einerley Grundreguln? Warum bemühete sich der eine so sehr und der andere so wenig? Ich weiß nicht, ob ich mich irre; mich dünkt aber, daß ich die Ursache dieses ungleichen Verhaltens entdecket habe. Zu den Zeiten des **Chun** herschete noch die edle Einfalt der ersten Zeiten. Als aber **Yen vang** regierete, da war schon der Pracht und die Verschwendung zum Leben gekommen. Denn mit dem Anfang der Dynastie **Tcheou** finden wir in den alten Schriften Nachricht von grossen und reich geschmückten Wagen, von bemahlten und glänzenden Waffen, die zuweilen gar mit Edelgesteinen besetzt gewesen. Wir lesen von schönen musicalischen Concerten, von prächtigen Gastgeboten und Bällen; davon hingegen in den Zeiten **Chuns** keine Spuren anzutreffen. Ist auch wol ein Edelgestein ohne alle Flecken und Mängel? Man gräbet keine Figuren in denselben; man würde ihn nur verstellen, statt ihn schöner zu machen. Das war die Maxim zu den Zeiten des **Chun**. Aber unter der Dynastie **Tcheou** waltete eine andere vor; kraft welcher die Tugend muste geschmücket und mit fremder Beyhülfe erhabener gemachet werden.

§. 19.

Eben ein so grosser Unterschied wird in gewissen Zeiten wahrgenommen, die nicht so weit von einander entfernet sind. Man schreckte die Bösen durch allerhand strenge Gesetze. Die Verstümmelungen der Glieder waren sehr gewöhnlich. Man schafte aber diese Strafe unter der Dynastie **Tcheou** ab, und unter der Regierung des **Kang vang** war die Anzahl der Uebelthäter so klein, daß vierzig Jahre nach einander die Gefängnisse leer gestanden. Die Lebensstrafen giengen darauf unter der Dynastie **Tsin** von neuem

ay. Es ward unbeschreiblich viel Blut vergossen, und die Anzahl der Uebelthäter verminderte sich doch nicht. Unzählige Menschen wurden hingeopfert. Man kan an die blutigen Hinrichtungen derselben Zeiten nicht ohne Grauen und Mitleiden denken. Wenn ich daran gedenke, und damit vergleiche, wie es unter so vielen Käysern, die meine Vorfahren gewesen, hergegangen; so suche ich mir alles zu Nutze zu machen, um nur die Ehre meines Thrones zu behaupten, und das Beste des Reichs zu befördern. Insonderheit wolte ich gerne dem Ackerbau aufgeholfen wissen, und die Aemter nur mit würdigen Personen besetzen. Ich bearbeite selbst die Erde, um meine Unterthanen durch mein eigenes Exempel aufzumuntern. Ich ehre diejenigen, die sich diese Arbeit lassen angelegen seyn, und schicke zu dem Ende oft meine Leute auf das Feld. Ich erkundige mich nach den Armen, Wäisen und Verlassenen. Ich sinne endlich immer auf Mittel und Wege, meinem Reich einen warhaftigen Ruhm zu machen, wenn meine Unterthanen tugendhaft und glücklich sind. Dem ohnerachtet kan ich nicht sagen, daß ich meinen Zweck erreichet hätte. Die Jahrszeiten sind unordentlich, die Luft ungesund; es herschen hie und da allerhand Krankheiten; es sterben viele Menschen, und mein Volk leidet Noth. Ich weiß nicht, wem ich dies Unglück zuschreiben soll; es sey denn, daß, wieder alle meine gute Absichten, diejenigen nicht alle was taugen, die die Aemter im Reich verwalten. Eine so nöthige Prüfung und Untersuchung zu befördern, habe ich ausdrücklich die berühmtesten Leute aufsuchen und sie an meinen Hof entbieten lassen.

§. 20.

Euch demnach, ihr Grossen des Reichs, euch gehet diese Verordnung überhaupt und einen jeden insonderheit an. Wir befehlen euch aufs ernstlichste, alles dasjenige sorgfältig zu untersuchen, was bey unserer Regierung mangelhaft genennet werden mag. Wenn dieselbe in ein und anderm Stück von der Regierung unserer Vorfahren unterschieden ist, so forschet nach, ob solches mit Grund oder ohne Grund geschehe. Theilet euch unter einander eure Gedanken mit. Schlaget die Mittel vor, die euch zur Verbesserung die beqvemsten zu seyn dünken. Haltet euch ein genaues Verzeichniß, und bey dessen Verfertigung merket euch diese beyden Stücke, die wir euch bestens empfehlen. 1. Meinet nicht, daß ihr mir nur geschminkte Reden vorsagen müstet, sondern sagt mir das, was wirklich geschicht. 2. Lasset euch weder Ehrerbietung noch Furcht zurücke halten, mit Freyheit vor mir zu sprechen: denn das ist unser Wille.

Gedanken des Käyser **Cang hi** hierüber.

Dieses Stück zeiget zur Gnüge an, daß unter der Regierung des **Vou ti** die Höflichkeit und Artigkeit der Sprache mit einander verbunden gewesen. Ich weiß aber nicht, ob der Käyser selbst also geschrieben. Wenigstens wird bald darauf ein anderer Autor angeführet, der die Verordnungen des **Vou ti** beschuldiget, daß sie alzugekünstelt wären. Es ist ein guter Geschmack und Schreibart darin; aber es zeigen sich doch noch hie und da Lücken. Die Schreibart des **Ven ti** gefält mir besser. Sie ist zwar weit einfältiger abgefasset, aber die Sachen sind doch wohl und gründlich ausgedrucket.

Es folgen hierauf einige andere Verordnungen des **Vou ti**, da er theils den Unterthanen vieles zu erlassen, theils die Armen in seinem Lande auf seine Kosten zu verpflegen befohlen. Darüber hat **Cang hi** diese Anmerkung gemachet: hierin ist er seinem Großvater **Ven ti** und seinem Vater, **King ti**, nachgefolget; aber er ist nicht so ein guter Wirth

gewesen

gewesen, als diese seine Vorfahren. Er erschöpfte seinen Schatz durch tausenderley unnütze Ausgaben, und am Ende seiner Regierung sahe es sehr schlecht darum aus.

§. 21.

Vierzehentes Stück.

Dem Vou ti folgte der jüngste Sohn Tchao ti. Ich finde von demselben in diesem Buch mehr nicht als zwey Stücke, davon das erste sehr kurz ist. Die Veranlassung dazu war folgende. Man stellete ihm den Han fou nebst noch vier andern, als Leute von besondern Verdiensten, exemplarischer Tugend und ausnehmender Fähigkeit vor. Aber man sagte ihm dabey zugleich, daß diese Leute gerne in der Stille leben, und sich nicht mit Aemtern beschäftigen wolten; sie bäten daher Se. Majestät, daß er sich solches gefallen lassen möchte. Hierauf lies Tchao ti folgende Verordnung ergehen.

Ich liebe den Han fou und die andern vier so sehr, als ich ihre Verdienste achte. So würdig sie auch sind, die wichtigen Aemter zu verwalten, so will ich sie doch gerne mit der Arbeit verschonen. Ich gebe es demnach zu, daß sie ausser aller Bedienung durch ihr Exempel andere erbauen, und das Volk insonderheit zur Beobachtung der kindlichen Pflicht anhalten. Zu Bezeugung meiner Achtung gegen sie befehle ich, daß meine Bedienten an dem Ort ihres Aufenthalts ihnen mit dem Anfang eines jeden Jahres in meinem Namen ein Geschenk reichen. Begegnet ihnen ein Unglück *), so soll ihnen auf meine Kosten die Decke und Kleidung angeleget werden, und was die gewöhnlichen Ceremonien betrift, soll man sich dabey eines Thieres vom zweyten Rang bedienen.

Anmerkung des Käyser Cang hi hierüber.

Sich auf eine gute Art brauchbarer Bedienten entäussern, das heist so viel als dieselbigen recht nutzen. Ihre Worte und Exempel können viele Leute vernünftig und tugendhaft machen. **)

§. 22.

Funfzehentes Stück.

Als der König von Yen, Tan ouang, ob er gleich mit zum Königlichkäyserlichen Hause gehörete, sich in eine damals errichtete Faction einlies; so schrieb ihm Tchao ti, so bald er davon benachrichtiget worden, folgenden Brief, den er mit seinem Siegel verwahret hatte.

Als Kao ti, von dem wir alle herzustammen die Ehre haben, ein Beherscher des Reichs worden war; so gab er den zu seinem Hause gehörigen Prinzen gewisse Tafelgelder, um seinem Hause desto mehr Stützen zu verschaffen. Da seit der Zeit die Familie **Liu** ***) durch geheime Griffe, uns zu stürzen getrachtet, so blieben alle Lie ou gegen ihren gemeinen Feind vereiniget. Sie hatten den Fürst **Kiang** nebst noch einigen

*) Das heist so viel, wenn einer von ihnen stirbet: welchen Ausdruck die Chineser gerne vermeiden.
**) Es ist von diesem Käyser Tchao ti der erste Theil dieser Uebersetzung p. 323 nachzulesen.
***) Es ist dieses der Name einer Familie, die sich durch Hülfe der regierenden Käyserin des Throns zu bemächtigen suchte.

andern auf ihrer Seite. Die **Liu** wurden vertilget, und unser Haus behauptete in der Person des **Ven ti** den Thron. Die Familien **Fan**, **Ki**, **Tsao**, **Koan**, deren Zuneigung, Eifer und Diensten **Kao ti** sehr vieles zu danken hatte, diese Familien, sage ich, die seit der Zeit sehr angewachsen, sind seit der Zeit mit andern Familien in allerley Ständen und Lebensarten vermischet worden. Eine grosse Anzahl davon bauen jetzo den Acker, und führen eine schlechte Lebensart ohne Murren. Einige unter denselben hat man aus besonderer Betrachtung sorgfältig erziehen lassen; keiner aber ist so hoch gestiegen, als **Heou**, das wisset ihr; wie euch denn auch nicht unbekant seyn kan, daß die zu unserm Hause gehörigen, ganz anders gehalten worden. Derjenige, der nicht einen einzigen Feldzug gethan, oder sonst die geringsten Dienste geleistet, gieng so zu reden in gleiche Theilung des Reichs. Man wies ihm besondere Domainen an; man beehrte ihn mit dem Titul eines **Vang** oder Königs; man schoß ihm grosse Summen Geldes vor. So hielt es **Kao ti** mit denen, die zu seinem Hause gehöreten. Und diese Wohlthaten sind seit derselben Zeit dergestalt fortgesetzet worden, daß, wenn der Vater starb, der Sohn demselben nachfolgte; oder wenn der älteste Sohn abgieng, so ward die Nachfolge den jüngern Brüdern zu Theil. Dieser Herkunft habt ihr nun alles zu danken, was ihr seyd; das wisset ihr. Und gegen dieses Haus empöret ihr euch jetzo: statt dessen, daß die genossene Liebe und Wohlthaten euch gegen das Oberhaupt dieses Hauses zu Liebe und Eifer erwecken solten; so habt ihr euch mit solchen zusammen gerottet, die euch nichts angehen. Ihr richtet eine Parthey gegen mich auf; wenigstens unterstützet ihr dieselbe. Wenn die Todten von dem Nachricht erhalten, was hier auf der Welt vorgehet, mit was für einem Herzen werdet ihr euch künftig in dem Saal eurer Vorfahren einfinden können, um ihnen daselbst die gewöhnliche Ehre und Ceremonien zu erweisen.

Anmerkung des Käysers **Cang hi** hierüber.

Das Ernstliche, das Gründliche und Zärtliche ist hier mit einander vermischet, und unterstützet eins das andere. Die Redensarten sind wohl mit einander verbunden, und der ganze Brief fähig das Herz zu rühren.

In einer Anmerkung heisset es, daß **Tan**, so bald er diesen Brief erbrochen und gelesen, sich auf der Stelle aufgehenget habe.

§. 23.

Sechzehentes Stück.

Enthält eine Verordnung des Käysers **Suen ti** *), daß man ihm die Leute bekant machen solte, die sich durch kindlichen Gehorsam besonders hervorgethan.

Da ich von meiner eigenen Untüchtigkeit und schwachen Erkentniß so sehr überzeuget bin; so suche ich dasjenige, was mir mangelt, durch meine unermüdete Aufmerksamkeit, damit ich mich Tag und Nacht beschäftige, zu ersetzen. Die gerechte Sorge, daß ich die Ehre meiner Vorfahren nicht gebührend behaupten möchte, hat mich angetrieben, mich nach verdienten und geschickten Leuten umzusehen. Allein aller dieser Mittel ungeachtet habe ich es bisher in der Besserung der Sitten nicht dahin bringen können, dahin ich

*) Von diesem Käyser ist im ersten Theil dieser Uebersetzung p. 324 nachzulesen, alwo gar ein schönes Bild von ihm gemachet wird.

ich gewolt. Da ich mich nun jetzo dessen erinnere, was unsere älteste Schriften aussagen, daß der kindliche Gehorsam der Grund aller andern Tugenden sey; so befehle ich hiemit, daß man mir in einem jeden Gouvernement einen aussuche, der sich durch die Ausübung dieser Tugenden hervorgethan. Ich will einen jeden derselben ehren, und ihn nach seiner Fähigkeit versorgen.

Anmerkung des Käyser Cang hi.

Die Familie Han folgte unmittelbar auf die Familie Tsin, das ist, auf eine verwirte und verderbte Zeit. Es war daher nichts nöthiger, als die Sitten zu bessern, und die Tugend wieder bekant zu machen. Wie man denn auch findet, daß nach dem Ven ti und Vou ti sich die von der Dynastie Han am meisten darum bemühet.

§. 24.

Siebenzehentes Stück.

Welches eine andere Verordnung des Käysers Suen ti enthält, kraft welcher alle diejenigen von Frohndiensten befreyet worden, die ihre Eltern verloren.

Ein gutes Mittel, die Unterthanen in einer ganz ungezwungenen Unterthänigkeit und Gehorsam zu erhalten, ist dieses, daß man ihnen eine Hochachtung gegen die kindlichen Pflichten beybringe. Es geschicht aber heut zu Tage, daß man ohne die geringste Absicht auf diejenigen, die ihren Vater oder Mutter verloren haben, die Leute ohne Unterscheid mit Frohndiensten beleget; so daß oft ein armer Sohn nicht vermögend ist, seinem Vater die gebürende Schuldigkeit zu erweisen. Wenn er auch nur eine mäßige Ehrerbietung gegen seine Eltern besitzet, so muß ihm eine solche Gewaltthätigkeit zu Herzen gehen. Mit solchen Leuten habe ich Mitleiden, und befehle daher, daß diejenigen, die entweder ihre Eltern oder Großeltern verloren, von allen Frohndiensten frey seyn sollen, damit sie ihren Eltern die schuldige Ehrerbietung beweisen können. Eben dieser Käyser Suen ti machte die Verordnung, kraft welcher ein Sohn frey gesprochen ward, wenn er seinen Vater, und ein Weib, wenn sie ihren Mann eines Verbrechens halber nicht angab; dabey lies er es aber bey der Todesstrafe, wenn die Eltern ihre Kinder und die Männer ihre Weiber, wenn sie sich gewisser Halsverbrechen schuldig gemachet hatten, nicht angaben. Darüber hat Cang hi diese kurze Anmerkung gemachet: der Unterschied, den Suen ti alhier gemachet hat, ist auf gute Ursachen gegründet.

§. 25.

Achtzehentes Stück.

Als Yu, der jüngere Bruder des Yuen ti, eines Sohns Suen ti, der aber mit einer andern Gemahlin erzeuget worden, in seiner Kindheit König von Tong ping worden war, und bey zunehmenden Jahren sein selbst zu vergessen anfing, und seine eigene Mutter mißvergnügt machte; so erinnerte Yuen ti denselben erst desfals besonders, hernach aber schrieb er folgenden Brief an seine Mutter.

Ich, der Käyser, gebiete hierdurch allen Verschnittenen, daß sie diesen Brief der Königin, der Mutter des Königs von **Tong ping**, überreichen lassen.

Es sind mir gewisse Dinge bekant worden, bey deren Veranlassung ich sie, **Frau**, ersuche, wohl zu erwegen, daß die Einigkeit das wahre Glück der Familien sey, und daß demselben nichts so sehr entgegen, als wenn unter denen Mißhelligkeiten obschweben, die durch Blutsfreundschaft miteinander verbunden sind. Der König von **Tong ping** bedienet sich seines erhabenen Standes dazu, daß er, je mehr er an Jahren zunimt, auch an Stolz und Hochmuth wächset. Er versäumet die Wissenschaften, er geht mit seinen Bedienten übel um, und es scheinet so gar, als ob er auch dasjenige aus den Augen setze, was er Ihnen schuldig ist. Das sind die Fehler an diesem jungen Prinzen; aber es sind auch solche Fehler, davon zu der gegenwärtigen Zeit nur gewisse Prinzen befreyet sind, die eine grosse Weisheit besitzen. Es ist eine alte Regul, daß es den Vätern und Müttern wohl anstehe, wenn sie die Fehler ihrer Kinder verbergen. Erwege sie dieses ein wenig, **Frau**, und bedenke die Verbindung, die sich zwischen ihr und ihrem Sohn befindet. Hat gleich jedes von ihnen ein besonderes Leben und Odem; so wohnet doch einerley Blut und Geist in beyden Cörpern. Kan auch wol eine stärkere Verbindung statt finden? Darf diese um Kleinigkeiten willen gebrochen werden? **Tcheou kong** gab ehemals den Rath, daß man mit seinen Freunden nicht brechen solte, wo nicht die erheblichsten Ursachen dazu vorhanden wären. Erfordert nun die blosse Freundschaft schon dieses, daß man sich die Fehler verzeihe; so urtheile sie selbst daraus von dem gegenwärtigen Fall. Uebrigens habe ich einen Abgesandten an den **Vang**, ihren Sohn, geschickt, und ihm wegen seines bisherigen Betragens die nöthige Vorstellung thun lassen. Er entschuldiget seine Fehler nicht, er erkennet und bereuet sie. Sie aber, **Frau**, wird sich ihres Ortes gleichfals angelegen seyn lassen, alle nöthige Gedult, Nachsicht und Zärtlichkeit zu beweisen, wenn anders die Einigkeit unter ihnen herschen soll.

Der Käyser **Cang hi** hat hierüber folgende Anmerkung gemachet: Diese Erinnerung ist sehr wohl abgefasset, und sie muste unstreitig einen Eindruck verursachen. Der Geschichtschreiber **Pan kou** sagt vom **Yuen ti**, daß alle Befehle, die er gegeben, voll Höflichkeit, aber auch von einer so edlen Freymüthigkeit gewesen, als ob sie im ersten Alterthum abgefasset worden. **Pan kou** hat Recht, und was er hier geschrieben, das ist wohl ausgedacht und ausgedrucket.

§. 26.

Neunzehentes Stück.

Darin der Käyser Tching ti, der Nachfolger des Yuen ti, denen Grossen des Reichs allen unnützen Aufwand wiederräth, und befielet, dahin zu sehen, daß niemand in der Kleidung die Gränzen seines Standes überschreite.

Als unsere alte Regenten die Ehrentitul mit so vieler Weisheit eingeführet, so haben sie hauptsächlich die Absicht gehabt, die Stände im Staat zu unterscheiden; aber sie haben dabey zugleich gewolt, daß die ersten Bedienungen von den tugendhaftesten Leuten besessen werden solten. Nach der Regul dieser grossen Männer waren die Reichthümer kein Vorwand, unter welchem sie von der Beobachtung der Gesetze befreyet seyn konten.

Dieser

Dieser Gebrauch war ein beständiges Gesetz im ganzen Reich, kraft dessen jedermann die Tugend höher schätzte, als die Reichthümer; und die Unterthanen hatten in diesem Stück, wie in andern, lauter schöne Exempel vor sich.

Aber wie gar anders sieht es jetzo aus! Man siehet und höret von nichts, als von Verschwendung und thörichtem Aufwand. Und dies Uebel nimt von Tag zu Tage zu. Die Kong, die King, die Heou und andere Leute, die entweder als meine Freunde und Bundesgenossen, oder als meine Bediente um mich sind, beweisen gegen dergleichen Verderben nicht allein keinen löblichen Eifer, sondern befördern es noch dazu durch ihr eigenes Exempel. Anstatt daß sie über sich selbst beständig wachsam seyn, und durch Beobachtung guter Ordnungen andern ein Muster werden solten; so machen sie sich mit ihrem grossen Staat und Lustbarkeiten zu thun. Sie bauen prächtige Häuser; sie legen grosse Gärten und Teiche in denselben an; sie unterhalten eine grosse Menge faules Gesinde in ihrem Hause; sie denken täglich auf neue Veränderungen in der Kleidung; ein jeder will die meisten Glocken, die meisten Trommeln und die besten Sängerinnen haben. Endlich ist an ihren Wagen, Pferden, Geschirr, Mondirung, bey ihren Hochzeiten und Leichen lauter Pracht und Uebermuth anzutreffen. Diejenigen, die unter den obrigkeitlichen Personen und Bürgern reich sind, die folgen dergleichen bösen Exempeln, und diese Mißbräuche werden zur Gewonheit.

§. 27.

Wie soll man nun dergleichen Unheil steuren und eine kluge Wirthschaft wieder einführen? Muß man sich nicht über böse Zeiten beklagen, wenn die Menschen nicht ordentlich haushalten? Jsts auch möglich, daß alsdenn ein jeder so viel haben könne als ihm nöthig ist? O wie wahr hat das Buch **Chi king** darinnen geredet: Ihr, die ihr die vornemsten unter dem Volk seyd, ihr solt am meisten über euch selbst wachen. Das Volk siehet auf euch, und folgt eurem bösen Exempel so leicht nach, als dem Guten. Sie befahlen daher durch gegenwärtiges offenes Schreiben unsern Ministern und Magisträten, dahin zusehen, daß diese eingerissene Mißbräuche abgeschaffet werden. Die schwarz und grüne Farbe kan von allen Unterthanen im Reich getragen werden; aber eine andere zu tragen soll man ihnen nicht gestatten. Wir gebieten insonderheit denen Heou und andern, die sich unserer Person nähern, daß sie sich hierin wohl vorsehen, und die ersten seyn mögen, die andern ein so nöthiges und heilsames Exempel geben.

§. 28.

Anmerkung des Käysers Cang hi.

Man halte sich genau an die im Reich eingeführte Unterscheidung und Ordnung. Diejenigen, die vor andern einen hohen Rang haben, sollen dem ganzen Volk durch eine kluge Wirthschaft und vernünftige Sparsamkeit ein gutes Exempel geben. Darin steckt eine grosse Beförderung vom Besten eines Staats. Denn die Verschwendung, diese Mutter so vieles Unheils, verlieret dadurch gar bald ihren Credit. Und gleichwie diejenigen, die in Würden, Reichthum und Ueberfluß sitzen, ihrer selbst am leichtesten vergessen; so that der Käyser Tching ti gewiß recht wohl, daß er auf diese losgieng, und sie zu einem guten Exempel ermahnete.

§. 29.

§. 29.

Zwanzigstes Stück.

Darin eine Verordnung des Käysers Ngai ti wegen Besserung der Music enthalten.

Es herschen heut zu Tage drey grosse Unordnungen unter uns; nemlich die Verschwendung bey den Mahlzeiten, der Kleiderstaat und unermüdete Erfindung neuer Moden, und endlich die Liebe zu der zärtlichen und weibischen Music, die ihren Ursprung aus den beyden kleinen Reichen von Tchin und Ouei hat. Aus der Verschwendung entstehet unzähliges Unglück für die Familien; dieses breitet sich aus bis ins dritte Glied, und das ganze Reich wird endlich darüber arm. Die Erfindung des eitlen Putzes machet, daß sich viele Leute ihre Zeit mit unnützen Dingen verderben, die sie auf den Ackerbau mit grösserm Vortheil wenden könten. Endlich so machet die vorbeschriebene weibische Music die Leute wild und ungezogen. Wer bey dergleichen Mißbräuchen Ueberfluß und Unschuld in einem Reich erhalten will, der thut eben das, als ob er aus einem trüben Sumpf ein helles und klares Wasser herleiten wolte. Confucius hat Recht gehabt, da er die Music von Tchin wiederrathen, als welche unordentliche Sitten nach sich ziehe. Wir befehlen demnach, daß diese Art der Music abgeschaffet seyn solle, samt allen denen, die andern bisher damit aufgewartet. Was aber die gewöhnliche Music von Tiao anlanget, so wollen wir weder derselben, noch den dazu gehörigen Instrumenten zu nahe treten. Das sind Dinge, die in unsern alten Büchern King vestgesetzet sind. Man untersuche und trage mir vor, was für Personen zur Aufsicht darüber zu bestellen.

Anmerkung des Käysers Cang hi.

Gleichwie dieser Herr die Music sehr liebete, und für einen Musicum angesehen seyn wolte, so hatte er folgendes hiebey geschrieben; Die Music hat die Kraft das Herz zu beruhigen, und aus dem Grunde liebet sie ein weiser Mann. Ueberdies kan man sich bey Uebung derselben durch genaue Aufmerksamkeit auf alle Theile zu einer guten Regierung zubereiten. Was aber die wollüstige Music anlanget, so hat sie daran keinen Theil. Wozu dienet der Aufwand? Ngai ti hat wohl gethan, daß er sie abgeschaffet. Er ist dadurch 440 Leute, die dazu gehalten wurden, los geworden.

Der dritten Abtheilung zweytes Capitel (§. 1.)

Darinnen allerhand Reden und Vorstellungen hoher Minister und anderer weisen Männer enthalten sind.

§. 30.

Erstes Stück.

Darin eine Rede von löblicher und mangelhafter Regierungsart enthalten, die der Kia chan an den Käyser Den ti gehalten.

Er stellet vor

Allergnädigster Käyser! Ich habe mir sagen lassen, daß derjenige ein guter Minister sey, der, wenn er die Ehre hat einem grossen Herrn zu dienen, alle seine Kräfte in dessen Dienst verzehret, insonderheit aber seinen Eifer durch aufrichtige Vorstellungen an den Tag leget, darin er ihm nichts verhält, solte es ihm auch

sein

sein Leben kosten. In dieser Absicht will ich jetzo Eure Majestät mit einer Rede von der Regierung unterhalten. Ich werde die Beweise vom Unterscheide einer guten und tadelhaften Regierung nicht weit herholen. Die Begebenheiten der Dynastie **Tsin**, die unmittelbar vor der Dynastie **Han** hergegangen ist; wird mir allein Materie genung davon zu reden an die Hand geben. Sie geruhen diese Zeit mit mir zu betrachten und mich einer Aufmerksamkeit zu würdigen.

§. 31.

Des Chi hoang unerträgliche auflagen.

In den ersten Zeiten hat man oft erlebet, daß arme und schlecht gekleidete Gelehrte, blos durch ihre Weisheit und Tugend zu den wichtigsten Bedienungen gelanget sind, und ihren Namen durch wichtige Dienste verewiget haben. Dergleichen aber ist unter der Dynastie **Tsin** nicht erlebet worden. **Chi hoang**, ein Fürst aus dieser Linie, als er Käyser, und der algemeinen Reichseinkünfte mächtig worden war, lies es nicht bey der alten Einrichtung bewenden, sondern legte den Unterthanen neue Lasten auf, plagte sie mit Frohndiensten, und machte sie dadurch so elend, daß sie sich, weil sie nichts ärgers besorgen konten, sich auf den Strassenraub legten sich in die Berge verkrochen, und die Strassen unsicher machten. Er erbitterte endlich die Gemüther dergestalt gegen sich, daß ein jeder bey dem geringsten Geräusch seine Augen aufschub und die Ohren öfnete. Man erwartete nur ein einziges Zeichen, um das unerträgliche Joch vom Halse zu werfen. Wer sich nur dazu verstund, der konte sich ganz sicher grossen Anhang versprechen.

§. 32.

Des Tchin chin verschwendung.

Tchin chin gab, wie ihr wisset, dieses erwartete Zeichen; und es sind Eurer Majestät die Folgen davon nicht unbekant. Hatte nun **Chi hoang** die Unterthanen durch unerträgliche Auflagen erschöpfet, so that es dieser durch seine unermeßliche Verschwendung. Auf einer einzigen Reise von **Kien yeng** bis **Yong** veränderte er die Palläste, darein er einkehrete, bis gegen dreyhundertmal, und diese waren mit allem Ueberfluß angefüllet, ohne daß das geringste von einer Station zur andern wäre überbracht worden. Viele von diesen Pallästen, die er bezog, waren so prächtig aufgeführet, daß sie mehr Berge als Häuser zu seyn schienen. Die Gebäude waren etliche Zehenten Gin *) hoch. Von Norden gegen Süden waren sie tausend Schritte breit, und vom Morgen gegen Abend eine halbe Meile lang. Die Anzahl und Pracht der ganzen Auszierung und Geräthe war der Pracht der Palläste gleich. Wozu dienete aber dieser Unrath? Seine Nachkommen wurden so arm, daß sie keine Strohhütte hatten, die ihr eigen gewesen wäre. **Chi hoang** lies für seine Courier grosse Strassen anlegen, die funfzig Fuß breit waren, und fassete sie auf beyden Seiten mit hohen Mauren ein. Er pflanzete auf die Strassen Fichten und andere alzeit grüne Bäume. Man konte sich nichts schöners vorstellen. Aber wozu dienete es? Seine Nachkommen vom zweyten Gliede hatten keinen Fußsteig übrig, darauf sie sich in Sicherheit hätten begeben können. **Chi hoang** erwählte den Berg **Li** zu seinem Begräbniß. Damit wurden einige hunderttausend Menschen zehen Jahre nach einander beschäftiget. Man grub in demselben einen weiten Graben von ausserordentlicher Tiefe aus **). Es ward derselbe inwendig mit Steinen und

*) Gin ist ein Maas von 80 Fuß.

**) Die Chineser sagen, daß er bey Ausgrabung dieses Berges bis zu drey Qvellen gekommen sey; welches ein Ausdruck ist, der der Fabel der Poeten von der Hölle sehr nahe komt.

und Metallen von allerley Arten ausgeleget. Von aussen brauchte man zu dessen Ausschmückung den edelsten Firniß, die lebendigsten Farben, die kostbarsten Perlen und Edelgesteine. Das oberste Stockwerk war mit einer sehr geräumlichen Gallerie übersetzet, hinter welchem ein Berg aufgeführet war, den man mit den kostbarsten Bäumen und seltenen Gewächsen besetzet hatte. Das war gewiß ein unglaublicher Aufwand zum Begräbniß eines einzigen Menschen. Ich sage mit gutem Bedacht, eines einzigen Menschen; denn seine Nachkommen musten sich etliche Fuß Erde zum Begräbniß betteln, und hatten nicht so viel, daß sie dasselbe mit Rohr bedecken konten. Endlich verschlung dieser **Chi hoang**, nachdem er als eine wilde Bestie um sich herum gewürget hatte, so zu reden, das ganze Reich, und trat alle Gesetze der Menschlichkeit und Gerechtigkeit mit Füssen. Aber die Rache des Himmels brach bald über ihm und seiner Familie aus. Und daran erinnere ich Eure Majestät, mit unterthänigster Bitte, solches wohl zu erwegen und sich zu Nutze zu machen.

§. 33.

Ein guter regent höret gern vernünftige vorstellungen.

Zwar wird ein getreuer und patriotischgesinter Unterthan, wenn er ohne alle Verstellung redet, gemeiniglich von seinem Regenten nicht gehöret; er wird ihnen nicht allein nicht nützlich, sondern schadet auch sich selbst. Allein es bleibt dem ungeachtet dennoch eine Warheit, daß ein Regent ohne dieses Mittel nicht glücklich regieren könne. Daher haben vernünftige und um ihrer Länder Bestes bekümmerte Regenten jederzeit gründliche und aufrichtige Vorstellungen gerne gehöret; und was getreue Unterthanen sind, die scheuen auch die Gefahr des Todes nicht, wenn sie nur dem Herrn, dem sie dienen, ein Zeugniß ihres ergebensten Eifers vorlegen können. Es verhält sich in diesem Stück mit den Regenten wie mit dem Acker. Wenn man auf einen steinigten Boden noch so guten Saamen ausstreuet, so bringt doch derselbe nicht allein keine Frucht, sondern er geht auch nicht einmal auf. Dahingegen ein mürbes und befeuchtetes Land auch von einem schlechten Saamen gute Früchte im Ueberfluß bringet. Zum Exempel: unter dem **Kie** und **Tcheou** (zween gottlosen Tyrannen,) hatten die Erinnerungen der drey grössesten und weisesten Männer, des **Koan lang**, **Kie se** und **Pi kan** keine andere Wirkung, als daß sie hingerichtet wurden. Unter dem **Ven vang** aber ward es ganz anders gehalten. Nicht nur die vernünftigsten Leute theilten ihre Einsichten willig und ungezwungen mit; sondern der geringste Holzhacker hatte Freyheit, seine Meinung zu sagen, und, wenn sie wohl gegründet war, so machte man einen Gebrauch davon. Daher kamen auch jene Tyrannen um; das Haus **Ven vang** aber war im Segen. Ein guter Regent verhält sich demnach gegen die Leute, die ihm behülflich seyn können, wie eine gute Erde gegen den eingestreuten Saamen. Er bringt so viel Frucht davon, als ihm möglich ist. Die Gewalt des Blitzes ist so heftig, daß er alles zerschmettert, was er trift. Ein Gewicht von 10000 **Kiun** *), wenn es von oben herab fält, wird ohnfehlbar alles zerschlagen, worauf es fält. Diese Vergleichungen aber sind viel zu schwach, als daß ich darunter dasjenige vorstellen solte, was die höchste Macht eines Regenten gegen seine Unterthanen ist. Wenn er auch gleich selbst den Weg zu Vorstellungen öfnet, wenn er es befielet, solche zu thun, wenn er sie auch höret und sich zu Nutze machet; so fürchtet sich doch der Unterthan, und er gehet in seinen Vorstellungen nicht so weit als er billig gehen solte. Was würde nun daraus entstehen, wenn ein aufgebrachter, zorniger, stolzer und grausamer

*) Ein **Kiun** macht 30 Pfund.

samer Regent, der keine Vorstellungen leiden kan, die ganze Last seiner höchsten Autorität einem solchen auf den Hals fallen lies? Und wenn sie so weise wären als **Yao**, und so unerschrocken als **Mong puen**, so würden sie davon zermalmet werden. Aber ein solcher Regent würde auch gar bald sich selbst überlassen seyn. Er würde die grösten Fehler begehen, die sich niemand ihm vorzuhalten unterstehen würde. Mithin würde auch sein Staat einem unvermeidlichen Verderben unterworfen seyn.

§. 34.

In dem ersten Alterthum hatten deswegen unsere weise Regenten immer einen weisen Mann um und neben sich, dessen Pflicht und Amt es war, ihre Fehler zu bemerken, und ein genaues Verzeichniß davon zu halten. Sie hatten überdies noch zween Bedienten, davon der eine ihm in ungebundener Schreibart alles, was von dem Regiment im Reich geurtheilet ward, vorlesen; der andere aber die davon ausgebreiteten Lieder samlen muste. Dadurch wurden nicht allein die Minister veranlasset, bey Gelegenheit die wichtigsten und unerheblichsten Vorstellungen zu thun; sondern es durfte auch ein jeder auf der Strasse frey sagen, was ihm mißfällig war. Das war ein Mittel, wodurch dem Regenten alle seine Fehler bekant gemachet werden konten. Kan aber auch wol zu einem guten Regiment etwas zuträglichers seyn als dieses? Es war diesen alten Regenten der Unterscheid zwischen einem Unterthan und Regenten gar nicht unbekant, und was jener diesem für Achtung schuldig sey. Aber sie ihres Ortes waren nicht weniger eifrig, die Alten zu ehren, sich gute Minister zu verschaffen, wohlverdiente Leute zu erheben, und sich, so viel möglich, von andern gute Erinnerungen zu verschaffen. Indem ihre Ehrerbietung gegen die Alten so weit gieng, daß sie denselben mit ihren eigenen Händen dieneten; so war ihre Hauptabsicht, daß die kindliche Liebe in den Familien unterhalten werden solte. Sie zogen deswegen kluge und wohlverdiente Leute an sich, und machten sich selbst ihnen gleich, weil sie wohl erkanten, wie gefährlich es sey, wenn ein Mensch, der über andere erhoben worden, sich seines Standes erhebe, und von seinem Hochmuth verblendet werde. Endlich gestatteten sie den Erinnerungen anderer Leute einen freyen Zugang, weil sie sich vor nichts so sehr fürchteten, als ihre eigene Fehler nicht zu wissen, und also auch nicht im Stande zu seyn sich zu bessern. Fehlete es etwa dem **Chi hoang** an grossen Gaben und Fähigkeiten? Im geringsten nicht. Nachdem er sich das Reich unterwurfig gemachet und sechs Königreiche, darin es vertheilet war, umgestossen hatte; so machte er eine ganz andere Abtheilung, und lies jeden Theil durch liebenswürdige Personen regieren. Wo er sich am meisten eines Ueberfals besorgen muste, da lies er eine lange und erstaunlich starke Mauer ziehen. Er überlegte selbst alle Reichsangelegenheiten so sorgfältig, als nur ein Vater sich um sein Hauswesen bekümmern kan. Nichts destoweniger schlug **Tchin** die Truppen des **Chi hoang**, und das Reich kam gar bald auf die **Lieou**. Und das geschah deswegen, weil **Chiang** nur dem Eingeben seiner eigenen Begierden und seines Hochmuths Gehör gab.

Deswegen hielten einige käyser censores über sich.

§. 35.

Unter der Dynastie **Tcheou** theilten die Käyser ihr Reich in mehr als 800000 kleine Staaten, deren jeder seinen Fürsten, und jeder Fürst seine eigenen Rechte hatte. Nichts destoweniger nahm man von den Unterthanen weiter nichts als einen schlechten Zehend, und die Leute durften des Jahres nur drey Tage Frohndienste thun. Das vergnügte Volk lobte die gelinde Regierung mit öffentlichen Gesängen, und preisete die Tu-

Fortsetzung.

genden ihrer Fürsten, welche ihres Ortes bey solcher Einrichtung im Reichthum und Ueberfluß lebeten. **Chi hoang** aber, der diese 800000 Staaten allein beherschete, erschöpfte sie durch seine Auflagen, und legte dem Volk unerträgliche Lasten auf; und da er von diesen Erpressungen noch nicht genung hatte, seinen Geld- und Ehrgeiz zu begnügen, so verdoppelte er seine Auflagen und Grausamkeiten. Es war keine Familie, ja nicht ein einziger Mensch im ganzen Reich, der nicht einen innigen Abscheu an ihm, als an dem grausamsten Feinde hätte haben, und ihm alles ersinliche Unglück an den Hals wünschen sollen. Da er nun dem Augenblick nahe war, da er alles verlieren solte, so war er der einzige, der noch unzufrieden war. Seine abgeschmackte Eigenliebe trieb ihn an, seine Thaten auf kostbare Steine graben zu lassen, und sich über den **Yao** und **Chun** hinauf zu setzen. Die Nachkommen unserer glückseligsten Regenten haben kaum bis ins zwanzigste oder dreyßigste Glied den Thron behaupten können; nur **Chi hoang** versprach sich das zehentausendste Glied. Er lachte über die alte Gewonheit, daß man den Verstorbenen Ehrentitul beylegete. Er zeigte daher zum voraus an, was man ihm und seinen Nachkommen für Ehrentitul beylegen solte. Sich selbst nennete er **Chi hoang ti**, weil er der erste Käyser aus seinem Hause war. Sein Nachfolger solte **Eul chi hoang ti** heissen, um damit das zweyte Glied seines Stammes anzuzeigen; und so solte fortgefahren werden bis ins zehentausende Glied. Inzwischen starb **Chi hoang** bald. Aus allen vier Gegenden des Reichs geschach ein Aufstand gegen seinen Sohn **Eul chi**, der nicht besser war als er. **Eul chi** verlohr dabey sein Reich samt dem Leben, und mit ihm hatte die Dynastie **Tsin** ein Ende.

§. 36.

Fortsetzung.

Aber woher kam es, frage ich nochmals, daß **Chi hoang** den betrübten Zustand seines Reichs nicht einsahe? Daher rührte es, weil sich niemand unterstehen durfte, ihm ein Wort zu sagen; weil ihn die Selbstliebe dergestalt verblendet hatte, daß er die geringste Unzufriedenheit hart bestrafte; weil es denen das Leben kostete, die ihm in bester Wohlmeinung etwas zu Gemüthe führen wolten, und weil er seinen Ministern weder Autorität beylegte, noch ihnen etwas zutrauete. Er erfuhr aber zu seinem eigenen Unglück, was in unserm Buch **Chi king** stehet: Höret ein Regent gerne; so redet man mit ihm: Ists ihm zuwider; so schweigt man stille. Aber es ist auch seinem Reich nichts so schädlich als ein solches Stillesschweigen. **Yen yang**, der dieses gar wohl begriffen hatte, machte es ganz anders. Daher wird auch in eben diesem Buch zu seinem Lobe gesaget: Ihr wohlverdienten Leute komt ans Licht, und lasset euch ohne Furcht sehen. Ihr seyd bey einem solchen Fürsten in der grösten Sicherheit. Es ist ihm eine Freude, wenn eurer viel sind.

§. 37.

Wohlverdiente leute müssen vorgezogen werden.

Gewiß, wenn man von wohlverdienten Leuten den Vortheil erlangen will, den man sich mit Recht von ihnen versprechen kan, so muß man sie lieben und ehren. So hielten es ehedem unsere ältesten Regenten mit ihren Ministern. Sie machten sie nicht allein durch starke Besoldungen reich und groß; sondern sie liessen auch die Merkmale ihrer Gewogenheit auf alle andere Weise an ihnen offenbar werden. War ein solcher Minister krank; so besuchte ihn der Regent selber, und zählte nicht, wie oft solches geschehen. Starb ein solcher Diener des Käysers, so legte dieser die kleine Trauer an; er erwies ihnen die Ehre, die den Verstorbenen zu erweisen üblich ist; er sahe ihn ankleiden und in

den

den Sarg legen. Der Regent enthielt sich des Weins und des Fleisches, so lange er auf der Baare stund. Die Music ward binnen solcher Trauerzeit eingestellet, und so ernstlich verboten, daß man sich auch derselben bey den feierlichsten Handlungen gegen seine eigene Voreltern nicht bedienen durfte, wenn diese in eine solche Trauerzeit einfielen. Ehreten nun unsere alte Fürsten ihre Minister so sehr, wenn sie sturben; so bezeigeten sie ihnen nicht weniger viele Achtung, so lange sie lebten. Besuchten sie dieselben; so geschach es allemal mit Beobachtung der gewönlichen Cerimonien und Wohlanständigkeit. Die Minister aber liessen sich ihres Orts auch angelegen seyn, allen Pflichten ihres hohen Amtes ein Genügen zu thun, und erwähleten lieber den Tod, als daß sie die Hofnung ihres Principals nicht erfüllen sollen. Daher gelung ihnen auch alles, und viele auf sie folgende Geschlechter hatten die Wirkungen ihrer glücklichen Regierung noch zu geniessen. Eure Majestät besitzen jetzo den Thron ihrer Vorfahren, und es scheinet, daß sie bey Betrachtung ihrer Thaten und Tugenden entschlossen sind, ihnen nachzufolgen, und durch eine noch glücklichere Regierung als jene gewesen, ihrem eigenen Hause und dem ganzen Reich einen neuen Glanz zu verschaffen. Und in dieser Absicht achten und lieben sie ohne Zweifel wohlverdiente Männer. Das ganze Reich ist darüber hoch erfreut, und man höret allenthalben sagen, daß die alte Regierungsart wieder lebendig worden sey. Es ist kein Gelehrter im ganzen Reich, der sich nicht bemühen solte, zu dieser Glückseligkeit etwas beyzutragen. Sie haben schon eine gute Anzahl solcher Männer an ihrem Hofe, von denen sie sich bey einem so ruhmwürdigen Vorhaben allen möglichen Beystand versprechen können.

§. 38.

Fortsetzung.

Was aber mich anbetrift, so kan ich nicht bergen, daß ich, wenn ich bedenke, daß diese sonst wohlverdienten Leute an allen Lustbarkeiten Theil nehmen, denen Eure Majestät alzusehr ergeben sind *), daß ich, sage ich, nicht wenig besorget bin, es möchten Dieselben von diesen Männern nicht den erwünschten Vortheil haben. Werden nicht Eure Majestät selbst dabey in dem guten Vorhaben nachlassen? Ich besorge es gar sehr. Sie mögen thun was sie wollen, so werdens ihnen ihre **Tchu heou** oder zinsbaren Fürsten bald nachthun; und die Minister und andere Unterobrigkeiten werden nicht schlimm beyschlagen. Was wird da aus den besten Absichten werden? Wie viel ist nicht schon seit ihrer Gelangung zum Thron geschehen, ihre Unterthanen vergnügt und glücklich zu machen? Sie haben ihre Tafel mehr eingezogen, die Music eingestellet, und den ganzen Hofstaat mehr ein-

*) Es wird von diesem Redner **Kia chan** darauf gezielet, daß er dem **Ven ti** die vielen Jagden wiederrathen wollen, auf welche er seine Minister und Staatsräthe mitzunehmen pflegte. Es scheinet anfänglich, als ob es weder nöthig noch schicklich gewesen, die Geschichte des **Tsin** alhier anzuführen; in der That aber wars nicht unrecht angebracht. Denn obwol **Ven ti** ein guter Herr war, so ward er doch gegen sich selbst nachläßig. Anstatt daß er öfters zu Rathe mit ihnen gehen sollen, so nahm er sie ohn Unterlaß mit auf die Jagd. Eine Leidenschaft erwecket leicht die andere. Das Böse nachmachen ist das allerleichteste. **Ven ti** konte sich auf diesem Wege so gewiß verderben als **Tsin**. Das besorgte **Kia chan**, und suchte deswegen demselben zuvor zu kommen. Und darin ist er lobenswürdig. Nur dünkt mich, daß der Schluß nicht der beste sey. Einer der wesentlichsten Grundsätze ist der, in der Tugend volkommer zu werden, und den Lastern den Zugang zu versperren. **Kia chan** aber öfnet durch seinen Schluß dem Käyser selbst den Weg zur Trägheit. Darin ist er sich selbst nicht gleich, und beobachtet nicht den Weg der Gelehrten.

geschränket. Sie haben ihre Thier- und Lustgärten hergegeben, und zum Ackerbau gewidmet. Sie haben den Unterthanen von ihren jährlichen Abgaben vieles erlassen. Es sind aus ihren Vorrathshäusern zum Besten der Armen mehr als hunderttausend Stück Zeuge zur Kleidung hergegeben worden. Ihr habt zu desto leichterer Verpflegung abgelebter Greise ihre Kinder von den gewöhnlichen Gaben befreiet. Ihr bewahret die Würden Nan und Tse, und andere, so denselben gleich. Ein jeder kan stufenweise in die Höhe rücken; ihre Besoldungen sind ansehnlich und werden richtig ausgezahlet; der ausserordentlichen Gnadenbezeugungen nicht zu gedenken, deren ihre Diener und die Familien derselben gewürdiget werden. Endlich erstrecken sich Eurer Majestät Wohlthaten sogar bis auf die Uebelthäter. Sie haben sich ihrer in ihrem Elende angenommen; sie haben sie des Trostes gewähret, daß ihre Eltern zu ihnen kommen dürfen; sie haben die Strengigkeit der Gesetze gegen sie gemindert. Dadurch haben Eure Majestät nicht allein die Herzen der Unterthanen gewonnen, sondern es sind auch erwünschte Regen zu rechter Zeit gefallen, worauf eine glückliche Erndte erfolget. Es sind nicht mehr so viel Elende im Lande. Man hört nicht von so vielen Räubern; und der Himmel, der ihre gute Absichten fördert, hat die Anzahl der Missethäter weniger werden lassen, je mehr durch Sie die Strengigkeit der Strafen gemildert worden.

§. 39.

Ich habe mir sagen lassen, daß, als die Magistráte in den Provinzien Ihre Befehle kund machen lassen, kein so abgelebter Alter befindlich gewesen, der nicht mit seinem Stabe herzugekrochen, zugehöret, und bey Verlesung derselben ausgerufen: Wenn ich doch nun noch eine Zeitlang leben und die erwünschte und glückselige Veränderung mit ansehen könte, die uns die Tugend eines so grossen Fürsten zuwege bringt! Nachdem nun die Sachen auf den Fuß gesetzet, nachdem das ganze Reich in die beste Ordnung gebracht und wohlverdiente Leute an Ihren Hof gezogen worden; so brauchen Sie diese Leute, statt die Hofnung zu erfüllen, die man sich von dem glücklichen Anfang ihrer Regierung gemachet hat, wozu denn? Zu lauter Lustbarkeiten. Nein, gnädigster Käyser, das kan ich ohne gröste Betrübniß nicht ansehen, und mein Eifer um Dero Ehre gestattet mir nicht, solches zu verbergen. O wie wahr ist es, was im Buch Chi king stehet: Gut anfangen ist was gewöhnliches; aber gut endigen was seltenes. Uebrigens wollen Sie ja nicht meinen, daß ich etwas vorgetragen, das nicht möglich wäre auszuüben. Ich wünsche nur, daß sich Eure Majestät weniger mit der Jagd erlustigten, daß sie die Ceremonie Ming tang zu gewissen Zeiten üben liessen, und das Tai hio (oder grosse Collegium) wiederherstelleten. Sie würden gewiß die schönsten Früchte davon einerndten. Was die Gelehrten betrift, die sie an ihren Hof gezogen, und zu den ersten Würden erhoben; so sind das gar keine Ergötzlichkeiten für sie. Es solten dieselben nicht allein nicht dazu genommen, sondern ihnen auch nicht gestattet werden, wenn sie von selbst folgen wolten. Sie haben mit ernstlichern Geschäften volauf zu thun. Sie haben nie zu viel Zeit, in der Erkentniß zuzunehmen, und sich in der Uneigennützigkeit, Redlichkeit und andern Tugenden zu üben. Wo dies nicht geschicht, so werden sie verzärteln, und man wird sie in kurzer Zeit nicht mehr kennen. Aber welch ein Schade, ja welch eine Schande, wenn dergleichen tugendhafte und brauchbare Leute Ihnen nicht allein nichts nutzen, sondern auch noch dazu den Hof vergiften solten! Das würde für mich ein Verdruß bis zum Tode seyn. Vergnügen sich Eure Majestät mit einigen Bedienten

von

von geringerm Rang; und überlegen hernach mit diesen die Angelegenheiten des Reichs. Auf die Weise werden Sie, ohne allen Lustbarkeiten zu entsagen, die wesentlichen Stücke ihrer Regierung nie versäumen.

§. 40.

Anmerkung des Käyser Cang hi hierüber.

Was die Abfassung dieser Rede betrift, so ist sie nicht alzu regulmäßig; aber der Stof dazu ist gut. Es zeuget dieses Stück nebst noch einigen andern, von derjenigen Unordnung, in welcher damals das Reich seit einiger Zeit gewesen war, ehe die Familie Han regierete. Man sieht aber auch, wie solche Leute, wenn der Staat aus seinem Untergang errettet worden, alle ihre Kräfte anwenden, damit er nicht aufs neue versinke. Die Abendländische Han hatten den beyden Männern Kia und Tong tchong chu vieles zu danken. Sie waren der gute Teig in der ganzen Dynastie.

Anmerkung des P. Hervieu.

Dieser Kia chan, als der Verfasser der vorhergehenden Rede, hinterlies mehr besagtem Käyser Ven ti einen Enkel, Namens Kia y. Dieser gelangte in seinem zwanzigsten Jahr zur Würde eines Po se, und bald darauf ward er ein Ta fou. Der Käyser Ven ti gab seinen Rathschlägen viel Gehör. Die meisten guten Befehle und Verordnungen waren ihm von diesem Kia y an die Hand gegeben worden. Allein die Eifersucht der Kian und Koang, denen die regierende Käyserliche Familie aufs äusserste verbunden war, nöthigte den Käyser Ven ti den Kia y von sich zu entfernen. Er machte ihn aber zum Tai fou bey dem jungen Könige Vang von Tchang cha und hernach bey dem Könige von Leang hoai. Dieser letzte starb aber bald. Darüber ward Kia y so betrübt, daß er sich legte und ihm im Tode nachfolgte, da er noch nicht dreyßig Jahr alt war. Er war noch nicht 26 Jahr alt, als er die nachfolgende Rede hielt, die ich übersetzt mittheilen will. Ist sie gleich noch sehr lang, so ersiehet man doch, daß sie noch länger gewesen, und an vielen Orten abgekürzet worden.

§. 41.

Zweytes Stück. (§. 30.)

Darin eine Rede oder schriftlicher Vorschlag enthalten, der vom Kia y an den Käyser Ven ti übergeben worden.

Grosser Käyser! Wenn ich den gegenwärtigen Zustand ihres Reichs betrachte, so finde ich eins, darüber man laut schreien muß*); zwey andere Dinge, darüber meine Augen weinen müssen; und über sechs andere muß ich kläglich seufzen; tausend anderer unerheblicherer Fehler nicht zu gedenken, die auch wider die gesunde Vernunft sind und einer löblichen Regierung schaden, die ich aber unmöglich alle nach der Ordnung vorhalten kan. In allen Schriften, so Eurer Majestät überreichet werden, wiederholet man die Worte: **Das Reich hat nichts zu befürchten, der Friede ist wieder hergestellet, es ist alles in guter Ordnung.** Was mich betrift, so bin ich nicht unter denen, die also denken. Und wenn man mit Eurer Majestät so spricht, so ists entweder eine Heucheley, oder es rührt aus Unwissenheit her. Man stelle sich einen Haufen Holz vor, auf welchem ein Mensch schläfet, und unter welchem Feuer angeleget worden. Hat denn ein solcher Mensch nichts zu befürchten, ob er gleich das Feuer noch nicht fühlet?

*) Dies bezeichnet die algemeine Abtheilung dieser Rede, und gehet dieser erste Theil von §. 42-58.

let? Ist aber dieses nicht ein natürliches Bild von dem gegenwärtigen Zustande unserer Angelegenheiten? Man lässet das Hauptwerk unberührt liegen, und beschäftigt sich indes mit Nebendingen. Bey einer solchen Regierungsart ist nichts gewisses und vestes zum Grunde; wie kan man denn sagen, daß alles in guter Ordnung sey? Ich kan dieses nicht zugestehen, und ich wünschte nur, daß mehrere mit mir gleich gesinnet seyn möchten.

§. 42.

Ich habe bisher mit vieler Ueberlegung auf Mittel gedacht, wodurch die gute Ordnung im Reich wiederhergestellet und unterhalten werden möchte; und diese will ich in gegenwärtiger Rede in Vorschlag bringen. Ich bitte Eure Majestät, dieselben eines ernstlichen Anblicks zu würdigen und sich das beste darunter auszusuchen. Ich werde hier nichts vortragen, daß entweder ihren Geist, oder ihren Leib ermüden könte. Ich erfordere nicht, daß sie die Music bey Seite setzen sollen, daran sie so viel annehmliches finden; sondern ich halte nur dieses für das allerwichtigste, und|welches mit jenem wohl bestehen kan, nemlich die zinsbaren Fürsten im Zügel zu halten; allen Bewegungen und Aufstand der Truppen zuvor zukommen, den Frieden mit den Tartarn **Hiong nou** zu unterhalten, alle Unterthanen zum Gehorsam zu verbinden, auch die weit entferntesten sich verbindlich zu machen und sie zu bessern, und endlich die Processe, so viel möglich abzukürzen. Das sind, meines Erachtens, die wesentlichsten Stücke, darauf ein Regent zu denken hat. Gelinget es Eurer Majestät darinnen, wie ich glaube, so werden sie ihr Reich glückselig machen, und sich dadurch unendlichen Reichthum erwerben. Ihre Nachkommen werden, wenn sie die Thaten ihres Vaters betrachten, dero Tugend noch mehr erheben; sie werden von ihnen um so viel mehr als der Stifter dieser Dynastie angesehen werden, und dieser **Miao** (oder Tempel), den sie schon zum voraus haben bauen und die Aufschrift **Kou tching** daran setzen lassen, wird mit der Zeit mit desto grösserm Recht den Ehrennamen **Tai tsong** *) führen können. Eine lange Reihe von Nachkommen wird sie mit ihrem Vater in der Ehre verbinden, die man ihm erweiset. Das ganze Reich wird die kindliche Ergebenheit preisen, durch welche die Ehre ihres Hauses so vortreflich erhalten wird. Man wird zu allen Zeiten ihre Gütigkeit loben, in welcher sie das Beste ihrer Unterthanen so liebreich besorget haben. Man wird insonderheit die Weisheit bewundern, nach welcher sie die ganze Regierung des Reichs in eine solche Verfassung gesetzet, daß, wenn unter ihren Nachkommen künftig einmal ein junger Prinz oder ein unfähiger Herr zur Regierung kommen solte, derselbe nach dieser Einrichtung dennoch wohl regieren müste.

§. 43.

Das ist es, gnädigster Käyser, was ich ihnen vorstelle. Dünket ihnen das alzuhoch und weit getrieben zu seyn, so unterstehe ich mich doch zu behaupten, daß sie bey so grossen

*) **Kou** heisset Alterthum und **tching** volkommen machen. **Yen ti** lies nemlich bey seinen Lebzeiten seinen **Miao** oder Tempel bauen. An denselben setzte er die Aufschrift: **Kou tching**, womit er anzeigen wollen, daß er sich bemühet habe dasjenige zur Volständigkeit zu bringen, was von seinem Vater angefangen worden. **Tai** heisset sehr groß; und **Tsong** bedeutet ein Oberhaupt einer Familie. Beyde Worte, die hier beysammen stehen, sind ein Ehrentitul, den man ehemals den Mitstiftern der Käyserlichen Dynastien gegeben, so wie die eigentlichen und ersten Stifter **Tai tsou** genennet worden.

grossen Eigenschaften, so sie selbst besitzen, und wenn sie sich nur einiger massen des Beystandes geübter Leute bedienen, mit leichter Mühe solches erreichen werden. Ich will denselben die Mittel dazu zu gelangen mit einer Freymüthigkeit vortragen; und ich wünsche nur, daß sie denselben annehmlich seyn, und in die Ausübung gebracht werden mögen. Uebrigens habe ich diese Vorstellung eher nicht unternommen, als nach genauer Prüfung der Geschichte voriger Zeiten; nach sorgfältiger Ueberlegung, was sich daraus auf unsern gegenwärtigen Zustand schicket und nach grosser Erwegung aller Umstände, dazu ich Tage und Nächte genommen. Daher trage ich auch kein Bedenken zu sagen, daß, wenn **Chun** und **Yao** aufstehen und ihnen in ihrer Regierung beystehen solten, sie ihnen unfehlbar denjenigen Rath ertheilen würden, den ich jetzt vorzulegen willens bin.

§. 44.

Wenn eine Dynastie vestgegründet werden soll, so ist im ersten Anfang ein Mißtrauen nöthig und nützlich. Derjenige, der über andere erhaben ist, wird zuweilen durch einen falschen Allarm aufgebracht, und er kan sich in seinem Verdacht irren. Daher geschichts nicht selten, daß mancher darunter leidet, ohne es verschuldet zu haben. Aber es kan bey der Grundlegung einer neuen Dynastie und Einrichtung der ersten Regierung nicht anders seyn. Bey dergleichen Umständen kan die Sicherheit des ersten Herrn und das algemeine Beste des Staats nicht ohne Abbruch der untergeordneten Mächte bestehen, wenn diese alzuhoch gewachsen sind. Hütet euch daher vor allen Dingen, und sehet wohl zu, daß der jüngere Bruder nicht einen mächtigen Staat beherrsche. Er könte leicht in die Versuchung gerathen, wo er nicht gar schon darinnen ist, es zu wagen, daß er selber Käyser im Orient würde, oder doch mit dem Käyser in gleichem Range gehen möchte. Auf der Abendseite hat der Sohn ihres ältesten Bruders seine Absichten auf **Nong yang** gerichtet; das ist gewiß, und es wird nicht lange währen, so werden seine Absichten ausbrechen. Was den **Vang** oder König von **Ou** betrift, so wissen sie selbst, wie weit sich seine Kräfte erstrecken. Er ist der mächtigste unter den **Tchu heou** oder zinsbaren Fürsten. Dieser Herr thut in seinem Lande alles nach seinem Kopf, und spottet ihrer Gesetze und Ordnungen. Ich habe davon die zuverläßigsten Nachrichten. Urtheilen sie nun selbst wozu ein solcher Herr vermögend ist, der sich so verhält, ohnerachtet ihm bisher von Ihnen nichts als lauter Gütigkeit wiederfahren.

§. 45.

So sind die Umstände beschaffen, darin sich Eure Majestät befinden; und die von den Umständen jener Zeiten wenig unterschieden sind, deren in dem Buch **Tchun tsiou** Meldung geschiehet. Zwar sind noch keine wirkliche Empörungen ausgebrochen; und die Ursache davon ist diese, weil die meisten **Vang** oder Könige noch jung sind, und ihre Regierungsangelegenheiten durch ihre Minister besorgen lassen. Diese Minister und Gouverneurs sind nun Leute, die nach Ihrer Hand gezogen worden, oder die wenigstens ihrem Hause aufrichtig zugethan sind. Aber man lasse nur noch einige Jahre hingehen, so werden alle diese Könige ihre reifen Jahre haben. Sie werden alsdenn ihr eigenes Feuer empfinden, und sich nicht mehr von andern sagen lassen. Ihre alte Bedienten werden sich entweder krank stellen, oder andere Ursachen vorsuchen, um sich auf eine gute Art zu entfernen. Alsdenn werden diese junge Herren, die unter keiner Aufsicht mehr stehen, alles nach ihrem eigenen Kopf thun, oder sie werden sich solchen Leuten anvertrauen, die von lauter eigennützigen Absichten beherschet werden. Erfolgt

nun eine solche Veränderung (die gewiß nicht weit mehr entfernet ist,) vergisset ihr Bruder oder Brudersohn seiner Pflicht und erklärt sich öffentlich gegen sie; wodurch soll alsdenn ihnen entgegen gearbeitet werden? Ich meines Orts weiß alsdenn kein Mittel, und ich glaube, daß selbst **Yao** und **Chun** in Verlegenheit seyn würden. Wer etwas trucken machen will, der wartet nicht bis auf den Abend, sondern er thuts, weil die Sonne noch heiß scheinet. Was hilft ihnen denn dieser Dolch, den sie in den Händen haben, so sie sich dessen nicht bedienen wollen? Man leget dem alten Käyser **hoang ti** diese beyden Sprüchwörter bey; und die Zueignung derselben ist bald gemacht. Bedienen sie sich, grosser Käyser, der Zeit und Macht, die in ihren Händen ist. Jetzo ist noch alles leicht; verschieben sie es auf künftige Zeiten, so wird es gewiß zu späte seyn. Das allergeringste, das sich bey solchem Aufschub zutragen kan, ist dieses, daß sie genöthiget werden möchten ein Blut zu vergiessen, das mit ihrem Blute einerley Ursprung hat. Wer will für die andern Folgen stehen? Heist das nicht die Zeiten der Dynastie **Tsin** wieder einführen? Eilen sie, gnädiger Herr, und führen ein Meisterstück der Staatsklugheit aus. Sie haben die Autorität dazu; sie sind Käyser; die Zeit ist jetzo die gelegenste, aber es ist auch die höchste Zeit. Unter dem Beystande des Himmels haben sie sich vor nichts zu fürchten, als was man allezeit befürchten muß. Verschaffen sie dadurch ihrem Reich Ruhe und Sicherheit, daß sie der Gefahr zuvor kommen und das Wetter aus einander treiben, das sie bedrohet.

§. 46.

Um aber denselben die Wichtigkeit des ertheilten guten Raths desto mehr zu Gemüthe zu führen, so will ich in die Geschichte der vorigen Zeiten zurücke gehen, und daraus eins und das andere annehmen. Sie erinnern sich ohne Zweifel desjenigen, was uns die Geschichte von einem Könige von **Tsi**, Namens **Hoen**, melden. Er hatte sich so mächtig gemachet, daß weiter nichts fehlte, als daß alle **Tchu heou** oder zinsbare Fürsten, sich bey ihm einfanden, und ihm die Huldigung leisteten. Sie hatten schon mehr Hochachtung gegen ihn, als gegen den Käyser. Wenn sie nun damals Käyser gewesen wären, und hätten diesen König mit völliger Gelassenheit so hoch wachsen lassen, was würde endlich daraus geworden seyn? Würden sie sich auch hernach unterstanden haben, ihm die Flügel zu beschneiden? Ich kan nichts darauf antworten. Aber so viel stelle ich mir vor, daß es eine schwere und doch vergebliche Arbeit möchte gewesen seyn. Wir wollen aber die Exempel nicht so weit suchen. Wir haben eine nähere Zeit vor uns, da der **Chang** über **Tsou**, der **Kin pou** über **Hoai nan**, der **Poung yue** über **Le ang**, der **Hun sin** über **Han**, der **Tchang ugao** über **Tchao**, der **Leou kang** über **Yen** herschete, und **Tchin hi** ohne königlichen Titul **Tai** besaß. Gesetzt, daß diese sechs Fürsten noch am Leben wären; daß ein jeder nach eigenem Gutdünken regierete, daß ihre Staaten in erwünschtem Wohlstande wären, daß keiner von dem andern was nachtheiliges zu besorgen hätte: würden Sie denn dabey ohne alle Beunruhigung bleiben können? Daran zweifele ich gar sehr.

§. 47.

Als nach dem Tode des **Chi hoang** und seines Sohnes **Eul chi** sich das Reich in gröster Verwirrung befand und ohne Regenten war; so ergrif ihr Vater **Kao ti** die Waffen, und die vorhin benanten Könige thaten desgleichen. Ein jeder hatte seinen Anhang und seine Hofnung. Kein einziger aber von allen stund mit ihrem Herrn Va-

ter

ter in besonderer Verbindung. Dennoch schlugen sie sich almählig auf seine Seite. Das war ein Glück, und man fand an ihnen Leute, die sich in ihren Anforderungen gar sehr mäßigten. Daß sie sich aber an ihren Vater hielten, rührte daher, weil sie solche vorzügliche Verdienste an ihm fanden, die selbst dem Neid zu hoch waren. Kein einziger schämete sich, ihm zu weichen. Verdienste und Tapferkeit waren es also, die ihren Herrn Vater auf den Thron erhuben. Er war kaum auf den Thron gestiegen, als er seine gemachte Eroberung mit diesen Fürsten theilete, und einem jeden eine Domaine von dreyßig bis vierzig Hien, oder Städten vom dritten Rang, einigen auch wol hundert einräumete. Allein aller seiner Freygebigkeit und Verdienste ungeachtet giengen kaum zehen Jahre vorbey, so brachen auf allen Seiten Empörungen aus. Kao ti hatte seit derselben Zeit kaum ein einziges ruhiges Jahr seiner Regierung. Nichts destoweniger waren diese kleine Fürsten von seiner Geschicklichkeit und Tapferkeit überzeuget: sie hatten seine Ueberlegenheit erfahren, und alle Güter, die sie besassen, hatten sie seiner Freygebigkeit zu danken. Wenn nun diese sechs oder sieben Fürsten, davon einer mehr, der andere weniger Land besaß, ohne alle Verwirrung gewesen wären, und Sie hätten damals regieret, würden Sie denn in ungestörter Ruhe dabey haben bleiben können? Würden sie dieselben bey solcher Zerrüttung in ihrer Pflicht und Unterthänigkeit haben erhalten können? Ich unterstehe mich zu sagen, daß sie solches nicht würden haben thun können, fals sie ihnen so nahe angehöret, als dem, der damals Käyser war.

§. 48.

Ich wiederhole daher meinen Satz nochmals; wenn sich Eure Majestät nicht bey Zeiten angelegen seyn lassen, alles in die gehörige Ordnung zu setzen; so werden die Sachen bald wieder auf diesen Fuß kommen. Alle die Könige, die ihre Untergeordnete heissen, werden es in der That nicht seyn. Ein jeder wird bey der Macht, die er in den Händen hat, und die gewiß nicht klein ist, einen kleinen Käyser vorstellen wollen. Er wird von Ihnen nicht mehr abhängen wollen; er wird sichs gefallen lassen, nach eigenem Gutdünken diesem und jenem Würden und Aemter zu ertheilen: er wird die Halsverbrechen bestrafen, oder denen, so den Todt verdienet, das Leben schenken. Vielleicht wird einer und der andere unter diesen Königen mit der Zeit so dreiste, daß er mit Verachtung der geheiligten Reichsgesetze und zur Kränkung ihrer Käyserlichen Autorität, seinen Wagen mit gelbem Stof ausschlagen lässet. Wenn nun einer unter ihnen sein selbst so vergisset, was ist da zu thun? Soll man ihm Befehle und Verweise zuschicken? Darüber wird er lachen? Was soll denn geschehen? Soll man ihn etwa an den Hof berufen? Wird er aber auch kommen? Gesetzt aber daß er käme? Wie wolten sie mit ihm nach der Strengigkeit der Gesetze verfahren? Mit einem so nahen Anverwandten übel umgehen, das würde so gut seyn, als die andern alle in den Harnisch bringen. Die meisten würden unfehlbar einen Aufstand erregen. Nun fehlet es zwar nicht an Männern, die dem Fong kai gleich sind: aber nicht zu gedenken, daß die Anzahl derselben so groß nicht ist, so fragt sichs auch, wozu denn eine solche Herzhaftigkeit dienet? Kaum haben sie ihren Mund aufgethan, so stösset ihnen ein gemietheter Bandit einen Dolch durchs Herz, und leget ihnen ein ewiges Stilschweigen auf. Wenn nun Eure Majestät nicht bey Zeiten andere Maasreguln erwählen, so wirds zeitig genung dahin kommen, daß sie weder den Aufruhr ihrer eigenen Anverwandten werden stillen,

noch diejenigen unterstützen können, die das Herz haben, sich gegen jene Aufwiegeler muthig zu erklären.

§. 49.

Ihr gegenwärtiges Käyserliches Haus war kaum auf einen vesten Fuß gesetzet worden, als die von der Familie **Liu** (daraus die Gemahlin des Käysers **Kao ti** herstammete) sich der in Händen habenden grossen Macht bedieneten und sich alle Mühe gaben, dasselbe wieder zu stürzen. Ich habe aber bereits angezeiget, aus was für einer Quelle die berührten Empörungen entstanden. Denn es waren die vom Hause **Liu** zu mächtig geworden. Haben sie nun nicht aus eben diesem Grunde zu besorgen, daß man heut zu Tage eben einen solchen Anschlag gegen ihr Haus machen möchte, als damals die von der Familie **Liu** gethan, und daß das Reich in gleiche Zerrüttung gerathen könne? Wer wird in solchem Fall für den Erfolg davon stehen? Sie werden, aller ihrer grossen Einsichten ungeachtet, alsdann gewiß in grosser Verlegenheit seyn. Und was würde alsdann daraus werden, wenn dieses Unglück erst zur Zeit ihrer Kinder ausbräche, die etwa nicht so viel Fähigkeiten besitzen könten? Das Schlachtmesser **Tan** zerschnitt in einem Morgen zwölf Ochsen, ohne eine Scharte davon zu bekommen. Wie gieng das zu? Also, daß er nur das Fleisch zerschnitt und es geschickt von den Knochen ablösete. Kam er auf einen Knochen, oder sonst an einen harten Ort, so ergrif er das Beil. Was diesem das Messer war, das sind bey einem Regenten Gnade, Freygebigkeit und andere Tugenden: die Gesetze und der Gebrauch seiner Macht aber stellen das Beil vor. Die heutigen zinsbaren Fürsten aber dünken mir knochenhart oder wenigstens knorpelicht zu seyn. Von zween unter ihnen ist dieses ganz unstreitig. Und es ist eine beständige und algemeine Erfahrung in unserm Reich, daß alle Empörungen von den zinsbaren Fürsten hergerühret.

§. 50.

Dieses erkennet man aus der Historie, sonderlich aus denjenigen, die ich schon berühret habe. Der Aufruhr ward durch den **Hou yu** angefangen, der ein König von **Tsou** war, und dessen Reich was zu sagen hatte. Ihm folgete gleich der **Han sin** nach. Warum? Er ward von dem **Hou** unterstützet. Die Geschicklichkeit des **Koan koa**, seines Ministers, hatte diesen Staat reich und mächtig gemacht. Daher folgte auch gar bald der dritte nach. **Tching hi**, der demselben nachfolgete, hatte eben kein grosses Land; aber desto geübtere Völker. Die andern Könige schlugen sich almählig auch dazu, nachdem sie von mehr oder wenigern Kräften waren. **Li vang** der König von **Tchang cha** war der einzige, der in seiner Pflicht und Ergebenheit beharrete: aber sein ganzer Staat bestund auch nur aus 5000 Familien. Man sagt von ihm mit Warheit, daß, ob er wohl dem Käyserlichen Hause weniger erwiesen, als die andern, dieses doch demselben darin verbindlich sey, weil er demselben nie entgegen gewesen. Und gewiß, ob ihn gleich die weite Entfernung vom Käyserlichen Hofe hätte reizen können, etwas zu versuchen; so blieb er doch allezeit getreu und unterthänig. War aber auch diese Treue eine Wirkung seiner Tugend und seines von den andern verschiedenen Naturels. Kan man nicht ohne Verwegenheit sagen, daß die Schwachheit seiner Kräfte ihn in den Schranken gehalten? Jedoch wir wollen wieder zur Sache schreiten.

§. 51.

Man gab ehedem dem **Fan**, dem **Ri**, dem **Kiang** und **Koan** einige Zehenten Städte zur Beherschung, und legte ihnen den Titul eines Königs bey. Mit der Zeit

sind

sind diese kleinen Reiche erloschen, und es ist gut, daß sie nicht wieder hergestellet werden. Den Nachkommen von Han sin und Yue gab man den Titul und Rang zinsbarer Fürsten: wie sie denn denselben auch noch heut zu Tage führen. Man kan ihnen solchen auch ohne grosse Bedenklichkeit lassen; jedoch ohne nachtheilige Folge für einen andern. Denn wenn Eure Majestät alle diese Könige bey ihrer Pflicht erhalten, und denen, die etwas geringeres Ranges sind, den Daumen aufs Auge halten wollen; so ist kein besser Mittel, als daß man die ersten auf den Fuß des Vang oder Königs von Tchang cha setze, mit den andern aber es eben so halte, als mit dem Fan, Ki, Kian und Koan. Wollen sie ihre eigene Autorität vest setzen, und zugleich dem Reiche einen dauerhaften Frieden verschaffen: so müssen sie die Herschaften vervielfältigen, und dadurch ihre Macht schwächen. Die engen Schranken ihrer Staaten werden sie vor allen Versuchungen zum Aufruhr bewahren. Es wird alsdenn sehr leicht seyn, sie bey einem gütigen Betragen in der Ergebenheit zu erhalten, und dahin zu bringen, daß sie so willig sind den Gesetzen des Reichs zu folgen, als die Finger sich in den Gelenken bewegen. Setzen sie nur die Sachen auf den Fuß; ich stehe dafür, daß alsdenn jederman sagen wird: Welch eine Weisheit ist das! Auf die Weise wird das Reich eines dauerhaften Friedens geniessen können. Machen sie nur damit den Anfang, und theilen die Königreiche Tsi, Tchao und Tsou in so viele Herschaften ab, als ihre Grösse gestatten; machen sie eines jeglichen Gebiet so groß, als das von Tchan cha war; veranstalten sie, daß die drey Könige, die heut zu Tage diese drey Reiche besitzen, einem jeden ihrer Söhne oder Enkel eine von diesen Herschaften einräumen, bis eine jegliche ihren eigenen Herrn hat. Eben so können sie es auch mit Leang, Yen und andern Reichen halten. Wäre es, daß die Anzahl der Söhne und Enkel dieser Könige zu Besetzung dieser Herschaften nicht zureichten; so kan die Verfügung getroffen werden, daß sie künftig an die Kinder ihrer Enkel fallen sollen.

§. 52.

Was diejenigen Herschaften anlanget, die in den obbesagten Reichen eingeschlossen liegen, und von denen beherschet werden, die den Titul zinsbarer Fürsten führen; so müssen die Gränzen derselben genau bestimmet werden. Man muß ihnen dieselben erblich übergeben, ohne daß sie zu Eurer Majestät Domainengütern gezogen werden könten; ausser in dem Fall, wenn sie sich durch offenbare Untreue ihres Lehns verlustig gemachet. Auf die Weise machen sie sich viele Leute verbindlich, ohne dabey für ihr eigenes Interesse etwas an sich zu ziehen, oder jemanden zu nahe zu treten; das ganze Reich wird ihre Weisheit bewundern und ihre Uneigennützigkeit loben. Wenn die Staaten also vertheilet sind, so wird ein jeder darauf bedacht seyn, seinen Rang zu erhalten. Dieser ihr Eigennutz samt der Schwachheit ihrer Kräfte wird sie in ihrer Pflicht erhalten. Sie selbst werden dadurch mit betrübten und blutigen Hinrichtungen verschonet bleiben. Man wird nichts von traurigen Begebenheiten hören; man wird ihre Gütigkeit und Gnade so sehr als ihre Uneigennützigkeit und Weisheit bewundern. Die Gesetze werden ihre Kraft haben; Dero Befehle werden volstrecket werden; kein einziger Fürst wird sich unterstehen etwas zu wagen. Und wenn die Fürsten und Grossen des Reichs in einer solchen Ordnung und Unterthänigkeit stehen; so werden die Unterthanen desto eher Gehorsam leisten. Das ganze Reich, das von ihrer Gnade, Weisheit und Uneigennützigkeit überzeuget ist, wird sich einer solchen Einrichtung unaufhörlich verbunden zu seyn glauben. Mit einen Wort, wenn

die Sachen erst einmal auf diesen Fuß gesetzet worden; so wird künftig ein jeder junger Prinz, wenn er zur Regierung komt, nicht die geringste Unruhe zu besorgen haben.

§. 53.

Endlich versichern sie sich dadurch der Ruhe und Ehre ihres Reichs am allermeisten; sie verewigen ihr Andenken auf alle künftige Zeiten. Gewiß, alle diese Vortheile hangen von einem einzigen Staatsstreich ab. Ich glaube, daß Ew. Majestät solches gar wohl einsehen, und ich nehme die Verantwortung davon auf mich. Was hält denn Eure Majestät davon ab? Vielleicht komt ihnen das Uebel noch alzu unerheblich vor. Vergönnen sie mir aber die Frage: ob ein solcher Leib gesund genennet werden könne, wenn das eine Bein an demselben so dick ist als der ganze Leib, und ein Finger so stark worden, als der Arm? Sie werden ohne Zweifel mit Nein antworten, und sie werden einen solchen Schwulst für was gefährliches halten. Und dennoch ist es gewiß, daß auch ein böser Finger, wenn er nicht geachtet worden, unheilbar wird, die Kunst der besten Aerzte zu schanden macht, und endlich den Todt nach sich ziehet. Noch vielmehr muß ein solcher Schwulst zu befürchten seyn, zumal wenn er mit empfindlichen Schmerzen an den Füssen verbunden ist. Das ist die Beschreibung desjenigen Uebels, über welches ich, wie gesagt, laut schreye.

§. 54.

Nun aber komme ich auf einen andern Umstand *), der noch abentheuerlicher ist. Der Käyser, er sey auch wer er wolle, ist unstreitig das Oberhaupt des Reichs; denn er ist über alle Völker gesetzet. Dahingegen die an uns gränzenden Barbaren das unterste Ende ausmachen, und als die Füsse des Cörpers betrachtet werden können. Heut zu Tage aber erweisen uns die Barbaren Hiong nou tausenderley Frevel; und damit solches von ihnen nicht öfterer geschehe, so läst ihnen das Käyserliche Haus jährlich grosse Summen, theils an Gelde, theils an Lebensmitteln auszahlen. Dergleichen von andern fordern, heisset so viel als Herr seyn; an andere aber entrichten, heisset so viel als Knecht und Unterthan seyn. Die Füsse sind also oben, und der Kopf steht unten. Welch eine schreckliche Verkehrung ist das! So lange man das nun erdultet, kan man da auch sagen, daß im Reich solche Diener sind, die für die Ehre desselben eifern? Und dennoch ist das der betrübte und schimpfliche Zustand, darin sich das Reich heut zu Tage befindet, ohne daß jemand demselben zu helfen bemühet ist. Es fühlet dasselbe auch heftiges Seitenwehe; ich ziele damit auf die Seite von Nordwest. Ohnerachtet wir auf dieser Seite erstaunliche Summen Geldes auf die Unterhaltung einer Armee gewendet, und die Officiers reichlich salariret; so sind doch die daran gränzenden Völker immer in starker Bewegung. Alle diejenigen, die nur einige Macht in den Händen haben, stellen ohne Unterlaß Schildwachen aus: Tag und Nacht beschäftigen sie sich; entweder durch Feuer oder durch andere Merkmale den benachbarten ein Zeichen zu geben. Die Truppen aber sehen sich ihres Theils genöthiget in Cürassen und Helmen zu schlafen. Das sind leider wirkliche Uebel, damit das Reich geplaget ist. Ein Arzt bietet zwar Genesungsmittel an, aber man will ihn nicht hören. Solte einem das nicht Thränen auspressen? Ist das aber nicht für ihren ruhmvollen Character, als Käyser, etwas schimpfliches, daß Sie dergleichen Leuten zinsbar seyn müssen? Fahren sie nun fort, diese äusserste Schmach zu erdulten, und das gegenwärtige Uebel einwurzeln zu lassen; was wirds denn für ein Ende nehmen? Unter allen

*) Hier gehet der zweyte Theil dieser Rede an; siehe oben §. 41.

allen denen, deren Vorstellungen Ew. Majestät zu hören pflegen, ist kein einziger, der nicht das, wovon ich hier rede, für ein grosses Unglück halten solte. Komts aber darauf an, wie demselben abzuhelfen; so wissen sie nicht, was sie anfangen sollen. Ich meines Orts bin aber darin ganz anderer Meinung. Die ganze Nation der Tartaren Hiong nou kan nicht so viel Volk aufbringen, als ein einziges grosses Hien in ihrem Reich. Welch eine Schande aber ist es für die, so regieren, daß sie in ihren weiten Staaten nicht so viel Macht besitzen, ein so eingeschränktes Volk in gehöriger Ordnung zu erhalten. Dasjenige, was wir bisher von gedachten Tartaren erlitten, ist so wenig unheilbar, daß ein einziger ihrer zinsbaren Fürsten vermögend ist, sie im Zügel zu halten, wenn man nur einem guten Rath folgen wolte. Machen sie doch eine Probe davon; sie werden finden, daß sie in kurzer Zeit ein Meister des tartarischen Fürsten Tan yu seyn werden; und ich will, wenn es ihnen gefällig ist, den Landes Verräther Yue, der dieses Fürsten vertrautester Rath ist, mit Riemen auspeitschen lassen. Nehmen sie es nicht ungnädig, daß die Art Dero Betragens gegen diese Tartaren die wahre Ursache sey, daß sie so wild und frech geworden. An statt, daß sie diesen wilden Bestien muthig zu Leibe gehen solten, so beschäftigen sie sich indessen mit der wilden Schweinejagd. Anstatt, daß sie diese Canaillen zu paaren treiben solten, so hetzen sie die Hasen im Felde herum; um eines nichtswürdigen Vergnügens willen versäumen sie das gröste Unheil aus dem Wege zu räumen. Auf diesem Wege kan weder Ruhe noch Sicherheit wieder hergestellet werden. Es käme nur auf Eure Majestäten an, daß sie, wenn sie anders wolten, Dero Autorität recht fürchterlich, und sich selbst so wol in dem Reich, als auch ausser den Gränzen desselben liebenswürdig machen könten. Und dennoch ist es gegenwärtig auf dem Fuß, daß sich der Gehorsam gegen ihre Befehle kaum auf 30 bis 40 Meilen weit erstrecket. Und das ist der zweyte Umstand, davon ich oben (§. 41) gesaget habe, daß mir derselbe Thränen auspresse.

§. 55.

Die Verschwendung hat in unsern Tagen eine solche Stufe erstiegen, daß der gemeine Mann gestickte Kleider träget, ja daß selbst die Knaben und Jungfrauen ihre Schuhe mit Gold und Silber besetzen lassen. Wenn man an die Oerter komt, wo Kleider und Schuhe verkauft werden, da blitzt alles von dergleichen Zierrathen. Was ehemals nur ein Putz der Käyserinnen war; was man alsdann nur anlegte, wenn man im Tempel erschien, damit schmücken heut zu Tage mittelmäßige Leute ihre Weiber und Bedienten. Die Säbel, Beile und andere Zierrathen, die ehedem nur an den Ceremonienkleidern unserer Käyser zu finden waren, werden jetzo von einem Kaufman, wenn er sich nur etwas zu fühlen anfängt, dazu gebraucht, daß er seinen Saal damit ausschmücket, wo er seine Angelegenheit besorget, und wo er speiset. Wer wird nicht, wenn er dergleichen Unordnungen erblicket, sagen müssen, daß das Reich dadurch erschöpfet werde? Bis jetzo ist es zwar noch nicht geschehen, aber es ist kein Zweifel, daß es bey so bewandten Umständen noch dazu kommen werde. Wenn ich so mit ansehe, daß dergleichen Leute, die keinen Rang vor der Welt haben, ihre Häuser dergestalt ausschmücken, da Sie indes ein ziemlich grobes Zeug tragen und sich mit der gemeinesten Farbe behelfen; wenn ich sehe, daß eine gemeine verhurte Beyschläferin besser an ihren Füssen geputzt ist, als die Käyserin an ihrem Halse: so seufze ich zwar zuförderst über dergleichen Unordnung; aber ich sehe auch dabey vorher, daß auf solche Unordnung mancherley Elend folgen werde. Gewiß, ich wundere mich sehr, wie es zugehe, daß, da so viele Leute mit der Kleidung eines einigen

Men-

Menschen beschäftiget sind, es nicht andern an der nöthigen Bedeckung ihres Leibes fehle. Gegen zehen, die von den Früchten der Erde essen und leben, findet man nur einen, der sich mit dem Bau derselben beschäftiget; wie komts, daß es nicht nach gerade an Lebensmitteln fehlet? Wenn aber jemand ein Volk in Ordnung erhalten will, das von Hunger und Blösse geplaget wird, der unternimt was unmögliches. Das ist es, wodurch das Reich zu Grunde gerichtet und erschöpfet wird. Daher rühret der Strassenraub und der Aufruhr, davon bisher gehöret worden. Indes fehlet es nicht an Leuten, die zu ihnen sagen: Es stehet alles gut; man lasse es nur, wie es längst gewesen. Und diejenigen, die also reden, sind gewiß keine geringe Leute. Man kan sich keine grössere Verkehrung in den Gewonheiten vorstellen; alle Stände sind unter einander gewirret; es ist kein Unterschied mehr unter den Vornehmen und unter dem Pöbel. Man setzt so gar die Ehrerbietung gegen Dero geheiligte Majestät aus den Augen, und sagt ohn Unterlaß: Lasset uns nichts besorgen, es steht alles gut. Solte einem nicht dieses Seufzer auspressen?

§. 56.

Tong yang, ein Minister des Königs von Tsing bekümmerte sich wenig um die Tugend, sondern gab seinem Herrn nur Mittel an die Hand, Geld zu heben und zu häufen. Daher gieng auch in den beyden Jahren, da er am Ruder war, eine erstaunliche Veränderung in den Sitten vor. Der Sohn eines armen Vaters dachte sonst auf nichts, als das Haus desselben zu verlassen, und ein Eidam eines reichen Schwiegervaters zu werden. Wenn indes Vater und Mutter mit saurer Arbeit den Acker baueten, und Korn durchsiebeten, so stellete der gemästete Sohn einen vornehmen Mann vor, und sahe seine Eltern mit verächtlichen Blicken an. Dort sahe man ein junges Weib, das unter der Zeit, da sie ihr Kind stillete, ihrem Manne viele Grobheiten ins Angesicht sagte; die Schwiegertöchter und Schwiegermütter sahen sich ohn Unterlaß von der Seite an, und kundschafteten alle ihre Gänge unvermerkt aus. Bey den Männern war noch eine Gütigkeit gegen die Kinder und ein Geschmack am Reichthum übrig. Wer aber nur darin von den Bestien unterschieden ist, der darf sich auf seinen Vorzug nicht viel zu gute thun. Nichts destoweniger überfiel **Chi hoang** unter dergleichen Umständen sechs Königreiche, und machte sich selbst zum Käyser. Es fehlete an weiter nichts, als an Mitteln, seine Familie auch auf dem Thron zu erhalten. Diese Mittel waren Mäßigkeit, Bescheidenheit, Gütigkeit, Aufrichtigkeit, Redlichkeit und Handhabung der Gesetze. Allein dieser Mittel wuste sich **Chi hoang** nicht zu bedienen. Er folgte blindlings dem Wege, den ihm **Chang yang** gebahnet hatte; er dachte nur ans nehmen und verzehren. Sein Exempel grif im ganzen Reich um sich; ein jeder machte seine Leidenschaften und seine Macht zur Regul seiner Handlungen. Die Witzigen wendeten ihren Verstand an, die Einfältigen zu betrügen. Man nennete dasjenige Tapferkeit, wenn man aus anderer Leute Zaghaftigkeit und Schwachheit Vortheile zog. Es war schon genung, einen andern ungestraft zu beleidigen, wenn man nur stärker war, und seiner mächtig werden konte. Endlich erstieg die Unordnung den höchsten Grad und ward unerträglich.

§. 57.

Um dieselbige Zeit trat ein Mann von ausserordentlichen Vorzügen und Verdiensten hervor. Alles wich seiner Tapferkeit aus dem Wege; alles räumte seiner Tugend den Platz ein. Und gleichwie man vorhin von der Dynastie Tsin geredet hatte, so fieng man nun an von der Dynastie Han zu reden. Allein ob gleich die Glieder von der Dynastie

Tsin

Tsin ausgestorben, so leben doch die Laster ihrer Zeiten noch. Die Verschwendung bleibet immer auf eben demselbigen Fuß; die vestgestelten Gebräuche kommen immer mehr und mehr in Verachtung, und mit denselbigen verschwindet Schamhaftigkeit und Tugend. Diese Veränderung, dabey übel ärger wird, wird mit einem jeden Monate merklicher, noch mehr aber mit einem jeden Jahre. Vater oder Bruder ermorden, sind zwar ganz abscheuliche Missethaten, dennoch sind sie in unsern Tagen nicht ohne Exempel. Mit dem Diebstahl und Strassenraub gehet es so weit, daß man auch die innersten Verschläge der Eltern erbrochen hat, um ihnen ihre Geräthe zu rauben. Endlich ward die Frechheit so groß, daß man in dieser Hauptstadt erleben müssen, daß Käyserliche Bediente am hellen lichten Tage bestohlen und erwürget worden. Indem nun auf der einen Seite dergleichen Gewaltthätigkeiten vorgehen, so erblickt man auf der andern Seite einen reichen Dieb und Betrüger, der sich als ein ehrlicher Mann anstellet; der etliche hundert tausend Lasten Korn ins Magazin liefert, oder grosse Geldsummen vorschiesset, und dadurch den Weg zu den höchsten Würden bahnet. Diese Unordnung ist grösser als alle andere, davon ich bisher geredet habe; und sie ist überaus gemein worden, ob man sie gleich vor Ihro Majestät Augen zu verbergen suchet. Indem man sich bemühet, einige besondere Fehler recht groß vorzustellen, so siehet man, daß sich die Menschen im Ganzen verderben, daß die grösten Mißbräuche einreissen, und die abscheulichsten Laster herschen. Man siehet noch dazu dieses alles mit einem gelassenen Herzen an. Man solte fast bey der grossen Unempfindlichkeit, die Dero Bedienten gegen dergleichen Mißbräuche blicken lassen, glauben, als ob sie dafür hielten, es müste also seyn; oder, als ob sie mit der Wiederherstellung guter Ordnungen im Reich ganz und gar nichts zu thun hätten. Aber auf wen soll man sich denn verlassen? Etwa auf die ordentlichen Obrigkeiten und ihre Subalternen? Ach! die haben ja mit ihren Schreibereien und Registraturen so viel zu thun, daß sie ihre Gedanken nicht weiter richten können. Und wenn sie auch so viel Licht und Tugend hätten, die Mängel zu erkennen und davon gerühret zu werden; so ists doch gewiß eine Sache, die über ihren Horizont gehet, daß sie Mißbräuche abschaffen, den Unordnungen abhelfen, und im ganzen Reich die Liebe zur Pflicht und Tugend erwecken solten. Es ist daher niemand übrig, der an die Hebung dieses eingerissenen Uebels am kräftigsten Hand anlegen könte, als Eure Majestät. Aber ich sehe eben nicht, daß Dieselben dieses Uebel empfinden und darüber bestürzet sind; weswegen ich mich denn herzlich betrübe. Denn die höchste Landesherlichkeit zu behaupten, die Stände im Lande genau zu unterscheiden, die Familien in guter Ordnung zu erhalten; das sind Geschäfte, die der Himmel nicht unmittelbar thut, sondern die er den Käysern aufgetragen hat. In dergleichen Umständen ist es ganz unwidersprechlich wahr, was man zu sagen pfleget, daß man, wenn man nicht vorwärts gehe, zurück gehe; und daß es so gut sey, als eine Sache verschlimmern, wenn man dieselbe nicht auf einen bessern Fuß setzet. Koan tse, ein alter Minister im Königreich Tsi saget: Die genaue Beobachtung der eingeführten Gebräuche, die Aufrichtigkeit, die Uneigennützigkeit, und Schamhaftigkeit, sind die vier Grundseulen des Regiments, wenn diese sinken, so ist der Fall des Staats nahe.

§. 58.

Koan tse, wird man etwa sagen, ist kein sonderlicher Held in diesen Sachen; gesetzt nun einmal, daß dem so sey; so ist es ja gewiß noch weit schimpflicher, wenn man nicht einmal so klug und weise ist, als er. Nichts gewissers ist, als was ich jetzo anführe.

Tsin lies die besagten vier Grundpfeiler sinken, und bald darauf fiel er auch. Kaum waren dreyzehen Jahre verflossen, so war sein prächtiger Hof ein verwüsteter Hügel. Können wir nun wol heut zu Tage sagen, daß diese vier Grundvesten in erwünschtem Stande sind? Nein, wir würden uns in dem Fall alzu sehr schmeicheln. Man siehet auch schon, wie sehr sich diejenigen selbst gefallen, und was sie sich für Freyheiten heraus nehmen, die dergleichen schädliche Anschläge gebären. Auf allen Seiten herschet schon ein algemeiner Verdacht und Mißtrauen. Warum leget man nicht ungesäumt Hand an, das Zerrüttete wieder in Ordnung zu bringen; den nöthigen Unterschied zwischen den Ständen wieder vest zu setzen, und die Familien wieder auf die gebührende Art einzurichten? Dadurch werden diejenigen, die solche gefährliche Anschläge schmieden, aller ihrer Hofnung beraubet werden? Verdacht und Mißtrauen werden bald aufhören müssen: unsere Nachkommen werden eine leichte Regul erhalten, darnach sie sich richten können; und sie selbst werden dadurch die Ruhe und Glückseligkeit ihres Reichs vest setzen. Wer solche wichtige Dinge ins Werk zu richten versäumet, der überläst sein Schif einem reissenden Strom, ohne es durch Seil und Ruder in Ordnung halten zu können. Der Strom reisset es mit sich fort, und wenn sich nur einiger massen ein Sturm erhebet, so ist es gar verloren. Sind wir nicht in solchen Umständen? Und ist das nicht abermals eine Sache, darüber man zu seufzen Ursache hat?

§. 59.

Die drey ersten Dynastien zählen viele Generationen und Geschlechter, die nach einander den Thron besessen. Die Dynastie **Tsin** aber, so zunächst darauf erfolget, hat ihrer nur zwey, die von sehr kurzer Dauer gewesen. Gewiß, wenn man nur die natürlichen Eigenschaften und Neigungen betrachtet, so ist kaum ein Mensch vom andern so weit unterschieden. Woher komts, daß die drey Familien **Hia**, **Chong** und **Tcheou** einer so langen und glückseligen Regierung genossen? Dahingegen die Dynastie **Tsin** unter lauter Zerrüttungen ihren Anfang und ihr Ende so nahe beysammen gesehen? Folgende Ursache ist eine von den vornemsten und erheblichsten. Hatten auch unsere Vorfahren das Recht der Erstgeburt eingeführet, oder ihren Thron erblich gemachet? Nein, sie erkläreten einen aufs feierlichste zu ihrem Nachfolger. Man ernante hierauf eine angesehene Standesperson, die den erwählten nach dem im Mittage liegenden Ort **Kiao** führen und ihn daselbst dem Himmel vorstellen muste. Alle Grossen des Hofes folgeten ihm dahin nach. Daselbst stelleten sie sich in den gewöhnlichen Ceremonienkleidern vor dem erwählten Regenten, und erkanten ihn öffentlich für den Erben der Crone. Wenn er aber auch gleich zum Nachfolger war erkäret worden, unterstund er sich auch vor dem Pallast seines Vaters vorbey zu reuten oder zu fahren? Nein, er stieg von seinem Pferde oder Wagen ab. Sties er etwa auf einer Reise auf den Pallast seiner Vorfahren, so verdoppelte er seine Schritte. Durch diese Ceremonien erhielt man ihn im Gehorsam und Ehrerbietung gegen seine Vorfahren; so wie man sich bemühet hatte, denselben von seiner ersten Kindheit an dazu anzuhalten. **Tching vang** *) konte kaum allein gehen, so gab man ihm schon den **Tchao kong** als einen **Tai pao** oder als einen Hofmeister zur Seite; den **Tcheou kong** als einen **Tai fou**, und den **Tai kong** als einen Tai se. Der erste unter diesen dreyen hatte die Aufsicht über seine Person; der andere war sein Gouverneur; der dritte aber sein Lehrmeister.

Alle

*) **Tching vang** gehöret zu den Käysern aus der Dynastie **Tcheou**; es ist von ihm der erste Theil dieser Uebersetzung p. 287 sqq. nachzulesen.

Alle diese Personen, die man zur Erziehung dieses Prinzen ernennet hatte, waren ihrer Tugend halben überal bekant, und im Stande, ihm die heilsamsten Lehren zu ertheilen. Sie thaten dieses auch wirklich und sehr oft. Insonderheit gaben sie genau acht auf alles was er redete; daß er mit niemand etwas redete als mit wohlgesitteten Leuten, auch nie etwas unanständiges zu sehen bekam. Alle seine Bedienten musten tugendhafte, gelehrte, ernsthafte, zugleich aber auch witzige Leute seyn; um ihn bey aller Gelegenheit auf eine gute Art zu unterweisen. Ein Mensch, der in der Provinz Tsi und Tsou erzogen worden, der wird ohnfehlbar in seiner Sprache denselben Accent annehmen. Konte es daher einem Prinzen, der auf die besagte Weise erzogen worden, an guten Eigenschaften fehlen? Confucius sagts, und es ist auch wahr, daß die Auferziehung, des Menschen andere Natur sey, und daß man dasjenige als etwas natürliches thue, wozu man von Jugend auf angehalten worden.

§. 60.

Als dieser Erbprinz zu mänlichen Jahren gekommen war; so lies man ihn durch sechs besondere Zimmer durchführen, die gleichsam lauter Schulen für ihn waren. In dem ersten gegen Morgen angelegten Zimmer unterwies man ihn umständlich in den Gebräuchen, und insonderheit in denen, die gegen die Anverwandten seines Hauses zu beobachten waren. Daselbst lernete er, die nähern Anverwandten den weitläuftigern Freunden vorzuziehen, denselben auf eine gütige Art zu begegnen, sie in genauer Vereinigung zu erhalten, und einen jeden nach seinem Rang zu unterscheiden. Von daraus ward er in die Mittagszimmer gebracht; und hier unterwies man ihn, den verschiedenen Altern der Menschen auf eine anständige Art zu begegnen; den jungen Leuten Ehrerbietung gegen die Alten beyzubringen; Treue und Aufrichtigkeit unter ihnen zu befördern, und allen Mißhelligkeiten und Processen vorzubeugen. Darauf kam er in die Schule gegen Abend. Hier wies man ihn an, wie er unter seinen Bedienten eine gute Wahl treffen solte. Die Maximen, so man ihm desfals beybrachte, waren diese, daß er die wahre Weisheit allen andern Gaben vorziehen; diejenigen, so sich durch Tugend von andern unterscheideten, am meisten ehren; und endlich die wichtigsten Bedienungen keinen andern als solchen auftragen solte, die keine gemeine Tugenden und Fähigkeiten besässen, und die im Stande wären, alles anzugeben und auszuführen, wodurch das Reich in Aufnahme gebracht werden könte. Von dieser Schule auf der Abendseite ward er in die nordliche gebracht, woselbst man ihn lehrete, die Stände in einem Staat gehörig zu unterscheiden, und was ein Regent gegen diejenigen für Achtung bezeugen müsse, die ihrer Aemter und Würden halber weit über andere erhaben wären, um dadurch die Ordnung unter den Ständen des Reichs und einen jeglichen Stand in seinen besondern Schranken zu erhalten. Da er nun durch diese vier Schulen durchgeführet worden, so kam er zu der fünften, die höher war, als die vorhergehenden. Daselbst lernete er unter der Anführung der geschicktesten Männer, die tiefesten und weitgehenden Lehren der Weisheit. Und so bald ihm eine davon war vorgetragen worden, so begab er sich mit seinem Tai fou oder Gouverneur in ein besonderes Zimmer, der ihn denn weiter unterrichten muste. Hatte er den Vortrag nicht recht gefasset, so muste ihm dieser zurecht helfen. Insonderheit aber unterwies ihn dieser in den schwersten Puncten, und machte sie ihm so begreiflich, als es möglich war. Auf die Weise ward sein Verstand und Herz almählig gebildet; so ward er zugleich geschickt und tugendhaft; so kam er in den Stand glücklich zu regieren.

§. 61.

Als er nun auf die Weise war gebildet worden; so wurden ihm statt der vorigen Bedienten andere beygegeben, die zwar weniger Autorität über ihn hatten, aber die auch alle seine Handlungen mit desto grösserer Wachsamkeit bemerkten. Er hatte zuförderst einen Mann bey sich, der in den Geschichten der vorigen Zeiten sehr bewandert war, der muste ein Verzeichniß seiner täglichen Handlungen führen. Ein anderer beobachtete seine Aufführung bey der Mahlzeit, und erinnerte ihn augenblicklich, wenn er eine Unanständigkeit bemerkte. Ja, was noch mehr, es war an einem öffentlichen Orte ein Tuch ausgehänget, daran ein jeder die nöthigen Erinnerungen anzeigen konte; auf einer andern Seite hieng eine unbeschriebene Tafel, woran ein jeglicher bemerken konte, was er zu erinnern hatte. Oder wer auch nur sonst was anbringen wolte, der durfte nur eine gewisse frey ausgestelte Trommel berühren; so ward er augenblicklich gehöret. Dieses alles war dem ganzen Staat zuträglich, ohne dem Prinzen alzu peinlich zu seyn. Denn da er von Jugend auf zur Weisheit und Tugend war angehalten worden; so hatte man ihm nichts lasterhaftes vorzurücken. Da er von den ersten Jahren an die gesundesten und sichersten Grundreguln eingesogen hatte; so erwählte er auch ganz ungezwungen das beste Theil.

§. 62.

Ueberdies waren die Ceremonien, die zu gewissen Jahrszeiten und an gewissen Tagen vestgesetzet waren, und davon unter den drey ersten Dynastien kein einziger frey gesprochen werden konte, so wol ihm als dem Reiche überaus nutzbar. Einige unterwiesen ihn in der Ehrerbietung, die er dem höchsten Landesherrn schuldig war; andere führten ihn zum Gehorsam und Ergebenheit gegen die Eltern und Anverwandten an; andere lehreten ihn Ernsthaftigkeit und Wohlanständigkeit zu beobachten. Ja es waren nicht die geringsten Umstände zu beobachten, die nicht einen guten Zweck hätten haben sollen. Es war, zum Exempel, eine Gewonheit, daß ein Prinz dasjenige Thier nicht todt liegen sehen durfte, welches lebendig um ihn gewesen; daß er nichts vom Fleisch desjenigen Thieres essen durfte, welches er unter dem abschlachten schreien hören; und daß er zu eben dem Zweck sich niemals der Küche nähern durfte. Der Zweck von dem allen gieng dahin, daß ein solcher Prinz gegen jedermann liebreich und gnädig gesinnet bleiben solte. Fragt man nun, wie es zugegangen, daß eine jede von diesen dreyen Dynastien so lange bestanden? so antworte ich, daß es durch die besagten Mittel geschehen, insonderheit aber durch eine sorgfältige Auferziehung des Thronfolgers.

§. 63.

Das Gegentheil von dem allen geschach unter der Dynastie **Tsin.** Höflichkeit und Bescheidenheit wurden zu ganz unbekanten Tugenden. Denjenigen ehrte man am allermeisten, der am trotzigsten war, der die allermeisten Schmähworte ausstossen, und der den ersten den allermeisten Tort thun konte. Die Regierung derselbigen Zeiten achtete keiner Gebräuche, und ehrete keine Tugend. Man redete nur von Strafen und Hinrichtungen, also, daß auch der Gouverneur des Prinzen **Hou hai** *) sich mit diesem sonst von nichts unterredete. Heute hörte man von abgeschlagenen Köpfen, und morgen von ausgerotteten Familien. Aber was erfolgte denn darauf? **Hou hai** war kaum einen

*) Es ist dieses der Sohn des oben mehr gedachten Kayfers **Chi hoang**, dem dieser selbst den Namen **Eul chi** beylegte, als er ihn zu seinem Nachfolger erklärte.

einen Tag auf dem Thron gewesen, so ermordete er schon des folgenden Tages einen seiner Unterthanen mit eigener Hand. Die besten und ehrerbietigsten Vorstellungen wurden als ein feindseliger Aufruhr ausgeleget. Der heilsamste und erheblichste Rathschlag hies eine nichtswürdige Kleinigkeit. Es war dem Regenten so gleichgültig Menschenköpfe abzuschlagen, als Gebüsche abzuhauen. Soll man diese vielen Grausamkeiten blos dem wilden Naturell dieses Herrn zurechnen? Nicht also; sondern die elende Auferziehung hatte den meisten Theil daran. Man hat zwey bekante Sprüchwörter. Das erste heist: Habt ihr in gewissen Dingen keine eigene Erfahrung, so folgt denen nach, welchen es gelungen. Das andere lautet so: Wo der erste Fuhrmann umgeworfen hat, da hat der nachfolgende Ursache auf seiner Hut zu seyn.

§. 64.

Unsere drey erste Dynastien haben lange Zeit bestanden; und wir wissen die Ursache ihrer glücklichen Dauer. Es komt also blos darauf an, daß wir ihnen nachfolgen. Die Dynastie Tsin ist dagegen in kurzer Zeit zu Grunde gegangen. Die Gottlosigkeiten, die sie ausgeübet, und die Wege, auf welchen sie ihr Verderben befördert, sind uns gleichfals bekant. Die Spuren davon sind sehr merklich. Wollen wir denn dieselben nicht vermeiden? Das würde ja eben so gut seyn, wie die Dynastie Tsin, untergehen wollen, so man ihre Wege wählete. Ich habe es schon gesagt, und wiederhole es, daß das Schicksal des Reichs von der Erziehung des Erbprinzen abhange. Aber wovon hanget denn die glückliche Folge dieser Erziehung ab? Von zwey wesentlichen Stücken. Das erste ist dieses, daß der Anfang dazu bey Zeiten gemachet; das andere, daß die geschicktesten Personen dazu gewählet werden müssen. Wenn man mit einer vernünftigen Erziehung bey Zeiten den Anfang machet, ehe das Herz eines solchen Prinzen verderbet wird, so ist es fähig, viel gute Eindrücke zu empfahen. Daher komt nun das meiste darauf an, daß man demselben solche Leute zuordne, die Weisheit und Aufrichtigkeit besitzen. Versäumet man nun die beste Zeit, und lässet einen solchen Herrn erst vergiftet und die bösen Gewonheiten eingewurzelt werden; so mag man ihm immer die besten Leute zur Seite geben, die ihn begleiten, ihn beobachten und Zeugen seiner Fehler sind; es wird sehr selten etwas gutes herauskommen. Die Leute von Ou und Yue werden alle mit einerley Neigungen geboren; sie sind einander von Kindheit an so gleich, auch bis auf den Accent in der Sprache. Sind sie nun heran gewachsen; so ist unter diesen sonst so nahe verwandten und benachbarten Leuten eine solche Antipathie und Widrigkeit, daß sie einander nicht leiden können. Woher mag das kommen? Von der Auferziehung und Gewonheit. Ich habe daher die gerechteste Ursache gehabt zu behaupten, daß mit der Auferziehung eines Prinzen bey Zeiten der Anfang gemachet, und eine gute Wahl getroffen werden müsse. Geschicht dieses, so ist der Erfolg so gut als gewiß, mithin ist auch das Reich glücklich. Es ist wahr, was im Buch **Chu king** gelesen wird: Das Glück aller Völker hanget von einem einzigen Menschen ab. Daran solte man billig gedenken; das ist das nothwendigste, das man sich vorstellen kan *).

§. 65.

Die vernünftigsten Männer sehen in das Zukünftige nicht mit solcher Deutlichkeit,

*) Vermuthlich hat hier der **Kia y** seine Klagen ausgeschüttet, daß die Erziehung des damaligen Erbprinzen so sehr versäumet worden; welches aber der Geschichtschreiber weggelassen hat. Wenigstens zeiget das nachfolgende, daß er von einer andern Materie zu reden anfange.

als in das Vergangene. Wohin zielen denn alle unsere Gebräuche? Dahin, daß allen Unordnungen vorgebeuget werden soll; dahingegen die Züchtigungen zur Bestrafung der Unordnungen bestimmet sind. Daher ist wol niemand zu finden, der die Wichtigkeit, Nothwendigkeit und Wirkungen der Strafen in Zweifel ziehen solte. Die Tugend belohnen, um andere zur Nachahmung derselben aufzumuntern, und das Laster bestrafen, in der Absicht, andere davon abzuschrecken, das sind zwey grosse Grundvesten einer Regierung. Unsere alte weise Regenten haben sich dieser Mittel mit grosser Standhaftigkeit und unvergleichlichen Billigkeit bedienet. Es sey ferne von mir, daß ich dieselben verwerfen solte. Wenn ich aber die Gebräuche alhier besonders anpreise, so geschichts deswegen, weil die Beobachtung derselben vor den Strafen dieses voraus hat, daß dadurch die Laster gleich in der ersten Geburt ersticket werden können. Es wird dadurch das Volk almählig und unvermerkt zum Guten angehalten; so wie dieselben auf eben die Weise vom Bösen zurücke gezogen werden, daß sie es nicht merken. Daher pflegte **Confucius** zu sagen: Processe zu entscheiden wissen, ist eine gute Sache; man findet Leute, die dazu fähig sind, und es auch wirklich thun: aber es würde weit besser seyn, wenn sie es dahin bringen könten, daß gar keine Processe wären; den suche ich, der das kan.

§. 66.

Diejenigen, die einem Regenten seine Regierung erleichtern helfen wollen, können es meines Erachtens nicht besser angreifen, als wenn sie gleich Anfangs das wahre und Hautinteresse von demjenigen unterscheiden, das nur den Schein davon hat, oder welches man doch ohne bedenkliche Folgen bey seite setzen kan. Hievon hanget eines Regenten Wohl oder Wehe mehr ab, als von irgend einer andern Sache. Insonderheit aber hat ein Regent sich dieses wohl vorzustellen, daß sonderlich in grossen Reichen die Verbesserungen und Verschlimmerungen nicht an einem Tage zu ihrer Reife kommen. Es kommen vielmehr dieselben ganz von ferne und nehmen almählig zu; mit der Zeit aber hat man das im Grossen vor sich, was man im Kleinen ausgesäet hat. Wenn ein Regent von Tag zu Tage nichts anders gethan, als die Strengigkeit der Gesetze und ihrer Strafen verwalten zu lassen; so werden von seiten des gröSten Haufens nichts anders als Flüche und Empörungen darauf erfolgen. Hat aber im Gegentheil derselbe sein tägliches Geschäfte daraus gemachet, daß er über den Ordnungen gehalten und ein gutes Exempel gegeben; so wird von seiten des Volks eine volkommene Ergebenheit und ein rechter Eifer für seine Person erfolgen. **Chi hoang** wünschete so sehr als **Tching tang** und **Vou vang** den Saal seiner Vorfahren mit einer grossen Menge Ahnen zu erfüllen und das Reich auf seine Nachkommen fortzupflanzen. Inzwischen haben **Tang** und **Vou** eine Dynastie von sechs- bis siebenhundert Jahren gestiftet; da indes des **Chi hoang** seine kaum dreyzehen Jahre gedauret hat. Und das ist die Ursache dieses gewaltigen Unterschiedes.

§. 67.

Das Reich kan einem schönen und kostbaren, aber auch dabey zerbrechlichen Gefäß verglichen werden. Man setze dieses nur allezeit an einen gewissen und geraden Ort; so wird es lange Zeit erhalten werden können: wo nicht, so ist es bald zerbrochen. Gütigkeit, Gerechtigkeit und Ordnungen waren die Grundseulen, auf welchen die Regierung des **Tang** und **Vou** beruhete. Daher daureten auch ihre Dynastien viele Jahrhunderte nach einander, und waren in einem so erwünschten Stande, daß das Andenken derselben noch

noch unvergeßlich ist, auch unvergeßlich bleiben wird. Was aber den **Chi hoang** betrift, so bauete derselbe seine Autorität auf lauter Schrecken und Strafen. Tugenden und Wohlthaten hatten nicht den geringsten Antheil daran. Bald darauf hörte man allenthalben die ärgsten Flüche und gefährlichsten Tumulte; die Unterthanen hasseten ihn, als ihren allergrösten Feind. Es fehlete nicht viel, daß er nicht selbst in eigner Person hätte ein Opfer einer öffentlichen Rache werden müssen. Sein Sohn konte derselben nicht entgehen. Er kam um, und verlohr sein Reich. Diese Begebenheit ist noch so neu, daß sie als eine Geschicht unserer Tage angesehen werden kan. Kan ich euch wol zur Bestätigung meines Satzes etwas begreiflichers sagen?

§. 68.

Ein Regent kan mit einem Saal verglichen werden. Die Bedienten seines Reiches können mit den Stufen auf demselben, das Volk aber mit der Grundschwelle dazu in Vergleichung gestellet werden. Ist nun ein Saal dergestalt über der Grundschwelle erhöhet, daß neue wohlausgearbeitete Stufen auf denselben führen, so hat derselbe ein schönes Ansehen. Wenn er aber alzusteil in die Höhe gehet, und die Stufen dazu unordentlich angeleget sind; so hat derselbe keine Art, und wird daher verachtet. Die Zueignung hievon ist leicht gemachet. Unsere alten Käyser begriffen dieses gar wohl. Daher führeten sie in ihrem Reich die verschiedenen Stände und Ordnungen ein. Um ihre Personen hatten sie die **Kong, King** und **Ta fou**. In den verschiedenen Theilen ihres Reichs waren die **Kong, Heou, Pe, Tze** und **Nan** vertheilet, die grosse Menge der gewöhnlichen Bedienten und ihrer Subalternen nicht einmahl mitgerechnet. *)

§. 69.

Der Prinz, der nach dieser Vorschrift war erzogen worden, erschien so groß und ehrwürdig, daß unter dem Schatten seiner Majestät alle seine Bedienten bedeckt und sicher waren. Die Bauern haben ein Sprüchwort: Ich hätte gern die Maus getödet, aber ich habe das Gefäs in Ehren gehalten. Dieses Gleichniß ist zwar nicht das feineste, man kan es aber hier gar wohl anbringen. Die Ehrfurcht, die ein regierender Herr hat, setzet alles in Ansehen, was um ihn ist; auch nicht einmahl das Pferd ausgenommen, darauf er reutete oder das Stroh, welches es frisset. Unsere alten Ordnungen gestatteten nicht, dem Pferde des Käysers in die Zähne zu sehen; und es war demjenigen eine Strafe auferleget, der dessen Stroh mit Füssen trat. Noch heut zu Tage ist es im Gebrauch, daß, wenn des Fürsten Stock oder Schreibebret fält, derjenige, welcher sitzet, so gleich aufstehet; diejenigen aber, welche stehen, setzen sich nieder. Begegnet man einem solchen Herrn entweder fahrend oder reutend, so erfordert es der Wohlstand so gleich abzusteigen. Wundert man sich nun auch noch darüber, daß unsere alten Gesetze nur diejenigen den Leibesstrafen unterworfen, die geringer gewesen als die **Tai fou**? Ohne Zweifel hielten unsere weisen Gesetzgeber dafür, daß es wider die einem Regenten schuldige Ehrfurcht streite, diejenigen mit Leibesstrafen zu belegen, die um seine Person waren; und sie hielten sich überzeugt, daß, gleichwie ein Regent nur Leute von grossen Verdiensten

zu

*) Es scheinet hier abermals, als ob der Geschichtschreiber von dieser Rede etwas weggelassen habe; wenigstens ist der Inhalt des nachfolgenden von anderer Beschaffenheit. **Kia y** redet im nachfolgenden von der Achtung, die ein Regent seinen Ministern und andern vornehmen Bedienten schuldig sey.

zu hohen Aemtern erhebe; also schickte es sich auch nicht, sie durch dergleichen harte Mittel in der Ausübung ihrer Schuldigkeit zu erhalten.

§. 70.

Gewiß, wir finden in dem ganzen Alterthum kein einziges Exempel, daß ein weiser Regent seine nächste Bedienten habe hinrichten lassen. Es hat sich aber in dieser Absicht alles gar sehr geändert. Man unterwirft jetzo diejenigen den Leibes- und Lebensstrafen, die unsere alten Käyser, wenn sie mit ihnen redeten, Ehrenhalber **Pe feou** oder **Pe kieou** *) nenneten; ja denen noch jetzo die Käyser, wenn sie ihnen begegnen, ein Ehrenzeichen zu erweisen pflegen. Die **Kong**, die **Heou** und die **Pang** haben sich, wie der gemeineste Pöbel, den ehrenrührigsten und schmähligsten Strafen unterwerfen müssen. Man brandmalet ihr Gesicht; man schneidet ihn Nasen und Ohren ab; man verhunzet ihnen die Haare; man stellet sie öffentlich an den Pranger; man löset ihnen die Glieder ihres Leibes stückweise ab. Ja was noch mehr; es ist nichts seltenes, daß sich die vornemsten Cronbedienten der schändlichsten Strafe unterwerfen und sich den Kopf abschlagen lassen müssen. Wer es in diesem Stück so weit treibet, und keine Unterscheidung des äusserlichen Standes gelten lässet; der giebt solchen Personen nicht allein das Mittel an die Hand, in allerhand unanständige und niederträchtige Neigungen zu gerathen, sondern es streitet auch wieder das Sprüchwort, und zeuget von der schlechten Achtung gegen ihr Gefäs.

§. 71.

Ein anderes Sprüchwort ist des Inhalts: Die Schuhe möchten so schön seyn als sie wolten, so bedecke man doch nicht das Haupt damit; und eine Mütze so schlecht, als sie wolle, so flicke man doch nicht die Schuhe damit. Hat man auch wohl ehedem einen Bedienten deswegen verstossen, weil er nicht uneigennützig genung gewesen? Man legte seine Fehler aufs glimpflichste aus, und sagte nur, daß ihm die Gebräuche noch nicht bekant genung wären. Oder versties man ihn um eines liederlichen Lebens willen? So natürlich stelte man sein Laster nicht vor; man sagte nur, daß die Vorhänge bey ihm alzudurchsichtig wären **). Entlies man ihn als einen schwachen und unfähigen Menschen, der seinem Amt nicht vorstehen konte, seiner Dienste; so sagte man, daß seine Unterorgeordneten ihm nicht gehorchen wolten. Ward ein Bedienter als schuldig erfunden, und sein Fehler war mittelmäßig; so legte er sein Amt gutwillig nieder, und weiter kams zu keiner Untersuchung. Betraf es aber ein Halsverbrechen, und war dafür erkant worden, so kehrte sich ein solcher Bedienter so gleich nordwärts ***), machte die gewöhnlichen Beugungen, sprach sich selbst das Todesurtheil, und volstreckte es auch auf der Stelle an sich selbst. So ehrwürdig waren den alten Käysern ihre vornemsten Diener, wenn sie sich eines Verbrechens schuldig gemacht hatten. Sollen denn deswegen ihre Fehler ungestraft bleiben? Nein, man setze sie ab; man strafe sie auch so gar am Leben, wenn sie es verdienet haben. Aber sie greifen, foltern, schlagen, sie in die Hände der

*) Das heist so viel, als: **mein grosser Vetter.** Oder wie die Könige von Frankreich an Personen von gewissem Rang zu schreiben pflegen: Mon Cousin, mein Vetter.

**) Es soll dieses Sprüchwort so viel sagen, daß beyderley Geschlecht zu vertraut umgegangen; welches nach den Sitten der Chineser etwas gar unanständiges ist.

***) Der Käyser pflegt also zu sitzen, daß er den Rücken nordwärts und das Gesichte mittagwärts kehret.

der nichtswürdigsten Gerichtsdiener übergeben, das ist ein solches Schauspiel, davon weder Grosse noch Kleine, weder Vornehme noch Geringe einen Vortheil haben.

§. 72.

Dem gemeinen Volk ist dieses insonderheit schädlich, als bey welchem durch dergleichen Verfahren diese wichtige Regul entkräftet wird; Ehret diejenigen, die euch vorgesetzet sind, oder sonst ein angesehenes Ehrenamt bekleiden. Es ist aber auch den Vornehmen nachtheilig, als welche dabey die Meinungen verlieren, die sie billig ihres Standes wegen hegen solten. Es ist auch endlich dem Regenten ein solch Verfahren schädlich, weil er dadurch ganz natürlicher Weise den Eifer derer vermindert, die ihm dienen, und von deren Eifrigen Dienst seine Ehre und Sicherheit abhanget. Daher haben nun unsere alte Landesverfassungen dem Regenten angepriesen, mit seinen Ministern und allen hohen Bedienten höflich und leutselig um zugehen. Wo dieses nicht geschicht, so vergessen die Unterthanen, was sie den Grossen schuldig sind, und der Regent erfähret gar bald den Schaden davon. Die Bedienten vergessen auch ihrer selbst desto leichter, und indem sie sich äusserlich herabgesetzet und verachtet sehen, so werden sie auch innerlich niederträchtig. Sie thun nichts mehr aus dem Trieb einer wahren Ehre; sie verrichten alles obenhin, und um nur davon zukommen; sie ergreifen alle Gelegenheiten sich ihre eigenen Vortheile zu machen, reich zu werden, und setzen das algemeine Beste aus den Augen. Begehet der Regent etwas das wieder seine Würde ist, so beunruhiget sie solches nicht; ja sie sehen es wol gerne, und unterstützen heimlich die Parthey, so ihm entgegen ist. Sehen sie den Regenten samt seinem Staat in Gefahr, so sorgen sie zuförderst für ihre eigene Sicherheit.

§. 73.

Nu yang war am Hofe des Käysers **Tchong hin** eine vornehme Creatur. Als **Tchi pe** diesen **Tchong hin** erleget und getödtet hatte; so bot er dem **Nu yang** einen Dienst an, welchen er auch annahm. **Tchao** besiegte bald darauf den **Tchi pe** und tödtete ihn auch. Darüber schien **Nu yang** ganz untröstlich zu seyn. Er wendete alle ersinliche Mühe an, um den Sohn des **Tchi pe** auf dem Thron des Vaters zu erhalten. Er stellete, wie die Geschichte melden, wol fünferley Versuche an, kein einziger aber wolte gelingen. Es fragte einer den **Nu yang** um die Ursachen dieses ungleichen Verhaltens gegen beyde Fürsten. **Tchang hin**, antwortete, er war zwar ein ganz guter Regent, aber er begegnete mir wie ein Drescher und Tagelöhner; als er daher starb, so war mir in der Trauer jedermann gleich. Was aber den **Tchi pe** betrift, so hat er mir allezeit so begegnet, wie es meinem Character im Königreiche gemäs ist. Ich bin ihm daher einen weit grössern Eifer schuldig.

§. 74.

Und gewiß, es wäre kein gewisseres Mittel, einen Bedienten eines grossen Herrn um allen seinen Eifer und Ergebenheit zu bringen, als denselben niederträchtig zu tractiren; so wie derjenige aufhören müste, ein Mensch zu seyn, der nicht einen solchen Herrn mit unverbrüchlicher Treue zugethan seyn wolte, der ihm gebürend begegnet. Komt es auf das wahre Intresse des Staats an, so setzet ein solcher Bedienter gewiß sein eigenes Intresse bey Seite. Stellet sich eine Gelegenheit dar, entweder etwas grosses zu gewinnen oder zu verlieren; so wird er alle eigene Vortheile aus den Augen setzen, und lieber Gefahr laufen, alles zu verlieren, als seine Pflicht zu vergessen. Soll er die Person

seines Herrn retten, so opfert er gewiß Leib und Leben auf. Wenn aber ein Herr seinen Bedienten alle schuldige Achtung erweiset; so kommen dergleichen Fälle selten vor. Es sind alsdann keine Streitigkeiten unter den Prinzen vom Geblüt mehr vorhanden; sondern wenn sie einig gelebet, so haben sie den Trost ruhig zu sterben, und zu ihren Vätern versamlet zu werden. Es ist kein bürgerlicher Krieg unter den Lehntragenden Fürsten. Ein jeder lebet und stirbet in gutem Frieden. Die brauchbaren Minister suchen keinen Vorwand, sich mit guter Manier vom Hofe zu entfernen; sondern es ist ihnen ein Vergnügen, ihren Regenten zu dienen bis in den Tod. Die Kriegsbedienten machens eben so. Sie sterben willig entweder in einer Belagerung oder auf den Gränzen. Das ist damit gemeinet, wenn man von einem weisen und volkommenen Regenten saget, daß er hinter güldenen Bolwerken sicher sey; welche Vergleichung anzeiget, was alle Grossen des Reichs in Ansehung Seiner sind. Und das waren auch die glückseligen Folgen von derjenigen Achtung, welche unsere alte Regenten den Grossen ihres Reichs erwiesen. Aber ach! seit derselben Zeit ist diese Regul gar sehr aus den Augen gesetzet worden. Dieser heilsame Gebrauch ist fast abgeschaffet. Ist das nicht ein betrübter Zustand?

§. 75.

Anmerkung des Käysers Cang hi über diese Rede.

Der geschickte und begabte Kia y hatte bey dieser Rede ohne Zweifel die Absicht, auch den geringsten Unordnungen des Reichs zuvor zu kommen, die Mißbräuche abzuschaffen, und die Sitten zu bessern. Es entgehet daher aus allen Zeiten und Umständen seiner Aufmerksamkeit nichts; wie eine glänzende Fackel breitet er seine Stralen allenthalben aus. Welch ein Unglück, daß ein Koan und Kiang einen Mann von solchen Verdiensten beyseite geschaft, und ein so seltenes Talent ganz unbrauchbar gemachet!

§. 76.

Drittes Stück (§. 41.)

Darin eine Rede von vorgedachtem Kia y enthalten ist, dadurch er den Käyser Ven ti zu bewegen suchet, Kornmagazine anzulegen, und einen Schatz von Gelde zu samlen.

Koan tse pflegte vom Volk zu sagen, daß man es unterweisen und zu guten Sitten anhalten könte, wenn sie was zu leben hätten; daß aber ein Volk, dem es am nöthigen Lebensvorrath mangele, lange bey der Beobachtung seiner Schuldigkeit bleiben solte, davon habe man, seit den ältesten Zeiten her bis auf die gegenwärtigen, kein einziges Exempel. Ein Mann, hies es vor alten Zeiten, der seinen Acker nicht bestellet, stehet in Gefahr, daß es ihm am Brodte fehlen werde. Und eine Frau, die nicht spinnet und webet, muß gleichfals Gefahr laufen, daß sie keine Kleider anzuziehen hat. Es wächset nicht alles zu allen Zeiten, was zur Unterhaltung des Lebens nöthig ist; wenn man nun nicht sparet, so erfolget gewiß ein Mangel. Diese Reguln sind uns von unsern alten Vorfahren gegeben worden; diese Reguln hat man auch genau beobachtet, und darin bestehet die Grundveste des ganzen Staats. Daher hat es auch nie am nöthigen Vorrath gefehlet.

§. 77.

§. 77.

Heut zu Tage aber versäumet man den Ackerbau. Unzählig viel Menschen leben von der Ausbeute der Aecker, und wenige wollen denselben bauen; welches schon so gut als eins Mißwachs ist. Andern Theils aber haben Pracht und Verschwendung überhand genommen; und das ist eben so gut, als ob unser Reich von Strassenräubern verwüstet würde. Wenn nun in einem Lande Mißwachs und Strassenraub zugleich anzutreffen sind, was kan man sich da versprechen? Die Familie Han ist nun seit 40 Jahren an der Regierung; aber binnen der Zeit ist weder öffentlich noch besonders etwas beygeleget worden. Das muß einem ja wohl recht nahe gehen, wenn man es bedenket. Stellet sich der Regen nicht zu den gewöhnlichen Zeiten ein; so ist das Volk gleich in algemeiner Bestürzung. Fället ein Mißwachs ein; so arbeiten einige wider Lust und Willen, andere aber verkaufen ihre Kinder. Und das ist eben nichts unerhörtes. Wenn der Staat einem grossen Verfall nahe ist, kan alsdenn auch derjenige, der dessen Vater und Beherscher ist, ohne alle Bestürzung bleiben? Daß sich unfruchtbare Jahre einstellen, das muß man immer erwarten. Yu und Tang haben gleichfals durch solche harte Prüfungen durch gemust. Gesetzt nun, daß sich einmal ein solcher Mißwachs auf eine Gegend von zwey bis dreyhundert Meilen erstreckte; wie wolte man da dem Unheil abhelfen? Gesetzt ferner, daß ein Feind an unsere Gränzen rückte, und deswegen ein zahlreiches Kriegesheer unterhalten werden müste; wovon will man sie ernähren? Krieg und Hungersnoth zugleich, und zwar in einem erschöpften und entblösten Reich.

§. 78.

Das gewöhnlichste, das sich zu dergleichen Zeiten zuzutragen pfleget, ist dieses, daß sich alsdenn verwegene und starke Leute solcher Gelegenheiten bedienen, sich zusammen thun, das Land durchstreichen, rauben und stehlen, wo sie nur können. Andere leben eine Zeitlang von dem Gelde, das sie aus ihren verkauften Kindern gelöset haben; endlich aber kommen sie erbärmlich um. Das sind gewiß keine leere Schrecken. Sie wissen es gar wohl. Die Gränzen des Reichs sind nur zur helfte bedecket; es darf nur eine Gelegenheit sich hervor thun, so ist ein Ueberfall vorhanden. Wenn man ihnen nun eine solche Nachricht recht plötzlich brächte; was wolten sie denn anfangen? Würde es alsdenn auch noch Zeit seyn, auf nöthige Gegenanstalten zu denken? glauben sie mir, es ist nichts wichtigers, als bey Zeiten auf einen guten Hinterhalt zu gedenken. Davon hanget nicht selten das Schicksal des ganzen Reiches ab. Ist der Schatz des Regenten gut ausgespicket, sind die Lebensmittel im Ueberfluß vorhanden, so ist so leicht kein Unfall zu besorgen. Man ist im Stande sich wohl zu vertheidigen, ja wol gar dem Feinde etwas abzugewinnen. Aber wo kan hiezu der Anfang anders gemachet werden, als mit fleißiger Abwartung des Ackerbaues. Suchen sie es daher auf alle mögliche Weise dahin zu bringen, daß Dero Unterthanen von dem leben, was sie selbst geerndtet haben. Man siehet eine erstaunliche Menge Müßiggänger und Vagabunden; wie viel andere beschäftigen sich mit unnöthigen und vergeblichen Geschäften. Man bringe nur alle in den mittäglichen Gegenden wohnende Leute dazu, daß sie den Acker bauen; man halte sie ohne Ausnahme zur Arbeit an; und wenn sie nicht gutwillig wollen, so müssen sie gezwungen werden. Und wenn diese Ordnung beobachtet und darüber gehalten wird; so wird es nie am nöthigen Vorrath fehlen. Eben dadurch können sie die Ruhe des Reichs am meisten bevestigen, wenn sie den Unterthanen Nothdurft und Ueberfluß verschaffen. Nichts destoweniger lassen sie das Land

in einem solchen betrübten und gefährlichen Zustande. Darüber betrübe ich mich; und der Eifer um Dero Haus und das Wohlergehen des ganzen Landes beweget mich, Ihnen solches zu entdecken.

§. 79.

Anmerkung des Käysers Cang hi hierüber.

Das wesentliche der Regierung bestehet darin, daß man den Unterthanen Unterweisung und Brodt verschaffe. Wenn man erweget, wie sehr sich der Kia y angelegen seyn lassen, zu seiner Zeit das algemeine Beste zu befördern, so kan man nicht unterlassen, zu seinem wohlverdienten Ruhm auszurufen: Sehet, das ist ein Mann, der seinem Herrn die Regierungslast wahrhaftig erleichtern helfen.

In einer Glosse heisset es, daß der Käyser Ven ti auf diese Rede Befehle ertheilet habe, dadurch das Volk zum Ackerbau wäre aufgemuntert worden; ja daß er den alten Gebrauch wieder erneuert habe, die Hand selbst an den Pflug zu legen, und dadurch ein gutes Exempel zu geben *).

§. 80.

Viertes Stück (§. 77.)

Dessen Inhalt folgender ist: Tchang, mit dem Zunamen Li vang, war der letzte von den Kindern des Kao ti, des Stifters der Dynastie Han. Als Ven ti, dessen älterer Bruder, Käyser worden war, so erklärte er denselben zum Könige von Hoei nan. Dieser neue König begieng in den darauf folgenden Zeiten viel merkliche Fehler. Ven ti, der eines sehr gütigen Naturels war; übersahe derselben viele. Als er aber endlich des Dinges müde ward, so befahl er einem seiner vornemsten Kriegsbedienten, an den König von Hoei nan folgenden Verweis ergeben zu lassen. Dieser General schrieb den Brief in seinem eigenen Namen, doch so, daß ers merken konte, daß solches auf Befehl des Käysers geschehen sey.

Grosser König! ich habe oft von ihrem Heldenmuth, Tapferkeit, Redlichkeit, Treue, Mässigung und andern guten Eigenschaften reden hören; das ist, da sie der Himmel als einen seiner Gunstgenossen liebet, so hat er sie auch mit seinen Gaben erfüllet, und so viel beygeleget, daß sie die Person eines Ching oder Mannes vom ersten Rang vorstellen können; auf welche Vorzüge sie billig achten solten. Inzwischen hat es nicht das Ansehen, als ob sie die gehörige Aufmerksamkeit darauf richteten; weil sie mit ihrem Betragen genugsam bezeugen, wie wenig sie die Absicht des Himmels vor Augen haben. Unser jetzt regierender Käyser hatte kaum seinen Thron bestiegen, so machte er sie aus einem Heou zu einem Vang oder Könige von Hoei nan. Sie achteten sich selbst dieser Ehre so unwürdig, daß sie sich wegerten dieselben anzunehmen. Nichts destoweniger überkleidete er sie mit der königlichen Würde, und das war gewiß seiner seits ein Beweis einer grossen Wohlthat. Seit derselbigen Zeit aber hat man sie nicht am Hofe gesehen, Ein einziges mal haben sie um Erlaubniß angehalten, dahin kommen zu dürfen; aber dieses Schreiben war nicht allein

*) Eine andere Randglosse hat hiebey bemerket, daß man es dieser Rede zu danken habe, daß jetzo überal in allen Städten von China besondere Provianthäuser angeleget wären.

lein ohne die schuldige Ehrerbietung gegen einen Souverain, sondern auch nicht einmal so abgefasset, wie ein jüngerer Bruder an den ältesten schreibet.

§. 81.

Ja was noch mehr, Sie haben sich eigenmächtig und ohne anzufragen, unterstanden, einen Mann zum Tode zu verurtheilen, der den Titul eines Tchu heou oder zinsbaren Fürsten geführet. Unser Käyser hat auch dieses Vergreifen gerne übersehen wollen; welches ein abermaliges Merkmal seiner Käyserlichen Huld ist. Die Gesetze bringen ausdrücklich mit sich, daß kein anderer, als der Käyser, diejenigen ernennen könne, die die vornemsten Bedienungen im Reich bekleiden. Nichts destoweniger haben sie einen vom Käyser selbst ernanten und eingesetzten Diener verstossen, und sich noch dazu unterstanden, dem Hofe den Antrag zu thun, daß sie an dessen Stelle selbst einen andern ernennen wolten. Auch dieses hat ihnen der Käyser gern erlauben wollen, ohnerachtet es wider den Buchstaben des Gesetzes gewesen. Kan man auch eine grössere Herablassung beweisen? Sie haben sich nach der Zeit so weit vergangen, daß sie die in ihrem Reich befindlichen zinsbaren Fürsten ihrer Würden, so zu reden, entsetzet; da sie dieselben genöthiget, bey dem Grabe und Beerdigung ihrer Mutter in einer Kleidung von rother Leinwand die Wache zu halten. Der Käyser aber hat dieses nicht gestattet; und gleichwol haben sie sich eben dadurch selbst erniedriget, da sie ihren Fürsten eine solche Verrichtung aufgetragen. In dieser Verweigerung hat der Käyser ihre eigene Hoheit zu retten gesuchet. Und das ist eine Ursache einer neuen Verbindlichkeit gegen ihn.

§. 82.

Es würde nun sehr vernünftig seyn, wenn sie von nun an allen ihren Obliegenheiten nachkämen, und sich aus allen Kräften bemüheten, der vom Käyser an ihnen bewiesenen Gütigkeit auf eine würdige Art zu begegnen. Nichts destoweniger hören sie nicht auf, durch ihre freye Reden und Handlungen den Käyser zu beleidigen, und sich selbst im ganzen Reich in einen schlechten Ruf zu bringen. Das zeuget gewißlich von einer schlechten Ueberlegung. Alles was heut zu Tage Dero Königliches Haus besitzet, oder was ihnen besonders eigen ist, das rührt ursprünglich von ihrem Vater Kao ti her. Derselbige hat lange Jahre nach einander alle Arten der Ungemächlichkeit ausgestanden; er hat sich selbst bey Belagerungen und Feldschlachten in die gröste Gefahr begeben; er blieb im Lager, ob er gleich viele Wunden empfangen hatte. Warum that er dieses alles? Um nur seine Familie auf dem Thron vest zu setzen. An statt, daß sie sich nun innigst solten angelegen seyn lassen, sich eines solchen Vaters würdig zu machen; an statt, daß sie die gewöhnlichen Ceremonien beobachten und das Andenken seiner Tugenden und Thaten dadurch erneuren solten; so scheinen sie den Vorsatz gefasset zu haben, ihre zinsbare Fürsten zu gemeinen Unterthanen zu machen. Wer sich also durch Hochmuth und durch unbändige Begierden verleiten lässet, der druckt gewiß das Bild eines grossen Vaters schlecht an sich aus. Wer die Sachen nicht auf dem Fuß erhalten kan, darauf sie Dero Vater gesetzet hat, der bezeuget wenig Fähigkeit und Weisheit. Sie haben ihre grosse Hochachtung gegen ihre Mutter bey der Beerdigung derselben an den Tag legen wollen, aber sie haben sich nicht erinnert, was sie der Ehre ihres Vaters schuldig sind. Denn aus demjenigen macht man sich ganz unstreitig sehr wenig, dessen Ordnungen und Befehle man auf solche Art überschreitet. Da sie überdis auch die Gebote des Käysers und Gesetze des Reichs überschritten; wo ist denn Gehorsam und Unterthänigkeit? Wenn sie dasjenige aus den Augen se-

ßen, was der jüngere Bruder dem ältern schuldig ist; wo bleibt denn die Beobachtung der Gebräuche? Wenn man seine vornemsten Bedienten mit schimpflichen Strafen beleget; wo bleibt denn die Gnade? Wenn sie die äusserste Verachtung gegen die Könige und zinsbare Fürsten beweisen, dagegen aber einem jungen Wildfang alle Gewogenheit erweisen, der noch weiter nichts als seinen Säbel verstehet; wer kan denn dabey eine Ueberlegung finden? Wer endlich allen guten Rath verachtet, dagegen aber blindlings alles thut, was ihm seine Begierden und Leidenschaften eingeben; wie läst ein solches Betragen? Hüten sie sich ja, grosser Fürst, der Weg, darauf sie sich befinden, ist höchst gefährlich. Er stürzt sie ins Verderben, und sie berauben sich dadurch ihrer Würde.

§. 83.

An statt, daß sie an ihrem Hofe bleiben und daselbst die ihnen schuldige Ehre von Dero Hofbedienten annehmen sollen; so sind sie bald hie bald da herum geirret. Sie haben sichs in den Kopf gesetzet, es dem **Mong puen** im wilden Wesen gleich zu thun; welch eine Unanständigkeit! Ich wiederhole es nochmals, daß ihr ganzes bisheriges Betragen höchstgefährlich sey; und so keine Aenderung erfolget, so unterstehe ich mich ihnen zu sagen, daß **Kao ti** kein Opfer mehr von ihren Händen empfangen wird *). Ehedem lies der **Tcheou Kang** den **Koan chu** hinrichten, und den **Tsai chou** ins Gefängniß werfen, um die Dynastie **Tcheou** in Sicherheit zu setzen. **Hoen kong**, der Fürst von **Tsi** lies seinem eigenen Bruder um eines gestifteten Aufruhrs willen das Leben nehmen. **Tsin chi heang** tödtete zween seiner Brüder, und verwies seine eigene Mutter des Landes, um das Reich in sicherer Ruhe zu erhalten. **King vang**, den ihr Herr Vater zum Könige von **Tai** ernennet hatte, vertheidigte sein Reich gegen die Tartaren **Hiong nou** sehr schlecht; daher nahm ihm **Kao ti** dasselbe wieder ab. Der König von **Tsi pe** unterstund sich, Truppen anzuwerben; unser Käyser aber hat sich desfals die gehörige Gerechtigkeit verschaffet. Das alles ist ehemals am Hofe von **Tsi** und **Tcheou** geschehen. Und in unsern Tagen ist dieses denen von **Tsin** und **Han** begegnet. Und sie würdigen diese Exempel aus den alten und neuen Zeiten keiner Aufmerksamkeit, und wollen sich mit dem Käyser gleich messen? Das ist weiter unerträglich.

§. 84.

Wo sie sich demnach nicht bessern, so werden sie ganz gewiß nach den Gesetzen des Reichs verurtheilet werden, ob sie gleich des Käysers Bruder sind. Wolten sie es dazu kommen lassen, so würden sie unfehlbar verloren seyn. Ihre hohe und niedere Officiers würden gleiches Schicksal erfahren, und der Anfang von ihren eigenen Ministern gemachet werden. Der Verlust ihres Standes und Staats; die Furcht von dem elendesten Haufen der Menschen mitleidig bejammert zu werden; alle seine Bedienten in Ketten und Banden zu sehen; im ganzen Reich zum algemeinen Spott und Gelächter ausgestellet zu werden, und endlich seines eigenen Vaters Haus mit Schimpf und Schande zu beflecken: das alles muß von ihnen aus den Augen gesetzet werden, wo sie sich zu keiner Besserung entschliessen. Ich bitte sie demnach, eilen sie, ihr Verhalten zu ändern. Schreiben sie mit Ehrerbietung an den Käyser; erkennen sie ja, wie groß ihre Verschuldung an demselben sey; sagen sie zu ihm: Ich bin so unglücklich gewesen, meinen Vater in meiner zarten Jugend zu verlieren. Es entstunden darauf die Zerrüttungen derer von **Liu**, die einige

*) Das heist unstreitig so viel, daß es ihm sein Leben kosten werde; wie aus dem nachfolgenden zu ersehen.

nige Zeit anhielten. Seit Eurer Majestät Gelangung zum Thron haben mich die mir zugestossene glückliche Veränderungen und Dero Wohlthaten aufgeblasen und stolz gemachet. Mein Hochmuth hat mich verleitet, mancherley grosse Fehler zu begehen. Da ich nun jetzo dieselben in meinem Gemüth überdenke, so empfinde ich darüber die gröste Reue, und habe Ursache mich zu fürchten. In dieser wehmüthigen Empfindung werfe ich mich vor Ew. Majestät nieder auf die Erde, ohne meine Augen aufzuheben, und erwarte die wohlverdiente Strafe. . . Wenn sie es auf die Weise anfangen werden; so wird der Käyser, als Käyser, sich bewegen lassen; es wird ihm eine wahre Freude seyn, wenn er siehet, daß sie als sein Bruder, wieder zu sich selbst gekommen sind. Sie werden alsdenn in dem erhabenen Stande, darein er sie gesetzet hat, ruhig und vergnügt leben können. Das wünsche ich, und was sie ihres Ortes am meisten bewegen soll, ist dieses, daß nicht viel Zeit mehr übrig sey, und daß daher alles bald geschehen müsse. Versäumen sie diese Zeit, so sagen sie mir, wie sie einen einmal abgeschossenen Pfeil wieder zurück bringen wollen?

In einer Randglosse dieses Schreibens heisset es: **Li vang** ward durch diesen Brief sehr aufgebracht, und machte sich den Inhalt desselben im geringsten nicht zu Nutze. Man verfuhr daher auch mit ihm nach der Strengigkeit der Gesetze, und er muste ins Elend wandern.

§. 85.

Fünftes Stück (§. 71.)

Was ehedem Kia y unter der Regierung des Käysers Ven ti vorgestellet, daß man die Macht der zinsbaren Fürsten und Lehnsträger einschränken, und ihre Staaten kleiner machen müste (siehe davon oben §. 50 u. f.) **das trug Chao tso unter dem folgenden Käyser, Namens King ti, aufs neue vor. Diese Sache ward im geheimenden Rath des Käysers in Ueberlegung genommen. Als aber Ou und Tsou bey dieser Gelegenheit einen Aufruhr anfiengen, so wich King ti zurück, und lies den Chao tso, als den Urheber dieser Vorstellung ein Staatsopfer werden. Da aber diese Vorstellung nichts in sich fasset, das nicht in der oben angeführten Rede des Kia y auch enthalten wäre, so will ich dieselbe übergehen, statt dessen aber einige andere Reden dieses Ministers anführen.**

§. 86.

Erste rede des Chao tso vom kriege.

Ich habe mir sagen lassen, daß seit dem Anfang der gegenwärtigen Dynastie die Tartarn **Hou lou** *) sehr oft über die Gränzen gegangen, und bey ihren Streifereien bald mehr bald weniger Beute gemachet. Zu der Zeit, da **Kao heou**, die Witwe des Käysers **Kao ti**, regierete, so nahmen sie bey einem abermaligen Ueberfal einige Städte weg, sie verwüsteten einen grossen Strich Landes, sie führeten eine grosse Menge Vieh mit sich fort, und viele Menschen kamen dabey um ihr Leben. Bald darauf liessen sie sich in derselben Gegend aufs neue sehen. Man stelte ihnen zwar Truppen entgegen; diese aber wurden geschlagen, und wir verloren eine grosse Menge Officier. Man pflegt aber gemeiniglich zu sagen, daß der Sieg Muth mache, auch unter dem gemeinesten Volk. Es hat den Geschlagenen viele Mühe gekostet, sich wieder zu samlen. Von **Kao heou** sind diese

*) Es sind das eben die Tartarn, die man heut zu Tage aus Verachtung **Hiong nou** heisset. **Hiong** heisset grausam, **nou** ein Sclave.

diese Barbaren dreymal gekommen, und haben sich ausgebreitet bis Long si; sie haben auch allezeit viele Vortheile davon getragen. Heut zu Tage ist es nicht mehr so. Die Truppen, so wir auf dieser Seite unterhalten haben, die von dem Schutzgeist Che tsi unterstützet, und von weisen Befehlshabern angeführet worden, haben sich ermannet, und allen in derselben Gegend wohnenden Völkern einen neuen Muth gemachet. Wir sind nicht allein im Stande, ihnen Widerstand zu thun, sondern sie auch zu überwinden. Es sind schon einige Treffen zwischen uns und diesen Barbaren vorgefallen, dabey diese den Kürzern gezogen, ob sie gleich den unsrigen an der Anzahl weit überlegen waren.

§. 87.

Auf die chefs einer armee komt viel an.

Der ungleiche Erfolg, mein Prinz, rühret nicht von den Völkern von Long si her, als welche heut zu Tage noch eben so muthig und tapfer sind, als sie es in den vorigen Zeiten gewesen; sondern es beruhet derselbe auf den Generals und Officiers. Das Buch, welches den Titul führet: **Die Kunst Krieg zu führen**, sagt unter andern: Ein Volk kan an und vor sich selbst betrachtet nicht unüberwindlich genennet werden; aber von grossen Generals kan man wol sagen, daß sie nie geschlagen worden. Es ist demnach an nichts so viel gelegen, als an der klugen Wahl der Generale, wenn theils die Ehre der Waffen erhalten, theils die Gränzen gegen alle Ueberfälle bedecket seyn sollen.

§. 88.

Diese müssen dreyerley beobachten.

Ausser dieser Wahl der Chefs aber sind noch drey andere wichtige Dinge in Betrachtung zu ziehen, wenn ein Treffen gut ausfallen soll, und worauf ein commandirender Feldherr gar sorgfältig zu achten hat. 1. Muß er sich einen beqvemen Platz aussuchen, wo seine Armee ausgebreitet werden kan. 2. Er muß seine Truppen in beständiger Uebung erhalten. Er muß auf die Waffen seiner Armee sehen, daß sie alle in einem brauchbaren Stande sind. Anlangend erstlich den Platz, wo seine Armee stehet; wenn derselbe bergicht, mit Gehölzen besetzet, oder mit Flüssen durchschnitten ist, oder wenn er auch nur mit allerhand wilden Gesträuchen bewachsen ist, ob er gleich sonst gerade: so muß er alsdenn die Infanterie anrücken lassen. Ein einziger Mann zu Fuß thut in diesem Fall mehr Dienste als zwey Reuter oder Wagen. Wenn er aber ein freyes Feld vor sich hat, oder eine Anhöhe, die nicht felsicht, auch nicht mit Holz bedecket ist; so kan seine Cavallerie gute Dienste thun; ein einziger Reuter richtet alsdenn mehr aus, als zehen Fußknechte. Hat er viele Höhen und Hügel oder viele schmale Thäler vor sich, wird er durch kleine Flüsse aufgehalten: so kan er alsdenn mit den Bogen das meiste ausrichten. Das kurze Gewehr ist in solchem Fall von schlechtem Gebrauch, ja es ist so viel Nachtheil damit verbunden, daß ihrer hundert mit kurzem Gewehr nicht so viel nutze sind, als ein einziger guter Bogenschütze. In Defileen und engen Päßen aber müssen die Soldaten Degen und Sponton gebrauchen; diese thun mehr Dienste als zehen Bogenschützen.

§. 89.

Fortsetzung.

Anlangend die Leute, darauf ein General zu sehen hat, so muß er sich auf die ihm untergeordnete Officiers verlassen können, und die Soldaten müssen in Waffen geübet seyn. Wenn man weder im Lager noch auf dem Marsch alles in gehöriger Ordnung hat; wenn sich die Haufen des Kriegsheers zu weit aus einander begeben; wenn man sich nicht in der Geschwindigkeit einer guten Gelegenheit vortheilhaft zu bedienen weiß; wenn man nicht witzig genung ist, die aufstossende Gefahr vorher zu errathen, oder geschwinde genung, derselben zu entgehen, nachdem man sie entdecket; wenn man sich endlich nicht nach dem Zeichen

chen der Trommel und Paucke so gleich in gute Fassung setzet; so stehet man in Gefahr, alle Fehler ungeübter und unerfahrner Soldaten zu begehen. Hundert Menschen ohne solche Ordnung taugen nicht so viel als zehen gute Soldaten.

§. 90.

Fortsetzung.

Was die Waffen betrift, so sind sie von doppeltem Gebrauch. Einige dienen zur Beleidigung des Gegenparts; und diese müssen ganz, sauber und scharf seyn. Andere dienen zur Vertheidigung; und diese müssen stark und vest seyn. Es würde eben so gut seyn, als halb nackend gehen, wenn man sich mit einem schlechten und durchlöcherten Cuiraß bedecken wolte; und ein Bogen, der seinen Pfeil nicht recht stark forttreibet, ist nicht so gut, als ein kurzes Gewehr. Was hilft ein Pfeil, wenn er nicht gerade zu seinem Ziel getrieben wird? Es ist so gut, als ob man gar keinen abgeschossen hätte. Was hilfts, wenn er auch gerade auf den Feind los gehet, und er ist zu matt, daß er ihn nicht verwunden kan? Es ist so gut, als ob er ohne eisernes Beschläge wäre, wenn er entweder stumpf oder schwach ist. Wenn ein Feldherr darauf nicht ein genaues Auge hat, und wenn seine Armee mit schlechten Waffen versehen ist, so sind fünf Soldaten nicht so gut als einer. Daher heisset es auch in dem vorhin angeführten Buch, daß, wenn eine Armee mit schlechten Waffen versehen, es eben so gut sey, als ob sie zur Schlachtbank hingeführet würde. Ein König, der seinem General ein untaugliches Kriegsheer anvertrauet, wenn er mit dem Feinde schlagen soll, der überliefert denselben mit der Armee in die Hände seines Feindes. Wenn ein General auf die bisher angeführten Stücke nicht siehet; so wird er an seinem Könige zum Verräther. Und wenn ein König seine Armee mit einem schlechten General versorget, so übergiebt er sie den Feinden des Staats. Diese Grundsätze sind richtig, und verdienen wohl erwogen zu werden. Man sagt überdies, und es ist auch wahr, daß, gleichwie ein Unterschied zwischen Grösse und Kleinigkeit, Stärke und Schwachheit, Leichtigkeit und Gefährlichkeit ist, so müsse auch ein jeder so verständig und witzig seyn, daß er das beste Theil zu treffen wisse. Nachdem die Staaten von einander unterschieden sind, darnach muß auch ihr Verhalten angestellet werden. Die Maxime eines kleinen Königreichs ist diese, daß es sich einem grossen unterwerfe, wenn es Frieden haben will. Die Maxime kleiner Staaten ist, daß sie sich gegen einen mächtigen zusammen verbinden, wenn es angehen will. Die Maxime unsers Chinesischen Reichs ist endlich diese, daß man den Barbaren andere Barbaren entgegen stellet.

§. 91.

Die Tartarn Hou lou (siehe §. 91) mit denen wir es heut zu Tage zu thun haben, haben drey Vortheile in den Händen, die uns fehlen. Ihr Land ist mit Wäldern und Bergen besetzet. Ihre Pferde sind dieses Bodens gewohnet; dahingegen unsere Pferde und Wagen in diesem Lande nicht fortkommen können. Diese Leute sind von Jugend auf dazu gewöhnet, daß sie über Berg und Thal mit ihren Pferden galoppiren, und dabey den Bogen so führen können, daß er ihnen nie versaget. Da nun unsere Wagen und Pferde theils nicht in dieses Land eindringen, theils nicht darin fort kommen können, wie ists möglich, daß unsere Fußvölker gegen sie stehen sollen? Ueberdies so achten diese Leute weder Wind noch Regen, weder Hunger noch Durst. Sie sind zu den peinlichsten Beschwerlichkeiten geboren, und weit mehr in der Arbeit abgehärtet, als unsere Leute. Aber wenn sie ins freye Feld gegen uns treten; so behalten die Unsrigen gewiß den Sieg über sie. Die Ausbreitung unserer Armee und Kriegswagen setzet sie ausser alle Fassung. Unsere grosse

Bogen treiben die Pfeile sehr weit, dahingegen die ihrigen uns nicht erreichen können. Wenn es zum Treffen komt, so rücken die unsrigen mit ihren Cuirassen, mit ihren Spiessen und Schwerdtern unter der Bedeckung der Bogenschützen, in der schönsten Ordnung an; und diese Barbaren reissen bald aus. Wenn die Unsrigen nur ein wenig zu scharmuziren anfangen, so sind jene verloren, und ihre Vertheidigungswaffen, die theils hölzern, theils ledern sind, sind bald hingerichtet. Komts zum Säbel so widerstehen uns die Barbaren noch weniger. Denn da sie gewohnt sind, ihren Streit nur zu Pferde zu führen; so können sie nicht fortkommen, wenn sie zu Fuß und mit der Faust ihren Mann vertheidigen sollen.

§. 92.

Nach dieser Berechnung haben unsere Leute gegen drey Vortheile der Barbaren über uns, sieben Vortheile gegen sie zum voraus. Wenn wir nun noch dazu zählen, daß wir allemal zehen Mann stellen können, wenn sie einen aufzubringen vermögend sind; so ist der Sieg so gut als gewiß in unsern Händen. Indes bleibet es allezeit wahr, daß die Kriegeswaffen gefährliche Werkzeuge sind, und daß im Kriege allemal vieles aufs Spiel gesetzet werden müsse. Der Stärkeste und Ueberlegenste kan in kurzer Zeit der Kleineste und Schwächste werden; und es geschicht nicht selten, daß, wenn man den Sieg erzwingen will, die Niederlage um so viel grösser wird, daß man sich nicht davon erholen kan. Alsdenn komt wol die Reue, aber sie ist zu spät. Die beste Regel ist diese, daß man suche sicher zu gehen, und nicht zu viel auf einmal zu wagen. Einige von diesen tartarischen Völkern haben sich unsern Gesetzen freywillig unterworfen; aus denselben kan man eine Armee von etlichen tausend Mann auf die Beine bringen. Es sind diese Leute gewohnt, eben so hart zu leben, als die Hou lou; sie haben ihre eigene Arten und Geschicklichkeiten, und man kan sich ihrer, meines Erachtens, ganz nützlich bedienen. Man müste sie mit Waffen versehen, damit sie sich vertheidigen und ihre Feinde beleidigen könten; man würde ihnen einen Commandeur vorstellen müssen, der ihre Lebensarten kennete und ihre Gemüther zu gewinnen wüste. Dieser General würde dieses Volk in die bergigten und felsigten Gegenden führen müssen; unsere Leute aber würden im freyen Felde zu gebrauchen seyn. Dieses ist, wie mich dünket, das beste Mittel, nichts oder doch nicht zu viel zu wagen. Es heisset in einer unserer Ueberlieferungen: Ein weiser Regent macht sich alles zu nutze, auch die Einfälle eines Narren. Was bin ich anders, als ein Mensch ohne Einsichten und Verdienste? Inzwischen zweifle ich gar nicht daran, daß Ew. Majestät nach Dero Weisheit in dem, was ich gesaget habe, etwas gutes antreffen werden.

§. 93.

Andere rede des Chao tso von vertheidigung der gränzen (§. 91.)

Ich finde, daß unter der Dynastie Tsin der Käyser Chi hoang auf der Nord- und Mittagsseite die Länder Hou me und Yang yue angegriffen habe. Er warb Kriegsvölker an, nicht in der Absicht, seine Gränzen zu vertheidigen und sein Reich in gehörige Sicherheit zu setzen, sondern nur seinem unersättlichen Hochmuth und Ehrgeiz etwas dabey zu gute zu thun. Daher sahe er aber auch sein Reich in der grösten Zerrüttung, ehe er seine ehrgeizigen Absichten erreichen konte. Man sagts, und es ist auch wahr, daß alsdenn alles aufs Spiel gesetzet werde, wenn man Feinde bekrieget, die man nicht kennet, und von deren Schwäche oder Stärke man keine Nachricht hat. Chi hoang hat das erfahren. Das Land der Tartarn Hou me ist überaus kalt, und die Rinde der Bäume in diesem Lande ist drey Zoll dick. Die Leute nähren sich nur mit halbgekochtem Fleisch von allerhand

hand Thieren, und an statt des Getränkes bedienen sie sich der Milch. Die Thiere haben eine sehr dicke und wolligte Haut. Die Haut der Menschen ist gleichfals nach Proportion stark und veste, und kan daher grosse Kälte ausstehen. Yang yue ist hingegen ein Land wo fast gar kein Winter ist, und wo die Wärme theils sehr groß ist, theils sehr lange anhält; aber die daselbst wohnenden Leute sind des alles gewohnet. Die Truppen des **Chi hoang** konten die Heftigkeit dieser Gegend nicht ertragen; die Soldaten fielen daselbst in grosser Menge um. Diejenigen, so Lebensmittel dahin brachten, kamen auf dem Wege um; und man reisete nach diesem Lande nicht anders ab, als ob man zum Tode hingeführet werden solte.

§. 94.

Wie man denn auch zu dergleichen Frohndiensten anfänglich nur solche Bediente verdamte, die einen grossen Fehler begangen hatten; darauf diejenigen, die anderer Leute Eidame worden waren und ihre eigene Väter verlassen hatten; endlich diejenigen, die entweder selbst in Unehren erzeuget worden, oder deren Vater und Mutter einen solchen Ursprung gehabt. Man kan sich aber auf dergleichen Leute nicht verlassen, die man mit Gewalt und wieder ihren Willen zwinget. Der Weg der Belohnung ist der allersicherste. Wenn man Hofnung hat entweder weiter befördert zu werden, oder Beute zu machen, so laufen Unterthanen und Soldaten durchs Feuer, und unterwerfen sich der augenscheinlichsten Gefahr. Bey den Feldzügen des **Chi hoang** hatten Soldaten und Unterthanen tausenderley Gefährlichkeiten zu übernehmen, aber keine einzige Belohnung zu erwarten. Daher erlebte auch ein jeder gar bald das Unglück, das der Dynastie **Tsin** bevor stund. **Tching chin** hatte kaum das Zeichen zum Aufruhr gegeben, und sich des **Ta tze** bemächtiget, als ihm von allen Seiten alles zulief, so wie ein Strom abwärts schlesset. Das war das Ende derjenigen Unternehmungen des **Chi hoang**, die durch seinen ungemessenen Ehrgeiz waren veranlasset worden. Schwierigkeiten dabey.

§. 95.

Es ist gar nicht zu bewundern, daß die Tartarn **Hou nou** so öfters einen Einfal in unsere Gränzen versuchen. Die Ursache ist diese. Es sind Leute, die, wenn sie Nahrung und Kleider haben wollen, sich nicht auf den Ackerbau legen dürfen. Sie leben vom Fleisch und Milch der Thiere, und kleiden sich mit den Häuten derselben. Sie haben weder Städte noch Aecker, noch gewisse und beständige Wohnungen, sondern irren wie das Vieh in denen Wüsten herum. Finden sie wo Weide und Wasser für ihr Vieh; so bleiben sie daselbst. Fehlet es ihnen aber an Kraut und Gras; so räumen sie den Ort und suchen eine andere Gegend. Ueberdies so komt ihnen ihr Hin- und Herreisen nicht sauer an; denn das ist ihre tägliche Beschäftigung. Gesetzt nun, daß diese Nation gleichsam auf der Jagd einen Einbruch in unsere Gränzen vornähme; so haben die Fürsten von **Yen**, von **Tai**, von **Chang kiun**, von **Long si**, die an ihre Wüsteneien angränzen, so wenig Volk ihnen entgegen zu stellen, daß vielmehr die an diesen Gränzen wohnenden Völker so gleich eine Beute derselben werden müssen, wo ihnen Ew. Majestät nicht zu Hülfe kommen; und wo sie nicht unterstützet werden, so ist zu besorgen, daß sie sich ihren Feinden unterwerfen müssen. Truppen dahin zu schicken macht eine neue Noth. Denn schicket man derselben wenig dahin ab; so kan dem Uebel nicht hinlänglich gesteuret werden. Wird aber eine zahlreiche Armee dahin abgesendet, so ist es theils sehr weit und gehöret lange Zeit dazu; wenn sie nun angekommen, so haben sich die Fortsetzung.

die Tartarn weit in ihre Gebürge und Wälder zurücke gezogen. Soll man nun beständig eine Armee auf den Gränzen unterhalten, so erfordert solches einen erstaunlichen Aufwand. Lässet man die Truppen eine Zeitlang aus einander gehen, so muß man erwarten, daß sich die Tartarn in der Zeit samlen und wieder einbrechen. Das ist es, was China seit vielen Jahren grosse Noth gemachet und verursachet hat, daß es auf dieser Seite vieles erlitten hat.

§. 96.

Vorschlag zur vertheidigung der gränzen.

Um nun dergleichen Unheil abzuhelfen, ist meines Erachtens nichts dienlicher, als daß man längst diesen fatalen Gränzen neue Colonien anlege, die Familien daselbst vertheile und ihnen zu ihrer Unterhaltung die Aecker übergebe. Zu eben dem Ende müssen auch Vestungen angeleget, und mit guten starken Mauren umgeben, auch mit allerhand Rüstung versehen werden. Eine jede muß den gehörigen Umfang haben, und die Familien so nahe an die engen Pässe angewiesen werden, als es sich thun läst; wobey man jedoch auf die Beqvemlichkeit der Bewohner mit zu sehen hat. Durch die Flüsse und andere Merkmale muß man ihre Gränzen unterscheiden; und um eine jede Vestung herum müssen wenigstens tausend Familien ihre Wohnungen angewiesen werden. Zu dem Ende muß man den Anfang mit Erbauung der Häuser machen, und ihnen alles anschaffen, was nur zum Ackerbau nöthig ist. Hernach muß man diejenigen dahin schicken, die gewisser Verbrechen überzeuget worden, die, so Landesverweisung verdienet haben. Gleichwie aber die Anzahl dieser Leute nicht zureichend seyn würde, so muß man den Uebelthätern Gelegenheit schaffen, sich dadurch von ihrer Gefangenschaft los zu kaufen; man muß den Sclaven beyderley Geschlechts ihre Freyheit unter dieser Bedingung schenken, und denenjenigen Ehre und Belohnungen versprechen, die eine gewisse Anzahl Familien zusammen bringen, um daselbst zu wohnen. Wenn endlich das noch nicht zureichend ist, so muß man denen solche Ehre und Belohnungen versprechen, die sich selbst entschliessen, dahin zuziehen; man muß den Obrigkeiten befehlen, ihnen zur verheirathung Anlaß zu geben, wenn sie noch nicht verehliget sind, und den nöthigen Lebensunterhalt verschaffen. Wo dieses nicht geschicht, so werden sich schwerlich Leute daselbst wohnhaft niederlassen.

§. 97.

Es muß aber nicht nur eine jede Familie dasjenige bekommen, was zum Ackerbau nöthig ist; sondern es müssen auch allerhand vortheilhafte Gesetze und gute Ordnungen unter denselben eingeführet werden. Man muß zum Exempel anordnen, daß, wenn die Barbaren Einfälle in unsere Gränzen thun, und einige davon gefangen werden, die Helfte solcher Gefangenen denen zu Theil werden solle, so dieselben gegriffen; die andere Helfte aber soll die Obrigkeit um einen billigen und vestgesetzten Preis an sich kaufen. Auf die Weise werden die Leute theils durch Hofnung des Gewinstes, theils durch gemeinschaftliche Hülfe und Beystand, den sie sich als Freunde und Bundesgenossen leisten, angetrieben werden, den Tartarn getrost zu Leibe zu gehen, wenn sie sich unterstehen, die Gränzen zu überschreiten. Weil diese Leute zugleich von Jugend an das dortige Clima gewohnt und der Aufführung der Barbaren kundig werden; so sind sie auch besser im Stande, sie theils in Schranken zu halten, theils zu überwinden, als wenn von hier ganze Armeen dahin abgeschicket würden. Sie werden dadurch ihre Gränzen bedecken, und sich solche Vortheile schaffen, die mit der Zeit immer beträchtlicher ausfallen werden. Und

wenn

wenn Ew. Majestät diese Einrichtung machen, so wird dieselbe allein vermögend seyn, das Andenken ihrer Regierung zu verewigen.

§. 98.

Als der Käyser diesen Vorschlag billigte, so überreichte Chao tso seiner Majestät folgendes Schreiben. Grosser Prinz! Ich habe mit innigster Freude wahrgenommen, daß Ew. Majestät für die Sicherheit ihrer Gränzen Sorge tragen und neue Colonien an denselben anlegen wollen. Es werden dadurch aufs künftige grosse Kosten ersparet und viele Zerrüttungen verhütet werden können. Das heisset so viel, als unzähligen gefährlichen Folgen vorbeugen; und sie können Dero Unterthanen kein sicherer Merkmal von Dero Gnade vorlegen. Es ist nun hiebey weiter nichts zu thun, als daß Dero Bedienten die gute Absicht Ew. Majestät unveränderlich vor Augen haben, daß sie sich verständig und uneigennützig beweisen, und daß sie die Gemüther derer, die sich zuerst daselbst wonhaft niederlassen werden, dergestalt zu regieren suchen, damit sie die Verlassung ihres Vaterlandes nicht gereue. Geschicht dieses, so zweifele ich ganz und gar nicht daran, daß es an Leuten fehlen solte, die sich daselbst niederlassen; die Armen werden sich insonderheit um die Wette aufmachen, und daselbst die Unterhaltung ihres Lebens suchen. Dritte vorstellung des Chao tso.

§. 99.

Diese Colonien haben aber einen doppelten Zweck; einmal, die verwüsteten Gegenden anzubauen, und hernach die Gränzen gegen die Streifereien in Sicherheit zu setzen. Was den ersten Punct betrift, so ist nach der Methode der Alten folgendes zu beobachten. Ehe man eine Stadt anbauet und den dazu gehörigen Raum abzeichnet, so muß man, so viel sichs thun läst, einen gesunden Ort dazu erwählen, wo gutes Wasser anzutreffen ist, dessen guter Acker, Schönheit der Felder und gute Kräuter statt eines Zeugnisses dienen können. Findet man einen Ort, der, wo nicht alle, doch einige dieser Eigenschaften hat; so bauet man daselbst die Stadt und Häuser an; man bezeichnet die Gegenden Ost, West, Süd und Norden; man weiset den Bewohnern den Acker an, den sie bauen sollen, und bestimmet die Gränzen durch Fußsteige, die mit einander Gemeinschaft haben. Ein jedes Haus muß einen gemeinen Saal und zwo wohlangelegte Cammern haben, die mit guten Thüren verwahret und mit dem nöthigen Geräthe versehen sind; und das deswegen, damit die neuen Einwohner, wenn sie alles Nöthige vor sich finden, ihre alte Wohnungen desto leichter vergessen, und sich ihre neue Einrichtung desto mehr angelegen seyn lassen. Man muß dafür sorgen, daß in einer jeden Stadt gleich Anfangs Aerzte und Ou angetroffen werden; jene zur Besorgung der Kranken, diese zur Beerdigung der Todten, und der dabey üblichen Leichenceremonien. Es müssen Anstalten gemachet werden, daß sich die Leute verheirathen können; man muß zu ihren gemeinschaftlichen Freundschaftsbezeugungen in Freude und Leid alles beytragen; man muß ihnen Begräbnißplätze anweisen, und endlich alles besorgen, was zu einer beständigen und dauerhaften Wohnung erfordert wird. Erster zweck dieser colonien ist, das land anzubauen.

§. 100.

Was den andern Zweck dieser anzulegenden Colonien, nemlich die sichere Verwahrung der Gränzen betrift; so habe ich davon folgendes bey den Alten gelesen, welches hiebey zu beobachten nöthig ist. Alle Familien eines jeglichen Ortes müssen so abgetheilet werden, daß ihrer fünfe und fünfe beysammen wohnen: Fünf Familien müssen ein Oberhaupt über sich haben. Funfzig Familien müssen unter einem Oberhaupte Li verei- Anderer zweck dieser colonien ist die sicherheit der gränzen.

vereiniget seyn, das in noch grösserm Ansehen stehet. Vier solcher **Li** müssen ein **Lieu** ausmachen, und dieses **Lieu** einen Officier über sich haben. Zehen **Lieu** zusammen machen ein **Y** aus, und dieses **Y** stehet unter einem Commendanten, von dem alle andere Subalternen abhangen. Zu Officieren muß man solche Leute ernennen, denen das Land am besten bekant ist, und die Geschicklichkeit haben, sich Liebe zu erwecken. Ein jeder Subaltern muß eine gewisse Zeit vest setzen, da alle unter ihm stehende in Waffen geübet werden; welcher auch dafür zu sorgen hat, daß sich die jungen Leute bey solchen Uebungen einfinden. Wenn es gegen den Feind gehet, so soll der Officier sich an der Spitze seiner Untergebenen finden. Es soll niemanden erlaubet seyn, sich aus seiner einmal bezogenen Gegend in eine andere zu begeben; sondern wenn sie es bey einander gewohnet worden, so sollen sie auch bleiben. Wenn des Nachts ein Lermen entstehet, so erkennen sie einander an der Stimme, und kommen sich selbst desto schleuniger zu Hülfe. Ist es Tag, so werden sie sich in der Hitze des Streits desto mehr zu unterscheiden suchen; und weil sie einander von weitem kennen, so werden sie desto begieriger seyn, sich unter einander beyzustehen bis auf den Tod. Komt nun dazu, daß den Tapfern allerhand ansehnliche Belohnungen, den Nachläßigen und Verzagten aber allerhand Strafen zuerkant werden; so wird man in kurzer Zeit eine grosse Menge Menschen haben, die vor dem Feinde nicht fliehen werden.

§. 101.

Sechstes Stück (§. 90.)

Dessen Veranlassung folgende ist: Unter der Regierung eben dieses Käysers King ti entschloß sich der König von Ou, den König von Leang feindlich anzugreifen. Da er nun keine hinlängliche Ursache dazu hatte, und die Unternehmung ungerecht war; so bemühete sich Mei tching, ihm solches Vorhaben auszureden, und übergab ihm zu dem Ende folgende Vorstellung.

Prinz! Man sagts, und es ist auch wahr: Ist ein Regent volkommen; so gelingt ihm alles wohl. Fehlet er aber an einem Orte, und bleibt sich selbst nicht gleich; so befördert er nicht selten seinen gänzlichen Untergang. **Chun** hatte nicht einen Fuß breit eigenes Land, und nichts desto weniger ward er Käyser. **Yu**, dessen ganze Herschaft aus zehen Familien bestund, ward ein Beherscher des ganzen Reich, und hatte, ich weiß nicht wie viel, Prinzen unter sich. **Tching tang** und **Vou vang** waren geborne Prinzen; allein ihre Herschaft erstreckte sich ohngefähr auf zehen Meilen. Dennoch ward ein jeder von ihnen Käyser und ein Stifter einer berühmten Dynastie. Was bedieneten sie sich hiebey für eines Geheimnisses? Ich will es ganz kurz entdecken. Sie bemüheten sich vor allen Dingen, nichts zu thun, wodurch sie vor dem Himmel beschämet werden können, noch auch wodurch die Gemüther des Volks wären beleidiget worden. Sie folgten in allen Stücken der Vorschrift der Vernunft, die ihnen vom Himmel gegeben worden, und glaubten dabey, daß sie Väter ihrer Unterthanen wären. Die Unterthanen hegeten ihres Ortes solche Meinungen gegen sie, die ihrem Betragen gegen das Volk gemäs waren. Man hatte zu ihrer Zeit im geringsten nicht zu besorgen, daß diejenigen, die Ehrenämter besassen, befürchten dürfen, ihrer Aemter entsetzet zu werden, wenn sie dasjenige frey und ohne Umschweife vorstelleten, was ihnen dem algemeinen

Besten

Besten zuträglich zu seyn schien. Dadurch haben sich diese Regenten groß, und ihr Andenken unvergeßlich gemachet.

§. 102.

Ich wünschete im Stande zu seyn, ihnen den Grund meines Herzens zu zeigen, und den Eifer zu entdecken, aus welchem ich jetzo rede. Ich weiß gar wohl, wie wenig ich vermag; und eben deswegen habe ich Ursache zu besorgen, daß sie meinen guten Rath nicht sonderlich achten werden. Inzwischen bitte ich Sie, denselben wenigstens einiger Aufmerksamkeit zu würdigen, oder doch an meiner Rede Gelegenheit zu nehmen, in ihrem eigenen Herzen die Ueberlegungen aufzuwecken, die schon darinnen angeschrieben sind. Stellen sie sich doch einen eben so hohen als steilen Felsen vor, an welchem eine unergründliche Tiefe befindlich ist. Gesetzt nun, daß man einen Menschen, der mit einer ungeheuren Last überladen, an das äusserste Ufer dieses Felsen stellete, so daß er sich selbst und seine Last an einem dünnen Faden abhängig erhielte. Wo ist ein Mensch, der nicht davor erschrecken solte, wenn er sähe, daß theils sein Fall von einem Nichts abhange, theils aber, daß er gewiß verloren sey, wenn er falle. Inzwischen ist dieses der Zustand, darin sie sich wirklich gegenwärtig befinden, welches zu sagen Sie mir nicht ungnädig deuten werden. Aber es komt blos auf Sie an, wenn sie aus diesem Zustende errettet werden wollen. Die Unternehmung, dazu sie sich entschlossen haben, ist ungleich schwerer und gefährlicher. Lassen sie doch ja davon ab; so werden sie so bald, als man eine Hand umwendet, ihre Glückseligkeit auf einen guten Fuß gesetzet und so vest als den Berg Tai gemachet haben. Da sie den Ueberrest ihrer Tage im Frieden, im Vergnügen und im Besitz eines glücklichen Staats zubringen können, und sich dennoch in eine so bedenkliche und gefährliche Unternehmung einlassen wollen; so werden sie mir es nicht übel deuten, wenn ich sage, daß dieses in meinen Augen etwas unbegreifliches sey.

§. 103.

Es giebt Leute, welche ihr eigener Schatten beunruhiget; dessen Anblick zu vermeiden, pflegen sie sich von einer Seite zur andern zu kehren. Wären aber diese Menschen in einem dunkeln Ort stille; so würde ihr Schatten verschwinden, und sie selbst würden ruhig seyn können. Das beste Geheimniß, dessen man sich bedienen kan, wenn man nicht gehöret seyn will, ist dieses, daß man stille schweige. Wer da besorget, daß dasjenige auskommen möchte, was er denket und überleget, der thut am allerbesten, wenn er von seinen Ueberlegungen abstehet. Wenn ein Wasser über dem Feuer siedet, und man bläset in das Feuer, dasselbe entweder zu kühlen, oder daß das Wasser nicht so stark kochen soll; so ist in dieser Absicht das Blasen ganz vergebens; es ist besser, wenn man das Holz wegthut. Wer es anders anfängt, der giebt sich vergebliche Mühe. Das Glück der Staaten und ihrer Regenten hat seine gewissen Gründe; diese müssen vestgesetzet werden. Das Unglück hat aber auch seinen Grund; und diesem sucht der Weise zuvor zu kommen. Will man aber dabey zum Zweck kommen, so muß man bey geringen Stücken den Anfang machen. Denn was im Anfange wirklich eine Kleinigkeit, das wird beym weitern Fortgang almählig eine Sache von grosser Erheblichkeit. Das Wasser, das vom Berge Tai tropfenweise herabfält, das macht sich in den Felsen mit der Zeit eine Strasse, als ob sie mit dem Meissel wäre ausgegraben worden. Wenn ein Seil auf einem Bret an einem einzigen Orte oft hin- und hergezogen wird, so schneidet

es

es dasselbe eben so wol entzwey, als ob es mit der Säge geschehen wäre. Und der Baum, der jetzo zehen Fuß dicke ist, ist aus einem sehr dünnen Stamm gewachsen; der, als er noch zart und jung war, auf alle Seiten gebeuget und mit leichter Mühe heraus gerissen werden konte. Welch ein Unterschied ist jetzo dabey. Eben so verhält sichs mit dem Bösen. Das erwegen sie, mein Prinz, ich bitte sie; aber erwegen sie es ernstlich. Verlassen sie ja nicht die gesunden Maximen ihrer Väter. Nehmen sie nicht andere statt derselben an; es geschicht nie ungestraft.

Anmerkung des Käysers Cang hi hierüber.

Als diese Vorstellung übergeben ward, so war das Vorhaben dieses Vang oder Königs noch nicht öffentlich bekant geworden; es wusten nur wenig Personon darum. Daher bedienet sich Mei tching in seiner Vorstellung solcher Redensarten, die alzugemein sind, und zuweilen redet er auch gar zu versteckt. Doch der König konte wohl wissen, was er haben wolte.

In einer andern Glosse heisset es, daß dieser König der Vorstellung des Mei tching kein Gehör gegeben, sondern den Krieg angefangen habe; aber auch darin umgekommen sey.

§. 104.

Fünftes Stück, (§. 106.)

Dessen summarischer Inhalt folgender ist: Wir haben nemlich oben (siehe den ersten Abschnitt dieser dritten Abtheilung §. 18.) eine Declaration des Käyser Vou ti angeführet, in welcher er von den weisen Männern, die ihm waren vorgestellet worden, insonderheit aber von dem Tong tchong chu verlangete, daß sie ihm ihre Einsichten von löblicher Regierung und von andern Stücken mittheilen solten. Die Antworten dieses Tchong chu sind nun sehr lang, daher ich nur einige Stellen daraus anführen will.

Erste rede. Eure Majestät verlangen in Dero gnädigen Erklärung, daß man ihnen einen Unterricht ertheilen solle, was denn eigentlich ein Befehl des Himmels sey, und was es mit der Natur, Vernunft und Leidenschaften der Menschen für eine Bewandniß habe. Ich muß aber in diesem Stück meine Unfähigkeit erkennen. Alles, was ich aus schuldigstem Gehorsam eröfnen kan, ist dieses, daß ich nach einer sorgfältigen und ernstlichen Prüfung der vorigen Begebenheiten, die uns in dem Buch Tchun tsiou aufgezeichnet sind, gefunden habe, wie nichts vermögender sey, dem Regenten eine kindliche und ehrerbietige Furcht beyzubringen, als die Art und Weise, wie der Himmel mit den Menschen umzugehen gewohnet ist. Wenn ein regierendes Haus anfänget, sich von den geraden Wegen der Weisheit und Tugend zu entfernen; so pfleget der Himmel gemeiniglich ein Unglück über dasselbe zu verhängen, um es wieder auf den rechten Weg zu bringen. Komt der Regente dadurch nicht zu sich selbst; so braucht der Himmel allerhand Wunder und schreckhafte Zeichen, um dadurch bey demselben eine gerechte Furcht zu erwecken. Ist das auch umsonst, und der Fürst macht sich diese harten Streiche nicht zu Nutze; so ist sein völliger Untergang nicht mehr weit. Aus diesem Verhalten des Himmels erkennet man gar leichte, daß dessen Herz voll Gütigkeit gegen die Menschen

sey,

sey, und daß er ihre Besserung auf alle Weise suche. Die Absicht des Himmels gehet gewiß allezeit darauf, daß er ihnen helfen und sie unterstützen will; und er verlässet sie eher nicht, als bis ihre Unordnungen und Bosheiten den höchsten Grad erreichet haben. Die wesentlichste Pflicht nun, die einem Regenten desfals oblieget, ist diese: **erstlich**, daß er sich von seinen Pflichten immer mehr und gründlicher unterweisen lasse; **zum andern**, daß er die erkanten Pflichten ausübe, und sich bemühe, täglich in Tugenden und Verdiensten zuzunehmen. Auf diese und auf keine andere Weise kan man zu einer wahren Veränderung gelangen, und sich die angenehmsten Früchte davon versprechen. Werdet darin weder Tag noch Nacht träge, sagt das Buch **Chi king**; wendet alle eure Kräfte an, heists im Buch **Chu king**. Heist das nicht so viel, als daß man sich eine Art der Gewalt anthun müsse?

§. 105.

Die Dynastie **Tcheou** war unter der Regierung des **Yeou vang** und **Li vang** in einen kläglichen Verfall gerathen. Kam ein Prinz auf den Thron, der sich ohne Unterlaß seiner tugendhaften Vorfahren erinnerte, der sich durch ihr Exempel reizen lies, die Ehre des aus ihren Händen empfangenen Reichs zu behaupten, die bereits eingeschlichenen Mißbräuche abzuschaffen, und das Mangelhafte zu bessern; so unterstützte ihn der Käyser des Himmels, und gab ihm geschickte und treue Minister an die Hand. Vermittelst derselben gelung es ihm. Es lebeten die alten Ordnungen der ersten Käyser aus dem Hause **Tcheou** von neuem wieder auf. Alle Poeten beschäftigten sich in ihren Gedichten mit der Glückseligkeit dieser Zeiten. Auch unter den folgenden Regierungen blieb dessen Andenken unvergeßlich; so wie es noch heut zu Tage lebet.

§. 106.

Das ist die gewöhnliche Wirkung davon, wenn man sich der Tugend von ganzem Herzen ergiebet, und dasjenige in Ausübung zu bringen suchet, was im Buch **Chu king** anbefohlen worden. Was dieser Kayser auf diesem Wege erlanget, das stehet einem andern auch frey, darauf zu erhalten. Denn obwol die Ehre gemeiniglich der Tugend folget, so ist es doch, eigentlich zu reden, nicht die Tugend, die den Menschen zu was machet; sondern der Mensch ist es, der der Tugend den rechten Preis giebet. Der Staaten Friede oder Unfriede, ihr Verfall oder Ehre, hangen von dem Verhalten ihrer Regenten ab. Wenn einige unter diesen ihrer Reiche verlustig werden, so sind dergleichen Begebenheiten nicht eine Wirkung von einem vestgesetzten Schluß des Himmels, als ob der ihnen die Macht genommen hätte, sich auf dem Thron zu erhalten; sondern ihrer Unvorsichtigkeit und Unordnungen haben sie dergleichen Widerwärtigkeiten zuzuschreiben. Ich weiß wohl was man sagt, und es ist auch wahr, daß die Errichtung einer Monarchie keine Arbeit eines blossen Menschen sey, sondern daß solches ein Geschenk des Himmels, und zwar das allergröste Geschenk desselben sey; daß die einmüthige Ergebung der Völker an einen einzigen Regenten, und die damit verbundenen glücklichen Zeichen gleichsam das Siegel von diesem Willen des Himmels sind. Allein, nicht zu gedenken, daß solches manchmal eine Folge der Tugend ist, welche, wie **Confucius** sagt, nicht lange alleine bleibet; so redet man auch nicht so von Errichtung einer Dynastie . . . . . .

§. 107.

Nachdem nun dieser Redner sehr vieles von den Fürsten **Yao** und **Chun**, von

ihrer Regierungsart und Tugenden, nicht weniger von den bösen Regenten Kie und Tcheou, und den betrübten Folgen ihrer Laster angeführet; so schliesset er mit folgenden Worten: So wahr ist es, daß die Sitten der Unterthanen von den Sitten ihrer Regenten abhangen, wie der Thon seine Bildung von den Händen des Töpfers empfängt, und wie das Metal in der Form seine Gestalt bekomt, in welche es von dem Schmelzer geworfen wird. Darauf beschreibet er, wie das Verderben, das zu den Zeiten des Chi hoang schon groß gewesen, unter diesem gottlosen Regenten noch höher gestiegen sey. Und darauf fähret er weiter also fort: Der allerbeste Bildhauer von der Welt kan, wie Confucius saget, aus keinem verfaulten Holz etwas künstliches schnitzen; und es ist eine vergebliche Arbeit, eine alte und den Einfall drohende Wand zu übertünchen. In einem solchen Zustande fand die Familie Han das Reich, als sie nach der Familie Tsin zur Regierung kam. Daher rührte es auch, daß die ersten Käyser aus diesem Hause, aller guten Eigenschaften und Absichten ungeachtet, im Anfang ihrer Regierung nicht den erwünschten Fortgang gehabt. Es scheinet, daß sie um so viel weniger zum Zweck kämen, je mehr sie Mittel ausſuchen. Sie geben Gesetze; allein es werden der Uebelthaten und Verbrechen nur mehr. Sie lassen Befehle ausgehen; aber das sind neue Gelegenheiten, allerhand Unterschleife und Betrug zu begehen. Es scheinet, als ob man kochendes Wasser damit dämpfen wolle, wenn man anderes siedendes hinein giesset. Verstatten sie mir, daß ich meine Gedanken von der Hebung eines solchen Uebels mit einer Vergleichung, die vom musicalischen Instrument Kin hergenommen ist, erläutere. Die Consonantien sind auf demselben oft in solcher Unordnung, daß man ganz umsonst bald hie bald da anschläget. Der kürzeste Weg ist alsdann dieser, daß man das Instrument mit neuen Saiten überziehet. Wird dieses Instrument nicht frisch bezogen, wenn es nöthig ist, so kan der geschickteste Musicus keine Harmonie auf demselben herausbringen.

§. 108.

Eben so verhält sichs mit dem Regiment. Warum hat es der Dynastie Han bis hieher nicht nach ihrem Wunsch und guten Absichten gelingen wollen? Darum, weil sie die Grundsätze der Dynastie Tsin beybehalten, und nur die vorigen Excesse zu vermeiden getrachtet hat. Man hätte billig bis auf die erste Regierungsart unserer Weisen zurücke gehen sollen. Insonderheit hätte man mit einer gründlichen Besserung der Unterthanen den Anfang machen, und ihnen eine Liebe zur Tugend ins Herz pflanzen sollen. Da sie es aber daran fehlen lassen, so haben sie durch alle andere Mittel, die seit 70 Jahren versuchet worden, ihren Zweck nicht erreichen können. Versuchen sie es, grosser Prinz, und lassen ihren Unterthanen die Unterweisung geben, die denselben nöthig. Suchen sie durch gute Ordnungen und durch Dero eigenes Exempel ihnen eine Liebe zur Tugend beyzubringen. Sie können darauf sicherere Rechnung machen, als auf Verbote, Gesetze und Strafen. Je mehr Aufmerksamkeit sie hierin beweisen werden, je mehr werden sich die Mißbräuche verlieren, je glücklicher wird ihre Regierung seyn. Es wird auf die bisherigen trübseligen Zeiten Glück und Ueberfluß erfolgen. Im Buch Chi king heists: Sorget für das wahre Wohlergehen eures Volks; richtet eure Wachsamkeit auf einen jeden unter ihnen; so wird euch der Himmel dafür segnen. Das gehet die Regenten an; diese werden erinnert, daß sie sich auf die Weise die Belohnungen des Himmels versprechen können. Was sollen aber die Fürsten ausser dem noch thun? Sie sollen die fünf

Tugen-

Tugenden in Aufnehmen bringen. **Gin**, die Liebe; **Y**, die Gerechtigkeit; **Li**, die Beobachtung der alten Gebräuche im Reich; **Tchi**, die Klugheit; und **Sing**, die Treue oder Aufrichtigkeit. Wenn ein Herr diese Tugenden bekant und beliebt macht, so bringt er den Beystand des Himmels und die Beschirmung der Schutzgeister über sich, und setzt sich selbst dadurch in den Stand, die Wirkungen seiner glückseligen Regierung bis über die Gränzen seines Reichs auszubreiten.

§. 109.

Zweyte rede.

In der zweyten Rede, die eigentlich nur eine Fortsetzung der ersten ist, trägt er dem Käyser **Vou ti** vor, das grosse Collegium oder die grosse Schule wieder herzustellen, um darin gute Lehrer zu erziehen, durch deren Dienst die Leute zu Wissenschaften und Tugenden angehalten werden können. Er seufzet über die kleine Anzahl solcher Männer, die damals im Reich befindlich gewesen. Ja er giebt dem Käyser nicht allein den Rath, das grosse Collegium wieder herzustellen, und ähnliche Anstalten zu machen; sondern er verlanget auch, daß die Aemter mit wohlverdienten Leuten, nicht aber, wie bisher geschehen, mit den Söhnen der vornemsten Bedienten besetzet werden möchten, die weiter nicht, als entweder ihres Reichthums halber, oder wegen der Verdienste ihrer Väter zu recommendiren wären. Er meinet Ursache zu haben, dem Satz zu widersprechen, daß die Verdienste der Väter einen rechtmäßigen Anspruch an wichtige Ehrenämter geben könten; sondern es müsse ein jeder selbst stufenweise in die Höhe steigen. So ward es nicht, sagt er, in den alten Zeiten gehalten. Der Unterschied der Gaben und Fähigkeiten war das Regulmaas bey Besetzung der Aemter. Mittelmäßige Gaben wurden auch nur zu mittelmäßigen Bedienungen gebrauchet. Fand man aber einen Menschen von seltenen Gaben und Eigenschaften; so trug man kein Bedenken, denselben so gleich zu den wichtigsten Aemtern zu erheben. Dabey bekam er erst Gelegenheit, seine grosse Geschicklichkeit zu gebrauchen, und man konte durch ihn grosse Vortheile erhalten. Dahingegen heut zu Tage ein grosser Geist lange unter dem gemeinen Haufen verborgen bleiben muß, ein mittelmäßiger Kopf aber zu solchen Bedienungen erhoben wird, die seine Fähigkeit weit übersteigen.

§. 110.

Dritte rede.

Nachdem sich **Tong tchong chu** im Anfang der dritten Rede entschuldiget, daß er die in den vorhergehenden Reden abgehandelte Materien nicht alzuordentlich vorgetragen; so komt er wieder auf die Hauptsache, welche die Unterweisung und Besserung des Volks betrift, und hierüber erklärt er sich folgendergestalt. Ausser dem, sagt er, daß die Käyserlichen Bedienten vor Alters daraus ihr Hauptwerk machten; so waren auch besondere Personen darzu verordnet, die sonst nichts zu thun hatten, als auf die Unterweisung und Besserung der Leute zu sehen. Darauf bauete man die ganze Regierung des Landes; und man lies sich nichts so sehr angelegen seyn, als daß man durch Unterweisung und gute Exempel jedermann eine aufrichtige Liebe zur Tugend suchte beyzubringen. Man brachte es dadurch so weit, daß oft im ganzen Reich nicht ein einziger Uebelthäter anzutreffen war. Nach derselben Zeit ist diese trefliche Methode ganz und gar aus den Augen gesetzet worden. Daher hat auch das versäumte Volk die Wege der Gerechtigkeit verlassen, und folget seinen Begierden blindlings nach, ohne daß es durch die Furcht vor den Gesetzen in Ordnung erhalten werden könte. Man rechnet deswegen auch die Anzahl der Uebelthäter jährlich nach **Ouan** oder zehentausenden. Wer diesen ungeheu-

ren Unterschied nur mit einiger Aufmerksamkeit betrachtet, der wird gar bald erkennen lernen, daß die Methode der Alten die einzige sey, die man einführen müsse; welches **Confucius** in seinem Buche **Tchun tsiou** gar deutlich zu erkennen giebt, woselbst er alles bestrafet, was von den weisen Vorschriften und Gesetzen des Alterthums abweichet. Alles, was der Himmel den Menschen befihlet und vorschreibet, das wird unter dem Wort **Ming** begriffen. Wer nun alles thut und ausübet, was dieses Wort in sich fasset, der hat die Eigenschaft der Volkommenen an sich. Die Eigenschaften und Kräfte, die ein jeder durch die leibliche Geburt mit auf die Welt bringt, sind unter dem Worte **Sing** oder Natur begriffen. Diese Natur aber ist der Unterweisung sehr benöthiget, wenn sie der Volkommenheit fähig werden soll. Alle natürlichen Triebe und Neigungen des Menschen werden mit dem Wort **Tsing** zusammen gefasset. Diese Neigungen sind nun eines genauen Regulmasses benöthiget, wenn sie nicht in allerhand Ausschweifungen gerathen sollen. Es ist demnach die wesentlichste Pflicht eines guten Regenten, und der Hauptgegenstand seiner Bemühung, daß er die Absichten des höchsten Himmels vor Augen habe, und sich in seinen Befehlen nach denselben richte; daß er dem ihm unterthänigen Volk die Unterweisung verschaffe, die ihnen nöthig ist, wenn sie diejenige Volkommenheit erlangen sollen, deren ihre Natur fähig ist; daß sie endlich Gesetze geben, die Stände unterscheiden und die nützlichsten Ordnungen einführen, um dadurch allen unordentlichen Leidenschaften zuvorzukommen, oder dieselben aufzuhalten. Unterlässet ein Regent hierin nichts, was ihm nur zu thun möglich ist; so ist das hauptsächlichste geschehen, und seine Regierung ruhet auf einem sichern Grunde.

§. III.

Der Mensch hat vom Himmel seine Natur empfangen; die aber von der Natur anderer lebendigen Wesen unterschieden ist. Aus diesem **Ming** entstehen in einer Familie die Pflichten der Eltern gegen die Kinder, und der Kinder gegen die Eltern. In einem ganzen Staat rühren daher die Pflichten eines Regenten gegen seine Unterthanen; Ehrerbietung und Achtung gegen das Alter; Freundschaft, Höflichkeit und alle andere Bande der menschlichen Geselschaft. Dadurch hat der Himmel den Menschen in den erhabenen Rang gesetzet, den er in der Welt hat; wie denn auch der Himmel alles hervorbringt, damit sich der Mensch kleiden und nähren kan. Er hat demselben die Eigenschaft beygeleget, die Ochsen und Pferde zahm zu machen, um sich derselben bey seiner Arbeit zu bedienen. Auch so gar über die Leoparden und Tiger übet er seine Herschaft aus, und bringet sie in Ordnung. Das zeuget alles davon, daß in dem Menschen etwas himlisches wohnen müsse, wodurch er über alle andere Creaturen erhoben wird. Derjenige, der diese himlische Natur so erkennet, als er soll, der hütet sich, daß er sich nicht unter diejenigen herunter setze, die ihrer Natur nach geringer sind als er. Er behält was sein ist, und unterscheidet sich von ihnen durch die Erkentniß der Warheiten, durch die Hochachtung zur Gerechtigkeit, Liebe, Mäßigkeit, Beobachtung der Gewonheiten und zu allen andern Tugenden. Die Hochachtung aber, so er dagegen heget, treibet ihn an, solche auszuüben; und davon erlanget er eine so angenehme Gewonheit, daß er sonst kein Vergnügen finden kan, als wenn er Gutes thut, und in allen Stücken der Vorschrift der gesunden Vernunft folget. Wer es dahin gebracht hat, dem legt man billig den Namen eines weisen Mannes bey; und das hat **Confucius** gemeinet, da er

geschrie-

geschrieben, daß man denjenigen keinen Weisen nennen dürfe, der seine eigene Natur vergesse und die Bestimmung derselben nicht vor Augen habe.

Anmerkung hierüber:

Tching te sieou, ein Schriftsteller, der gegen das Ende der Dynastie **Song** gelebet, hat über die bisher angeführten Stellen folgende Anmerkung gemachet: Unter allen Gelehrten, die unter der Dynastie **Han** gelebet, dünket mich **Tchong chu** der einzige zu seyn, der in der Lehre des Confucius und Menzius nichts geändert. Daher erinnert er auch seinen Fürsten sehr oft an die Reguln und Exempel der alten Käyser **Nao** und **Chun**.

§. 112.

Achtes Stück.

Nien Ngan übergiebt an den Käyser Vou ti eine Vorstellung, darin er diese zwey Puncte berühret: 1. die im Reich herschende Verschwendung; 2. den damals angefangenen Krieg.

Heut zu Tage findet man im Reich nichts anders als thörichten Aufwand und Verschwendung. Die Häuser, die Kleidung, die Geräthe und Gefolge, alles ist prächtig und auserlesen. Niemals ist man so weit gegangen, dasjenige auszustudieren, was zum Vergnügen der äusserlichen Sinnen gereichen kan. Es ist keine Farbe zu finden, die nicht ausgesuchet und gegen die andere gehalten wird, ob sie auch ein gut Verhältniß gegen dieselbe hat. Alle Tage werden neue Concerten aufgeführet. Die Leckerey in den Speisen kan kaum weiter getrieben werden. Man möchte fast sagen, daß man recht darauf ausgehe, alle menschliche Leidenschaften im Reich zum Leben und zur Herschaft zu bringen. Das gemeine Volk ist schon dergestalt verwehnet, daß es, wenn es was sonderbares und in die Augen fallendes erblicket, gleich darnach trachtet, solches auch nachzumachen. Läst man nun dergleichen unbesonnenen Aufwand überhand nehmen, so ist das eben so gut, als ob man die Leute lehrete, wie ein jeglicher denselben lieben und nachmachen soll, so weit es ihm möglich ist. Was schön, geputzt, kostbar oder ausserordentlich ist, das rühret natürlicher Weise unsere Sinnen, und man lässet sich dadurch leichtlich verführen. Man stellet nicht deswegen Mahlzeiten an, sich dabey satt zu essen; sondern es müssen Schmausereien, es muß was Leckeres ausgesuchet seyn. Die Music, die eigentlich dazu dienen soll, daß die Bewegungen des menschlichen Herzens dadurch beruhiget werden sollen, ist dergestalt aus der Art geschlagen, daß nun durch dieselbe erst allerhand lasterhafte Leidenschaften erreget werden. An statt, daß man die im Reich eingeführten Gebräuche aufrichtig mitmachen solte, so braucht man sie zu Gelegenheiten, seine Eitelkeit, Hochmuth und Kleiderpracht sehen zu lassen. Verstellung List und Betrug heisset heut zu Tage Weisheit. Ich frage aber, ob Betrug, Pralerey, Verschwendung, Ueppigkeit und Unmäßigkeit gute Lehren sind, die dem Volk gegeben werden? Ist dis das Mittel, sie in guter Ordnung zu erhalten? Im geringsten nicht; und man darf sich deswegen nicht wundern, wenn die Laster sich immer weiter ausbreiten. Ich wünschete also, daß Eure Majestät aus Liebe zu ihren Unterthanen und zum Besten ihres ganzen Staats je eher je lieber eine gute Ordnung einführen möchten.

§. 113.

Nachdem er das Unglück, das auf die ehrgeizigen Feldzüge des **Chi hoang** erfolget, sehr lebhaft vorgestellet; so macht er die Zueignung und spricht: Ich höre jetzo von nichts anders als von Feldzügen und vom Marschiren reden. Hier leget man Vestungswerke an; dort überfält man die Barbaren. Man meldet uns in den Zeitungen, daß jenes Volk überwunden sey, und daß die Reihe nun an dieses kommen werde. Das Schrecken hat sich unter den Tartarn **Hiong nou** ausgebreitet, und wir haben ihren Götzentempel verbrant. Dero ganzes Geheimde Rathscollegium billiget dergleichen Unternehmungen aufs höchste. Was aber mich betrift, so erkenne ich zwar so viel, daß einige unserer Officier solches gern sehen, weil sie ihre Rechnung dabey finden; aber gereichts denn auch zum Besten ihres Reichs? Ich sage Nein dazu. Da sie eines stillen und ungestörten Friedens geniessen könten, und sich dennoch ohne Noth in einen fremden Krieg einlassen, und um unnützer Conqveten willen die Kräfte ihres Staats erschöpfen; so beweisen sie sich darinnen nicht als einen Vater des Volks. Die Tartarn **Hiong nou**, die uns doch zufrieden lassen, blos zum Zeitvertreib, oder aus einem ungemessenen Ehrgeiz reizen; das dünket mich aufs künftige eine schlechte Sicherheit unserer Gränzen zu seyn. Diese Feldzüge, die man alles ihres glücklichen Erfolgs ungeachtet, als ein wahres Unglück betrachten kan, werden eine lange Reihe von Widerwärtigkeiten nach sich ziehen. Die Rache der Barbaren wird auf alle künftige Zeiten dauren. Was werden die armen Unterthanen leiden müssen, die ihre nächste Nachbarn sind? Was werden die andern für Schrecken unterworfen seyn? Das ist gewiß nicht das rechte Mittel, die Dynastie **Han** auf einen dauerhaften Fuß zu setzen. Man siehet allenthalben Cuirasse schmieden, Säbel wetzen, Pfeile und Bogen zubereiten. Auf den Strassen findet man entweder die im Marsch begriffenen Soldaten, oder Wagen, die ihnen Lebensmittel zuführen; aber das siehet man mit Betrübniß. Und das ist die Meinung aller Dero Unterthanen, man mag ihnen auch beybringen was man will. Und sie düncket mich um so viel mehr gegründet zu seyn, da allerhand gefährliche Empörungen gemeiniglich eine Folge des Krieges sind. Ist der Regent damit beschäftiget; so kommen unzählige böse Anschläge zum Ausbruch. Hat dieser und jener etwa zehen Städte und eine Gränze von hundert Meilen unter seinem Gebiete; so ist ihr Haus nicht mehr sicher. Hüten sie sich ja. **Chi hoang** machte sich sonst mit nichts als mit seinen ehrgeizigen Unternehmungen zu thun. Eine Handvoll Leute, die sich noch dazu nur mit Knitteln gerüstet hatten, gaben das Signal gegen ihn und beschleunigten seinen Untergang. Heut zu Tage fehlt es dergleichen Leuten nicht an Waffen, und ihr Ansehen und Macht ist weit gefährlicher. Erwegen sie dieses, gnädigster Herr; die grösten Empörungen hangen nicht selten von einer Kleinigkeit ab.

§. 114.

Neuntes Stück.

Dazu folgende Veranlassung gegeben worden: Man stellete dem Käyser Vou ti oft vor, daß die Verschwendung unter seiner Regierung gewaltig überhand genommen hätte, der Ackerbau aber bliebe liegen. Darüber redete der Käyser einstens den Tong fang so an und sagte: Ich wolte

wolte gerne meine Unterthanen bessern; schlaget mir Mittel dazu vor; sagt mir eure Meinung, wie es etwa angefangen werden müsse. Hierauf antwortete nun Tong fang so mit folgenden Worten.

Prinz! ich könte ihnen vorschlagen, dem Exempel eines **Yao**, eines **Chun**, **Yu**, **Tang** und anderer ruhmwürdigen Käyser nachzufolgen. Aber diese glückseligen Regierungen sind schon alzuweit von uns entfernet. Und was ists auch nöthig, so weit zurücke zu gehen? Ich bleibe blos bey den nähesten Zeiten und bey Exempeln aus ihrem eigenen Hause stehen. Es sind die Zeiten **Yen ti**, die ich ihnen zu Gemüthe führen will. Seine Regierung ist unsern Tagen so nahe, daß einige unserer Alten das Glück gehabt haben, darin zu leben. **Yen ti** aber, ohnerachtet er zu der höchsten Würde eines Käysers erhoben worden, und dasjenige Reich beherschete, dessen Beherscher sie jetzo sind; so trug er doch schlechte Kleider, ohne Zierrathen, von einem ziemlich groben Gewebe. Seine Stiefeln schlossen nicht knapp an seine Füsse an; sein Säbelgehenge war ein gemeiner Riemen; an seinen Waffen fand man nichts ausserordentliches; sein Stuhl war mit einer gemeinen geflochtenen Decke überzogen; seine Wohnzimmer waren mit keinen Kostbarkeiten ausgeschmücket; das kostbarste, so man darin antraf, waren die Behältnisse auserlesener alter Schriften, und der Schmuck seiner eigenen Person war Weisheit und Tugend. Die Richtschnur seines ganzen Wandels war Gerechtigkeit und Liebe. Und das ganze Reich, das durch diese schöne Exempel war gereizet worden, bemühete sich, seinem Regenten ähnlich zu werden.

§. 115.

Heut zu Tage siehts ganz anders aus. Eure Majestät wohnen in einem Pallast zu enge, der eine grosse Stadt vorstellen kan. Sie lassen überdis immer mehr und mehr neue Gebäude anlegen, und ein jedes empfängt seinen besondern Namen. Zur Linken stehet der Pallast **Fong hoang**; zur Rechten der Pallast **Ching ming**; und das ist überhaupt der Pallast von tausend bis zehentausend Pforten. Die Zimmer ihrer Gemahlinnen sind inwendig mit Diamanten, Perlen, und andern Kostbarkeiten ausgeschmücket. Ihre Pferde sind aufs prächtigste gezäumet. Selbst ihre Hunde tragen Halsbänder von grossem Werth. Ja so gar die hölzernen und thönernen Gefässe sind mit Gold und Silber eingefasset. Man darf ferner nur die Comödienwagen ansehen, deren Aufzüge ihnen so wohl gefallen. Alles glänzet, alles ist prächtig und von ganz besonderm Geschmack. Hier haben sie grosse Gieshäuser angeleget, darin Glocken von hundertausend Pfunden gegossen werden. Dort lassen sie so grosse Trommeln machen, die dem Donner Troz bieten. Endlich siehet man nichts, als Comödien, Musiqven, und Bälle, auf welchen die Töchter von **Tching** tanzen müssen. Gewiß, wer die Verschwendung so weit treibet, und dennoch seine Unterthanen zur Genügsamkeit, Bescheidenheit, Mäßigkeit und Fleiß im Ackerbau anhalten will, der versucht etwas unmögliches. Wenn es demnach Eure Majestät bey Dero Anfrage ernstlich meinen, wenn sie gesonnen sind, meinem guten Rath Gehör zu geben; so würde ich anrathen, daß Eure Majestät alle den Plunder wegschaffeten und mit Feuer verbrenneten, um dadurch vor allen Unterthanen zu erkennen zu geben, daß Sie diesen Mißbrauch einsähen. Werden sie damit den Anfang machen, so können Sie ein anderer **Chao** und **Chun** werden. Es sind

gewisse

gewisse so wesentliche Stücke zu beobachten, sagt unser Buch **Y king**, daß aus denselben alles andere von selbst fliesset.

Anmerkung des **Tching te sieou** hierüber.

So pflegte gerne zu scherzen, und kleidete seinen Vortrag auf die ihm eigene Art ein. Uebrigens aber war er redlich, aufrichtig und hatte die Augen im Kopf. **Vou ti** bedienete sich seines Raths sehr lange.

§. 116.

Zehentes Stück.

Unter eben diesem Käyser Vou ti that sein Staatsminister Kong sun hong den Vorschlag, daß man dem Volk den Gebrauch des Bogens untersagen möchte. Vou ti befahl, daß darüber eine Berathschlagung angestellet werden solte. Ou Kieou übergab sein Gutachten dem Käyser schriftlich, welches der angetragenen Sache entgegen war. Folgendes ist ein Auszug aus seiner Vorstellung.

Chi hoang lies zu seiner Zeit auch ein solches Verbot ausgehen. Sein Bewegungsgrund war dieser, daß er allem zu besorgenden Aufstand zuvorkommen wolte. Er schützte aber einen ganz andern Vorwand vor. Es entstunden allerhand Streithändel, da auf beyden Seiten Leute getödtet wurden. Zur Verhütung dieser Unordnungen wolte er nun den Unterthanen den Gebrauch des Gewehrs untersagen. Es ward zwar darüber mit allem Ernst gehalten, aber die Schlägereien hatten deswegen kein Ende. Was den wahren Bewegungsgrund des **Chi hoang** anlanget; so war die Folge eben so schlecht davon. Denn er ward dieses Verbots ungeachtet von einem Haufen nichtswürdiger Menschen geschlagen, die sich mehr mit Knitteln als ordentlichem Gewehr versehen, und bald darauf verlor er sein Leben. Man pflegt zwar jetzo vorzugeben, daß viele Diebe und Strassenräuber im Lande wären, denen dadurch das Handwerk geleget, oder die doch ausser Stande gesetzet werden solten, so grossen Schaden zu thun. Allein es ist so ferne, daß diese gute Absicht dadurch erreichet werden solte; es wird diese Verordnung derselben vielmehr schädlich seyn. Die Bösen werden dieses Gesetz übertreten, wie sie es mit den andern machen. Nur die getreuen Unterthanen werden darnach thun. Eben dadurch aber werden sie ausser Stand gesetzet werden, sich den Anschlägen der Bösen zu widersetzen, und diese werden dadurch immer dreister gemachet werden. So ist auch der geschehene Vorschlag wider alle Gebräuche unserer Alten. Man hat ihnen Bogen und Pfeile nicht nur nicht genommen, sondern sie auch zur Uebung darin angehalten. Es wurden zu dem Ende besondere Zeiten angesetzet. Wir lesen in einem gewissen Buch diesen Gebrauch aufgezeichnet: Wenn in einer Familie ein junger Sohn geboren worden, so pflegte man Pfeil und Bogen vor der Thür des Hauses aufzuhängen.

§. 117.

Eilftes Stück.

Unter der Regierung des Käysers Suen ti *) wurden allerhand neue Einrichtungen gemachet, insonderheit aber das Land an den Gränzen der Tartaren

*) Von diesem Käyser ist der erste Theil dieser Uebersetzung p. 324 nachzulesen.

taren Hiong nou zu bauen angefangen. Weil nun diese den Boden streitig machten, so kam es zu Thätlichkeiten. Einige Chineser wurden gefänglich eingezogen, bald aber wieder auf freyen Fuß gestellet. Bey dieser Gelegenheit wolte man den Käyser Suen ti bereden, einen Krieg gegen die Tartaren anzufangen. Dawider setzte sich einer seiner Minister, Hoei siang, und hielt zu dem Ende folgende Rede an ihn.

Wenn in einem Lande Verwirrung oder gar ein Aufruhr ist, und derselbe nicht anders als mit Gewalt der Waffen gedämpfet werden kan; so ist es alsdann der gerechteste Krieg, wenn man zu den Waffen greifet. Wenn ein feindseliges Reich ein anderes wieder alles Recht angreifet, allerhand Schaden ausübet, und keine Vorstellungen gelten lassen will; und man ergreifet alsdann die Waffen: so ist es ein nothwendiger Krieg. Wenn es aber eine Kleinigkeit betrift, wenn es mehr aus Eiferfucht und Kühnheit als aus Eigennutz geschiehet, daß uns ein anderer beunruhiget: so ists ein zorniger und rachgieriger Krieg. Wenn man den Vorsatz fasset, das Land eines andern zu überfallen, um sich darin zu bereichern und Beute zu machen; so ists ein Krieg, der aus Geiz und Gewinsüchtigkeit geführet wird. Wenn man endlich nur seine Ehre suchet, seine Ueberlegenheit an den Tag legen, und seinen Nebenbuhler klein machen will; so ists ein Krieg, der aus Eitelkeit und Ehrbegierde geführet wird. In den beyden ersten Fällen erreichet man gemeiniglich seinen Zweck; in den drey andern aber niemals. Es ist dieses zwar nur ein gemeines Sprüchwort, aber es gründet sich dasselbe auf das gewöhnliche Verhalten des Himmels. Nun ist aber offenbar, daß die Tartaren **Hiong nou** jetzo nicht die Absicht haben, uns zu überfallen; sie sind nicht über unsere Gränzen gekommen, sondern sie haben nur einen Streit mit den unsrigen gehabt, als diese eine gewisse Gegend zum Ackerbau beqvem machen wolten. Bey dem Streit sind sie hitzig geworden; sie haben zwar einige gefänglich eingezogen; sie haben sie aber auch gutwillig wieder losgelassen; es verlohnt sich daher nicht der Mühe, davon nur weiter zu gedenken.

§. 118.

Inzwischen vernehme ich doch, daß ihre hohe Kriegsbedienten ihnen sehr anliegen, eine Armee durch sie in das Land dieser Tartaren führen zu lassen. Wenn Eure Majestät darein willigen, so fragt man billig, was dieser Krieg für einen Namen führen soll? Er ist nach meiner Einsicht weder ein nothwendiger noch ein gerechter Krieg. Ueberdies so sind ja ihre Unterthanen, sonderlich auf dieser Seite ihres Reichs, so schon elend genung dran, daß Vater und Sohn sich mit einem schlechten Kleide behelfen müssen. Viele behelfen sich mit den Samenkörnern von wilden Kräutern. Was wird das nun erst für eine Noth werden, wenn eine ganze Armee in dieser Gegend zu stehen komt? Und wenn sie auch einen Sieg erhielte, so würde doch der Krieg, des Sieges ungeachtet, mehr schädlich als nützlich seyn. Auf den Krieg folgen gemeiniglich unfruchtbare Jahre und schlechte Zeiten. Und das rührt, wie man nicht unbillig dafür hält, von dem Seufzen und den Flüchen derjenigen her, die unter der Last des Krieges alle Arten der Unglückseligkeit erfahren; folget aber auf den Krieg eine Theurung und Hungersnoth, gesetzt auch, daß man äusserlich eine unnütze Eroberung davon trüge, würde nicht der innerliche Zustand des Landes desto kläglicher werden? Ich meines Ortes befürchte solches um desto mehr, je schlechter die Wahl derjenigen Personen gerathen, die theils die Provinzien

regieren, theils am Hofe die höchsten Ehrenstellen bekleiden; je mehr sich das Verderben und Unordnungen täglich ausbreiten; je gewöhnlicher es wird, daß der Sohn seinen Vater, der jüngere Bruder den ältern, und das Weib den Mann umbringet, so daß man in diesem Jahr allein schon über zweyhundert und zwanzig solcher Mordthaten zählet. Wenn aber auch sonst keine weitere Unordnung und Zerrüttung erfolgete, kan denn diese deswegen für eine Kleinigkeit gehalten werden? Nichtsdestoweniger liegen ihnen ihre vornemsten Kriegsbedienten beständig an, ohne sich um die weitern Folgen zu bekümmern, daß sie um einer solchen Kleinigkeit willen gegen fremde Barbaren eine Armee ins Feld stellen sollen. Und es dringt uns doch keine Noth dazu. Als **Confucius** vernahm, daß ein gewisser **Ki**, als er dem Tode nahe gewesen, eine Furcht bezeuget, daß seine Familie von einem gewissen **Tchuen yu** viel werde auszustehen haben; so sagte er: Warum fürchtet er sich denn nicht für den Unordnungen, die er in seiner Familie hinterläst? Eben das möchte man zu denen sagen, die jetzo so sehr zum Kriege rathen. Ich bin nicht ihrer Meinung; und ich bitte Eure Majestät aufs demüthigste, daß sie, ehe sie sich zum Kriege entschliessen, mit denen **Heou von Pingt chang**, von **Pingt nguen**, und **Lo tchang** und mit andern Männern von dieser Art, alles wohl und reiflich überlegen. Sind diese zum Kriege geneigt, wolan, so versäume man dabey keine Zeit.

§. 119.

Zwölftes Stück.

Bey Gelegenheit einer Sonnenfinsterniß und eines Erdbebens lies der Käyser Yuen ti einen Befehl ausgehen, darinnen er verlangte, daß man ihm die Fehler seiner Regierung anzeigen solte. Qvang heng, der damals Po se war, übergab dem Käyser eine Vorstellung folgendes Inhalts.

Prinz! Die Sitten in ihrem Reich sind heut zu Tage also beschaffen: Man macht sehr vieles aus dem Reichthum, aber desto weniger aus der Tugend. Die Uneigennützigkeit, Keuschheit und Mäßigkeit sind etwas sehr seltenes, sonderlich am Hofe. Die natürlichsten und algemeinesten Gesetze werden schändlich verkehret. Die Verbindungen mit Fremden gelten mehr als Blutsfreundschaft. Ihre nähesten Anverwandten gelten in Vergleichung mit fremden Bundesgenossen so viel als nichts. Unter ihren Staatsministern und Officieren sind die meisten solche Leute, die nur auf allerhand Schmeicheleien und Gefälligkeiten sinnen, und die sich ihrer Gewogenheit nur zur Vermehrung ihres Reichthums bedienen. So siehet es gegenwärtig aus. Das ist die Qvelle des Unglücks, das unsern Staat betroffen hat. Auf die Abstellung desselben muß man mit Ernst bedacht seyn; sonst helfen alle Amnestien *) so viel als nichts. Das Betragen am Hofe ist gemeiniglich die Richtschnur von den Sitten im ganzen Lande. Wenn die Grossen des Reichs unter sich selbst einig wären, einander mit Ehrerbietung zuvorkämen, oder bey Gelegenheit einander nachgäben; so würde der Streit und Uneinigkeit unter den Unterthanen bald verschwinden. Wenn die Grossen und Vornehmen liebreich und freygebig wären, so würde das Rauben und Stehlen im Lande bald ein Ende haben. Wenn endlich Gerechtigkeit, Treue, Bescheidenheit, Mäßigung, Gelindigkeit am Hofe herscheten;

*) Es ist in China gewöhnlich, daß bey ausserordentlichen Vorfällen die Käyser einige Uebelthäter aus dem Gefängniß lassen, und ihnen das Leben schenken.

scheten, so würden die Unterthanen in der schönsten Harmonie leben. Sie würden sich selbst untereinander reizen, dergleichen schönen Exempeln nachzufolgen. Auf diese Weise haben unsere weisesten Regenten ohne alle Zwangsmittel die Tugend unter ihren Unterthanen befördert. Wenn aber die Laster an einem Hofe herschen, so breiten sie sich desto leichter im ganzen Lande aus. Wenn die Grossen des Hofes stolz und trotzig sind, so nehmen auch die Geringen Stolz und Frechheit an sich. Wenn man an den vornemsten Bedienten wahrnimt, daß sie über einander herschen wollen, daß sie die Gnade des Regenten mißbrauchen, und ohne sein Wissen mit derselben Wucher treiben; so werden Betrug, Raub, Gewaltthätigkeit und Rotten bald unter dem Volk gemein werden.

§. 120.

Wenn demnach heut zu Tage die Laster, aller Amnestien und Züchtigungen ungeachtet, dennoch im Reich herschen, so hat der Himmel nicht die geringste Schuld daran; sondern man geht denselben nicht auf die rechte Art entgegen. Wenn ich in das Alterthum zurücke gehe, so finde ich darin folgendes. Ein gewisser Fürst, Namens **Tching**, machte viel Wesens aus starken und tollkühnen Leuten. Bald fand man unter seinen Unterthanen solche Leute, die einen Kampf mit Löwen und Tiegerthieren antraten. **Mou kong**, ein Fürst von **Tsin**, liebete solche Leute über alles, die von unverletzlicher Treue waren. Bald fanden sich Leute im Lande, die in ihrer Ergebenheit gegen ihn so weit giengen, daß sie sich selbst tödteten, als er starb. Eine Prinzeßin von **Tsin** war den Schwarzkünstlern sehr gewogen; alsbald breitete sich der Aberglaube im ganzen Lande aus. Ein gewisser vornehmer Minister von **Tsin** war ein kluger Wirth; das Volk folgte ihm bald in kluger Wirthschaft nach. **Tai vang** war die Gütigkeit und Gelindigkeit selbst; man hörte daher auch unter seinen Unterthanen von keiner Rache, die Leute vergaben einander die Beleidigungen willig. Hat man nicht Ursache aus allen diesen Zügen den Schluß zu machen, daß die Unterthanen gemeiniglich so beschaffen sind, wie der Regent und seine Hofstadt beschaffen ist. Eure Majestät, denen die Erinnerungen des Himmels eine ehrerbitige Furcht, und eine Verdoppelung ihres Mitleidens gegen die Unterthanen beygebracht hat, haben einen schönen Anfang gemachet, sich zu bessern. Sie haben die unnützen und kostbaren Anstalten zu **Kan suen** eingestellet. Sie haben den Feldzug, der gegen den **Tchu yai** beschlossen war, zurückgehen lassen. Welch eine Freude haben diese zwey Puncte im ganzen Lande erwecket! Unterhalten sie ja einen so schönen Anfang. Sehen sie auf alles, was in ihrem Pallast einer Besserung benöthiget ist. Wenn ihr eigenes Haus erst einmal in erwünschter Ordnung ist, so werden sich ihre Sorgen desto weiter ausbreiten können. Bleiben sie ja in Ansehung der Music und Poesie bey dem Geschmack, der von **Ya** und **Song**, welche gesetzt, ernstlich und erbaulich ist, und vermeiden hingegen die von **Tching** und **Ouei**. Gestatten sie den wohlgemeinten Erinnerungen einen Zutritt zu ihrem Thron, und bemühen sich um wohlverdiente Leute. Ehren sie uneigennützige und redliche Männer, verbannen aber dagegen alle Schmeichler von ihrem Hofe. Lesen sie fleißig unsere Bücher **King**. Untersuchen sie alles, was in den glückseligen Zeiten unserer Vorfahren üblich gewesen. Denken sie auf die sanfte und ungezwungene Art zu regieren, die lauter Friede und Einigkeit nach sich ziehet. Bemühen sie sich, durch ihr eigenes Exempel die Vorurtheile und Laster unter ihren Unterthanen zu vertilgen. Wenigstens suchen sie ihre Unterthanen zu überzeugen, daß Weisheit und Tugend an ihrem Hofe sehr hoch geachtet werden.

Anmerkung des Käyser **Cang hi** hierüber.

Das kan eine wohlgesetzte Rede in Ansehung der Gedanken und Worte heissen. Es steht kein Wort vergeblich da.

§. 121.

Dreyzehentes Stück.

Auszug aus einer Rede an eben diesen Käyser Yuen ti. Dieser Herr hatte zwey Fehler abzulegen. Er war erstlich alzu unentschlossen, und so dann erwies er den Anverwandten der Königin alzuviel Gewogenheit, welche dieselbe schändlich mißbrauchten. Daher führete Qvang heng diese beyden Puncte in einer Rede aus, und zeigete, wie sie an einem jeglichen Menschen, sonderlich aber an einem Regenten unanständig wären.

Ehe sich der Urheber dieser Vorstellung in die vorhabende Materie einlässet, so ermahnet er den **Yuen ti**, sich immer mehr in dem Vorsatz zu Gründen, die Ehre seiner Vorfahren dadurch zu behaupten, daß er das von ihnen empfangene Reich in einen immer bessern Zustand setze, uud es auf seine Nachkommen sicher erhalte. So hielt es, sagt er, **Tching vang**. Er hatte immer das Bild der Tugenden und des Exempels des **Ven vang**, seines Großvaters, und seines Vaters **Vou vang** vor Augen. Seine eigene Regierung war voll Glück und Ehre; wenn man ihn aber loben wolte, so verlegte er alles Lob auf seine Vorfahren, deren Absichten er, wie er sagte, vor Augen hätte und ihrem Exempel aufs möglichste nachzukommen trachtete. Daher war er auch würdig, daß ihm der Käyser des Himmels gnädig war, und der Schutzgeist ihm allen Beystand leistete. Nach dieser Eingangsrede erkläret **Qvang heng** deutlicher, was er durch die Verbesserung des Naturels verstehe, und wie solches anzugreifen sey. Ein jeder, sagt er, muß sich selbst sorgfältig prüfen, um zu erfahren, was er entweder zu viel oder zu wenig habe; damit er darauf bemüht seyn könne, das Manglende zu ersetzen, und das Ueberflüßige zu beschneiden. Leute, zum Exempel, die zu viele Munterkeit des Verstandes haben, oder zu vielerley Dinge gelernet haben, die sind geneigt, sich selbst unter der Menge ihrer Absichten, ihres Dichten und Trachtens zu verwirren. Diese müssen nun sehr auf ihrer Hut seyn. Diejenigen hingegen, die nur eine geringe Erfahrung, nur eine mittelmäßige Einsicht besitzen, müssen besorgen, daß oft die wichtigsten Dinge ihrer Aufmerksamkeit entwischen; diese müssen nun diesem Mangel auf die möglichste Weise abzuhelfen suchen. Starke und tapfere Leute stehen in Gefahr, allerhand Gewaltthätigkeiten auszuüben; diese müssen daher ihrer selbst wahrnehmen. Sanfte, gütige, mitleidige Menschen hingegen sind zu mancherley Schwachheiten und zu grosser Unentschlossenheit geneigt, wenn sie nicht auf ihrer Hut stehen *). Im zweyten Theil der Rede komt nichts vor, so nicht bereits im vorhergehenden wäre angeführet worden. Nur damit beschäftiget er sich insonderheit, daß er seinem Fürsten zeige, wie viel daran gelegen sey, daß er seine Gnadenbezeugungen recht einrichte, und den besondern Zuneigungen zum Nachtheil seines wahren Interesse und seines Königlichen Hauses nicht zu viel nachgebe.

§. 122.

*) Das war, wie es in einer Randglosse heisset, der Character des **Yuen ti**.

§. 122.

Vierzehentes Stück.

In eben diesem Buche wird noch eine andere Rede von vorhingedachtem Qvang heng angetroffen. Sie ist an den Tching ti, den Sohn und Nachfolger des Yuen ti, gerichtet.

Dieser Herr hatte vor kurzem den Thron bestiegen. **Qvang heng** lobet ihn in einem kurzen Eingang wegen der kindlichen Ergebenheit, die er gegen seinen Vater offenbar werden lassen. Darauf ermahnet er ihn, daß er auf diesen guten Grund weiter fortbauen solle *); zu welchem Ende er ihm zweyerley insonderheit anpreiset. **Einmal,** daß er sich ja nicht von der Weiberliebe hinreissen lasse. Bey welcher Gelegenheit er von dem Ehestande redet, und wie nöthig derselbe zu Erfüllung der Absichten des Himmels sey; desgleichen, was die Tugend bey einer Frauen vor allen andern Eigenschaften ihres Geschlechtes für einen Vorzug habe. Er führet die Lobsprüche an, welche das Buch **Chi king** der Gemahlin des **Uen vang** beygeleget, als welche diesem Käyser gar sehr behülflich gewesen, die Tugend in seinem Reich zu befördern. Er erinnert ihn an die kläglichen Zerrüttungen, die unter einigen Fürsten, blos aus einer ungezähmten Neigung gegen die Kebsweiber, entstanden. Er bittet ihn, aus den Geschichten der vorigen Zeiten selbst zu lernen, daß der Untergang gewisser Dynastien bey dieser ausschweifenden Neigung den Anfang genommen habe. **Zum andern,** so preiset dieser Redner **Qvang heng** dem jüngern Käyser **Tching ti** die Lesung ihrer canonischen Bücher bestens an; und leget ihm zu dem Ende das gebührende Lob bey. Es ist in denselben, sagt er, die Summe oder ein kurzer Entwurf aller Worte und Handlungen der alten Weisen enthalten. Man kan dem Verstande derselben nie zu viel nachdenken; man findet in denselben ein Verzeichniß aller Pflichten so wol gegen den Himmel, als gegen andere Menschen; man trift endlich alles darinnen an, was ein Regent zu beobachten hat, wenn er seine Unterthanen glücklich machen will. Er schliesset mit der Ermahnung, die bald bevorstehende grosse Ceremonie auf eine würdige Art zu beobachten **), und durch diese öffentliche Handlung ein Zeugniß abzulegen, was man sich von seiner künftigen Regierung für eine Vorstellung zu machen habe.

§. 123.

Funfzehentes Stück.

Wir haben bisher die drey Reden des Qvang heng auszugsweise nach einander hergesetzet, wovon die zwo ersten an den Käyser Yuen ti, die dritte aber an dessen Sohn, Tching ti, gehalten worden. Dabey wollen wir einer andern Rede nicht vergessen, die gleichfals an den Käyser Yuen ti, aber von einem andern Urheber, gerichtet worden. Es hies derselbe Kong yu, und er hielt sie bey Gelegenheit eines unfruchtbaren

*) Die Chinesischen Worte lauten eigentlich so: ob ihr gleich ein Naturel (Sin) habt, so wünsche ich euch doch ein Herz (Thing).

**) Es wird damit diejenige öffentliche Ehrenbezeugung gemeinet, von welcher Confucius gesaget, daß sie eigentlich dem Käyser des Himmels zu Ehren angestellet werde.

Jahres, und ermahnete in derselben den Käyser zur Mäßigkeit, Genügsamkeit und Verschonung der Alten.

In den alten Zeiten war alles nach einer gewissen Regul und Richtschnur eingerichtet. Die Anzahl der Weiber stieg im Käyserlichen Pallast nie über neune. Die Anzahl der Pferde belief sich nicht über achte. Die Wände der Häuser waren wohlverwahrt und gut, aber ohne alle überflüßige Zierathen. Das Holz an denselben war glatt und glänzend, aber ohne Bildschnitzerarbeit. Eben dergleichen Einfalt beobachteten sie auch an ihren Wagen und übrigen Geräthe. Ihr Garten hatte nur einen Umfang von einigen Meilen, und es durfte in denselben gehen, wer da wolte. Man entrichtete ihnen den Zehenten von allen Ausbeuten des Landes; das war alles, was sie zu heben hatten. Eine jede Familie gab jährlich die Ihrigen drey Tage zur Fröhne her; weiter wuste man von keinen Frohndiensten. Hundert Meilen Landes machten das Domainenstück des Käysers aus; von dem übrigen zog er den Zehenten. Alle Familien lebten dabey erträglich und zufrieden, und man besang die Glückseligkeit dieser Zeiten um die Wette. In den Zeiten, die den unsrigen sehr nahe sind, findet man, daß unsere Vorfahren, **Kao tsou**, **Hiao ouen** und **Hiao king** dem Alterthum sehr gemäs gelebet. Die Anzahl ihrer Weiber kam nicht über zehen. Die Anzahl ihrer Pferde stieg nicht höher als hundert. Der Käyser **Hiao ouen** aber ist unter diesen dreyen derjenige, der dem einfältigen Alterthum am nähesten gekommen. Seine Kleider waren aus einem groben Zeuge und ohne Zierathen zubereitet, und seine Stiefeln lagen nicht glatt an den Beinen. Niemals erblickte man Gold oder Silber, oder sonst kostbare und geschnitzte Arbeit an seinem Geräthe. Seit derselbigen Zeit hat sich alles gar sehr verändert. Es hat nicht allein ein jeglicher der nachfolgenden Käyser mehr aufgewendet, als seine Vorfahren, sondern die Verschwendung hat auch alle Stände im Reich vergiftet. Ein jeder hat darnach getrachtet, die schönsten Kleider, die nettesten Stiefeln, oder den kostbarsten Säbel zu führen. Endlich so bedienet sich dessen ein jeder ohne Unterschied, was sonst nur den Regenten besonders eigen gewesen. Wenn daher der Käyser entweder eine Audienz ertheilet, oder sonst bey einer Ceremonie erscheinet; so würde man ihn gewiß, wenn man ihn sonst nicht kennete, an den äusserlichen Merkmalen nicht unterscheiden können. Das ist aber gewiß eine grosse Unordnung; das schlimste dabey ist dieses, daß man sie nicht erkennet.

§. 124.

Wenn man ehedem dem **Tchao kong**, dem Fürsten von **Lou**, die Vorrechte des Käysers vorstellete, und ihm zeigete, was er dem höchsten Regenten des Reichs schuldig sey, so sagte er: Was thue ich denn dagegen? So verblendet war er in Ansehung seines eigenen Betragens. Aber wie viel Leute folgen ihm heut zu Tage nach. Ein **Ta fou** führt sich auf wie ein **Tchu heou**; ein **Tchu heou** führt einen Staat wie ein kleiner Käyser, und der Käyser selbst überschreitet alle Gränzen der Vernunft. Das Uebel ist groß und kan schon als ein eingewurzeltes Uebel betrachtet werden. Ist nun gegen ein solches Uebel ein Mittel vorhanden; so kan es sonst von niemand als von ihnen, gnädigster Käyser, erwartet werden. Wenn das Alterthum wieder zum Leben kommen kan, so muß es durch ihr Exempel geschehen. Ich sage mit Fleiß, wenn es wieder zum Leben kommen kan; denn nach meiner wenigen Erkentniß scheinet es was unmögliches zu

seyn,

seyn, die Sachen wieder auf den alten Fuß zu setzen. Wenigstens muß man suchen, demselben so nahe zu kommen, als es möglich ist.

§. 125.

Was Dero Pallast anlanget, so kan an demselben, wie er gegenwärtig beschaffen ist, nichts geändert werden; sie werden aber, wenn sie anders Lust dazu haben, desto mehr andere Dinge finden, an welchen gar manches beschnitten werden kan. Ehemals wurden im Königreiche **Tsi** für den Hof die Zeuge und Kleider zubereitet; woselbst es auch noch heut zu Tage geschicht. Es wurden dazu mehr nicht als drey Käyserliche Bedienten ernennet, und diese konten auch beqvemlich alles bestreiten, indem alles, was an den Hof geliefert war, nur in zehen grossen Ballen bestand. Jetzo aber müssen sich mit dieser Arbeit fast unzählige Bediente beschäftigen. Dieser Aufwand erfordert jährlich allein etliche Zehenten **Ouan.** Zu **Chou** und **Qvang han** werden die güldenen und silbernen Meublen für den Hof besonders ausgearbeitet. Auch dieser Aufwand kostet jährlich ganz ausgemacht 500 **Ouan.** Fünftausend **Ouan** kommen jährlich die Handwerksleute samt den Aufsehern über diejenigen Werke zu stehen, die entweder für sie oder für die Königin aufgeführet werden. In ihren Ställen werden beynahe zehentausend Pferde unterhalten, und die fressen gewiß jährlich was rechtes auf. Aus den Zimmern der Käyserin (welches ich selbst mit Augen gesehen habe,) werden öfters Tische weggetragen, die nicht nur stark besetzet, sondern auch mit güldenen und silbernen Gefässen geschmücket sind. Das sind Geschenke, welche sie bald an diese, bald an jene versendet, und zuweilen an solche Leute, die dieser Ehre im geringsten nicht würdig sind. Wie hoch erstrecken sich nun wol diese Geschenke der Königin? Ich kans nicht genau bestimmen, aber die Summe ist gewiß nicht geringe. Inzwischen leben die armen Unterthanen im Elende. Eine grosse Anzahl derselben muß vor Hunger umkommen. Viele unter denselben bleiben unbegraben liegen, und die Hunde thun sich von ihnen was zu gute; da indes ihre Ställe voller Pferde sind, die alle volauf zu fressen haben, und gröstentheils so fett und wählтagig sind, daß sie alle Tage ausgeritten und müde gemachet werden müssen, um theils das überflüßige Fett auszudunsten, theils aber sie im Zügel erhalten zu können. Ists auch recht, daß es unter einem Regenten so weit komme, den der Himmel auf den Thron gesetzet hat, daß er ein Vater und Mutter seiner Unterthanen seyn soll? Ist denn der Himmel jetzo verblendet? Beschreibung der verschwendung.

§. 126.

Dieser unbeschreibliche Aufwand am Käyserlichen Hofe fieng sich eigentlich unter dem Käyser **Vou ti** an. Dieser brachte alles schöne Frauenzimmer aus dem ganzen Reich zusammen, und füllete die Gemächer seines Pallastes damit an. Man zählete ihrer etliche tausend. Unter dem **Tchao ti**, einem jungen und muthigen Herrn, hatte der **Ho qvang** das ganze Ruder in den Händen. Dieser war aber ein Mensch, der weder die gesunde Vernunft, noch die wohlhergebrachten Ceremonien des Reichs etwas bey sich gelten lies. Nachdem er im Pallast selbst eine unnütze Menge von Gold, Silber und Kleinodien zusammen gebracht, so lies er auch allerhand fremde Vögel, Fische, Ochsen, ausserordentliche Pferde, Tiger, ja so gar Leoparden und andere wilde Thiere mit grosser Mühe und Unkosten zusammen bringen; und das geschach alles um eines Teiches und Thiergartens willen, den er zum Vergnügen der vielen Weiber anlegen lassen. Ist je etwas schändliches, und das dem Willen des Himmels entgegen gewesen, geschehen, Ursprung dieser verschwendung.

so

so mag es wol dieses seyn; wie ich dann auch glaube, daß dieses alles dem Willen des Vou ti nicht gemäs gewesen, den er dem Ho qvang bey seinem Ende hinterlassen. Seit derselben Zeit hat das Uebel immer mehr überhand genommen. Suen ti war derjenige, der sich die allermeisten Beyschläferinnen hielt. Ein Tchu heou hielt sich damals allein einige hundert. Eben so giengs im Reich unter allen Vornehmen und Reichen zu. Innerhalb der Häuser beschäftigte sich diese Menge Weiber fast mit nichts anders, als daß sie ihr Schicksal beweineten, und tausenderley Flüche gegen die Urheber desselben ausstiessen. Ausserhalb den Häusern fand man einen Schwarm unnützer Menschen. Ein Officier zum Exempel von mittelmäßigem Rang unterhielt einige Banden Comödianten. Das arme Volk war indes in Noth und Elend. Eine grosse Anzahl sturben unter ihrer Noth; und man hätte sagen mögen, als ob man sich damals bemühet, das Land mit Gräbern zu erfüllen, aber von lebendigen Menschen zu entblössen. Das Uebel hat am Hofe angefangen, aber es hat sich nun fast überal ausgebreitet. Ein jeder macht sich dasjenige zum Gesetz, was schon seit langer Zeit im Schwange gewesen. So stehet es heut zu Tage; und ich kan an diesen Zustand nicht ohne den empfindlichsten Schmerz gedenken.

§. 127.

Ich bitte Eure Majestät aufs demüthigste, daß sie etwas weiter zurück gehen, und die ruhmwürdige Sparsamkeit einiger unserer Vorfahren reiflich erwegen und nachzuahmen suchen; daß sie sichs angelegen seyn lassen, den dritten Theil ihres Staats, ihrer Kleidung, ihres Aufwands und ganzen Eqvipage einzuziehen. Die Anzahl der Kinder, die sie sich etwa versprechen, beruhet nicht auf der Menge der Weiber. Sie können ja unter der grossen Menge sich etliche zwanzig aussuchen, die andern aber wieder zu ihren Männern schicken. Wenn sie vierzig Pferde in ihrem Stall halten, so ist das all genung. Unter den vielen und grossen Gärten behalten sie einen für sich, wenn sie wollen; die andern aber lassen sie zu Acker machen, und unter das arme Volk vertheilen. Sind nicht dergleichen Einschränkungen, die ich jetzo vorschlage, zur Zeit eines algemeinen Elendes unvermeidlich nothwendig? Solten sie denn nicht von einem solchen Anblick gerührt werden, und sichs angelegen seyn lassen, für das Beste ihrer Unterthanen zu sorgen? Werden sie sonst auch der Absicht des Himmels gemäs handeln? Wenn der Himmel Könige auf den Thron setzet, so will er die Unterthanen glücklich machen. Es ist nicht seine Meinung, daß er nur einen einzigen Menschen in den Stand setzen will, damit er vor vielen tausend andern nach seinem eigenen Willen leben könne. Verlasset euch, heists im Buch Chi king, nicht so sehr darauf, daß ihr an der Regierung seyd. Es kan gar leicht ein betrübter Umsturz darauf erfolgen. Wohl zu regieren ist so leicht nicht als man sichs vorstellet. Der Käyser des Himmels bemerket alles euer Thun von ferne. Zerstreuet also euer Herz nicht.

Yuen ti soll diese Vorstellung sehr wohl aufgenommen, und befohlen haben, die überflüßigen Kleider, die Meubles, Wagen und Pferde abzuschaffen, und die Thiere im Thiergarten nicht mit Fleisch zu unterhalten; wie er denn auch die Comödianten fortgeschickt, und viele Gärten den Unterthanen zum Ackerbau überlassen.

§. 128.

§. 128.

Sechzehentes Stück.

Als man unter der Regierung des Käysers Suen ti berathschlagete, auf was Weise die auf den Gränzen stehende Armeen versorget werden könten; so that Tchang tchang den Vorschlag, daß man den Delinqventen, nur einige davon ausgenommen, die Freyheit unter der Bedingung schenken möchte, daß sie eine gewisse Anzahl Getraide lieferten. Dagegen that nun Siao hoang tchi folgende Vorstellung.

Die Unterthanen haben zu gleicher Zeit zween gar verschiedene Grundsätze in ihren Gemüthern, nemlich einen bösen und einen guten. Sie haben in sich selbst einen Grund der Gütigkeit und Gerechtigkeit; aber auch einen Grund der Begierde und des Eigennutzes, gegen dessen Beherschung sie durch Unterweisung und gute Gesetze verwahret werden müssen. Yao, so unvergleichlich er auch und nur der einzige Yao war, konte doch Zeit seiner ganzen Regierung die Leidenschaften und den Eigennutz nicht aus den Herzen seiner Unterthanen ausrotten; aber so weit konte ers doch bringen, daß diese Leidenschaften und Eigennützigkeit der Vernunft und Billigkeit weichen musten. Und obgleich unter der kläglichen Regierung des Kie das Verderben fast alles Gute erstickt und hingerissen hatte; so waren doch noch einige Spuren der Tugend und Gerechtigkeit übrig geblieben; nur die bösen Begierden hatten die Herschaft. Und darin bestund eigentlich der Unterschied zwischen beyden Regierungen; auf welchen Unterschied diejenigen nicht sorgfältig genung merken können, die über andere herschen sollen.

§. 129.

Man thut jetzo Eurer Majestät den Vorschlag, den Uebelthätern die Freyheit zu geben, daß sie sich durch eine gewisse Lieferung von Getraide vom Gefängniß und der verdienten Strafe loskaufen möchten. Diesen Vorschlag kan ich nun durchaus nicht billigen. Wie! soll denn unter zween in gleicher Verdammung steckenden Uebelthätern der eine sterben, weil er arm ist, der andere aber das Leben erhalten, weil er reich ist? Soll dann die Grösse des Verbrechens nicht mehr die einzige Richtschnur der Strafe seyn? Sollen nun Armuth und Reichthum daran Antheil haben? Sollen künftighin statt einer Richtschnur zwo eingeführet werden? Aus dieser Unordnung werden ganz unstreitig viele andere fliessen. Denn wenn diese Neurung erst einmal bekant geworden, wo wird ein Sohn; wo wird ein Bruder gefunden werden, der nicht alle ersinliche Wege versuchen solte, seinen Vater, seinen Bruder, oder sonst einen seiner Anverwandten zu retten? Die Hofnung, ihren Zweck zu erreichen, wird sie dergestalt verblenden, daß sie die Gefahr davor nicht sehen werden. Wie viel neue Verbrechen werden daraus erwachsen? Gegen einen, der sich durch Geld das Leben erretten kan, werden zehen bey ihren Verbrechen umkommen und verderben. Eben dadurch wird zugleich die Liebe zur Tugend und das Ansehen der Gesetze entkräftet. Sind aber diese Grundseulen der Regierung einmal niedergerissen; so zweifle ich sehr daran, ob ihre Minister, **Tcheou kong** und **Tchao kong**, im Stande seyn werden, sie wieder aufzurichten.

§. 130.

In den alten Zeiten hatten die Regenten ihre Vorrathshäuser bey ihren Unterthanen. Fehlete es ihnen woran; so wusten sie, wo sie in der Noth was finden solten.

Waren sie keines ausserordentlichen Aufwandes benöthiget; so liessen sie ihren Unterthanen den Ueberfluß. Wir lesen im Buch **Chi king** folgende Worte: Habt Mitleiden mit den Armen, wenn sie in Noth sind; und bemühet euch, denselben vor allen andern zu Hülfe zu kommen. Die Regenten wenden sich zum Himmel, und der Poet beschreibet damit ihre Gütigkeit und gnädige Gesinnung gegen das Volk. Zu gleicher Zeit aber finden wir auch, daß das Volk aus einem gleichen Eifer gegen ihre Regenten den Himmel also anrufet: Himmel! benetze zuförderst die Domainen unsers Fürsten, und mache sie fruchtbar, und alsdann breite deine Wohlthaten über unser ganzes Land. Obgleich unsere Zeiten mit den verflossenen nicht verglichen werden können; so hegen doch die Unterthanen noch immer ebendenselbigen Eifer. Man hat sie mit ausserordentlichen Frohndiensten beschweret, um der an den Gränzen stehenden Armee Zufuhr zu verschaffen; man hat sie überdies mit einer Kopfsteuer beleget; das arme Volk leidet vieles, und empfindet auch sein Elend gar wohl; nichts destoweniger erachten sie es ihrer Schuldigkeit zu seyn, die schuldigen Dienste zu thun. Das betrift die gewöhnlichen Mittel, den Staat in Sicherheit zu setzen, und dagegen hat kein Mensch was einzuwenden. Aber was das vorgeschlagene Mittel betrift, so werden dadurch die Gesetze durchlöchert; es würde darauf hinauslaufen, daß um eines Menschen willen zehen andere umkommen müsten; es kan dasselbe nicht statt finden. Dero Tugend, gnädigster Käyser, und die bisher bezeugte Sorgfalt für die Unterweisung des Volks, haben die Sachen auf einen so guten Fuß gesetzet, daß Dero Regierung dem **Yao** und **Chun** nicht zur Unehre gereichet. Würden sie dem geschehenen Vorschlag folgen, so würden sie ihrer Regierung eine ganz andere Gestalt geben.

Der Käyser **Suen ti** hielt diese Vorstellung dem **Tchang tchang** entgegen; nichts destoweniger bestund dieser auf seinem Vorschlag. **Siao hoang tchi** zeigete in einer ziemlich langen Gegenrede die üblen Folgen, so daraus entstehen würden. Darauf verwarf der Käyser den Vorschlag.

§. 131.

Siebenzehentes Stück.

Darinnen der Lieou hiang dem Käyser Tching ti eine Vorstellung thut wegen des bisher geschehenen unerschwinglichen Aufwandes, und wegen der neuen Unkosten, die an das Käyserliche Begräbniß gewendet werden solten.

Prinz! ich finde in unserm Buch **Y king** diese Regul, die insonderheit um der Regenten willen niedergeschrieben worden: Gehet es euch wohl, so vergesset ja nicht, daß ihr wieder unglücklich werden könnet: befindet ihr euch auf der höchsten Stufe des zeitlichen Glücks, so bedenket, daß man von derselben fallen könne. Das ist das beste Mittel, so wol das persönliche Glück dauerhaft zu machen, als auch den Thron auf die Nachkommen fortzuerben. Ein weiser Regent kan demnach nichts bessers thun, als daß er die Geschichte der vorigen Zeiten untersuchet, daß er alle bemerkte Umstände mit Ueberlegung betrachtet, auf den Grund aller Begebenheiten zu kommen suchet, und dasjenige unterscheidet, was man lobet und was man tadelt, um aus der Lesung der Geschichte einen besondern Nutzen zu schöpfen. Der geringste Vortheil, den man davon haben

kan,

kan, ist dieser, daß man die Warheit, die so vermögend ist eine ehrerbietige Furcht bey einem Regenten zu erwecken, kennen lerne, nemlich, daß vom ersten Anfang an bis hieher kein einziges Haus zu finden, welches der Himmel ohne alle Abwechselung auf dem Thron erhalten hätte.

§. 132.

Als **Confucius** das Buch **Chi king** durchgieng, und an einem gewissen Orte die Ode antraf, die den Titul, **Yen vang**, hatte, so rief er mit einem tiefen Seufzer aus: **Wie erschrecklich sind doch die Gerichte des Himmels! Wie wahr ist es doch, daß des Menschen erste Bemühung darauf gerichtet seyn müsse, seinen Nachkommen die Tugend zur Erbschaft zu hinterlassen! Wie wahr ist es, daß ohne Tugend alle Güter unnütze sind und unsern Händen entgehen! Wenn es aber auch der Himmel anders eingerichtet und beschlossen hätte, wer wolte die Regenten bey ihrer Pflicht erhalten können? Wie würde das Volk zur Tugend aufgemuntert werden können?** So redete Confucius unter grossen Seufzen, als er das Schicksal der **Oui tze** erblickte, und daß die **Yng** Unterthanen der **Tcheou** worden waren. Selbst **Yao**, der weise und tugendhafte Regent, war nicht vermögend, seinen Sohn der Regierung fähig zu machen, sondern muste einen andern zu seinem Nachfolger erwählen. **Yu** und **Tang** konten aller Bemühungen ungeachtet, die Tugend nicht in ihrem Hause erhalten, sondern das Reich kam an eine andere Familie. Wie viel sind seit derselben Zeit Veränderungen unter den Dynastien gewesen, bis auf den heutigen Tag! Als **Kao ti**, der Stifter ihres jetzo regierenden Hauses, ein Herr des Reichs geworden; so fassete er den Vorsatz, seinen Hof zu **Loy ang** aufzuschlagen. **Lieou king** stellete ihm vor, wie vergeblich der dazu erforderliche Aufwand seyn werde. **Kao ti** stund alsbald davon ab, und nahm seine Wohnung zu **Koang tchong**. Daselbst erinnerte er sich oft des Schicksals der Häuser **Tcheou** und **Tsin**. Jenes, sagte er, zeiget uns so viel grosse Fürsten, denen ich mich im geringsten nicht gleich schätzen kan. Nichts desto weniger ist es aus der Art geschlagen und endlich gar zu Grunde gegangen. Dieses hat nur zween Fürsten aufzuweisen, die beyde ohne Tugend gewesen; daher hats auch mit demselben bald ein Ende gehabt. Bey diesen Gedanken bemühete er sich, die Fehler der Regenten von **Tsin** zu vermeiden; dagegen aber denen vom Hause **Tcheou** nachzufolgen, so viel als es nur die Umstände seiner Zeit gestatten wolten. So lange er endlich regieret, so war er von unermüdeter Aufmerksamkeit, Wachsamkeit und Vorsichtigkeit. Und das hatte dieser weise Regent aus dem gelernet, was ich vorhin vom Confucius angeführet habe.

§. 133.

Als **Hiao ouen** zu **Pa lin**, (wo **Kao ti** begraben lag,) war, die Beschaffenheit des Ortes untersuchte, und dabey fand, daß der Berg auf der Nordseite nicht sonderlich tief wäre, so gerieth er darüber in eine Unruhe und Verdruß; darauf wendete er sich zu den Grossen, die ihn dahin begleitet hatten, und zeigte ihnen die Ursache seiner Beunruhigung an. Ich denke darauf, sagte er, wie ich das Grab des **Kao tsou** *) ausser aller Gefahr eines Frevels setzen möge; zu dem wolte ich gerne die allerdauerhaftesten Steine und den besten Kalk haben. Was meinet ihr dazu: **Tchang tche hi** antwortete

*) Es ist derselbe mit dem **Kao ti** eine Person, der Stifter der Dynastie **Han**, und Vater des **Yen ti**, der sonst **Hiao ouen** hies.

darauf also: Gnädigster Käyser! Wenn in dem Grabe etwas lieget, wodurch die Begierden der Menschen gereizet werden können, so werden die dickesten Gewölbe und die Steine vom Berge **Nan** eben so viel helfen, als wenn es etliche Oefnungen hätte. Wenn aber nichts hinein geleget wird, das die Menschen reizen kan; so ist es ohne Gewölbe eben so sicher. Und gewiß! was hat denn ein todter Regent zu besorgen? Es ist mit seinem Hause und mit seinem Staat nicht so beschaffen. Dieser ihr Glück und Fall hänget von mancherley Dingen ab. Dazu wird viele Vorsichtigkeit erfordert. Das wenige, was **Tchang tche hi** sagete, hatte sehr vieles zu bedeuten; es zeigete dasjenige an, was ich gesaget habe. **Hiao ouen** begrif es auch gar wohl, und stellete so gleich den Aufwand ein.

§. 134.

Vor Alters, heisset es in unsern Büchern, kleidete man die verblichenen Leichname in starke und dicke Tücher ein; man setzte sie darauf in dicke Gewölber bey seite, ohne sie weiter zu beerdigen. Mit der Zeit hielten es einige weise Männer für gut, die Gewohnheit zu verändern, und brachten es auf, daß die Leichen in einen doppelten Sarg geleget wurden. Man sagt, daß diese Veränderung unter dem **Hoang ti** ihren Ursprung gehabt habe. Dieser **Hoang ti** ward selbst nur auf dem Berge **Kiao** begraben. **Yao** lies ihm sein Grab zu **Tsi yn** zubereiten. Dieses geschach mit wenigen Kosten, und an ihrer Beerdigung war nichts prächtiges zu finden. **Chun** ward zu **Tsang ou** begraben, ohne daß ihn einmal seine beyden Weiber dahin begleiteten. **Yu** hatte sein Begräbniß zu **Hoei ki**, und man bepflanzte dasselbe nicht einmal mit Bäumen. Wo ist das Begräbniß des **Tching tang** und der andern Käyser von dieser Dynastie? Davon wissen wir weder aus der Historie, noch aus der mündlichen Ueberlieferung etwas. **Ven vang, Vou vang** und **Tcheou kong** haben ihr Begräbniß zu **Pi** gehabt. **Mou kong**, der König von **Tsing**, ist zu **Yong** begraben. Dieses alles ist in grosser Einfalt geschehen. Und es zeuget von einer grossen Weisheit, daß diese Fürsten solches ausdrücklich verordnet haben; so wie es in Ansehung ihrer Kinder und Unterthanen ein Beweis ihrer Weisheit und Gottseligkeit war, daß sie der Absicht dieser Regenten gemäs handelten. **Tcheou kong** war der jüngere Bruder des Käyser **Vou vang**. Ihm ward die Besorgung des Leichenbegängnisses aufgetragen, und er lies alles sehr mäßig einrichten. **Confucius** begrub seine Mutter zu **Fang**. Er erwählete dazu ein Grab, das nur vier Fuß tief war. Da aber dasselbe durch den Regen war beschädiget worden, so machten es seine Schüler nicht nur wieder ganz, sondern sie machten es auch schön. Als Confucius dis erfahren, rief er mit Vergiessung der Thränen aus: Ach! so ist es unter unsern Vorfahren nicht gehalten worden.

§. 135.

Als **Yen liu ki tze** eine Reise in das Königreich **Tsi** vorgenommen, so starb ihm unterweges sein Sohn, der ihn auf dieser Reise begleitet hatte. Er lies ihn mit den Kleidern, wie man sie nach Beschaffenheit der damaligen Jahrszeit trug, in ein nicht alzutiefes Grab legen, und nicht mehr Erde darauf werfen, als daß daran erkant werden konte, daß alda ein Todter begraben liege. Als das geschehen, so sagte er weinend; Es ist das Schicksal unsers Leibes, daß er wieder zu Asche werden muß. Es ist dieses ein unwiederruflicher Schluß; die Verwesung besieget alles, man mag auch derselben entgegen stellen was man will. Von dem Orte aber, wo sein Sohn starb, hatte er nur

hundert

hundert Meilen bis zu dem Ort, wo er war geboren worden. Sein Vater aber lies ihn beerdigen wo er gestorben war, ohne sich die Mühe zu geben, und ihn in das Erbbegräbniß einsenken zu lassen. Als Confucius dahin eine Reise that, und dabey erfuhr, was Yen liu gethan und geredet; so billigte er solches, und lobete ihn als einen Mann, der die Gebräuche wohl verstanden. Confucius war gewiß ein frommer Sohn; Yen liu ein gütiger Vater; Chun und Yu Männer, die ihrem Fürsten sehr zugethan waren. Tcheou kong liebete den Vou vang als seinen ältern Bruder, und ehrete ihn als einen Käyser. Inzwischen siehet man doch, daß diese grossen Leute, als ob sie es untereinander abgeredet hätten, alle Pracht und Unkosten bey Leichenbegängnissen und Beerdigungen vermieden. Geschach das etwa aus einem niederträchtigen Geiz? Im geringsten nicht. Wer solte dergleichen nur vermuthen? Sondern nebst andern Bewegungsgründen hatten sie auch diesen, daß sie die Leichname der Todten nicht dem Frevel der Lebendigen blos stellen wolten.

§. 136.

Der König von Ouen hielt es ganz anders. Er lies seinen Vater ohne sonderliche Beobachtung der Gebräuche ein prächtiges Leichenbegängniß anstellen. Zehen Jahr darnach muste er sehen, daß dasselbe zerstöret und aller Kostbarkeiten beraubet war. Eben dieses begegnete auch den fünf Königen von Tsin, in deren Gräber viele Schätze und Kostbarkeiten waren gelezet worden. Diese Reichthümer wurden gestohlen, und der Ueberrest ihrer Leichname sahe so erbärmlich aus, daß man nicht ohne Grauen daran denken kan. Als endlich Chi hoang, der König von Tsin, Käyser worden war, so erwählte er sich den Berg Li zu seinem Begräbniß. Er lies es fast bis zum Mittelpunct der Erde tief ausgraben, und über dasselbe lies er ein Gebäude aufführen, das einem Berge gleichte. Es war dasselbe fünfhundert Fuß hoch, und im Umfang hatte es wenigstens eine halbe Meile. Innerhalb desselben befand sich ein steinernes Grab, in welchem man mit so grosser Beqvemlichkeit ab- und zugehen konte, als in den geräumlichsten Sälen. In der Mitte desselben stund ein prächtiger Sarg. Um den Sarg herum zählete man viele Lampen und Fackeln, die von lauter Menschenfett unterhalten wurden. In dem Raum dieses Gewölbes befand sich auf der einen Seite ein See von Qveckſilber, darauf lauter güldene und silberne Vögel schwommen; auf der andern Seite war eine Kleidungs- und Rüstkammer; hin und wieder sahe man die kostbarsten Kleinodien. Endlich ist mit Worten nicht zu beschreiben, wie weit die Pracht und Verschwendung so wol beym Sarge, als auch bey dem über dem Grabe aufgeführten Pallast gegangen. Es waren nicht allein erstaunliche Summen aufgewendet worden, sondern es hatten auch viele Menschen ihr Leben dabey eingebüsset. Ausser denen, die vorsezlich im Pallast getödtet worden, zählete man die Handwerksleute, die beym Bau lebendig vergraben worden, Ouan weise, das ist, zu zehentausenden. Daher geschach es auch, daß die Leute, denen diese Lasten länger unerträglich waren, gleich bey dem ersten Signal haufenweise zusammen eilten und zu den Waffen griffen. Die Gebäude auf dem Berge Li waren noch nicht zu Stande gebracht, da Tcheou tchang denselben belagerte; und bald darauf zerstörete Hang si diese Menge Gebäude, verbrante alles mit Feuer, gieng in das prächtige Grab, plünderte dasselbe rein aus, und machte einen recht wüsten und schreckhaften Ort daraus; wenigstens lies er weiter nichts als den Sarg darinnen. Man sagt, daß ein Hirt, der sein verirtes Schaf in dieser Gegend gesuchet, von ohngefähr Feuer da-

hinein fallen lassen, welches den Sarg ergriffen und verzehret. Gewiß, niemals ist wol ein Regent in der Verschwendung, sonderlich bey einem Begräbniß, weiter gegangen, als dieser **Chi hoang**. Aber was entstunden für Folgen daraus? Kan man sich dieselben auch kläglich genung vorstellen?

§. 137.

Wir wenden uns aber wieder zur Hauptsache. Es ist aus genauer Betrachtung der Geschichte voriger Zeit gewiß, daß da, wo die meiste Tugend gewesen, allemal der wenigste Hochmuth und Verschwendung, auch bey Leichenbegängnissen, angetroffen worden; daß ferner diejenigen, die nach aller Menschen Geständniß die weisesten unter unsern Vorfahren gewesen, eine eben so grosse Entfernung davon bewiesen; daß weiter diejenigen, die in diesem Stück eine besondere Pracht blicken lassen, solche Leute gewesen, die weder der Weisheit noch der Tugend halber einen berühmten Namen gehabt; daß die Unweisesten und Lasterhaftesten die Pracht und Verschwendung bey den Beerdigungen am weitesten getrieben, und daß die reichesten Gräber am ersten geplündert und zerstöret worden. Kan man nun bey dem allen auch noch fragen, was in solcher Sache zu thun sey. Es ist vor uns eine Zeit gewesen, da die **Tcheou** aus der Art geschlagen, und erstaunliche Summen durchgebracht. Die letzten von ihrem Hause fühlten es gar wohl. **Den vang**, ein vernünftiger Herr, folgte ihm. Er erkante die Ursache dieses Uebels. Er suchte demselben abzuhelfen; er suchte eine vernünftige Sparsamkeit einzuführen, und gab selbst ein Exempel davon. Dieses Exempel wirkete so viel, daß er die Regierung wieder auf einen guten Fuß setzte. Seine Zeit, da er regierete, war glücklich; er hinterlies eine zahlreiche Nachkommenschaft, und er ist derjenige, dessen das Buch **Chi king** in der Ode **Se kan** mit so vielem Ruhm gedenket. Hingegen **Nien kong**, der König von **Lou**, beschäftigte sich mit Anlegung kostbarer Gärten, und mit prächtiger Ausschmückung der Zimmer. Er starb aber ohne Nachkommen, und es ist seiner in dem Buch **Tchun tsiou** schlecht geschonet worden. Nun ziehe man doch eine üppige Verschwendung einer klugen Wirthschaft vor. Eure Majestät hatten bey Dero Gelangung zum Thron das Ansehen, als ob sie aus dieser ihr Hauptwerk machen würden; sie haben auch davon mehr als einen Beweis abgeleget. Insonderheit bewunderte man Dero Mäßigung bey Anlegung Dero Erbbegräbnisses. Aber sie haben sich bey Anlegung des neuen Begräbnisses zu **Tchang lin** sehr geändert. Wie viel Erdflächen sind aufgegraben, wie viel Berge sind mit den Händen aufgeworfen worden! Wie viel Särge sind von ihren Oertern verrücket worden! Wie viele Unkosten haben darauf verwendet werden müssen! Sie übersteigen schon etliche hunderttausende. Die Todten müssen sie hassen, so wie die Lebendigen gegen sie murren und seufzen. Die Ausdunstungen dieser Seufzer und Flüche vergiften die Luft und verursachen die Unfruchtbarkeit.

§. 138.

Ich bin ein Mensch ohne Gelehrsamkeit; indes ist meine Art zu denken folgende: Haben die Todten eine Wissenschaft von dem, was unter den Lebendigen vorgehet, so haben sie sich gewiß viele Feinde unter ihnen gemachet, indem sie so viele Särge durch einander geworfen. Ist aber den Todten dasjenige gänzlich unbekant, was unter den Lebendigen vorgehet; wozu dienet der unnütze Aufwand, der oft bey Beerdigung eines einzigen Menschen drauf gehet. Es geschicht demnach alles deswegen, daß die Augen der Lebendigen dadurch angelocket werden sollen. Weise und tugendhafte Leute aber billigen

ligen dergleichen Verschwendung nicht nur nicht, sondern sie können dieselben auch nicht ohne Betrübniß betrachten. Das Volk, das dabey gemeiniglich geqvälet ist, findet keinen Geschmack an den kostbaren Beweisen der kindlichen Ergebenheit. Es bleibet demnach niemand übrig, als eine Anzahl unweiser und untugendhafter Menschen, die etwa deswegen an einer solchen Unternehmung etwas gefälliges finden, weil sie sich in allen Stücken bemühen, was prächtiges sehen zu lassen. Aber finden sie denn in dieser Leute Beyfal etwas schmeichelhaftes und angenehmes? Sie sind, gnädigster Käyser, von Natur eines gütigen und aufrichtigen Naturels, und können viele Dinge auf einmal übersehen. Niemals ist ein Regent fähiger gewesen, seiner Familie Ehre zu machen, und so wol den Alten überhaupt, als auch den weisesten Käysern unter den Alten sehr nahe zu kommen. Wie komts, daß sie jetzo im Gegentheil in den Fehler eines so gottlosen Regenten gerathen, als der **Chi hoang** gewesen? daß sie zum Nachtheil der Ruhe und Sicherheit des Staats, und gegen allen Geschmack weiser und tugendhafter Menschen, eine eben so stolze und unnütze Arbeit übernehmen; daß sie mit einem so hohen Preis den eitlen Beyfal einiger Schmeichler erkaufen, die noch dazu Leute ohne alle Verdienste sind? Nichts ist ja wol trauriger und betrübter, und ich schäme mich selber, wenn ich daran gedenke. Sie haben ganz andere Männer vor sich, die sie sich zum Muster vorstellen können. In den ältesten Zeiten finden sie einen **Hoang ti**, einen **Yao**, einen **Chun**, **Yu**, **Tang**, **Vou vang** und **Tcheou kong**. In den mittlern Zeiten einen **Vou kong**, **Yen liu** und **Confucius**. Um aber nicht so weit zurücke zu gehen, so finden sie an dem Exempel des **Hiao ouen**, eines ihrer Vorfahren, dasjenige, was im gegenwärtigen Fall geschehen soll, und am Exempel des **Chi hoang**, was vermieden werden muß. Zum Beschluß rathe ich ihnen, die Arbeit von **Tchang lin** liegen zu lassen, bey den alten Begräbnissen zu bleiben, und mit den Grossen des Reichs alles gehörig zu überlegen.

In einer Glosse wird bemerket, daß der Käyser **Tching ti** zwar durch diese Rede gerühret worden, aber daß er deswegen doch dem ertheilten guten Rath nicht Gehör gegeben.

§. 139.

Achtzehentes Stück.

Darinnen eine Vorstellung eben desselben **Lieou hiang** an gedachten Käyser **Tching ti** enthalten ist, weil er die Regierungsgeschäfte den Anverwandten der Käyserin überlies.

Prinz! Es ist kein Käyser zu finden, der nicht wenigstens wünschen solte, Zeit seiner Regierung den Frieden und gute Ordnung in seinen Staaten zu befördern, und der nicht des Vorsatzes seyn solte, seine Crone auf seine Nachkommen fortzuerben. Inzwischen ist es doch nichts seltenes, daß allerhand grosse Revolutionen erfolgen; noch seltener aber, daß sich die Staaten wenigstens in allerhand gefährlichen Verwirrungen befinden. Man sagts, und ich glaube es auch, daß die gewöhnlichste und unmittelbarste Ursache dieses Unglücks diese sey, wenn die Regenten den Fehler begehen, daß sie einigen ihrer Unterthanen alzuviele Freyheit bey der Regierung lassen. Man erkennet dieses aus vielen Exempeln, die in dem alten Buch **Tchun tsiou** gelesen werden. Ein Exempel aus den nähesten Zeiten zu nehmen, so muste der **Tchao vang** sein Reich in der grösten Unord-

Unordnung sehen, weil er die Brüder seiner Mutter alzumächtig werden lassen. Und dennoch war er darin glücklich, daß er in seinem Reich zween vernünftige und getreue Männer hatte, die seine Regierung unterstützten. **Eul chi**, der Nachfolger des **Chi hoang**, verlies sich ganz und gar auf den **Tchao kao**. Dieser schafte sich alle diejenigen von der Seite, in die er einigermassen einen Verdacht zu setzen Ursache hatte; und da dieses geschehen, so mißbrauchte er seine Gewalt ohne alle Schranken. Darauf brach der Aufruhr bald aus. **Eul chi** verlohr dabey samt dem Reich auch das Leben. Dieses Exempel ist gar nicht alt, weil dieses der letzte Prinz von der Dynastie **Tsin**, die auf die Dynastie **Han** gefolget ist.

§. 140.

Allein eben diese Dynastie weiset uns noch ein neueres Exempel; denn gleich im andern Gliede fand sie ihren Untergang. Die **Liu**, welche durch die Gewogenheit der aus ihrem Hause entsprossenen Käyserin überaus reich und mächtig worden waren, bemächtigten sich endlich der Regierung ganz und gar. Alle Ehrenämter und hohe Bedienungen wurden nur an ihre Anverwandten oder an ihre Creaturen vergeben. Sie hatten das Commando der Truppen so wol im Mittage als in Norden in ihren Händen; ihr Hochmuth und Stolz aber gieng noch weiter als ihre Macht. Sie hatten nur noch einen Schritt vor sich, um den Thron selbst zu besteigen; sie machten auch wirklich Anstalten dazu, als die **Heou** von **Kiang** und von **Tchu hi** nebst andern, die ihnen gleich gesinnet waren, sich mit einem ruhmwürdigen Eifer dem Vorhaben der **Liu** widersetzten, sie vertrieben, und denen von **Lieou** *) die Besitzung des Throns einräumeten.

§. 141.

Heut zu Tage sind die **Ouang** dasjenige, was ehedem die **Liu** gewesen. Man zählet derselben drey und zwanzig, die zu den höchsten Würden des Reichs erhoben worden. Einer unter denselben, der Käyserlicher Feldmarschall ist, macht es mit der Armee als ein Selbstherscher, und wie es ihm gefällig ist. Fünf andere, die aus eben der Familie **Lieou** abstammen, hatten ihren Stolz und Hochmuth schon aufs äusserste getrieben. Sie verbergen oft ihre unersättlichen Begierden, ihre Grausamkeit, und andere oft noch heßlichere und schändlichere Leidenschaften unter dem schönen Vorwand des algemeinen Besten. Kan ihnen aber dieser Vorwand nicht helfen, so beziehen sie sich auf den Befehl Eurer Majestät und ihrer Gemahlin, der Käyserin. Sie haben es keinen Hehl, was sie ihr sind, und was die Käyserin ihnen ist, uud unter diesem Schilde wagen sie alles. Die obersten Bedienungen in den höchsten Gerichten sind solchen Personen zu Theil geworden, die recht nach ihrer Hand gezogen sind. Hält mans nur mit ihnen, und bläset allenthalben in ihr Horn; so kan man gar bald eine vornehme Creatur werden. Bezeuget man aber, daß man dazu keine Lust habe; so empfindet man die Wirkungen ihrer Rache gar bald. Und derjenige ist glücklich, dem es nicht das Leben kostet. Sie halten eine gewisse Anzahl Schwätzer in Besoldung, die allenthalben von ihren Thaten und löblichen Absichten reden müssen. Selbst ihre vertrautesten Minister sind schon in das Interesse dieser Leute gezogen worden.

§. 142.

*) Es ist dieses die Familie, welche, als sie zur Käyserlichen Regierung gelanget, den Zunamen **Han** erhalten.

§. 142.

Sehen sie, grosser Prinz, auf was für einen Fuß sich die **Ouang** gesetzet haben, seit dem die Regenten aus ihrem Hause angefangen haben ihrer selbst zu vergessen. Man braucht tausenderley Kunstgriffe, um diejenigen auf die Seite zu bringen, bey welchen man einige Verdienste bemerket. Um bey Eurer Majestät ein Mißtrauen gegen dergleichen Personen zu erwecken; so führt man ihnen die Exempel der Fürsten von **Yen** und **Kai tchi** zu Gemüthe, aber man vergisset, sie an die Exempel von **Liu** und **Ho** zu erinnern. Niemals ist der **Hoang fou** unter der Dynastie **Tcheou**; niemals ist der **Heou** von **Yang** unter der Dynastie **Tsin**; niemals sind die von **Liu** und **Ho** unter den Vorfahren von **Han** in solcher erstaunlichen Macht, Gewalt und Ansehen gewesen, als jetzo die **Ouang** unter ihrer Regierung wirklich besitzen und ausüben. Ein einziger Staat kan unmöglich zwey solche übertriebene Herschaften ertragen. Entweder Dero Käyserliches Haus ist der Gefahr nahe, oder die von **Ouang** müssen gestürzet werden. Vergessen sie ja nicht, gnädigster Käyser, von wem sie abstammen. Würde es ihnen nicht zu grosser Schande gereichen, wenn sie ihr Reich ihren blos Alliirten überlassen; dagegen aber diejenigen in die schlechtesten Umstände herabsetzen wolten, die von ihrem Geblüte abstammen. Wären sie auch gegen ihr persönliches Interesse nicht so eifrig besorget; so trachten sie doch nur darnach, daß sie den Pallast ihrer Vorfahren erhalten. Es gereichet solches zu ihrer eigenen und zu der Käyserin grösten Ehre. Denn es ist eine in dem entferntesten Alterthum gegründete Regul, daß eine Frau die Familie ihres Mannes, in welche sie eingetreten und aufgenommen worden, derjenigen vorziehen müsse, aus welcher sie herstammet. Es müssen gewiß von ferne allerhand Maasreguln genommen werden, wenn sie die Erhaltung ihres Throns vestsetzen wollen. Man muß dem Aufruhr zuvorkommen, ehe er ausbricht. Geschicht das nicht, so wird gewiß vieles auf das Spiel gesetzet. Jetzo ist noch Zeit, wenn sie anders Lust dazu haben; aber verziehen sie ja nicht lange. Lassen sie die Prinzen ihres Hauses näher um ihre Person seyn, sonderlich diejenigen, die Geschicklichkeit und Verdienste haben, und lassen dieselben Antheil an der Regierung nehmen; die Alliirten aber so wenig davon in die Hände bekommen, als nur möglich ist. **Hiao ouen** schloß dieselben gleichfals davon aus, und seine Regierung war ruhig. Lassen sie diese ihre Anverwandten in Ansehung der Käyserin immerhin reich und im Stande seyn, künftighin mit den Ihrigen beqvemlich zu leben; aber ihr Haus muß herschen und regieren: denn darin bestehet der wesentlichste Vorzug unter beyden Häusern. Durch dieses Mittel können beyde Häuser, ein jedes in seiner Ordnung, viele Jahrhunderte neben einander bestehen. Werden es Ew. Majestät anders halten, so ist sehr zu befürchten, daß wir in unsern Tagen noch ein solches trauriges Schauspiel erleben, wovon ich vorhin gedacht habe, und daß sie ihren Nachkommen weiter nichts als ein trauriges Andenken hinterlassen, daß ihre Vorfahren ehedem den Käyserlichen Thron besessen.

§. 143.

In einer Glosse heisset es: Als **Tching ti** diese übergebene Vorstellung gelesen, so lies er den Urheber derselben vor sich fordern, und bezeugete mit vielem Seufzen, wie sehr er dadurch gerühret worden, und sagte dabey: Gebt euch zufrieden, und verlasset euch darauf, daß ich dasjenige aufrichtig besorgen werde, was ihr mir vorgestellet habt. Ja er that noch mehr, und erhub den Verfasser zu einer der ansehnlichsten Ehrenstellen.

Gegen das Ende der Regierung des **Tching ti** geriethen die Leute in allerhand Aberglauben, und verfielen auf allerhand heimliche Künste, sonderlich in Ansehung einer zu erwartenden Unsterblichkeit. In der Samlung, die ich vor mir habe, ist eine Rede enthalten, die dem Käyser **Kou yong** übergeben, und darin demselben die Eitelkeit dieser Dinge vorgestellet worden; er schliesset mit der Ermahnung, daß der Käyser keinem solcher Marktschreyer einen Zutrit an seinen Hofe gestatten möchte. Der ganze Beweis bestehet, nach Art der Chinesischen Redner, in gehäufter Anführung der Exempel aus den Geschichten voriger Zeiten. Da ich also nur anzeige, was darin enthalten; so ist es so gut, als ob ich einen Auszug davon mitgetheilet.

§. 144.

Neunzehentes Stück,

Darin eine Bittschrift enthalten, die von dem Mei fou zum Besten der Familie des Confucius an den Käyser Tching ti übergeben worden.

Prinz! man sagt gemeiniglich, daß ein jeder sich nach seinem Stande richten müsse, den er in der bürgerlichen Gesellschaft hat, und daß derjenige, der solches nicht thut, in Gefahr stehe, seinem Herrn mißfällig zu werden, und die Wirkungen seiner Ungnade zu erfahren. Dieser Regul zu folge solte ich billig schweigen, und da ich ein geringer Bedienter in ihrem Reiche bin, so solte ich auch billig nichts erhebliches vortragen. Allein ich muß bekennen, daß diese Maxime nicht nach meinem Geschmack sey. Weder die Furcht vor der Strafe, noch die Erwartung eines höhern Glücks ist es, die mich gegenwärtig rühret. Es ist wahr, wenn ich schwiege, so könte ich meine Tage bey meinem mittelmäßigen Stande ganz ruhig und gelassen zubringen; aber nach meinem Tode würde meiner auch eher vergessen seyn, als mein Leib in der Erde verwesel. Es ist aber weder eine Ruhe noch ein Glück in der Welt, das ich gern um diesen Preis erkaufen möchte; meine Ehrbegierde ist nicht in die Gränzen des gegenwärtigen Lebens eingeschlossen. Ich strebe darnach, daß nach meinem Tode mein Name auf Stein und Marmor eingegraben, und daß ich auf einem erhabenen Saal aufgestellet werden möge, vor welchem ein ansehnlicher Vorhof befindlich ist. Es würde mich mein zeitliches Leben sehr reuen, wenn ich in demselben dem Vaterlande nicht wäre nützlich gewesen, und dadurch verdienet hätte *), so gleich nach meinem Tode vergessen zu werden. Sehen sie, das ist es, womit ich mich Tag und Nacht beschäftige; und das hat mich auch bewogen, Eurer Majestät gegenwärtige Bittschrift gehorsamst zu überreichen. Man sagt gemeiniglich, und es ist auch wahr, daß man an seiner eigenen Erhaltung arbeite, wenn man andere zu erhalten bemühet ist; und daß man sich hingegen selbst den Weg verschliesse, wenn man andere nicht durchlassen wolte. Nachdem ein jeglicher entweder Gutes oder Böses thut, nach dem wird er seine Strafe oder Belohnung empfangen. **Chi hoang** vertilgete die **Tcheou**, und riß sechs Königreiche an sich. Unter seiner Regierung war die Tugend ohne Ehre und ohne Belohnung. Es wurden die zu Ehren unserer drey berühmtesten Dynastien verordneten Ceremonien eingestellet. Er that endlich alles, was nur

*) In einer Glosse heists: Es ist ein wahres Verdienst ums Vaterland, wenn man das Andenken wohlverdienter Leute zu erhalten trachtet.

nur zur Vertilgung der alten Lehre etwas beytragen konte. Er starb aber auch unter lauter Verwirrung und Unruhe, und mit seinem Sohne war seine ganze Nachkommenschaft ausgerottet; welche Strafe seinem Betragen gegen andere ganz gemäs war.

§. 145.

Ganz anders hielt es **Vou vang**. Ehe er von seinem Wagen abstieg, darauf er den Sieg erhalten hatte, so gab er erst Befehl, die Nachkommen unserer fünf Ti zu erhalten. Er machte einige unter denselben zu Fürsten, damit sie im Stande seyn möchten, die Ceremonien gegen die Oberhäupter ihrer Familie fortzusetzen, und zu bezeugen, daß er das Reich nicht also zu besitzen begehre, ohne andern noch einen guten Antheil davon zu gönnen. Daher vermehrete sich auch seine Familie zur Belohnung gar sehr, so daß die Anzahl derer, so die Tafeln ihrer Väter in den Saal der Vorfahren brachten, dem Lauf eines schönen Flusses gleicheten. Heut zu Tage hat die Familie von **Yng** keine in gerader Linie abstammende Erben. **Tching tang**, das Oberhaupt derselben, hat niemanden, der in Ansehung seiner die gewöhnlichen Ceremonien beobachtete. Solte es nicht auch aus eben der Ursache herrühren, daß Eure Majestät noch keinen Erben haben?

§. 146.

Derjenigen Auslegung zu folge, die **Kou leang** an einem gewissen Orte des Buchs **Tchun tsiou** gegeben, stammet **Confucius** und seine Familie von der Familie **Yng** her. E. M. würden also wohl thun, wenn sie als Oberhaupt dieser Familie dieselben für Nachfolger davon erkläreten, um dadurch die gewöhnlichen Ceremonien fortzusetzen und beyzubehalten. Es ist zwar an dem, daß sie nur eine Nebenlinie davon ausmachen; allein was ist daran gelegen? Der erste, der aus einer Familie in den Fürstenstand erhoben wird, wird eben dadurch zum Vorsteher aller Ceremonien, obgleich solches Recht vorher einem andern zugestanden worden. Ein Fürst von seltenen Eigenschaften, ob er gleich mit einem Kebsweibe erzeuget worden, ist gar oft dem Sohn der rechtmäßigen Ehegattin vorgezogen worden *). Ueberdies meldet uns eine alte Ueberlieferung: Die Nachkommen wohlverdienter und tugendhafter Leute müssen nicht ohne Land und Leute bleiben. Wie vielmehr gebüret dies der Familie des **Confucius**, des weisen und tugendhaften Mannes, der noch dazu den Vorzug hat, daß er von der Familie **Yng** abstammet. Als **Tching vang** seinem Vetter, dem grossen **Tcheou kong**, die Leichensolennitäten halten lies; so begegnete er ihm nur als einem **Tchu heou** oder zinsbaren Fürsten. Der Himmel aber erkante, daß dieses zu wenig war, und bezeugete sein Mißfallen durch einen heftigen Sturm. Heut zu Tage wird der Saal des **Confucius** wenig geehret, und seine Nachkommen leben in schlechten Umständen. Daß aber ein so grosser Mann bey den gewöhnlichen Ceremonien nur von einer schlechten Art von Menschen bedienet werden soll, kan unmöglich die Absicht des Käysers vom Himmel seyn. Hat gleich **Confucius** kein eigenes Reich gehabt, so hat er doch alle Eigenschaften eines grossen Regenten besessen. Daher hat ihn **Kou leang** einen König ohne Königreich genennet. E. M. kan demnach dasjenige seinen Nachkommen zugestehen, was ich alhier vorgeschlagen habe. Diese löbliche Handlung kan nicht allein zum Wohlergehen ih-

*) Man zählet darunter den **Ven vang**. Inzwischen wird doch sehr hart gegen diese Gewonheit geredet und geschrieben, und man sagt, daß allezeit allerley gefährliche Folgen daraus entstanden.

res Reichs vieles beytragen, sondern sie können auch dadurch ihr eigenes Andenken verewigen. Die Ursache davon ist diese. Es ist bisher nicht gewöhnlich gewesen, grosse und wohlverdiente Männer in ihren Nachkommen zu ehren. Die weisen Könige, so auf sie folgen möchten, werden solchen Gebrauch beybehalten, und dabey wird man sich unaufhörlich erinnern, daß dieser Gebrauch unter Dero Regierung aufgekommen sey. Ist das auch eine Kleinigkeit?

Der Käyser **Cang hi** hat hiebey bemerket: daß der **Mei fou** der Familie des **Confucius** das Wort geredet habe, um dabey dasjenige desto eher zu erlangen, was er selbst gesuchet. In einer andern Glosse heisset es, daß der Käyser dasjenige der Familie des Confucius bewilliget hätte, was **Mei fou** verlanget.

§. 147.

Zwanzigstes Stück.

Dessen Veranlassung folgende ist. Als sich unter der Regierung mehrgedachten Käysers Tching ti allerhand ausserordentliche Lufterscheinungen sehen liessen; so that ein vorgegebener grosser Sternkundiger den Vorschlag, daß man gegen die Nordischen Barbaren eine Armee ins Feld stellen möchte: er setzte hinzu, wenn die Armee in gutem Stande wäre, so müste der erste Officier, der einen Fehler begienge, so gleich am Leben gestrafet werden. Dadurch werde man bey andern Ehrerbietung erwecken; es werde sich ein Schrecken unter den Barbaren ausbreiten; man werde alle böse Ahndungen zu schanden machen, und endlich werde alles glücklich ablaufen. Tching ti, der sich diesen Vorschlag schon halb und halb gefallen lassen, fragte den Quang kia, was er denn dazu meinete. Dieser ertheilte ihm folgende schriftliche Antwort.

Nicht durch glatte Worte, sondern durch tugendhafte Handlungen muß man die Herzen der Unterthanen zu gewinnen suchen. Durch eine wahre und gründliche Tugend, und nicht durch einen glänzenden Schein muß man dem Himmel begegnen und gehorchen. Nein, es ist nicht erlaubt, ist auch überdies noch schwerer, das gemeine Volk zu hintergehen. Vielweniger ist es erlaubt oder nur möglich, den Käyser des Himmels zu betrügen, oder seinen scharfsichtigen Augen zu entgehen. Wenn er in der Natur ausserordentliche Erscheinungen bekant werden lässet; so will er die Fürsten auf Erden dadurch im Zügel erhalten, oder sie an ihre Pflicht erinnern. Machen sie sich diese Erinnerung zu Nutze, und befleißigen sich der wahren Tugend ernstlich und aufrichtig; so ist das Herz der Unterthanen vergnügt, und der Himmel hat dasjenige erlanget, was er gesuchet. Anlangend dasjenige, was einige Schwätzer ausstreuen, die alle Gelegenheiten zur Erhebung ihrer Kunst ergreifen, die in den Gestirnen die Nothwendigkeit und den glücklichen Erfolg kriegerischer Unternehmungen gegen unsere Nachbaren erkennen wollen; so kan ich in ihren Worten nichts von der rechten Art und Weise erkennen, den Absichten des Himmels gehorsam zu werden. Ich finde vielmehr in denselben ein trauriges Vorspiel blutiger Empörungen und Kriege. Man kan sich gewiß nichts schrecklichers vorstellen, als daß ein braver Officier um eines geringen Fehlers willen sich die Hände

auf

auf den Rücken binden, vor den Käyserlichen Pallast führen lassen, und daselbst die schimpflichste Abstrafung erwarten soll. Solte aber auch dieser fürchterliche Anblick verhindern können, daß man nicht allezeit mit Warheit sagen können, daß es jederzeit gefährlich sey, einen Krieg anzufangen, und daß der Vorschlag dieses Schwätzers nicht gehöret werden dürfe. Ich meines Ortes finde in dieser Vorstellung weiter nichts, als theils Schmeicheleien, wodurch E. M. zu einer gefährlichen Unternehmung angelocket werden sollen; theils nichtige Gründe, die auf neue Muthmassungen gebauet sind, und wodurch man E. M. zu einer übertriebenen Strengigkeit bewegen will. Ist aber auch etwas so vermögend, den tugendhaftesten Regenten zu vergiften, als die Schmeicheley? Ist etwas auch so fähig, einen algemeinen Haß und die Flüche der Unterthanen zu erregen, als dergleichen Feldzüge, die eben so gefährlich als unnöthig sind? Anlangend die abgeschmackten und auf leere Muthmassungen gegründeten Worte dieses Plauderes, so sind sie ganz offenbar wider die wahre Reichslehre; und die übertriebene Strengigkeit, so darin angepriesen wird, streitet ganz offenbar wider die Gütigkeit und Gnade; welches doch die wesentlichsten Eigenschaften tugendhafter Regenten sind. **Mou kong**, der König von **Tsing**, zog ehemals den Vorschlag eines solchen Windbeutels dem guten Rath eines alten und erfahrnen Generals vor; und diese schlechte Wahl kostete ihm seine ganze Armee. Alsdenn erkante **Mou kong** seinen Fehler; aber es war zu spät, und die Armee war geschlagen. Glauben sie mir, daß ein grosser Herr sich bey den künftigen Zeiten nicht preiswürdiger machen könne, als wenn er diejenigen übersiehet, die ihm was weis machen wollen, und wenn er dem Rath derer nicht leicht trauet, die ohne Weisheit und Erfahrung sind. E. Maj. können hievon aus den Geschichten überzeuget werden; zu deren Betrachtung ich dieselben gehorsamst ermahne. Insonderheit bitte ich, die ersten Vorschläge, so denselben geschehen, recht ernstlich zu prüfen.

§. 148.

Ein und zwanzigstes Stück.

Dessen Veranlassung und Inhalt folgender ist: Der Käyser Ngai ti hatte einen besondern Favoriten an seinem Hofe, Namens Tong hien. Diesen überschüttete er mit Ehre und Reichthümern; worüber jedermann wehmüthigst seufzete. Quang kia that deswegen beym Käyser eine Vorstellung. Nachdem er in derselben die Gunstbezeugungen des Käysers gegen den Tong hien der Länge nach beschrieben, die Reichthümer, den Hochmuth und Frevel dieses Gunstgenossen abgebildet; so führet er das Exempel zwoer Personen an, welche unter andern Regierungen ganz besonders erhoben, die aber auch von ihrem Glück dergestalt verblendet worden, daß sie allerhand Zerrüttungen angefangen, und sich selbst darüber ins Verderben gestürzet. Er bittet darauf den Käyser inständigst, daß er diese beyden Exempel wohl erwegen, und sich in seiner Gnade gegen den Tong hien mäßigen möchte; solte es auch blos zum Besten dieses Favoriten gereichen, als welchem endlich so viele überhäufte Gnadengeschenke gefährlich und verderblich werden würden. Die Geschichte melden hiebey, daß diese Vorstellung dem Käyser Ngai ti nicht gefallen, sondern daß er den Tong hien nur noch

mehr mit Wohlthaten überhäufet habe; daß er aber doch, gleichsam als ob er sich geschämet hätte, gegen eine solche Vorstellung ganz offenbar zu handeln, einen verstolnen Weg erwählet habe, ihn mit grossen Gütern zu überschütten. Die regierende Käyserin brachte entweder einen wahren oder untergeschobenen Befehl heraus, kraft dessen die verwitwete Käyserin den Tong hien mit einem Domainenstück von 2000 Familien beschenkte. Diese Verordnung kam in des Staatsministers Quang kia Hände, der für die Volstreckung derselben sorgen solte. Dieser aber versiegelte sie den Augenblick, und schickte sie dem Käyser versiegelt zu, mit einer neuen Vorstellung, die folgendergestalt lautete:

§. 149.

Man sagts, und es ist auch wahr, daß eigentlich der Himmel der oberste Gebieter über Länder und hohe Würden sey. Daher heists auch im Buch Chi king von den Regenten, daß der Himmel durch seinen Befehl fähige und tugendhafte Menschen dazu bestimme. Diejenigen nun, welche in der Welt regieren, die vertreten die Stelle des Himmels. Was ist nun wol vermögender als dieses, sie bey der Besetzung der Aemter und Austheilung ihrer Wohlthaten zu einer sorgfältigen Aufmerksamkeit und ehrerbietigen Furcht zu reizen? Denn wer bey solcher Austheilung eine schlechte Wahl trift, der wird allezeit durch das Murren und Flüche der Unterthanen, durch unglückliche Jahreszeiten, durch Krankheiten und andere unglückliche Zufälle dafür gestrafet. Ich kan meine Beunruhigung nicht sattsam beschreiben, in welcher ich mich befinde, wenn ich theils erwege, daß E. M. immer unpäßlich sind, theils aber, daß sie durch eine ausschweifende Gewogenheit gegen einen Favoriten die grösten Ehrentitul verschwenden, ihre Schätze erschöpfen und, so zu reden, sorgen, ob auch für ihn genung drinnen sey; und daß sie endlich sich selbst viel vergeben, und sich erniedrigen, um ihn zu erhöhen.

§. 150.

Hia ouen, einer ihrer Vorfahren, hatte Lust, einen gewissen Platz aufwerfen zu lassen. Als man ihm nun den Anschlag vorlegte, wie viel diese Arbeit etwa kosten möchte: so lies er sie doch wider seine Neigung liegen, ob sie sich gleich nicht über hundert Kin oder Unzen Silber erschreckte. Hien, ihr Gunstgenosse, versteht es weit besser. Es geschicht nicht selten, daß er, ob er gleich ein Unterthan ist, dennoch aus dem Königlichen Schatz mehr als ein tausend Kin heraus holet, und bald diese, bald jene Familie damit beschenket. Dergleichen ist seit den ältesten Zeiten nicht erlebet worden. Daher hört man auch im ganzen Reich nichts als Flüche, die gegen ihn ausgestossen werden. Es ist ein Sprüchwort auf dem Lande, daß derjenige, auf den alle Leute mit Fingern weisen, an keiner Krankheit sterbe. Ich erschrecke recht vor dem Tong hien; nichts destoweniger habe ich erfahren müssen, daß eine Verordnung von der verstorbenen Käyserin ausgebracht worden, kraft welcher den Staatsministern anbefohlen wird, ihm dasjenige Gebiet einzuräumen, das ehedem ein Domainenstück dreyer Fürsten gewesen. Was mich anlanget, so bekenne ich frey, daß die letzt vernommenen Erdbeben, die Erschütterungen der Berge, die Sonnenfinsternissen lauter solche Erinnerungen für E. M. sind, daß sie den Unterthan nicht über den Regenten erheben sollen. Man siehet seit geraumer

raumer Zeit, daß der Hien, ohnerachtet er mit so vielen Wohlthaten überschüttet worden, sich recht frevelhaft dagegen bezeuge; wenn er mit einem Stück Landes beschenket worden, so will er es mit einem andern vertauschen; wenn er dieses erlanget, so ist er schon wieder mit neuen Anforderungen fertig. Er ist täglich ungestüm und unersättlich; sie hingegen sind leutselig, und willigen in alles, was er verlanget. Davon hat man seit geraumer Zeit Erfahrung. Gleichwie aber dieses der E. M. schuldigen Ehrerbietung und dem Besten des Staats äusserst entgegen; so ist auch kein getreuer Unterthan im Lande, der dieses nicht mit äusserster Betrübniß ansehen solte.

§. 151.

Ihre Gesundheit ist nicht die stärkeste, und sie haben noch dazu noch keinen Erben. Diese Umstände erfordern von ihnen die ernstlichste Bemühung, sich den Himmel geneigt, bey ihren Unterthanen beliebt zu machen, und ihr ganzes Haus in gehörige Sicheit zu setzen. Aber, wie es scheinet, so denken sie an nichts weniger als daran. Indem sie sich mit dem Glück eines andern beschäftigen, so vergessen sie ihr eigenes Wohlergehen, ja so gar ihre Gesundheit. Jsts auch möglich, daß sie so unempfindlich gegen das seyn können, was den Kao tsou unter aller seiner Arbeit und Mühe unterstützet hat, nemlich das Verlangen und die Hofnung, den Käyserlichen Thron auf alle seine Nachkommen fortzuerben und zu erhalten. Im Buch Hiao king *) heisset es: Wenn sich am Hofe eines Fürsten sieben eifrige und redliche Diener finden, die zugleich das Herz haben, bey Gelegenheit allerhand ehrerbietige Vorstellungen zu thun; so verliert derselbe seine Crone nicht, wenn er auch gleich für sich nicht alzuordentlich leben solte. Wenn ich mich nun jetzo unterstehe, diese wohlversiegelte Verordnung Eurer Majestät wieder einzuhändigen; so geschicht solches gewiß nicht aus einem Mangel der Ehrerbietung gegen die Verordnungen des Hofes, auch nicht in der Absicht, als ob ich durch die Beleidigung ihrer höchsten Person mein eigenes Verderben suchte; sondern weil ich mich nicht unterstehe, dieselbe bekant zu machen, und weil mir die Ehre Eurer Majestät und das Beste des Staats viel zu nahe am Herzen lieget, als daß ich dieselbe zu einem so grossen Nachtheil wolte kund werden lassen. Was ich desfals rede oder thue, das geschicht nicht darum, als ob ich mich wolte sehen lassen, und durch einen besondern Eifer von andern unterscheiden. Würdigen sie die ganze Sache einer selbsteigenen Untersuchung, was mich etwa habe bewegen können, eine solche wiederholte Vorstellung zu thun, ohnerachtet sie mit der grösten Gefahr verbunden gewesen.

§. 152.

Der Käyser Cang hi lobet diese doppelte Vorstellung des Ouang kia gar sehr, sonderlich diejenige, die alhier übersetzet worden. Man führet auch viele andere theils verstorbene theils noch lebende Männer an, die derselben gleichfals grosses Lob beygeleget. Indessen kam Ouang kia um sein Leben; nicht gerade um dieser Vorstellung willen, sondern bey einer andern Gelegenheit, da der Tong hien Rache an ihm ausübete. Er ward ins Gefängniß geworfen, und muste in demselben Hungers sterben. Sein betrübtes Schicksal verschloß allen Redlichen im Lande den Mund.

§. 153.

Unter eben diesem Käyser Ngat ti schrieb ein Tartarischer Prinz aus der Nordwestlichen Chinesischen Tartarey einen sehr demüthigen Brief, darin er den Käyser um Erlaub-

*) Ein Buch, das den Confucius zum Urheber hat, und von der kindlichen Pflicht handelt.

Erlaubniß bat, in eigener Person an seinem Hofe erscheinen, und seine Huldigung unmittelbar ablegen zu dürfen. Die allermeisten Minister und Staatsräthe sahen diese Bitte als eine Gelegenheit an, grosse und doch unnütze Kosten aufzuwenden. **Yang yong** war aber anderer Meinung, und übergab desfals ein Memorial an den Käyser. Er führete darinnen aus, was diese Tartaren seit der Regierung der Dynastie **Tsin** für Händel angesponnen hätten. Er stellete zu gleicher Zeit vor, daß es eine Ehre für China und auch ein grosser Vortheil wäre, wenn sich diese Völker unterwürfen. Er fügte hinzu, es könne dem **Tan yu** diese Bitte nicht abgeschlagen werden, ohne ihn aufs neue zu entrüsten; welche Entrüstung ganz gewiß das Reich lange werde zu fühlen haben. Der Käyser willigte nach dieser Vorstellung in die Bitte des Tartarischen Fürsten, und lies ihm solches zugestehen, was er gesuchet. In dem Buche, daraus dieses genommen, sind einige Anmerkungen zu finden, die ein alter Schriftsteller, Namens **Hou yu**, über diese Begebenheit angestellet haben soll.

§. 154.

Viele unserer Käyser, sagt dieser Autor, wenn sie innerhalb des Reiches alles in Ruhe und Ordnung hatten, haben sich gelüsten lassen, ausserhalb des Reichs Conqueten zu machen; und haben sich das zur Ehre angerechnet, wenn sie solche Völker bezwungen, die unter den vorhergehenden Dynastien nicht unters Joch gebracht werden können. So machte es unter andern **Vou ti**, von der Dynastie **Han**, der wol dreyssig Jahre nach einander die zahlreichesten Kriegesheere gegen die Nordwestlichen Tartaren ins Feld stellete; aber ohne allen Erfolg. Dahingegen hat man unter der Regierung des **Suen ti**, **Yuen ti**, **Tching ti** und **Ngai ti**, welche Fürsten auf nichts weniger als Erweiterung ihrer Gränzen bedacht waren, erlebet, daß diese Völker sich freywillig unterworfen, insonderheit zur Zeit des **Ngai ti**, unter welchem die Dynastie **Hou** in einen grossen Verfall gekommen war. **Ou sun** oder **Tan yu** legte seine Huldigung mit den gewöhnlichen Gebräuchen ab, und mehr als funfzig kleine Fürsten aus den Abendländischen Gegenden führeten ein Siegel, welches sie von unsern Käysern empfangen hatten. Ob nun wol dem Ansehen nach für das Reich China nichts rühmlicher und vortheilhafter seyn kan; dennoch, wenn ich dieses Reich in solchem Zustande betrachte, so vergleiche ich es einem Baum, der sich weit ausbreitet und starke Blätter treibet, aber dessen Stamm und Wurzel von den Würmern benaget wird. So schön ein solcher Baum auch in die Augen fället, so ist er doch in Gefahr. Also hielten es ehemals unsere weisen Käyser, daß sie sich vornemlich mit einer innerlichen guten Einrichtung des Reichs beschäftigten; daraus machten sie ihr Hauptwerk, und liessen sichs nicht in den Sinn kommen, solches um auswärtiger und weit entfernter Angelegenheiten willen zu versäumen. O wie vernünftig waren diese grossen Männer.

§. 155.

Anmerkung des Käyser **Cang hi** hierüber.

Kong qvang, ein Minister unter der Regierung des **Ngai ti**, that diesem Herrn den Vorschlag, die Palläste derjenigen unter seinen Vorfahren zu zerstören, deren Zeiten und Stand erloschen waren. Ueberhaupt schien dieser Vortrag vernünftig zu seyn. Die einzige Schwierigkeit machte der Pallast derer **Hia vou**, (der sonst auch **Vou ti** heisset,) als worüber die Meinungen sehr getheilet waren. **Qvang le**, **Pong suen** und

und einige andere waren der Meinung, daß er müste niedergerissen werden; wobey sie vorgaben, daß, ob er wol ein grosser Fürst gewesen, und das Reich ihm vieles zu danken habe, so sey doch seine Zeit vorbey, und nach den Stufen der Regierungsfolge und der Verwandschaft müsse sein Pallast niedergerissen werden. **Lieou hing**, **Ouang chun** und einige andere waren gegenseitiger Meinung. Sie beredeten sich zusammen, und übergaben dem Käyser ein Memorial. Es ist darin alles angewendet worden, die Regierung des **Vou ti** bey Ehren zu erhalten, als welcher nicht allein innerhalb seines Reichs ein grosser Regent, sondern auch ausser demselben ein glücklicher Conquerant gewesen. Sie beschliessen damit, daß die canonischen Bücher oder **King** wegen der Reihe der Jahre, wie lange ein solcher Pallast stehen könte, nichts gewisses gemeldet hätten. Sie zeigen in einigen Exempeln, daß dergleichen Palläste zu gleicher Zeit von sieben Generationen bey einander gewesen. Diesem letzten Rath folgete **Ngai ti**, und der Pallast des **Vou ti** ward erhalten.

§. 156.

Zwey und zwanzigstes Stück.

Auf den Kayser Ngai ti folgte der Ping ti, dessen Regierung aber nicht lange daurete. Vang puen bemächtigte sich des Throns, und die Dynastie Han ward in der Fortsetzung ihrer Regierung bis auf zwanzig Jahr unterbrochen. Sieou, der sonst auch Ouen chou heisset, ein Enkel des Kao tsou, half derselben in der neunten Generation wieder auf; seit welcher Zeit die von Han bey nahe noch zweyhundert Jahre den Thron innen gehabt. Dieser Wiederhersteller der Dynastie Han hat den Zunamen Qvang fou geführet. Im 27 Jahr seiner Regierung übergab ihm jemand ein Memorial, daß er den Nordwestlichen Barbaren den Krieg ankündigen möchte. Auf diesen Vorschlag antwortete er durch folgende Erklärung.

Ich erinnere mich im Buch **Hoang che kong** gelesen zu haben, daß dasjenige, was beugsam und dem ersten Ansehen nach schwach ist, manchmal dauerhafter sey, als das steife und harte. Dieses Sinnspiel zeiget an, daß dasjenige, was man Stärke und Macht nennet, der Sanftmuth, Gelindigkeit und Tugend nicht selten weiche. Man pflegt auch daher zu sagen, daß, wenn ein Prinz tugendhaft sey, so pflege sein Vergnügen gemeiniglich auch das Vergnügen seiner Unterthanen zu seyn. Dahingegen, wenn ein Regent ohne Tugend ist, seine Ergetzlichkeiten insgemein so beschaffen zu seyn pflegen, daß die Unterthanen nicht den geringsten Geschmack daran finden. Man setzt nicht ohne Ursache hinzu, daß die Ergetzlichkeiten des ersten weit dauerhafter und sicherer sind, daß aber diese letztern kurz seyn, und den Untergang derselben verursachten. Derjenige, der auswärtige Händel suchet, der ermüdet sich ohne allen Nutzen. Wer sich aber mit den innerlichen Angelegenheiten begnüget, der führet sie unverworren und glücklich zu Ende. Siehet man, daß ein Regent ruhig ist, so hält man sich zu ihm. Steckt er aber in allerhand verworrenen Händeln; so ziehen viele unruhige Köpfe einen Vortheil davon. Daher ist das Sprüchwort entstanden, daß derjenige, der seine Domainen erweitern wolle, dieselben wüst und öde mache. Derjenige, der an Tugend zuzunehmen trachtet, der wächset auch an Stärke. Ist man zufrieden mit dem was man hat; so

erhält man es ohne grosse Weitläuftigkeiten: will man aber andern das Ihrige nehmen; so muß man sich Mühe geben, wenn man andern Schaden zufügen will. Siege von der Art sind im Grunde nichts anders als grosse Niederlagen. Meine Regierung ist annoch sehr unvolkommen; mein Reich hat auch bisher mancherley Unglücksfälle erlitten; meine arme Unterthanen haben kaum das Brod, und müssens sich sehr sauer werden lassen: was würde alsdann heraus kommen, wenn ich durch dergleichen unzeitige Unternehmungen ihr Elend noch vergrösserte?

Anmerkung des Käyser Cang hi hierüber.

Qvang vou, schreibet er, war lange Zeit mit einer Armee zu Felde gewesen. Er wuste also, was der Krieg den Unterthanen für Noth zuziehe. Es ist daher kein Wunder, daß er sich so inacht nimt, in einen neuen Krieg verwickelt zu werden. In einer andern Glosse heisset es, daß sich seit derselben Zeit niemand unterstanden habe, dem Qvang vou neue Vorschläge zu thun.

§. 157.

Drey und zwanzigstes Stück.

Ming ti, der vierte Sohn des Qvang vou, folgte ihm in der Regierung. Als er noch Erbprinz war, so hatte er den Quen yong zum Lehrmeister. Als dieser schwach ward, so bat er um eine gnädige Erlassung vom Hofe. Ming ti, der damals eben Käyser war, ertheilte auf dieses Ansuchen dem Quen yong folgende schriftliche Antwort.

Ich habe das Glück gehabt, von meiner ersten Jugend an neun Jahr nach einander unter eurer Anweisung zu stehen. Aller eurer Mühe ungeachtet aber, bin ich doch noch ein Mensch ohne sonderliche Erkentniß und Einsichten. Unsere fünf King oder canonische Bücher sind von einem sehr weiten Umfang. Die Worte unserer alten Weisen sind voll, geheimnißreich und tief. Nur die Geister vom ersten Rang können dieselben gehörig durchschauen; welches aber über die Kräfte eines solchen Menschen, wie ich bin, weit gehet. Euer Beystand wird mir daher sehr nützlich seyn, und ich erkenne wohl, wie unwürdig ich desjenigen sey, was ihr mir aus Höflichkeit in eurem Memorial geschrieben, darin ihr um Erlaubniß angehalten. Andere gelehrte Männer haben sich zwar fast eben derselben Ausdrücke gegen ihre Schüler bedienet; allein diese Schüler waren auch wirklich geschickte Leute, und verstunden die Bücher King volkommen gut. Sie waren überdies auch dringender Umstände halber, sonderlich aber ihrer Familien wegen, verbunden, sich von ihren Lehrmeistern zu entfernen. Sie bezeugeten darüber ihre Betrübniß, und ihr Lehrmeister antwortete ihnen mit der Hochachtung, der sie würdig waren. Was aber mich anlanget, so verdiene ich diejenigen Lobsprüche nicht, die ihr mir in eurem Schreiben beygeleget habt. Weil ihr euch aber doch schlechterdings vom Hofe entfernen wollet, so unterstehe ich mich nicht, euch zu widersetzen. Ich bitte euch vielmehr, eurer schwachen Gesundheit zu schonen, damit ich ferner Gelegenheit haben möge, eurer werthen Person diejenige Achtung zu erzeigen, die ich ihr schuldig bin.

§. 158.

§. 158.

Vier und zwanzigstes Stück.

Tchang ti folgte seinem Vater Ming ti in der Regierung. Im zweyten Jahr seiner Regierung fiel eine ausserordentliche Dürre ein. Diejenigen, die verpflichtet waren, dem Käyser die nöthigen Erinnerungen zu überreichen, machten dieses zur Ursache dieses Unglücks, weil man bisher die Anverwandten der Käyserin nicht gehörig erhoben hätte. Alsbald übergab man dem Käyser den Vorschlag, daß er diese Anverwandten zu wichtigen Ehrenämtern befördern möchte. Die Mutter des Käysers aber widersetzte sich diesem Antrag, und lies folgende Schrift ausgehen.

Diejenigen Schwätzer, die die bisherige grosse Dürre der Ursache zuschreiben, daß meine Anverwandten ohne merkliche Erhebung geblieben, die reden so, entweder mir eine Schmeicheley vorzusagen, oder sie werden sonst durch ein geheimes Interesse dazu beweget. Was sie aber vorgeben, ist ohne allen Grund. Fünf Brüder einer einzigen Käyserin wurden an einem Tage zu Heou oder zinsbaren Reichsfürsten gemachet. Deswegen erfolgte doch nicht der geringste Regen. Ein jeder weiß, was unter andern Regierungen durch die Anverwandten der Käyserinnen für Unheil und Zerrüttungen angefangen worden. Diesem und dergleichen Unheil vorzubeugen habe ich mit dem verstorbenen Käyser, meinem Gemahl, für gut befunden, daß meine Anverwandten zu keinen Regierungsgeschäften gezogen werden solten. Ich bin deswegen oft von meinem jetztregierenden Sohn erinnert worden. Nichts destoweniger fängt man aufs neue an, daß die Ma (oder Anverwandten der Käyserin) auf den Fuß der Nu gesetzet werden sollen. Ist das auch vernünftig? Ich habe die Ehre, die Käyserin, das ist Koue mou oder Mutter des Reichs zu seyn. Die Kleider, die ich trage, sind von Seide, aber schlecht und ohne Gold und Silber. Meine Tafel ist weder prächtig noch delicat. Meine Bedienten sind ganz schlecht in den gemeinesten Stof gekleidet, und ich treibe weder mit dem Putz noch mit Räucherwerk eine Ueppigkeit. Meine Hauptabsicht gehet dahin, daß ich allen meinen Anverwandten ein gutes Exempel geben, und sie reizen möge, demselben nachzufolgen. Allein an statt daß sie dieses hätten thun sollen, so haben sie mit meinem Exempel ihren Spott getrieben, und haben meinen eingezogenen Staat als einen unflätigen Geiz betrachtet. Ich gieng vor einiger Zeit durch die Pforte Yo long; daselbst traf ich einige meiner Anverwandten an. Als ich mich einen Augenblick aufgehalten hatte, um mich ihres Zustandes zu erkundigen; so sahe ich auf einmal eine unendliche Reihe Wagen und eine unbeschreibliche Menge Reuter, darunter ein jeder einen fliegenden Drachen vorstellete. Die geringsten unter ihren Bedienten waren prächtig gekleidet. Als ihre Bedienten mit den meinigen zusammen waren, wolte ich mich nicht ärgern, und ihnen einen öffentlichen Verweis darüber ertheilen. Um aber doch ihnen eine Anleitung zu geben, daß sie sich selbst können erkennen lernen, so gab ich Befehl, daß ihnen ihr Gehalt auf ein Jahr eingezogen werden solte. Ich sehe aber deswegen nicht, daß sie sich bessern, oder bey gegenwärtigen öffentlichen Verhängnissen nur einige Empfindlichkeit spüren liessen. Wer kennet die Unterthanen besser, sagt man gemeiniglich, als der Regent? Und ich kenne gewiß meine Leute und Anverwandten besser,

als sie andere kennen. Nein, man mag sagen was man will, so werde ich nie die Maasreguln des verstorbenen Käysers auſſer Augen seţen, oder in der Tugend meines Vaters aus der Art schlagen. Ich will dasjenige durchaus nicht erneuren, was unter der Dynastie Han einmal abgeschaffet und begraben worden.

§. 159.

Als der Käyser **Tchang ti** die Erklärung der Käyserin, seiner Mutter, unter vielen Seufzern durchgelesen, so that er eine neue Vorstellung bey derselben und sagte zu ihr: Es ist seit langen Zeiten gebräuchlich gewesen, die Söhne der Käyser zu **Vang** oder Königen, die Brüder der Käyserin aber zu **Heou** oder Fürsten zu machen. Das eine ist so vest geseţt als das andere. Ihre Bescheidenheit und Uneigennüţigkeit macht ihnen zwar Ehre; aber warum wollen sie mich verhindern, daß ich nicht eben so gutthätig und freygebig seyn soll als meine Vorfahren? Von drey Vettern mütterlicher Seite, die ich gerne zu Reichsfürsten machen wolte, ist einer schon sehr alt, der andere schon sehr schwach. Was ist denn davon nachtheiliges zu besorgen? Wo sie hierin nicht nachgeben, so wird mirs zu einem grossen Verdruß gereichen? Ich bitte sie daher, daß sie in mein Vorhaben ohne weitern Widerspruch willigen.

§. 160.

Auf dieses abermalige Anhalten des Käysers antwortete dessen Mutter folgendergestalt. Ich habe meine bereits gegebene Erklärung nicht leichtsinnig und ohne reife Ueberlegung aller Umstände abgefasset. Meine Bescheidenheit soll ihrer Freygebigkeit durchaus nicht zum Nachtheil gereichen. Meine wahre Absicht ist auf das Beste und wesentlichen Vortheil beyder Häuser gerichtet. Ehemals that die Käyserin aus dem Hause **Teou** den Vorschlag, daß der ältere Bruder der Käyserin aus dem Hause **Ouang** zu einem Reichsfürsten erkläret werden möchte. **Kao tsou**, der sich diesem Antrag widerseţte, machte die Einrichtung, daß keine andere Personen zu dieser Würde erhoben werden solten, als die entweder unmittelbar zur regierenden Familie gehöreten, oder doch mit zu einem solchen Hause zu rechnen wären, das sich um das Reich und Käyserliche Haus hochverdient gemachet hätte. Was haben denn aber die Leute von meiner Familie für Verdienste, daß sie denen **Nu** gleich gemachet werden sollen? Ueberdies ergehet es gemeiniglich mit solchen Familien, die man in kurzer Zeit und gleichsam mit Gewalt groß und reich machen will, wie mit gewissen Bäumen, die man durch die Kunst so weit bringet, daß sie des Jahrs zweymal Früchte tragen; es hat keinen langen Bestand. Endlich sehe ich nicht mehr als zwo Ursachen, um derentwillen man wünschen kan, eine Familie reich und groß zu machen. **Einmal** um der Ehre ihrer Vorfahren willen, und daß sie im Stande seyn möchte, denselben die schuldige Hochachtung und Ceremonien zu erweisen; **hernach**, daß sie im Stande sey, beqvem und Standesmäßig zu leben. Meine Brüder aber haben schon mehr Wohlthaten genossen, als sie hiezu benöthiget sind; was ists denn nöthig, daß man ihnen eigene Domainen anweise? Ich sage es noch einmal, ich habe alles wohl überleget. Lassen sie nur allen Verdacht und Beunruhigung fahren. Das deutlichste Merkmal meiner Ergebenheit gegen meine Vorfahren ist dieses, wenn ich das Glück meiner Brüder besorge, und verhindere, daß sie nicht zu hoch wachsen. Wir leben jeţo ohnedem in gefährlichen Zeiten. Es ist alles ausserordentlich theuer. Das arme Volk seufzet unter mancherley Noth und Elend. Darüber bekümmere ich mich Tag und Nacht. Soll ich nun bey solchen betrübten Umstän-

den

den an die Erhebung meiner Freunde Hand anlegen, und ihnen dasjenige aufopfern, was ich dem Reich als dessen Mutter schuldig bin? Nein; davon muß man gegen mich weiter kein Wort erwehnen. Man kennet mein Naturel; ich bin in meinen Entschliessungen unveränderlich; und es ist ganz vergeblich, daß man sich dem einmal gefasten Entschluß hartnäckig widersetzet. Erleben wir etwa wieder glückliche Zeiten, darin Friede und Ueberfluß herschet; so will ich alsdann alle meine Sorge auf die Erziehung meiner Enkel richten, und mir mit Regierungssachen nichts zu schaffen machen. Mein Sohn mag alsdann thun was er will.

Anmerkung des Käyser Cang hi hierüber.

Die Absichten, Weisheit und Standhaftigkeit dieser Prinzeßin ist nicht genung zu loben. Sie lebete hierin nach der Unterweisung und nach dem Exempel ihres Vaters. Ihre Aufmerksamkeit und Eifer kan ein Muster und Spiegel aller Käyserinnen in den folgenden Zeiten seyn.

§. 161.

Fünf und zwanzigstes Stück.

Als der Käyser Tchang ti einstens die vornemsten Bedienten der Käyserlichen Leibwache in einem mittagwärts gelegenen Zimmer bewirthete, so gieng er von ohngefähr vor einem grossen Saal vorbey, in welchem die Kleider und Geräthe aufbehalten wurden, deren sich die Käyserin Qvang lie, die Gemahlin seines Großvaters, Qvang vou, bedienet hatte. Dieser Anblick rührte ihn; er veränderte seine Gestalt merklich, und befahl so gleich, daß man davon für jede Jahrszeit ein besonderes Ceremonienkleid, und mehr als funfzig tägliche Kleidungen aufheben solte. Alle andere Kleider aber lies er unter die Vang vertheilen, und schickte einem jeglichen durch einen Expressen dasjenige zu, was er ihm davon zugedacht hatte. Der Vang oder König von Tong ping, der an den Gränzen wohnete, bekam das meiste. Dieses Geschenk begleitete er mit einem Briefe, der folgendergestalt abgefasset war.

Der Abgesandte von euch, den ihr an meinen Hof abgeschicket habt, hat mir von allem, was euch betrift, Nachricht gegeben. Ich habe denselben selbst und unmittelbar gehöret, und billige alle eure Maasreguln und Unternehmungen. So weit ich auch von euch entfernet bin, so gehen mir doch eure Umstände und Gefährlichkeiten sehr nahe; und ihr könnet kaum glauben, wie betrübt und unruhig ich deswegen bin. Als ich dieser Tage die Bedienten von meiner Leibwache in dem mittäglichen Pallast bewirthete; so gieng ich vor dem grossen Saal vorüber, dessen sich ehedem die Käyserin Qvang lie bedienet hat. Confucius sagt: Wenn wir dasjenige erblicken, dessen sich solche Personen bedienet haben, deren Andenken uns theuer und werth ist, und dieselben sind nicht mehr gegenwärtig; so pflegen natürlicher Weise allerhand Regungen in unsern Herzen zu entstehen. Das habe ich bey dieser Gelegenheit erfahren. Ihr seyd ein viel zu gut gearteter Sohn und treuer Freund, als daß ihr bey dem Empfang des gegenwärtigen Geschenkes nicht gleiche Empfindungen haben soltet. Es bestehet dasselbe in einer Kiste voll Kleider, welche die Käyserin Qvang lie hinterlassen hat, und in einem Haupt-

schmuck, den sie getragen. Vielleicht gereicht euch dieses Geschenk alsdann zu einigem Trost, wenn euch der Verlust derselben traurig machet. Eure Nachkommen werden daraus erkennen, wie die Kleidung der Käyserin zu unsern Zeiten beschaffen gewesen. Die Familie des Confucins hebet noch jetzo seinen Wagen, seinen Stuhl, seine Mütze und Schuhe auf. Eine solche Kraft hat die wahre Weisheit; ist sie von besonderen Eigenschaften gewesen, so macht sie sich auf alle künftige Zeiten preiswürdig. Ich solte euch billig zu gleicher Zeit auch ein Andenken von dem Käyser **Ouang vou** schicken. Aber es ist alles von denen **Ouang** auf die Seite gebracht worden. Ich begleite nur mein Geschenk mit einem Pferde aus dem Lande **Ouan**. Es hat dieses Thier darin was besonderes an sich, daß es sich selbst an einer Ader, die ihm an der Schulter sitzet, das Blut abzapfet. Unter dem Käyser **Vou ti** ist ein Gedichte gemacht worden, darin ein Pferd als ein himlisches gepriesen wird, das zu gewissen Zeiten Blut geschwitzet. An diesem zeiget sich was ähnliches. Aber! indem ich dieses schreibe, möget ihr wol im Begrif seyn, einen feindlichen Ueberfal zurück zu treiben, oder eure Völker auf einem bereits erfochtenen Posten zu erhalten. Ich gedenke oft an eure Gefahr, an eure Beschwerlichkeiten, und bin darüber sehr gerührt. Machet alles wohl, und schonet eurer Gesundheit. Ich bin sehr begierig, euch bald zu sehen.

§. 162.

Sechs und zwanzigstes Stück.

Kiang ke, aus dem Königreich Tsi gebürtig, war sehr arm, aber auch sehr tugendhaft. Insonderheit unterscheidete er sich durch seine kindliche Ergebenheit gegen seine Mutter, die eine Witwe war. Seine ganze Nachbarschaft rühmte ihn dergestalt bey seiner Obrigkeit, daß endlich der Käyser selbst davon Nachricht empfieng, und ihn zu einem Ta fou machte; welches eine ansehnliche Ehrenstelle bey Hofe ist. Als dieser Kiang ke krank ward, so erhielt er auf einige Zeit Erlaubniß, sich nach seinem Vaterlande zu begeben. Aber auch in seiner Einsamkeit ward er nicht vergessen. Tchang ti gab in Ansehung seiner einen Befehl, der mit folgenden Worten abgefasset war.

Vor einiger Zeit hat sich einer von denen **Ta fou**, Namens **Kiang ke**, wegen einer Krankheit von meinem Hofe wegbegeben. Ich wünsche von seinem Gesundheitszustande benachrichtiget zu seyn. Die kindliche Ergebenheit, dieser Grund und Stütze aller andern Tugenden, ist gleichsam seine Crone. Ke ist derjenige, der sich unter meiner Regierung in dieser Tugend am meisten unterschieden hat. Auf diesen meinen Schein sollen ihm von meinem Vorrathshause tausend Maas Getraide geliefert werden. Im achten Monat jedes Jahres soll ihm die Obrigkeit des Ortes Wein und ein Schaf bringen, und sich in meinem Namen bey ihm erkundigen, wie er sich befinde. Begegnet ihm etwas *), so soll man bey den gewöhnlichen Ceremonien ein Thier vom zweyten Range brauchen.

§. 163.

*) Das heisset so viel: Wenn er stirbet; nur die Chinesische Höflichkeit gestattet es nicht, daß man dieses so gerade heraus sage.

§. 163.

Sieben und zwanzigstes Stück.

Ho ti, der vierte Sohn des Käysers Tchang ti, ward sein Nachfolger. Als er auf den Thron stieg, so machte die Käyserin, seine Mutter, nach der Absicht ihres verstorbenen Gemahls, folgendes bekant.

Als der Käyser **Hiao vou** die beyden Reiche **Ou** und **Yue** strafen wolte, um die nöthigen Kriegskosten zu erlangen; so zog er die Einkünfte vom Salz und Eisen an sich. Die häufigen Ueberfälle der Barbaren sind die Ursache, daß solches bis hieher nicht abgeschaffet werden können. Der verstorbene Käyser hat sichs angelegen seyn lassen, die Auflagen und Frohndienste der Unterthanen zu vermindern. Was aber das Salz und Eisen betrift; so konte er dazu nicht kommen, es auf einen andern Fuß zu setzen, weil es theils zu tief eingewurzelt, theils noch nicht alle Gefahr des Krieges vorüber war. Die Erfahrung hat ihn aber gelehret, daß das Volk durch die Unterschleife und Uebervortheilung der Commissarien, die dazu verordnet gewesen, gar sehr mitgenommen worden, ohne daß der Staat einen Vortheil davon gehabt. Dieses hat ihm in Warheit oft vielen Kummer gemacht. Er hat daher auf dem Sterbebette noch den Befehl hinterlassen, daß mit dem Salz und Eisen eine andere Einrichtung gemachet werden, und solches dem Volk überlassen werden solle, jedoch so, daß dem Magistrat jedes Ortes dasjenige davon entrichtet werde, was von Alters her üblich gewesen. Dem zu folge ergehet gegenwärtiger Befehl, der im ganzen Reich bekant gemachet werden soll, damit jedermann unsere Absicht erfahren und sich darnach richten könne.

§. 164.

Dem **Ho ti** folgte **Chang ti**, ein Kind von drey Monaten. Die Käyserin ward also Regentin. In dem Buche, daraus dieses genommen ist, findet man ein Stück, das sich von dieser Fürstin herschreibet. Folgendes ist der Auszug davon:

Sie seufzet in demselben über das Verderben der Sitten, und schreibet solches der wenigen Achtung gegen die Bücher **King** zu. Sie ernennet verschiedene ansehnliche Personen, durch welche die Prinzen und Prinzeßinnen vom Geblüt unterwiesen werden solten. Man zähleté derselben über vierzig, die über fünf Jahr alt waren. Es wurden viele Schulen mit tüchtigen Lehrmeistern versehen, über welche diese Prinzeßin ein genaues Auge hatte. Eben so viele bestellete sie nach Proportion zur Unterweisung ihrer eigenen Familie.

Der dritten Abtheilung drittes Capitel (§. 30.)

Darin allerhand Befehle und Verordnungen der Käyser von der Dynastie Tsin, ingleichen allerhand Vorstellungen enthalten, so denselben geschehen.

§. 165.

Erstes Stück.

Darinnen der Käyser Vou ti, der von der Dynastie Tsin der erste Käyser war, seinen Ministern anbefiehlet, daß sie ihm das Nöthige ganz freymüthig entdecken sollen.

Das allerschwerste, was einem Diener eines grossen Herrn oblieget, ist dieses, daß er demselben allerhand Vorstellungen thun soll. Ist der Herr, mit dem ers zu thun hat, nicht zu gewinnen; so verschliesset er den redlichsten und eifrigsten Dienern den Mund. Daran kan ich ohne tiefes Erseufzen nicht gedenken. Ich habe bereits durch eine anderweitige Erklärung bekant gemachet, daß es mir lieb seyn werde, wenn man mich in solchen Dingen frey erinnerte, die mir nützlich seyn könten. Ich bin auch in der That entschlossen, solche Erinnerungen mir auf die möglichste Weise zu Nutze zu machen. Um nun diese Freymüthigkeit zu vermehren; so stelle ich folgende Erklärung von mir. Wenn eine solche Vorstellung im Grunde gut und dem algemeinen Besten nützlich ist, wenn sie auch nicht wohl abgefasset und nicht alles so gar genau abgemessen wäre; so soll solches dem Verfasser nicht zur Last geleget werden. Man kan ihm einen solchen Fehler entweder vergeben, oder thun, als ob man ihn nicht sehe. Und damit man desto deutlicher erkenne, daß man jetzo im ganzen Reich Freyheit habe, dem Hofe die nöthigen Vorstellungen zu thun; so befehle ich, daß der **Kong chao** und **Ki mou fou** wieder auf freyen Fuß gestellet werden sollen, ohnerachtet sie den Respect so sehr aus den Augen gesetzet.

§. 166.

Zweytes Stück.

Kien yuen ti, ein anderer Käyser von vorbenanter Dynastie, nahm sichs vor, die Provinz Ou, die zwar einen Theil des Reichs ausmachte, aber sich dem Gehorsam des Käysers entzogen hatte, wieder unter den Gehorsam zu bringen, zu welchem Ende er den Kiao yang kou zum Feldmarschall über seine Truppen ernante, und denselben mit verschiedenen Tituln, sonderlich aber mit dem Titul eines Kai fou beehrete. Dieser überreichte zu seiner Entschuldigung folgendes Memorial.

Eure Majestät überhäufen mich mit neuer Gnade, und wollen mir nicht nur das Commando über Dero Armee auftragen, sondern auch den Titul eines Kai fou beylegen. Ich habe diese Verordnung mit eben so grosser Ehrerbietung als Dankbarkeit gelesen. Erlauben sie mir aber, gnädigster Herr, zu sagen, daß ich seit den zehen Jahren, da ich ihnen diene, schon alzuviel wichtige Ehrenämter verwaltet habe. Ich kenne

mein

mein Unvermögen, und wie wenig ich der Gnade würdig sey, die mir von Ew. Maj. erwiesen wird. Noch vielweniger verdiene ich diejenige, damit mich Eure Majestät heute beehren wollen. Ich weiß auch gar wohl, was das für ein grosser Fehler sey, wenn man die Gnade seines Fürsten alzulange mißbrauchet. Mit diesen Gedanken beschäftige ich mich Tag und Nacht; sie machen mich furchtsam, und die Ehre, damit mich E. M. überhäufen, wird mir zur Materie einer grossen Traurigkeit. Unter den Denksprüchen der Alten heisset es also: Wer die höchsten Würden annimt und die grösten Besoldungen einstreichet, ohne die dafür erforderlichen Dienste zu leisten; der verschliesset würdigen Leuten den Weg, und beraubet diejenigen der schuldigen Belohnungen, die sich um den Staat wohlverdient gemachet haben. Vermöge der nahen Verwandtschaft bin ich schon gar sehr erhoben worden, und vielleicht ist dieses schon zu viel. Eure Majestät mögen dieses wohl bedenken. Nichts destoweniger sehe ich, daß Dieselben durch einen besondern Trieb Dero Gnade mich zu neuen Aemtern und hohen Bedienungen bestimmen. Gleichwie ich aber dieselben bis hieher nicht verdienet habe, so unterstehe ich mich auch nicht, dieselben anzunehmen. Es würde eine Entehrung eines so hohen Standes seyn, wenn ich mich in Gefahr setzen solte, bey demselben einen kläglichen Fall zu thun. Ich habe seit der Zeit darauf gedacht, mich vom Hofe zu entfernen, und mich zum Grabe meines Bruders zu halten. Aber wie soll ichs hiebey anfangen? Ich fürchte mich, E. M. dadurch mißfällig zu werden, wenn ich diese Würden und Ehrenämter ausschlage; aber ich wolte doch auf der andern Seite nicht gerne zu erkennen geben, daß ich übel thäte, wenn ich dieselben annähme. Es ist eine kluge Regul des Alterthums, daß man gelernet haben müsse sich einzuschränken, und daß sonderlich ein vornehmer Bedienter gelernet haben müsse, in seinen Schranken zu bleiben. Diese Regul dünket mir so wichtig und unentberlich zu seyn, daß ich, meiner wenigen Tugend ungeachtet, sehr geneigt bin, derselben zu folgen. Seit acht Jahren haben E. M. nichts unterlassen, wohlverdiente Leute an Dero Hof zu ziehen, und dieselben nicht ausser Bedienung zu lassen. Ich sehe aber noch nicht, daß Dero gerechte Absichten erfüllet worden. Es ist sehr warscheinlich, daß dem ohngeachtet viele wohlverdiente Männer in der Finsterniß und Vergessenheit liegen, und daß andere nicht nach ihren Verdiensten befördert worden, und daß man mich nichts destoweniger zu neuen Würden erhebet. Kan ich diese Ehre auch ohne Erröthung annehmen? Ich bin aller meiner Unwürdigkeit ungeachtet schon geraume Zeit in Ehre und Würden gewesen; nichts destoweniger bin ich noch sehr weit von derjenigen Stufe entfernet, zu welcher mich Dero ausnehmende Gnade erheben will. Halten Sie mirs zu Gnaden, daß ich Ihnen Männer vorschlage, die dieser Ehre würdiger sind, als ich. **Li hi**, **Tseng tchi** und **Li yun** sind Dero Wahl weit würdiger. Der erste, welcher bereits die Würde eines **Ta fou** hat, verbindet alle seine Handlungen mit der grösten Uneigennützigkeit: sein Ansehen ist ehrwürdig und seine Treue hält alle Proben aus. Der andere, der gleichfals schon ein **Ta fou** ist, beweiset über alle seine Handlungen eine ausnehmende Wachsamkeit, und gestattet sich nicht die geringste unordentliche Freyheit. Er ist ein Mann, dem man keinen Fehler vorrücken kan, und der, ohne jemanden zu schmeicheln, oder an den Fehlern eines andern Antheil zu nehmen, mit jedermann verträglich lebet. Der dritte ist gleichfals ein **Ta fou**, ein eben so verständiger und uneigennütziger Mann als die vorigen, der überdies sehr artig und liebreich in seinem Umgang, und ohne alle Verstellung ist. Diese drey grossen Männer sind an ihrem Hofe alt

worden; sie haben an demselben jederzeit mit Ehren gelebet und gedienet; sie sind durch verschiedene Stufen in die Höhe gestiegen; aber sie sind dabey nicht reich geworden. Liesse ich mich diesen grossen und wohlverdienten Männern vorziehen, so würde ich die Erwartung des ganzen Reichs betrügen. Ich bin so weit entfernet, daß ich mich zu solchen Würden solte erheben lassen, die über meine Fähigkeit reichen, daß ich vielmehr entschlossen bin, mich vom Hofe zu entfernen, welches ich auch in kurzer Zeit thun werde. Der gegenwärtige Zustand ihrer Angelegenheiten gestattet mir nicht, daß ich solches den Augenblick thue. Aber halten sie mir es, wie ich nochmals demüthigst bitte, zu Gnaden, daß ich diese neue Wohlthat nicht annehme. Ich will in dem Posten, darin ich bisher gestanden, bleiben, und mich wieder an die Gränzen des Reichs begeben, wo vielleicht meine Abwesenheit allerhand üble Folgen nach sich gezogen haben möchte.

In einer Anmerkung heisset es, daß der Käyser die Entschuldigung des Yang kou nicht statt finden lassen, indem derselbe wirklich ein hochverdienter Mann, und von der Käyserin ein Zwillingsbruder gewesen. Er muste also Feldmarschal werden, und in weniger als zwey Jahren hatte er das Land Ou, das sich bisher der Dynastie Tsin entzogen, wieder unter des Käysers Botmäßigkeit gebracht.

§. 167.

Drittes Stück.

Lieou che stellet dem Käyser die Vorzüge von der Tugend des Yang vor. Sie bestehen darin, daß er andern zu weichen und mit grosser Bescheidenheit nachzugeben weiß.

Unsere weisen Regenten des Alterthums hatten die Tugend des Yang in grosses Aufnehmen gebracht, und bezeugeten selbst viele Achtung dagegen. Sie hatten dabey eine doppelte Absicht. **Erstlich**, wolten sie sich dadurch wohlverdiente Leute zuziehen. **Zum andern**, so wolten sie alle Eifersucht, Streit und heimliche Ränke in der Geburt ersticken. Jedermann hat eine geheime Hochachtung gegen Tugend und Verdienste. Jedermann siehet es gerne, wenn er von andern als ein solcher angesehen wird, der Tugend und Verdienste besitzet. Das wusten unsere alte Vorfahren gar wohl; und wenn sie den Ihrigen das Nachgeben anpriesen, so verlangten sie keinesweges, daß tugendhafte und wohlverdiente Leute aus dem Grunde einer übelverstandenen und übertriebenen Demuth andern die Würden und Ehrenämter überlassen solten, die weder Tugend noch Fähigkeit dazu hatten. Sondern das war nur ihre Meinung, daß, wenn wohlverdiente Leute einander nachgäben und zu weichen wüsten, kein einziger unbekant und vergessen bleiben möchte. Ernennete man jemand zu einer wichtigen Bedienung; so entschuldigte er sich alsbald, und schlug andere an seiner statt vor, die er für fähiger dazu erkante. Wenn diese löbliche Gewonheit wieder zur Mode werden möchte, wie leicht würde es einem Regenten werden, seine Diener mit einer recht klugen Wahl auszusuchen! Es ist zwar heut zu Tage noch ein Gebrauch, daß ein Bedienter, wenn er weiter befördert werden soll, seine Untüchtigkeit in einem Compliment vorschützet. Aber das findet man nicht, daß jemand einen andern an seiner Stelle vorschlagen solte. Also ist, wenn man die Warheit sagen soll, kein solches Weichen und Nachgeben unter den Grossen; und deswegen kan man auch, wie Confucius bereits gesaget hat, nichts anders als Eifersucht,

sucht, Streit und Mißhelligkeit erwarten. Ja! was sage ich, dieser Geist des Neides herschet schon unter den Grossen alzusehr, als daß sie einander weichen und nachgeben solten. Daraus entstehet nun ein doppeltes Uebel. Oft werden darunter wahre Verdienste vergessen; oder wenn sie auch ans Licht gezogen worden, so werden sie von der Verleumdung bestürmet.

§. 168.

Als die Leute noch wusten, wie sie einander weichen, und andere höher achten solten als sich selbst; so genossen diejenigen gar bald die Hochachtung, die ihren Verdiensten gebürete: denn ein jeder machte sich eine Ehre daraus, wenn er bey gegebener Gelegenheit einem andern den Vortritt vor sich lassen konte. Und da man dieses niemand leichte erzeiget, den man nicht hochachtet; so war, wenn auch untaugliche Leute dann und wann befördert wurden, die Anzahl derselben sehr geringe, und man erlebte es nicht leicht, daß sie weiter in die Höhe kamen. Heut zu Tage aber sind die schlechten und grossen Fähigkeiten dergestalt unter einander gemischet, daß es einem Regenten weit schwerer ist, als es ehemals war, eine gute Wahl zu treffen. Ein gewisser König von **Tsi**, der das musicalische Instrument **Yu** besonders liebete, lies bey nahe 300 Menschen zusammen kommen, die sich auf diesem Instrument musten hören lassen. Ein gewisser Mensch, Namens **Nan ko**, der nichts davon verstund, als er sahe, daß dreyhundert Menschen zusammen darauf spieleten, meinete, daß weiter nichts als etwas Dreistigkeit erfordert werde, und mischte sich unter den Haufen dieser Musicanten. Er empfieng auch wirklich seine Besoldung eine geraume Zeit, wie die andern. Als dieser König todt war, so lies dessen Nachfolger bekant machen, daß er dieses Instrument noch mehr als sein Vorfahr liebe, aber daß er von diesen dreyhundert Musicanten einen nach dem andern besonders hören wolle. Auf diese Neuigkeit ergrif **Nan ko** die Flucht. O wie viele Brüder hat **Nan ko** in öffentlichen Aemtern, seit dem die Tugend **Yang** und die davon abhangende löbliche Gewonheit nicht mehr herschet.

§. 169.

Wenigstens können Verdienste, wenn sie sich einmal den Weg gebahnet, und zu wichtigen Bedienungen in die Höhe geschwungen haben, desto sicherer seyn. Aber was hat man nicht dagegen heut zu Tage zu besorgen, da Neid und Ehrgeiz den wahren Verdiensten alle Wege verleget haben? Ganz und gar keine Fehler begehen, ist gewiß so etwas, das man nur bey der Tugend und Weisheit vom ersten Rang finden kan. Als daher Confucius dem **Yen tse**, den er unter allen seinen Schülern am meisten liebete, das gebührende Lob beylegen wolte, so sagte er von ihm, daß er nie einen Fehler zweymal begangen hätte. Wenn aber jene Menge ehrgeiziger Menschen, davon es jetzo allenthalben am Hofe wimmelt, sehen muß, daß ihnen der Weg durch Leute von vorzüglichen Verdiensten versperret wird, so pflegen sie sich gemeiniglich darüber zu ärgern. Sie sind alsdann geneigt, übel von ihnen zu reden, oder allerhand Verleumdungen gegen sie auszustreuen; wenigstens giebt man sich alle ersinliche Mühe, ihre Fehler zu erfahren, und auch die geringsten recht groß zu machen. Der Regent mag alsdann die besten Meinungen von einem seiner Diener haben, so kan er sich, wenn Klagen gegen ihn erhoben werden, nicht entschlagen, zu untersuchen, ob es auch wahr sey, was man gegen ihn anbringet. Findet er dieselben ungegründet; so ists ein Glück für den Beschuldigten. Findet er aber, daß es wahr sey; so verbirget er entweder solches, und des Dieners Ansehen

leidet almählig darunter; oder er straft den Fehler ernstlich, so wird die Anzahl der Uebelthäter so groß, daß man keine Hofnung übrig behält, ob man nicht über lang oder kurz mit unter denselbigen begriffen seyn werde. Alsdann hüten sich wohlverdiente Männer nicht allein vor den angetragenen Würden; sondern es leiden auch die, so wirklich darinnen stehen, einen betrübten Umsturz, und machen sich aus dem Garn, so bald sie nur können. Was kan sich aber ein Regent oder ein Staat von solchen Leuten versprechen, die in beständiger Furcht leben, und sich täglich mit Gedanken von ihrer eigenen Sicherheit beschäftigen müssen? Jsts so weit gekommen, so ist gewiß ein grosser Herr sehr zu beklagen.

§. 170.

Welches ist nun das sicherste Mittel, einem solchen Uebel abzuhelfen? Kein anderes, als daß man die alte Gewonheit wieder einführe. Und das ist meines Erachtens so schwer nicht, als man sichs vorstellet. Man findet unter denen, die theils wirklich in hohen Bedienungen stehen, theils die nächste Anwartschaft dazu haben, viel vernünftige und tugendhafte Männer. Geben sich diese nun gleich nicht die Mühe, andere an ihre Stelle vorzuschlagen, wenn man sie zu höhern Bedienungen ernennet; so rührt das nicht daher, als ob sie den Werth und die Vorzüge des mehrgedachten Weichens nicht verstünden, sondern weil dieses aus der Mode gekommen, und sie dem Strom folgen, wo er hintreibet. Als der **Chun** dem **Yu** die Stelle eines **Se kong** an seinem Hofe übertrug; so entschuldigte sich der **Yu** aufs ehrerbietigste, und bat inständigst, daß man dieselbe dem **Tsi**, oder **Ki**, oder **Kieou yu** auftragen möchte, als welche alle würdiger dazu wären, als er. Als der **Y** zum **Yu koan** ernennet ward, so schlug er vier andere Personen an seiner statt vor. **Pe y** machte es eben so, als man ihm die Oberaufsicht über die Gebräuche auftrug. Er wolte gerne dem **Kouei** und **Long** weichen. Mit einem Wort, sie hieltens in den alten Zeiten durchgängig so. Der Gebrauch, der heut zu Tage noch beobachtet wird, wenn man zu einer Ehrenstelle ernennet worden, daß man dem Käyser ein Danksagungsschreiben überreichet, ist, glaube ich, ein kleiner Ueberrest von dem, was ehemals so grossen Nutzen gehabt. Man kan sichs indes zu Nutze machen. Man darf nur ein für allemal die vestgesetzte Ordnung machen, daß dergleichen Schreiben, wenn sie weiter nichts als ein Danksagungscompliment enthalten, schlechterdings verworfen werden sollen; und daß nur diejenigen den Händen des Käysers überreicht werden würden, darin man sich entweder seiner Unfähigkeit halber entschuldiget, oder andere tüchtige Personen an seiner statt vorschläget. Ein jeder wird solches alsdann ohnfehlbar thun. Es wird alsdann nur auf den Käyser ankommen, daß er unter den vorgeschlagenen Personen eine Vergleichung anstellet, und demjenigen die Stelle anvertrauet, der von den meisten vorgeschlagen worden. Es werden alsdann viele fähige Köpfe und wohlverdiente Leute, die jetzo im Verborgenen leben müssen, und sich mit ihrer eigenen Volkommenheit beschäftigen, vorgezogen und in den Stand gesetzet werden, dem ganzen Staat die ersprieslichsten Dienste zu leisten. Selbst diejenigen, die nach hohen Bedienungen recht lüstern sind, werden sich bemühen würdig zu werden, daß andere wohlverdiente Männer ihrer im besten gedenken. Die Wahl der Cronbedienten wird auf die Weise auf das Urtheil des ganzen Reichs gegründet seyn. Der Regent wird die Verdienste eines jeglichen seiner Knechte mit eigenen Augen sehen können. Das eitele Geschwätz wird ein Ende haben, die Verleumdungen und heimlichen Ränke werden

nicht zu Kräften kommen können. Wenn nun diejenigen, die heut zu Tage in den ersten Posten stehen, diesen Vorschlag unterstützten, ohne darauf zu sehen, von wem er herrührete; so glaube ich, daß sie dem Staat den allernützlichsten Dienst leisteten, den man sich von ihnen versprechen könte.

§. 171.

Viertes Stück.

Unter mehrgedachter Dynastie öfnete der Tsin yu pou zu Pan yang eine hohe Schule. Er machte dieselbe durch eine besondere Schrift bekant, und zeigete die Reguln an, die dabey zum Grunde geleget worden. Es begaben sich mehr als siebenhundert Studenten in dieselbe. Gleich bey der ersten Eröfnung hielt Yu pou folgende kurze Rede.

Ihr habt euch hier zusammen eingefunden, ihr jungen Herren, in der Absicht, daß ihr dereinst zu den wichtigsten Bedienungen befördert zu werden hoffet. Ihr seyd jetzo in der Blüte eurer Jahre, und voll Begierde, etwas zu lernen; welches zum Vergnügen eurer Lehrer gereichet. Euch zu gute wird heut diese neue Academie eröfnet. Was wollet ihr nun hier lernen? Ohne Zweifel gedenket ihr in derselben zu lernen, wie ihr vernünftig reden, geschickt schreiben, und tugendhaft leben sollet. Ihr wollet den Grund zu einer ganz sonderbaren Tugend legen, die euch fähig machet, dem gemeinen Wesen die grösten Dienste zu leisten. Mit einem Wort, ihr wollet euch der wahren Weisheit widmen.

§. 172.

Hiebey muß ich euch aber zum voraus erinnern, daß diese Art zu studiren eben nichts angenehmes und reizendes an sich habe. Es trägt sich insonderheit oft zu, daß der Anfang mehr ekelhaft als schmackhaft ist; mit der Zeit aber gewinnet alles eine andere Gestalt. Es folget immer eine Uebung auf die andere. Man schreitet von einer Stufe der Volkommenheit zur andern. Man erlanget durch Lesung nützlicher Schriften täglich neue Erkentniß. Man macht selbst allerhand neue Entdeckungen; man dencket dem Entdeckten immer weiter nach; der Verstand wird helle, das Herz breitet sich aus, und man erfähret, was die Weisheit für ein Schatz sey. Man schmecket bey ihrer Untersuchung ein Vergnügen, das alle andere Arten der Vergnügungen übertrift. Man geräth in die angenehmste Verwunderung, wenn man die an sich selbst geschehene Veränderung wahrnimt, ohne sie vermerkt zu haben. Die Erhebung des Verstandes und Herzens, die daraus entstehet, wenn man der wahren Weisheit mit Eifer und Standhaftigkeit oblieget, übersteiget alle andere Kostbarkeiten. Die schönsten Farben verschwinden mit der Zeit und verlieren ihren Glanz. Aber dieser Ansatz der Weisheit, wenn er recht geschehen, verlieret sich nimmermehr.

§. 173.

Einen solchen Ansatz zu erlangen, muß man es gewisser massen wie die Färber halten. Diese Künstler machen damit den Anfang, daß sie den Stof wohl zubereiten, den sie färben wollen; und alsdann tragen sie die Farbe auf, die sie demselben zu geben willens sind. Eben so hält es ein jeder weiser Mensch in Ansehung des Gebrauchs der Sittenlehre. Innerlich bestrebet er sich um ein reines und aufrichtiges Herz, äusserlich

aber um solche Handlungen, die mit dem Grunde des Herzens übereinstimmen. Das ist das wesentlichste und nothwendigste. Ein jeder aber kan demselben mehr oder weniger Glanz geben, nachdem die Beschaffenheit seines Gemüthes ist, und nachdem er mehr und wenigstens beständigere Bemühungen anwendet. Und ob wol übrigens die Gaben nicht gleich sind, so ist es doch nicht so wol dem Mangel der Fähigkeiten, als dem Mangel einer guten Entschliessung zuzuschreiben, wenn man nicht in Tugenden und Wissenschaften gehörig zunimt. Man kan sehr wohl reuten, heisset es im gemeinen Sprüchwort, ob man gleich nicht das Pferd Ki hat; und man kan ein guter Schüler seyn, ob man gleich nicht in allen Stücken dem Yen rse (§. 169) gleich ist. Das vornemste und wesentlichste ist die Beständigkeit. Fänget man an zu schneiden oder zu sägen, und man höret bald auf, so wird man nicht durchkommen, wenn es auch ein halbverfaultes Holz wäre; wenn man aber die Arbeit fortsetzet, so kan man endlich den härtesten Marmor durchschneiden.

§. 174.

Wolan demnach, ihr jungen Herren Studenten, ihr befindet euch jetzo in einer Schule, die sich lediglich damit beschäftiget, euch die grossen Grundsätze beyzubringen, die uns von unsern alten Weltweisen hinterlassen worden. Unter dem Beystande, den ihr euch zu versprechen habt, könnet ihr in kurzer Zeit sehr weit kommen; ihr könnet euch denen, die mit euch von gleichen Jahren sind, ehrwürdig machen; ihr könnet Lob und Ruhm vor der Welt erwerben; ihr könnet bey denen in Achtung kommen, die am Hofe die wichtigsten Bedienungen haben, und dadurch euch den Weg zu allerhand Aemtern und Würden bahnen. Man findet einige, die, ohne solche Gelegenheiten, ohne den Beystand, den ihr zu geniessen habt, ja die wol noch andere Verhinderungen von der Natur und vom Glück gehabt, dennoch die grössesten Männer, die witzigsten Köpfe und grössesten Minister geworden. Allein das sind ausserordentliche Personen gewesen, die uns nicht zur Richtschnur dienen können. Derjenige, der solche seltene Eigenschaften nicht besitzet, der muß sich bemühen, so zu reden, durch Herbeyleitung kleiner Ströme almählig einen grossen Fluß zu machen, oder durch Häufung des Sandes endlich einen grossen Berg zu bilden. Diese Unternehmungen der Natur aber gelingen nicht ohne Standhaftigkeit. Und so muß die eurige, ihr jungen Herren, beschaffen seyn. Und wenn ihr auch dann und wann darin abliesset, aber hernach euren Eifer verdoppeltet, so würdet ihr es doch gewiß sehr weit bringen können. Wäre es auch, daß ihr in dem angefangenen Lauf nicht alle gleiche Schritte thun köntet; so wird doch gewiß kein einziger unter euch seyn, der es nicht sehr weit solte bringen können.

In dem Buche, daraus diese Schriften genommen sind, wird der Yoü pou deswegen sehr gelobet, daß er zu einer Zeit, da die Beredtsamkeit, Höflichkeit und Weisheit der Alten in grosser Verachtung gewesen, alle seine Kräfte angewendet, diesem Uebel abzuhelfen.

§. 175.

Fünftes Stück.

Unter eben dieser Dynastie Tsin wolte der Käyser Ming ti, bald nach seiner Gelangung auf den Thron, dem Yu leang, der unter der vorigen Regierung

gierung sein Glück im Kriege gemachet hatte, eine wichtige Bedienung anvertrauen. Yu leang, der sich desfals entschuldigen wolte, übergab folgende Schrift.

Prinz! seit zehen und mehr Jahren bin ich in öffentlichen Bedienungen. Und es ist was seltenes, daß jemand so bald und mit so leichter Mühe in die Höhe steiget, als es mir gelungen. Ich habe dieses der Gnade des vorigen Käysers zu danken, und hege dagegen die Erkentlichkeit, die ich schuldig bin. Aber es ist mir auch nicht unbekant, daß die Gnadenbezeugungen mit den Verdiensten in einem Verhältniß stehen müssen; und daß ein Mensch, der ganz ausserordentlich erhoben wird, zugleich auf einen gefährlichen Posten gestellet werde. Es ist eine Regul der Klugheit für alle Menschen, daß man wisse am rechten Ort stille zu stehen; und diese gebüret mir mehr, als irgend einem Menschen zu beobachten. Daher komt mirs auch nicht in den Sinn, mich nach neuen Ehrenstellen zu bewerben, vielweniger will ich dieselben zum Nachtheil eines andern, der besser ist, als ich, annehmen. Ich bin unter dem verstorbenen Käyser bis zu den höchsten Kriegsbedienungen erhoben worden. Solches habe ich nicht so wol meinen Diensten und Verdiensten, als der Gnade des Käysers, der sich mir besonders gewogen erzeigete, zuzuschreiben. Da aber zu derselben Zeit wenig Leute da waren, die zu Bedienungen hätten gezogen werden können; so kan dieser Mangel einigermassen die mir wiederfahrne Ehre entschuldigen. Heut zu Tage aber stehen die Sachen auf einem andern Fuß. Wir finden unter der gesegneten Regierung Eurer Majestät so wol am Hofe als in den Provinzien eine grosse Menge Männer vom ersten Rang, die insgesamt in den Diensten E. M. treufleißig sind. Wenn mir nun bey diesen Umständen eine neue Bedienung aufgetragen, und in meiner Person der Hof- und Kriegesstaat vereiniget werden solte; so würde dadurch, welches mir E. M. zu Gnaden halten werden, diejenige höchste Billigkeit aus den Augen gesetzet werden, die den Anfang von der Regierung E. M. schon so sehr geschmücket hat. Wenigstens würde dadurch Gelegenheit gegeben werden, von E. M. zu vermuthen, daß sie nach besonderer Affection handelten.

§. 176.

Es ist wahr, in so ferne ich der Käyserin Bruder bin, so bin ich E. M. nahe genung verwandt. Sie wissen aber wohl, was in den vorigen Zeiten für Unheil aus dieser Verbindung entstanden, und wie das Andenken an diese unglückliche Begebenheiten eine solche Wahl verabscheuungswürdig macht, zumal zu solchen Bedienungen, dabey man an der Regierung des Landes Antheil nimt. Machen sie sich ja diesen Unterricht zu Nutze. Und wenn ich auch noch grössere Fähigkeiten hätte, als ich besitze, und wenn auch E. M. glaubeten, daß sie sich derselben nützlich bedienen könten; so würde es doch der Klugheit gemäs seyn, dieselben lieber E. M. zu entziehen, als gegen ein so algemeines und durch so viele Begebenheiten bestätigtes Vorurtheil zu handeln. Ueber dasselbe weggehen, würde eben so gut seyn, als Argwohn und Unzufriedenheit in den Herzen der Unterthanen unterhalten, und die Person E. M. der grössesten Gefahr blos stellen. Es würde zur Hebung der daraus entstehenden Ungelegenheiten nicht einmal hinreichend seyn, daß die Minister von E. M. und andere hohe Kriegsbediente von Dero aufrichtigen Absicht überzeugt wären, und die getroffene Wahl billigten. Denn was haben sie für ein Mittel, dieselbe von Haus zu Haus im ganzen Reich bekant zu machen? Natürlicher

licher Weise würde ichs gerne sehen, wenn sich meine Einkünfte und Ehrentitul vermehreten. Ich bin auch ganz und gar nicht unempfindlich gegen die Ehre, die mir von E. M. zugedacht worden. Ja die Art und Weise, wie mir dieselbe angetragen wird, und dero höchster Rang, lässet mich fast befürchten, daß dieselben meine Weigerung ungnädig aufnehmen, und daß entweder mein Glück oder mein Leben in Gefahr kommen werde. Obgleich meine Einsichten nicht sonderlich sind, so habe ich doch so viel Erkentniß, daß ich nicht gern E. M. mißfällig werden, und mich den daraus erwachsenden Folgen blos stellen wolte. Da ich aber aus den Geschichten der vorigen Zeiten manches gelernet habe, so wolte ich nicht gerne zu neuen Unruhen Gelegenheit geben, und das Beste Dero Staats ist mir unendlich lieber, als mein Glück und Leben. Dieses hat mich schon mehrmals bewogen, mich gar vom Hofe zu entfernen; und eben dies beweget mich noch jetzo, die neue Ehrenbedienung gehorsamst auszuschlagen. E. M. erwegen nur selbst den Grund, den ich ganz freymüthig vorgetragen habe. Finden E. M. daß eine solche Weigerung ein Laster sey, so will ich die Strafe dieses Verbrechens willig tragen, und den Tag meines Todes mir eben so angenehm seyn lassen, als den Anfang meines Lebens.

Ming ti lies diese Vorstellung statt finden, und ernennete einen andern.

§. 177.

Sechstes Stück.

Der Käyser Hiao ven ti lud durch ein öffentliches Schreiben alle seine Unterthanen ein, daß sie ihm mit gutem Rath beystehen solten. Nachdem er darinne vorgestellet, was schon in mehr dergleichen Declarationen vorgekommen, nemlich die Exempel der alten weisen Käyser, und die aus dem Gegentheil entstehende Ungelegenheiten; so beschliesset er mit folgenden Worten.

Es ist demnach unsere gänzliche Meinung, und wir wünschen es recht sehr, daß alle unsere Unterthanen, von den Vornehmsten bis zu den Geringsten, von Gelehrten, Kaufleuten, Künstlern und andern Personen, uns dasjenige frey entdecken, was sie dem Staat für zuträglich, und zur Beförderung des Glücks unserer Unterthanen tüchtig zu seyn erkennen. Sie sollen uns auch eröfnen, was an der gegenwärtigen Regierung mangelhaft ist, und was sie entweder den Sitten oder der Tugend schädlich zu seyn erachten. Ich verlange von ihnen allen, mir nicht allein nichts zu verhelen, sondern auch alles frey und ohne Verstellung zu sagen. Ich will von ihnen keine lange und wohlgesetzte Reden, sondern kurze und gute Memoriale haben, die ich selbst untersuchen könne. Es wird ihnen auf die Weise um so viel leichter, diejenigen Fehler zu vermeiden, wodurch ich etwa beleidiget werden könte; ich aber werde dadurch in den Stand gesetzet, den davon erwarteten Nutzen desto leichter zu erlangen.

§. 178.

Siebentes Stück.

Man brachte dem Käyser Souen vou ti ein jung Huhn, das vier Flügel und vier Füsse hatte. Tsoui qvang bekleidete damals am Hofe die Stelle eines Tai tchang. Der Käyser, der ihn sehr hoch schätzte, gab ihm Befehl,

fehl, daß er seine Meinung hierüber sagen möchte. Tsoui qvang nahm daran Gelegenheit, dem Käyser wegen seiner bisherigen Conduite mancherley Erinnerungen zu geben.

Ich habe in der Historie der fünf Elemente, welches Buch zur Zeit der Dynastie Han verfertiget worden, gelesen, daß unter der Regierung des Suen ti in einem Zimmer des Pallastes ein Huhn, was das Federwerk anbetrift, zu einem Hahn geworden, ohne sonst eine Veränderung dabey zu leiden. Unter der Regierung des Yuen ti veränderte sich im Hause eines Staatsministers eine über den Eiern sitzende Henne almählig, und ward zum Hahn. Sie bekam einen Kopf wie ein Hahn, eben einen solchen Kamm, eben solche Sporen, und mit einem Hahnengeschrey rief sie ihre Küchlein zu sich. In einem von den Jahren, die man Yong kouang nennet, brachte man dem Käyser einen Hahn, dem Hörner gewachsen waren. Lieou hiang, der damals lebete, legete diese abentheuerliche Veränderungen aus. Er sagte, daß die Hühner, als Hausthiere, diejenigen vorstelleten, die zu grossen Herren naheten; und diese abentheuerliche Veränderungen erinnerten den Käyser, daß er Leute um sich habe, die mit gefährlichen Absichten schwanger giengen, und den Staat in Verwirrung setzen wolten. Namentlich zehlete er den Che hien darunter, als welcher damals beym Käyser in besondern Gnaden war. Wie denn auch in dem ersten von den Jahren, die man King ning nennet, der Che hien als ein Uebelthäter bekant gemachet und die Auslegung bewähret ward. Unter der Regierung des Ling ti geschach es gleichfals, daß eine Henne ihr Federwerk gänzlich änderte, und bis auf den Kamm einen Hahn vorstellete. Als der Käyser seinen vornemsten Officiren anbefahl, daß sie darüber raisonniren und ihre Gedanken entdecken solten; so antwortete Tsai y in aller anderer Namen, und sagte: Das Haupt an dem Thiere ist das vornemste, und das bildet den Souverain ab. Der ganze Cörper hat sich geändert, nur der Kopf nicht. Soll nun dieser Ahndung gehörig nachgelebet werden, so muß E. M. die ganze Regierungsart ändern; sonst wird das äusserste Unglück daraus entstehen. Und wirklich, es brach bald hernach der Aufruhr des Tchang ko aus, der das Reich in grosse Zerrüttung setzte. Der Käyser aber, der damals regierete, lies von seiner Härtigkeit im Regiment nicht das geringste ab. Er qvälte seine Unterthanen immer mehr; es entstunden also auf allen Seiten gefährliche Rebellionen. Lieou kiang und Tsai y waren ein paar schlaue Köpfe; und ihre Auslegungen wurden durch den wirklichen Erfolg bestätiget. Ob nun wol das junge Huhn der Gestalt nach von jenen ausserordentlichen Abentheuern weit entfernet ist; so leidet es doch eben dieselben Auslegungen, deren Erfüllung sehr zu besorgen ist. Die Füsse und Flügel, die sich in ungewöhnlicher Anzahl an demselben befinden, bilden solche Menschen ab, die gefährliche Anschläge schmieden, und zur Ausführung derselben sich vereinigen. Diese Flügel und Füsse sind von verschiedener Grösse. Und so sind auch die unruhigen Köpfe von mehr als einer Art. Allein weder diese vier Füsse noch die vier Flügel haben ihre natürliche Grösse. Die Partheien sind noch schwach, sie können aus einander getrieben werden.

§. 179.

Es ist eine gar gemeine Meinung, daß ungeheure Erscheinungen so wol eine Ahndung grosser Unglücksfälle, als auch Erinnerungen und Unterweisungen für Fürsten und Regenten sind. Diejenigen, die weise sind, gehen in sich selbst, und es schlägt alles zum

Besten aus. Regenten aber, denen es an der Weisheit fehlet, werden dadurch immer verblendeter, und diese Verblendung befördert ihr Unglück. Das Buch **Chi king**, **Chu king** und **Tchun tsiou**, die Geschichte von **Tsin** und **Han** geben uns solche Exempel an die Hand, die E. M. ohne Zweifel nicht unbekant sind. Solte nicht etwa in unsern Tagen ein neuer **Che hien** am Hofe seyn? Wenigstens ist so viel gewiß, daß auf unsern mittäglichen Gränzen viele Menschen ihr Leben eingebüsset, und daß die Felder voller Todtengebeine liegen. Es gehet nicht ohne Schmerz und Murren ab, daß die Lebendigen diese Todten vor ihren Augen liegen sehen, und daß die Seelen der Verstorbenen ohnfehlbar noch mehr empfinden. Die Truppen, so gegen **Yn yang** gesendet worden, haben gleichfals sehr vieles erlitten. Auf der Seite von **Tong tcheou** sind von denen, die nach Lebensmitteln ausgesendet worden, sehr wenige zurück gekommen. Das arme Volk seufzet unter seiner Arbeit und Noth; nichts ist gewöhnlicher, als daß die Leute sich aus Verzweifelung aufhängen oder erdrosseln. Erwegen sie einmal, wie es um den Ackerbau stehet. Der Acker und die, so denselben bearbeiten, sind nie in einem so betrübten Zustande gewesen. O was würden **Kia y** und **Kou yang**, wenn sie noch lebeten, in ihren Vorstellungen für ein lautes Geschrey anstellen! E. M. sind dazu bestimmet, daß sie bey ihren Unterthanen Vater- und Mutterstelle vertreten sollen. Aber statt dessen, daß sie bey dem Elend derselben empfindlich seyn und zu ihrer Hülfe Anstalten machen solten, so ergeben sie sich den Eitelkeiten, und setzen ihr Reich in Gefahr. Erinnern sie sich denn nicht, wie hoch diese Nachläßigkeit dem **Tai tsou** zu stehen gekommen? Sie haben einen treflichen Verstand von der Natur; bedienen sie sich doch desselben. Untersuchen sie doch mit einer schuldigen Ehrfurcht die Absichten des Himmels. Gehen sie mit ihren Bedienten um, wie es die Gebräuche erheischen; aber halten sie auch dieselbigen in gehörigen Schranken. Gedenken sie fleißig an den **Teng tong** und **Tong hien**. Diese hat die alzugrosse Gnade ihrer Regenten ins Verderben gestürzet. Beschäftigen sie sich zur gesetzten Zeit mit den gewöhnlichen Ceremonien. Ehren sie die Alten und Weisen. Bemühen sie sich, gute Ordnungen und den Frieden zum Besten der Armen zu erhalten. Schränken sie alle unnütze Ausgaben ein. Nicht so viele Schüsseln auf die Tafel, nicht so viele unnütze Geräthe, nicht so viele Musiqven, nicht so vielen Wein. Arbeiten sie des Tages in ihren Geschäften, und bedienen sich der Nacht zum Schlaf. Lassen sie keine andere als vernünftige und tugendhafte Leute um sich seyn. Entfernen sie insonderheit alle Schmeichler. Alsdann wird diese Ahndung nichts Böses nach sich ziehen.

Der Käyser nahm diese Erinnerung wohl auf. Einige Tage darauf ward der **Yu kao** nebst noch einigen andern in einem gefährlichen Complot entdecket, überzeuget, und am Leben gestrafet. Und das war die Ursache, daß der Käyser diesen **Tsoui qvang** immer höher schätzte, und ihm mit vieler Distinction begegnete.

§. 180.

Achtes Stück.

Unter eben dieser Dynastie that King tching den Vorschlag, daß er das Verbot wegen des Salzes aufheben möchte. In seiner übergebenen Bitschrift hies es unter andern also.

Im

Im Buch der Gebräuche, und insonderheit im Capitel **Yue leng**, heist es ausdrücklich, daß man dem Volk nicht untersagen müsse, sich desjenigen zu bedienen, was sie in den Wäldern, auf den Bergen, auf den Wiesen und in den Seen finden könten, dahin Wildpret, Früchte, Kräuter u. s. f. gehöreten. Ja es wird so gar darinnen anbefohlen, daß die Eigenthümer die ersten seyn, und jene dahin führen sollen, wenn sie eins und das andere benöthiget sind. Es will eben diese Schrift, daß diejenigen nicht am Leben gestrafet werden sollen, die etwa gewaltsamer Weise etwas an sich gezogen. Das heisset, sich untereinander beystehen, und andere desjenigen theilhaftig machen, was man hat. Zwar lieset man in diesem Buch von den Gebräuchen, daß zu den Zeiten derer **Tcheou** das Fischen verboten gewesen; aber es hat solches nur eine gewisse Zeit gedauret, und hat dadurch weiter nichts verhindert werden sollen, als damit durch die unzeitige Fischerey die Vermehrung der Fische nicht gestöret, Teiche und Flüsse aber erschöpft werden möchten. Diese Verbote gereichten den Unterthanen ganz und gar zu keiner Last, sondern es wurden die Fische zum Besten des Volks gesparet und vermehret.

§. 181.

Die allererste Sorge eines Hausvaters ist, daß er für die nöthige Erhaltung seiner Kinder sorge, und daraus macht er sich eine Ehre. Wie vielmehr soll es ein Regent also halten, der bey seinen Unterthanen Vater- und Mutterstelle vertrit. Man siehet nicht, daß ein reicher Vater mit seinen Kindern um Eßig oder sonst um eine Kleinigkeit, die den Appetit reizet, zanket. Schickt sichs nun für einen reichen und mächtigen Regenten, wenn er gegen seine Unterthanen weniger Gütigkeit beweiset, und ihnen eine der algemeinsten Sachen streitig gemachet, die ihnen der Himmel zum Gebrauch gegeben? Das ist indes geschehen, da man den Unterthanen das Salz verboten hat. Ich weiß gar wohl, daß der Bewegungsgrund zu diesem Verbot, welches älter als Dero Regierung und ganze Dynastie ist, im Eigennutz bestehe. Ist das aber nicht eben so gut, als ob man einem Menschen nachahmete, der, ob er wol reich ist, nur für den Mund und die Zähne sorgen, um die übrigen Theile des Leibes aber unbekümmert seyn wolte? Arbeiten denn nicht alle Unterthanen, Männer und Weiber, zum Besten des Regenten? Ist denn das nicht zu einem eigenen Staat und zur Unterhaltung seiner Truppen hinlänglich, was er von seinen Unterthanen jährlich einzunehmen hat? Hat ein solcher Herr vernünftiger Weise zu besorgen, daß es ihm woran mangeln werde? Soll er dasjenige dem ganzen Volk untersagen, wozu ihm einige Brunnen oder Salzgruben hinlänglich sind? Die alten Könige haben es hierin ganz anders gehalten. Ihre vornemste Sorge war, wie sie ihren Unterthanen vollauf schaffen möchten. Dadurch brachten sie ihnen zur Volbringung ihrer Befehle Lust und Liebe bey. Dadurch sind sie berühmt geworden: deswegen werden sie im Buch **Chi king** gelobet.

§. 182.

Ich zähle mich nicht mit unter die Gelehrten, und meine Einsichten sind sehr kurz. Aber ich bin ein Liebhaber der Bücher, und ich lese auch wirklich sehr vieles. Wenn ich nun, nachdem ich so viele Fußstapfen der Weisheit und Gütigkeit, die von den alten Königen in der Regierung ihrer Unterthanen bewiesen worden, gefunden, auf die Schriften komme, die zu meiner Zeit ausgefertiget worden, und in welchen ich Auflagen über Auflagen finde: so kan ich mich nicht entbrechen seufzend auszurufen: Was ist für ein

Unterschied zwischen den ersten und letzten Zeiten! Wie mild und freygebig war man im Alterthum! Wie genau ist jetzo alles zugeschnitten! Es sind etliche Dynastien nach einander gefolget, ohne etwas von diesem Joch abzunehmen. Die Regierung E. M. hat hievon einen löblichen Anfang gemachet. Es sind die Auflagen fast nur bis aufs Getraide und auf die Zeuge geleget worden. Was für Lobsprüche haben sie nicht dafür in den entferntesten Gegenden eingeerndtet? Die Könige, die über andere Menschen so hoch erhaben sind, die müssen auch in ihrer Tugend weiter gehen. Das ist ihre Pflicht, das ist ihre Ehre und ihr wahres Interesse. Tai vang machte sich durch Geringschätzung eines kostbaren Kleinods ein ganzes Volk gehorsam und gänzlich unterthänig. Dahingegen stellet man uns in der Ode Kie tcheou einen König als verhast und unglücklich vor, weil er seine Unterthanen alzusehr belästiget. Ob also gleich E. M. Vorfahren in Ansehung der Gütigkeit gegen ihre Unterthanen grosses Lob erlanget; so wünsche ich doch, daß dieselben noch weiter gehen möchten.

§. 183.

Zwey Dinge, sagt man, sind gemeiniglich einem grossen Herrn fatal. Nemlich alzugrosse Freygebigkeit gegen seine vornemsten Bedienten, und Geiz gegen sich selbst. Ist es einem grossen Herrn unanständig, ja wol gar gefährlich, wenn er seinen Schatz nicht öfnen kan; wie viel unanständiger und gefährlicher muß es ihm seyn, wenn er seinen Unterthanen auch nicht einmal das Salz lässet? Man sagts, und es ist auch wahr, daß es ihm zuträglicher sey, seine Schätze unter den Unterthanen, als in den Magazinen und Schatzkammern zu haben. Ist der Schatz unter den Unterthanen; so sind sie zufrieden, und der Regent ist reich. Hat er aber alles in seinen Vorrathshäusern und Schatzkammern; so sind die Unterthanen arm und mißvergnügt. Sind sie aber dieses, wie will man sie glücklich regieren, oder ihnen die Liebe zur Tugend beybringen? Wenn das Volk arm ist, wie kan der König desselben lange reich seyn? Ich wünschte demnach, daß E. M. es Dero Vorfahren noch zuvorthun, das Verbot wegen des Salzes aufheben, und nur allerhand nützliche Verordnungen zur Erhaltung der Brunnen und Gruben machen möchten.

§. 184.

Als der Käyser befohlen, daß über dieser Bittschrift Rath gehalten werden solte; so versamleten sich die vornemsten Räthe, deren Meinung dahin gieng, daß das Verbot bleiben müste. Es ist dasselbe, sagten sie, sehr alt, und wenn unter den vorigen Dynastien darüber berathschlaget worden, so ist allemal die Beybehaltung des Verbots beschlossen worden. Freylich hat es nicht an Murren und Unzufriedenheit gefehlet. Aber die Ursache davon ist nicht in dem Verbot, sondern in der Bosheit und Nachläßigkeit der Commissarien zu suchen gewesen. Allein ohnerachtet der Schluß der Käyserlichen Räthe dahin ausgefallen war; so lies doch der Käyser folgende Verordnung bekant machen: Es ist wahr, daß das Verbot wegen des Salzes sehr alt, und deswegen auch fast zu einem Gesetz geworden sey. Allein es sind nicht alle Dynastien gleich. Man hat sich in einigen mehr als in andern um das Beste des Volkes bemühet. Was mich betrift, so ist mir genung, wenn etwas zur Erleichterung des Volks, zur Unterhaltung der Gebräuche, und zur Beförderung der Tugend geschehen kan, daß es nur nicht unvernünftig ist. Und das finde ich in dem Vorschlag des King tching. Daher ist mein Wille, daß das

Verbot

Verbot wegen des Salzes so gleich aufgehoben werden soll, so bald eine Einrichtung wegen des Salzwesens wird gemachet seyn. Dieser unser Befehl soll bekant gemachet und auch volstrecket werden.

§. 185.

Neuntes Stück.

Darin das Schreiben enthalten, welches der Käyser Yen ti, der Stifter der Dynastie Souy, an den Tang, König von Coräa, ergehen lassen.

Seit dem mich der Himmel auf den Thron gesetzet, so habe mir nichts so nahe am Herzen gelegen seyn lassen, als das Glück und die Ruhe meiner Unterthanen zu befördern. Und indem ich euch in dem Besitz der an das Meer gränzenden Gegenden gelassen; so habe ich damit aller Welt zeigen wollen, wie weit ich von aller unordentlichen Begierde entfernet sey, und daß ich weiter keinen Zweck habe, als meine Unterthanen glücklich und vergnügt zu sehen. Aber ich habe dabey billig auch erwartet, daß ihr eures Ortes eurer Pflicht eingedenk seyn, euch nach meinen Absichten richten, und als ein Vasal dem Exempel eures Souverain folgen würdet. So aber muß ich vernehmen, daß ihr eure Nachbarn sehr beunruhiget. Ihr sperret die benachbarte Provinz Ki tan ein, und benehmet ihr alle ihre Freyheit. Ihr schreibet im Lande Mei ho verschiedene Arten der Schatzungen aus. Woher rühret diese Begierde, andern zu schaden? Und warum unterstehet ihr euch, solche Staaten zu kränken, die mir unterthänig sind? Wenn euch Arbeiter fehlen, so fehlen sie mir doch nicht. Warum thut ihr denn nicht deswegen Ansuchung? Seit einigen Jahren habt ihr euch schon bearbeitet, Schätze zu samlen, und habt dabey das Land ausgesogen. Warum geschähe denn das? wo ihr nicht einen bösen Vorsatz gefasset hättet, welchen ihr, so viel euch nur möglich, zu verbergen suchet.

§. 186.

Es ist von meinem Hofe ein Abgesandter zu euch geschicket worden. Bey dessen Absendung hatte ich den Zweck, euch als einem Fremden die Merkmale meiner Gewogenheit und Achtung sehen zu lassen. Ich hatte ihm aber auch aufgetragen, daß er, nachdem er von euren Unterthanen gehörige Kundschaft eingezogen, euch in meinem Namen allerhand gute Erinnerungen von kluger Regierung mittheilen solte. Aber ihr habt denselben beständig unter den Augen gehabt, und ihm sein Quartier in ein Gefängniß verwandelt. Ihr habt seine Ankunft, so viel euch nur möglich gewesen, vor euren Unterthanen verborgen gehalten. Die Bedienten eures Hofes, denen seine Gegenwart nicht unbekant bleiben können, haben Befehl gehabt, ihn nicht zu besuchen. Ihr habt ihm endlich Augen und Ohren verschlossen, und euch gefürchtet, daß er den Zustand der Sachen entdecken möchte. Ich habe eure andern Ränke auf andern Wegen erfahren. Sie zeigen eben keinen guten Vasallen und Unterthanen an. Ich habe euch im Besitz eines grossen Striches Landes gelassen. Ich habe euch den Titul und die Würde eines Vang oder Königs beygeleget; und endlich so habe ich euch mit vielen Wohlthaten überschüttet. Das ganze Reich ist Zeuge davon. Und dennoch ist dieses alles nicht hinlänglich genung, euch meiner Gütigkeit zu versichern. Ihr beweiset euch undankbar; ihr setzet ein Mißtrauen auf mich; ihr machet euch selbst gar sehr verdächtig, indem ihr unter der Hand Leute

ausschicket, die auskundschaften müssen, was an meinem Hofe vorgehet. Schickt sich das für einen getreuen und untadelhaften Unterthan? Gleichwie ich aber alle diese Fehler gerne der Ursache zuschreiben will, daß ich euch von euren Pflichten nicht genug unterrichtet habe; so will ich auch das Geschehene gerne vergessen. Aber es muß eine Besserung darauf erfolgen, und ihr müsset meiner Gütigkeit mit einer anständigen Unterwerfung und Aufrichtigkeit begegnen; ihr müsset den Pflichten eines auswärtigen Vasallen nachkommen; ihr müsset euch nach meiner Regierung richten; ihr müsset, statt eure fremde Nachbaren zu beunruhigen, ihnen durch euer Exempel Unterthänigkeit und Tugend predigen; insonderheit aber müsset ihr euch erinnern, daß, wenn sie auch so schwach sind, wie ihr seyd, sie eben so wol, wie ihr, meine Unterthanen sind. Uebrigens schmeichelt euch ja nicht mit der Hofnung, mich mit einem angenommenen Schein zu betrügen. Eure Besserung muß aufrichtig und rechtschaffen seyn. Geschicht dieses, so werde ich euch auf eine anständige Art begegnen. Die Zufriedenheit, euch bekehrt zu haben, wird mich nicht daran gedenken lassen, euch zu strafen. Die Gütigkeit und Gerechtigkeit waren die Tugenden, welche die alten weisen Käyser am allermeisten schätzten. So ferne ich auch noch von den Tugenden dieser Regenten bin, so mache ich mir doch ein Vergnügen daraus, ihnen darinnen nachzufolgen. Mein ganzes Reich weiß dieses; und das ist allein vermögend genung, euch alle Furcht und Mißtrauen zu benehmen.

§. 187.

Wenn ich nach diesem gegebenen Wort euch meine Truppen auf den Hals schickte, was würden eure Unterthanen von mir sagen? Was würden insonderheit die Fremden gedenken, die unter meinem Scepter stehen? Lasset demnach allen Verdacht fahren, ändert euer bisheriges Betragen und seyd ruhig. Es ist wahr, ich habe den **Tchin** zu paaren getrieben; aber wenn ihr in euren Schranken bleibet, so darf euch dieses nicht die geringste Unruhe machen. Jedermann weiß, daß er mich recht dazu genöthiget hat, ihn zu strafen. Er hatte den Fürsten von **Fong**, der mir getreu und ergeben ist, vielfältig angetastet und viel Volks abgeschlachtet. Er hatte auf allen Seiten um sich herum geplündert, und war so verwegen gewesen, meine eigenen Gränzen zu beunruhigen. In einer Zeit von zehen Jahren hatte ich ihn deswegen verschiedentlich erinnern lassen. Statt dessen, daß sich dieser **Tchin** durch meine Gütigkeit hätte sollen gewinnen lassen, so ist er immer trotziger geworden, er hat sich auf den Fluß **Kiang** verlassen, von welchem sein Land bedecket ist, und hat daher weder meine Erinnerungen noch meine Drohungen geachtet. Ja er hat so gar so viel Truppen zusammen gebracht, als ihm nur möglich gewesen, und hat mich auf eine recht frevelhafte Art heraus gefordert. Dadurch ward ich gezwungen, daß ich ihm einige meiner Generals mit ganz wenig Truppen über den Hals schickte. Der Feldzug hatte nur einen Monat gedauret. Ein einziger Vormittag hat mir wegen einer zehenjährigen Hartnäckigkeit Gerechtigkeit geschaffet, und die Niederlage des **Tchin** ward von einem algemeinen Frieden begleitet. Geister und Menschen haben sich darüber gefreuet. Nur ihr allein habt, wie man sagt, darüber geseufzet, und allerhand Argwohn daraus geschöpfet, und ich kan nicht absehen warum? Gleichwie mich die Furcht vor dem **Tchin** nicht bewogen hat, mich gegen euch gütig zu bezeugen; so könnet ihr versichert seyn, daß seine Niederlage keine Ursache sey, euch zu unterdrücken. Und wenn ich auch dazu Lust hätte, wer würde euch denn schützen? Was ist für ein Vergleich zwischen dem Wasser **Lia**, das eure Gränzen bezeichnet, und zwischen dem **Kiang**, der

das Land des Tchin einschliesset! Habt ihr denn mehr Kriegsvolk auf den Beinen als Tchin? Ich zweifle sehr daran. Wenn ich gesonnen wäre, eure bisherigen Fehler so zu bestrafen, als sie es verdienen, so solte mirs wenig kosten. Ich dürfte nur, wie gegen jenen, einige meiner Officiers in euer Land schicken; aber ich habe keine Lust, andern zu schaden. Daher bediene ich mich der grösten Mäßigung gegen euch. Ich erinnere, ich unterweise euch, und lasse euch Zeit zur Besserung. Verhaltet euch nur so, wie es meine gegen euch bewiesene Gütigkeit erfordert, so könnet ihr ruhig und glücklich leben.

§. 188.

Zehentes Stück.

Tai tsong, der zweyte Käyser aus der Dynastie Tang, den die Geschichtschreiber mit den berühmtesten Käysern des Alterthums vergleichen, fassete eine Schrift vom Unterschied einer guten und schlechten Regierung ab, und wie schwer es sey, löblich zu regieren. Wie er nun diesen Aufsatz hauptsächlich zu seinem eigenen Gebrauch bestimmet hatte, also benennete er denselben auch den güldenen Spiegel.

Wenn ich in einem jeden Tage die gehörigen Stunden auf die Abwartung meiner Regierungsangelegenheiten verwendet; so gereicht mirs zu besonderm Vergnügen, wenn ich die übrigen zur Betrachtung der Geschichte voriger Zeiten anwenden kan. Ich untersuche alsdann die Sitten einer jeden Dynastie, die guten und bösen Exempel der Regenten, die Empörungen im Reich und die Ursachen derselben. Dieses thue ich niemals ohne Nutzen, und ich habe es schon so oft gethan, daß ich davon zu reden weiß. So oft ich lese, was vom **Fo hi**, vom **Hoang ti** und von der unvergleichlichen Regierung des **Nao** und **Chun** hinterlassen worden, so bleibe ich allemal lange dabey stehen. Ich empfinde, ich bewundere, ich lobe und werde dessen nicht müde. Wenn ich an das Ende derer von **Hia** und **Yng**, an die von **Tsin** und einige von **Han** komme; so empfinde ich eine innerliche unruhige Furcht. Es komt mir vor als ob ich auf einem morastigen Boden, oder auf einem Wasser gienge, das nur ein wenig überfroren ist. Wenn ich untersuche, woher es gerühret, daß diese Käyser, die doch gerne ruhig leben und ihr Reich einer zahlreichen Nachkommenschaft überlassen wollen, dennoch so grosse Zerrüttungen und Empörungen erlebet; so erkenne ich, daß die gewönlichste Ursache diese gewesen, daß diese Herren so wenig auf sich selbst gesehen, und daß sie das nicht gerne hören wollen, was ihnen einen Verdruß erwecken können. Daher blieben sie bis ans Ende ihres Lebens blind, und lerneten weder ihre Pflichten noch ihre Fehler erkennen. Und diese Unwissenheit stürzte sie ins Verderben. Was für eine Furcht ist durch diesen Anblick bey mir erwecket worden!

§. 189.

Da ich nun aus der Betrachtung der Geschichte der vorigen Zeiten erkennen lerne, welches die Grundreguln einer löblichen Regierung, und welches dagegen die Quellen aller Unordnungen und Verwirrungen sind; so habe ich mir zu meinem eigenen Besten daraus einen Spiegel verfertiget, in welchem ich meine Fehler könne erkennen und ablegen lernen. Die wesentlichste Eigenschaft einer löblichen Regierung ist diese, daß keine andere als wohlverdiente und tugendhafte Leute zu wichtigen Bedienungen erhoben werden.

den. Ein Regent, der auf diesen Punct aufmerksam ist, geniesset einer glücklichen Regierung, und es ist dagegen ihm und seinem ganzen Staat nichts gefährlicher, als wenn er darauf nicht siehet. Geräth ein solcher Herr in allerhand verwirte Umstände oder Verlegenheit, so kan er sich auf die Einsichten und den guten Rath seiner Diener verlassen. Und wenn sie alle verständig, treu und eifrig sind; so wird selten ein Verderben erfolgen, die Umstände mögen auch so verwirt seyn, als sie wollen. Eben das ist aber nicht genung zu beweinen, daß viele Regenten auf diese Wahl nicht achten, und sich indes mit allerhand Ergetzlichkeiten beschäftigen. Wie wohl würden sie thun, wenn sie sich aus der Beobachtung ihrer Pflichten ein Vergnügen machten; insonderheit aus der Pflicht, daß sie sich überhaupt um gute Diener, vornemlich aber um kluge und treue Staatsminister bekümmerten.

§. 190.

Man sagt gemeiniglich, daß **Chun** und **Yu**, diese zween grosse Regenten, an Ergetzlichkeiten kein Vergnügen gefunden, und daß hingegen die beyden Tyrannen, **Kie** und **Tcheou** derselben nicht satt werden können. Was mich betrift, so bin ich ganz anderer Meinung. Das schändliche Leben, welches jetzt gedachte zween Tyrannen führeten, verursachte ihnen tausenderley Unruhe, verkürzte ihr Leben, störete ihr Vergnügen und machte es überaus kurz. Heist das nun wol die Ergetzlichkeiten lieben? Oder ist das nicht vielmehr eine wahre Vergnügung, wenn man sie so liebet, wie **Chun** und **Yu**, die ihrer Weisheit und Tugend ihr langes Leben zu danken hatten, und also auch Zeit hatten, die von einer glücklichen und friedlichen Regierung unzertrenlichen Vergnügen zu schmecken. Die Temperamente und natürlichen Neigungen sind freilich nicht von einerley Beschaffenheit; es giebt gute und böse, und beyde sind wiederum nach verschiedenen Stufen unterschieden. Die tugendhaften Handlungen eines **Yao**, **Chun**, **Yu** und **Tang** machen einen glaubend, daß ihnen vom Himmel ein besonderes Antheil geschenket worden. Solche Beschaffenheit aber hatte es nicht mit einem **Kie**, **Tcheou**, **Yeou** und **Li**. Ihre Grausamkeiten, ihr bestialisches Verhalten zeuget solches zur Gnüge an. Indes ist so viel gewiß, daß das Glück der Fürsten und Staaten nicht so wol vom Unterscheid der Temperamente und natürlichen Neigungen, als von der Sorgfalt abhange, in allen Stücken die von der Vernunft angewiesene Mittelstrasse zu beobachten.

§. 191.

Wir lesen im Buch **Ou ki**, daß ein Prinz von **Sang** seiner Staaten blos deswegen verlustig worden, weil er sich blos mit tugendhaften Uebungen beschäftiget, und nicht darauf gesehen, was es mit seinen Truppen für eine Beschaffenheit gehabt; daß aber auch der Prinz **X** auf dem andern Abwege verloren gegangen, indem er blos auf seine Macht sich verlassen, aber um die Tugend unbekümmert geblieben. Daher schreibet auch Confucius, daß bey der Regierung eines Staats ein weises Temperament zwischen Güte und Ernst, zwischen Strafe und Gnade, beobachtet werden müsse. Und gewiß, Gütigkeit und Gerechtigkeit müssen in gleichem Paar neben einander stehen; wer der einen zum Nachtheil der andern zugethan ist, der begehet einen solchen Fehler, aus welchem allerhand schädliche Folgen entstehen können. Was würde nun erst daraus entstehen, wenn beyde gar von einander getrennet würden? Oder wenn es einem Regenten schlechterdings an der ersten mangelte? Ein Käyser, der auf einem so erhabenen Posten stehet, zu welchem nur ein Mensch gelangen kan, ist zu gleicher Zeit verbunden, alle seine Unterthanen

zu

zu lieben, und sich die Beförderung ihres Glücks angelegen seyn zu lassen. Zu dem Ende ist er zweyer Stücke sehr benöthiget, nemlich der Ordnung und Sicherheit. Was die **Ordnung** betrift, so muß er allerhand gute Einrichtungen machen, und dieselben durch sein eigenes Exempel unterstützen. Anlangend die **Sicherheit**, so muß er eine Armee auf den Beinen haben, die seinen Feinden die Lust vertreiben kan, etwas gegen seine Gränzen zu versuchen. Und wie es sich nicht schicket, daß er seine Unterthanen durch die Schrecken der Waffen zum Gehorsam zwinge; so würde er auch durch seine Gütigkeit und Tugend allein gewiß die Barbaren nicht im Zügel halten können. Wenn der grosse Fisch **Kin** aus dem Abgrunde in die Höhe steiget und über dem Wasser erscheinet, so werden die Wellen des Wassers ganz eben. Und wenn **Hoang** und **Ho** *) sich im Wasser baden, so ist kein gut Wetter zu erwarten. Ihr Flug in der Luft pfleget eine Anzeigung davon zu seyn.

§. 192.

Es ist für einen Regenten etwas überaus wichtiges, daß er wisse, sich nach den verschiedenen Neigungen der Menschen zu richten, und ihre ungleiche Fähigkeiten zu seinem Vortheil zu gebrauchen. Es ist eine zu allen Zeiten gültige Grundregul, daß wie derjenige, der ein Gebäude aufführen will, sich einen guten Baumeister erwählet, und darauf die tauglichsten Materialien nach seinem Zweck aussuchet; also muß auch derjenige, der regieren will, damit den Anfang machen, daß er sich geschickte Minister aussuche, derer Einsichten und guten Raths er sich bey der Regierung seiner Unterthanen bedienen könne. Wenn ich auf die vorhergehenden Dynastien mit einiger Aufmerksamkeit zurück sehe, so bemerke ich unter andern auch dieses, daß es den Regenten, wenn sie die Tugend geliebet, nie an geschickten und tugendhaften Leuten gefehlet. Haben sie eine Lust zum Bauen und zu Aufführung grosser Meisterstücke der Kunst gehabt, so haben sich auch gewiß viele auf diese Wissenschaft geleget. Ist die Jagd ihr Vergnügen gewesen, so haben sie geschickte Jäger gezeuget. Haben sie an der Music ihre Freude gehabt, so sind ihm die Musicanten von **Tchin** und **Ouei** häufig vorgestellet worden. Haben sie sich so weit erniedriget, daß sie an Schminke und andern nichtigen Zierrathen einen Geschmack gefunden; so sind gewiß die Leute von **Yen** und **Tchao** in die Höhe gekommen. Ist der Weg zu aufrichtigen Vorstellungen versperret gewesen; so hat man auch wenig treue und eifrige Leute am Hofe gefunden. Hatten es die Regenten gerne, daß man sie vergötterte und ihre Thaten erhub; so wimmelte alles von Schmeichlern. Unsere alten Weisen hatten gewiß nicht unrecht, wenn sie die Regenten mit einem Gefäß ver-

*) Es sind dieses die Namen zweener Vögel, die das Wasser lieben. Es leidet aber diese Allegorie eine doppelte Auslegung; nemlich daß durch die Wellen der Einfal der Barbaren angezeiget werden soll, der durch Gewalt der Waffen, die unter dem grossen Fisch **Kin** abgebildet ist, zurückgehalten wird; und durch die Vögel **Hoang** und **Ho** werden Völker gemeinet, die daran ein Vergnügen finden, wenn der Staat in Unordnung und Zerrüttung ist. Oder man kan auch durch den Fisch **Kin** Leute verstehen, die Muth und Tapferkeit besitzen, ein Kriegsheer anzuführen; durch die Vögel **Hoang** und **Ho** aber solche Leute, die vermögend sind andere zu regieren, und die daher aus der Dunkelheit ans Licht gebracht werden müssen. Verbindet man diese Allegorie mit dem vorhergehenden, so ist der erste Verstand der natürlichste; siehet man aber auf das nachfolgende, so scheinet der zweyte der bequemste zu seyn.

verglichen, die Unterthanen aber mit einem hineingegossenen flüßigen Cörper. Wie nemlich dieser die Gestalt des Gefässes an sich nimt; so bilden sich auch die Unterthanen nach ihrem Regenten. Welch ein starker Bewegungsgrund ist das für einen Regenten, sich nach der möglichsten Volkommenheit zu bestreben? Gleichwie aber auch der allerkostbarste Stein einer Bearbeitung benöthigt ist, wenn ein schönes Gefäß daraus werden soll; so muß der Mensch Fleiß und Mühe anwenden, wenn er zur wahren Weisheit gelangen will.

§. 193.

Den vang und **Confucius** haben ihre Lehrmeister gehabt; und wenn diese grossen Männer derselbigen benöthigt gewesen, wie vielmehr andere. Daher ist das auch einer von den merkwürdigsten Puncten, darin ein guter Regent von einem schlimmen unterschieden ist, daß jener nach wohlverdienten Leuten sich sehnet, wie der Landmann nach der Erndte; er nimt auch dieselben so gerne auf, als der Ackermann den Regen, der auf eine grosse Dürre erfolget. Dahingegen hat ein böser Regent gemeiniglich an solchen Leuten einen Abscheu, die frömmer sind als er selbst, und gestattet nur solchen einen Zutrit zu seiner Person, die ohne Tugend und Verdienste sind. O wie schwer ist es, böse Neigungen abzulegen, wenn man sie alzulange bey sich geheget hat! **Vang puen** und **Sun hao** liessen sich anfänglich als gute Regenten an; da sie aber alles nur aus Eigennutz thaten, und ihre ganze Tugend nichts anders als Heucheley und Verstellung war; so blieben sie nicht beständig; der alte Sinn kam wieder bey ihnen zum Vorschein; man lernte sie kennen, wer sie wirklich waren, und man verachtete sie. Ein Schif, dessen Bretter nur zusammen geleimet sind, kan unmöglich lange gegen einen Sturm aushalten. Ein Pferd, das dazu gewöhnet worden, daß es in gewissen Fällen hundert Meilen in einem Strich weglaufen soll, fält ofte hin, wenn es auf die Probe gestellet wird, ohne sein Ziel zu erreichen. Dieses begegnete gerade dem **Vang puen** und **Sun hao**. In ihrer Person ward das Sprüchwort wahr: Gleichwie man sich des Masses **Chin** nicht bedienen kan, grosse Steine zu messen, so reichen kleine Fähigkeiten nicht hin, grosse Dinge in der Welt auszurichten; und die einfältigste Tugend, wenn sie thätig und beständig ist, gilt mehr als die künstlichste Politic.

§. 194.

O! was ist doch für ein Unterscheid zwischen Menschen und Menschen, und zwischen Prinz und Prinz! **Kao tsou** ehrete den **Li song** dergestalt, daß auch seine Kleider daran Antheil hatten. **Siu tcheou** ward dagegen durch die vernünftige Erinnerungen des **Pi kan** dergestalt aufgebracht, daß er ihm auf eine höchstgrausame Art das Herz aus dem Leibe reissen lies. **Tching tang** hegete gegen seinen Minister **Yun** eine wahre Hochachtung und aufrichtige Freundschaft. **Kie** hatte an dem **Long pong** einen weisen und treuen Minister; aber er lies ihn erbärmlich hinrichten. **Tchuang** der König von **Tsou**, wenn er geheimden Rath gehalten, und in demselben an Witz und tiefen Einsichten allen seinen Ministern weit überlegen gewesen war, pflegete gemeiniglich traurig und voll Furcht hinaus zu gehen; weil er besorgete, daß, wenn er einen Fehler begangen, niemand denselben wieder gut machen könne. Und in dieser Traurigkeit blieb er oft etliche Stunden nach einander. **Vou hou** hingegen machte sich daraus eine Freude, ja so zu reden einen Triumph, wenn er weiter gesehen hatte als andere. Das macht, daß Herren ohne grossen Verstand ihre Fehler verbergen oder unterstützen wollen; weise und verständige

ständige Fürsten aber bemühen sich dasjenige zu erkennen, was ihnen noch fehlet. Wenn ich mein Gemüthe auf den **Kao tsou** und **Tching tang** richte, so vergleiche ich diese Regenten mit solchen Jahren, dir durch gemäßigte Kälte und Wärme, durch ordentlichen Wechsel der Jahrszeiten merkwürdig und fruchtbar geworden. Man pflegt zu sagen, daß zur Zeit einer guten Regierung das Thier **Ki ling** erscheine, das von guter Vorbedeutung ist. Ich aber pflege zu sagen: Waren denn **Kao tsou** und **Tching tang** in ihrer Art nicht wahre **Ki ling**? Wenn ich dagegen den **Kie** und **Tcheou** betrachte, so fallen mir dabey jene traurige und unglückliche Jahre ein, die durch unordentliche Witterung unfruchtbar geworden. In den gleichen Jahren wird allerhand Geschmeiß, zuweilen auch fürchterliche und grausame Ungeheuer erzeuget. Waren nicht diese beyden Käyser wahre Ungeheuer? Wie viel Unterweisung finde ich in diesen gegeneinander streitenden Exempeln! Ich weiß gar wohl, daß der Himmel, wie man zu sagen pfleget, gute und böse Zeiten für Länder und Staaten habe; inzwischen hänget ihr Glück oder Unglück nichts destoweniger von dem Verhalten der Menschen ab. Fiel nicht unter dem **Tching tang** eine Theurung von sieben Jahren ein? Dieser Herr beschnitt sich die Nägel, und wolte sich selbst dem Himmel aufopfern. Alsbald regnete es auf hundert Meilen umher. Zur Zeit eines andern Käysers wuchsen in desselben Pallast schleunig Maulbeerbäume. Dieses Wunder, welches man ihm als schreckhaft vorstellete, rührte ihn so, daß er tugendhaft ward. Anstatt des gedroheten Unglücks aber kamen die Abgesandten von sechzehen Fürsten an seinen Hof, ihm im Namen ihrer Principalen zu huldigen. Wer wolte nun noch daran zweifeln, daß die Besorgung des algemeinen Besten die Sache eines Fürsten sey?

§. 195.

Regieren ist eine sehr schwere Sache, sagen einige; andere behaupten dagegen, daß es gar was leichtes sey. Diese führen zum Beweis ihres Satzes folgendes an: Die Würde eines Käysers erhebet einen Fürsten über alle andere Menschen; er hat eine unumschränkte Gewalt in seinen Händen; Belohnungen und Bestrafungen stehen bey ihm. Er besitzet nicht allein die Reichthümer des ganzen Reichs, sondern er kan sich auch der Stärke und Fähigkeit seiner Unterthanen bedienen wozu er will. Was kan er nun nicht wünschen, ohne es auch zu erhalten? Was kan er nicht unternehmen, ohne es ins Werk zu richten? Diejenigen aber, so anderer Meinung sind, schliessen ganz anders. Fehlet es, sagen sie, einem Regenten an Ehrfurcht vor dem Himmel; stellen sich allerhand unerwartete und abentheuerliche Zufälle ein, oder beleidiget er die Gemüther; so wird er deswegen nicht selten mit einem schleunigen Tode bestrafet, wie man an dem **Vou y** und **Tcheou** siehet. Will er sich selbst ein Vergnügen machen, lässet er zum Exempel aus entfernten Ländern allerhand Seltenheiten herbey bringen, leget er Gärten, Teiche, prächtige Gebäude, offene Plätze und dergleichen an: so muß das Volk damit beläftiget werden; wenigstens werden die Frohndienste gehäufet und der Ackerbau bleibet liegen. Daraus entstehet Mangel und Hungersnoth. Das Volk fängt an darüber zu seufzen, zu murren und zu verderben. Ist der Regent nun unempfindlich, und bemühet sich nicht, dem Elend abzuhelfen; so wird er als ein Tyran betrachtet, der dazu geboren worden, Leute zu qvälen, nicht aber zu regieren. Er ist der Gegenstand algemeiner Verwünschungen. Was hat er nicht zu befürchten? Welcher Regent demnach seine eigene Ehre liebet, der muß sich alle Mühe geben, daß er das Volk nicht zur Ungebühr beschwere, sondern sie ruhig und

glücklich mache. Dieses aber kan er nicht bewerkstelligen, wo er sich nicht selbst vieles versaget, und seine stärkesten Neigungen unterdrücket. Das ist aber schon was schweres.

§. 196.

Eine andere und noch weit grössere Schwierigkeit ist diese, daß man die Diener bey seiner Regierung kenne, und einen jeden nach seinen Fähigkeiten brauchen lerne. Derjenige, den ein grosser Herr hoch achtet, und ihn für einen eben so fähigen als tugendhaften Menschen hält, kan gar wohl seine Fehler, ja recht grosse Laster haben. Und derjenige, den jedermann um seiner wirklichen und bekanten Fehler willen verdränget, mag gar wol verschiedene gute Eigenschaften haben, deren man sich mit Vortheil bedienen könte. Was soll nun ein Regent in solchem Fall thun? Verstösset er diejenigen, die Geschicklichkeit besitzen, so beraubt er sich selbst eines nützlichen Beystandes. Sind aber solche Leute kundbar lasterhaft, und er entfernet sie nicht von sich; so entstehen daher mancherley Zerrüttungen. Selbst diejenigen, denen man keine Laster vorzurücken hat, sind den Gaben und Fähigkeiten nach einander nicht gleich; man kan sie nicht brauchen, wo und wie man will. **Kong tcho** dienete einem ganzen Königreich mit grossem Vortheil. **Tze tsan** würde es nicht so weit gebracht haben. Er war ein Minister in einem weit kleinern Staat; aber er that Wunderdinge. **Tcheou pou** konte sich mit der Sprache nicht gut behelfen. Nichts destoweniger machte ihn **Kao tsou**, der erste Käyser von der Dynastie **Han**, zu einem **Heou**, und er bezahlte diese Ehre damit, daß er diese Familie, als sie dem Untergang nahe war, auf dem Thron erhielt. **See fou** war im Gegentheil ein beredter Mann; allein aller Beredtsamkeit ungeachtet konte er nicht in die Höhe kommen. Unter dem **Ven ti** hielt er um eine Aufsicht in dem Käyserlichen Thiergarten an, und konte auch diese Stelle nicht erhalten.

§. 197.

Zwischen so verschiedenen Gaben, und zwischen den Personen, die dieselben besitzen, allezeit die beste Wahl treffen, das ist gewiß etwas schweres, und doch zu einer löblichen Regierung unentberlich nöthig. Es ist aber nicht nur ein Unterschied unter den Gaben der Menschen, sondern auch unter ihrem Temperament, Naturel, Zustande, Neigungen und Tugenden zu beobachten. Ein jedes Geschlecht darunter hat wieder seine besondere Arten, und diese ihre eigene Unordnungen. Was ist zum Exempel für ein Unterschied zwischen der gewöhnlichen Ehrerbietung, und zwischen den Ehrerbietungen vom ersten Rang gegen die Eltern. Die erste bestehet darin, daß man seinen Eltern willig diene, daß man die Achtung gegen sie nicht aus den Augen setze, und daß man ihnen die schuldige Hülfe leiste. Die andere erstrecket sich so weit, daß man das Beste des Staats befördere, und den Frieden in den Familien herstelle. **Chun** besaß diese letzte Tugend, die man **Hiao** nennet, in einem hohen Grad; nichts destoweniger war er nicht so glücklich, seinen Eltern zu gefallen. **Tzen tsan** besaß die Tugend **Gin** (das ist Gütigkeit, Liebe, Gnade,) in einem hohen Grad; dennoch ist er unter den Schülern des Confucius nicht sonderlich gelobet worden. **Confucius** sagt, daß ein Sohn nicht die wahre Tugend **Hiao** besitze, wenn er ohne Unterschied thue, was ihm sein Vater gebiete. Und ein Minister, der sich alles belieben lässet, was seinem Principal nur einfält, der besitzet nicht die Tugend **Tchong**, oder die Treue gegen seinen Fürsten und den Eifer für das algemeine Beste. Daher fürchtete sich **Tcheou kong** weniger davor, daß er seinem Herrn mißfällig werden, als davor, daß

er

er ihm nicht redlich genug dienen möchte. Er bevestigte die Ruhe des Reichs dadurch, da er einen Uebelthäter am Leben strafte, ob er gleich dem Fürsten lieb war. Ny yn hingegen richtete sich in allen Stücken nach den Neigungen seines Königs, um nur sein eigenes Glück zu machen. Als Koan tchong *) todt war, so ward er weiter befördert, und fieng allerley Unheil an. Ki sing **) unterwarf sich bey einer Gelegenheit einem unvermeidlichen Tode, um nur demjenigen das Leben zu retten, den er für seinen Fürsten erkante. Yuen yang ***) setzte das ganze Reich in die äusserste Gefahr, damit er nur Gelegenheit hätte, eine besondere Rache auszuüben. An einem Tchong yuen und an vielen andern ist die Treue und Aufrichtigkeit nicht allein ohne Vergeltung geblieben, sondern sie ist auch elend und unterdruckt gewesen. An einem Tsai pi aber und seines gleichen hat die Verrätherey von aussen das beste Ansehen gehabt.

§. 198.

Beweiset dieses alles nicht, wie schwer es sey zu regieren? Und es würde gewiß noch schwerer seyn, wenn wir diese Geschichte nicht vor uns hätten, daraus ein aufmerksamer Regent getreue und redliche Diener von interessirten Schmeichlern unterscheiden lernet. Die Könige von Tsin hatten das Königreich Tchao und dessen Unterwerfung der Herzhaftigkeit und Geschicklichkeit des Pe ki zu danken. Unterdessen lies doch einer von diesen Königen diesen wohlverdienten Mann tödten. Na fou war unter der Regierung des King ti derjenige, der den gefährlichen Folgen Einhalt that, die der Aufruhr der zinsbaren Fürsten nach sich ziehen können. Nichts destoweniger muste Na fou unter eben diesem Käyser sein Leben gewaltsamer Weise hergeben. Eben so giengs dem Ouen tchong unter dem Könige von Yue, der doch ohne desselben guten Rath mit dem Könige von Ou nimmermehr würde haben fertig werden können. Endlich bekam Ou si, nach langen und wichtigen Diensten, nichts anders zur Belohnung als ein Schwerdt, mit dem Befehl, sich damit zu entleiben. Waren denn diese grossen Männer solche Verbrecher? Verdienten sie ein solches Ende? Nein; sondern das zeugete nur von der Ungerechtigkeit und von den Leidenschaften derer, denen sie gedienet hatten. Anlangend den Tchao kao, den Han sing, King pou und Tchin hi, so waren sie zwar Leute, die viel gutes an sich hatten, und die sich auch wirklich hie und da wohlverdient gemacht;

*) Es war derselbe ein erster Minister am Hofe des Tchouan vang, des Königs von Tsi. Er hatte seinem Könige insonderheit gerathen, daß er den Ny ya nicht hoch setzen möchte.

**) Als Kao tsou, der Stifter der Dynastie Han, noch mit dem Hiang yu wegen des Reichs stritte, so ward er in einer Stadt belagert; und seine Armee war sehr weit entfernet. Ki sing, der in demselbigen Orte das Commando hatte, stellete sich an, als ob er den Ort, und mit demselben auch den Kao tsou übergeben wolte. Diese neue Nachricht erfülte das Lager mit ungemeiner Freude. Die Wachen waren nachläßig besetzet, und Kao entgieng nebst einiger Reuterey durch ein anderes Thor, bemächtigte sich einiger Posten, und entkam glücklich. Als Hiang yu in dem Orte angekommen, so verlangte er vom Ki sing die Auslieferung des Kao tsou. Ich habe euch, antwortete dieser, betrogen, um dem Kao Mittel zu verschaffen, zu entkommen. Darüber gerieth Hiang yu in einen greulichen Zorn, und lies den Ki sing verbrennen.

***) Yuen yang war ein Feind des Chao tso. Dieser hatte dem Käyser einen heilsamen Rath gegeben, der auch von seinen Räthen für gut befunden worden. Als nun einstens etwas wegen eines zinsbaren Fürsten vorfiel, so hetzte der Yuen yang alle zinsbare Fürsten auf, um den Chao tso ums Leben zu bringen. Sie thaten alle Dienste gegen den Käyser; man besänftigte sie durch die Aufopferung des Chao tso. Und das wolte eben Yuen yang haben.

aber sie blieben sich selbst nicht gleich, und ihre Bestrafung war nicht ungerecht. Man hätte aber ihren Fehlern zuvorkommen sollen; und das war ein Mangel am **Kao tsou**, einem sonst so grossen Fürsten, daß er nicht gelernet hatte, die Leute zu erhalten, die seltene Fähigkeiten und grosse Verdienste hatten. Der Stifter der Dynastie **Han**, ist in dem Stück weit unter dem Wiederhersteller derselben, dem **Ovang vou**. Dieser wuste seine Generals so gut zu belohnen als **Kao tsou**; aber dahin lies er sie nicht kommen, daß sie ihrer selbst vergessen durften. Und so muß mans auch mit denen machen, denen man theils seine Erhebung auf den Thron, theils die Erhaltung auf demselben zu danken hat. Es ist eine schlechte Vergeltung ihrer Verdienste, wenn man sie in Gefahr kommen lässet, die Früchte derselben zu verlieren.

§. 199.

Mich dünkt, daß die mit der Regierungskunst verbundene Schwierigkeiten aus dem, was bisher angeführet worden, sattsam erkant werden können. Wir wollen aber dieselbe noch deutlicher machen. Bey dem hohen Range, den ein Regent vor allen seinen Unterthanen hat, wird er von jederman gesehen. Befielt er nun oder thut etwas, das nicht vernunftmäßig ist, so thut er sich nicht nur selbst einen empfindlichen Schaden, sondern er geräth auch bey den Weisen in Verachtung. Entfähret ihm eine Handlung oder nur eine Mine, die sich nicht zur Würde seiner Person schicket; so fangen die grossen und kleinen darüber an zu lachen. Erhebet er einen zu hohen Bedienungen; so murren tausend eifersüchtige Gemüther darüber. Läst er eine Empfehlung etwas bey sich gelten; so beschweren sich alle die, so sich auf Beförderung Hofnung gemachet, darüber, und sagen, daß man mehr auf Eigennutz als auf Verdienste sehe. Geschichts, daß er einen Mann von bekanten Verdiensten erhebet, so schreibet man solches einem ohngefähren Zufall, keinesweges aber den Einsichten des Regenten zu. Diesmal, sagt man, hats ihm geglückt, diesmal hat ers getroffen. Trifts aber einer, der keine oder nicht viel Verdienste hat; so trägt man kein Bedenken, frey zusagen, daß es dem Regenten an Einsichten fehle. Redet der Fürst zu viel, so heist er ein Plauderer. Redet er zu wenig, so wird er als ein solcher angesehen, der keinen guten Schatz in seinem Herzen hat, und die, so um ihn sind, nicht zu unterrichten weiß. Folgt er dem Triebe seines Naturels, läst er den Zorn offenbar werden; so breitet sich von ihm am Hofe und im ganzen Lande ein nachtheiliges Schrecken aus. Ist er dagegen gelinde, gütig und übersehend; so werden seine Befehle und Verordnungen schlecht beobachtet. Lebet das Volk beqvemlich; so sehen es die Bedienten*) nicht gerne. Sind aber diese zufrieden, so murret und beschweret sich das Volk. Das ganze Reich stellet einen grossen Baum vor, dessen Schaft und Wurzel der Hof ist. Kan nun der Regent wol unempfindlich bleiben, wenn unglückliche Zufälle seinen Staat betreffen. Wenig Haut und desto mehr Haare, heisset es in einem Sprüchwort. Es ist daher der wesentlichste Vortheil eines Staats, daß

*) Im Chinesischen Text stehet **Kao**; unter welchem Worte Richter, Obrigkeiten, Kriegsbedienten u. s. f. ohne Unterschied begriffen werden. In einigen andern Französischen Schriften von diesem Reich hat man sich des Wortes **Mandarin** bedienet. Man kan dieses Wort auch statt des oben gebrauchten gar wohl setzen. Nur muß ich dabey erinnern, daß das Wort **Mandarin** gar nicht für ein Chinesisches zu halten sey, oder von den Chinesern ausgesprochen werden könne. Ich glaube, daß es von den Portugiesen erfunden, und von mandar, befehlen, hergeleitet worden.

daß er mit guten Ministern versehen sey. Das ist wahr; aber die Yn und Fou yue *) sind etwas sehr seltenes.

§. 200.

Ist der Hof eines Regenten mit guten Ministern versorget; so ist eben so viel daran gelegen, daß er auch getreue, geschickte und unermüdete Generals an den Gränzen habe. Aber die **Hoei chang** und **Li mou** werden heut zu Tage nicht oft gefunden. Ist aber ein Regent so glücklich, daß er solche wohlverdiente Leute findet, so muß er ihnen unstreitig sehr geneigt und zugethan seyn. Wenn er erfähret, was auf den Gränzen seines Reichs vorgehet; so gehets ihm recht nahe, daß er Leute dahin schicken soll, die er liebet. Auf der andern Seite aber erkennet er auch, daß, wenn er sich ihrer nicht bedienet, er in Gefahr stehe, die Blätter zu verlieren, oder daß dem grossen Baum die Zweige abgehauen werden, und dieser zuletzt gar verderbe. Was leidet nicht bey solchen Umständen ein weiser und gütiger Herr? Ich meines Ortes, wenn ich dieses bey mir selbst überlege, so empfinde ich die Last der Königlichen Würde. Noch mehr aber gehet mir anderer ihre Noth zu Herzen, als meine eigene, und ich pflege oft zu mir selbst zu sagen: Wenn ein unumschränkter Fürst so viel zu leiden hat, wie muß es um die aussehen, die nicht allein nicht ihre eigene Herren sind, sondern auch die Regierungslast mit ihm theilen müssen. In dem Buch Y king heisset es: Die Chinesischen Bücher erschöpfen die Materie nicht; sehr selten sind auch die Worte fähig, alle ihre Gedanken auszudrucken. Also habe ich auch hier nur mit einigen Worten dasjenige anzeigen wollen, was mich innerlich beunruhiget. Und ob wol, nach dem gemeinen Sprüchwort, derjenige, welcher leidet, ein Vergnügen an seinen Klagen findet; so habe ich doch gewiß die Feder nicht deswegen ergriffen. Ich bin nicht gesonnen, durch eine wohlgesetzte Rede andere zu bewegen; sondern ich habe mich selbst unterrichten wollen. Das ist mein eigentlichster Zweck. Doch schäme ich mich auch nicht, meine Gedanken und Meinungen vor die Augen der Weisen gelegt zu haben.

Anmerkung des Käyser **Cang hi** hierüber.

Nichts hätte schöner gedacht und ausgedruckt werden können, als was **Tai tsong** von der Regierung überhaupt, und insonderheit von der Wahl geschickter Diener geschrieben. Das heist, das Alterthum gehörig brauchen. **Tai tsong** that noch mehr. Er ahmete demselben auch nach. Seine Regierung ist unsern berühmtesten Dynastien sehr nahe gekommen.

201.

Eilftes Stück.

Eben dieser Käyser Tai tsong lies im dritten Jahr von den Jahren, die man Tchin koan nennet, folgenden Befehl ergehen.

Der Grund aller Tugenden ist diejenige, die man **Hiao** (oder die kindliche Ehrfurcht) nennet. Die Unterweisung in derselben ist die allernöthigste. Ich habe darin von meiner Jugend auf den erwünschtesten Unterricht empfangen. Mein Vater und die, so mir von ihm zu Lehrmeistern war verordnet worden, liessen mich nicht blos die Versbücher, die Bücher der Gebräuche und wie sie sonst Namen haben, auswendig lernen; sondern

*) Es sind dieses zween berühmte Staatsminister, deren im Buch **Chi king** Meldung geschicht.

dern man unterrichtete mich auch in den wichtigsten Grundsätzen, davon die Regierung des Volks und das Beste des Staats abhanget. Davon habe ich den Vortheil gehabt, daß ich durch einen einzigen Feldzug alle Feinde gedämpfet, und den bis dahin unterdrückt gewesenen Völkern Ruhe und Freyheit verschaffet. Uebrigens habe ich allezeit ein gütiges Herz gehabt, und wenn ich ja zu Zeiten Gerechtigkeit und Ernst habe müssen verwalten lassen, so weiß man ja wohl, daß, gleichwie man gegen Feinde Muth und Tapferkeit benöthiget ist, also auch solche Missethaten zu finden, gegen welche man keine Gnade erweisen darf. Ich habe nichts als das gemeine Beste und die Ruhe des Reichs zum Zweck gehabt. Die Leidenschaften haben an dem, was ich gethan, keinen Antheil gehabt. Als sich der Käyser, mein Vater, nach **Tangan** begab, so trug er mir die Regierung auf. Ich muste ihm gehorchen. Wie ich nun die Last derselben empfinde, so beschäftige ich mich ganz und gar damit. Ich befinde mich im Inwendigen des Pallastes samt den Königinnen, als in einer Vestung. Ich bringe oft ganze Nächte mit Regierungsangelegenheiten hin. Ich stehe noch vor Tage auf. Alle meine Gedanken und Worte gehen dahin, der Güte des Himmels würdig zu begegnen, und die Absicht meines Vaters zu erfüllen. Dieses zu erreichen will ich aus Mitleiden selbst gegen die, so allerhand Fehler begehen, die Strafen aufs neue einrichten, ich will dem Elend des Volkes zuvorkommen, und diejenigen strafen, die dasselbe qvälen und drücken. Ich will jedermann den Zutrit zu meiner Person verstatten, ich will tugendhafte und verdiente Leute zu Aemtern befördern; ich will den Vorstellungen einen freyen Weg zu mir machen, und denen alle Furcht benehmen, die dergleichen thun wollen, damit ich, so viel möglich, alle Augenblicke etwas neues lerne.

§. 202.

Meine Aufmerksamkeit hierauf ist so emsig und ununterbrochen, daß ich keinen Tag vergeblich vorbeystreichen lasse. Es würde mir nichts angenehmers begegnen können, als wenn alles in guter Ordnung wäre, und wenn alle meine Unterthanen in allen Dingen und Handlungen Vernunft und Tugend vor Augen hätten. Wenn ich demnach etwas in Unordnung finde, oder daß meine Unterthanen lasterhaft sind; so gebe ich mir zuförderst selbst die Schuld, daß ich so wenig Fähigkeit habe, sie zu unterweisen und gründlich zu bessern. Und dazu habe ich Grund und Ursache. Denn es heist im Buch **Chu king**: Wenn die Tugend volkommen aufrichtig und gründlich ist, so rühret sie **Chin**, oder die Geister; was wird sie nicht bey dem Volk ausrichten können? Man bringet mir von verschiedenen Orten Nachrichten her, daß die Völker ihrer Pflicht eingedenk sind, daß man nicht von so vielen Diebereien höret, und daß an manchen Orten die Gefängnisse leer sind. Diese Neuigkeiten vernehme ich mit grossem Vergnügen; aber ich schreibe sie nicht meiner Vorsorge und gutem Exempel zu. Folgende Betrachtungen pflege ich dabey anzustellen: Die Leute sind der Unordnungen und des Raubes müde; sie gewöhnen sich almählig auf den Weg der Tugend; ich muß an diesen glücklichen Umständen Gelegenheit nehmen, meine Unterthanen zu bessern. Bey meinen Feldzügen bin ich einen guten Theil meiner Provinzien durchwandert. Wo ich nur auf ein Dorf kam, da schlug ich an meine Brust, und beseufzete den elenden Zustand des Volks. Wie ich nun mit eigenen Augen sehen lernen, so lasse ich nicht gerne einen einzigen meiner Unterthanen mit Frohndiensten beschweren. Ich bemühe mich aus allen Kräften, es meinen Unterthanen erträglich zu machen, damit die Eltern im Stande seyn mögen, ihre Kinder zu erziehen,

ziehen, die Kinder aber hinwiederum die Pflichten gegen ihre Eltern besser beobachten, und also nebst der Tugend Hiao alle andere in Ansehen bringen.

§. 203.

Damit man aber erkenne, daß mir bey der Bekantmachung dieses Befehls diese Sache recht nahe am Herzen gelegen, so befehle ich, daß allen denen, die sich in der Tugend Hiao hervor thun, fünf Lasten Reiß, denen, die über achtzig Jahre sind, zwo Lasten, den neunzigjährigen drey Lasten, und eben so viel den hundertjährigen in meinem Namen gereichet, und einem jeglichen noch besonders zwey Stücke Stoff zugetheilet werden sollen. Ja was noch mehr, einem jeglichen Weibe, das einen Sohn gebieret, soll eine Last Reiß geschenket, und damit mit instehendem Neumonde der Anfang gemachet werden. Anlangend diejenigen, so vor Hunger und Elend das Land räumen müssen; so soll man zuförderst Sorge tragen, daß diese Leute wieder kommen, und bey ihrer Wiederkunft soll ihnen auf meine Kosten alles gereichet werden, wodurch sie sich wieder auf den vorigen Fuß setzen können. Ich gebiete anbey allen Oberbedienten in der Provinz, wohl zu untersuchen, welches die vortreflichen, guten und bösen Subalternen sind, und davon soll man mir eine versiegelte Liste zuschicken. Sie sollen sich ferner erkundigen, ein jeder so weit sich sein Gebiet erstrecket; ob etwa hie und da Leute zu finden, die besondere Fähigkeiten haben, oder sich zum Kriege schicken, oder sich sonst durch die Tugend unterscheiden; davon verlange ich gleichfals ein Verzeichniß. Endlich soll man mir zu wissen thun, ob solche zu finden, die zwar in den vorigen verwirten Zeiten frech gelebet, nun aber in Friedenszeiten eine wahre Besserung an sich blicken lassen. Seine Fehler beweinen und sich bessern, ist eine Sache, die von weisen Königen hochgeschätzet worden, und die ich selbst sehr hoch halte. Der gegenwärtige Befehl soll unverzüglich bekant gemacht werden. Man sagts, und es ist auch wahr, daß ein einziger verlohrner Tag drey Jahr nachher gespüret wird. Das Reich kan von meiner guten Absicht nicht zeitig genung unterrichtet werden.

§. 204.

Zwölftes Stück.

Im dritten von denjenigen Jahren, die man Tchin koan nennet, ward Li tu leang zur Würde eines Tai fou erhaben, und in das Gebiete von Leang tcheou ausgesendet. Als einige Zeit darauf ein Deputirter vom Kayser Tai tsong durch diese Gegend reisete, erblickte er einen vortreflichen Vogel. Er entschloß sich so gleich, dem Kayser ein Präsent damit zu machen. Ta leang übergab denselben dem Deputirten des Kaysers, solchen nach Gutbefinden zu übersenden. Dazu legete er ganz unvermerkt ein Memorial, das folgenden Inhalts war.

Es ist schon geraume Zeit, daß E. M. dem Vergnügen auf der Jagd entsaget haben. Nichts destoweniger hat einer ihrer Deputirten um einen Vogel Ansuchung gethan, der auf der Jagd gebraucht zu werden pfleget. Er hat solches entweder deswegen gethan, weil er von der Gesinnung E. M. versichert gewesen, und daß es ihnen zum Vergnügen gereichen würde, oder er hat es vor sich selbst gethan, und ohne Dero Absicht zu wissen. Ist dieses letztere, so hat er sich nicht als einen geschickten Mann bewiesen, und ist seines Amtes nicht würdig. Meinet er aber, ein Vergnügen dadurch zu verursachen, so müssen

E. M. ihre ehemalige Entschliessung geändert, und die alten Verordnungen aufgehoben haben.

§. 205.

Als Tai tsong dieses Memorial gelesen, so antwortete er folgendes: Eure Geschicklichkeit in Staats- und Kriegesangelegenheiten, die mit einer sonderbaren Aufrichtigkeit und mit einer bewährten Treue verbunden, hat mich bewogen, euch die Regierung und Sicherheit so entfernter und fast fremder Völker anzuvertrauen. Ich verspüre eine ungemeine Zufriedenheit darüber, wie ihr eurem Amte ein Genügen leistet. Ich erfreue mich über die mir erwiesene Ehre; eure Dienste und eifrige Treue ist immer vor meinen Augen. Ich werde zwar demjenigen, der mich mit dem Jagdvogel beschenket, den Proceß nicht machen; aber ich schätze die gute Erinnerung sehr hoch, die ihr mir bey dieser Gelegenheit aus der Ferne ertheilet habt, daraus ich erkenne, wie ihr mich des vergangenen zu erinnern, und aufs zukünftige zu unterweisen bemühet seyd. Ich habe euer Hertz gesehen, da ich euren Brief gelesen habe. So oft ich ihn überlese, so seufze ich und lobe ihn. Bin ich nicht glücklich, sage ich zu mir selbst, daß ich einen solchen Diener habe? verlieret ja niemals etwas von dieser Aufrichtigkeit. Fahret darinnen fort, und schmücket damit die hohe Würde, die euch anvertrauet worden. Nach der Meinung unserer Alten ist eine zu rechter Zeit ertheilte Erinnerung ein kostbares Geschenk. Diejenige, die ihr mir ertheilet habt, ist gewiß von grossem Werth. Euch zu bezeugen, wie viel ich daraus mache, so übersende ich euch drey güldene Gefässe. Sie sind zwar nicht alzu schwer; allein ich habe mich derselben bedienet. Es wird ein treffliches Mittel seyn, eure Aemter wohl zu verwalten, und euch in der einmal erlangten Reputation zu erhalten, wenn ihr die Zeit, so euch übrig ist, zur Lesung nützlicher Schriften anwendet. Zu diesem Ende habe ich zu meinem Geschenk ein Exemplar von der Historie der Dynastie Han, die vom Sun geschrieben worden, beygeleget. Die Begebenheiten sind darinn mit wenig Worten vorgetragen; die darin liegende Staatsklugheit ist tief, und man kan gar wohl sagen, daß das Buch das wesentlichste von der Kunst zu regieren, und alle Pflichten in sich fasse, die Regenten und Unterthanen gegeneinander zu erweisen schuldig sind. Ich glaube, daß ihr dieses Buch um so viel fleißiger lesen werdet, da es von meinen Händen komt.

§. 206.

Dreyzehentes Stück.

Gegen das Ende der Jahre, die man Tchin koan nennet, verfertigte eben dieser Käyser Tai tsong ein Buch zur Unterweisung seines Erbprinzen, welches den Titul führete: Die Regul der Regenten. Es bestund aus zwölf Capiteln. Das erste handelte von der Person eines Regenten; das andere von der Erhebung seiner Anverwandten; das dritte von seiner Sorgfalt nach weisen Männern; das vierte von der Wahl seiner Diener; das fünfte von Annehmung guter Erinnerungen und Nachrichten; das sechste von der Verbannung aller Verleumdung und Lästerung; das siebente von der Vermeidung des Stolzes; das achte von der klugen Sparsamkeit eines Regenten; das neunte von Bestrafungen und Belohnungen; das zehente von fleißiger Besorgung des Ackerbaues; das eilfte

von der einem Regenten nöthigen Kriegswissenschaft; das zwölfte von der Hochachtung, die ein Regent insonderheit gegen Wissenschaften und Gelehrsamkeit soll blicken lassen. Alle diese Materien waren so abgehandelt, daß ein Prinz daraus sowol zur Tugend, als auch zur Regierungskunst angewiesen werden konte. Als nun Tai tsong dieses Buch seinem Erbprinzen übergab, so sezte er demselben folgende Vorrede vor.

§. 207.

Diese zwölf Capitel sind zwar kurz, aber sie enthalten die wichtigsten Reguln unserer alten und weisen Könige, und die Pflichten guter Regenten. Von diesem hanget die Verwirrung oder Ruhe, das Glück oder Unglück eines Landes ab. Es ist leicht, dergleichen Reguln zu lernen und seine Pflichten daraus zuerkennen. Die Hauptsache komt darauf an, daß man denselben auch nachlebe, und sie in Ausübung bringe. Und das ist so leicht nicht; vielweniger ist das leicht, daß man es beständig beobachte, und bis ans Ende des Lebens sich selbst in seinen Handlungen niemals ungleich werde. Man muß sich ja nicht vorstellen, als ob jene gottlose Fürsten, deren Name noch immer verabscheuet wird, keinen andern Weg als den Lasterweg gewust; und daß unsern weisen und tugendhaften Regenten, deren Andenken noch im Segen ist, kein anderer als der Tugendweg bekant gewesen. Beyde haben gar wohl verschiedene Wege gewust; allein der eine davon gehet abwärts, und ist bequem; der andere aber gehet in die Höhe, und ist beschwerlich zu besteigen. Niederträchtige Gemüther, die auf andere Menschen nicht sehen, erwählen den leichtesten Weg, der sie ins Verderben führet. Großmüthige Seelen aber lassen sich durch die vorhandenen Schwierigkeiten nicht schrecken, sondern betreten muthig den beschwerlichen Weg. Und sie werden bald inne, daß ihr Muth von Glück und Wohlergehen begleitet wird. Es rühret also von dem verschiedenen Verhalten der Menschen her, wenn sie entweder glücklich oder unglücklich sind. Was einige von verschiedenen Pforten des Glücks oder Unglücks geschrieben, das ist entweder eben das, was ich sage, oder es ist eine blosse Erfindung.

§. 208.

Wolt ihr, mein Sohn, regieren, wie sichs gebüret, so wandelt auf dem Wege grosser Seelen. Stellet euch unsere grössesten Käyser zum Muster und Vorbilde vor. Begnüget euch nicht mit dem, was ich thue. Wer sich auch die allergrösten Regenten zum Muster vorstellet, der bleibet doch noch weit hinter ihnen zurück. Wer sich nur was mittelmäßiges vorstellet, der hat nicht einmal Lust, nur so weit zu kommen. Nein, nur eine Tugend vom ersten Range muß euer Vorbild seyn. Was mich betrift, so habe ich, seit dem ich auf dem Thron bin, viele Fehler begangen. Ich habe an schönen Stoffen, an gestickten Kleidern, an Perlen und kostbaren Edelgesteinen einen Gefallen gehabt. Wer sich dieser Dinge ordentlich bedienet, wie ich gethan habe, der stehet gegen seine Leidenschaften schlecht auf der Hut. Ich habe meine Gebäude mit allerhand Schnitzwerk ausgezieret; ich habe verschiedene Terrasse aufwerfen lassen. Dieses alles ist nicht ohne Unkosten geschehen; und man siehet daraus, daß ich eine kluge Sparsamkeit nicht hoch genung geachtet habe. Ich habe mir Hunde, Pferde, Jagdvögel gehalten, und dieselben aus fernen Landen herbey bringen lassen. Das ist eine Eitelkeit, die der Uneigennützigkeit und volkommenen Mäßigkeit Schaden zufüget. Ich habe endlich verschiedene

Lustreisen angestellet, dabey viele Leute Ungelegenheit gehabt haben. Das heisset alles so viel, als sich selbst nicht zu überwinden wissen, und andere Menschen wenig achten. Gründet euch ja nicht auf mein Exempel. Ich sehe dieses alles als Fehler an, die gefährliche Folgen nach sich ziehen können; doch haben sie dieselben nicht gehabt. Warum nicht? Weil man auf der andern Seite sahe, daß ich Ruhe und Frieden im Reich wieder hergestellet hatte. Habe ich jemanden meiner Unterthanen einen Verdruß erwiesen; so habe ich ihnen dargegen öfter in ihren Nöthen beygestanden, und dafür gesorget, daß sie Ueberfluß gehabt. Die Vortheile, so sie von meinen Siegen, von meiner väterlichen Vorsorge, von meiner Gütigkeit gehabt, haben sie an meine Fehler nicht gedenken lassen, oder sie haben sie doch ohne Murren übersehen. Ja sie loben mich und preisen meine Thaten. Man mag aber von meiner Regierung sagen, was man wil, so erkenne ich meine Fehler am besten, und ich kan ohne Schaam und Reue nicht daran gedenken. Würdet ihr nun meinen Fehlern nachahmen; was würdet ihr nicht zu besorgen haben? ihr, dem das Reich noch nichts zu danken hat, sondern der ihr vielmehr den Thron dem Glück eurer Geburt zuschreiben müsset. Wenn ihr aber solche Neigungen annehmet, die eurem hohen Stande gemäs sind, und wenn ihr die Tugend ins Aufnehmen bringet, wenn ihr nichts unternehmet, das nicht von derselben unterstützet wird; so wird euer Leben ruhig, und eure Regierung rühmlich seyn. Ueberlasset ihr euch aber euren Affecten und Eigensinn, so werdet ihr euch samt eurem Staat ins Verderben stürzen. Es gehört viel Zeit dazu, ein Reich in die gehörige Ordnung und Verfassung zu setzen; aber desto weniger Zeit, dasselbe in Verwirrung zu stürzen. Es ist nicht leicht die Ehre des Throns durch sein Verdienst zu erlangen; aber dagegeu ist es sehr leicht denselben zu verlieren. Kan nun wol ein Souverain wachsam genung seyn?

§. 209.

Anmerkungen über diese Vorrede.

Ueber diese Vorrede hat sich erstlich ein gewisser Autor, Namens **hau sen sang** also erkläret: **Tai tsong** erkennet alhier seine Fehler, und bekennet sie auch. Nichts ist löblicher als dieses. Es scheinet aber, als ob er dieses insonderheit um seines Sohnes willen geschrieben. Der gröste Fehler dieses jungen Herrn aber war die Liebe zu dem weiblichen Geschlecht. Indes hat **Tai tsong** davon nicht ein Wort gedacht. Es ist wol nichts gewissers, als was man zu sagen pfleget, daß die Eltern selten die Fehler ihrer Kinder recht erkennen. Hiernächst aber so hat ein anderer, Namens **Ting fong** ganz anders hierüber geurtheilet und also geschrieben: Nach den Grundsätzen unserer alten Weisen konte jungen Prinzen nichts so sehr empfolen werden, als daß sie sich von der Weiberliebe nicht solten hinreissen lassen. **Tai tsong**, der in diesem **Regentenspiegel** seinen Sohn von allen Pflichten so genau unterrichtet, hat dieses wesentlichen Stüks nicht einmal gedacht. Hat er etwa dabey seine eigene Schwäche gemerket, und daher Bedenken getragen, davon zu reden? So viel ist gewiß, daß sein Nachfolger **Kao tsong** eine ganz verblendete Liebe gegen eine gewisse Dame geheget, so lange er gelebet, welcher er auch, da er starb, die Regierung des Reichs übergab, und dadurch alles umkehren wolte. Das Stillschweigen des **Tai tsong** bey einem so wichtigen Artikel scheinet dasjenige zu bestätigen, was an sich selbst wahr genung ist, nemlich daß grosse Herren gewisse Sohnessünden hegen, die sie nicht gern antasten lassen. Ihre Staaten erfahrens oft genung.

Als

Als eben dieser Käyser einem Feldzuge nach Coräa mit beywohnete, und zu Yng tcheou augelanget war; so gab er Befehl, daß die Gebeine seiner Officier und Soldaten, die im Kriege Leao tong geblieben, aufgesuchet und gesamlet werden sollen. Er lies sie alle zusammen nach der Stadt Lieou tcheau bringen. Er gab dem Magistrat desselben Ortes Befehl, ein gewisses Thier vom ersten Range zuzubereiten. Mit demselben beehrete er diese Todten, und beobachtete die Ceremonie Tsi. Er lies dabey eine Trauerrede ablesen, die er selbst aufgesetzet hatte; und er beweinete diese Leute so, daß seine ganze Armee dadurch beweget ward.

§. 210.

Vierzehentes Stück.

Darin eine Erklärung eines Käysers von der Dynastie Tang enthalten.

Man sagts, und es ist auch wahr, daß Perlen und Edelgesteine weder zur Nahrung noch zur Kleidung gebrauchet werden können. Sie dienen dem Leibe weder gegen die Hitze, noch gegen die Kälte, noch gegen den Hunger. Eben solche Beschaffenheit hat es mit andern Zierrathen. Ven ti, ein Käyser aus der Dynastie Han, sagte sehr wohl, daß die Bildhauer, Kupferstecherarbeit und andere dergleichen Künste, dem Ackerbau nachtheilig wären; daß gestickte Kleider und andere Arbeiten von der Art, die Weiber abhielten, nöthigere Zeuge zu weben, und die vor Zeiten mehr im Gebrauch gewesen. Dieser weise Regent schreibt diese Unordnungen dem Mangel an Lebensmitteln und dem Frost zu, den die armen Unterthanen ausstehen musten. Kia y, der zu den Zeiten Ven ti lebete, gieng in diesen Betrachtungen noch weiter. Ein Mensch, sagte er, der des Tages nicht zweymal zu essen hat, leidet Hunger, und wenn er sich in einem Jahre keine neue Kleider machet, so muß er im Winter frieren. Leidet man aber Hunger und Frost, so ist nichts vermögend die Menschen zu erhalten. Die zärtlichste Mutter bleibet ihres Sohns nicht mächtig; wie solte ein Regent seine Unterthanen erhalten können?

§. 211.

Da ich jetzo über das Volk, über die Grossen des Reichs, ja über die Könige erhaben bin, und überdies, aller meiner Schwachheit ungeachtet, das Reich glücklich zu machen Sorge tragen soll; so beschäftige ich mich damit Tag und Nacht, daß ich auch oft des Essens und des Schlafs mich enthalte. Ich wolte gerne die erste Einfalt und Unschuld in meinem Reich wieder herstellen. Gleichwie aber dieses nicht zu erwarten stehet, so lange die Dürftigkeit allenthalben herschet; so würde mir nichts angenehmers seyn, als wenn eine jede Familie hinlänglich zu leben hätte. Aber ach! ich kan dabey nicht zum Zweck kommen. Meine Vorrathshäuser sind fast leer, und die Dürftigkeit bleibt immer eben dieselbige. Solten noch einige Ueberschwemmungen oder grosse Dürren erfolgen, so werden die Leute genöthiget seyn, Kleye zu essen. Wenn ich nun auf die Ursache dieses Elendes denke, so finde ich dieselbe in meinen Fehlern. Durch den verschwenderischen Aufwand an meine Tafel, durch meine reichgestickten Kleider habe ich den Unterthanen die Liebe zur Verschwendung und zum delicaten Leben eingeflösset. Die Unterthanen richten sich eher nach den Exempeln ihrer Regenten, als nach ihren Unterweisungen; und man siehet nicht, daß die Vorstellungen eines Souverain dasjenige gut machen könten, was er durch sein Exempel verderbet hat. Daher machten auch unsere alten und weisen Könige aus

ihrem persönlichen Verhalten das Hauptwerk ihrer Regierung. Dadurch erreichten sie den Zweck, daß sie die Mißbräuche einstellen, und die Unterthanen tugendhaft machen konten. In den Zeiten, die den unsrigen näher sind, haben einige Regenten ihrem Exempel mit gutem Erfolg nachgeahmet, ob sie gleich es nicht in allen Stücken ihnen gleich thun können. Warum solte mir denn solches nicht auch möglich seyn? Soll meinen Bedienten die Liebe zur Genügsamkeit, Einfalt und Sparsamkeit beygebracht werden; so wird es unmöglich geschehen können, so lange ich selbst die auserlesensten Stoffe, gestickte Kleider und kostbarste Perlen an mir habe. Ja, nun erkenne ich es, und es ist eine ausgemachte Sache, daß der Regent mit einem guten Exempel vorgehen muß, und das will ich nun thun.

§. 212.

Was ich von Golde oder Silber an mir habe, das will ich schmelzen, und meine Truppen davon bezahlen, oder andere Unkosten bestreiten lassen. Anlangend meine Kleinodien, meine Perlen, meine Diamanten und dergleichen unnütze Kostbarkeiten mehr; so will ich sie vor meinem Zimmer ins Feuer werfen, und vor jederman einen Beweis ablegen, daß ich die Verschwendung hasse. Weil ein aufrichtiges und redliches Herz die Macht hat, den Himmel zu rühren; so glaube ich, es werde solches auch vermögend seyn, meine Unterthanen zu bewegen; und daß man wenigstens denjenigen Ordnungen gehorsam seyn werde, die von meinem Exempel belebet werden. Man mache den Anfang von meinem Pallast. Es soll Befehl an die Königinnen und Kebsweiber ergehen, daß sie künftig dergleichen Kleider nicht tragen, und daß die Reinlichkeit ihr ganzer Schmuck seyn soll. Es soll ihnen untersaget werden, Perlen und andere dergleichen Kostbarkeiten zu tragen. Ich will es, wo möglich dahin bringen, daß das Gold nicht höher geschätzet werde, als der Koth auf der Gasse. Wenigstens will ich alle Verschwendung verbannen. Bescheidenheit, Genügsamkeit, Sparsamkeit, sollen die Mittel seyn, der algemeinen Noth der Unterthanen zu statten zu kommen. Gegenwärtige Erklärung soll daher unverzüglich bekant gemachet, und jederman benachrichtiget werden, daß dieses mein ernstlicher Wille sey.

§. 213.

Funfzehentes Stück.

Darinnen der Käyser Tal tsong eine Verordnung vorgeleget, wie es mit dem Götzen Foâ, und dessen Priestern, den Bonzen, gehalten werden soll.

Unter unsern drey berühmtesten Dynastien hat man nie etwas von der Secte Foâ *) gehöret. Nur nach den Dynastien Han und hoei hat sich diese Secte eingenistelt, ihre Lehrsätze bekant gemachet und in China ausgebreitet. Seit derselbigen Zeit haben allerhand fremde Gewonheiten Eingang gefunden, ohne daß es sonderlich wäre bemerket worden. Sie griffen auch immer weiter um sich. Das Volk wird unglücklicher Weise damit vergiftet, und der Staat selbst leidet darunter. An den beyden Höfen, in allen Städten, auf den Bergen, findet man nichts als Bonzen von beyderley Geschlecht. Die Anzahl und die Pracht dieser Leute wächset zusehens an. Viele Handwerksleute beschäftigen

*) Es ist dieses der Name eines Indianischen Sectirers; dessen Anhang sich bald nach Christi Geburt im chinesischen Reich ausgebreitet.

gen sich damit, daß sie ihnen aus allerley Materie Bilder verfertigen. Mit der Ausschmückung derselben wird viel Gold durchgebracht. Viele Leute vergessen ihre Obrigkeit und Freundschaft, und treten unter einen Bonzen-Priester. Ja man findet Erzbösewichter, die Weib und Kinder verlassen, und gegen die Verfolgung der Gesetze bey den Bonzen eine Freystadt suchen. Kan auch wol was schädlichers eingeführet werden? Unsere alte Vorfahren hatten diese Maxim, daß, wenn ein Mann nicht arbeite, und ein Weib sich nicht mit der Seide und Spinnerey beschäftige; so müsse es jemand im Lande empfinden, und entweder hungern oder frieren. Was soll denn nun daraus werden, da heut zu Tage eine so greuliche Menge Bonzen, beyderley Geschlechts, sich von anderer ihrem Schweiß nähren und kleiden, viele Arbeiter auf ihrer Seite haben, und prächtige Gebäude mit grossen Unkosten aufführen? Darf man auch die Erschöpfung einer andern Ursache zuschreiben, darin das Reich bey der damals herschenden Betrügerey unter den vier Dynastien **Tsin**, **Song**, **Tsi** und **Leang** gewesen?

§. 214.

Was unsere Dynastie **Tang** betrift, so haben die wackern Regenten, nachdem sie sich der Waffen mit grossem Fortgang bedienet, die ehemalige Ruhe und Sicherheit wieder herzustellen, zwar manche Verordnung gegen dieses Gesindel gemachet; aber sie sind alzu gelinde abgefast gewesen, und das Uebel hat sich nur vermehret. Was mich betrift, so habe ich alles, was mir desfals vorgeleget worden, gelesen und erwogen, ich habe auch mit weisen Männern deswegen Rath gehalten, und mein Schluß ist nun gefasset. Es muß diesem Uebel gesteuret werden. Alle vernünftige und für das algemeine Beste bekümmerte Bediente liegen mir an, daß ich Hand ans Werk legen soll. Ihrer Meinung nach ist das das beste Mittel, die alte Regierungsart einzuführen, wenn man die Quelle der Irthümer verstopfet, damit das ganze Reich überschwemmet worden; das algemeine Beste, das Leben der Unterthanen soll solches erfordern. Wie kan ich mich nun dessen entschlagen?

Ich befehle demnach 1. daß mehr als 4600 Bonzenhäuser, die sich auf beyden Seiten des Reichs ausgebreitet haben, schlechterdings niedergerissen werden sollen; und daß mithin die darin wohnenden Bonzen, beyderley Geschlechts, als andere Unterthanen arbeiten, und ihre gewöhnlichen Abgaben mit tragen sollen. 2. Daß mehr als vier Ouan oder 40000 kleine Bonzenhäuser zerstöret werden sollen, die sich auf dem Lande ausgebreitet haben; daß mithin die Ländereien, die sie an sich gezogen, und die sich auf dreyßig bis vierzigtausend Aecker belaufen, zu unsern Domainengütern geschlagen werden sollen; daß endlich auch die 150000 Sclaven, so sich die Bonzen zugeeignet, wieder von den Magistraten eingeschrieben, und zu den gemeinen Unterthanen gezählet werden sollen. Anlangend die fremden Bonzen, die hieher gekommen sind, das im Reich gangbare Gesetz zu lernen, und davon über 3000 theils aus dem Lande **Ta tsing** *), theils aus **Mou hou pa** sind; so ist mein Wille gleichfals, daß sie secularisiret werden sollen, damit unter den Gewonheiten unsers Reichs keine Vermischung entstehe. Aber man hat schon zu lange

*) Viele Europäer geben vor, daß durch das Land **Tai tsing** kein anderes als Palästina gemeinet sey. So viel ist aus einem gewissen Denkmal, welches noch jetzo vorhanden, gewiß, daß unter der Dynastie **Tang** eine Anzahl christlicher Prediger nach China gekommen, die an verschiedenen Oertern Kirchen aufgerichtet, und in Gemeinschaft untereinander gelebet. Nur kan man aus diesem Denkmal nicht unterscheiden, ob es rechtglaübige Christen oder Nestorianer gewesen.

lange geharret, die Sachen auf einen andern Fuß zu setzen. Soll mans denn noch weiter verschieben? Nein, es ist einmal vest beschlossen. So bald diese Verordnung bekant wird, so soll sie auch volstrecket werden. Das ist unser Wille.

In einer Anmerkung heisset es, daß es beynahe in allen Stücken so gehalten worden, als es Tai tsong anbefohlen; daß man nur zwey grosse Bonzenklöster, eins im mittäglichen, das andere im mitternächtlichen Theil des Reichs, stehen lassen, und zu einem jeden dreyßig Bonzen bewilliget habe; daß ferner unter jedem Gouvernement ein kleines Bonzenkloster nebst einer Anzahl Bonzen geblieben; daß man diese Bonzen nach drey Classen abgetheilet, und daß die Anzahl derselben nicht überal gleich gewesen.

§. 215.

Sechzehntes Stück.

Darin eine Vorstellung des Ouei tching an den Käyser Tai tsong enthalten.

Es ist eine wesentliche Eigenschaft eines Regenten, daß er die redlichen Leute liebe, die Bösen aber hasse; daß er nur tugendhafte und wohlverdiente Leute um seine Person leide, die aber, denen es an diesen Eigenschaften fehlet, von sich entferne. Indem er jenen den Zutritt zu sich verstattet, so bekomt er den Kern der besten Menschen um sich. Indem er aber diese entfernet, so vermeidet er die Kunstgriffe und Falstricke, welche der Eigennutz und die Leidenschaften bey aller Gelegenheit zu legen pflegen. Uebrigens ist kein einziger Mensch so böse, daß er nicht eine gewisse gute Seite haben und etwas gutes thun solte. Und es ist keiner so tugendhaft und weise, daß er nicht seine schwache Seite haben, und manchen Fehler begehen solte. Was aber an diesen mangelhaft ist, das ist gleich einem Flecken an einem Edelgestein; und das wenige gute, das jener an sich hat, das kan einem zugespitzten Bleyfaden verglichen werden. Ein solcher Bleyfaden kan wenigstens einmal gebrauchet werden; aber macht man sich deswegen etwas daraus? Dahingegen verwirft ein Jubelierer einen Edelstein nicht um eines geringen Fehlers willen. Wer sich durch das wenige gute übereilen lässet, das an einem Menschen befindlich ist, der sonst voller Laster stecket, und wer sich durch die wenigen Mängel eckelhaft machen lässet, die sich an einem sonst fähigen und tugendhaften Menschen befinden; der vermischet die ungleichesten Spezereien untereinander, und ist nicht im Stande einen gemeinen Stein von einem kostbaren Diamant zu unterscheiden.

§. 216.

Aber alsdenn wird das Unheil noch grösser, wenn ein Herr, der sonst gar wohl im Stande ist, tugendhafte und wohlverdiente Leute von denen zu unterscheiden, die es nicht sind, mit Fleiß nicht dazu thut, daß er diese von sich entferne, oder jene befördere. Sie besitzen, grosser Prinz, einen unerschrockenen Muth nebst einem durchdringenden Verstande. Mit einem recht majestätischen Ansehen verbinden sie eine nicht gemeine Geschicklichkeit. Aber mich dünket, daß sie sich weder in ihrem Haß, noch in ihrer Liebe recht zu mäßigen wissen, und das thut ihnen grossen Schaden. Daher rühret es, daß sie keine gute Wahl zu treffen im Stande sind, ob sie gleich überhaupt Leute von Tugenden und Verdiensten um sich zu haben wünschen. Daher komts, daß an ihrem Hofe noch so viele Schmeichler Nahrung finden, ob sie gleich einen Abscheu an denselben zu haben scheinen. Ja sie lassen sich auch selbst von ihrem Abscheu am Bösen alzuweit verleiten. Wenn man

ihnen

ihnen von jemand etwas Gutes saget, so sind sie nicht geneigt solches zu glauben; sagt man aber etwas Böses, so nehmen sie es gleich für was gewisses an. So weit Sie auch alle andere an Einsichten übertreffen, so würde es doch gut seyn, wenn Sie allezeit ein Mißtrauen darauf setzten; und in solchem Fall würde Dero Betragen nicht so mancherley Ungemächlichkeiten unterworfen seyn. Wie kan nun dieses geschehen? Folgendergestalt.

§. 217.

Gleichwie es die Gewonheit honetter Leute ist, daß sie von andern nichts anders sagen, als das Gute, so sie von ihnen wissen; so ist es hingegen eine Mode niederträchtiger Menschen, daß sie von jedermann ohne Unterschied Böses reden. Wenn nun ein Regent geneigt ist, das Böse zu glauben; dagegen aber sich desto schwieriger bezeiget, das Gute für wahr anzunehmen: so öfnet er allen Verleumdungen und Lästerungen Thür und Thor. Eben damit gestattet er allen bösen Menschen den Zutritt zu sich, und verbannet alle redliche Leute. Und dieser Fehler ist von gar erheblicher Folge. Denn er richtet so zu reden eine Scheidewand zwischen dem Regenten und seinen getreuen Unterthanen auf. Entstehen etwa allerhand Zerrüttungen? Geräth der Regent samt seinen Unterthanen in Gefahr; so hat er gewiß alsdann an seinem Hofe lauter Leute, die nicht vermögend sind, einem solchen Unheil abzuhelfen. Es giebt zweyerley Verbindungen, die wohl von einander unterschieden werden müssen. Die erste ist diejenige, die wohlverdiente Leute unter sich haben. Die Tugend ist das Band solcher Vereinigung. Sie achten sich unter einander hoch. Diese Hochachtung verpflichtet sie, daß sie sich bey vorkommenden Fällen beystehen und einander befördern helfen; welches aber allezeit aus guten Absichten geschicht. Die andere Verbindung findet sich unter boshaftigen und niederträchtigen Seelen. Sie hegen zwar weder Liebe noch Hochachtung gegen einander; nichts destoweniger befördern sie ihr gemeinschaftliches Interesse, und stehen einander bey der Ausführung ihrer bösen Ränke bey. Die erste von beyden Verbindungen ist an sich selbst honett, und kan einem Regenten nicht anders als zuträglich seyn. Die andere aber ist eine listige Cabale, und gereicht einem grossen Herrn zum Verderben. Nur ist dieses dabey zu bedenken, daß man sich leicht versehen kan, und die Folgen davon sind recht fürchterlich. Denn wenn ein Regent dasjenige für einen gefährlichen Rathschlag ansiehet, was getreue und tugendhafte Leute zu ihrem Besten thun; so wird er mißtrauisch, und bezeuget gegen ihre Vorschläge nicht die geringste Achtung. Siehet er aber in einem entgegen gestelten Irthum diejenige Freyheit für einen reinen und lautern Eifer an, in welcher man bald diesen bald jenen lästert, und glaubet auch das, was solche Leute sagen: so wird das Uebel noch ärger; er entfernet die besten Unterthanen von sich, oder macht sie wenigstens mißtrauisch gegen sich. Sie werden solches gar bald merken; indem sie sich aber mit der Sache nichts zu schaffen machen, so bleiben sie auch nicht im Stande, dem Regenten allerhand heilsamen Unterricht zu ertheilen. Die geringeren Bedienten, ob sie gleich um solche gefährliche Anschläge wissen, unterstehen sich nicht davon zu reden, oder sie zu entdecken. Vom Hofe breitet sich dieses Uebel in den Provinzien aus; und wo man dasselbe nicht bald mit der Wurzel ausrottet, so entstehen allerhand gefährliche Folgen daraus. Bisher haben wir sie zwar noch nicht erlebet, und man hat Ursache zu hoffen, daß dergleichen sich auch aufs künftige nicht einstellen werden, weil die Einsichten E. M. sehr weit aufs künftige hinaus sehen. Sie werden sich indes die Fehler zu

Nutz machen, die sie in dieser Absicht begehen können. Sie werden dieselben mit Vortheil zu ersetzen wissen. Aber was wird man nicht unter einer schwächern Regierung und unter einem solchen Herrn zu besorgen haben, der nicht so geneigt ist, sich selbst zu erkennen, und seine Fehler bey Zeiten abzulegen. Dieses kan aber kaum zeitig genung geschehen; und sie müssen billig besorgen, nebst so viel guten Exempeln auch den vorgehaltenen Fehler auf die Nachkommen fortzuerben. Dero Fertigkeit, solchen abzulegen, wird ein Mittel seyn, daß diese denselben nicht begehen.

§. 218.

Was ich übrigens bis hieher vorgetragen habe, das betrift eigentlich nur die Wahl von Dero Bedienten. Und das ist zwar eine algemeine aber desto wichtigere Erinnerung, wenn man wohl regieren will. Man muß dabey den schönen Spiegel des Alterthums oft zu Rathe ziehen. Wenn man sich in einem klaren und stillen Wasser bespiegelt, so kan man sein Gesicht sehen, wie es beschaffen ist. Und wenn ein Regent sein Verhalten mit den Sitten der alten Weisen zusammen hält, so kan er vernünftig davon urtheilen. Wenn er daraus erkennen lernet, was ihm mangelt, was er für Fehler mit unterlaufen lassen und was seine Pflicht sey; so giebt er denjenigen Dienern wenig zu thun, denen es obliget, seine Fehler zu bemerken, und ihn deshalb zu erinnern. Er wächset von sich selbst an Weisheit und an Tugend. Seine Regierung wird von Tage zu Tage volkommener, und eben so nimt auch der Ruf von seinem guten Namen zu. Was kan wohl der Bemühung eines grossen Herren würdiger seyn? Die Hauptsorge unserer grösten Käyser, des Hoang ti, des Yao, Chun und Yu war diese, daß sie die Tugend beförderten, und eine Liebe zu derselben in den Herzen der Unterthanen erweckten. Heut zu tage solte wol ein Regent sich nicht versprechen können, mit einem drey finger dicken Gesetzbuch, ohne alle andere Arbeit und Bemühung, zu regieren. In diesem glücklichen Alterthum wurden die Sitten der Menschen weder durch die Strengigkeit der Gesetze, noch durch die Heftigkeit der Strafen gebessert; sondern das tugendhafte Exempel der Regenten that es. Weil sie auf alles sehr aufmerksam waren, daß sie sich nicht die geringste Unordnung erlaubeten, sondern es vielmehr mit sich selbst sehr genau nahmen; so konten sie dagegen mit den Unterthanen desto gütiger umgehen. Und dadurch ward ihre Regierung, ohne die geringste Härtigkeit, dennoch sehr kräftig und wirksam; wie denn auch Gütigkeit und Gerechtigkeit die vornemsten Triebfedern einer erwünschten Regierung sind. Dadurch muß alles in einem Staat in guter Ordnung und Bewegung erhalten werden; und wenn man auch zuweilen Strafen brauchet, so ists nicht anders, als wenn ein geschickter Kutscher sich dann wann einmal der Peitsche bedienet. Es muß nur nicht oft geschehen.

§. 219.

Die Hauptsache für einen Regenten ist diese, daß er selbst tugendhaft sey, und seinen Unterthanen die Liebe zur Tugend beybringe. Die Menschen sind alle innerlich mit Vernunft und Leidenschaften begabet. Daraus entstehen äusserlich entweder ihre gute oder ihre böse Handlungen. Will man dannenhero allen Unordnungen vorbeugen, so muß man ihr Herz in gute Fassung zu bringen suchen. Und darauf haben die weisen Männer vom ersten Rang am allermeisten gesehen. Einen Proceß zu entscheiden, sagte Confucius, hat allerdings was zu sagen. Ich kenne Leute, die darin eine besondere Geschicklichkeit besitzen. Aber ich wolte, daß es jemand dahin brächte, daß gar keine Processe zu entscheiden wären. Was hat man nun zu

thun,

thun, wenn man es dahin bringen will? Man muß über den Gebräuchen halten, das Volk unterweisen, ihre Leidenschaften regieren, und sie gegen Uebereilungen verwaren; man muß sie im Gebrauch der Vernunft immer mehr bevestigen; man muß die Bande, welche die Natur verknüpfet hat, so zu reden, vester zusammen ziehen, und ihnen eine aufrichtige Liebe unter einander beybringen. Diese Liebe wird allen Vorsatz verbannen, sich untereinander Schaden zu thun; ein jeder wird sich aus der Beobachtung seiner Pflicht ein Vergnügen machen, und man wird allenthalben die schönste Ordnung finden.

§. 220.

Es ist ganz umsonst, wenn mans unter dem Pöbel auf die Härtigkeit der Gesetze und Strafen ankommen lässet. Nichts als eine vernünftige Unterweisung, wenn sie von einem guten Exempel belebet wird, kan eine solche Wirkung haben. Daher haben auch unsere weise Regenten die Strafen weit geringer geachtet, als die Gewonheiten und Tugend; und **Chun**, wie wir aus dem Buch **Chu king** vernehmen, übertrug dem **Kieou** die oberste Aufsicht über die fünf Strafen nicht eher, als bis er dem ganzen Reich die fünf Hauptunterweisungen, darnach sich ein jeder zu achten, beybringen lassen. Ja was noch mehr; der Zweck der Strafen ist nicht gerade der, daß man die Laster strafe, und den Strafbaren wehe thue, sondern daß man entweder einem Uebel vorbeuge, oder einer Unordnung abhelfe, und durch Verhauung des Lasterweges den Weg der Tugend leichter und angenehmer mache. Dazu müssen nun Regenten die Unterweisungen und gute Exempel brauchen. Wenn sie sich dieser Mittel bedienen, so wird ein jeder anders gesinnet, er nimt edle Meinungen an, und lebet auch nach diesen Grundsätzen. Dahingegen unter bösen Regenten, wenn auch gleich ihre Strafen noch so scharf wären, ein jeder seinen eigenen niederträchtigen Neigungen folget, daraus lauter Zerrüttung und Unruhe entstehet. Eben solche Beschaffenheit hat es in Ansehung des Verhaltens geringerer Obrigkeiten, gegen die unter ihrem Gebiet stehende Unterthanen, und man mag gar wohl sagen, daß das Metal und Bley in seinen Formen nicht solche Gestalt annehme, als sich die Sitten der Unterthanen nach ihren Obrigkeiten richten; so daß noch heut zu Tage ein Regent, wenn er in die Fußstapfen der alten Könige treten wolte, jene glückselige Zeiten würde wieder herstellen können. Es ist zwar an dem, daß diese grosse Fürsten viele Nachfolger gehabt; aber wenn selbst bey dem Verfal des Reichs und unter der Dynastie **Tcheou** die Regierung nicht noch wie ehedem Unterweisung und gute Exempel zur Seite gehabt, und man auf die Gesetze gehalten hätte; so würde der Verfall noch grösser worden seyn. Ein guter Regent, sagte **Koang tchong**, hält sich an die Gesetze, und handelt nicht nach seinem eigenen Gutdünken. Er ziehet das algemeine Beste seinen besondern Meinungen und Neigungen vor, und er kan auch seinen Zweck nicht anders erreichen.

§. 221.

So sahe es in den ersten Regierungsjahren E. M. aus. Die Gesetze waren ihre Regel und Richtschnur. Sie beobachteten dieselben genau in der Bestrafung der Fehler, und zogen sie in zweifelhaften Fällen fleißig zu Rath. Sie höreten mit Geduld die Meinungen aller andern Räthe, und erwählten dasjenige, das die meisten Stimmen vor sich hatte. Das Volk, das in seinen Pflichten unterrichtet, und von der Billigkeit ihrer Absichten überzeuget war, gehorchete ohne den geringsten Widerspruch. Dero Bedienten, die selbst davon Zeugen waren, wie unbeweglich sie bey dem einmal gefaßten Ent-

schluß beharreten, hatten keine nachtheilige Veränderung zu besorgen, und unterstützten daher ihre Befehle durch ihren Eifer; ein jeder nach seinem Stande und Fähigkeiten. Seit einigen Jahren aber ist es nicht mehr auf dem Fuß gewesen. E. M. sind almählig sehr schwierig und nicht selten sehr hart geworden. Sie haben es manchmal gewisser massen gemachet wie die Fischer, deren Netze die Fische nur an drey Zipfeln gefasset, am vierten aber, denselben einen ungehinderten Ausgang gestatten. Bey anderer Gelegenheit aber, und nicht selten, sind Sie denen gleich gewesen, die die wenigen Fische in kleinen Flüssen mit unersättlicher Begierde aufsuchen. Soll etwa eine Wahl getroffen, oder über einen begangenen Fehler ein Urtheil gesprochen werden; so müssen Dero besondere Neigungen und Gemüthsbeschaffenheit die Richtschnur seyn, darnach sie thun. Lieben Sie jemand, so ist er entschuldiget, und wenn auch sein Fehler noch so heftig wäre. Hat aber einer das Unglück Ihnen mißfällig zu seyn; so muß sein Fehler, so gering er auch ist, groß gemachet, und das verborgenste seines Herzens dabey gerichtet werden. Thut Ihnen deswegen jemand Vorstellung, so ziehen E. M. denselben in Verdacht, als ob er ein heimliches Complot angefangen.

§. 222.

Was wird endlich da herauskommen? Die Gesetze werden untauglich, man nimt seine Zuflucht umsonst dahin, und die Obrigkeiten unterstehen sich nicht, die Ehre derselben zu behaupten. Sie verschliessen zwar den Leuten den Mund; aber meinen sie ja nicht, daß ihr Herz mit Dero Entschliessungen zufrieden sey, und daß Dero Befehle ohne Murren volbracht werden. Es ist ein Gesetz vorhanden, des Inhalts, daß, wenn der Verbrecher ein Bedienter unter dem vierten Rang ist, so dann alle Oberbedienten in seiner Sache erkennen und ihre Meinung sagen sollen. Dieses Gesetz ist um des Ranges willen, den ein Uebelthäter hat, niedergeschrieben worden. Die Absicht bey Abfassung desselben ist diese gewesen, daß man den Verleumdungen und Unterdrückungen zuvorkommen, und Gelegenheit verschaffen wollen, dasjenige anzuzeigen, was einem solchen Verbrecher etwa zu statten kommen könte. Heut zu Tage wird dieses Gesetz dergestalt gemißhandelt, daß dadurch alle diejenigen in den Harnisch gebracht werden, die berechtiget sind, ihren Bericht abzustatten. Weil sie Dero Gesinnung kennen, so suchen sie die allergeringsten Umstände auf, die zur Vergrösserung seines Fehlers etwas beytragen können, und es scheinet, als ob sie E. M. belehren wolten, daß ein solcher nicht schlimm genung abgebildet werden könne. Und wenn der Fall von der Beschaffenheit ist, daß man nach den Gesetzen kein hartes Urtheil drüber sprechen kan, so betrachtet man denselben ausser aller Verbindung mit den Gesetzen, und da findet man denn Gelegenheit, die That um zwey Drittheil zu vergrössern. Darin ist die Gesinnung E. M. bekant, und das ist die Ursache, warum seit einigen Jahren alle Beklagte in unendlicher Furcht gewesen, es möchte ihre Sache unmittelbar vor E. M. gebracht werden, und sie haben sich glücklich geschätzet, wenn sie vor dem Tribunal Fase ausgemachet werden können.

§. 223.

Was nun E. M. auf dem Thron und an ihrem Hofe thun, das thut ein jeglicher Bedienter, nach Dero Exempel, bey seinem eigenen Tribunal, dem er vorgesetzet ist. Die Anklagen vermehren sich, die Processe haben kein Ende, man vergisset die wesentlichen Stücke zu untersuchen, und hält sich bey Nebensachen, und nicht selten bey nichtswürdigen Kleinigkeiten auf. Was wird denn endlich aus dieser unzeitigen Strengigkeit heraus-

herauskommen? Nichts anders, als daß bey übertriebener Härtigkeit gegen kleine Fehler desto grössere Verbrechen begangen, daß die Wege der Gerechtigkeit verderbet, und die Mißvergnügten und Unglückseligen ins unendliche vermehret werden. Das ist gar nicht der Weg, die Mißhelligkeiten zu untendrücken, Friede, Einigkeit und gute Ordnung zu befördern. Ein weiser und berühmter Mann hat hievon einen Regenten also redend eingeführet: „Der gemeine Mann hat an Schandthaten und Strassenraub einen offenbaren Abscheu. Die Laster bestrafe ich ohne Verschonen. Jedermann freuet sich darüber, und „mein Ernst, den ich darin beweise, macht mich deswegen zu keinem grausamen Regenten. Denn ich begegne solchen Uebelthätern nach dem Begrif und Abscheu, den ein „jeder an ihren Verbrechen hat. Ich urtheile über sie, wie jedermann das Urtheil spricht. „Die Unterthanen haben zwar auch einen Abscheu an Blösse und Hungersnoth, aber dieses ist eine ganz andere Art des Abscheues; ein jeder sorgt dabey für sich, und hat Mitleiden mit dem andern. Wenn ich dannenhero finde, daß die äusserste Armuth einen „zu einem Verbrechen verleitet, so bin ich sehr geneigt zu vergeben, und ich habe noch „nie wahrgenommen, daß man mich deswegen der Partheilichkeit oder einer Schwäche „beschuldiget haben solte. Denn mein Verhalten in diesem letzten Fall stimt mit der Gesinnung des Volks genau überein. Das Volk vergiebt mit mir zu gleicher Zeit. Diejenigen aber, mit denen ich hart verfahre, sind gewiß in den Augen aller meiner Unterthanen ein Greuel. Denen ich aber nachsehe, die sind auch in ihren Augen ein Gegenstand des Mitleidens. Daß ich mich also nach der algemeinesten Vorstellung richte, das erwecket eine Liebe und Zutrauen bey meinen Unterthanen, und bringet sie dahin, daß sie ohne grosse Belohnungen Gutes thun, und bey seltener Strafe dennoch „einen Abscheu am Bösen haben.„ Der Schluß aus dem allen ist dieser, daß ein Regent, wenn er sich bey Bestrafungen nach dem algemeinen Begrif richtet, nichts verlieret, und wenn er auch gewisse Fehler fast gar zu gelinde bestrafte, so würde nicht viel nachtheiliges daraus entstehen. Wenn aber ein Fürst nur seinem eigenen Kopf folget, und bestraft das Böse zu gelinde, so sagt man von ihm, daß er schwach sey, und den Lastern Thür und Thore öfne; ist er aber zu strenge, so wird er für einen grausamen gehalten und macht sich selbst verhast.

§. 224.

Darauf sahen unsere alte Fürsten bey den Bestrafungen gar sehr, wenn sie nöthig waren; aber das war nicht ihre Hauptsache: sondern dahin bearbeiteten sie sich am allermeisten, daß sie dem Volk mit nützlicher Unterweisung und mit guten Exempeln zu statten kamen, daß sie die Tugend unter den Unterthanen beförderten und diejenigen besserten, die diesen Weg verlassen hatten. Aber wie so gar anders wirds doch heut zu Tage gehalten, sonderlich bey Bestrafung der Uebelthäter! Kaum ist ein Bedienter verklagt und in Arrest gebracht, so ist schon der Schluß vorläufig und ohne alle Untersuchung seines Verbrechens gefasset. Wenn dis geschehen, so stelt man zum Schein eine Untersuchung an. Wenn derjenige, der die Commißion dazu empfängt, es gerade so trift, wie E. M. gesinnet sind, und welche Gesinnung ihm nicht unbekant ist, so heist er ein geschickter Kerl; oder wenn die Richter, ohne etwas von der Beschaffenheit des Verbrechens zu bestimmen, oder solches mit den Gesetzen zu vergleichen, zu E. M. ihre Zuflucht nehmen und sich Verhaltungsbefehle ausbitten, so sind das alsdann treufleißige

und gehorsame Diener. Aber das ist gar kein Mittel fähige Köpfe an sich zu ziehen, und sie zu treuen Diensten zu verpflichten.

§. 225.

Wenn ein Mensch, insonderheit aber ein alter und im Ansehen stehender Bedienter, gerichtet werden soll; so hat ein löblicher Regent Ursache zu erwegen, daß ein solcher, ob er gleich ein Beklagter ist, dennoch sein Unterthan sey, und daß er die Zärtlichkeit eines Vaters gegen ihn unverletzt beybehalten müsse. Wenn sein Herz so gesinnet ist, so muß er gleichsam mit der Wage in der Hand ohne Vorurtheil und Uebereilung das Verbrechen untersuchen, und alle Umstände genau abwägen. Komt ihm etwas bedenkliches vor, so muß er sich der Einsichten seiner vornemsten Diener überhaupt bedienen, und wenn der Fall und Entscheidnng dennoch zweifelhaft bleibet, so muß er den gelindesten Weg gehen. Diejenigen, denen die Untersuchung vom Regenten aufgetragen ist, müssen so gesinnet seyn als er selbst, und derjenigen Methode nachgehen, die zu allen Zeiten die bewährteste gewesen. Als **Chun** den **Haeou yu** zum Criminallieutenant machte, so empfahl er ihm ausdrücklich die Mäßigung und das Mitleiden.

§. 226.

Unter der Dynastie **Tcheou** ward über kein Verbrechen ein Urtheil gesprochen, wo nicht erst die Meinung der drey Stände, nemlich der ersten Reichsbedienten, der Subalterncollegien und des gemeinen Pöbels eingeholet worden. War der geschehene Spruch von den meisten gut geheissen worden; so ward derselbe bekant gemacht. Und das hies, sich nach den Gesetzen und Meinungen der Menschen richten. Dieser Ausdruck bestehet zwar noch; aber wie sehr ist der Verstand desselben verkehret! Wenn Geschenke, Freundschaften, Feindschaften, Rache oder Gunst in die Urtheile mit eingemischet werden, so heist das jetzo, sich nach den Gesetzen und nach den Meinungen der Menschen richten. Die obersten Reichsbedienten hegen einen Verdacht gegen die Subalternen. Wie ists möglich, daß unter solchem Verdacht und Mißtrauen ein wahrer Eifer und aufrichtige Ergebenheit statt finden könne! Vor Alters, sagt **Confucius**, bemühete man sich, so viel nur mit den Gesetzen bestehen konte, den Beklagten und Uebelthätern das Leben zu retten. Jetzo aber sucht man alle Gelegenheiten zusammen, denselben das Leben zu nehmen. Das Gesetzbuch muß sich daher alle Gewalt anthun lassen. Man hat immer einen alten Reichsschluß bey der Hand, um die gemachte Auslegung zu unterstützen. Endlich ziehet man alles bey den Haaren herbey, das Verbrechen zu vergrössern.

§. 227.

Hoai nan tze pflegte zu sagen: Und wenn ein Wasser zehen Gin tief wäre, so kan man an der Oberfläche sehen, ob der Grund von Gold oder Eisen ist. Und wenn das Wasser nicht zugleich tief und rein ist, so wird man keine grosse Fische darinnen fangen. Was mich betrift, wenn ich einen Regenten finde, der denjenigen für einen klugen Richter hält, der über Kleinigkeiten tausenderley Chicanen machen kan, oder der den für einen treuen und eifrigen Minister hält, der mit seinen Subalternen hart umgehet, und die öftern Verleumdungen, das heimliche Angeben für treue Dienste anrechnet: so vergleiche ich denselben mit einem solchen Menschen, der, um eine Haut recht groß zu machen, sie so lange kneipet und ausdehnet, bis sie zerreisset. Ein Regent muß es meines Ermessens ganz anders angreifen. Für seinen erhabenen Stand schickt sichs

sehr

sehr wohl, daß er seine Gnade weit ausbreite, freygebig belohne, und mäßig strafe, jedoch ohne dabey der Ehre seiner Gesetze etwas zu vergeben. Denn die Gesetze sind in Urtheilssachen dasjenige, was im Abwägen die Wage, und im Ausmessen der Flächen die Meßschnur ist. Wer nun seine Urtheile nach Haß oder Liebe, nach Gunst, nach Eigensinn und andern besondern Absichten abmisset, der thut eben das, als ob er ohne eine Wage wägen, und ohne Schnur messen wolte. Heist das nicht sich selbst betrügen? **Tchu ko leang** war zu seiner Zeit die Billigkeit selbst. Er bezeugete frey und öffentlich, daß sein Herz einer Wage gleich sey, die weder durch Ansehen, noch durch Gunst, noch durch Eigennuß auf die Seite gezogen werden könne. Er sagte es zwar selbst, aber es war die Warheit. Wer war dieser **Tchu ko leang**? Er war ein Staatsminister in einem nicht alzugrossen Königreich. Was ist das für ein Vergleich zwischen ihm und unserm Käyser! Solte sich nicht ein Beherscher eines so grossen und blühenden Reichs schämen, daß er den Fluch seiner Unterthanen dadurch auf sich ladet, wenn er statt der Gesetze nur nach seinen eigenen besondern Absichten und Affecten urtheilet?

§. 228.

Es ist noch ein Punct übrig. Es geschicht zuweilen, daß, wenn man E. M. von gewissen Dingen Nachricht ertheilen will, Dieselben solches nicht leiden wollen, daß man darauf achte; geschweige denn, daß man mit Ihnen davon rede. Man siehet alsdann, daß Sie sich leicht erzürnen, oder sich wenigstens böse anstellen, um die Leute einzuschrecken, und sie zu verhindern, daß sie davon nicht reden sollen. Ist das, was sie thun, vernünftig, warum solls nicht jedermann wissen? Ists aber unvernünftig, was hilfts, daß sie es verbergen? Es ist ein altes Sprüchwort; Wenn man etwas unter andere Leute nicht wolle auskommen lassen, so sey es am besten, daß mans gar nicht thue. Will man nicht gehöret seyn, so thut man wohl, man schweiget stille. Wer da verlanget, daß dasjenige, was er redet oder thut, niemand erfahren, und niemand davon reden soll; der fordert etwas unmögliches. Die Mühe, so auf die Verbergung desselben gewendet wird, ist umsonst. Man gewinnet damit nichts anders, als daß wir von andern auf unsere Unkosten ausgelachet werden. **Yao** hielt vor seiner Pforte eine Trommel; und wer etwas zum gemeinen Besten bey ihm anzubringen hatte, der durfte nur diese Trommel rühren. Der Käyser hörete sogleich. **Chun** hatte eine Tafel aushengen lassen, daran jedermann anschreiben konte, was er gegen die Regierung zu erinnern hatte. **Tang** hatte immer einen Officier neben sich, der ihn an seine Fehler schriftlich erinnern muste. **Vou vang** hatte auf die meisten Geräthe, deren er sich bedienete, die vornemsten Erinnerungen des **Tai kang** schreiben lassen. So wacheten diese Regenten bey ihrer grössesten Glückseligkeit über sich selbst. Wie sie sich selbst immer gleich und ohne Vorurtheile waren, so erweckten sie bey ihren Bedienten eben so grossen Eifer als Zutrauen. Die Tugend machte ihre Vereinigung eben so angenehm als nützlich. Ein tugendhafter Regent, sagte der Käyser **Vou ti**, macht sich ein Vergnügen daraus, wenn er zuweilen solche Dinge mit anhören muß, die natürlicher Weise unangenehm zu hören sind. Treue und aufrichtige Diener lieben; die Schmeichler und Verleumder aber von sich entfernen, das ist unstreitig das beste Mittel für einen Regenten, seine Person und das Beste seines Staats in gehörige Sicherheit zu setzen. Es ist dieses eine Erfahrung von vielen Jahrhunderten, und man hat nie sehen eine Dynastie zu Grunde gehen, so lange der Regent mit seinen Dienern durch das Band der Tugend verbunden und um das algemeine

meine Beste bemühet gewesen. Dagegen aber ist es oft geschehen, daß Regenten, wenn sie gesehen, daß alles in guter Ordnung und auf einem erwünschten Fuß gewesen, fähige und wohlgesi::te Leute nichts geachtet, und dagegen diejenigen befördert, die sich durch Schmeicheley bey ihnen beliebt gemachet.

§. 229.

Erinnern sie sich nur selbst, grosser Käyser, wie der Anfang ihrer Regierung beschaffen gewesen. Sie waren bescheiden, stille und arbeitsam, und nahmen alles gerne an, was man zum gemeinen Besten vorstellete. War etwa ein Fehler mit untergelaufen, wenn er auch nicht viel zu bedeuten hatte, so suchten sie denselben wieder gut zu machen. Sie nahmen die nachdrücklichsten Vorstellungen mit einem Wohlgefallen an, welches man ihnen aus ihren Augen lesen konte. Alle geschickte und fähige Leute machten sich eine Freude daraus, ihnen mit ihrer Erkentniß und Einsichten zu dienen. Nun aber, da sie fast keinen Zerrüttungen unterworfen sind, da alles bis an die Gränzen der äussersten Barbaren ihnen unterworfen und gehorsam ist, nun scheinen sie ganz anders geworden zu seyn. Sie erscheinen voll Stolz und Eigenliebe; und indem sie gegen die Schmeicheley und die damit verbundenen Laster reden, so hören sie doch die Schmeichler gerne, die um sie sind. Sie führen schöne Worte von der Nutzbarkeit aufrichtiger Vorstellungen; aber im Grunde des Herzens sind ihnen dieselben unerträglich. Sie öfnen almählig den Lastern und dem Eigennutz alle Pforten. Der Weg zur Tugend wird dagegen immer mehr verschlossen. Diese Sache ist so merklich, daß es selbst denenjenigen, die am wenigsten darauf merken, in die Augen fallen muß. Und das ist gewiß keine Kleinigkeit. Durch Dero ehemaliges Betragen ist das Reich ins Aufnehmen gebracht worden; aber durch Dero gegenwärtiges Verhalten kan es seinem Fall nahe kommen. Kan ihnen denn dieses verborgen seyn? Wenn sie aber solches wirklich wissen, warum machen sie nicht Anstalt, alles wieder in gehörige Ordnung zu bringen? Seit dem ich die Ehre habe ihnen zu dienen, bin ich immer besorgt gewesen, daß man die Freyheit verlieren werde, ein Wort mit Ew. Majestät zu sprechen. Und ich sehe es wirklich mit grosser Betrübniß, daß man dieses nicht so freymüthig mehr thun könne, als vorher.

§. 230.

In allen Memorialien, die E. M. vom Zustande des Reichs übergeben werden, lässet mans dabey bewenden, daß man die vorgefallenen Ungelegenheiten, oder die etwa zu besorgen seyn möchten, kürzlich anzeiget. Aber davon finde ich nichts, durch was für Mittel denselben abgeholfen, oder aufs künftige vorgebeuget werden könne. Darüber wundere ich mich auch gar nicht. Denn durch den Stolz, den sie seit kurzem angenommen, haben sie sich in eine gar erhabene Gegend aufgeschwungen. Und wenn es auch scheinet, als ob sie sich etwas herablassen wolten; so erscheinen sie doch mit einem Drachen, der scharfe und fürchterliche Klauen hat. Man fürchtet sich zu ihnen zu nahen; noch mehr aber muß man besorgen, sie zu erzürnen, wenn man frey und offenherzig redet. Derjenige, der kaum angefangen hat, sich zu erklären, der den Zustand der Sache nur ganz gelinde berühret hat, muß darauf denken, daß er geschlossen bleibe. Und wenn er nicht weiß, wie er durchkommen soll, so schweigt er lieber gar stille. Und dazu entschliesset er sich viel lieber, als wenn er auch versichert wäre, daß sein Vortrag, der allerhand erhebliche Umstände betrift, wohl aufgenommen werden würde. Denn er muß immer befürchten, daß Dieselben, wenn etwa der Vortrag nicht nach dem Geschmack

schmack eines ihrer Favoriten wäre, Dero Meinung ändern, er aber von aller seiner Bemühung weiter nichts haben möchte, als daß er so unglücklich gewesen, sie zu beleidigen. Selbst Dero näheste Bediente, die immer um die Person E. M. sind, sind so schüchtern und furchtsam, daß sie, wenn was angezeiget werden soll, das Denselben etwa mißfällig seyn möchte, sich untereinander ansehen, und keiner zu reden anfangen will. Wo sollen nun auswärtige Diener die gehörige Freudigkeit hernehmen, vor E. M. so zu reden, als sie ihr Eifer und Ergebenheit antreibet? E. M. sagen in einer ihrer neuesten Erklärungen: Wenn meine Bedienten in den Reichsangelegenheiten etwas zu erinnern haben, so können sie es getrost thun; aber sie müssen nicht erwarten, daß ich in allen Stücken ihren Einsichten folge. Es ist mir schwer worden zu begreifen, wie E. M. sich also haben ausdrücken können. Denn das heisset gewiß nicht so viel, als redliche Leute zu vernünftigen Vorstellungen aufmuntern; sondern das heisset, sie niederschlagen und schüchtern machen. Glauben E. M. Dero Diener, daß nur ein edelmüthiger Eifer einen Unterthan reize, seinem Fürsten eine Vorstellung zu thun. Man weiß gar wohl, daß dieses eine kützliche Sache sey, und wenn auch ein Regent seine Diener alles Ernstes dazu ermuntert, so stehet doch zu befürchten, daß der Herzhafteste unter ihnen noch eine Furcht übrig behalte, die ihn zurücke hält, daß er nicht alles saget. Wenn sich nun E. M. so ausdrucken, als sie wirklich gethan, so thun sie mit der einen Hand die Thür auf, und mit der andern schliessen sie dieselbe zu. Man weiß ja nicht, was man thun, und woran man sich halten soll. Das beste Mittel, gründliche Vorstellungen zu erlangen, ist dieses, daß man sie gerne höre und wirklich liebe. **Hoen**, ein König von **Tsi**, liebete eine gewisse Violetfarbe. Gleich trug man sie im ganzen Königreich. Ein gewisser König von **Tsou** lies von sich merken, daß er am weiblichen Geschlecht eine feine Taille liebe; alsbald fasteten alle Hofdamen, um eine schlanke und feine Taille zu bekommen; und einige darunter sturben, weil sie zu viel gefastet hatten. Wenn das Verlangen, einem grossen Herrn gefällig zu werden, in solchen Kleinigkeiten über das Volk und über Weiber so viel vermag; was wird nicht das Verlangen bey weisen und verständigen Dienern ausrichten, ihrem Fürsten zu Gefallen zu leben, und ihm mit guten Erinnerungen an die Hand zu gehen, wenn er sie wirklich liebet? Aber wenn das Herz nicht dabey ist, so sind die Worte umsonst, und der äusserliche Schein betrüget.

§. 231.

Antwort und Anmerkung über diese Rede.

Als der Käyser **Tai tsong** diese Rede gelesen hatte, so antwortete er mit eigener Hand in folgenden Worten: Ich habe eure Rede mit grosser Aufmerksamkeit vom Anfang bis zu Ende durchgelesen. Es ist in derselben alles gründlich und überzeugend, und so, wie ich es von euch erwartet habe. Ich erkenne den Mangel meiner Tugend und Fähigkeiten. Ich kan nicht ohne die gröste Beschämung an die Regenten der vorigen Zeiten gedenken. Hätte ich nicht so gute Ruderknechte, wie wolte ich über einen so breiten Fluß hinüber kommen? Und wenn ich die gesalzenen **Meitze** *) nicht hätte, wie wolte ich die fünf

*) **Meitze** sind eine Frucht von scharfem und anziehendem Geschmack, ohngefähr wie die wilden Abricosen. Sie werden mit Zucker eingemachet, mit Eßig begossen, und man bedienet sich derselben, um den Brühen einen hohen Geschmack zu geben.

fünf Geschmacke in einer Brühe treffen können? Um aber euch meine Zufriedenheit zu bezeugen, so überreiche ich euch ein kleines Geschenk von 300 Stück seidenen Zeugen.

Der Käyser **Cang hi** lobet diese Rede gleichfals gar sehr. Viele alte und neue Scribenten haben derselben aufs ruhmlichste gedacht. Einer unter ihnen vergleichet den Urheber derselben mit dem **Kia y** und **Tong tchong chu**, die beyderseits unter der Dynastie **Han** berühmte Leute gewesen sind.

§. 232.

Siebenzehentes Stück.

Im eilften von den Jahren, die man Tchin koan nennet, fassete Tai tsong den Vorsatz, einen grossen Pallast zu Fei chan aufzuführen; allein eben dieser Minister Oei tching widerrieth ihm solches in einer auf diesen Zweck ausdrücklich gerichteten Rede.

Er erinnert ihn zuförderst aus der Historie an das unglückselige Ende einiger Fürsten. Er schreibet solches Unglück ihrem unbesonnenen Aufwand zu. Er beziehet sich vornemlich auf die Dynastie **Soui**, die nicht von alzulanger Dauer gewesen, und auf welche die Dynastie **Tang** gefolget war. Er zeiget dem **Tai tsong**, daß er jetzo in Gefahr stehe, den Weg zu betreten, darauf jene verloren gegangen. Die Völker, sagt er, haben nur eine tyrannische Herschaft mit einer andern verwechselt, die der vorigen fast gleich ist. Indem E. M. eben den Weg erwählen, so können sie auch eben dieses Ziel erreichen. Das allergeringste, das daraus entstehen kan, ist dieses, daß sie ihren Nachkommen ein erschöpftes Reich, und den Fluch der Unterthanen hinterlassen. Das Seufzen und die Flüche des Volks aber bringen den Zorn des Himmels über den Regenten und über sein Land. Diesen Zorn begleiten lauter neue trübselige Verhängnisse. Diese aber verursachen natürlicher Weise lauter Zerrüttungen. Man findet wenig Fürsten, die nicht ihr Leben und den Ruhm ihres Namens lieben solten. Denken sie denn daran nicht?

§. 233.

Achtzehentes Stück.

In eben demselben Jahr (§. 232.) übergab mehrgedachter Oei tching dem Käyser Tai tsong folgendes Memorial.

Er hält ihm anfänglich, wie er in den vorhergehenden Vorstellungen gethan, vor, daß er nicht mehr derjenige sey, der er ehemals gewesen, u. s. f. und nachdem er ihm gesaget, daß das Wasser zwar das Schif trage, daß es aber auch vermögend sey, solches in den Grund zu senken; so hält er ihm zehen Dinge zur Ueberlegung vor, nach zehen verschiedenen Umständen, darin sich sein Herz befinden kan. Merket ein Regent, sagt er, daß in seinem Herzen ungemessene und unumschränkte Begierden entstehen; so soll er an die weise Regul gedenken, die bey aller Welt Beyfal hat, die aber insonderheit den grossen Herren nöthig ist: Lernet euch mit dem begnügen, was hinlänglich ist. Erfordert die Nothwendigkeit einen Feldzug; so fasset eine andere Maxim zu Gemüthe, die alsdann wohl zu erwegen ist. Lernet zu rechter Zeit inne halten. Die Ordnung wiederherstellen ist der Zweck und Bewegungsgrund zu einem Feldzuge. Wenn dieses geschehen, so muß

der

der Krieg ein Ende haben. Wird ein Regent versuchet sich hervorzuthun; denkt er zu dem Ende auf eine neue Unternehmung? so hat er alsdann zu bedenken, daß einem Menschen, insonderheit aber einem Regenten, nichts rühmlicher sey, als die Gelindigkeit und Mäßigung, die ihn zum Herrn über sich selbst machen. Entstehen in seinem Herzen Bewegungen zum Hochmuth und Stolz, die aus Betrachtung seines hohen Standes herrühren; so hat er zu bedenken, daß die grösten Ströme, ja das Meer selbst niedriger sind, als die kleinsten Flüsse, ohne dabey ihren Vorzug zu verlieren. Bey seinen Ergetzlichkeiten auf der Jagd muß er ja nicht vergessen, der alten Regul eingedenk zu seyn, daß man nemlich das Wildpret nur auf drey Seiten einschliessen müsse. Will ihn eine Trägheit und Nachläßigkeit in seinen Regierungsangelegenheiten überfallen, so erinnere er sich dessen, was man zu sagen pfleget: daß ein guter Anfang mit einem guten Beschluß verbunden seyn müsse. Merket er, daß man wichtige Sachen vor ihm verborgen hält, oder fürchtet er, daß mans thun möchte; so untersuche er sein Herz genau, und verbanne alle Vorurtheile, alle Leidenschaften, Haß und Liebe aus demselben. Er muß, mit einem Wort, leer seyn; so wirds ihm nie an getreuen Unterthanen fehlen, die ihm das nöthige eröfnen werden. Anlangend die Sorgfalt, die er anzuwenden hat, daß ihn andere nicht mit falschen Berichten und Verleumdungen hintergehen; so ist das kräftigste Mittel dagegen, daß er selbst so tugendhaft sey, damit sich die Lasterhaften nicht unterstehen, sich an ihn zu machen. Theilet er Belohnungen aus, so muß er sich sein gutes Herz nicht zu weit treiben lassen; und wenn er strafet, so muß er sich nicht vom Zorn hinreissen lassen.

§. 234.

Neunzehentes Stück.

In dem ersten von den Jahren, die man Chin kong nennet, legte die Käyserin Vou heou den Unterthanen recht grosse Lasten auf, um gewisse Eroberungen theils zu erhalten, theils noch weiter zu treiben. Hierüber that ihr der Tien gin kie folgende Vorstellung.

Ich habe mir jederzeit sagen lassen, daß der Himmel die Barbaren in einem Lande geboren werden lassen, das von dem unsrigen gänzlich unterschieden ist. Das Reich unserer ältesten Regenten gränzete gegen Morgen an das Meer, gegen Abend an **Leou ma**; gegen Norden an die Wüste **Tiono** und gegen Mittag an die Gegend, die man **Ou ling** nennet. Das sind die Gränzen, die der Himmel selbst zwischen den Barbaren und unserm China gezogen hat. So viel ich aus den Geschichten urtheilen kan, so gehören verschiedene Länder jetzo mit zu unsern Domainen, die unter den drey ersten Dynastien nicht mit unserm Reich verbunden gewesen. Das Reich, darüber E. M. herschen, ist nicht allein grösser als es unter den **Yng** und **Hia** gewesen; sondern es breitet sich auch weiter aus, als unter der Dynastie **Han**. Ist denn das noch nicht genung? Warum wollen sie denn mit ihren Waffen bis in die ungebauten und barbarischen Länder dringen? Warum erschöpfen sie darüber ihre Einkünfte, und belästigen ihre Unterthanen durch unnütze Eroberungen? Warum ziehen sie dem wahren Ruhm, ein grosses und blühendes Reich im Friede zu regieren, die eitele und eingebildete Ehre vor, daß sie wilden Leuten die Hüte und Gürtel abreissen lassen?

§. 235.

Chi hoang von der Dynastie **Tsin**, und **Vou ti**, von der Dynastie **Han**, machten es eben so. Aber was unsere fünf **Ti** und drey **Hoang** betrift, so haben sie dergleichen nie unternommen. Wer nun diese letzten Exempel jenen nachsetzet, der schätzet das Leben der Menschen für nichts, und machet sich bey allen seinen Unterthanen verhast. **Chi hoang** kan selber ein Exempel davon abgeben. Die Frucht aller seiner Unterthanen war diese, daß sein Sohn das Reich verlohr. **Vou ti**, einer von der Dynastie **Han**, meinete, daß er dasjenige zur Vergrösserung seines Reiches anwenden könte, was ihm von seinen Vorfahren ersparet worden. Er fieng nach und nach vier Kriege an; er setzte sie glüklich genung fort. Endlich aber wurden seine Einkünfte erschöpft. Er sahe sich genöthiget, dem Volk beschwerlich zu fallen, und dadurch ward das Elend bald algemein. Die Eltern verkauften ihre Kinder, und die Männer ihre Weiber. Eine unbeschreibliche Menge Menschen starben Hungers, und die Strassenräuber rotteten sich aller Orten zusammen. Endlich giengen dem **Vou ti** die Augen auf; er lies den Krieg fahren und bemühete sich, sein Reich im Friede zu regieren; und damit er jedermann seine Absichten zu erkennen geben möchte, so machte er den **Heou** zu seinem ersten Minister, und gab ihm den Ehrentitul **Fou min heou**, das ist, der Fürst, der das Volk glücklich machen soll. Diese Veränderung des **Vou ti** zog einen offenbaren Seegen des Himmels nach sich. Es heist in einem alten Sprüchwort: Ein Kutscher nimt sich da in acht, wo ein anderer umgeworfen. Dieses Sprüchwort, ob es gleich etwas niedrig klingt, kan doch auf wichtige Dinge zugeeignet werden. Er beschreibet darauf die Kriegsunkosten und beschliesset mit einer Ermahnung an die Käyserin, daß sie dieses Geschmeiß nicht ins Reich locken, sondern nur die Gränzen gegen sie vertheidigen möchte.

§. 236.

Zwanzigstes Stück.

Eben diese Käyserin Vou heou, der der Käyser auf seinem Sterbebette die Regierung übertragen, setzte den Erbprinzen ab, und versties ihn ins Elend. Geraume Zeit darnach berief sie ihn auf die Vorstellungen des Sou ngan heng wieder zurück. Da sie aber immer fortfuhr, alleine zu regieren, ob sie gleich hoch bey Jahren war, auch nicht daran gedachte, den Prinzen auf den Thron zu erheben, ob er gleich alt genung dazu war; so bemühete sich vorgedachter Sou ngan heng, folgende Vorstellung in einer Schachtel ganz unvermerkt der Käyserin in die Hände zu bringen.

Ein warhaftig getreuer und eifrig gesinter Diener weichet mit seinem Eifer nicht der Zeit, und suchet weder die Gunst des Regenten zu gewinnen, oder fürchtet sich dieselbe zu verlieren. Ein wahrer Weiser lässet von seiner Pflicht nicht, wenn er entweder den Tod zu fürchten oder das Leben zu hoffen hat. Wenn dannenhero im Verhalten eines Regenten Fehler gefunden werden, so hat man Ursache, dieselben den vornehmsten Cronbedienten zuzuschreiben, welche dieselben verschweigen. Als der vorige Käyser seinem Tode nahe war, so hat er Ihnen aufgetragen, daß Sie mit dem Erbprinzen die Regierung gemeinschaftlich führen solten. Aber, selbst unter der Regie-

rung

rung des Yao und Chun fand sich ein Kong Kong und Koen. Diese Friedensstörer haben zwischen E. M. und dem Prinzen eine Uneinigkeit gestiftet. Ich schreibe solche dem Unglück der gegenwärtigen Zeiten zu; andere aber glauben, daß sie in Dero Ehrgeitz den Grund habe. Die Käyserin, sagt man, will die Li demüthigen, und die Regierung an ein anderes Haus bringen. Denn warum lässet sie nicht bey einem solchen Alter, das sie auf sich hat, den Sohn regieren?

§. 237.

Was ich aber selber sage, und was mir unstreitig zu seyn vorkomt, ist dieses, daß E. M. Mühe haben werden, das Volk zu erretten, und sich aus dem Gewirre zu helfen, weil Dero Hofstadt voller Schmeichler, der Weg zu allen heilsamen Vorstellungen verschlossen, das Reich von den Barbaren überfallen ist, und Dero Unterthanen vieles von denselben zu erdulden haben. Das Reich, darüber sie herschen, ist das Reich der grossen Käyser Yao und Ven vang. Die von dem Hause Souy, die es in den unmittelbar vorhergehenden Zeiten beherschet, sich aber durch ihr schändliches Betragen eines solchen Vorzugs ganz unwürdig gemachet haben, sind von allen Seiten überfallen worden. Indem sie als die Hirsche flohen, so versamlete sich eine Menge Raben; worauf der Stifter der Dynastie Tang als ein fliegender Adler oder Drache erschien. Als dieser die Ruhe im Reich wieder hergestellet hatte, so ward er auch als Käyser öffentlich erkant. Er vereinigte sich mit den Grossen des Reichs, daß nur allein die von der Familie Li den Königlichen Titul führen; die andern aber, die sich durch besondere Verdienste unterscheideten, andere Ehrentitul erhalten solten. Er gab auch wirklich etlichen solche Titul, die bisher getreu gedienet hatten. Der Vergleich ward durch einen Eid bestätiget; ja man unterzeichnete denselben so gar mit Blut. Wenn demnach E. M. den Thron jetzo inne haben, so müssen sie wohl bedenken, daß dieses der Thron, der von der Familie Tang, sey. Die Aelster bauet ein Nest, heisset es im Buch Chi king, aber der Vogel Kieou setzt sich drein. Sie sind ihres Geschlechts ein Weib, und eine geborne Unterthanin des Reichs; sie sind aber durchs Glück eine Käyserin und Beherscherin worden. Wie ist das zugegangen? Ohne Zweifel haben sie dabey den Vorsatz gehabt, der Absicht des hiebey waltenden Himmels gemäs zu handeln, und die Herzen der Unterthanen an sich zu ziehen. Sie sind aber mit dem rechtmäßigen Erbprinzen, da er noch nicht reif genung zur Regierung war, in ein Mißvergnügen gerathen, und haben seit der Zeit darauf gedacht, ihm seinen Bruder, den König von Siang, vorzuziehen. Weil sie aber sahen, daß dieser jünger war, und besorgten, daß der Untergang des Käyserlichen Hauses dadurch befördert werden möchte, wenn sie Streit und Uneinigkeit in demselben stifteten: so haben sie endlich nach dem Wunsch des Volks den klugen Entschluß gefasset, und den Erbprinzen wieder zurück berufen. Dieser Herr hat nun sein reifes Alter, er besitzet viel Tugend, er ist ihr leiblicher Sohn, und sie sind seine Mutter; aber dieses alles wird von E. M. nicht geachtet, sie berauben ihn des Platzes, des er würdig ist, und behalten das ihm zurück, was ihm gebüret.

§. 238.

Man sagts, und es ist auch wahr, daß es gemeiniglich in den Provinzien so hergehet, als am Hofe. Indem sie sich so unbillig gegen ihren Sohn und Erben verhalten, was haben denn die Unterthanen im Reich für ein Exempel, dem sie folgen sollen? Wie können sie sich Hofnung machen, die Mißbräuche abzuschaffen, gute Sitten einzuführen,

und insonderheit die zärtliche Neigung zwischen Eltern und Kindern zu unterhalten? Mit was für einem Herzen wollen sie dann künftig bey dem Grabe des Käysers und seiner Vorfahren erscheinen? Es ist wahr, E. M. haben bisher alleine und ganz ruhig regieret. Aber wissen sie denn nicht, daß die Ungelegenheiten des Reichs ietzo der Zeit des Verfals näher sind als ihrer Volkommenheit? Was man in ein bereits angefülletes Gefäs giesset, das läuft gewiß an die Erde. Es ist oft so nöthig, einen guten Rathschluß bey Zeiten zu fassen, als es verloren ist, wenn man zu späte dazu schreitet. Was mich betrift, so dünkt euch, daß der Himmel und die Menschen geneigt sind, sich für den aus dem Hause **Li** zu erklären.

§. 239.

Warum aber wollen sie sich, da sie schon bey so hohen Jahren sind (denn das bald ausgelauffene Wasser wird die Glocke bald rühren *)) warum, sage ich, wollen sie sich denn Tag und Nacht noch mit Geschäften ermüden? Warum legen E. M. nicht die Regierung nieder, und übergeben dieselbe an dero Prinzen? Es wird ja dadurch dero Ruhe befördert, oder, wenn sie gegen etwas anders empfindlicher sind, so kan auch ihre Ehre dadurch befördert werden. Man wird dieselben allenthalben loben, und es komt nur auf sie selbst an, daß die Nachkommen durch Geschichte und Gesänge von dero Andenken benachrichtiget werden können. Dazu ermahne ich E. M. als zu einer Sache, die zur Ruhe des Reichs unbeschreiblich viel beytragen kan. Ich kan mich nicht entschliessen, eines kurtzen Lebens zu schonen; und meinem geliebten Vaterlande durch ein strafbares Stilschweigen Schaden zu thun. Ich bitte E. M. gehorsamst, sich einige Zeit von ihren wichtigen Geschäften abzubrechen, und meine schwache Einsichten in Erwegung zu ziehen. Lassen mir E. M. Gerechtigkeit wiederfahren, und sehen mich für einen treuen und redlichen Diener an; so beschwere ich dieselben, meinen Vorschlag ungesäumt ins Werk zu richten. Schreiben sie aber diese Vorstellung einem andern Bewegungsgrunde, als meinem Eifer und Ergebenheit zu, gereicht ihnen meine Freiheit zum Aergerniß: so haben sie völlige Macht, mich zu strafen, und allen ihren Unterthanen auf Unkosten meines Kopfs zu zeigen, daß sie die Warheit nicht vertragen können.

§. 240.

Zu desto besserm Verstande dieser Vorstellung ist folgendes aus den Geschichten zu bemerken. Die Käyserin **Vou heou** war von sehr schlechter Herkunft; man sagt so gar, daß sie eine geborne Sclavin gewesen. **Kao tsong** aber hatte sich dergestalt in sie verliebet, daß er sie zur Käyserin machte. Dieser Käyser hinterlies, als er starb, einen ernanten und ziemlich erwachsenen Sohn zum Nachfolger. Nichts destoweniger bezeugete er, daß die Käyserin samt ihrem Sohn zugleich regieren solte. Als sich dieser vermählet hatte, so erhob er seinen Schwiegervater ganz ausserordentlich. Er machte ihn auf einmal so reich, daß die Grossen des Reichs ihm darüber sehr starke Vorstellungen thaten. Der Prinz aber nahm dieselben sehr übel auf, und besserte sich nicht im geringsten. Darauf wendeten sich die Grossen an die Käyserin. Diese ergrif die Gelegenheit mit beyden Händen, um nur allein regieren zu können; sie erklärte den Sohn des Throns unfähig, und entfernte ihn weit von Hofe. Dieses mißfiel nun sehr vielen Leuten; weil er aber die Grossen einmal vor den Kopf gestossen hatte: so waren sie der Käyserin selbst zu dieser Erhe-

bung

*) Es ist dieses eine verblümte Redensart, welche so viel sagen will, daß sie nicht lange mehr leben werde. Man ersiehet daraus, daß die Chineser damals Wasseruhren gehabt.

bung behülflich gewesen, die an sich selbst eine gefährliche Person war. Es daurete also die Verstossung und der Fall dieses Prinzen viele Jahre nacheinander, und die Käyserin regierte ganz alleine.

§. 241.

Vorgedachter Sou ngan heng ersahe seine Zeit, machte sich dieselbe aufs möglichste zu Nutze, und rieth der Käyserin, den Prinzen wieder zurück zu beruffen, und ihn in seine Rechte einzusetzen. Sie that es auch; der Prinz kam wieder an den Hof, und ward, wie vorher, als Nachfolger auf dem Thron erkläret. Das war aber auch alles. Die Käyserin behielt die Regierung ganz allein in den Händen. Als der Erbprinz nun reif genung war, auch seine vorigen Fehler abgeleget hatte; so murrete jederman dagegen, daß ihm die Käyserin seine Rechte vorenthielt. Keiner aber hatte das Herz, derselben deswegen eine Vorstellung zu thun. Denn ausser dem, daß sich jederman vor ihrer Rache fürchtete, so war sie auch mit Schmeichlern, Liebedienern, und Favoriten dergestalt umgeben, daß niemand leicht an sie kommen konte. Sou ngan heng war der einzige, der mehr muthige Entschliessungen hatte, als alle andere; und weil es ihm mit seiner ersten Vorstellung gelungen war, so ergrif er das Mittel, daß er die vorerwehnte Vorstellung in eine Schachtel legte, die von der Käyserin nur allein geöfnet werden dürfte. Die Käyserin verbarg es, was sie dabey empfunden, und lies die Sachen auf dem Fuß, darauf sie bisher bestanden. Endlich aber ward sie krank. Die Grossen des Reichs ergriffen die Gelegenheit, redeten dem Prinzen zu, daß er den Thron seines Vaters besteigen, und das Reich regieren solte, wie es ihm gebürete. Als der Prinz sich diesen Vorschlag gefallen lassen, so sagte man ihm zugleich, daß er zwo Personen aus dem Wege schaffen müste, die man ihm auch namhaft machte. Es waren dieses die zween vertrautesten Gunstgenossen der Käyserin. Der Prinz willigte drein. Man drang in den Pallast, ergrif dieselben, und legte ihnen den Kopf vor die Füsse. Als die Käyserin das erfuhr, so fragte sie, auf wessen Befehl solches geschähe, und warum man an ihren Dienern solche Gewalt ausübete? Man antwortete, es geschähe solches auf Befehl des Erbprinzen, welcher selber gegenwärtig sey. Die Käyserin sagte darauf ohne eine äuserliche Beunruhigung blicken zu lassen: Ja, die Leute werden ihn beleidiget haben, daher er sie abstrafen müssen. Es war aber Zeit, daß er sich in seinen Pallast begeben hatte. Man sagte darauf der Käyserin, es schicke sich nicht, daß sie sich bey ihrem hohen Alter und Schwachheit mit der Regierung des Reichs beschäftige, sie könne unmöglich alles bestreiten, was die Verwaltung eines so grossen Reichs erfordere; es sey nun Zeit, daß der Erbprinz die Regierung antrete, und man ersuche sie, sich nur nicht dagegen zu sperren. Sie konte dieses auch nicht thun. Sie muste darein willigen; und wenig Monate darnach starb sie *).

§. 242.

Ein und zwanzigstes Stück.

Im sechsten von denjenigen Jahren, die man Tali nennet, lies der Käyser Te tsong folgende Erklärung in seinem Reich bekant machen.

Ein Regent seyn, heisset so viel, als vom Himmel Befehl erhalten haben, seine Unterthanen zu versorgen. Daher liebet ein löblicher Regent dieselben nicht allein als seine Kinder,

*) Es kan daraus dasjenige ergänzet werden, was von dieser Käyserin im ersten Theil dieser Uebersetzung p. 359 gelesen wird.

Kinder, sondern auch als sich selbst. Er speiset die Hungrigen, er kleidet die Nackenden; und meinet doch dabey nicht, daß er schon genung gethan habe, und seine bewiesene Gütigkeit macht ihn nicht zufrieden. Sein Herz ist immer beschäftiget, entweder mit der Sorge, seine Unterthanen glücklich zu machen, oder er betrübet und schämet sich, daß er seinen Zweck nicht erreichen können. Seine Kornhäuser hat er bey guter Zeit bey seinen Unterthanen; diese alle stehen ihm bey; die Alten dürfen nicht Noth leiden, und können ihre Kinder und Kindeskinder ohne Sorge und Gram heran wachsen sehen. Die Frohndienste sind selten und leicht; jährlich auf die Person drey Tage; so ist es von unsern alten Regenten eingerichtet worden. Und wenn Einigkeit und Friede unter seinen Unterthanen herschen, so kan er auch gar leicht der Tugend aufhelfen. Ich bin aber leider! nun schon acht Jahr an der Regierung, und habe es noch nicht dahin bringen können. Es rührt dieses nicht daher, als ob ich nicht, aller mir wohlbewusten Schwachheit ungeachtet, mein möglichstes gethan, und gewünschet hätte, noch ein mehreres zu thun. Aber der Einfal der Barbaren, die grosse Menge Truppen, die auf den Gränzen zur Sicherheit des Landes unterhalten werden müssen, nebst andern unvermeidlichen Unkosten haben mich ausser Stand gesetzet, meinen Unterthanen gehörig zu helfen; sie haben mich gezwungen, zuweilen neue Lasten aufzulegen. Es sind wechselsweise bald Ueberschwemmungen, bald dürre Zeiten erfolget. Kein einziges unter meinen Regierungsjahren hat einen Ueberfluß gehabt. Die Landleute lassen den Ackerbau liegen; die Eltern verkaufen ihre Kinder; die Strassen sind voller Bettler, die Haus und Hof stehen lassen. Sie verlieren so gar die natürlichen und ins Herz gepflanzten Neigungen gegen die ihrigen; welches aber nicht sowol ihr, als mein Fehler ist. Ich bin nicht fähig genung, ihren Bedürfnissen zuvor zu kommen; ich besitze auch nicht Tugend, Muth und Gedult genung, die bey dergleichen betrübten Umständen erfordert werden. Ich empfinde einen grossen Schmerz darüber, und bin in äusserster Verlegenheit. Tag und Nacht beschäftige ich mich mit diesen Ueberlegungen. Ich suche meinen Unterthanen ihre Noth zu erleichtern; und da das Land, das unter diesem Hofe stehet, am meisten gelitten, so habe ich dessen Bewohnern alle Abgaben auf ein ganzes Jahr erlassen. Ich befehle auch hiedurch allen meinen Unterthanen, daß sie auf Mittel denken sollen, wie den Armen und Elenden geholfen werden könne.

§. 243.

Als ein gewisser Mensch, Namens **Tchu tche** einen Aufruhr angefangen hatte, so that der Käyser eine Reise in das Reich **Leao tong**. Die Rebellen wurden geschlagen; das Oberhaupt derselben aber ward beym Kopf genommen. Und als der Käyser damit umgieng, daß er eine Amnestie aufrichten wolte, so sagten ihm die Wahrsager, daß dem Käyserlichen Hause noch ein grösseres Verhängniß bevorstehe, und daß zur Abwendung theils in den Namen, theils in den Tituln etwas geändert werden müsse. Die Grossen des Reichs riethen dahin, daß man zu des Käysers bisherigen Namen und Tituln noch etwas hinzu setzen solte. Der einzige **Lou tche** widersetzte sich. Prinz, sagte er zum Käyser, alle die prächtigen Beynamen und Ehrentitul sind von keiner alten Herkunft. Nimt man dieselben in einer glückseligen Zeit an, so zeuget es von einer Uebernehmung. Vermehrt man sie aber zu einer so betrübten Zeit, als die gegenwärtige ist, so geschicht es noch mehr zur Unzeit, und kan schädliche Folgen nach sich ziehen. Wollen E. M. ja wissen, was die Wahrsager meinen, so ist am besten gethan, wenn sie von den bisherigen Tituln

was weglassen, als daß sie dieselben vermehren, als welches dieselben nur verhast machen kan. Durch Verminderung derselben bezeugen sie ihre Ehrerbietung gegen den Himmel, der ihnen dieselben gegeben hat.

Der Käyser nahm diese Vorstellung des **Lou tche** wohl auf. Er veränderte also nichts als den Namen der Jahre. Er zeigte solche Veränderung, die der Staatssecretarius auffetzen müssen, dem **Lou tche**, und verlangte seine Meinung darüber. Prinz! antwortete er, das sind eigentlich Handlungen eines grossen Herrn, die das Herz der Unterthanen rühren. Die Worte wirken gemeiniglich nicht viel, und wenn sie nicht von der That selbst begleitet werden, so wirken sie gar nichts. Wenn E. M. diese Erklärung in den Umständen bekant machen, so dünkt mich, daß sie nicht bescheidener erscheinen, ihre Fehler nicht mehr vergrössern, und nicht mehr bereuen können. Der Käyser folgete dem **Lou tche**, und lies folgende Declaration auffetzen.

§. 244.

Declaration des Käysers **Te tsong** abgefasset von **Lou tche**.

Ein Regent hat kein besseres Mittel löblich zu regieren, und die Tugend in seinem Reich zu befördern, als wenn er ungeheuchelt gütig gegen seine Unterthanen, edelmüthig vergessen in Ansehung seiner selbst, und dabey unermüdet ist, seine Fehler zu bessern, und sich nach der möglichsten Volkommenheit zu bestreben. Seit dem ich auf dem Thron bin, auf welchen mich eine rechtmäßige Erbfolge erhoben hat, so sind lauter betrübte Zeiten gewesen. Und diese Zerrüttungen haben mich oft genöthiget, auch so gar die gewöhnlichen Ceremonien gegen meine Vorfahren bey seite zu setzen; sie haben mich dergestalt beschäftiget, daß ich nicht so an die Tugend denken können, als ich billig gesolt. Wenn ich das nun bey mir selbst überdenke, daß ich meine ersten Regierungsjahre so schlecht zubringen müssen; so ist es, pflege ich zu mir selbst zu sagen, hohe Zeit, meine Fehler zu bessern, und öffentlich zu bekennen, daß ich sie für verloren halte, daß ich die betrübten Wirkungen meines bisherigen Verhaltens verabscheue, und aufs künftige mehr Vorsichtigkeit und Ernst zu beweisen verspreche.

§. 245.

Meine Vorfahren, die berühmten Stifter der Dynastie **Tang**, haben, nachdem sie durch ihre Tapferkeit und Tugend das Reich von der Unterdrückung befreyet, und den Frieden wieder hergestellet, eine unvergleichliche Ordnung in demselben eingeführet. Sie wurden dabey durch die brauchbarsten Bedienten in allerley Ständen unterstützet, deren eifrige Bemühungen sie förderten, und deren Dienste sie belohneten. Als die Sachen einmal auf diesen Fuß gesetzet waren, so ist es auch eine Zeitlang dabey geblieben; und ihr, meine Diener, wisset es, daß ihr seit 200 Jahren euren Vätern in den Bedienungen gefolget seyd, so wie ich meinen Vätern auf dem Thron gefolget bin. Seit dem ich nun regieret, habe ich mich davor am meisten gefürchtet, daß ich ihrer Weisheit und Tugend nicht gleich kommen möchte, und ich bin entschlossen gewesen, ihnen aus allen Kräften nachzufolgen. Aber da ich bis zu meinen Jugendjahren unter der Aufsicht und Erziehung der Weiber gestanden, so habe ich zu meinem grossen Schaden erfahren, wie wenig dieselben tüchtig seyn, einen Regenten zu bilden. Ich betrat unwissend in dem, was zur Regierung eines Reichs gehöret, den Thron eines ruhigen Reichs; aber ich war nicht im Stande den Zerrüttungen zuvor zu kommen. Ich wuste nichts von der Arbeit der Land-

leute, und von der Last des Krieges, und habe sie daher die Wirkungen meiner Gütigkeit nicht erfahren lassen. Sie haben daher mit Recht an meiner zärtlichen Neigung gegen sie zweifeln können, und habe ihnen Gelegenheit gegeben, mich ihres Orts wiederum ganz kaltsinnig abzufertigen. Statt dessen, daß ich meine Fehler erkennen und ablegen sollen, habe ich allerhand unnütze Kriege angefangen. Es ist von nichts als vom Werben, marschiren, begleiten u. s. f. gehöret worden. Ich habe sogar die gewöhnlichen Abgaben erhöhet. Hier hat man den Leuten ihre Wagen, dort aber ihre Pferde abgefordert. Es ist keine Provinz im ganzen Reich, die nicht unter diesen Bewegungen gelitten hätte. Meine Officier und Soldaten, die oft an einem Tage mehrmals mit dem Feinde handgemein werden müssen, haben ganze Jahre nacheinander Helm und Cuirasse nicht abgeleget; sie sind von den Sälen ihrer Vorfahren entfernet gewesen, und haben ihre Weiber und Kinder in Noth und Elend sitzen lassen müssen. Die Unterthanen, die wegen der unaufhörlichen Kriegsfuhren den Acker ungebaut liegen lassen müssen, sind in so betrübte Umstände gesetzet worden, daß ihnen die Beraubung des Lebens eine Wohlthat gewesen seyn würde.

§. 246.

Inzwischen empfieng ich vom Himmel über mir manche heilsame Erinnerungen; aber ich wuste sie mir nicht zu Nutze zu machen. Um mich herum murreten die Unterthanen, aber ich bekam keine Nachricht davon. Daher wuchs die Verwirrung unter der Hand; es suchte ein jeder bey der Gelegenheit von den Unordnungen Nutzen zu ziehen, und die Frechheit bestieg den äussersten Grad. Schaam und Furcht verschwunden, und der Tumult brach auf allen Seiten aus. Das Volk samt den Grossen im Lande, alles hat darunter gelitten, und sie sind in ihrer Verwegenheit so weit gegangen, daß sie sich auch an den Gräbern meiner Vorfahren vergriffen. Ich habe dieses alles um so viel näher empfunden, je mehr ich selbst Gelegenheit dazu gegeben. Ich kan auch jetzo nicht ohne die gröste Beschämung, ohne einen tödtlichen Schmerz daran gedenken. Dem Himmel von oben her sey Dank gesaget; Schutzgeister und Menschen haben sich zu meinem Besten vereiniget. Meine Truppen haben redliche Dienste gethan; der Rebell ist geschlagen und gefangen. Meine Minister und Officiers haben sich um die Wette bemühet, ihren Eifer und Geschicklichkeit zu beweisen. Nun komts darauf an, daß wir dem einmal geschehenen Uebel abhelfen, und damit ein Anfang dazu gemacht werden möge, so wird gegenwärtiges öffentlich bekant gemachet.

§. 247.

Ich verbiete demnach, daß man mir weder am Hofe, noch in den Provinzien in den an mich gerichteten Memorialien und Bitschriften den Titul **Chin**, **Ching**, **Ouen**, **Vou** *) u. s. f. gebe. Ein Mensch, der solchen Leidenschaften unterworfen, der ist auch unbeständig. Bald folget er der Tugend, bald den Lastern. Er hänget vielfältig in seinen Entschliessungen und Handlungen von den Umständen ab, darin er sich befindet. Und wenn ein Regent nicht durch seine Weisheit und gutes Exempel der Tugend Bahn zu machen weiß; so ists gar kein Wunder, wenn Zerrüttungen und Laster sich immer weiter ausbreiten. Wenn ich nun, der ich bisher meinen Unterthanen weder die Unterweisung noch das Exempel gegeben, das ich ihnen schuldig bin, dieselben um ihrer Fehler

*) **Chin** heisset witzig und verständig; **Ching** Tugend vom ersten Rang; **Ouen** Staatsklugheit; **Vou** Kriegstapferkeit und Glück.

ler willen strafte, so würde es eine Ungerechtigkeit und eine Art der Härtigkeit seyn. Ich würde mich nicht mehr unterstehen dürfen, mich einen Vater des Volks nennen zu lassen; welcher Titul doch einem Regenten so wesentlich eigen ist.

§. 248.

Ich will ferner mit dem neuen Jahr auch mich selbst erneuren, und wegen des vergangenen eine völlige Vergessenheit beweisen. Das jetzt angefangene Jahr, welches nach dem gewöhnlichen Lauf das fünfte unter den Jahren **Kien tchong** seyn solte, soll das erste Jahr **Yeun hing** heissen; und ich richte eine völlige Vergessenheit alles desjenigen auf, was bis zum ersten Tage dieses Jahres gesündiget worden. **Li hi lie, Tien yue, Ouang, Ou sun** sind Leute, die ehedem gute Dienste gethan haben, theils in Staatsangelegenheiten, theils bey der Armee. Ich habe sie nicht gewinnen können; mein Verhalten gegen sie hat sie mißtrauisch und unruhig gemacht. Sie haben an den letztern Empörungen Theil genommen; allein ihre Fehler, ob sie gleich groß, sind wie nichts gegen die meinigen zu achten. Es ist etwas gar gewöhnliches, daß, wenn der Regent irret, die Unterthanen auch nicht auf dem rechten Wege bleiben. Bin ich denn ein wirklicher Käyser gewesen? Wo sind denn die Wirkungen meiner Macht und Gütigkeit? Es ist Zeit, daß man es innen werde, und daß das ganze Reich erkenne, wie sehr mich meine Fehler reuen, und wie geneigt ich sey wohlzuthun. Ich vergebe daher dem **Li hi lie**, nebst den drey andern. Ich erweise ihnen wegen ihrer Verbrechen völlige Gnade. Ich setze sie wieder in die Aemter und Würden ein, die sie vorher gehabt, und will mich gegen sie so verhalten, als ob nichts vorgefallen wäre, das sie in Ungnade setzen könte. **Tchu hao**, das Oberhaupt der Rebellen, ist ein Bruder des **Tchu** tse. Sie liegen jetzo beyde im Gefängniß; aber sie waren beyde weit von einander, als **Tchu** tse sich empörete. Es ist kein Beweis vorhanden, daß der jüngere Bruder von den Absichten des ältern unterrichtet gewesen. Daher will ich auch in meiner Gütigkeit so weit gehen, als es möglich ist. Daher will ich auch keine weitere Untersuchung anstellen, sondern ihm Zeit geben, wenn er auch gleich seinem Bruder beygestanden, und sich eines grossen Verbrechens schuldig gemachet hätte.

§. 249.

Was die ausgerissenen Truppen betrift, so verlange ich von denselben weiter nichts, als daß sie ohne Gewaltthätigkeit und ohne jemand den geringsten Schaden zu thun, sich auf der gewöhnlichen Strasse in ihre alte Qvartiere begeben. Was den **Tchu** tse anlanget, so ist er ein Undankbarer, ein Meineidiger, ein Bösewicht. Mit seinem Meineid und Aufruhr hat er die ungeheuresten Frevelthaten verbunden. Er hat die Gräber meiner Vorfahren geschändet, geplündert, verwüstet; und ich wage es nicht, ihm seine Verbrechen zu vergeben. Diejenigen, so ihm bey seinem Aufruhr behülflich gewesen, Pöbel, Soldaten, Ober- und Unterofficiers, haben sich durch seine List berücken, oder durch seine Gewalt hinreissen lassen, wenn diese nun, wie ehedem, getreu sind, so soll ihrer Verbrechen nicht mehr gedacht werden. Die Gaben und Fähigkeiten der Menschen sind sehr getheilet. Diesem hats etwa hierin nicht gelingen wollen, der vielleicht in andern Umständen Wunder gethan hätte. Gleichwie aber derjenige, der ein Haus bauet, allerley Materialien zusammen bringet; also begnüget sich ein Regent nicht mit einer Art Diener allein; er verwirft keinen, der nur noch zu etwas taugt. Vielweniger verstösset er diejenigen auf ewig, die, da sie sonst ihre gute Verdienste gehabt, un-

glücklicher Weise einen Fehler begangen, dadurch sie um ihre Bedienungen gekommen: Wenn dergleichen Leute mit ihrem Schaden klug werden, und sich bessern, so müssen sie von meiner Gnade nicht ausgeschlossen werden. Wenn demnach unter meinen Dienern, vornehmen und geringen, die um begangener Fehler willen entsetzet und ins Elend verstossen worden, sich einige finden, die von seltenen Gaben und Fähigkeiten sind: so will ich, daß man mir dieselben bekant mache; ich werde gewiß in Ansehung ihrer Eigenschaften eine Ausnahme machen, und sie aufs neue so placiren, wie sie es verdienen.

§. 250.

Ihr aber, ihr tapfern Officierer, deren Eifer und Tapferkeit bisher alle Proben ausgehalten, die aber insonderheit vor kurzem erst aufs neue sich brav erwiesen, und theils zur Vertheidigung der Hauptstadt, theils zur Tilgung des Aufruhrs in Leao tong alles mögliche beygetragen haben; ich werde nie eurer unermüdeten Arbeit und ruhmwürdigen Tapferkeit vergessen. Ich weiß es, wie viel euch der Staat und mein Käyserliches Haus schuldig sey. Ich will das Andenken eurer Verdienste verewigen, eure Familien ehren, und euch Ländereien schenken, davon sie die Früchte geniessen sollen. Diejenigen Soldaten, die sich bey dieser Gelegenheit hervorgethan haben, sollen gleichfals nicht unbelohnet bleiben. Solte einer unter ihnen ein strafbares Verbrechen begehen; so soll ihre Strafe um drey Grad verringert werden, als dieselbe nach den Gesetzen eigentlich seyn solte. Ihren Kindern und Kindeskindern bewillige ich gleichfals die Erlassung der Strafe um zween Grade. Wer für seinen König und für sein Vaterland muthig stirbet, der erweiset damit etwas, das von unsern Vorfahren unendlich hoch geschätzet worden. Wer die Leiber und Gebeine der Verwundeten und Getödteten samlet, und ihnen die letzte Liebe erweiset, dessen Bemühung soll nach den Büchern unserer Gebräuche nicht unvergolten bleiben. Die zwo Arten guter Werke, ob sie gleich von verschiedentlicher Beschaffenheit sind, haben ein gerechtes und zartes Mitleiden zum gemeinschaftlichen Grunde. Wir befehlen auch allen unsern Magistraten in den Städten von allerley Rang und Ordnung, daß sie, wenn in ihrem Gebiete einige Kriegsleute in unsern Diensten ihr Leben eingebüsset, ihre Leiber aufsuchen, und ohne Zeitverlust an den gehörigen Ort bringen sollen; und wenn ihre Anverwandten die Beerdigung samt den gewöhnlichen Ceremonien nicht besorgen können, so soll es von den Magistraten besorget werden. Eben so soll mans auch mit denen halten, deren Gebeine auf der Wahlstatt liegen blieben. Die benachbarten Obrigkeiten sollen sie samlen lassen, und gebührend beerdigen.

§. 251.

Die Noth, die uns gedrungen, unsere Armee im Felde zu erhalten, hat unsern Unterthanen gleichfals viel Beschwerungen verursachet; und dieses Joch ist durch die Schelmerey einiger Commissarien noch beschwerlicher gemachet worden. Da aber nun die Noth nicht mehr so groß ist, so sollen nicht allein die beschwerlichen Frohndienste und Kriegsfuhren eingestellet seyn; sondern damit den Unterthanen auch eine Güte erzeiget werde, so sollen die Abgaben aufgehoben seyn, die bisher auf allerhand Waaren, auf Schiffe, Häuser, Holz, Bambusrohr, Thee, Vernis, Eisen und dergleichen geleget gewesen. Und weil das Land, darin unsere Hofstadt angeleget ist, am meisten gelitten, weil die Rebellen daselbst am meisten gewütet und verheeret: so erlasse ich demselben die Helfte von den Sommerabgaben.

§. 252.

§. 252.

Nachdem er hierauf angezeiget, wie viel einem Regenten daran gelegen sey, daß er wisse, ob weise und tugendhafte Leute in seinem Lande sind, so setzet er hinzu: Ich befehle hiedurch allen Magisträten in meinem Reich, daß sie in ihrem Gebiet genau darauf achten, ob nicht etwa hie und da einige Weisen anzutreffen, die in der Stille tugendhaft leben, und von besondern Fähigkeiten sind, die sich mit der Tugend allein begnügen, und dieselbe ohne Verstellung und ehrgeizige Absichten ausüben. So viel man nur solcher Leute finden wird, die soll man mir insgesamt bekant machen; ich werde sie nach Vorschrift der Gebräuche zu mir einladen, und mich ihrer in meiner Regierung bedienen. Ja was noch mehr, findet man einen, wes Standes er auch sey, der eine edelmüthige Freymüthigkeit besitzet, und das Herz hat, alles anzuzeigen, was zum gemeinen Besten gehöret; oder der eine tiefe Erkentniß von den Alterthümern hat, die ihn fähig machet, mit Nutzen an den Sitten der Unterthanen zu arbeiten, oder der einen martialischen Geist hat, und einmal ein grosser Capitain werden kan, den soll man mir gleichfals anzeigen.

§. 253.

Wir befehlen nicht weniger unsern Magisträten, daß sie ein genaues Verzeichniß aller Waisen, Alten, Wittwer und Wittwen, wie auch anderer Personen, die hülflos sind, und sich ihres Lebens Unterhalt nicht verdienen können, halten, und einem jeden nach seinen Bedürfnissen beystehen sollen. Es sollen ferner die zwey Vornemsten aus dem Magistrat sich in eigner Person bey denjenigen einfinden, die über 90 Jahre alt sind, und sich nach ihrer Gesundheit und Bedürfnissen erkundigen. Wenn hie und da Personen, männlichen oder weiblichen Geschlechtes angetroffen werden, die es andern in den, ihrem Geschlecht eigenen, Tugenden zuvor thun, die Weiber an Schamhaftigkeit, und die Kinder an kindlicher Ehrerbietigkeit: so soll vor dem Hause derselben eine Fahne aufgestellet, und solche Personen die Zeit ihres Lebens von allen bürgerlichen Auflagen frey gemachet werden.

§. 254.

Da es ein unvermeidlicher Zufall bey dem Kriege ist, daß ein Land dadurch erschöpfet wird; so erforderts nun die Noth, daß man sparsamer lebe und mäßiger haushalte. Ich will selbst hierin meinen Unterthanen mit meinem Exempel vorgehen. Ich will von allen Tributen und Zöllen nichts mehr einheben, als was zur Unterhaltung meiner Truppen und zur Beobachtung der Ceremonien nöthig ist. Das übrige erlasse ich meinen Unterthanen, und bin noch dazu traurig und beschämt, daß ich wegen alzugrosser Erschöpfung meines Schatzes nicht im Stande bin, ihnen auf eine kräftigere Art beyzustehen. Solte übrigens in gegenwärtigem offenen Schreiben unserer Aufmerksamkeit etwas entgangen seyn, dadurch unsere Amnestie unvolkommen gemachet würde: so befehlen wir allen vornehmen Bedienten unsres Hofes und in unsern Provinzien, daß sie ein genaues Verzeichniß von dem, was etwa noch dazu gefüget werden könne, bereit halten. In Erwartung dessen setzen und gebieten wir, daß derjenige, der einem andern seine Verbrechen, sie mögen gegründet oder ungegründet seyn, vorrücken wird, nachdem wir ihm dieselbe vergeben, zu der Strafe verurtheilet werden solle, die sonst ein solches Verbrechen verdienet hätte. Solten in den Gebürgen oder sonst an einem Orte Waffen vergraben liegen, so gebieten wir, dieselben binnen hundert Tagen herbeyzuschaffen, oder zu ge-

wärtigen, daß diejenigen, die darum wissen, als Aufrührer angesehen werden sollen. Da endlich solche Befehle, die eine algemeine Amnestie in sich fassen, täglich 500 Li (oder 50 Französische Meilen,) fortgeschaffet werden müssen; so wollen wir, daß diese Gewonheit auch bey gegenwärtiger Verordnung beobachtet werde, damit man in den entferntesten Provinzien zeitig davon Nachricht haben könne.

In einer Anmerkung heisset es, daß diese Declaration eine algemeine Freude im Reich verursachet habe, und daß insonderheit in der Provinz **Chan tong** vielen Officiers und Soldaten Thränen dadurch ausgepresset worden.

§. 255.

Zwey und zwanzigstes Stück.

Als in den ersten Jahren *) der Regierung des Käysers Te tsong allerhand Zerrüttungen im Reich entstunden, und der Käyser in einer Unterredung mit dem Lou tche sich selbst die Ursache davon zuschrieb; so erklärte sich dieser nach Verfliessung einiger Tage schriftlich darüber, und bediente sich, nach einer sehr lebhaften Beschreibnng aller Fehler, die bisher bey der Regierung mit unter gelaufen waren, folgender Worte:

Sehen sie, grosser Käyser, das sind die Ursachen der Verwirrungen und Empörungen. Das Uebel hat weiter um sich gegriffen, als sichs Dieselben vorstellen. Es scheinet, als ob es ihnen ganz allein unbekant sey, wie groß die Noth ist. Indem sich die Rebellen versamlen, mit klingendem Spiel aufziehen, und am hellen lichten Tage allerhand Frevel vor ihrem Pallast ausüben; so sind die Zugänge desselben nicht einmal mit einer Wache besetzet, ja, es stehet nicht einmal eine Schildwache vor der Thür, die da rufen könte: **Wer da?** Wo sind denn die Officiers und Bedienten, durch deren Augen sie sehen, und durch deren Ohren sie hören? Die Gefahr, die sie selbst verursachet haben, hat sie dergestalt erschrecket, daß sie nicht daran gedenken nachzuforschen, wie groß sie sey, oder das Herz haben, dieselbe mit Gefahr ihres eigenen Lebens abzuwenden. Wie ichs bereits gesaget habe, so bleibe ich noch dabey, daß Dero Minister an allem Schuld haben; und an E. M. ist es ein Fehler, daß sie alles auf den Himmel verschieben. **Tcheou**, das Muster heilloser Regenten, machte es auch so. Wenn man ihm sagte, daß seine Unordnungen und Grausamkeiten ihn endlich verderben würden, so antwortete er: Der Himmel hat mich zum Käyser gemachet; von demselben hänget auch mein Schicksal ab. Aber im Buch **Chu king** wird ein weiser Regent ganz anders redend eingeführet. Es heisset daselbst also: „Der Himmel betrachtet alles, was „ich thue, mit eben solchen Augen, als es meine Unterthanen betrachten. Der Himmel „höret alles mit eben solchen Gedanken, die meine Unterthanen dabey hegen. Der Him„mel höret und siehet alles, was unter den Menschen vorgehet. Man muß sich die Be„fehle des Himmels nicht als was leeres einbilden, das keine Beziehung auf die Hand„lungen der Menschen hätte. Gewiß, es würde höchst unvernünftig seyn, so man seine „Pflichten versäumen, und dasjenige, was aus einer solchen Nachläßigkeit natürlicher

„Weise

*) Der Zeitordnung nach gehöret diese Memoire vor die vorhergehende; es ist aber diese Ordnung in dieser Samlung nicht alzugenau beobachtet worden.

„Weise folget, auf ein Schicksal des Himmels schieben wolte. Es heisset im Buch Y „king: Der Himmel ist gnädig. Aber gegen wem ist ers denn? Gegen die, so ihm „folgen und gehorsam sind. Welche Menschen pflegen denn bey andern Hülfe und Bey„stand zu finden? Diejenigen, an welchen man Aufrichtigkeit und Redlichkeit befindet. „Wenn man also dem Himmel gehorsam und unterthänig ist, und sich gegen die Men„schen redlich beweiset; so kan man sich allezeit seines Beystandes versichert halten.„ Hat man auch je einen Staat gefunden, darin durch Vernunft und Tugend alles in guter Ordnung erhalten worden, und den der Himmel zu gleicher Zeit mit kläglichen Verhängnissen heimgesuchet hätte? Oder kan man im Gegentheil ein Reich aufweisen, darin alles in Verwirrung gewesen, und dem der Himmel einen glückseligen Zustand und stolzen Frieden bescheret? Nein dergleichen ist nie erlebet worden.

§. 256.

Solten E. M. noch an dem zweifeln, was ich bis hieher angeführet habe, so kan ich die Gewißheit desselben an den Fingern darthun. Seitdem man durch unzeitige Kriege, durch die fortdaurenden Werbungen die Kräfte des Reichs erschöpfet, alles verwiret, und die Unterthanen mißtrauisch gemachet hat; so haben sich auf allen Seiten lauter Cabalen und leichtfertige Intrigven hervorgethan. Man hätte glauben sollen, daß das Reich einem Meer gleich wäre, das von einem heftigen Sturmwind beweget worden. Jederman hat in dieser Hauptstadt frey und öffentlich gesaget, daß, wenn solches noch länger anhalte, die betrübtesten Folgen daraus entstehen würden. Verstehen aber diejenigen, die also reden, etwa die Wahrsagerkunst? Oder haben sie in dieser geheimnißvollen Kunst den Befehl des Himmels entdecket? Es ist ganz offenbar, daß sie solches nur aus der Beschaffenheit der Gemüther, und aus dem gegenwärtigen Zustand der Sachen schliessen. Und darin haben sie recht. Daraus entstehen alle Empörungen; nicht aber aus den Fatalitäten dieser Zeiten.

§. 257.

Es ist mir nicht unbekant, was man zu sagen pfleget, daß nemlich eine langwierige Glückseligkeit allerhand Unheil nach sich ziehe, daß dagegen aus der Verwirrung die Ordnung entstehe: daß man Staaten finde, deren Untergang durch keine vorhergegangene Trübseligkeiten befördert worden; andere aber, die aller Gefahr und Unglücks ungeachtet, glückselig und blühend worden. Was an diesen Sätzen wahr ist, das ist dem, was ich gesaget habe, nicht allein nicht entgegen, sondern es stimmet auch volkommen damit überein. Warum sagt man z. E. daß die Glückseligkeit allerhand Unordnung nach sich ziehe? Darum, weil eine alzugrosse Glückseligkeit, wenn man nicht genau auf seiner Hut ist, natürlicher Weise eine Sorglosigkeit und Sicherheit erwecket. Wie entstehet aber aus der Zerrüttung eine gute Ordnung? Also, daß jene eine Aufmerksamkeit erwecken, die Regenten wachsam machen, und Gelegenheit geben, daß wohlverdiente Leute hervorgezogen, und ihre Gaben nutzbarlich angewendet werden.

§. 258.

Solte ich von dem allen eine richtige Zueignung machen, so würde ich eine weitläuftige Erzehlung der Fehler und Unordnungen anstellen müssen, die die Ursachen des gegenwärtigen Elendes sind. Solches ist aber nicht nöthig. Was ich gleich anfangs angezeiget habe, das kan E. M. hinlänglich seyn, zu zeigen, worauf man jetzo am meisten zu denken habe. Es ist ein sicheres Mittel hiezu vorhanden. Weniger Schärfe

und

und desto mehr Tugend. Das ist das ganze Geheimniß, ein besseres weiß ich nicht. Wer bey dergleichen Verlegenheiten, darin wir uns jetzo befinden, sich dieses Mittels bedienet, der erhält sich; wers aber anders angreifet, der gehet gewiß verloren. Es ist kein anderes Mittel übrig. E. M. wollen dieses sorgfältig erwegen. Ziehen sie ja die allgemeine Meinung allen Nebenabsichten vor; folgen sie der Vernunft und nicht der Zuneigung; entfernen sie alle Schmeichler von sich, die mehr eigennützig als beredt sind; verbannen sie alle lose Künste von ihrem Hofe und aus ihren Rathsstuben; lassen sie die Aufrichtigkeit herschen, und geben ihren Unterthanen ein gutes Exempel. Das ist die rechte Heerstrasse; sie ist leicht zu erkennen, man kan ihrer nicht verfehlen. Es gehöret eine muthige Entschliessung und Standhaftigkeit dazu. Geschicht dieses, so getraue ich mir E. M. zu versichern, daß sie weder von ihren Unterthanen, noch von den bedenklichen Empörungen was zu befürchten haben, denen sie die gegenwärtige Noth zuschreiben; ihr Reich wird dagegen das erwünschteste und glückseligste seyn.

§. 259.

Drey und zwanzigstes Stück.

Darin eine Vorstellung des mehrgedachten Lou tche an den Käyser Te tsong enthalten.

Prinz! ich habe mir immer sagen lassen, daß unter den Menschen keine Hülfe ohne Zutrauen, und kein Zutrauen ohne Aufrichtigkeit zu erwarten sey. Daher haben auch unsere weise Vorfahren aus diesen beyden Tugenden sehr viel Werks gemachet. Eine alte Tradition gehet gar so weit, daß sie saget, es müßten alle Angelegenheiten damit angefangen und geendiget werden. Ist dieses von den geringsten Angelegenheiten unter den Menschen wahr; wie vielmehr wird solches bey Staatsangelegenheiten statt haben müssen? Kan nun wol ein Regent der Ausübung dieser Tugenden entübrigt seyn, dessen stärkste Stütze doch die Aufrichtigkeit und Treue seiner Unterthanen, und derer, die ihm dienen, ist? E. M. werden nimmermehr sagen, daß sie sich durch Ausübung dieser Tugenden Schaden gethan hätten. Man sagts, und es ist auch gewisser massen wahr, daß der Pöbel dumm sey; aber man kan auch mit aller Wahrheit sagen, daß er in vielen Stücken grosse Einsichten besitze. Wenn sie es mit sich selbst und mit ihren Pflichten zu thun haben, so betrügen sie sich entweder, oder sie sind wenigstens zweifelhaft. Aber wenn sie es mit dem Regenten zu thun haben, so entgehet ihrer Aufmerksamkeit so leicht nichts. Sie unterscheiden gute Eigenschaften und Fehler vollkommen wohl. Sie durchschauen alle gute und böse Neigungen. Sie dringen in die verborgensten Geheimnisse und machen sie bekant. Sie studieren alle Handlungen ihres Regenten durch und ahmen sie nach.

§. 260.

Was nun in Ansehung des Pöbels überhaupt wahr ist, das ist noch gewisser in Ansehung derjenigen Leute, die in der Nähe um ihn dienen. Merken sie, daß der Herr mit ihnen sehr fein umgehet; so bedienen sie sich hinwiederum aller ersinlichen Künste. Merken sie, daß er mißtrauisch gegen sie ist; so sind sie auf ihrer Huth, und nehmen sich sehr in acht. Weil sie blos auf ihre Erhaltung bedacht sind, so beschäftigen sie sich mit dem übrigen desto weniger, und hegen weiter keine Ergebenheit gegen den Regenten,

als

als ſo weit ihnen Ehre und Gnade wiederfähret. Gleichwie endlich der Schatten dem Leibe, und der Schall der Stimme folget; ſo richtet ſich jedermann nach dem Verhalten des Regenten. Wenn nun ein Regent, der es ſelbſt nicht alzu aufrichtig meinet, von ſeinen Dienern Aufrichtigkeit erfordert, ſo kan er ſie einmal hintergehen; aber zum andernmal werden ſie ſo leicht nicht berücket ſeyn. Nein, es kan der Regent dieſer Tugenden von ſeinen Unterthanen ſich nicht verſichert halten, wo er ſie nicht ſelbſt in einem hohen Grad beſitzet. Wenn jetzo ein Officier, der in Dero Dienſten ſtehet, ſich ſelbſt vergiſſet, und einen Fehler begehet; ſo ſchicken E. M. andere über ihn, die ihm zu Leibe gehn und ihn fortſchaffen. Verſiehet es etwa ein Miniſter in einer wichtigen Angelegenheit, ſo laſſen E. M. demſelben den Proceß machen. Wie komts, daß diejenigen, denen ſie Befehle ertheilet haben, ſich in der Beobachtung und Ausführung derſelben ſo eifrig beweiſen? Warum üben ſie gegen die Verbrecher eine ſo unpartheiiſche Gerechtigkeit aus? Daher komts, weil ſie an ſolchen ſchändlichen Unterthanen lauter Undankbarkeit, Liſt und Untreue finden; dahingegen ſie an E. M. lauter Gnade und Aufrichtigkeit wahrnehmen? So wahr iſt es, daß ſich ein Regent nie von der Ausübung dieſer Tugenden entfernen müſſe. Bleiben ſie demnach unverletzlich dabey, und üben dieſelben beſtändig aus; geſetzt, daß es auch einige Ueberwindung koſte. Es bleibt gewiß die Arbeit nicht ohne Belohnung.

§. 261.

Als in einer weit von uns entfernten Zeit alles einem groſſen Verfall ſich näherte; ſo nahm die Schmeicheley bey den Bedienten, und der Ehrgeiz bey den Regenten überhand. Sie verlieſſen nicht anders, als ob ſie es ſo abgeredet hätten, das ehemals vorwaltende gute Vertrauen, dadurch ſie ſo genau mit einander vereiniget waren, und befliſſen ſich dagegen eines abgeſchmackten Ceremoniels. Es durfte niemand den Regenten antreten, oder von ihm weggehen, ohne ſich der niederträchtigſten Schmeicheleyen zu bedienen; aber es waren auch weiter nichts als Complimente. Die Redlichen im Lande, die an Aufrichtigkeit und Einfalt gewehnet waren, konten ſich in dieſe neue Mode nicht ſchicken, und muſten daher vieles darunter leiden. Die Böſen und Argliſtigen aber zogen alle Vortheile davon. Mit ihren liſtigen Schmeicheleyen ſchläferten ſie die Regenten ein. Ihr Ehrgeiz und Eigennutz veranlaſſete tauſenderley Uneinigkeiten. Ja es iſt nicht zu beſchreiben, was für Unheil daraus entſtanden, was dieſe abgeſchmackte Complimentirſucht, dieſe liſtige Schmeicheley für Schaden nach ſich gezogen, da ſie an die Stelle einer edelmüthigen Freyheit und Freymüthigkeit gekommen, die vor Alters die Oberhand hatte, und die billig an den Höfen aller groſſen Herren herſchen ſolte. **Tai tſong**, einer ihrer berühmteſten Vorfahren, wußte die Artigkeit und Gerechtigkeit, die bürgerlichen und Kriegstugenden in einem recht hohen Grad mit einander zu vereinigen. Durch ſeine Weisheit und groſſe Thaten ſetzte er den Frieden und die guten Ordnungen auf einen ſo veſten Fuß, darauf ſie lange Zeit geblieben ſind. Aber weswegen iſt er wol nach ſeinem Tode am meiſten gelobet worden, und worüber rühmet man ihn noch? Es kan ihnen nicht verborgen ſeyn. Deswegen, weil er ſo gerne nützliche Vorſtellungen hörete, und ſie ſo gnädig annahm. Und das iſt allein vermögend, einen Menſchen zu belehren, daß ein Regent durch nichts ſo ſehr, als durch dieſes, ſein Gedächtniß verewigen könne.

§. 262.

E. M. sagen, daß Dero Bedienten die Sachen so zu drehen wüßten, daß das Gute auf ihre, das Böse aber auf des Regenten Rechnung geschrieben werde. Es ist dieses allerdings ein Fehler an ihnen; aber es kan derselbe die Tugend E. M. nicht nur nicht verdunkeln, sondern er muß auch derselben zu einem noch grössern Glanz beförderlich seyn. Daß dieselben dergleichen Vorstellungen hören, keinen Verdruß darüber bezeigen, sondern in der gewöhnlichen Fassung bleiben, das ist eine sehr gute Eigenschaft, die E. M. nichts anders als Ehre bringen kan. Und was würden sie denn gewinnen, wenn sie ein gegenseitiges Verhalten erwähleten? Würden sie denn durch Verwerfung aller Vorstellungen den Lauf derselben hindern können? Ich meines Ortes glaube, daß sie dadurch nur noch mehrere Stärke erhalten würden. Es ist wahr, E. M. würden dadurch den unangenehmen Vorhaltungen entgehen; aber sie würden doch keine nützliche hören. Soll man aber um einer solchen Kleinigkeit, so heilsamen Vorstellungen die Pforte verschliessen?

§. 263.

Ein wahrer Weiser hütet sich, daß er nicht sein selbst, auch in den geringsten Umständen vergesse. Er schonet jederman, und thut niemand was zu Leide. Die wohlgesetzteste Rede hat bey ihm keinen Eindruck, wenn sie nicht auf Vernunft und Erfahrung gegründet ist. Wenn ein Satz durch diese beyde Gründe bewähret wird, so verwirft er denselben nicht deswegen, weil der Vortrag nicht witzig und die Ausdrücke nicht auserlesen genung gewesen. Stimmt etwa einer mit seinen Absichten überein, so glaubt er nicht so gleich, daß er guten Grund habe. Ist ihm aber jemand entgegen, so meinet er nicht, daß er deswegen unrecht daran sey. Das Ausserordentliche und Sonderbare verblendet ihn nicht, und das Alltägliche ist in seinen Augen nicht so gering, daß er es blos deswegen verwerfen solte. Wenn etwa jemand mit harten und ungeschliffenen Worten eine Rede an ihn hält, deren Absicht und Zweck er nicht so gleich erkennen kan; so denket er nicht gleich, daß ein solcher Redner ein grober Tölpel sey; oder wenn ein anderer mit glatten und höflichen Worten einen Vortrag thut, der dem ersten Ansehen nach sehr vortheilhaft zu seyn scheinet: so glaubet er nicht blos aus diesem Grunde, daß ein solcher ein geschickter Mensch sey, und daß er ihm blindlings folgen müsse. Er untersuchet vielmehr alles reiflich; er erweget alle Umstände mit gutem Bedacht, und nimt sich aus einem jeden das Beste heraus. Und wenn es ein Regent so hält, so bleibt ihm nichts von dem verborgen, was er eigentlich wissen muß.

§. 264.

Alle Uebereilungen aber, die überhaupt jederman schädlich sind, sind dieses noch vielmehr einem regierenden Herrn. Insgemein aber findet man eine vierfache Uebereilung. Einmal, die zu weit getriebene Vertraulichkeit; hernach der alzugrosse Argwohn; drittens die Verachtung, und endlich die aus den Affecten herrührende Uebereilung. Hat sich ein Regent von einer oder der andern Gattung hinreissen lassen: so billiget er alles, was man ihm saget, ohne Ueberlegung; und dieser blinde Beyfall hat nicht selten die gefährlichsten Folgen. Ist ein redlicher Mann bey einem grossen Herrn im Verdacht; so mag er sagen was er will, er mag noch so erhebliche Gründe haben, so ist alles verdächtig, so wie ers selbst ist. Macht sich ein Regent aus einem seiner Diener wenig; so wird auch sein Rath verachtet, und er findet in solcher Verachtung zuweilen seinen Unter-

tergang. Steht ein grosser Herr unter allerhand Affecten; will er eine Sache mit Gewalt erzwingen: so trägt derjenige gemeiniglich Ehre und Belohnungen davon, der ihm darin beförderlich ist, wenn er auch sonst der unwürdigste Mensch wäre. Aber ein solcher Herr, der seine Affecten der Vernunft vorziehet, der wird bey wohlverdienten und redlichen Leuten verhaßt, und sie haben keine Lust ihm ferner zu dienen. Ist das ein Mittel löblich zu regieren?

§. 265.

Es ist eine Pflicht eines getreuen Unterthanen, daß er seinem Regenten auf allerley Weise nützlich zu werden trachte. Seine Neigung und sein Eigennutz stimmen hierin mit seiner Pflicht überein. Daher hat er gemeiniglich eine Lust, seinem Regenten näher zu treten, ihm bekant zu werden, und ihm seine Einsichten zu entdecken. Die Regenten haben ihres Ortes aber ein Verlangen, ihre Unterthanen kennen zu lernen. Inzwischen geschicht es oft, daß es wohlverdienten Männern schwer wird, einen Zutrit zu ihrem Regenten zu finden; dieser aber wenig Gelegenheit findet, seine Diener kennen zu lernen. Woher komt das? Von neun Fehlern, davon sechs auf Seiten des Regenten, drey aber auf Seiten der Unterthanen anzutreffen sind. Man will es gerne jederman zuvor thun; man will seinen Witz sehen lassen; man widerspricht und disputiret gerne; man will sich keine Warheiten sagen lassen; man beweiset eine alzutrotzige Ernsthaftigkeit, oder bezeiget sich alzuheftig. Das sind die sechs Fehler auf Seiten der Fürsten. Diese ziehen bey seinen Dienern drey andere nach sich: eine listige Schmeicheley, eine eigennützige Verschwiegenheit und niederträchtige Zaghaftigkeit. Diese Fehler ersticken den Eifer bey seinen Unterthanen, und gereichen dem Regenten zu einer Hinderung, daß er seine Leute nicht kennen lernet. Ein Regent, der den angezeigten Fehlern unterworfen ist, ist sehr geneigt, sich selbst zu schmeicheln, als ob er die Schwäche und Stärke seiner Bedienten durchgesehen habe, wenn er ihnen einen Einwurf machet, und eine Antwort darauf erhält. Aber wie sehr betrügt er sich!

§. 266.

Wer endlich wohl regieren will, und doch nicht daraus sein Hauptwerk machet, daß er die Herzen seiner Unterthanen gewinnet, der greift es nicht am rechten Orte an. Niemals ist es noch einem Herrn ohne dieses Mittel gelungen. Wie soll ers aber machen, wenn er die Herzen seiner Unterthanen gewinnen will? Er muß sich selbst wohlverdiente Leute aussuchen, und ihnen bey der Aufnahme in seine Dienste zuvorkommen lernen. Ich sage dieses nochmals von wohlverdienten Leuten. Denn wenn er sich gegen jederman also verhalten wolte, so würden wohlverdiente Personen nicht vor ihn kommen. Es ist demnach eine der grösten Geschicklichkeiten eines grossen Herrn, daß er die Verdienste kenne und unterscheide. Darin aber wird er oft irren, wenn er aufrichtige Vorstellungen hasset oder die Schmeicheleyen liebet. Man gewinnet gemeiniglich etwas dabey, wenn man sich nach der Gesinnung eines Potentaten richtet, und seinen Neigungen schmeichelt. Dagegen ist es allezeit eine gefährliche oder doch kützliche Sache, wenn man demselben allerhand unangenehme Warheiten sagen will. Es bekomt einem oft sehr übel. Zwar findet man allerdings weise und kluge Fürsten, unter welchen das Gegentheil geschicht, bey denen die Warheit nicht allein nichts nachtheiliges zu besorgen hat, sondern auch noch dazu gelobet und belohnet wird. Nichts destoweniger haben auch diese noch zu besorgen, daß die Zuneigung ihrer Unterthanen gegen sie, dieselben in ihren Vor-

ſtellungen noch alzugeſchloſſen halte. Was würde nicht unter einem Regenten geſchehen, der durch Argwohn, Verdruß und Heftigkeit ſeine Unterthanen noch viel weiter von ſich entfernet.

Zu dieſer Vorſtellung hat der Käyſer Cang hi geſchrieben: Im Grunde iſt dieſe Rede ſo richtig und nett, als irgend eine ſeyn kan.

§. 267.

Vier und zwanzigſtes Stück.

Unter der Regierung des Käyſer Hien tſong liefen allerhand Klagen gegen die Vornehmſten am Hofe ein, daß ſie das Volk im Lande quäleten, und unter dem Titul, freywilliger Geſchenke, groſſe Geldſummen erpreſten. Gedachter Käyſer ließ einen Befehl ausgehen, darin er ſich wegen dieſer Unordnung ſehr kläglich anſtelte. Er verbot im Beſchlus deſſelben, daß ſie auſſer dem geſetzten nicht das geringſte am Hofe anbieten, und daß es bey dem gewöhnlichen bleiben ſolte. Nichts deſto weniger wagte es einer, Namens Fei kiun, der im Gebiet Yang yang Befehlshaber war, und lies dem Kayſer allerhand ſilberne Geräthe anbieten, die mehr als zehentauſend Unzen geſchätzet wurden. Es ward alles angenommen, aber auch das Geheimniß bald verrathen. Li kiang, der ſich mit andern zu dieſem Zweck verbunden hatte, ergrif die Feder, und übergab folgende Schrift an den Käyſer.

Prinz! Unter den groſſen Eigenſchaften und ſeltenen Tugenden, die ihnen den Vorzug vor ſo vielen ihrer Vorfahren beylegen, bewundert Dero ganzes Reich, inſonderheit die Scharfſichtigkeit, in welcher ſie das Elend ihrer Unterthanen bald erkennen, und die mütterliche Gütigkeit, denſelben auf alle mögliche Weiſe beyzuſpringen. Aber gewiſſe unwürdige Diener mißbrauchten Dero Namen, und zogen, auſſer den veſtgeſetzten Auflagen, groſſe Summen Geldes von den Unterthanen. Ein Geſchenk für E. M. mußte der Deckmantel ihres Geizes ſeyn; das Beſte davon blieb gewiß in ihren Kaſten. Dieſe Unordnung hat E. M. nicht verborgen bleiben können; und ſie ſind kaum davon benachrichtiget geweſen, ſo haben ſie zu Abſtellung eines ſolchen Mißbrauchs ernſtlichſt unterſaget, daß auſſer den gewönlichen Abgaben, und die zu geſetzter Zeit abgetragen werden müſſen, den Unterthanen nichts abgefordert werden ſolle. Dero gnädiger Befehl hievon, der im vorigen Frühjahr ergangen, hat den Unterthanen viel tauſend Freudenthränen abgelocket. Da ſie denſelben geleſen oder leſen hören, ſo haben ſie durch Freudensbezeugungen und fröliche Geſänge ihre Dankbarkeit öffentlich an den Tag geleget. Wir ſehen nun, ſagten ſie zu einander, die glückſeligſten Zeiten wieder nahe kommen. Laßt uns den Namen und die Wohlthaten desjenigen rühmen, durch den ſie uns zu Theil werden. Das waren die Wirkungen, die Dero Befehl damals bey den Unterthanen nach ſich zog.

§. 268.

Aber was meinen E. M. wol, wie ſich nun die Gemüther und Urtheile geändert, da ſie ſelbſt vom Fei kiun Geſchenke angenommen? Man ſagt nun öffentlich, daß auf

Dero

Dero Befehle kein Staat zu machen sey; daß sie nur den Schein hätten haben wollen, und daß die Begierde, Schätze zu samlen, bey E. M. mehr gelte, als alles andere. Was kan nun wol Dero Tugend nachtheiligers gesaget werden? Fei kiun ist, wenn man ihn nach dieser Handlung beurtheilen soll, kein redlicher Bedienter; er hat sich loser Kunstgriffe gegen Dieselben bedienet. Denn warum unterstehet er sich gegen einen so ernstlichen und neuen Befehl E. M. allerhand Silbergeräthe darzubieten? Das wenigste so man davon sagen kan, ist dieses, daß er E. M. hat ausforschen, und hernach die Parthey selbst ergreiffen wollen, die E. M. ergreiffen würden. Nimt der Käyser das Geschenk nicht, wird er bey selbst gedacht haben, so muß man auf seiner Hut seyn, und seiner Pflicht nicht vergessen. Nimt ers aber, so hat er den Befehl nur zum Schein gegeben; wir können also auch thun was wir wollen, und die Unterthanen ausser ihren gewöhnlichen Gaben auch noch nach eigenem Belieben schrauben. Ist das aber nicht ein Mangel des Gehorsams, der Treue und Aufrichtigkeit, wenn man also raisonniret? Mit einem Wort, ist dis nicht ein groß Verbrechen? Da nun aber der **Fei kiun** einer von den vornemsten und betrautesten Dienern ist; da er in einer weitentlegenen Provinz ein wichtiges Amt bekleidet; und E. M. denselben nicht um dieser Ursachen willen zu gebürender Strafe ziehen wollen: so hoffen wir wenigstens, es werde darum geschehen, damit dieselben zeigen, daß Dero Verordnung nicht abgeschaffet, und daß es Dero wahre Willensmeinung sey, was sie inderselben anbefolen. Damit sie nun Dero eigene Regierung nicht in ein übles Geschrey bringen, so wird nöthig seyn, einen ausdrücklichen Befehl zu ertheilen, daß das vom **Fei kiun** überreichte Geschenk nicht in Dero Pallast bleibe, sondern den gewöhnlichen Schatzmeistern zur Verwahrung übergeben werde.

§. 269.

Hien tsong gerieth anfänglich, da er dieses gelesen, in einige Verwunderung; aber er fassete sich bald wieder, lies den **Li kiang** zu sich kommen, und sagte zu ihm: es ist wahr, ich habe es erlaubet, daß das Geschenk des **Fei kiun** angenommen werden möchte: aber es ist aus blosser Unachtsamkeit geschehen. **Fei kiun** kan gewissermassen entschuldiget werden. Denn da er dieses Geschenk abgehen lassen, so war mein Befehl noch unterweges, und noch nicht in seinen Händen. Uebrigens soll dieses Geschenk, nach dem Inhalt eures Schreibens, so gleich in den öffentlichen Schatz geleget werden. Es geschah auch wirklich noch denselben Tag, und der Käyser gab selbst seinen Ministern schriftliche Nachricht davon. Dadurch wurden sie alle sehr erfreuet. Sie schätzten sich wegen einer Schrift glücklich, die in dieser Angelegenheit war ausgefertiget worden; und man vernahm es so wol am Hofe als in den Provinzien mit Vergnügen, daß der Käyser die Vorstellungen bey sich Raum finden liesse.

Allein derjenige Geschichtschreiber, der diese Memoires unter der Regierung des Käysers **Kang hi** gesamlet, hat dabey am Rande bemerket, es sey dieses nicht das erstemal gewesen, daß **Hien tsong** dergleichen Befehle ausgehen lassen, dagegen man ohne alle Ahndung sündigen können. Er redet von diesem Herrn als einem in den Geschichten berüchtigten, daß er gerne Geschenke genommen, und von den Verschnittenen regieret worden. Dieses letzte Unglück war, wie **Hou yn** meldet, das allergröste, und der Grund von allen andern. **Li kiong** und die andern hätten besser gethan, wenn sie dieses Ubel bey der Wurzel angegriffen. Da sie es aber hier versahen, so konten die andern Mittel nichts helfen.

§. 270.

Fünf und zwanzigstes Stück

Darin eine Rede enthalten ist, die der Yuen tching, als ein bestalter Censor, dem Käyser übergeben.

Da unsere alten Könige verschiedene Bedienungen zum algemeinen Besten eingesetzet: so glaubten und forderten sie, daß ein jeder sein Amt mit möglichster Achtung und Treue verwalten; derjenige aber, der sich darinn nachläßig beweisen würde, entweder seines Amtes entsetzet, oder am Leben gestrafet werden solte. Wir, die wir das Amt der Censoren verwalten, sind heut zu Tage unter allen Bedienten des Reichs die einzigen, die eine ganz vergebliche Bedienung haben, und ihre Besoldungen mit Sünden hinnehmen. Unter der Regierung des Tai tsong war es ganz anders. Dieser Herr, der der Schmuck ihres Hauses ist, hatte den Ouang kouei und Oei tching zu Censoren ernennet. Sie waren fast täglich um seine Person, auch alsdenn, wenn er sich einen Zeitvertreib machte. Er bedienete sich ihrer dergestalt, daß er nichts unternahm und keinen Befehl ausgehen lies, ohne sie erst dabey zu Rath zu ziehen. Wozu war nun nicht die Scharfsinnigkeit dieses Herrn fähig, da er die Einsichten dieser zween grossen Männer allezeit zur Hülfe hatte? Alle Anschläge, die man nur unter dieser rühmwürdigen Regierung fassete, waren mit Weisheit und glücklichen Folgen verbunden. Alle Befehle, die er bekant machte, waren wohl abgefasset. Nichts destoweniger meinete Tai tsong doch noch immer zu wenig zu thun. Wenn sich die drey ersten Collegia versamleten, um etwa in Kriegsangelegenheiten einen Schluß zu fassen; so muste ein Censor mit dabey seyn, und ihm davon Nachricht bringen. Die vornemsten Minister, die wegen ihres hohen Standes eines Regenten Auge, Ohr und rechte Hand sind, hatten an diesem Tai tsong nicht allein ein wachsames Oberhaupt, sondern auch einen gütigen Vater, der sie durch eine wohlthätige Zärtlichkeit an seine Person verband, und durch ein gutes Zutrauen sie in ihren Diensten muthig machte. Gleichwie man in diesen Collegiis alles freymüthig verwarf was schädlich war, wäre es auch vom Käyser selbst gerathen worden; so ergrif man dagegen alles was gut und heilsam war. Man war eines guten Erfolgs dergestalt gewiß, daß in weniger als vier Jahren eine unvergleichliche Ordnung im Reich herschete, und die Oberhäupter der benachbarten Barbaren dienen dem Käyser selbst zur Bedeckung und Sicherheit. Woher rührte ein so glücklicher Erfolg? War er mit Waffen erzwungen worden? Nein; sondern man hatte einen freyen Zutrit zu diesem Herrn; er nahm Vorschläge mit einer sehr gnädigen Art an, und seine Diener, sonderlich aber die Censores, durften nicht schüchtern seyn, wenn sie was nützliches vorzutragen hatten.

§. 271.

Aber wie sehr hat sich alles in der gegenwärtigen Zeit geändert? das ganze Amt der Censoren bestehet fast lediglich darin, daß sie mit gewissen Ceremonien, und in dem ihnen angewiesenen Rang erscheinen. Aber was haben sie denn kraft der ersten Stiftung ihres Amtes eigentlich zu thun? Sie sollen ein genaues Auge auf den Regenten haben, und wenn ihm etwa in seinem persönlichen Verhalten, oder in der Regierung seines Reichs etwas entfähret, solches durch ihren Rath wieder gut zu machen suchen. Sie sollen öffentlich und in der Versamlung seiner Räthe, sowol die Haupt und wesentlichsten Stücke, als auch andere Nebenpuncte schriftlich und unter ihrem Siegel übergeben. Aber es sind seit

etlichen Jahren keine öffentliche Audienzen, noch sonst geheimde Rathsversamlungen gehalten worden; und die Schriften anlangend, so ists mit denselben gar aus: so weit ist es also mit der Bedienung der Censoren gekommen. Wenn jetzo neue Verordnungen ausgegangen oder neue Einrichtungen gemachet worden, und die Censores etwas dagegen zu erinnern finden, so mögen sie es gar wohl schriftlich übergeben, und die daraus zu besorgenden üblen Folgen vorstellen. Aber, denke ich da bey mir selbst, fehlete es damals nicht an Mühe und Arbeit, einen unumschränkten Souverain auf andere Gedanken und zu Aenderung der einmal gefaßten Entschliessungen zu bringen, da man noch die Freyheit hatte zu reden, und die bevorstehende Gefahr vorzustellen; wie will man heut zu Tage einen bereits ausgegangenen Befehl wiederrufen, das eingeführte rückgängig machen, und von einem Regenten eine so rühmwürdige Erklärung erhalten, davon man ehedem so viel Exempel aufweisen kan, und die heut zu Tage so selten geworden sind? Nein, man darf jetzo dergleichen gar nicht mehr erwarten. Es ist dieses heut zu Tage nicht mehr üblich, daß derjenige, der in Regierungsangelegenheiten etwas erinnern will, entweder als ein Windbeutel oder als ein unruhiger Kopf angesehen wird. In Betrachtung dessen, und ohnerachtet ich so wenig Verdienste habe, schäme ich mich doch fast, daß ich eine Stelle bekleiden soll, die ehedem von einem **Ouang kouei** und **Oei tching** verwaltet worden. Wenn E. M. mich und meine Collegen als Leute betrachten, die unfähig sind, ihnen zu dienen, und unwürdig, sich ihnen zu nähern: so sind wir auch unwürdig die Stelle selbst am Hofe zu verwalten, und es ist billig, daß man uns absetze und unsere Besoldungen einziehe.

§. 272.

Haben aber E. M. mich in der Absicht eingesetzet, denselben nützlich zu seyn; geniesse ich in der Absicht meine Einkünfte und Ehre: so bitte ich auch gehorsamst, mich die wesentlichsten Stücke meines Amtes verwalten zu lassen. Vor dem gehörten die Censores mit zum geheimden Rathscollegio, und wurden als Minister betrachtet. Sie waren nicht allein um die Person des Regenten, sondern wurden auch zuweilen ausdrücklich gefordert. Er empfing sie mit einer solchen Art, die ihrem Character gemäs war, und sie hoffen lies, daß ihre Vorstellungen würden wohl aufgenommen werden. Gefält es E. M. die Sache wieder auf den Fuß zu setzen; so will ich mich aus allen Kräften bemühen, meinem Amt ein Genügen zu thun: ich will denselben mit meinen geringen Einsichten dienen, und vielleicht bin ich so glücklich, daß dieselben nicht schlechterdings für unnöthig gehalten werden. Finden aber E. M. aus der Erfahrung, daß alles, was ich vortrage, nichtswürdig sey; so strafen sie mich bey Zeiten. Es wird mir lieber seyn, auf eine solche Art mein Censoramt nieder zu legen, als es auf den Fuß zu behalten, wie ich es bisher gehabt.

Der dritten Abtheilung viertes Capitel,
Darinnen allerhand Vorstellungen enthalten, die den innerlichen Zustand verschiedener Käyserlicher Linien betreffen.

§. 273.

Erstes Stück.

Von den Eigenschaften einer guten Regierung.

Als Tse tsan, der Minister des Tchin an einer Krankheit sehr hart darnieder lag, an welcher er auch starb, sagte er zu dem Tai chou: ihr werdet mir ohnfehlbar in meiner Würde folgen. Ich bin sehr vergnügt, daß ich euch noch vor meinem Tode eine gute Erinnerung geben kan. Man kan mit Gelindigkeit und Nachsicht oft viel ausrichten, allein sie muß auch von einer ganz erhabnen und sonderbar bekandten Tugend unterstützet werden, denn sonst ist es sicherer, sich einiger Strenge zu bedienen. Das Feuer ist ein hurtiges und gewaltsames Element, jedermann scheuet es, aber eben deswegen pflegen so wenig darinn umzukommen, hingegen ersäuffet eine unzählige Menge im Wasser, das weit eher nachzugeben, und lange nicht so fürchterlich zu seyn scheinet. Nehmt euch hier in acht. Es ist gewiß eine schwere Sache, allezeit mit Gelindigkeit zu regieren.

§. 274.

Nach Verlauf einiger Monathe, nachdem der Tse tsan gestorben, kam der Tai chou wirklich an seine Stelle: nun hatte er anfangs nicht das Herz, seine Neigung zu überwinden, und die Strenge zu gebrauchen, allein er sahe selbst auch mehr, als zu bald, daß seine Gelindigkeit, deren er sich bedienet, nur alles verdarb. Er erinnerte sich darauf, was ihm der Tse tsan gerathen, und erkannte seinen Fehler. Mein Lehrer, rief er aus, wenn ich mir euren Rath gleich anfangs hätte zu Nutze gemacht, so wären die Sachen nicht so weit kommen. Doch es ist noch ein Mittel davor; er veränderte hierauf sein Betragen, und diese Veränderung glückte ihm auch. In der That sprach hierauf der Coufucius, eine Regierung, die blos und allein mit Gütigkeit geführet wird, macht oft das Volk nur übermüthig. Man muß es auch mit Schärfe im Zaume halten. Hingegen braucht man allein die Strenge, so werden sie dadurch beschweret und aufgebracht, man muß auch die Gütigkeit lassen statt finden. Dis ist die rechte Mäßigung der einen so wohl als der andern, die eine Regierung glücklich und ruhig macht. Die zwey grossen Triebfedern von einer Regierung sind Tugend und unerschrockene Standhaftigkeit. Die Fürsten vom ersten Rang brauchen nicht mehr als das erste. Sie bedienen sich wenig der anderen. Andre geringere brauchen sich der einen so wohl, als der andern bey nahe gleich. Und endlich gibt es Fürsten die ihre Stärke in der Strenge suchen, und wenig nach der Tugend fragen.

§. 275.

Es mag nun unter diesen dreyen Orten der Regierung für ein Unterschied seyn, welcher da wolle, so ist es doch wahr, wenn man überhaupt saget, daß niemand wird fortkommen können, wenn er nicht obiger zwo Triebfedern sich bedienet. Die erste gibt dem Volk in der Ausübung des Guten eine Stütze, und die andre bestraft ihre Fehler, und verhindert, daß sie solche nicht wieder begehen. Die Fürsten haben ausser dem guten

Beyspiel, das sie zur Ermunterung in der Tugend geben, noch verschiedene Mittel, ihren Unterthanen zu erkennen zu geben, wie hoch sie dieselben schätzen: daher entstehen die Vergeltungen, deren es vielerley Arten gibt. Gleicher gestalt haben sie auch verschiedene Arten, wodurch sie ihren Abscheu an den Lastern bezeigen können, und daraus entstehen die Züchtigungen. Nichts ist für einen Staat wichtiger, als, die Bestrafungen und Vergeltungen auf eine kluge Art zu mäßigen. Die Fehler eines Fürsten in dieser Art haben gemeiniglich grosse Folgen. Im Chu king heißts: ich habe dis oft wiederholen hören, daß ein regierender Herr mit diesen zwey wichtigen Stücken sich gänzlich beschäftigen solle. Habt ihr auf dem Nu *) kin spielen sehen? Merkt ihr wohl, daß, wenn man die grossen Saiten gar zu stark beweget, so sind die kleinen zu nichts nutze, und die Uebereinstimmung ist nicht so schöne? Eben so geht es in der Regierung eines Staats. Ein gar zu schleuniger und ausnehmender Ruhm, den man in der Regierung erlangt, erstreckt sich nicht weit, und währet nicht lange. Ein solcher aber hat in dem ganzen Reiche seit langer Zeit ein beständiges Ansehen, und gleichwohl hat er es ohne viel Wesens, und so nach und nach erworben. Eben so gehts, wie man im Sprichwort zu sagen pflegt: das Pferd, das gleich, so bald es aus dem Stalle kommt, anfängt zu galoppiren, wird gewiß nicht 100. Meilen in einem Strich gehen. Mehr Ruhm, als Verdienste haben, und von einem Prinzen Vergeltungen annehmen, die die Verdienste, so man ihm geleistet übersteigen; sind zwey Sachen, die man eher fliehen als wünschen solte.

§. 276.

Als Hoen kong, König von Tsi, den Koan tchong zum Minister annahm, so sagte er einstens zu ihm: ich hätte wohl so viel Ehrbegierde, meine Regierung auf die Art eingerichtet zu sehen, daß niemand, auch unter dem geringsten Volk seyn möchte, der nicht vergnügt wäre, und gestehen müste, daß alles wohl ginge. Meint ihr wohl, daß mans dahin bringen könne? Ja erwiederte der Koan tchong, ich solte wohl glauben, daß es möglich wäre, aber das hieß nicht nach den Regeln einer wahren Klugheit regieren. Wie so, fragte der König? Darum, antwortete Koan tchong, weil ein kurz Seil nicht lang gnug ist, wenn man Wasser aus einem tiefen Brunnen schöpfen will. Selbst unter den erleuchteten Völkern findet man verschiedene Stände, da immer einer weniger ist als der andre. Um destoweniger ist der Pöbel im Stande, die hohen Absichten eines wahren Weisen zu erreichen. Es ist auch nicht nöthig, daß er auf diese Stufe der Vollkommenheit schreite. Es ist gnug, ja es ist sehr zuträglich, daß er mercke, wie diejenigen, die regieren, unendlich höhere Absichten hegen. Er ist dabey weit gelehriger und unterwürfiger. Das Volk gleichsam bey der Hand führen wollen, und ihm so zu sagen den Bissen in den Mund stecken, heist nur dasselbe verderben. Man muß es nur immer in seiner Ordnung halten, zu seiner Sicherheit wachen und es weiden, wie ein Hirt seine Heerde weidet. Man muß in Absicht des Volks weder Tyranney noch Härte gebrauchen; man muß sich aber auch nicht fürchten, es anzutreiben, und es in der Wirksamkeit zu erhalten. Wenn man, ehe man einen Befehl eröfnet, erst von Haus zu Haus laufen, und um seine Genehmhaltung bitten wolte, so wäre das gewis eine sehr gefährliche Sache. Man untersuche, was sich schickt, man richte seinen Befehl überhaupt und allgemein ein; die Klugen billigen dis, die andern folgen ihm. Das ist gnug, ja dis ist hiebey das Beste.

§. 277.

*) Der Name eines musicalischen Instruments.

§. 277.

Eben dieser Hoen kong war eines Tages auf der Jagd, und verfolgte ganz allein, da er sich von seiner Folge entfernet, einen Hirsch, den man schon abgetrieben hatte, und begegnete einem ehrlichen Alten in einem sehr angenehmen Thal. Er fragte den alten, wie man diesen Ort nennete? Der gute Mann lächelte und gab zur Antwort: man nennt ihn das Thal des alten einfältigen Tropfs. Woher hat er denn diesen Namen, erwiederte der König? Von mir selbst, sagte der Alte. Wie, antwortete der Prinz, ihr seht doch gescheut genug aus, und scheint mir nichts weniger als ein einfältiger Tropf zu seyn. Ich will euch die Geschichte erzehlen, sprach der Alte, weil ihr sie doch wissen wolt. Meine Kuh kriegte ein Kalb. Als dis groß war, verkaufte ich es, und kaufte mir davor ein Füllen. Gewisse Leute aus der Nachbarschaft, hielten sich deswegen sehr stark über mich auf, und sagten: es wäre gleichwol sehr ungereimt, niemals hätte eine Kuh ein Füllen gezeuget, man müste diese Mißgeburt ausrotten. Sie bemächtigten sich darauf desselben, und führten es weg, und ich faste die Gedult, und ließ sie machen, was sie wolten. Man erfuhr diese Geschichte im ganzen Dorfe, und jedermann sagte: o der einfältige Tropf! seht, eben deswegen nennt man diesen Ort das Thal des einfältigen alten Tropfs. Du bists auch gewiß, sagte der Hoen kong, warum liessest du dein Füllen so fahren? Den folgenden Tag kam Hoen kong wieder nach Hause, und Koang tchong hatte bey ihm Gehör. Er erzehlte ihm diese Begebenheit, um sich darüber mit ihm zu belustigen. Allein der Koang tchong sahe ganz ernsthaftig, und fast ein wenig traurig dabey aus, und nahm die Sache ganz anders. Glaubt mir, mein Prinz, sagte er hierauf, hier ist gewiß nichts zu lachen. Die Erzehlung dieses Bauers ist eine Lection vor euch und vor mich. Wenn Yao hier regierte, so würde Vernunft und Gerechtigkeit daselbst regieren. Man würde im geringsten keinen Scherz daraus machen, einem andern so sein Gut zu rauben: da dieser Alte so geduldig gewesen, und sein Füllen so stehlen lassen, ohne sich darüber zu beschweren, so denkt, daß das gewiß nicht aus Tumheit geschehen. Er muß wissen, daß man vor Gericht keine Gerechtigkeit erlangen könne. Last uns mein Prinz! wieder umkehren und ernstlich darauf denken, es zu untersuchen, wie weit sich dis Uebel erstreckt, um demselben nachdrücklicher abzuhelfen. Confucius fand diese Vorstellung des Koan tchong sehr schön, und empfahl sie seinen Schülern, solche ja nicht zu vergessen.

§. 278.

Urtheil des Kang tse.

Kang tse regierte in der Herrschaft Lou; ein Vater klagte sich mit seinem Sohn vor Gericht. Die Sache kam bis zum Prinzen, und dieser that den Ausspruch, der Sohn müste sterben. Confucius widersetzte sich mit diesen Worten: es sey jetzt nicht Zeit, die Fehler mit der äussersten Strenge zu bestrafen. Diese armen Leute, setzte er hinzu, sind lange Zeit ohne Unterweisung gewesen, und folglich sehr wenig in dem, was sie schuldig sind, unterrichtet. Der Sohn hat ohne Zweifel das nicht alles begriffen, was vor Böses daraus herkomme, wenn man seinen Vater verklaget. Dis ist eine Sache für den Fürsten und für diejenigen, die ihm regieren helfen, daß sie es sich müssen merken. Wenn sie ihre Schuldigkeit recht beobachteten, und überdem alle recht tugendhaft wären, so würde man nicht in dergleichen Fehler fallen. Wie so, sprach hierauf Kang tse, um sein Urtheil zu unterstützen, die kindliche Ehrerbietigkeit ist, nach dem Bekentniß aller Leute, das Grundgesetz von der Regierung; ist es nun nicht eine erlaubte ja nöthige Sache, der solcher Tugend entgegen stehenden Unordnung mit der Todesstrafe eines solchen Menschen

abzu-

abzuhelfen? Ich sage, mein Prinz, antwortete der Confucius, daß es in gegenwärtigen Umständen eine Grausamkeit seyn würde. Schaft eurem Volk den Unterricht, den sie nöthig haben; verbindet damit euer eigenes gutes Exempel: darauf werdet ihr mit Ernst und Nachdruck strafen können, und diejenigen, die ihr strafen werdet, werden wol wissen, daß sie es verdienen. Diese Mauer ist nur einen Gin hoch: indessen wird sich in eurem ganzen Königreiche kein einiger finden, der auf einmal und ohne Leiter hinüber steigen könte. Hingegen wird kein einiger seyn, der nicht nach und nach, die Spitze dieses Gebürges erreichen solte, das 100 mal höher ist, als diese Mauer. Die Liebe, die Gerechtigkeit, diese zwo Haupttugenden und folglich auch die andern, sind in dem Stande, darin eurer Volk sich befindet, und in Absicht auf dasselbe wie eine steile Mauer. Macht man daraus einem jeden ein Laster, der sie nicht ersteiget? Gebt dem Volke Zeit, heists im Chi king, und verschaft ihnen Mittel, ihre Blindheit und böse Gewohnheit kennen zu lernen.

§. 279.

Der König von Chang unterredete sich mit dem Confucius und sagte zu ihm: seht, was mein Verlangen ist. Ich wolte an der Spitze vieler Fürsten stehen, meinen Hof in guter Ordnung und mit braven Bedienten versorget sehen, mein Volk allezeit ruhig und vergnügt erhalten, auch die Gelehrten sich darauf legen sehen, daß sie einem Staat nützlich werden mögen, auch alle Zeiten ordentlich seyn mögten. Wenn ihr nun meinet, daß dis in der That kan möglich gemacht werden, was müste ich wol thun, es dahin zu bringen? Confucius antwortete: Ich habe vor manchem Prinzen gestanden, und sie haben mir alle verschiedene Fragen vorgelegt, niemand aber so viel, als ihr. Unterdessen antworte ich, daß, so viel wie ich einsehe, alles gar wol möglich sey. Ich will euch sagen wie? Was den ersten Punct anlangt, so ist es in einem Staat, wie dieser ist, gnug, daß ihr mit euren Nachbarn auf eine aufrichtige und redliche Art Bündnisse schliesset. Was den andern Punkt anbelangt, so müst ihr euch gegen diejenigen, die sich euch nähern dürfen, freygebig und gütig erzeigen. Vors dritte, niemals einen Unschuldigen übel tractiren, hingegen die Schuldigen ohne Nachsicht strafen. Vors vierte, den Gelehrten, die ihre Verdienste haben, forthelfen, und wenige ohne Beförderung lassen. Und was das fünfte anbelangt, den Himmel anbeten, und die Geister verehren. Ihr habt Grund, sprach der König, es ist nichts hierinn, das nicht thunlich wäre.

Fragen des königs Chang an den Confucius wegen der regierung.

Antwort des Confucius.

§. 280.

Tong ngan yu wurde zum Oberaufseher der Landschaft von Tsin yang benennet, und bat den Kien lao, daß er ihm doch mit wenigem eine wichtige Lection geben möchte, wie er das Volk regieren solte. Kien lao antwortete mit drey Worten: Eifer, Aufrichtigkeit, und Muth. Tong ngan yu bat ihn, sich ein wenig mehr zu erklären. Kien lao antwortete: Eifer in den Angelegenheiten des Prinzen, dem ihr dienet; Aufrichtigkeit und Redlichkeit, die Befehle zu unterstützen, die ihr geben werdet, wie auch die Personen, die ihr gebrauchen werdet; Muth und Beständigkeit wider die Bösen, sie mögen vom Range seyn, von welchem sie wollen. Das ist schön, sprach der Tong ngan yu, und ich erkenne die Wichtigkeit davon. Mi tse hien, Aufseher der Landschaft Tan sou, vertrieb einen Theil der Zeit mit Schlagung seines Kin, *) und ließ eben keine Bewegung sehen. Indes war alles in Ordnung, und waren die Sachen nie besser gegangen. Ou

*) Name eines musicalischen Instruments.

ma ki folgte ihm. Er hielt noch so ziemlich gute Ordnung. Aber er gab sich auch Tag und Nacht viel Mühe. Sie begegneten sich darauf alle beyde. Ou ma ki sprach zu Mi tse hien: wenn ihr zu Tan fou wäret, so machtet ihr euch bald den ganzen Tag einen Zeitvertreib, und eure Bedienung und Aufsicht treibet ihr spielend. Indes habe ich bey eurer Abreise alles in guter Ordnung gefunden. Ich hingegen habe mir sehr viel Mühe gegeben, und alles, was ich habe thun können, hat darin bestanden, daß ich nichts verdorben. Ich bitte euch, sagt mir doch, woher komt dieser Unterschied? Daher, antwortete Mi tse hien lächelnd, ich bediente mich meiner Kräfte ganz mäßig, und ich ließ sie so würksam seyn, als wenn sie einem andern gehört hätten: ihr hingegen liest sie als die Eurigen geschäftig seyn. Und in der That, die Einwohner des Landes verglichen einen mit dem andern, und sagten ausdrücklich Mi tse hien nennt man mit Recht einen geschickten Mann. Ou ma ki komt nicht an ihn.

§. 281.

Tse kong ward als Obrigkeit von Sin yang ernennt; ehe er nun abreiste sich dahin zu begeben, nahm er erst Abschied von seinem Lehrmeister dem Confucius. Dieser nun sagte ihm ganz ernsthaft, nehmt euch in acht in eurer Bedienung, daß ihr nicht Gewalt, Unterdrückung, oder Diebstal, oder Grausamkeit begehet. Ich? antwortete Tse kong ganz verwundernd, ich, der ich euch von zartester Jugend auf zum Lehrmeister gehabt, ich würde vermögend seyn, dergestalt auszuschweifen? Solte es wol möglich seyn, daß ihr von mir eine so üble Meinung haben soltet? Ihr habt meine Gedanken nicht recht begriffen, versetzte darauf der Confucius, mit einem etwas freyen Wesen. Es ist mehr, als eine Gattung von Gewalt, Unterdrückung, Grausamkeit und Diebstal. Die Bedienungen die ihr zu vergeben habt, gebt an geschickte und tugendhafte Leute; wenn ihr sie dessen berauben und übelgeschickte, lasterhafte oder weniger geschickte Leute hinein setzen, oder sie denselben lassen woltet, so wäre es eine Gewaltsamkeit. Nicht so achtsam und sorgfältig zu seyn, eure Untergebene zu unterrichten und anzuweisen, und gleichwol sich dem Zorn zu überlassen und geschwinde zu strafen, wäre eine Grausamkeit. Euch dasjenige zuzueignen, was ein andrer sich erworben, und ihm den Ruhm davon zu nehmen, wäre ein Diebstal. Und eben solcher Diebstal ist so selten nicht unter Leuten, die gleichwol als sehr ehrlich angesehen seyn wollen. Meint ihr wol, daß man alsdenn nur eines Diebstals schuldig sey, wenn man dem andern die Kleider oder Geld genommen? Erinnert euch fleissig, daß man sagt: eine gute Obrigkeit verehret die Gesetze, und soll sich zum Vortheil des Volks bewahren. Ein Lasterhafter bedient sich derselben zur Unterdrückung eben dieses Volks. Nichts ist wahrhaftiger. Daher komt so viel Murrens und Fluchens. Billigkeit und Uneigennützigkeit sind zwey wesentliche Stücke. Sie sind eine Schuldigkeit bey obrigkeitlichen Personen, und dienen ihnen auch wieder zur Sicherheit. Dasjenige, was andre Gutes verrichten, aus der Acht lassen oder verbergen, ist übel gehandelt; hingegen ihre Fehler entdecken und ausbreiten, ist noch weit schlimmer. Man verliehrt niemals, wenn man das, was jeder gutes hat, gelten lässet, und gemeiniglich gewinnet man dabey. Hingegen gewinnet man nichts, wenn man die Fehler des andern entdecket und ausbreitet, und man findet sich bey nahe allezeit übel dabey. Eben so redet ein Kluger auch nichts, als mit vieler Behutsamkeit. Merket hierauf, und seyd gewis versichert, daß, indem man einem andern nachtheilig ist, so hat man gewiß für sich selbst keinen Vortheil davon.

§. 282.

§. 282.

Yang tchu war einst bey dem Könige von Leang, und besprach sich mit ihm über der Regierung des Staats. Er fuhr fort und behauptete, es sey solches gar eine leichte Sache. Mein Herr, sagte der König zu ihm, ihr habt nur eine Frau und eine Concubine, und ich weiß, daß ihr die nicht recht regieren könt. Gleichwol, wie ich höre, so haltet ihr die Regierung eines Staats nur für eine Kleinigkeit. Prinz, antwortetete der Yang tchu, das alles ist wahr, und widerspricht sich keinesweges. Ein einziger Schäfer, der seinen Hirtenstab in der Hand hat, führt mit gutem Fortgang hundert Schafe, wenn aber zwey *) Schäfer nur eins führen wollen, so werden sie Mühe haben, wenn sie fortkommen wollen. Allein, wißt ihr nicht, was man gemeiniglich sagt: die grossen musicalischen Instrumente taugen nichts zu den Gassenliedern; die grossen Fische schwimmen in grossen Wassern. Derjenige, dem es in kleinen Sachen oft fehl schlägt, kan gleichwol oft in weit grössern fortkommen.

§. 283.

Hoen kong fragte einst seinen Minister, den Koan tchong, wofür man sich wol in einem Staat am meisten fürchten müste? Koan tchong antwortete: mein Prinz, nach meiner Einsicht hat man nichts so sehr zu besorgen, als das was man nennt: die Ratze in der Bildsäule. Hoen kong verstand diese Vergleichung nicht; Koan tchong erklärte es ihm daher. Ihr wisset, daß man an vielen Orten dem Geiste des Ortes Bildsäulen aufzurichten pfleget. Diese hölzerne Statuen sind inwendig ausgehölt, und von aussen bemahlet. Eine Ratze hatte sich inwendig hinein geradet, man wuste nicht, wie man sie heraus jagen solte. Man getrauete sich nicht Feuer dabey zu gebrauchen, aus Furcht, daß es das Holz angreife. Man getrauete sich auch nicht, die Bildsäule ins Wasser zu setzen, aus Furcht, man möchte die Farben auslöschen. Und so bedeckte und beschützte die Ehrerbietigkeit, die man vor die Seule hatte, die Ratze. Eben so sind beynahe in einem Staat Leute, die keine Verdienste und keine Tugend haben, und gleichwol die Gunst eines Fürsten geniessen. Sie verderben alles: man sieht es, man seufzet darüber; allein man weiß nicht, wie mans soll angreifen, um ein Mittel dagegen zu gebrauchen.

§. 284.

Ki tse ging auf einer seiner Reisen durch das Königreich von Tsin, kaum hatte er Von Ki tse.
den Fuß hinein gesetzt, so schrie er und seufzete: o was vor eine grosse Unterdrückung ist in diesem Königreiche? Er ging darauf in die Hauptstadt, er schrie in eben diesem Ton: o wie ist das Königreich erschöpfet! Endlich da er den König und den Hof gesehen, sagte er: o hier ist Verwirrung und Aufruhr nicht weit mehr entfernet. Hierauf sagten ihm diejenigen, die in seiner Folge waren: ihr komt jetzt eben ins Königreich Tsin, wie könt ihr auf eine so entscheidende Art schon über alles ein Urtheil sprechen? Warum nicht? antwortete der Ki tse, indem ich auf dieses Land trat, so habe ich viel Felder brach liegen sehen, die andern aber sehr schlecht bestellet; ich habe zu gleicher Zeit bemerket, daß man an verschiedenen Orten an sehr unnützlichen Werken arbeitet. Ich habe daher geschlossen, daß das Volk mit Frohndiensten gar zu stark beschweret seyn müsse. Wie ich in die Hauptstadt kam, ward ich gewahr, daß alles, was neu gebauet war, sehr schlecht und seichte gebauet war, statt dessen, daß die alten Gebäude ungemein veste sind. Eben deswegen habe ich

*) Er zielt darauf, daß seine Frau die Concubine eben nach ihrer Art regieren wolte.

gesagt: das Königreich sey erschöpft. Da ich an den Hof kam, sahe ich einen Prinzen, der seine zwey Augen nur darum hatte, hier und da hinzusehen, und der den Mund nicht eröfnete, eine einzige Frage zu thun. Ich bemerkte zugleich an seinen Ministern und hohen Officiern viel hochmüthiges und stolzes Wesen. Indessen sind sie volkommen stumm bey dem, was das algemeine Wohl anlangt, und es ist kein einiger unter ihnen, der dem Prinzen den geringsten Rath gäbe. Und eben dis brachte mich auf den Schluß, es müsse Verwirrung und Aufruhr nicht weit mehr entfernet seyn.

§. 285.

In dieser Samlung des **Tang king tchuen**, findet sich nach dem Titul von der Regierung, auch einer von den Königinnen. Er versteht unter diesem Namen die Gemahlinnen und Concubinen der Käyser oder der Könige. Da ich die Geschichte durchlief, so fand ich, daß die Weiber grossen Antheil an dem Ruin und Abnahme bey nahe fast aller Herrschaft hatten. Dieser **Tang king tchuen** braucht zu diesem Titul dreyßig starke Seiten: allein jeder Zug der Geschichte ist gleichsam nur angezeigt; und eben deswegen hat man noch nichts davon übersetzt.

Am Ende spricht er, daß **Tai tsong**, der zweyte Käyser von der Dynastie **Tang**, nachdem er einige Weiber seines Pallasts ausgesucht, die übrigen alle, theils um Unkosten zu ersparen, theils aus Mitleiden, fortgehen lassen, und erlaubet, daß man sie verheirathe. Er verringerte auch auf gleiche Weise die Anzahl der Verschnittenen des Pallasts, dergestalt, daß in allem dreytausend Personen und noch drüber davon abgiengen.

§. 286.

Tang king tchuen beschied den **Tchang pong ki** vor sich, welcher untersucht hatte, zu welcher Zeit die kleinen Schuhe und kleinen Füsse, dergleichen die Chinesischen Frauens haben, ihren Anfang genommen, und behauptet, daß dieser Gebrauch eben so sehr alt nicht sey. Er beweist dis vornemlich daher, weil in den alten Samlungen der Verse und Lieder, die von derjenigen Zeit sind, die man die sechs Dynastien nent, keine Erwehnung geschicht von kleinen Füssen der Weiber, noch von ihren kleinen gekrümten Schuhen, ohnerachtet man in der letzten Erzehlung alles dasjenige findet, was dem weiblichen Geschlecht eine Annehmlichkeit zu geben, erachtet wird.

§. 287.

Zweytes Stück, (§. 278.)

Von den Prinzeßinnen des Käysers.

Von den prinzeßinnen vom geblüte.

Tai tsong, zweyter Käyser aus dem Hause **Tang**, vermählte eine seiner Prinzeßinnen mit des **Ouang kouei** Sohne, der damals Präsident im Ceremoniencollegio war. **Ouang kouei** empfing diese Prinzeßin mit diesen Worten: die eingeführten Gebräuche schreiben einer Schwiegertochter die Art vor, mit welcher sie sich vor ihrem Schwiegervater und Schwiegermutter stellen soll. Nun ist es zwar wol wahr, daß man in dieser letzten Zeit, da auch die löblichsten Gewonheiten ganz unvermerkt in Abgang gekommen, diesen Gebrauch nicht so beobachtet hat, wenn man Prinzeßinnen vermählet: allein wir haben jetzt einen sehr erleuchteten Käyser, der die Wichtigkeit gar wohl einsieht, daß die Gebräuche in ihrer Kraft bleiben, und der da wünschet, daß man

sie

sie auch beobachte. Und also, meine Prinzeßin, werdet ihr es euch gefallen lassen, daß wir euch empfangen, wie eine Schwiegertochter muß empfangen werden. Das geschicht gar nicht aus einem eitlen Gemüthe, noch daß wir auf diese Art für unsre besondre Ehre besorgt wären, sondern aus Eifer für die Gebräuche, und weil von ihrer Beobachtung der Wohlstand der Familien und des Staats abhänget. Hierauf nahm er und seine Gemahlin die obre Stelle des Zimmers ein, und nachdem sie sich beyde gesetzet, so nahm die neue Schwiegertochter, die Prinzeßin, die Serviette auf den Arm, reichte ihnen anfangs zu waschen, und bediente sie darauf bey der Tafel, nach welcher sie sich darauf zurück begaben. Diese Sache wurde dem **Tai rsong** berichtet, er billigte sie sehr, und verordnete, daß, wenn künftig Prinzeßinnen ausgestattet würden, man es eben so halten solte.

§. 288.

Hiao vou, einer der Käyser aus dem Hause **Song**, der wohl wuste, daß die Prinzeßinnen, die man vermählte, sich in den Familien, in welche sie traten, unerträglich machten, war auf Mittel bedacht, diesem Uebel zu steuren. Er bediente sich unter andern eines ganz besondern Einfalls. Da er eine seiner Töchter an den **Kiang min**, einen Sohn des **Kiong chin**, den seine Tugend und seine Verdienste zu den grössesten Ehrenstellen erhoben, versprochen hatte, verordnete er ganz heimlich, daß man im Namen des **Kiong chin** eine nachdrückliche Vorstellung aufsetzen muste, darin er ganz ausführlich die Aufführung dieser Prinzeßinnen erwehnte, und deren Schluß dahinaus gieng, daß er sich entschuldigte, diejenige zur Gemahlin anzunehmen, die man ihm angeboten. Die Schrift wurde auch wirklich verfertiget, und dem Käyser übergeben. Und hier ist sie, wie sie in dem (Tractat) **Tang king tchuen** angeführet worden.

Besonderes mittel, den unruhigen sinn einer frau zu dämpfen.

§. 289.

Mein Prinz! Ew. Majestät haben die Gnade gehabt, mir die Prinzeßin **Ling hai** zu bestimmen *). Dis ist eine sonderbare Gnade, die ich im geringsten nicht erwartet. Unterdessen kan ich nicht verheelen, daß ich diesen Befehl mit eben so viel Unruhe und Betrübniß, als Erkentlichkeit und Ehrerbietung empfangen. Meine persönliche Unwürdigkeit entfernet mich noch mehr, als meine Geburt von einer so hohen Verbindung. Die, die mir zukomt, ist eine Person von gemeinem Stande, und keine Prinzeßin. Leute von meinem Stande, ob sie gleich eben nicht sehr reich sind, haben kaum ein Ehrenamt erlanget, so heirathen sie. Sie haben sich für einige Geschenke von wenigem Werth davon losgemacht, und sie sind nicht leicht so arm, daß sie Mühe haben solten, eine wohlanständige und gleichmäßige Heirath zu schliessen, in welcher sie glücklich und zufrieden leben. Hingegen mache ich meine Betrachtung, daß diejenigen, die sich mit Prinzeßinnen vermählet, wenigstens dem meisten Theil nach, in Kummer und Verdruß ihr Leben zugebracht. Ob ich nun also schon weiß, die Ehre, die mir Ew. Majestät erzeiget, nach meiner Schuldigkeit hochzuschätzen, so bin ich deswegen doch so weit entfernt, mir dieserwegen Glück zu wünschen, daß ich vielmehr glaube, wenn ich mich nicht noch davon losmachen könte, ich würde mein Leben beschliessen. Halten Sie dis, grosser König, meiner Einfalt und Freymüthigkeit zu gute. Ich gründe mich hiebey, so

zu

*) Der Chineser spricht: haben befohlen', daß die Prinzeßin **Ling hai** sich so weit herunter lasse meine Frau zu werden.

zu denken und zu reden, auf viele Exempel, die mir die Geschichte an die Hand geben. Unter dem **Tsin** sahe man den **Ouang tun**, **Hoen ouen**, und den **Tchin tchang**; einen jeden eine Prinzeßin heirathen. Das waren Leute, die aus den allerältesten so wol, als berühmten und mächtigen Familien herstamten. Diese drey Männer besassen daneben die schönsten Eigenschaften und überall bekante Verdienste. Allein was war die Frucht von diesen Verbindungen? **Ouang tun** und **Hoen ouen** schlugen aus der Art, weil sie sich auf den Vorzug verliessen, den ihnen diese Heirath verschaffet; sie lebten in einer Unempfindlichkeit, die sich nicht wohl für ihren Rang schickte, und starben in Verachtung. Was den **Tching tchang** anbetrift, so schien ihm das Joch so schwer, daß er sich närrisch stellte, um nur davon los zu kommen. Nachher hat man gesehen, daß sich der **Tse king** die Füsse verbrant, um dergleichen Vermählung zu vermeiden. **Ouang yen**, so zärtlich wie er auch war, warf sich ganz nackend in Schnee, und flohe diejenige, an welche man ihn verbunden hatte. **Holi**, der dem **Long kong** an Schönheit gleich kam, stürzte sich aus Verzweifelung in einen Brunnen. **Lie tchuang** rieb sich deswegen wirklich so lange die Augen, daß er beynahe blind ward: **Yn tchong** aber wartete das äusserste ab. Nun hat es diesem letzten keinesweges an Geschmack und Muth gefehlet: allein das überwiegende Ansehn ihrer Prinzeßinnen wurde ihnen zur Last; sie konten ihre Klagen nicht vor den Käyser bringen, der Eingang war ihnen verschlossen: sie musten den äussersten Verdruß allein in sich fressen, und ihr Zustand war schlimmer, als der elendesten Sclaven ihrer.

§. 290.

Weggehen und wiederkommen, seine Freunde besuchen, und sie bey sich aufnehmen zu können, ist eine Freyheit, die einem jeden ehrbaren Manne eigen ist. Hat man aber eine Prinzeßin geheirathet, so ist es Madame, die nach ihrem Belieben aus- und eingehet: keine Zeit ist zu ihrer Zurückkunft bestimt; es ist keine Ordnung mehr im Hause. Der Mann muß sich entsagen, niemals seine Freunde zu bewirthen, und bey nahe allen Umgang mit seinen Anverwandten meiden. Ist die Prinzeßin zuweilen aufgeräumt, und fällt ihr ein, ihm ein wenig glimpflicher zu begegnen, gleich runzelt ihre alte Amme die Stirne: eine Priesterin unterstützt sie, alle beyde stellen der Frau vor, daß sie nicht wisse, ihren Rang zu beobachten, und daß sie alles verderbe. Ueberdem hat sie einen schlechten Haufen Verschnittener, die weder Verstand, noch Aufrichtigkeit, noch Klugheit besitzen, die alles auf ein Gerathewohl und ohne Grund thun, die alles zum Verdruß und alles ins Gelag hinein reden, ohne es zu untersuchen, was sie sprechen. Und das ist der geheime Rath unsrer Dame. Die Amme behauptet, daß ihr Alter ihr das Recht gebe, einen jeden bis auf den Tod zu hassen, der ihr Ansehen antastet. Die Götzenpriesterin giebt sich für eine Gelehrte aus, und redet von so viel Sachen, die sich noch ereignen sollen, daß es ohnmöglich, daß nicht ein ohngefährer Zufall einen Theil davon wahr machen solte. Zu diesen zwey gewöhnlichen Gespielinnen, gesellt sich zuweilen eine alte Wahrsagerin, (Zeitungsträgerin,) sonderlich am Ende der Mahlzeit, um die Ueberbleibsel zu erhaschen. Hier muß nun der arme Mann Geduld haben, und ist noch glücklich, wenn er nichts ärgeres ertragen darf.

§. 291.

Einer seiner gröSten Händel, darinnen er verwirrt ist, ist dieser, wenn er soll einen Entschluß fassen, seine Gebieterin zu besuchen, ob er es oft oder selten thue. Er

weiß

weiß nicht, wie er es anfangen soll, den Eigensinn seiner Prinzeßin zu vergnügen. Soll er sich ofte nähern? man versagt ihm den Zutrit: oder läst man ihn vor, so darf er nicht wieder weggehen, wenn er will. Verläst er sie wieder, so deucht sie sich verachtet zu seyn, und wird hitzig. Nimt er Abschied, nachdem er sie besuchet, so spricht sie: er geht, und will andere besuchen. Was aber die Frau anlangt, so geht sie nach ihrem Gefallen aus, und kommt wieder, wenn es ihr beliebet, zuweilen ziemlich spät in der Nacht, zuweilen wol gar, wenn der Tag anbricht. Bald vertreibt sie die Nacht damit, daß sie auf Instrumenten spielt, bald liegt sie den ganzen Tag mit übergeschlagenen Armen vor einem Buche. Ihr Leben ist eigentlich nichts, als ein Zusammenhang von eigensinnigen Einfällen. Unsere Gesetze verbieten uns nicht, einige Concubinen zu halten. Es wird dis keinesweges auch so geachtet, als wenn man damit seine Gemahlin beleidigen wolle. Ist nun die Gemahlin eine Prinzeßin, so mag man ja nicht dran denken: sie würde sich beleidigt zu seyn glauben, und könte es nimmermehr vertragen. Auf die geringste Sage, auf den geringsten Schein, auf den mindesten Verdacht merkt man, daß aus dem Gemach der Frauen eine junge verwegene Sclavin herausgehet, die auf alle Tritte des Mannes muß Achtung geben. Nimt er einen Besuch an, und der Zuspruch währet ein Weilgen, so horchen die alten Weiber, um alles der Frauen wieder zu sagen, woraus der ungereimteste Verdacht entstehet.

§. 292.

Was endlich diese vermählte Prinzeßinnen hier und da noch unerträglicher macht, ist, daß sie ihres Gleichen so ofte besuchen. Die Unterredungen bey diesen Visiten gehen allezeit auf die Männer. Sein Herkommen, seine Manieren, seine Aufführung, alles komt aufs Tapet. Sie geben sich untereinander rechte Lehren, trotzig und eifersüchtig zu seyn; und wenn auch eine in ihrem Herzen vernünftig wäre, und ein besseres Gemüth hätte, so wird sie doch bald, wie die andern. Daher diejenigen, die sich bis hieher mit den Prinzeßinnen vermählet, es gern überhoben gewesen wären. Diejenigen die es nicht haben vermeiden können, haben sich meist alle übel dabey befunden. Der arme **Ouang tsao** ist hievon ein betrübtes Exempel. Ob er schon ein grosser Mann, und so wol gelehrt als tapfer war, so wurde er doch um einer Kleinigkeit willen ganz unverschuldet vor Gericht gezogen, und muste schimpflich sterben. **Ton noan** starb von purem Verdruß, und in der Blüte seines Alters. Viel andre haben beynahe gleiches Schicksal gehabt, daß es zu weitläuftig werden würde, alle zu erzehlen.

§. 293.

Ueberdis, wenn wir eine Frau nehmen, so ist das unser vornehmster Zweck, daß wir Kinder mit ihr erzeugen wollen. Allein nichts ist diesem Zweck mehr entgegen, als eine zu weit getriebene Eifersucht: und man hat aus der Erfahrung wahrgenommen, daß diejenigen, die sich mit Prinzeßinnen vermählet, ausser alle dem übrigen Verdruß noch diesen meistentheils gehabt, daß sie ohne Nachkommen gestorben. Wer bin ich, daß ich mir schmeicheln solte, allen diesen Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen? Ich werde meine Person und meine Familie denselben nicht aussetzen lassen. Diejenigen, die sich dieses Joch auflegen lassen, haben beynahe alle darunter erliegen müssen. Wenn ja einige sich ohne Widerrede unterworfen, und es mit Geduld ertragen, so ist es geschehen, weil sie in Absicht der Anstalten des Hofes weder gekont, noch sich unterstanden haben, gleich Anfangs ihre Entschuldigungen zu machen, noch auch nachher ihre Klagen deswe-

gen vorzubringen. Was mich anlangt, so habe ich das Glück, mich unter einem erleuchteten, gerechten, und gütigen Prinzen zu befinden, der keine andere Richtschnur in seinen Handlungen hat, als die heitere und gesunde Vernunft, und den keine Gunst zuvor eingenommen. Also schütte ich mein Herz vor ihnen aus.

§. 294.

Ew. Majestät halten mirs zu Gnaden, meine Familie ist gnugsam erhoben: meine vornehmste Sorge soll seyn, sie nur in dem Stande, worin sie jetzt ist, zu erhalten, um dem Verfall derselben zuvor zu kommen. Und dis unterstehe ich mich zu hoffen, daß ich es unter einer so glücklichen Regierung bewerkstelligen könne. Wenn ich mit der Zeit grosse Bedienungen und höhere Titul hoffen darf, so bin ich vergnügt, durch mein uneigennütziges Wesen, durch meine Geschicklichkeit, Fleiß oder Dienste dazu zu gelangen: ich gestehe Ihnen aber frey, grosser König, daß es eben nicht nach meinem Geschmack wäre, wenn ich dis der Verbindung allein zu danken hätte, damit Sie mich gedenken zu beehren. Uebrigens, da ich Ihnen so meine Unruhe entdecke, so ist meine Absicht, nicht nur Ihnen meine warhaftige Meinung zu eröfnen, und für meine eigene Sicherheit zu sorgen, sondern Ihnen auch das Uebel kenbar zu machen, das dergleichen Heirathen wirklich in andern Familien stiften. Ich bitte Ew. Maj., es zu untersuchen, ob es sich also verhalte, vor allen Dingen aber mich dessen zu überheben. Lassen Sie, ich bitte Sie inständig, lassen Sie die kleinen Vögel sich mit ihres gleichen lustig machen. Lassen Sie die Würmer in ihrer Art sich in Friede vermehren, und so ehrwürdig mir Ihre Wahl ist, so geruhen Sie in Gnaden, sie zu wiederrufen. Solten Ew. Maj. meine demüthige Bitte zu erhören, mir versagen, so will ich mir lieber die Haare abschneiden, ich will mich selbst verstümmeln, oder jenseit des Meeres fliehen.

Als nun der Käyser diese Schrift, die auf seinen Befehl war aufgesetzt worden, gelesen, so bediente Er sich derselben, den Prinzeßinnen einen Verweiß zu geben, für seine Person aber, sich darüber zu belustigen.

§. 295.

Drittes Stück, (§. 292.)

Von den Verschnittenen und andern, die das Ansehen mißbrauchen, das ihnen die Gnade des Prinzen verschaffet.

Vorstellung des Ngeou yang sieou, berühmten Urhebers der Dynastie Song.

Die Verschnittenen, wenn sie in grossem Ansehen stehen, sind jederzeit als eine Pest des Staats betrachtet worden. Sie sind noch weit mehr in demselben zu fürchten, als die Weiber, und das ist genung gesagt. Sie sind nachgebend, listig und geduldig. Sie wissen sehr schlau, in solchen Sachen gewisse Proben von Tugend sehen zu lassen, die ihnen nicht viel kosten, und wodurch sie gleichwol bey dem Prinzen in Achtung kommen. Sie wissen sich sehr geschickt einiger Gelegenheiten zu bedienen, die zwar im Grunde wenig bedeuten, womit sie aber ihrem Herrn eine besondre Ergebenheit und Treue bezeugen wollen, um sich in seinem Vertrauen recht feste zu setzen. Haben sie solches einmal erhalten, so machen sie sich gewiß schadloß; sie leiten den Prinzen nach ihrem Gefallen, es

sey durch eine vergebliche Furcht, oder falsch gemachte Hofnung, die sie ihm einflössen. Der Prinz mag an seinem Hofe gerne geschickte, tugendhafte und eifrige Leute haben: er betrachtet sie in Vergleichurg seiner eignen Verschnittenen, die täglich in dem Innersten seines Pallasts um und neben seiner Person sind, als Fremde. Sein ganzes Vertrauen hat er auf die Verschnittenen gesetzt, sie wissen sich solches auch wohl zu Nutze zu machen, um sich dadurch in Ansehen zu bringen, und die auswärtigen Befehlshaber sind nicht länger in Achtung, als es die Verschnittenen haben wollen. So bald als Leute von Verdienst sich entfernen oder verstossen werden, und der arme Prinz alleine bleibt, so überläst er sich seinen Verschnittenen und ihrem Gutdünken. Diese schädliche Leute setzen ihn alle Augenblick in Furcht, und machen sich nothwendig, sie erhöhen ihr Ansehen oder vielmehr ihre Tyranney, immer mehr und mehr.

§. 296.

Thut endlich der Prinz seine Augen auf, und sucht seine Stütze an den auswärtigen Befehlshabern, so wissen diese nicht, wie sie es anfangen sollen. Sich in die Zeit zu schicken, und Behutsamkeit zu gebrauchen; ist eben so viel, als das Uebel wachsen lassen: Hingegen geschwind und mit Nachdruck die Sache ändern wollen, heist alles wagen, oder gar alles verlieren; der Fürst befindet sich selbst, wie in einem Ungewitter. Sind nun die Sachen einmal so weit gekommen, so finden auch die hellesten Köpfe ihre Einsichten, zu schwach zu seyn; es komt ihnen keine Sache vor die Augen, die ihnen nicht gefährlich, ja so zu sagen unmöglich scheinet. Wagen und unternehmen sie etwas, so bleiben sie alle sitzen, und bringen mit ihnen den Prinz und den Staat ins Unglück. Das wenigste, was ihnen begegnen kan, ist, daß sie umkommen, und durch ihren Tod irgend einem Ehrgeizigen Gelegenheit geben, sich solche bedenkliche Umstände zu Nutze zu machen, um einen Anschlag zu schmieden, sich zum Herrn aufzuwerfen, den Souverain in die Sache der Verschnittenen zu wickeln, um diese Canaille auszurotten. Die heftige Neigung zum weiblichen Geschlecht ist bey einem Prinzen sehr gefährlich. Entschlägt er sich nicht derselben, so verführet sie ihn, und verwirret den Staat; komt aber der Prinz zu seiner Erkentniß, so kan dem Uebel noch geholfen werden. Hingegen hat er sich durch ein schändliches Vertrauen den Verschnittenen in die Hände geliefert, so wird er sich vergeblich bemühen wieder auf den rechten Weg zu kommen, er kan es nicht mehr, ohne sich selbst zu schaden. Die Geschichte derer **Tang** können solches lehren. Eben deswegen habe ich gleich anfangs gesagt, daß die in Ansehen stehende Verschnittenen weit fürchterlicher sind, als die Weiber. Kan man behutsam gnung seyn?

§. 297.

Tang king tchuen führete noch fünf oder sechs andere Erzehlungen über diese Sache an, sie besagen aber beynahe fast eben das. Der Schluß von einer dieser Erzehlungen ist dieser, daß man zwar Verschnittene bey Hofe nöthig habe; daß man vom Anfang dieselben gehabt; daß man solche nicht entbehren könne; allein daß man sie müsse im Zaume halten, ihre Fehler genau bestrafen, einen vornehmen Minister auf ihre Aufführung Achtung geben; über das aber sie nicht den geringsten Theil an der Regierung des Staats nehmen lassen, noch weniger sie in Bedienung setzen. Und dis pflegt der jetzige regierende Käyser genau zu beobachten.

§. 298.

Viertes Stück.

Darin eine Rede des Sou tche enthalten, der unter der Dynastie Song lebte.

Einen Prinzen auf den rechten Weg wieder zu bringen wissen, ohne daß dabey die Ruhe des Staats Schaden leide, ist ein Meisterstück eines eifrigen Weisen. Es sind unglückliche Zeiten, wenn ein Prinz ohne Einsicht sich an Leute hängt, die keine Tugend haben, und ihnen sein ganzes Ansehen anvertrauet. Wenn nun tugendhafte und getreue Bediente, die sich noch im Staat befinden, sehen, daß diese Buben alles umkehren; so wollen sie freylich aus redlichem Eifer für den Staat und den Prinzen sie lieber von dieser Pest befreyen. Allein diejenigen, die da gewünschet, sie zu stürzen, haben sich sehr sorgfältig inacht genommen. Der Regent ist einmal in ihren Stricken, und sie sind sicher wegen der Gefahr, die er zu besorgen hat, wenn er sie angreift. Diejenigen, die es zu thun wagen, schlagen entweder fehl, und so sind sie, ohne wieder aufzukommen, verloren; oder es glückt ihnen, und indem es ihnen glückt, so beleidigen sie ihren König, und bringen den Staat in Verwirrung, der sehr oft seinen Untergang befördert. Eben so sind in dem Tchun tsiou diejenigen als Aufrührer geachtet, die ohne Gutheissen des Prinzen, solche Leute tödten lassen, die gleichwol den Tod verdienen.

§. 299.

Und in der That, so mag es einem weisen Mann noch so sehr schmerzen, wenn er gewahr wird, daß das Ansehen des Prinzen von unwürdigen und lasterhaften Personen, die ihn übereilet haben, gemißbraucht wird; und er mag noch so eifrig seyn, solchem Uebel zu steuren, worin neben ihm so viel andere verwickelt sind: so muß er gleichwol an sich halten; und ehe er das geringste unternimt, sein Unternehmen so wohl abmessen, daß der Prinz und der Staat an ihm ihr Wohlgefallen bezeugen. Denn was würde der Erfolg seyn, und wie könte ich mir denselben versprechen, wenn ich diejenigen ausrottete, die der Prinz liebet, die er nicht für schuldig erkläret, und welchen er selbst sich so verbunden erachtet? Heist das nicht, sich selbst die Rechte des obersten Beherschers zueignen? Kan ich ihm nicht verhast werden? Darf ich vor sein Angesicht treten? Wird er meine Entschuldigungen hören? Das wäre ein Wunder, so seines gleichen nicht hätte.

300.

Diese unwürdige Günstlinge sind beynahe in einem Reiche dasjenige, was bey einem menschlichen Cörper gewisse böse Geschwüre sind, die zuweilen an die Kähle kommen. So ungemächlich nun diese Geschwüre sind, so sind sie doch dem Schlunde zu nahe, daß sie könten abgeschnitten werden. Will sie jemand aus Ungeduld abschneiden; so ist der Tod unvermeidlich. Eben so war die Ungeduld, die da verursachte, daß die vom Hause Han und Tang umkamen. Seit dem Käyser Hoen ling bis auf den Käyser Hien ti erhielt sich das Reich, oder kehrte sich zum Wohlgefallen der Verschnittenen um. Man sahe in den Bedienungen keine andre als niedrige Seelen, die ihre Creaturen waren. Glücklich waren diejenigen, die Tugend und Verdienste besassen, die sich durch ihre Entziehung vor ihren Streichen bedecken konten; man verfolgte sie überall. Das ganze Reich seufzete darüber vor Schmerz, und knirschte mit den Zähnen aus Verdruß.

Endlich

Endlich berathschlagten sich einige über die Mittel, diesem Uebel abzuhelfen, und beschlossen, daß, da die Verschnittenen die Urheber davon wären; so sey nichts übrig, als sie auszurotten, so habe alles ein Ende. Teou vou und Ho tsin unternahmen dis, aber ohne glücklich darin fortzukommen: es kostete ihnen das Leben. Yven chao unternahm es darauf, und er kam damit zu Stande; allein es verursachte so grosse Unruhen, daß das Reich einen andern Herrn bekam, und damals nahm die Linie Han ihr Ende.

§. 301.

Eben dergleichen geschahe unter denen Tang. Die letzten Käyser dieser Linie hatten sich ihren Verschnittenen überlassen, die den Staat über den Haufen warfen. Niemand besaß so wenig Eifer, daß er nicht bey ihm auf das kräftigste wäre rege geworden: allein Li chun, Tching tchin, und einige andere, waren die ungeduldigsten und dreistesten. Sie verbanden sich unter einander, um die Verschnittenen auszurotten. Allein es schlug ihnen fehl, und sie kamen darüber um. Zu einer andern Zeit machte der Tsoui tcheng seinen Anschlag besser, und es glückte ihm: allein sein glücklicher Fortgang brachte die vom Hause Tang um den Thron, und war solches vor den Staat betrübt genung. Das sind die bösen Geschwüre an einem Orte, der so wesentlich zum Leben gehört, daß sie nicht ohne Gefahr abgeschnitten werden können. Man schnitte sie indes ab. Der Todt folgte darauf, oder daß ich deutlich rede, indem man diese Günstlinge ohne Gutbefinden des Prinzen ausrottete, so verletzte man sein oberherrliches Ansehen: und alles, was die Sieger gewannen, war dieses, daß sie mit dem Staat zu Grunde gingen, den sie sich geschmeichelt hatten, zu erhalten. Gewiß dergleichen eifrige und getreue Unterthanen, dürfen nie dahin kommen. Teou vou und Ho tsin schlugen fehl, und verlohren ihr Leben. Man beklagte ihr Schicksal? Was mich anlangt, urtheile ich anders davon. Es war ein Glück vor sie, daß sie unterlagen. Hätte es ihnen geglückt, so wären sie zugleich umgekommen, und hätte dem Staat weit mehr geschadet. Habe ich nun nicht Grund gehabt, zu sagen, daß einen Prinzen wieder zu rechte zu bringen wissen, ohne daß die Ruhe des Staats darunter leide, ein Meisterstück eines eifrigen Weisen sey?

§. 302.

Eine andere Unterredung eben dieses Verfassers.

Zu Folge dessen, was ich bereits von diesen Bösewichtern, die in Gunst und Ansehen sich feste gesetzet haben, erwehnet; so kan derjenige, der es unternimt, sie zu stürzen, gewiß seyn, daß er verloren gehe, wenn sein Anschlag mißlinget: oder glückt ihm derselbe, so ist es zwar gut für ihn; allein so geht der Prinz verloren, und der Staat wird verunruhiget. Auf diese Art, wird man sagen, so mag die Unordnung so groß seyn, als sie wolle, so ist ihm überall nicht abzuhelfen; man muß daher diese Bösewichter die Früchte ihrer Bosheit in Frieden geniessen lassen, man muß nicht drauf denken, sie entweder zu entfernen, noch zu stürzen, und ganz kaltsinnig es mit anschauen, wenn Prinz und Staat zu Grunde gehen, und zwar wegen der Furcht, daß man einen beleidigen, den andern aber in Unruh setzen möchte. Allein, auf diese Art ist mein Sinn nicht wohl gefasset. Ich will ihn erklären. Man sagt insgemein, daß ein Mensch, der unter dem Druck stehet, weit geschickter ist, als wenn er sich nicht darunter befindet. Es ist dieses eine Grundregel im Kriege, daß man eine Armee nicht dergestalt drengen

und aufs äusserste bringen müsse, daß gar kein Weg übrig bleibe, da sie ausreissen könne; noch auch, daß die Truppen es wagen, denen Strassenräubern nachzulaufen. Es gründet sich dieses darauf, weil man besorgen muß, daß die Leute, die aufs äusserste gebracht werden, ihre letzte Kraft anstrengen, und ihre Verzweifelung ihnen entweder den Vortheil in die Hand spiele, oder doch den Verlust gleich mache. Ou und Nue*), da sie sich beyde bey einem Sturm auf einer Barque und in Gefahr befanden, umzukommen, halfen sich doch einander gemeinschaftlich, als wenn sie die besten Freunde wären. Die unwürdigen und bösen Unterthanen, die ihr Ansehen und Gunst dergestalt mißbrauchen, wissens gar wohl, daß man sie hasset und verabscheuet. Sie merkens auch wohl, daß wenn der Prinz davon solte unterrichtet werden, wie sie ihr Ansehen mißbrauchen, darin er sie gesetzet; daß keine Gnade für sie seyn würde. Aber eben das macht sie beständig aufmerksam, um einem so traurigen Fall zuvor zu kommen.

§. 303.

Auf der andern Seite hingegen verbinden sich die Leute, so Verdienste haben, und die diese unwürdige Günstlinge, unter welche sie sich gleichwol schmiegen müssen, bis auf den Tod hassen, unter einander wider sie. Einer ermuntert den andern heimlich, und erhitzen sich so lange, bis es an den Tag komt. Man kan also wol mit Wahrheit sagen, daß die meisten Unruhen des Staats ursprünglich von denen erstern kommen; ofte genug aber die letztern durch ihre Vorsichtigkeit die allernächste Ursache davon seyn. Jene sind in dem innern, und um und neben dem Prinzen. Diese nähern sich ihm nicht viel, und sind auswärts. Man kan daher die einen mit dem Hausherrn, und die andern mit Fremden vergleichen. Der Fremde muß folgen, und kan den Unternehmungen desjenigen, bey dem er ist, nicht zuvor kommen. Nun das ist es, woran es denen eifrigsten und getreuen Personen fehlet. Die erstern haben überdis noch diesen Vortheil, daß sie im Namen des Prinzen handeln, und wenn sie etwas befehlen, so reden sie frey und ohne Zweydeutigket. Die gemeinen Leute im Volke verehren natürlicher Weise den Willen des Prinzen. Hingegen hat der Eifer der letztern, ich weiß nicht, was für eine Art von Aufruhr, und es ist ihnen nicht gelegen, so hin zu gehorchen: man hat aber auch viele zu verschiedenen Zeiten gesehen, die sich sehr übel herausgelassen, die alsobald abgedankt worden, und elende umgekommen.

§. 304.

Diejenigen, die eben so viel Klugheit als Eifer besitzen, folgen einer bessern Weise. So wenig als ihnen auch ihre Verdienste und der Rang, in welchem sie stehen, den Zutrit beym Prinzen verschaffen; so bedienen sie sich doch dessen geschickt, um sich in seine Gewogenheit einzuschmeicheln, doch, ohne daß viel davon kund oder gesprochen wird. Zu gleicher Zeit, wenn sie den Prinzen zu gewinnen suchen, hüten sie sich mit der grösten Sorgfalt, dem Günstling worin empfindlich zu fallen. Sie thun, als merkten sie ihre schlimme Streiche nicht: Sie beweisen ihnen bey aller Gelegenheit alle Höflichkeit; sie loben sie so gar, wenn es sich schickt, und geben ihnen in ihren Absichten nach, in welchen sie ihnen zu gefallen wissen, und die im geringsten nichts schlimmes an sich haben. Ueberhaupt nehmen sie sich so in acht, daß sie ihnen durchaus nicht verdächtig werden, und vermeiden es, daß sie ihren Ränken und ihrem Zorn nicht ausgesetzet seyn. Auf diese Art

*) Zwey beständig feindliche Völker. Der Verstand dieses Sprüchworts ist, daß die Feinde selbst in gemeinschaftlicher Gefahr sich unter einander helfen.

Art fahren sie fort, so lange, bis diese durch ihr Glück verblendete, oder durch eine Leidenschaft gleichsam betrunkene böse Leute, sich selbst an die Spitze einer steilen Höhe stellen; und daß, so zu sagen, nichts mehr nöthig ist, als ihnen einen kleinen Stoß zu geben, daß sie gewiß fallen müssen. Je mehr sie nun die Geduld haben, solche Gelegenheit abzuwarten, je aufmerksamer sind sie, sich solcher zu bedienen. Sie thun dieses, ohne daß sie auf eine verdrüsliche Art dürfen umkehren, und sie haben diesen glücklichen Erfolg der Mäßigung ihres Eifers zu danken, der sich gewußt hat zu schonen, bis sich eine günstige Gelegenheit ereignet.

§. 305.

Man pflegt zu sagen, daß ein Kluger, ohne Eifer und Zorn, dasjenige weiß zu Stande zu bringen, was er zur Ruhe seines Vaterlandes unternimt; und es ist auch in der That also, daß er es so machen müsse. Denn wenn diese Lasterhaften ein wenig angegriffen oder gedrücket werden, so vereinigen sie sich, um sich zu erhalten. Laßt sie zufrieden, so trennen sie sich von selbst. Niemand von ihnen denkt an Treu und Glauben, entweder sie verrathen sich unter einander, oder sie drengen sich unter einander. Alsdann ist es Zeit dem Prinzen zu helfen, und ihn davon zu befreyen: anders aber es zu versuchen, ist es gewiß gefährlich, sich dabey in acht zu nehmen.

§. 306.

Fünftes Stück. (§. 298.)

Eine Vergleichung der zwo kurzen Käyserlichen Linien Tsin und Souy.

Als die berühmte Linie Tcheou in Abnahme gerieth, erschien die traurige und betrübte Zeit, die man die Zeit des Krieges nennet. Sie endigte sich auch nicht eher, als bis Tsin chi hoang, nachdem er die andern Prinzen sich unterworfen, den Käyserlichen Titul annahm, und die Linie anfing, die Tsin genennet wird. Gleichergestalt so waren, obschon lange hernach, da die Linie Tsin ausgelöschen, gleichsam zwey Reiche: das eine gegen Mittag, das andere gegen Mitternacht; und dis währete bis auf Souy ven ti, der diese beyden wieder zu vereinigen wuste, und damals nahm die Linie Souy ihren Anfang. Tsing chi hoang und Souy ven ti waren Prinzen, die Herz, Geschicklichkeit und Gaben hatten, auch einen Verstand, der weit über den gemeinen ging. Ihr Anfang hatte ganz was Besonders und Vorzügliches an sich, als man seither nicht gesehen hatte. Man darf ihre Feldzüge nur lesen, so wird man die Sorgfalt wahrnehmen, die sie beobachtet, um ihren Hof an einen vortheilhaften Ort zu setzen, und ihn dergestalt befestigten, daß sie im Stande waren, sich zu vertheidigen. Man wird auch sehen, daß, seit dem sie die Herrschaft des Reiches erlanget, so dachten sie an nichts weniger, als solche in ihren Familien zu erhalten. Es geschah auch, daß sie schon beym andern Gliede ausging. Woher kam dis? Daher, daß sie sich durchaus von den Regeln des Alterthums entfernten. Erstlich, an statt, daß sie sich in eine allgemeine Aufsicht, die allein einem Regenten würdig ist, einschränken sollen, so wolten sie lieber selbst alles unmittelbar regieren. Zum andern, so gründeten sie ihre Regierung auf Strenge und Strafen, und nicht auf die Gesetze und Tugend. Zum dritten beraubeten sie sich desjenigen, was ihnen die stärkste Stütze seyn konte. Endlich, so vertraueten sie ihr Erbtheil an übel ausgesuchte Leute,

die

die nichts weniger thaten, als daß sie hohen Personen und Familien wären ergeben gewesen. Es geschicht *) nur gar zu viel, daß die Regenten sich von alle dem entschütten, und es einem andern übertragen, was die Regierung mühsames hat; sie nehmen sich derselben nicht recht an, und überlassen sich ihren Lustbarkeiten. Wenn nun der Regente selbst diese Eigenschaft am meisten bezeuget, so fühlt dieses der ganze Staatscörper, und gemeiniglich merkt man, daß hiedurch die grösten Reiche zu fallen pflegen.

§. 307.

Die zween Prinzen, von welchen ich hier rede, machen in dieser Sache eine Ausnahme, denn sie haben sich durch einen ganz gegenseitigen Weg unglücklich gemacht. Da sie beständig in Furcht waren, es möchte jemand, nach ihrem Exempel darauf denken, sich zum Herrn aufzuwerfen; so wolten sie, um diesem Uebel zuvor zu kommen, alles selbst bis auf die geringsten Kleinigkeiten ordnen und schlichten. Ihre Ministers und andre Bedienten hatten nicht die geringste Autorität, auch keinen Theil an der Regierung. Sie verschickten nur ihre Befehle, und das war es auch alles. Sie wurden mit Stoltz tractiret; und kam es dahin, daß sie dem Prinzen mißfielen, so wurden sie sogleich auf eine so schändliche als harte Weise bestrafet. Sie beschäftigten sich auch mit wenig andern Sachen, als die zu ihrer eignen Sicherheit gereichten. Sie sahen allein auf ihren Unterhalt, und nahmen sich aufs beste inacht, um den Prinzen nicht zu beleidigen, und liessen ihn in den wichtigsten Sachen in Unwissenheit.

§. 308.

Grund der alten regierung.

Die Regierungsform unserer Vorfahren war auf Tugend gegründet. Selbst diejenigen unter ihnen, die durch Gewalt ihrer Waffen das Käyserthum erlanget, haben es gleichwol nach Recht und Gerechtigkeit, mit aller Gelind- und Gütigkeit regieret. Diese schöne Art zu regieren, verband die Herzen des Volks dergestalt an sie, daß sie solche in ihren Anweisungen so gleich gelehrig fanden. Daher entstand der Friede, die Einigkeit, der Eifer und Abstellung der Mißbräuche. Eben dis ist die Regierungsart, die das Reich in den drey ältesten Linien so lang erhalten hat. Die zween Prinzen, von welchen ich rede, verliessen diesen Weg. Die allzu grosse Furcht, dasjenige zu verlieren, was ihnen so vieles gekostet, machte sie beständig unruhig, daß sie die Gesetze nur nach ihrem Sinn veränderten, nemlich, wie es ihr Argwohn, ihre heimliche Kundschaften und Strenge mit sich brachten. **Chi hoang** war überdis so grausam, daß er recht abscheulich ward. Allein der Aufruhr war auch gleich auf das erste Zeichen, das ein gewisser **Tchin** gab, allgemein, und die Linie **Tsin** erreichte auch so gleich ihr Ende.

§. 309.

Grundsätze des Souy ven ti.

Souy ven ti, der zwar nicht so sehr grausam war, folgte der Art des **Chi hoang**, verlohr aber durch diesen Weg alles. Hätten nun diese zween Prinzen, da sie die Herschaft erlangt, ein jeder zu seiner Zeit mit Gerechtigkeit und Gütigkeit regieret, und sich nach der Weise der Alten gerichtet, so hätten sie ihre Unterthanen an sich gezogen: und wenn auch ihre Nachkommen einige widrig gesinnete Leute gehabt, so wären sie doch durch die grosse Anzahl unterstützet worden, und hätten so plötzlich nicht fallen können. Wir finden in den alten Zeiten, daß kaum das Haupt einer Familie auf den Thron gestiegen, so theilte er, so zu sagen, sein Reich mit seinen Anverwandten. Er eignete ihnen ihre Staaten zu, darüber er sie zu Königen oder Fürsten setzte. Dis waren gleichsam die Wälle

*) Er nimt diese vier Stück zusammen, und erkläret sie ein wenig weitläuftiger.

Wälle, die das regierende Haus befestigten. Eben deswegen regiereten die Linien **Tchang** und **Tcheou** so lange. **Chi hoang** ging einen andern Weg. Als die Linie **Tcheou** sich zu ihrem Verfall neigete, und die schöne Regierung der ersten Käyser die Stärke nicht mehr hatten, so waren die zinsbaren Fürsten, ohne alle Achtung gegen den Käyser, in beständige Kriege gegen einander verwickelt, wie es bey solchen Umständen nicht anders seyn konte. Und das war der Grund, warum diese Linie endlich ihr Ende erreichte. **Chi hoang**, der nun Herr alleine wurde, dachte oft nichts als sie zu zertheilen, weil er besorgte, er würde ein gleiches Ungemach erfahren, er machte weder Könige noch Fürsten, und seine nächsten Anverwandte, blieben blosse Privatpersonen; hingegen wenn sich Aufruhr ereignete, so war auch niemand, der sich es angenommen, ihn zu unterstützen. Das ist es, warum diese Linie zwar mit so grossem Ansehn sich anfing, aber in wenig Jahren zu Grunde ging. **Souy ven ti** machte es zu seiner Zeit wie **Chi hoang**. Sein Hauß hatte eben das Schicksaal.

§. 310.

Von erziehung des erbprinzen.

Endlich, wie die Wahl dererjenigen, denen man den Cronerben anvertrauet, eine Hauptsache ist, so kann man sich nicht genug vorsehen, wenn man rechte kluge Leute wählen will. **Vou vang** wählete vor seinen Sohn **Tsing vang** den **Tcheou kong**. **Vou ti** wählete den **Ho tuang** vor **Tchao ti**. Diese Wahl war gescheut, und glückte auch. Allein dem **Chi hoang** ging es nicht so. Sein ältester Sohn, namens **Fou sou** nahm sich einst die Freyheit, ihm eine Vorstellung zu thun, ob solche nun zwar ehrerbietig und rechtmäßig war, so gerieth der **Chi hoang** doch in einen so gewaltigen Zorn, daß er ihn weit nach Norden verwieß. So gleich wurde **Chi hoang** auf allen Seiten angegriffen, und da er sich dem Tode nahe sah, so rief er seinen Sohn wieder zurück: allein er vertrauete ihn sehr ungeschicklich dem **Tchao kao** an. Dieser ungetreue Unterthan dachte nur an seinen besondern Nutzen. Er machte sich mit dem **Li se** bekannt. **Fou sou** folgte keinesweges seinem Vater, sondern sein jüngster Sohn, namens **Eul chi**, der vollends alles zu Grunde richtete. **Yong** der älteste Sohn des **Souy ven ti** hatte eben das Schicksal, als der **Fou sou**. Sein Vater hielt ihn wegen einiger Nachrichten, die er von ihm gehöret, lange gefangen. Wie er sterben wolte, lies er ihn heraus, und überlies ihn dem Verräther **Kuang**, der äusserlich zwar den Schalk zu verbergen wuste, als **Fou sou** nicht gethan hätte, der aber im Grund ihn ebenfals der gegenseitigen Parthey überlieferte. Es sind mehr als tausend Jahr zwischen denen **Tsin** und denen **Souy** verflossen, allein so weit sie auch der Zeit nach, von einander entfernet sind, so viel Aehnlichkeit haben sie in allem übrigen. Die Linie derer **Han** folgte auf die **Tsin**, diese hat mehr als zwanzig Käyser, und regierete länger als 400. Jahr. Die Linie derer **Tang** folgte auf die Linie derer **Souy**, sie hat zwanzig Käyser, und regierete länger als 289 Jahr: daß man sagen könte, daß die **Tsin** und die **Souy**, eigentlich zu reden, wie Vorläuffer von **Han** und **Tang** gewesen, diese haben sehr lange Zeit, und jene nur wenig Jahre gedauret.

§. 311.

Das gegenwärtige Glück und Unglück hat seinen Grund in den vorigen Zeiten. Wenn ich die Geschichte von **Tsi** lese, und diesen Staat in seiner Blüte sehe, während daß ihn **Koan tchong** unter dem **Hoen tsong** regieret: so gebe ich keinesweges dem **Koan tchong** allen Ruhm, sondern ich eigne einen guten Theil davon dem **Pao chou** *) bey,

*) Dieser hatte den **Koan tchong** in die Höhe gebracht.

der damals nicht mehr lebte. Wenn ich kurz darauf eben diesen Staat ganz umgekehret finde durch **Chio tao, Yu** und **Kai fang**: so schreibe ich diese Unordnungen nicht sowol diesen dreyen lasterhaften Ministern zu, als dem **Koan tchong**, der ihnen war vorgegangen. Wie gieng das zu? Ich wills euch sagen. Als **Chun** unter dem **Yao** regierete, so lies er vier Bösewichter wegbringen, die sich hervor zu thun suchten. **Confucius**, der Minister in dem Königreich von **Lou** befreyete den Staat so gleich von dem gefährlichen Manne, dem **Tchao tching**. Hätte nun **Koan tchong** dem **Chun** und **Confucius** nachgefolget, so würde **Hoen kong** niemals diese drey Leute in Bedienung gesetzt haben, und sie hätten nie schaden können. Seht das ist schon eine Ursach, warum ich dem **Koan tchong** einen grossen Theil der Zerrüttungen, die sie verursachet, beymaß. Aber es sind noch mehrere. Denn ich finde in den Geschichten, daß, da **Koan tchong** krank ward, so fragte der Prinz, wen er wol im Fall des Todes, geschickt erachtete, seine Stelle einzunehmen. Da ich das erstemal diese Geschichtserzählung las, so dünkete mich, daß **Koan tchong** dem Prinzen den tugendhaftesten, und zu dieser Zeit geschicktesten Mann vorschlagen werde. Allein keinesweges. **Koan tchong** sagte in der Wahrheit zu dem Prinzen, daß **Kai fang**, **Yu** und **Chi tao**, die ungeschicktesten Leute zu dieser Bedienung wären, und vor sich nicht werth, nahe um ihn zu seyn. Allein! kennete der **Koan tchong** den **Hoen kong** nicht, bey dem er so viele Jahre gewesen? Wuste er nicht, was er vor Neigung zu denen Lustbarkeiten hatte? Wuste er nicht, daß diese drey Männer die Minister seiner Unmäßigkeit waren? Wuste er nicht, daß sie schon lange Zeit in den grösten Bedienungen würden gestanden haben, wenn ihn der **Koan tchong** nicht allezeit feste gehalten, sie nicht anzunehmen? Hätte er das, was auch nach seinem Tode erfolgte, nicht sollen vorhersehen, wenn er nicht die grösten Hindernisse in Weg legen würde? Ja ich trage kein Bedenken, zu sagen, daß der **Koan tchong** den **Tsi** verdorben, wenn dis nicht ein Fehler wäre dem **Chun** nachgefolgt zu haben *), und der **Confucius** that dieses wenigstens bey seinem Leben, da er ihm keinen getreuen Minister bey seinem Tode vorschlagen konte.

§. 312.

In der That war das gröste Unglück des **Tsi** nicht so wol eigentlich, daß er diese drey lasterhafte Leute hatte, als vielmehr, daß er keinen **Koan tchong** mehr hatte. So lange er lebte, stünden sie, ohneracht ihrer Gunst, doch in keinem Ansehn. Der **Koan tchong** sagte zum Prinzen, da er sterben wolte, daß er sie nie solte in seine Stelle setzen. Allein das war von keiner Würkung. Denn gesetzt, der **Hoen kong** hätte vor dieses Zeugniß eine Achtung gehabt, und hätte sie ohne Bedienung gelassen, wären sie es denn allein von ihrer Art gewesen? Hätte der **Hoen kong** nicht doch noch eine schlimme Wahl treffen können? Das wichtigste hiebey war dieses, daß er sich die Gelegenheit hätte sollen zu Nutze machen, die ihm der Prinz anbot, und ihm einen tüchtigen Mann vorschlagen: wenn er dem Staat einen andern, so wie er, gelassen, so wäre es was gewesen: und in diesem Fall hätte er ohne Folgerung in dem stille seyn können, was er ohne einigen Nutzen auf die Rechnung dieser drey Männer sagte.

§. 313.

Unter denen in der Historie berühmten fünf **Pa**, **) sind ohne Zweifel der **Hoen kong**

*) Das ist den Prinzen dahin bewegen, daß er sich von diesen drey lasterhaften Männern los machen.

**) Man gibt diesen Namen gewissen Prinzen, die ohne, daß sie Käyser seyn, nicht durch Tugend, sondern durch ihre Macht sich in grosser Ehrfurcht und Hochachtung zu erhalten wissen.

kong, Prinz von Tsi und Ouen keng, Prinz von Tsin, die beyden mächtigsten gewesen. Dieser letzte war nichts mehr als der erste: und die Minister, die er erwehlet, galten gewiß nicht so viel, als Koan tchong. Tsi hatte in der That das Unglück nach dem Hoen kong, den grausamen Prinzen Ling kong zu haben: hingegen der Hiao kong, der auf den Ouen kong folgte, war ein ungemein gelinder Prinz, dessen grosse Nachsicht eben so schädlich war, als die Grausamkeit des Ling kong. Unterdessen unterstand sich nach dem Tode des Ouen kong, keiner von denen zinsbaren Prinzen sich zu bewegen. Tsin erhält sie noch über hundert Jahr in Respect und Unterthänigkeit. Tsi hingegen riß sich gleich anfangs los, nach dem Tode des Hoen kong. Woher kam dieser Unterschied? Daher, daß Tsin, nach dem Tode des Hoen kong noch kluge Ministers hatte, die ohnerachtet der Fehler des Prinzen dennoch die Sachen auf guten Fuß erhielten: Tsi hingegen hatte keine. Allein hatte man denn, da der Koang tchong starb, keinen einzigen Mann im ganzen Staat, der im Stande gewesen wäre, zu regieren? Wer wird das glauben? Der Fehler war also, daß sich niemand hervorthat. Der Se tsiou konte so lange er lebte, es nicht dahin bringen, den Mi tse toan zu entfernen, und den Kiu pe you weiter zu befördern; allein indem er starb, fand er ein Mittel, noch nach seinem Tode darin fortzukommen. Als Siao ho sterben wolte, schlug er den Tsao tsou zu seinem Nachfolger vor, ob er schon sein Feind gewesen. Seht, das nennt man kluge und eyfrige Ministers. Sie wissen, daß das Glück und Unglück eines Staates von einem Manne herrühret, der ihn regieret. Sie würden mit Verdruß gestorben seyn, wenn der Staat darunter hätte sollen leiden. Ihre ganze Sorge ging dahin, wenn sie sterben wolten, ihn mit einem guten Minister zu versehen. Starb nun wol der Koang tchong also?

§. 314.

Sechstes Stück.

Darin eine Rede des Sou tche enthalten.

Was die Art anbelangt, sich jemand verbindlich zu machen, oder von einem eine Gutthat anzunehmen, so erweget ein weiser Mann zu solcher Zeit mehr, als eine Sache. In dem ersten Fall begnüget er sich keinesweges nur damit, daß er sagen wolte: ich kan diesem etwa einen Dienst leisten, und also will ichs auch thun. Er untersucht erst die Sache, ob sie sich für ihn schickt: und siehet er, daß solches nicht ist, so hält er sich auch wider seine Neigung zurück, ohne, daß er hier auf die Ehre achtet, die ihm daher entstehen könte. Ich kan, urtheilt etwa ein kluger Mann, diesem diese Bedienung verschaffen, er ist auch dazu sehr geschickt, wolan, ich wills auch thun; ich kan diesem, diese und jene Sache ausrichten, allein dieser wird sehr schwerlich darein willigen; ich denke also nicht weiter dran. Was aber das andre anlangt, wie ich etwas soll annehmen, so sucht auch darin ein weiser Mann, sich wohl in acht zu nehmen. Es steigt mir, spricht er, dieser Vortheil auf, ich erachte mich dessen nicht ganz unwerth zu seyn, und ich wüste meiner seits nicht, was mich hindern solte, solchen anzunehmen; allein ich sehe sonst ganz deutlich, daß derjenige, der mir solchen verschaffet, nicht recht, da er mir solchen zuwenden will, damit verfähret, ich schlage ihn also aus. Verhalte ich mich hiebey anders, so ist es eben so viel, als wenn ich zu den Fehlern des andern auf gewisse Art etwas beytrüge: wenigstens

macht man sich nicht viel daraus, daß die andern unrecht handeln, wenn ich, so zu sagen, alleine will klug seyn, so höre ich eben alsdann in der That auf, es zu seyn. Man kan vermöge dieser Grundsätze auf eine recht schöne Art beurtheilen, wer unter den beyden, nemlich dem **Lieou ki** und dem **Tsing hong** der beste und der klügste gewesen. In derjenigen Zeit, da die Käyser aus der Dynastie **Han** noch ihre Hofstatt gegen Morgen hielten, übergab der zinsbare Prinz **Lieou ki** seinen Staat seinem jüngsten Bruder, dem **Lieou king**. Diese Uebergebung wurde kund gemacht, angenommen und bekräftiget: der **Lieou ki** blieb auch beständig in seinem Vorsatz, ohnerachtet man ihm die wenige Fähigkeit vorstellete, die sein Bruder **Lieou king** hatte.

§. 315.

Ting hong, ein anderer Prinz von eben diesem Rang, machte gleichfals den Anschlag, auf eben diese Art abzudanken: und damit es ohne allen Widerstand geschehen möchte, so stellete er sich närrisch. Allein **Pao sing**, einer seiner vertrautesten Freunde, merkte gleich im Anfange, daß es keine Narrheit, sondern nur eine Verstellung wäre. Er machte daher seinem Freunde wider das Fürnehmen von seiner Abdankung solche vernünftige Vorstellungen, daß der **Ting hong**, der anfangs eine vortrefliche That zu verrichten meinte, gar wohl begriff, daß er beym Gegentheil sehr übel handeln würde. Er erschien darauf wieder so, als er allezeit gewesen, und dachte nicht weiter an das Abdanken. Und es ist sehr zu loben, daß er so geschwind und herzhaft wieder zurück gieng; man kan auch überdis gar wohl daraus sehen, daß ihn vorhin nur eine Eitelkeit dazu angetrieben, ob er gleich wirklich glaubte, daß er ganz wohl thäte. Und so urtheilt der **Fan**, ein berühmter Gelehrter, der sein Urtheil zum besten des **Ting hong** fället, und ihn dem **Lieou ki** vorziehet.

§. 316.

Er macht sich den Einwurf mit dem **Tai pe** und **Pe y**, die unter der Linie **Tcheou** ihre Staaten ihren jüngsten Brüdern übergaben, und sich durch diese Abdankung sehr berühmt machten. Er antwortet aber auch darauf, daß **Tai pe** und **Pe y** sonst sehr bekant wären, und man diese unternommene Uebergebung nur allein ihrer Tugend zuschreiben müsse: allein, daß man nachher Leute, die von keiner Tugend gewesen, wahrgenommen, die nur aus einer närrischen Ehrbegierde, eben wie diese zwey grosse Männer berühmt zu werden, diesen falschen Weg auf eine unschickliche Art beschritten. So war es mit dem **Lieou ki** beschaffen, setzt **Fan** hinzu: er machte sich durch seine Abtretung zu seiner Zeit einen grossen Namen; allein es geschach auf Unkosten seines Staats und seines Bruders, der ihn ohne Unruhe nicht beherschen konte. Hingegen da der **Ting hon**, spricht eben dieser **Fan** weiter, seinen Staat abtreten wolte, so suchte er keinesweges, sich damit nur einen Namen zu machen. Er glaubte, eine gute Handlung hierin zu verrichten, und zu gleicher Zeit seinem Bruder so wol als dem Staat einen Vortheil zu verschaffen. Man lies ihm wissen, daß seine Abdankung einem und dem andern entgegen sey. Alsbald zog er wieder zurück, und ergrif wieder den algemeinen Weg. Ohne Zweifel hat der **Ting hon** ihn weit übertroffen: und man kan ihn, wenn man nicht unbillig seyn will, dem **Lieou ki** nicht vergleichen. Auf diese Art urtheilet der **Fan**, und nach meinem Begrif urtheilt er sehr wohl. Nur er hätte die Billigkeit von seiner Entscheidung ein wenig besser sollen merken lassen: man wird es daher vor gut aufnehmen, daß ich es thue.

§. 317.

§. 317.

Als unsre alten Könige die Gewohnheit aufbrachten, und als ein Gesetz verordneten, daß der älteste Sohn ihnen folgen solte, so handelten sie hierin keinesweges nach einer leichtsinnigen und alleinigen Neigung: ihre Absicht gieng dahin, auf diese Art den Stamm von ihrem Geschlechte nicht nur besonders zu unterscheiden, sondern auch dadurch die Zerrüttungen zu verhüten. Jeder Käyser, auch jeder zinsbarer Prinz erkante einen Stamprinz in seiner Linie, von welchem er seine Crone empfangen. Kein Käyser untersteht sich, diesem oder jenem das Reich, das er von seinen Vorfahren erhalten, nach seinem Gefallen zu geben. Dieser Grundsatz ist angenommen. Ohne Zweifel haben der **Lieou ki** und **Ting hong** sich nicht selbst zu Prinzen gemacht: sie waren in diesem hohen Rang, und hatten ihre Staaten, die sie übergeben wolten, von ihren Vorfahren bekommen. Nun aber ist es ein Fehler, einen Staat, den man von seinen Vätern ererbet, an einen andern zu übergeben, der ihn von rechtswegen nicht besitzen soll. Es ist wahr, der **Tai pe** und **Pe y** thaten es: allein es geschach dis auch in ganz besondern Umständen, und ist dis kein Exempel zur Folge, und **Lieou ki** that mehr, als in einem Stück unrecht. Er machte sich alzuwenig aus einem Staat, den er von seinen Voreltern ererbet. Er war Ursach, daß sein Bruder manches ausstehen muste, und er litte auch wirklich viel. Kurz, er gab den Gesetzen einen grossen Stoß, die man angenommen, und um der Ruhe des Staats willen sehr weislich aufgerichtet hatte.

§. 318.

Wenn man nun hierin verständig und nach den Gebräuchen urtheilen soll, so war der Fehler des **Lieou ki** gewiß groß. Das, was ihn ein wenig könte verringern, ist, daß unter der Linie **Han**, worunter er lebte, ihrer sehr viele eben diesen Weg erwehlten, um sich einen grossen Namen damit zu machen. Diese Thorheit fieng sich unter den abendländischen **Han** an. **Quei kiven tchin** kan hierin zum Exempel dienen. Als er ein Fürst ward, so übertrug er diese Würde an einen seiner Brüder. Der Käyser, der damals regierte, sahe diese Sache als eine Art von ganz besonderer Tugend an, und nach dem Exempel des Prinzen wurde er dieserwegen vom ganzen Reiche hochgehalten, und mit Lobsprüchen erhoben. Dieser Begrif setzte sich nach und nach dergestalt feste, daß ein Mann, ob er gleich sonst weise und tugendhaft war, doch sehr wenig geachtet wurde, wenn er nicht auf gleichen Schlag so etwas unternahm. Doch, wenn dieser Begrif, der damals so gemein war, das Versehen des **Lieou ki** verringern kan, so müssen wir hierin den **Ting hong** um desto höher halten, der, ohne sich mit dem Strom hinreissen zu lassen, gar wohl wuste, wie er sich auf dem rechten Wege erhalten solte. Was mich anlangt, so denke ich nicht dran, daß ich ihn nicht zugleich bewundern solte.

§. 319.

In dem Königreich **Tsou** war ein Mann von grossen Verdiensten, Namens **Chin min**. Dieser wolte die Pflichten eines rechtschaffenen Sohnes erfüllen, und blieb dieserwegen vor sich, und war sehr fleißig um seinen Vater. Dis brachte ihn in desto grössere Hochachtung. Man lobte ihn bey dem Prinzen dergestalt, daß dieser ihn zu seinem Minister machen wolte: **Chin min** wolte solches ausschlagen, und der Vater fragte ihn dieserwegen um die Ursach. Es ist keine andre, antwortete er, als weil ich besorge, ich möchte nicht ein so rechtschaffner Sohn mehr bleiben. Denkestu das? erwiederte der Vater, du wirst ja das Gehalt eines Ministers erlangen, und ich werde mich

Besonderes Kenzeichen einer kindlichen liebe.

dabey weit besser befinden: du wirst auch damit zugleich die Schuldigkeit erfüllen, und dir so wol als mir viel Ehre bringen. Es ist dein und mein Vortheil, nim es an, ich will es so haben. **Chin min** gehorsamte, und siehe, er ward Minister. Nach drey Jahren verursachte der **Pe kong** einen Aufruhr. Man stelte ihm anfangs den **Se ma tse** entgegen, allein er wurde geschlagen und verlohr das Leben. **Chin min** kam ihm zu Hülfe. Wie? sagte sein Vater zu ihm, um ihn zurück zu halten, wolt ihr mich so verlassen, um einem gewissen Tode entgegen zu gehen? Ein Mann, antwortete **Chin min**, der in einer Bedienung stehet, ist seinem Vater und Mutter nichts als das Gehalt, sich selbst aber seinem Prinzen schuldig. Ich diene dem Prinzen, und ihr habt es so verlangt: ich opfere daher mein Leben vor ihn auf. Er stelte sich darauf an die Spitze einer Anzahl Truppen, und schloß die Rebellen almählig ein. **Pe kong**, der den **Chin min** gar wohl kante, sprach daher zu einem seiner Officiers, Namens **Che ki**: Seht, wir befinden uns jetzt in einem schlimmen Zustande: **Chin min** ist geschickt und brav: er hält uns hier wie umzingelt. Was ist hiebey zu thun? Hört, wie wir uns heraus wickeln wollen, antwortete hierauf der **Che ki**; es ist euch bekant, was vor einen grossen Ruhm der **Chin min** sich durch die kindliche Liebe gegen seinen Vater erworben. Man muß sich also des Vaters bemächtigen. Der Sohn wird hierauf, um ihn zu erretten, gar bald die vortheilhaftesten Vorschläge anhören, die ihr ihm thun werdet. Der **Pe kong** schickte so gleich hierauf Leute aus, die den Vater mit List bekamen; er lies hierauf dem **Chin min** sagen: wenn es ihm gefällig wäre, so wolten sie **Tsou** unter sich beyde theilen, er sey hiermit volkommen zufrieden; wo nicht, so habe er seinen Vater in Händen, der gewiß sein Leben dabey verlieren werde. **Chin min** fieng herzlich an zu weinen, und antwortete: anfangs war ich ein rechtschaffner Sohn; ich bin jetzt gleichwol auch ein treuer Minister; nun kan ich diese doppelte Schuldigkeit zu einer Zeit nicht mit einander verbinden, ich diene dem Prinzen, und meine Pflicht erfodert von mir, daß ich für ihn alles mögliche wage. Er grif darauf gleich die Rebellen an, schlug sie, und tödtete den **Pe kong**: allein zu gleicher Zeit tödtete er auch seinen Vater. Der Prinz wolte dis seinem Minister mit einem Geschenk von 100 Pfund Gold vergelten. **Chin min** aber schlug es aus und sagte: ich wäre kein redlicher Unterthan gewesen, vielweniger ein eifriger Minister, wenn ich nicht alles für meinen Prinzen gewaget. Doch, da ich den Prinz und den Staat errettet, habe ich meinem eignen Vater den Tod verursacht, bin also kein rechtschaffner Sohn geblieben. Da ich nun diese doppelte Schuldigkeit nicht mit einander zu verbinden gewust habe, so weiß ich nicht, in was vor einer Gestalt ich noch unter den Menschen erscheinen soll? Kaum hatte er dis ausgeredet, so nahm er sich selbsten das Leben.

§. 320.

Tang king tchuen erzehlet noch andre Exempel von dieser Art Helden, die sich auf diese Art entleibet, um nicht eine vermeinte Entehrung zu überleben; und er begnüget sich nur einmal zu sagen: mich deucht, daß niemand sich selbst soll ertödten, wer sich im geringsten nichts hat vorzuwerfen.

Es finden sich, sprach **Song ki**, zu aller Zeit Leute, die es mit der Stille und Einsamkeit halten. Man kan sie aber gleichwol in verschiedene Arten theilen; ich will derselben viererley annehmen: drey gute und eine schlimme.

§. 321.

§. 321.

Die erstern sind diejenigen, die allezeit eingezogen gelebet, und eine so erhabne Tugend besitzen, daß sie solche dennoch nicht verbergen können. Ja, man hat Leute gesehen, die, ob sie sich schon in den Gebürgen oder in den Wüsten vergraben haben, gleichwol von wegen ihrer Tugend bekant, und von allen und jeden durchaus hochgeachtet gewesen. Die Ehre, die sie geflohen, hat sie verfolget, und die mächtigsten Prinzen ihrer Zeit haben sich, so zu sagen, rechte Mühe gegeben, ihnen ihre Hochachtung zu bezeigen.

Die andern sind diejenigen, die, nachdem sie vorher sich in der Welt, und selbst in Bedienungen hervorgethan, nun aber, da sie die Schwierigkeit fühlen, sich zu erhalten, und ohne Verschlimmerung weiter in die Höhe zu steigen, oder daß sie zu dem Mißbrauch und dem Verderben der Welt etwas beytragen, ihre Bedienung aufgegeben, und sich aus dem Gesicht des Prinzen entfernet; dabey sie aber so wol ihm, als jedermaun eine so gute Meinung von ihren Verdiensten und Tugend gelassen, daß sie beständig bedauret worden.

Die dritte Art machen diejenigen aus, die von Natur furchtsam sind, und die nöthigen Gaben, in den Bedienungen fortzukommen, nicht zu besitzen glauben, daher auf ihrem Landgute in der Stille leben, sich aber dergestalt daselbst betragen, daß es so fern, daß sie sich durch ihre Entfernung Verachtung solten zugezogen haben, daß vielmehr ein jeder solches für eine Wirkung ihrer Klugheit und Tugend hält. Die erste von diesen drey Gattungen erhebt sich sehr viel über die zwey andern, und eben von dieser redet auch der Confucius mit so vielem Ruhme.

§. 322.

Ausser diesen dreyen Gattungen, davon jede ihr Lob behält, giebt es noch die vierte Art Leute, die beydes listig und eigennützig, durch eine verstelte Eingezogenheit, nur suchen, für tugendhafte Leute angesehen zu werden, und sich sehr ärgern würden, wenn man sie darinnen liesse. Ihre Absicht ist, alle Leute aufmerksam zu machen, was sie für Gaben haben könten, daß man sie wol aufsuchen müsse, und solchergestalt desto eher den Weg zu den Bedienungen zu bahnen. Haben nun ihre Ränke etwas geholfen? Stehen sie in ihrem Posten, so verschwindet ihre vorgegebene Enthaltung augenblicklich. Ich habe diese verschiedene Eigenschaften deswegen vorgestelt, damit man sich nicht dabey betrüge, und daß man in dieser Art nichts achte, als das, was achtungswürdig ist.

§. 323.

Siebentes Stück, (§. 319.)

Darin eine kurze Rede über *) das Stillschweigen enthalten, dessen Verfasser der Ouang yong ming ist. Er zielet auf sich selbst, und erzählet, bey welcher Gelegenheit er sie dem Leang tchong yong gehalten.

Leang tchong yong war ein Mann, der bey einem mehr als gemeinen Verstande sehr edle und erhabne Neigungen hatte. Kaum wurde er Tseng sse **), so fühlte er schon

*) Diese Rede, und was folget, ist nicht aus der Samlung des Tang king tchuen, sondern aus den Werken des Ouang yang ming gezogen, der unter der Dynastie Ming lebte.

**) Der Name einer gelehrten Würde.

schon einen recht großmüthigen Trieb, sich in einer wichtigen Bedienung besonders hervorzuthun. Einstmals, da er in tiefen Gedanken deswegen saß, gieng er auf einmal in sich, und sprach: ich habe Unrecht, und verlange zu viel, daß ich andre regieren will. Wie wolte ich hierin glücklich fortkommen, da ich noch nicht einmal gelernet, wie ich mich selbst wohl regieren soll? Nach dieser Betrachtung dachte er an nichts weiter, als sich selbst kennen zu lernen. Er gab sich Mühe, die schlimmen Neigungen zu untersuchen, die er etwa haben konte; und arbeitete dahin, einen Fehler zu verbessern, den er an sich fand: nemlich, immer ein grosser Redner seyn zu wollen. Wir begegneten uns damals in einem Tempel, den man den Tempel der Verschwiegenheit nente.

§. 324.

Tchong yong nahm daher Gelegenheit, mich um einigen Unterricht zu bitten, wie man zu rechter Zeit schweigen solle. Ich habe selbst, antwortete ich, diesen Fehler an mir, daß ich gern viel rede. Ich finde mich also wenig dazu aufgelegt, daß ich andern Lehren vom Stillschweigen geben soll. Ich habe unterdessen beobachtet, daß dieser Fehler insgemein entstehet, entweder von einer Eitelkeit, oder Zerstreuung, oder einer Leichtsinnigkeit. Ich nenne das hier eine Eitelkeit, wenn man eine gewisse Begierde heget, sich sehen zu lassen: durch die Zerstreuung und Leichtsinnigkeit aber verstehe ich, wenn man gar zu geneigt ist, sein Herz aus der rechten Fassung bringen zu lassen, die man doch bey allen Vorfällen behalten solte. Dis ists, was ich aus eigner Erfahrung erlernet habe. Uebrigens haben uns die Alten in dieser Materie schöne Lehren gelassen, die man in unsern Büchern hin und her zerstreuet findet. Die vornemsten davon sind kürzlich diese:

§. 325.

Sie machen den Anfang damit, daß sie viererley Arten von Stilschweigen oder Verschwiegenheit verwerfen. Stilleschweigen, wenn man wegen der Folge zweifelhaftig ist, und nicht vor rathsam achtet, solche Zweifel zu entdecken: oder wol gar, welches noch ärger ist, lieber mit Fleiß in einer dicken Unwissenheit bleiben, als daß man redet, um sich zu unterrichten; das ist dumm und unvernünftig. Stilleschweigen aus einer weibischen Gefälligkeit, um nur die Gewogenheit der Grossen zu gewinnen, ist Eigennutz und Schmeicheley. Stilleschweigen, um seine Fehler zu verbergen, unter dem Schein einer Bescheidenheit, ist Stolz. Endlich unter einem ehrbaren Stilleschweigen und äusserlich einfältigem Ansehn, ein vergiftetes uud boshaftiges Herz verbergen, um desto sicherer einen bösen Anschlag auszuführen, ist Heucheley. Alles das ist kein Stilleschweigen, oder vielmehr, es ist ein strafbares Stilschweigen: allein es giebt noch ein löbliches Stilschweigen, das aus verschiedenen guten Gründen herrühren kan, und das auch gute Wirkungen hat.

§. 326.

Ein weiser Mann, spricht Confucius, redet allezeit mit einer Schamhaftigkeit und auf eine sitsame Art, als wenn er den Mangel in seinen Handlungen und Worten erkennete. Man hat denjenigen schon in den allerältesten Zeiten für einen nicht gnug geordneten Mann, und der sich zu wichtigen Bedienungen nicht wohl schicke, gehalten, der seine Worte nicht ein wenig an sich halten kan. Die Schamhaftigkeit, die Sittsamkeit und Eingezogenheit sind also gleichsam die ersten Lehren bey dem, was man Stilschweigen, oder die Kunst stille zu seyn, nennet. Ein weiser Mann, sagt Confucius weiter,

weiter, ist gerne stille, wenigstens redet er nicht gern viel, weil er besorgt ist, recht zu handeln, und diese Liebe zum Schweigen entstehet ganz natürlich von seiner beständigen Bemühung, über seine Handlungen zu wachen.

§. 327.

Wenn dahero tugendhafte Leute gemeiniglich wenig reden, so geschicht es nicht deswegen, als wenn sie die Tugend in eine kleine Anzal Wörter setzen wolten, noch daß sie eigentlich schwiegen, um nur zu schweigen: sie haben einen weit erhabnern Zweck; sie betrachten das Stilschweigen als ein vortreflich Mittel, die Tugend zu erhalten und zu erlangen. **Confucius** spricht: eine wichtige Warheit recht durchdenken, ist das Mittel klug zu werden; die geringste Frucht, die man davon ziehet, ist, daß man starke Fehler vermeidet, wo ein gemeiner Mann alle Augenblick fället. Wenn man in einer Unternehmung, welche es auch sey, glücklich will fortkommen, und solche erst lange in der Stille überdenket, so nennt man das mit Recht Weisheit und Klugheit. Wenn man aber über dis seine schlimme Neigung, die Ränke der Eigenliebe entdecken will, so ist hier kein besser Mittel, als daß wir uns in dem Stilschweigen und Zurückhaltung untersuchen. Yen tse gieng so glücklich auf diesem Wege, daß er beinahe zu niemand redete, unterdessen zog er durch seine Tugend, die Hochachtung und das Vertrauen aller Leute an sich. Seht wie weit ein Mensch diese Tugend treiben kan: er hat das Muster davon am Himmel. Der Himmel redt nicht ein Wort, und was ist es nöthig, daß er redet? Die vier Jahrszeiten folgen ordentlich auf einander. Jedes Ding geht mit der Zeit fort: was ists also nöthig, daß der Himmel redet? Sein Stilschweigen ist beredt. Es findet sich aber auch niemand unter den Menschen, als die Klugen vom ersten Rang, die einem so schönen Muster nachfolgen können. **Leang tchong yong** begrif diese Rede sehr wohl, und machte sich solche zu Nutzen.

§. 328.

Achtes Stück.

Darin eine andre Rede *) von eben demselben über den Tod des Hoang hien fou dem Vater eines seiner Schüler, enthalten.

In der Landschaft des **Tchao**, lebte ein ehrlicher Gelehrter, dessen Geschlechtsname **Hoang**, sein eigentlicher Nahme aber **Ong pao** war, und die Herrschafft hieß **Hien fou**. Dieser hatte einen Sohn, Namens **Mong sing**. Dieser Sohn hatte einige hundert Meilen gereiset, um bey mir mein Schüler zu werden. Wie einige Monate mit dem grösten Fleiß zurück gelegt waren, nahm er auf einige Zeit Urlaub, um seinen Vater zu besuchen: und wie er zwey oder drey Monathe war abwesend gewesen, sahe ich ihn mit einer ganz neuen Begierde wieder kommen. Nach einigen Monaten wolte er wieder seinen Vater besuchen, er reisete auch hin, und kam öfftermal zurück innerhalb einigen Jahren. **Mong sing** war ein junger Mensch von recht guten Eigenschaften. Er hatte nicht nur ein vollkommen aufrichtiges und frommes Gemüth, sondern auch die wohlanständigsten und feinsten Sitten. Ueberdem war er ein rechtschaffner Sohn. Er war aber

*) Diese Rede findet sich in den Worten des **Guang yong ming** unter dem Titel von Hioven, ein Aufsatz wegen der Ceremonie Tsi. Es ist eine Art von einer Leichenrede.

aber von einer sehr zärtlichen Leibesbeschaffenheit, und nicht wohl aufgelegt, starke Strapazzen zu ertragen. Eben deswegen scheuete er zwar nicht die Mühe des hin und wieder Reisens, aber ich war desto mehr vor ihn besorgt.

§. 329.

Ich nahm ihn daher eines Tages ins besondere vor, und sprach zu ihm: lieber Schüler, ihr seyd auf das künftige gnugsam unterrichtet; es ist zu mühsam für euch, solche weite Reisen so ofte zu thun. Ihr könnt die Mühe hierin sparen. Das, was ihr eurem Vater schuldig seyd, ist auch eine gnugsame Ursach, bey ihm zu bleiben: bleibt dahero da, wenn ihr mir hierin trauet, und suchet dasjenige, bey ereigneter Gelegenheit auszuüben, was ihr in meiner Schule gelernet. Nong sing kniete sogleich nieder, und antwortete mir in diesen Worten. Mein Lehrmeister, sprach er, ihr kennt meinen Vater nicht. Ob er gleich am Ufer des Meeres in einem sehr wilden Lande erzogen worden, so hat er doch von seiner zartesten Jugend auf eine ungemeine Hochachtung vor die Lehre der alten Weisen. Er hat schon lange Zeit jemand gesuchet, der ihm in dieser Wissenschaft zum Wegweiser dienen könnte, ohne daß er das Glück gehabt, das, was er suchte, zu finden: seit einiger Zeit aber hat mein Vater, vermittelst des Siu, des Yong, und einiger anderer, die eure Schüler gewesen, eure Lehre kennen lernen, und einen Geschmak daran erlanget. Ich kan euch die Achtung nicht ausdrücken, die er davor heget. Ihr könnt sie einiger massen aus dem beurtheilen, was ich euch gleich itzo erzehlen will.

§. 330.

Mein Vater hatte kaum Kenntniß von eurer Lehre erlanget, als er mich ermahnte, ihr zu folgen. Mein Sohn, sprach er zu mir, ihr seht, daß ich alt bin: ich rathe euch keinesweges, Reichthümer mit Mühe zu sammlen, noch euch nach Bedienungen ängstiglich umzusehen. Wozu ich euch ermahne, ist, daß ihr in der Tugend mögt wachsen, und unter einem so rechtschaffenen Lehrmeister was rechts lernen, nach dem Muster derjenigen Weisen, die aus seiner Schule gekommen sind. Ich will in diesem Wachsthum euch durchaus keine Hinderung seyn, noch daß ihr, wegen der Sorgfalt in meinem Alter, einen so grossen Vortheil ausschlagen soltet. Wenn mich auch eure Abwesenheit dahin brächte, daß ich müste puren Reiß essen, und nichts wie Wasser zu trinken hätte, ja ich müste gar nach meinem Tode ohne Begräbniß liegen bleiben; so wäre ich vergnügt, so zu leben und zu sterben, um euch nur dis Mittel zu verschaffen, zur wahren Weisheit zu gelangen. Es geschicht also auf Befel meines Vaters, daß ich anfangs hieher gekommen, und mich in die Zahl eurer Schüler gesetzet, und daß ich dieserwegen einige hundert Meilen gereiset. So ofte ich von hier zurück gereiset, um meinen Vater zu besuchen, so habe ich sehr bitten müssen, daß er mir wenigstens drey Monate erlauben möchte, bey ihm zu bleiben. Allein er wolte nie darein willigen. Er hat mir sogar nie mehr als einen Monat zugestehen wollen, mich aufzuhalten. Nach Verlauf einiger Tage war er schon beständig besorgt, daß alles zu meiner Reise fertig sey, trieb dieserwegen die Bedienten, und erinnerte mich selbst abzureisen. Wenn nun die natürliche Zärtlichkeit mir die Thränen aus den Augen lockte, und ich in solchem Zustande mich vor ihn stellete, und ihn beschwur, er möchte sichs doch gefallen lassen, daß ich ihn etwas länger bediente; so antwortete er mir oft mit Thränen, indem er seine Ermahnungen von forne wieder anfieng, und mir einigemal vorwarf, daß ich ein weibisches Hertz hätte. Ich sehe indes wohl, fügte er hinzu, indem er selbst weich dabey ward, daß deine Absicht gut, und daß

du dich damit als einen rechtschaffenen Sohn wilst beweisen: allein du fängst die Sache nicht recht an, thue, was ich um deines Besten willen haben will, ohnerachtet meiner Zärtlichkeit, und errege meinen Schmerz nicht noch mehr. Seht also in der Warheit, wie es mein Vater machet, und ich gestehe euch frey, daß ohneracht des Verlangens, das ich gehabt, mir eure Anweisung zu Nutze zu machen, es doch nie bey mir gestanden, daß ich nicht länger bey ihm würde geblieben seyn: und daß ich daher jederzeit so geschwind wieder gekommen, ist, weil es selbst mein Vater also verlanget; und habe ich ihm ungehorsam seyn können?

§. 331.

Auf diese Rede konnte ich mich nicht enthalten laut auszuruffen: o welche Weißheit in dem Hoang hien fou! Das mag wohl ein rechtschaffner Vater heissen. O welch eine Zärtlichkeit, welch ein Gehorsam bey dem Mong sing! Das mag ein rechtschaffner Sohn heissen. Wohlan also, setzte ich hinzu: greift euch an, lieber Schüler, damit ihr dem Eifer eines so weisen Vaters ein Gnüge thun möget. Aber ach! während dieses Jahres, im Anfang des vierten Monats brachte uns ein eigner Bote die betrübte Nachricht von dem Tode des Hoang hien fou. Welch ein Verlust! Die wahre Weisheit ist seit dem sehr verabsäumet worden. Nichts ist selteners, als Leute, die sie warhaftig hochhalten, und sich darauf legen. Diejenigen, die die Weisheit zu studiren, ganz besonders ihr Geschäfte seyn lassen, sind so rar, daß sie vom gemeinen Mann als eine Art von Wunderdingen sind betrachtet worden. Der Name eines Weisen ist noch im Schwange, die Welt ist voller Leute, die sich damit breit machen; allein der Name ist auch alles, was sie suchen. Ihre Begierden, ihre Sorge, ihre Handlungen selbst, die Unterweisung ihrer Kinder, dieses alles ist doch nichts als Eitelkeit und Eigennutz; und wenn sie von der Weisheit reden, so geschicht es nicht, daß sie nach derselben trachteten, es ist ein pures Pralen und Großthun: unter zehen, die davon reden, sind acht oder neune, die sie nur im Munde führen. Ueberdem ist es auch heut zu Tage eine ungemein seltene Sache, recht kluge Väter zu finden, die allem Vortheil und aller natürlichen Neigung die Sorgfalt vorziehen solten, daß ihre Kinder auf dem Wege der wahren Weisheit geleitet würden. Aber eben dis hatte der Hoang hien fou wider den Strom gelernet, von dessen Tode ich itzt Nachricht empfange. O was für ein Verlust! Da mir die Entfernung des Ortes nicht zulässet, bey seinem Sarge zu weinen, um zu bezeugen, wie mich sein Tod betrübet, so will ich es durch diese Schrift einiger massen ersetzen. Uebrigens, da ich den Eifer des Hoang hien fou, seinen Sohn in den Wegen der Weisheit fortzuführen, zu erkennen gebe, so ist meine Absicht, nicht nur öffentlich die Hochachtung zu bezeigen, die dieser Eifer gegen seine Person mir eingeflösset, und den Schmerz, den ich über seinen Tod empfinde, sondern ich will auch dem ganzen Reiche dis schöne Muster einer wahrhaftig väterlichen Liebe vorstellen, und seinen Sohn, meinen Schüler damit ermuntern, der Absicht eines so weisen Vaters ein volkomnes Gnüge zu leisten.

§. 332.

Eben derselbe antwortete einem Freunde des Ouang yong ming auf eine Frage, die er machte; dieser Freund schrieb ihm einst in diesen Worten: ich habe Leute bemerkt, die eine starke Untersuchung darüber angestelt, was Confucius und Yen tse durch den Ausdruck Lo *) wohl verstanden haben. Dürfte ich mich wohl unterstehen euch zu bit-

*) Lo bedeutet die Freude, Zufriedenheit, Vergnügen.

ten, daß ihr mir eure Gedanken darüber schriebet? Dis Vergnügen oder diese Freude, davon Confucius und Yen tse reden, ist nichts anders, als eine Bewegung des Gemüths, die man für eine der sieben Neigungen hält, deren es fähig ist, und die man insgemein die Freude nennet. Wenn Confucius nichts als dieses verstehet, so scheint es mir, daß diese Freude kein Vorrecht eines Weisen, sondern daß jederman derselben völlig fähig sey. Ist aber von einer andern Freude die Rede, die weit reiner und gründlicher ist, die, wie man saget, ein Weiser mitten unter den traurigsten und schrecklichsten Begebenheiten behält, so ist eine andre Schwierigkeit: denn Confucius, und viel andere nach ihm, sagen auch, daß ein Weiser beständig muß auf sich Acht haben, und beständig in einer Art von Furcht und Wachsamkeit bleiben; es scheint, daß man dieses viel eher der Traurigkeit beilegen müsse, als dem, was Vergnügen verursacht.

§. 333.

Allein seht, welches die Antwort des Ouang yong ming war. Diese Freude, davon Confucius redet, ist das Herz selbst, so das Vergnügen geniesset, sich seiner mächtig zu seyn. Ob nun also gleich dis Vergnügen, davon Confucius redet, auch unter dieser Art von Freude begriffen ist, die man zu den sieben Neigungen zehlet, so muß sie doch nicht mit einer andern Gattung von Vergnügen verwechselt werden, die unter eben dieser Art begriffen ist. Aus dieser Antwort kan man auch eure andre Schwierigkeit auflösen. Denn ob es wohl in einem gewissen Verstande wahr ist, daß diese Freude einigermassen allen Menschen gemein ist: so kan man doch auch mit Warheit sagen, daß sie eigentlich nur einem Weisen zukomme.

§. 334.

Alle Menschen haben ein Herz, das ist wahr, allein sie haben nicht alle die Herschaft drüber, als nur allein die Weisen. Das Vergnügen eines Herzens, das seiner mächtig ist, wird nur von ihm selbst erkant; die andern sind zwar alle dessen fähig, aber sie kennen und schmecken es nicht, sie lauffen freiwillig allem dem entgegen, das ihm zuwider, sie blenden und verwirren sich immer mehr und mehr. Das kommt nicht daher, als ob nicht ein jeder nach dieser Freude trachtete. Die vor allem übrigen die Augen verschliessen, die in sich selbst kehren, die mit aller Sorgfalt ihr eigen Gemüth zu seiner natürlichen Aufrichtigkeit bringen: die werden auch alsdann an dieser gründlichen und reinen Freude Theil haben. Sehet, das ist es, was ich unterdessen an euch zu antworten gehabt; allein erlaubt mir auch, euch zu sagen, daß ich mich ein wenig gewundert, daß ihr mich noch über diese Sache gefraget, weil ihr seit der Zeit, daß wir unsre Unterredungen mit einander gehalten, alles nöthige Licht gehabt hat. Daß ihr euch nun mit solchen Unterredungen noch aufhaltet, komt mir eben so vor, als wenn jemand auf dem Esel sitzet, und ihn doch allenthalben suchet *).

§. 335.

Kao chen sou kam von Hoang tcheou, einer Stadt in Hou quang **), um ein Schüler des Ouang yong ming zu werden. Wie er nach Verflieſſung eines Jahres wieder zurück reisen wolte, suchte er den Ouang yong ming insbesondere zu sprechen,

*) Der Chineser sagt dis in vier kleinen Worten ki lin mi lin. Auf dem Esel reiten, den Esel suchen. So lautet dieses Sprichwort von Wort zu Wort, so niedrig es auch ist, so wird doch die feinste Sittenlehre daraus hergeleitet.

**) Ist ein Name einer der Provinzen in China.

chen, und lies sich also heraus: mein Lehrmeister, ich habe das Glück gehabt, und euren wichtigen Unterricht gehöret, über das, was man eine feste Entschliessung nennet; mich deucht, ich habe ihn wohlgefaßt, und werde mich darnach aufführen können. Inzwischen, da ich im Begrif bin, euch zu verlassen, so bitte ich euch, ihr wollet mir einen kleinen Unterricht mittheilen, dessen ich mich Tag und Nacht erinnern könnte. Quang yong ming antwortete ihm: wenn man die Weisheit studiren will, so muß man es machen, als die Ackerleute. Sie machen in der That damit den Anfang, die beste Saat zu erwehlen, und geschicklich auf das Land zu werfen: aber sie bleiben nicht dabey. Sie bearbeiten darauf das Land mit Fleiß; sie lesen das Ungeziefer ab, und gäten das Unkraut aus; sie besprengen es, wenn es nöthig ist; sie arbeiten alle Tage bey ihrem Feldbau, und sind auch die Nacht in ihrem Gemüth damit beschäftiget. Ihre vielerley Sorge und Mühe läst sie also hoffen, daß der Herbst das wenige, was sie gesäet, das aber ausgelesen, und zu rechter Zeit ausgeworfen worden, mit Wucher werde wieder erstatten. Ihr würdet mich hier gnug verstehen. Allein, wenn ihr wolt, daß ich mich noch mehr erklären soll, so will ich euch sagen, daß diese feste Entschliessung, davon wir so viel reden, und die ihr euch schmeichelt zu haben, eben das sey, was die Saat dem Landmanne ist. Studiren, denken, Schlüsse machen, sich in der Ausübung prüfen, sind eben so nöthige Sachen, in Absicht auf die Weltweisheit, als beim Ackerbau arbeiten, düngen, egen, begiessen. Ein Gemüth, dem diese Entschliessung mangelt, ist ein Feld, wo man nichts gutes gesäet, und wo folglich nichts als lauter Unkraut wachsen kan. Ein Gemüth, das diese Entschliessung hat, und sich damit begnüget, ist ein wohlbesäetes Feld, das aber hernach ohne Bearbeitung bleibt; das ausgesäete gute Korn wird durch das Unkraut ersticket. Ich kan euch nicht bergen, daß ich sehr stark bey euch besorge, ihr werdet es in manchen Stücken eben so machen.

§. 336.

Neuntes Stück (§. 333.)

Darin eine Antwort des Quang yong ming an zween seiner Schüler enthalten.

Kouen ki ist ein Mann von vieler Einsicht, und bey dem ich immer ein starkes Verlangen nach der wahren Weisheit angetroffen; ich bin dahero sehr erfreut, zu vernehmen, daß ihr fleißige Zusammenkünfte mit einander haltet, der Nutzen kan davon nicht aussen bleiben. Wegen desjenigen, das ihr mir von seinetwegen habt vorgetragen, will ich euch itzt hiermit diese Antwort ertheilen. Es ist allerdings erlaubt, sich um eine Bedienung einiger Einkünfte zu bewerben, sonderlich, wenn man sonst keine Güter, und ohne dieselben doch nicht das nöthige für seine schon alte Eltern besorgen kan. Folglich ist es gar wohl erlaubt, Aemter anzunehmen, sich hervor zu thun, und seine Geschicklichkeit sehen zu lassen. Denn es ist wider alle Vernunft, wenn man nach einer Beförderung trachtet, und sie nur einzig von dem Himmel erwartet, ohne, daß man seiner seits nicht menschliche Mittel gebrauchet, dazu zu gelangen. Merket aber, wovor man sich inacht nehmen müsse. Erstlich, daß man sich niemals von dem rechten Wege der Vernunft entferne, es sey nun in dem Zweck, den man sich vorstelt, oder in denen Mitteln, die man ergreift, dazu zu gelangen. Zum andern, daß man sich weder durch den guten

noch schlimmen Erfolg irre machen lasse. Derjenige nun, der sich in diesen zwey Stücken feste fühlt, kan ohne Verlust der Eigenschaft eines Weisen, sich um Bedienungen bewerben, und solche besitzen. Allein diese zwey Stücke sind auch so wesentlich, sonderlich das erste, daß, wenn es fehlet, man nur vergeblich den Aemtern, Bedienungen, und allem übrigen entsagen wird; ja es wird vergeblich seyn, und wenn man ganze Tage von der Tugend reden wolte, es wäre solches eine blosse Eitelkeit. So haben auch unsre Alten sprichwortsweise zu sagen pflegen: darin besteht das grosse Uebel noch nicht, wenn man die Beschäftigung zu philosophiren aufgiebt, sondern darauf komt es an, daß man die Liebe zur wahren Weisheit nicht aufgebe, noch die Entschliessung immer darnach zu trachten. Daher muß man merken, daß wenn man sagt, man müsse diese Entschliessung nicht fahren lassen, so setzt dieses voraus, daß es schon geschehen. Es muß daher ein jeder sich hiebey untersuchen. Je mehr ich an die guten Eigenschaften gedenke, die ihr besitzet, je mehr fühle ich mich genöthiget, euch zu ermahnen, daß ihr solche nicht brach liegen lasset.

§. 337.

Merkt es wohl, meine lieben Schüler, je seltner es ist, ein so glückliches Naturell, als das eurige ist, zu haben, je leichter ist es, dasselbe zu verderben und zu misbrauchen. Es ist kein geringer Vortheil, jemand zu finden, der uns in den Wegen der wahren Weisheit unterrichtet. Aber wisset, daß je seltener und schwerer es ist, einen Mann anzutreffen, der uns solche recht zeiget, je leichter und gewöhnlicher sey es, sich davon zu entfernen, auch selbst, wenn man sie erkennen lernen will. Es gelangt nicht ein jeder, wer da will, zu diesem reifen und muntern Alter, darin ihr euch itzt befindet: wie es aber nicht auf den Menschen ankommt, dahin zu gelangen, so wisset, daß es nicht mehr in seiner Gewalt stehet, zu verhindern, daß diese schönen Jahre sehr geschwind vorüber gehen. Ueberhaupt ist es leichte, sich mit dem Strome der Zeit hinreissen zu lassen, als es schwer ist, demselben zu widerstehen. Wägt alles hier wohl ab, meine lieben Schüler, damit diese Betrachtungen euch zu eurer Stärke ermuntern.

§. 338.

Zehentes Stück.

Eben derselbe vermahnet seine Schüler, fleißige Zusammenkünfte in seiner Abwesenheit zu halten.

Die Pflanzen die am leichtesten fortzubringen sind, gehen gewiß aus, wenn sie statt eines warmen Tages, zehen kalte ausstehen müssen. Wenn ich hierher komme, so bemühet ihr euch alle, euch zu versamlen, niemand läst es an sich fehlen, sich bey den Zusammenkünften, die man alsdann hält, mit einzufinden: und ein jeder bezeiget in diesen Versammlungen eine grosse Begierde, etwas zu lernen. Dis verursacht ein wahres Vergnügen; allein ich komme hier nur selten her: und wenn ich ja komme, so halte ich mich nur wenig Tage hier auf, und alles, was ich thun kan, ist, daß ich euch drey oder viermal lasse zusammen kommen. Allein ich bin nicht sobald abgereiset, so haben eure Zusammenkünfte ein Ende. Jeder bleibt alleine, und es gehen ganze Tage vorbey, da keiner den andern siehet. Das ist noch mehr als zehn kalte Tage, gegen einen warmen. Wo finde ich wol ein Mittel, daß die so schwer aufzubringende Pflanze der Weisheit un-

ter

ter euch blühen möge? Ich ermahne euch daher, eure Versammlungen nicht so an diejenige Zeit nur einzuschränken, die ich hier seyn kan. Ihr müsset euch alle fünf Tage, wanns möglich ist, wenigstens alle acht Tage einmal versammlen, und alle andre Sachen bey seit legen, euch von der Tugend unterreden, und euch ermuntern, solche auszuüben. Dis ist ein unvergleichlich Mittel, es dahin zu bringen, daß man alle Ergötzlichkeiten der Welt nicht achtet, und in weniger Zeit in der reinen Lehre weit zu kommen, die keine andere Sache zum Grunde hat, als die Liebe und die Gerechtigkeit.

§. 339.

Man pflegt zu sagen, und es ist auch an dem, wenn man will einen guten und geschwinden Kauf thun, so muß man zu Markte gehen. Geht man mit einem grossen Gebäude, oder mit einem andern beträchtlichen Werke um; so ist kein besser Mittel, es glücklich zu Stande zu bringen, als man muß es erstlich gemeinschaftlich überlegen. Versamlet euch dahero oft, allein bringt auch keine Leidenschaft oder Vorurtheil mit. Bezeiget euch einer dem andern Ergebenheit und Ehrerbietigkeit; und wisset, daß in einem solchen Umgange, als der eurige ist, derjenige am meisten gewinnet, der dem andern am besten weiß nachzugeben. Geschicht es zuweilen, daß man über eine Sache nicht einig werden kan, so muß man, ohne sich zu erhitzen, und ohne dem unglücklichen Neide, da jeder von Natur sich gern über den andern erhebet, einen Eingang zu verstatten, sich mit der grösten Sorgfalt samlen, und einzig und allein die Warheit suchen. Wenn jemand aus Eitelkeit oder Eifersucht sich Mühe gibt, nur Recht zu behalten, so sind diese oftmaligen Zusammenkünfte, so vortheilhaftig sie an sich sind, doch für solchen recht unnützlich. Gebt hierauf recht ernstlich Achtung.

§. 340.

Eines Tages ging der Ouang yang ming mit einigen seiner Schüler durch die Hallen. Zween Sackträger zankten sich, ich weiß nicht warum, mit einander. Du hast, sprach der eine, weder Vernunft noch Gewissen. Du bists, antwortete der andre, der gänzlich davon entlediget ist. Du bist ein Betrüger, sprach der erste wieder. Du hast ein Herz voller Ränke, versetzte der andere. Du bists, antwortete der andre, der alle Billigkeit und Gerechtigkeit von dem seinigen verbannet hat. Ouang yong ming wendete sich darauf zu seinen Schülern, und sagte zu ihnen: hört ihr wohl diese Sackträger, sie führen die Sprache der Philosophie. Was vor Philosophie, warf ein Schüler ein? ich höre ja nichts, als schreien und schimpfen. Wie? sprach Ouang yong ming, höret ihrs nicht, daß sie alle Augenblicke die Worte wiederholen, Vernunft, Gewissen, Herz, Gerechtigkeit? Wenn das nicht Philosophie ist, was ist sie dann? Es mag Philosophie seyn, sprach der Schüler, allein was braucht es denn beim Philosophiren so zu schreyen, und sich also zu schimpfen? warum? antwortete der Ouang yong ming, das kommt daher, daß jeder von diesen beiden nichts als die Fehler an seinem Gegner gewar wird, und doch nicht auf die seinigen zurück siehet. O wie viel Leute gibt es, die ihnen ähnlich sind!

§. 341.

Das gröste Uebel eines Menschen, sagt Ouang yong ming ist der Stolz und Hochmuth. Ist ein Sohn hoffärtig? so ist er nicht ehrerbietig gegen seine Eltern. Ist ein Unterthan stolz, so hört er auf ein guter Unterthan zu seyn. Hat ein Vater diesen Fehler an sich, so vergißt er die Gütigkeit, die sonst den Vätern natürlich ist. Ein

Freund,

Freund, der dis Laster an sich hat, ist kein treuer und beständiger Freund. **Siang**, ein Bruder des **Chun** und **Tan tchu** ein Sohn des **Yao**, die uns die Geschichte als sehr lasterhafte Leute vorstellet, waren solches vornemlich durch den Stolz geworden. Die andern Fehler, die sie an sich hatten, waren nur wie Früchte von diesem faulen Baume. Ihr, die ihr dahin trachtet, weise zu werden, müsset euch, wenn ihr es wahrhaftig werden wollet, nicht einen Augenblick von dieser himmlischen Vernunft entfernen, die unsrer Seele so natürlich ist, und die gleichsam ihr Wesen ausmachet. Diese Vernunft ist an ihr selbst sehr rein und erleuchtet. Man muß also ihre Reinigkeit auch nicht von der geringsten Sache verletzen lassen. Aber wie muß man dis nun anfangen? Nichts muß von dem **Ich** bleiben, und das ist genug. Ich sage überhaupt nichts, auch im Grunde des Herzens, denn wo etwas davon bleibet, so wird solches den Stolz wieder hervor bringen. Woher sind unsre Vorfahren so tugendhaft und beliebt geworden? Daher, weil sie das **Ich** unterdrücket. Und in der That, je mehr das **Ich** unterdrücket wird, desto leichter entstehet die Demuth. Nun ist die Demuth der Grund von allen Tugenden, wie der entgegen stehende Stolz die Wurzel von allen Lastern ist.

§. 342.

An einem andern Orte, da eben derselbe von dieser Materie handelt, und einerley Sachen mit ein wenig verschiedenen Worten wiederholet, sagt er: heutiges Tages ist die gemeinste aber auch gefährlichste Krankheit der Stolz. Dis Laster ist gleichsam die vergiftete Wurzel, woraus alle Unordnungen entstehen. Wird jemand vom Stolz beherschet, so dünket er sich mehr als andere zu seyn: er lobt nichts, als was er machet, und will niemanden weichen. Ist man nun solchem gefährlichen Laster ausgesetzt, so kan man weder ein rechtschafner Sohn, noch Bruder noch Unterthan heissen. Die unbewegliche Härtigkeit des **Siang** gegen seinen Bruder **Chun**, die Frechheit des **Tan tchu**, eines Sohnes des **Tchao**, die nicht zu ändern war, waren nichts anders als Sprößlinge von dieser lasterhaften Wurzel. Da ihr nun wolt in die Schranken der Weisheit treten, so reisset alles bis auf die kleinste Wurzel eines so gefährlichen Lasters aus eurem Herzen, sonst werdet ihr nie fortkommen. Uebrigens, so gehet es mit dem Stolz, wie mit andern Krankheiten, die sich nicht besser als durch das Gegentheil curiren lassen, das ist durch die Demuth. Doch betrügt euch hier nicht. Die Demuth, die ich gegen den Stolz vorschlage, besteht nicht darin eigentlich, daß ich äusserlich nur ein demüthiges und stilles Wesen annehme: sie muß im Herzen seyn, und besteht darin, daß man innerlich voller Aufmerksamkeit, Mäßigung, Eingezogenheit sey, und mit Lust denen andern nachgebe; daß man wenig von seinen Absichten rühme; und sich dagegen der andern ihre gern zu Nutze mache; kurz daß man sich selbst gleichsam ausziehe. Wer auf diese Art demüthig ist, wird gewiß ein rechtschafner Sohn, Bruder und Unterthan werden. Dis ist die Tugend, die den **Yao** und **Chun** so vollkommen gemacht. Sie besassen solche in ihrer Reinigkeit und völligen Stärke. In denen Lebensbeschreibungen dieser Fürsten, ist dis beständig die Tugend, die man unter verschiedenen Namen lobet. Bemühet euch dahero solche zu erlangen, ihr, die ihr weise zu seyn begehret. Betrügt euch aber nicht, es ist keine so leichte Sache. Es wird euch viel Mühe kosten, und ihr habt überdis nöthig, daß ihr stark auf euch selbst Achtung gebet.

§. 343.

Als der **Ouang yong ming** zu **Long tchong** war, wurden eine grosse Anzahl Gelehr-

Gelehrte seine Schüler. Um nun ihrem Verlangen, das sie bezeigten, unter seiner Aufsicht etwas zu lernen, ein Gnüge zu thun, so gab er ihnen folgende vier Lehren. Jeder unter euch muß haben 1) einen aufrichtigen Entschluß, Muth, Herzhaftigkeit, nach der wahren Weisheit zu trachten. 2) Eine beständige Aufmerksamkeit diejenigen Mittel würklich und thätig zu ergreifen, wodurch solche erlernet werden kan. 3) Einen feurigen und muthigen Eifer gegen seine eignen Fehler. 4) Einen klugen und gemäßigten Eifer gegen die Fehler anderer Menschen. Vor allen Dingen sage ich, muß man einen aufrichtigen Entschluß haben. Gewiß, wenn man ohne solchen Muth, (Vorsatz) nicht im geringsten, ja nicht einmal in den mechanischen Künsten fortkommen kan, wie will man denn solches bey der Erlernung der Weisheit hoffen können? Warum sieht man so viel Leute, die ohnerachtet es ihre Beschäftigung ist, nach der wahren Weisheit zu streben, gleichwol ganze Jahre, ja ihre ganze Lebenszeit zubringen, ohne daß sie im geringsten darin zugenommen? Man hat keine andre Ursache davon, als sie haben nie einen recht aufrichtigen Entschluß deswegen gefasset. Denn es ist eine gewisse Wahrheit, daß derjenige, der im Ernste will weise werden, nach und nach zu seinem Zweck komt. Er ist zwar nicht gleich auf der obersten Stufe der Vollkommenheit, aber man kan sie doch erreichen, wenn man sich recht entschliesset beständig sich dahin zu bearbeiten. Was ein Schif ohne Ruder ist, das nach dem Willen der Winde auf den Wellen umher getrieben, und durch die Macht der Fluten gewiesen wird; oder was ein flüchtiges und sich selbst gelassenes Pferd ist, das ohne Zügel hin und her läuft: das ist derjenige, der den muthigen Entschluß nicht hat, den ich fodere.

§. 344.

Es haben einige sehr wol erinnert: wenn man wolle die Tugend ergreifen, das sey eben so viel, als zu gleicher Zeit dem Unwillen seines Vaters und seiner Muttter sich aussetzen und demselben entgegen laufen, die Vorwürfe seiner Brüder und der ganzen Verwandschaft erdulden, und von seinem Nachbar gehasset und verachtet werden: die äusserste Schwierigkeit würde diejenigen ein wenig mehr entschuldigen, die sich nicht dazu könten entschliessen. Wenn man sich aber dem Guten ergiebet, so ist dis ein sicheres Mittel, die Zärtlichkeit des Vaters und der Mutter zu verdienen, und an sich zu ziehen: nicht weniger auch das Vertrauen seiner Verwandten, die Hochachtung und Wohlgewogenheit seiner Nachbarn. Was können nun diejenigen für Entschuldigung haben, die sich so zaghaft dazu entschliessen. Wenn man mit Entsagung der Tugend und Ergreifung des Lasters seinem Vater und Mutter lieb, seinen Verwandten angenehm, und von seinen Nachbarn hoch geachtet wird; so scheint dieses einiger massen zu entschuldigen, so man sich auf die lasterhafte Seite hängt. Ist aber das Gegentheil, wie es auch in der That ist: warum soll ich um diesen Preiß das Ungluck erhandeln, lasterhaft zu seyn, und durchaus das Laster der Tugend vorzuziehen? Erweget das, was ich euch gesaget, so werdet ihr nicht nur begreifen, daß, wenn man nach der Weisheit trachtet, so muß man vor allen Dingen einen herzhaften Entschluß fassen: überdem ist nichts so schwer als sie zu lernen, und doch auch nichts so vernünftig.

§. 345.

Ich fodere zum andern eine beständige Aufmerksamkeit in der Ausübung. Man wird sich ohne dieselbe in der That gar bald verschlimmern, und der herzhafte Entschluß, den man genommen, er sey so aufrichtig, als er wolle, wird doch nicht vest und bestän-

dig seyn. Ich setze auch, wenn ich diejenigen beurtheile, die mir folgen, nicht diejenigen oben an, die den meisten Verstand und Einsicht haben, sondern diejenigen, die eine beständige Achtsamkeit auf sich selbst, desto eingezogener und demüthiger macht. Es gibt Leute, die leer von der Weisheit und Tugend sind, und sich nur aufblasen, volkommen zu erscheinen, die, da sie die Kraft bey sich nicht merken, recht gründlich tugendhaft zu seyn, einen heimlichen Neid gegen diejenigen hegen, die es sind; die desto stolzer sind, je weniger sie Tugend haben; die sich innerlich andern vorziehen, und die mit vergeblichen Reden versuchen, die Welt zu betrügen, und ihre Hochachtung zu erwerben. Solte sich jemand unter euch von dieser Art finden, wird er nicht denen andern, wenn er auch mehr als einen gemeinen Verstand hätte, zum Widerwillen und zur Verachtung gereichen? Hingegen findet man Leute, die Bescheidenheit und eine löbliche Behutsamkeit besitzen, dieweil sie befürchten, unvolkomner zu werden; ihren ersten muthigen Entschluß, durch eine beständige Ausübung der Tugend unterstützen, wie auch durch eine genaue Aufmerksamkeit, und eine gleichwährende Bemühung, sich zu unterrichten, die in Aufrichtigkeit ihre Fehler erkennen, die gerne die Tugenden der andern loben, und die auf alle Art durch die vorgestellten guten Exempel sich zu bessern trachten. Innerlich ist kauter Ehrerbietigkeit und Unterthänigkeit gegen ihre Obern, Liebe und Gerechtigkeit gegen ihres Gleichen. Aeusserlich sieht man sie in einem vergnügten Umgange, ohne daß sie die sittsame Ernsthaftigkeit jemals vergessen solten. Wenn nun jemand unter euch diese Eigenschaften besitzet, wer wolte ihm, wenn er auch sonst von Natur wenig reitzendes an sich hätte, seine Hochachtung und Freundschaft versagen? Ohne Zweifel wird ihn jedermann um desto eiliger erheben, je mehr man ihn siehet, sich selbst aufrichtig erniedrigen. Erwäget das, was ich euch jetzt gesagt habe. Dis ist gnug, um euch die Nothwendigkeit und die Ausübung solcher Aufmerksamkeit, die ich fodre, erkennen zu lassen.

§. 346.

Ich habe zum dritten gesagt, daß man gegen seine Fehler einen feurigen und muthigen Ernst bezeigen müsse. Fehler zu haben, und welche zu begehen, sind Dinge, davon auch die Weisesten nicht gänzlich befreyet sind. Allein, weil sie sich wissen zu bessern, so hören sie deswegen nicht auf, weise zu seyn. Es ist daher eines jeden Pflicht, daß er untersuche, ob in seiner ganzen Aufführung nichts der Mäßigkeit und Schamhaftigkeit zuwider sey; ob er seinen Obern und seines Gleichen alles dasjenige, was er ihnen schuldig ist, leiste; ob er zum Exempel alle Pflichten eines rechtschaffnen Sohns und eines guten Freundes erfülle; ob ihm nichts, das zum Verderben der Welt gehöret, entfahre, als in welcher bey nahe überall lauter List und Ungerechtigkeit herrschet. Denn ob ihr gleich Leute seyd, die sich mit Vorsatz in diese Unordnungen stürzen, so kan es doch kommen, daß es einer unter euch, indem es ihm an dem nöthigen Beystand fehlet, den man aus einem öftern Umgange mit einem guten Lehrmeister und tugendhaften Freunde ziehet, zu Falle käme, ohne daß er auf die Fehler dieser Art acht gehabt. Prüffet euch deswegen mit der äussersten Sorgfalt, und überleget eine jede eurer Handlungen wohl; findet ihr nun etwas, das solchem ähnlich; so muß man es augenblicklich durch eine aufrichtige Reue zurück nehmen: jedoch ohne euch niederschlagen oder träge machen zu lassen. Wäret ihr auch bisher der lasterhafteste Mensch gewesen, wäret ihr auch eine lange Zeit der schändlichste Räuber gewesen; so komt es nur auf euch an, von heute solchen alten Fleck gänzlich auszulöschen, und dagegen weise und tugendhaft zu werden. Wenn nun ein solcher veränderter

Mensch

Mensch diese Betrachtung wolte machen: ich habe gelebt, wie ich bisher gezeiget, ich will es künftig besser machen; allein man wird meine Veränderung für Verstellung, und meine Tugend für Heucheley halten: weit gefehlt, daß man von mir wird eine beßre Meinung hegen, es wird solche nur desto mehr Verdacht gegen mich erregen, und mir neue Vorwürfe zuziehen. Wenn, sage ich, nun ein solcher Mensch nach solcher Ueberlegung, ganz herzhaftig zu sich selbst spräche: man mag von meiner Veränderung denken, was man will, sie ist aufrichtig, sie wird auch beständig seyn, und ich willige gern darein, in Demuth zu leben und zu sterben, o! wie wolte ich dergleichen Herzhaftigkeit hoch schätzen.

§. 347.

Ich habe zum vierten gesagt, daß man bey den Fehlern der andern einen klugen und gemäßigten Eyfer bezeigen müsse. Ich will euch damit keinesweges zurück halten, eurem Nächsten, der tugendhaft werden will, zu helfen. Wenn wir unsre erste Sorgfalt auf unsre eigne Vollkommenheit zu richten schuldig sind; so müssen wir dabey diejenige, die wir unsern Freunden schuldig sind, nicht vergessen: wir würden sonst die wesentlichsten Pflichten einer wahren Freundschaft versäumen. Allein wenn wir davon reden, daß man die andern bestrafen müsse, so verstehen wir die Art, es mit Nutzen zu thun. Die Lehren, die ihr gebt, müssen nicht nur aus einer aufrichtigen Zuneigung kommen, sondern sie müssen auch in den sanftesten und ehrbarsten Ausdrückungen geschehen, die dasjenige mässigen, was der Verweis Verdriesliches haben kan. Man muß hier gleichsam alles dasjenige suchen zu erschöpfen, was nur die Freundschaft kan zärtliches einflössen, man muß die Tugend zu rechter Zeit auf verschiedene Art bilden, um sie liebenswürdig zu machen; die Laster hingegen so abmahlen, daß man einen Abscheu gegen sie errege, und alles auf solche Art verrichten, daß es vermögend ist, zu rühren, ohne zu beleidigen. Verfährt man hierin anders, so greift man einen empfindlichen Ort gar zu stark an, ohne dem Menschen die Zeit zu lassen, daß er sich gegen den Schmerz einer schleunigen Verwirrung in gehörige Bereitschaft setzen könte. Man wird hernach solchen verbitterten Geist vergeblich zu gewinnen suchen; man hat ihn gleich anfangs zu weit entfernet, und ihn dadurch in Gefahr gesetzt, sich nie zu bessern.

§. 348.

Es ist daher meinen Gedanken nach das kräftigste und sicherste Mittel, wenn man eines seine Fehler verbessern will, daß man nicht viel Worte mache: und ob wir es schon unter uns so halten könten, so wolte ichs doch nicht gern viel bey andern thun. Ich betrachte denjenigen, der meine Fehler angreift, als meinen Lehrmeister: in dieser Absicht nehme ich die Lehren, die er mir giebet, mit Vergnügen und Erkentlichkeit an. Ich merke, wie wenig ich in der wahren Weisheit zugenommen. Ach und ich bin schon so alt, habe bald keine Zähne mehr, und bin schon halb taub worden. Um dem Verlangen, das ich an euch sehe, ein Gnüge zu thun, bringe ich ganze Nächte selbst in Betrachtung zu. Allein ohnerachtet, meines Alters, und der Mühe, die ich mir gebe, sehe ich mich doch nicht gänzlich von Untugend befreyet: wie könte ich mich nun wundern, wenn man mich nicht ohne Fehler findet? Man sagt, ein Schüler sey schuldig die Fehler seines Lehrmeisters zu verbergen: will man nun so viel damit sagen, es sey einem Schüler niemals erlaubt, seinen Lehrmeister zu bessern, (zu erinnern) so ist der Satz falsch. Alles was dabey wahr ist, ist, daß er es weder auf eine gar zu freye Art, noch auch mit einer zu furchtsamen Verstellung thun soll: helft mir alle, das Gute, das ich nie haben kan, zur Vollkommenheit

bringen, und dasjenige gänzlich ausrotten, was ihr an mir etwa zu tadeln findet, damit wir uns in unserm Wachsthum gemeinschaftlich helfen mögen: wir wollen uns untereinander üben, den Eifer zu beweisen, den einer gegen den andern schuldig ist, seinem Nächsten zur Vollkommenheit zu verhelfen.

§. 349.

Eilftes Stück. (§. 342.)

Darin ein Ermahnungsschreiben eben dieses Ouang yong ming an seine Schüler enthalten.

Meine lieben Schüler! ihr bezeuget in allen euren Briefen, die ich zum öftern von euch empfangen, eine ungemeine Reue wegen des Vergangenen, als auch eine starke Begierde, im künftigen besser zu werden. Es verursacht mir dieses eine solche Beruhigung und ein Vergnügen, das ich nicht im Stande bin, euch zu beschreiben. Ja ich würde mich dessen noch mehr erfreuen, wenn ich wahrhaftig versichert wäre, daß es kein Wind sey, und ein jeder in der That so beschaffen wäre. Ich wünsche überdis noch, daß jeder unter euch auch die geheimsten Schlupfwinkel seines eignen Herzens recht deutlich entdecke, eben wie man am hellen Tage auch die kleinsten Sachen sehen kan. Dis ist eine Sache von äusserster Wichtigkeit. Denn wie will man seine Fehler und Schwachheiten verbessern, wenn man sie nicht siehet: derjenige ist vielmehr sogleich Herr über sein Herz, der beständig auf seine Fehler deswegen merket, um solche auf der Stelle zu verbessern. Wo ist ein Mensch zu finden, der keine Fehler hätte? Ich unterstehe mich zu behaupten, daß niemand anzutreffen, und der Vollkommenste ist nur derjenige, der sie am besten weis zu verbessern. **Kiu pe you** wurde zu seiner Zeit für einen weisen Mann gehalten, indes geschah es doch, daß seine ganze Bemühung nur dahin ging, nur wenig Fehler zu begehen, und daß er also noch nicht die Volkommenheit erreichet. **Tching tang** und **Confucius** wurden mit Recht als weise Leute vom ersten Range angesehen. Unterdessen war das ihr vornehmster Grundsatz, daß man ohne Unterlaß sich Mühe geben müsse, zu bessern, und sie urtheilten, daß diese Aufmerksamkeit deswegen nöthig sey, damit man nicht in beträchtliche Fehler fallen mögte. Ich habe sehr oft insgemein sagen hören: wo finde ich ein Mittel, daß man keinen Fehler begehe? Man müste ein **Nao**, oder wol gar ein **Chun** seyn. Allein mich deucht, ob dis gleich zu einem Sprichwort geworden, so redet man doch nicht darin nach der strengesten Wahrheit. Es geben uns diese Worte keinen Begrif vom **Nao** und dem **Chun**, wie sie in der That gewesen, noch was sie von sich selbst erkant haben. Wenn diese zween weisen Könige sich von allen Fehlern frey ausgegeben hätten, so hätten sie um desto weniger den Namen der Weisen verdienet. Sie waren auch weit von dieser Meinung entfernet. Es ist solches gar leicht aus demjenigen Satz zu schliessen, den wir noch von ihnen haben, und den wir in dem Buch **Chu king** lesen. Auf einer Seite ist das menschliche Herz voller Schwachheit und zum Bösen geneigt; auf der andern Seite bestehet das wahre Gut, das den Mittelpunct der Vernunft ausmacht, in einem untheilbaren Puncte. Man muß eine recht reine und recht einfältige Absicht haben, um allezeit auf der rechten Mittelstrasse zu bleiben.

§. 350.

Man sieht aus diesem Orte des Buchs **Chu king**, was diese grossen Leute von sich selbst gehal-

gehalten haben. Denn sie rechneten sich doch ohne Zweifel auch unter die Zahl der Menschen: gleichwol thun sie einen allgemeinen Ausspruch, daß das menschliche Herz voller Schwachheit sey; daß es wenig Mühe koste, auf der rechten Mittelstrasse zu bleiben, daß man viel Stärke nöthig habe, um sich in der erlangten Reinigkeit und Lauterkeit zu erhalten. Und wir sehen überhaupt, daß alle Weisen des Alterthums sich nicht nur von Fehlern befreyt zu seyn gehalten, sondern dis vielmehr als eine der vornehmsten Pflichten betrachtet, daß man sorgen müsse, sich zu bessern. Sind einige nun durch dis Mittel so weit gekommen, daß sie keine mehr begangen, so rührt es nicht daher, als ob sie nicht auch eben das Herz gehabt, als andere, und eben den Schwachheiten unterworfen gewesen: sondern daher, daß sie sich mit Gewalt zurück gehalten, daß sie mit aller Gewalt, und einer unaufhörlichen Achtsamkeit über ihre geheimsten Bewegungen gewachet, und überdem, daß sie mit Nachdruck sich als Leute voller Fehler betrachtet: und so sind sie endlich dahin gekommen, daß sie keine mehr begangen. Ich sehe dis deutlich ein, meine lieben Schüler: dis ist der Weg, den man muß wandeln: aber ich habe ihn zu spät wahrgenommen. Meine alten Fertigkeiten haben mir eben die Schwachheit im Herzen gelassen, die eine eingewurzelte Krankheit im menschlichen Cörper verursachet.

§. 351.

Ich will also dieserwegen nicht ablassen, euch zu ermahnen, daß ihr euch gleich anfangs hierin wol in acht nehmet, und euch nicht eben denen Schwierigkeiten aussetzet, als ich, und eure Fehler bey euch alt werden lasset: so lange man noch jung ist, so hat der Geist noch mehr Leben und Feuer, und die Sorgen für den Leib oder für die Famille haben sich des Herzens noch nicht so bemächtiget. Wenn man sich mit Ernst bearbeitet, so wächset man viel, ohne daß es einem so sauer wird; statt dessen, wenn man es aufschiebet, so wird, ausser dem, daß die Hinderungen der Welt alle Tage grösser werden, der Geist mit den Jahren träger und man hat den Muth nicht mehr. Wenn sich nun einige finden, die es so aufgehoben, die gelangen schwerlich zur wahren Weisheit, wenigstens vermögen sie es nicht ohne ausserordentliche Stärke: und man muß es auch überhaupt nicht lange aufschieben, bis man 40 oder 50 Jahr alt worden. Lässet man diese Zeit vorbey, so ist der Vorsatz gemeiniglich eben so unkräftig, als die Arbeit eines solchen Menschen seyn würde, der die Sonne untergehen und ihr Licht verschwinden sähe, und dieselbe über unserm Gesichtskreise aufhalten wolte. Und eben dis hat **Confucius** damit wollen zu verstehen geben, wenn er gesagt, daß man im 40ten oder 50ten Jahre nicht mehr höre. Es sind dis gewiß merkwürdige Worte, die, ob sie schon etwas übertrieben klingen, doch eine empfindliche Warheit in sich schliessen, eine Warheit, die selbst der Confucius sonst in den einfältigsten Worten ausgedrücket. Man komt, sagt er, nicht ohne die stärkste Kraft zur wahren Weisheit, wenn man sich nicht fein bey Zeiten dahin bearbeitet: wie will man im Alter, dem die Schwachheit eigen ist, solche Arbeit ausstehen können? Ach! ich, der ich jetzt mit euch rede, und der ziemlich spät angefangen, ich beweise nur allzuviel die Warheit mit diesen Worten. Eben das bewegt mich, in euch so zu dringen, daß ihr der Zeit wol wahrnehmet, und euch nicht einer nur unnützlichen Reue zuletzt überlassen möget.

§. 352.

Eben dieser **Ouang yang ming** war in der Provinz **Tche kiang** in einer Jahrszeit zu Hause, da ein sehr dürrer Sommer war: der **Tchi** *) **fou** desselben Ortes schrieb

*) Das ist der Statthalter.

ihm, und fragte, ob er nicht ein Geheimniß wüste, daß es regnen müste, oder ob er sonst keinen kennete, der es wüste. **Ouang yang ming** antwortete nichts auf den ersten Brief. Den andern Tag drauf schrieb ihm der **Tchi fou** noch angelegentlicher. Auf diesen andern Brief antwortete **Ouang yang ming** folgender massen:

Es haben mir gestern zween von euren Bedienten, **Yang** und **Li**, einen Brief überbracht *), den ihr an mich zu schreiben, mir die Ehre gegeben. Ich fand, daß alles darin darauf ankam, mich um ein geheimes Kunststück zu bitten, daß es regnen möchte. Niemals habe ich mich mehr gewundert, niemals bin ich auch so verwirt gewesen. Meine Verwundrung und Erstaunung ist dadurch noch viel mehr vermehret, da ich diesen Morgen euren andern Brief durch den **Chin tsie** empfieng, der noch dringender als der erste war. Die Absichten des Himmels sind dunkel, und weit über unsern Gesichtspunct. Wer bin ich, daß ich mich unternehmen solte, solche zu durchschauen, und deutlich einzusehen? Unterdessen bezeugt ihr für das Volk so viel Mitleiden, daß ich mich von rechtswegen nicht enthalten kan, euch auch meine Gedanken über diese Sache, davon wir reden, zu entdecken. Ich bete nun schon lange, antwortete der Confucius, bey einer Gelegenheit, die ihr wohl wisset. In der That, das Gebet eines Weisen besteht nicht so wol eigentlich darin, daß man einige Gebetsformuln in der Noth hersagt, als vielmehr in einer ordentlichen Aufführung, die man sorgfältig beobachten muß. Es sind nun schon einige Jahre, daß ihr in der Landschaft des **Yue** **) geboren seyd, habt ihr nicht vorher Sorge getragen zu beten, damit, daß ihr dasjenige thätet, was euch zukomt, um dem Elend des Volks zuvor zu kommen, oder es zu mildern, um es glücklich und vergnügt zu machen? Hättet ihr wol solches bis hieher aufgeschoben? Ohne Zweifel nicht. Unterdessen regnet es doch nicht nach eurem Wunsch? Das ist wahr. Aber wo ist gleichwol ein besser Mittel, solchen zu erlangen.

§. 353.

Ehemals schränkten die Prinzen bey solcher grossen Dürre ihre Tafeln und ihre Lustbarkeiten ein, liessen ***) die Gefangenen los, verminderten die Gaben, ordneten mit neuer Sorgfalt die Ceremonien, und erqvickten diejenigen mit Geschenken, die unter Krankheiten, Armuth, und Schmerzen seufzeten. Hierauf liessen sie überall den **Chan, Tchuen** ****), **Che tsi** um Beystand anrufen, thaten es auch selbst zum Besten des Volks. Ich finde in denen alten Büchern den Gebrauch **Tsi** zur Ehre des **Tien**, um Regen zu bitten. Ich finde daselbst, daß die Prinzen eine strenge Untersuchung wegen ihrer Aufführung angestelt, und sich das öffentliche Elend zugeschrieben. Ich finde, daß eben diese Prinzen, wenn sie ihre Fehler erkant, um Zeit gebeten, sich zu bessern. Der **Li ki**, der *****) **Tchun tsiou**, und die berühmten Jahrbücher **Se ki** führen eine grosse Anzahl von Exempeln dieser Art an. Und das habe ich aus dem Alterthum erlernet. Ich finde

*) Der Chineser sagt von Wort zu Wort: eure ehrwürdige Unterweisung.

) Ein alter Name dieses Landes, so heutiges Tages die Provinz des **Tche kiang ist.

***) **Song** lies die Unschuldigen und weniger Schuldige los.

****) Von Wort zu Wort, Gebürge, Flüsse, Land- oder Herschaften eines jeden Prinzen; das ist, die Schutzgötter des Landes. Eine gewöhnliche Redensart in China.

*****) Diese zwey Bücher erwehnen eine Ceremonie, genant **Yu**. Die geschach, um Regen zu erhalten. Der **Li ki** sagt, daß sich solcher wende zu dem **Ti**. Die alten Bücher setzen bald **Chang ti**, bald **Ti** allein; eben, wie wir verschiedentlich sagen: dem HErrn opfern, oder dem obersten Herrn recht opfern.

finde nirgends, daß man geglaubt, daß einige thörichte Zeichen, oder einige über das Wasser abgeschickte Gebete, den Regen erhalten können. Wenn man in den letzten Zeiten einige **Tao ssee** *) antrift, davon man sich wohl versichern kan, daß sie, wenns Noth gethan, regnen lassen: so könte man denken, daß dis Leute von einem reinen und untadelhaften Leben, von einer gründlichen und beständigen Tugend gewesen; die, ob sie schon nicht so genau an die Reichssachen gebunden, doch besondre und über den gemeinen Haufen erhabne Leute gewesen, und die vielleicht dadurch den Regen erlangen können.

§. 354.

Allein, auf was vor ein Zeugniß ist das, was man auf diese Art saget, gegründet? Auf Geschichte und abentheurliche Erzehlungen. Unsre **King** und andre gültige Bücher haben nichts dergleichen, und sehen alles das, was man von klugen Völkern hat, und was man davon saget, als Erzehlungen an, die zum Vergnügen erdichtet worden. Vielweniger kan man heutiges Tages etwas, das denen **Tao ssee** angieng, ihnen zueignen. Das thut der gemeine Pöbel, der nicht weniger verächtlich ist, als die Marktschreyer, die in ihrem Ränzel allerley abgeschmackte Sachen verhandeln. Hätten diese Art Leute den Donner, Bliz, Wind, Regen und andre Himmelsveränderungen in ihrer Gewalt, nach ihrem Gefallen damit umzugehen, was solte man wol unglaublichers haben?

§. 355.

Das, was ich euch rathe, ist, daß ihr eure Geschäfte, die sich aufschieben lassen, auf eine andre Zeit ausetzet, euch in der Stille untersuchet, euch und andern alle Verschwendung und Pracht untersaget, das Unrecht, so ihr etwa könt gethan haben, auf das genaueste vergütet, nachher mit rechter und reiner Absicht, in der aufrichtigsten Empfindung von Schmerz und Reue, den **Chan, Tchuen, Che tsi** im Namen und zum Besten des Volks von euren acht **Hien** **) anrufet. Solte dabey das Volk von sich selbst der Gebete und vermeinten geheimen Mittel derer **Tao ssee** sich bedienen, so last sie eurentwegen machen, was sie wollen, und verbietet ihnen nichts: allein rechnet euch nicht selbst dahin, noch daß ihr jemals dergleichen thut.

§. 356.

Das, worauf ihr sehen müsset, ist, ob ihr euch in eurer ordentlichen Aufführung nichts vorzuwerfen habt vor dem **Chin ming** ***); ob ihr bey gegenwärtiger Gelegenheit eure Aufmerksamkeit über euch selbst nicht verdoppelt, und ob ihr in dieser Fassung, an der Spitze eurer Collegen und Untergebenen, mit einer rechten und reinen Achtsamkeit betet: obgleich die Dürre mir eben auch zum Schaden gereicht, so mache ich doch zwischen meinem Nutzen und des Volkes Nutzen keinen Unterschied, so wenig Tugend ich auch hätte. Wenn ich wirklich ein Geheimniß hätte, um ihm den Regen zu verschaffen, den es wünschet, solte ich wol so hart seyn, und es in Bekümmerniß sehen, ohne zu gedenken, ihm beyzuspringen? Solte ich euch nicht die Mühe gönnen, mich dieser zwey Stücke

*) Diener der Secte Tao.

**) Die Stadt der ersten Ordnung, darüber der Mandarin der erste Bediente war, hatte acht Städte der dritten Ordnung unter sich.

***) **Chin** bedeutet den Verstand, der geistlich, vortreflich, und undurchdringlich ist. **Ming** bedeutet das Verständniß, Erkentniß, klare Einsicht ꝛc. Ich überlasse dem Leser, den Sinn dieses Ausdrucks aus dem Vorhergehenden und Folgenden zu bestimmen.

Stücke wegen zu bemühen? Das hieß kein Mensch seyn. Gnung, ich verspreche euch, daß ich in ein oder zwey Tagen nach der Vorstadt des Mittags gehen will, um euer Mitleiden für das Volk durch ein Gebet zu unterstützen. Ihr selbsten mäßiget euch, wenn ihr mir hierin trauen wolt, für sie aufrichtig zu beten, ohne in diese Irthümer zu fallen, und ohne zur Absicht zu haben, euch nur ein Ansehn zu machen *). Tien, der über alles erhoben und über uns ist, ist nie bey einer aufrichtigen und vollkomnen Tugend unempfindlich gewesen.

Derjenige, der dis Buch hat drucken lassen, setzt noch als eine Note hinzu: seht, wie wir es in öffentlichem Elend, in dürren Zeiten, Ueberschwemmungen, zu machen pflegen; nemlich, wir müssen alles thun, was uns möglich ist. Es ist eine grosse Blindheit, sich auf die vermeinten Geheimnisse des Tao ssee zu verlassen, oder zu zeigen, daß man was daraus mache.

Der dritten Abtheilung fünftes Capitel, Darin der Tractat von den berühmten Weibern enthalten **).

§. 357.

Als der **Mong ko** sich in den Jahren befand, daß er etwas lernen konte, schickte ihn seine Mutter in die Schule. Da er nun eines Tages aus derselben nach Hause kam, fragte sie ihn, indem sie eben ihr Garn abhaspelte, wo er denn jetzt in seinem Studieren sey, und was er denn gelernet hätte. Der Knabe antwortete ganz aufrichtig, daß er noch nichts gelernet: sie nahm hierauf so gleich ein Messer, und zerschnitte, wie vor Verdruß, ein Stück von ihrer Arbeit, die sie gleich unter Händen hatte. Der Knabe fieng an zu zittern, und fragte, was sie denn hiermit sagen wolte. Mein Sohn, sprach sie, da ihr nichts lernt, macht ihrs ja eben so, als ich jetzo gethan, und noch ärger. Wenn man will weise werden, und sich berühmt machen, so muß man sich mit Ernst darauf legen, und das, was man höret, sich zu Nutze machen. Dis ist das einzige Mittel, ruhig in seinem Hause zu leben, und ohne einige Gefahr in wichtige Aemter zu schreiten. Wenn ihr euer Studieren so verabsäumet, so seyd ihr ein unglücklicher Mensch, und werdet euch allem Elende der niederträchtigsten Leute aussetzen. Wenn ihr euch so wenig aus der Weisheit machet, daß ihr die zur Erlangung derselben gewidmete Zeit so verderbet, so müst ihr lieber bey Zeiten ein Sackträger werden, oder etwas anders dergleichen ergreifen, davon ihr dereinst leben könnet. Wenn eine Frau nichts weiß zu machen, und ein Mann in der Jugend nichts gelernet hat, so müssen sie entweder stehlen, oder Sclaven seyn. Das ist das gemeine aber auch wahre Sprüchwort.

§. 649.

*) Das ist, euch das Ansehn eines mitleidigen oder zärtlichen Menschen bey dem, was das Volk leidet, zu machen.

**) Lie berühmt; Niu Weiber. Man wird vielleicht bey dem, was in dieser Samlung enthalten, das nicht finden, was einen so prächtigen Titul verdiente. Man kan daraus einen doppelten Schluß machen: entweder, daß die Chineser nicht viel darauf achten, ob der Titul so eben sey; oder daß in ihrem Begrif einige Sachen weit erhabener sind, als bey den Europäern, welches auch wohl mehr, als zu wahr ist.

§. 358.

Mong ko wurde sowol durch die That, als durch die Rede seiner Mutter sehr gerühret. Er erwählte den **Tse se** zu seinem Lehrmeister, und nahm unter ihm dergestalt zu, daß er ein grosser Weltweiser, und der berühmteste Mann seiner Zeit ward. Seine Mutter verheirathete ihn, als er die gehörigen Jahre erreichte. Da er nun einst in die innere Kammer trat, wo seine Ehefrau war, fand er dieselbe nicht sitsam genug bekleidet. Er wurde dadurch so betroffen, daß er ganz entrüstet heraus gieng, und eine Zeit hingehen lies, ohne sie zu sehen. Seine Frau gieng zu der Schwiegermutter, als wenn sie Abschied nehmen wolte, und sprach zu ihr: man pflegt zu sagen, wenn sich eine Frau in ihre Kammer begeben, so muß der Mann bey Tage nicht hinein kommen, oder doch sehr selten. Ich war letztens in meiner Kammer, und ziemlich nachläßig angekleidet, mein Mann war darüber verwundernd, und hat deswegen starken Verdruß bezeuget. Ich sehe, daß er mich als eine Fremde betrachtet. Eine Frau kan, ohne den Wohlstand zu verletzen, in keinem fremden Hause eine Zeitlang sich aufhalten. Ich komme daher, Abschied von euch zu nehmen, und wieder zu meiner Mutter zu gehen.

§. 359.

So gleich wurde **Mong ko** von seiner Mutter geruffen. Mein Sohn, redete sie ihn an, wenn jemand in ein Haus eintrit, so muß er sich erkundigen, ob jemand drinnen ist. Er muß sich durch einen Bedienten lassen melden, oder wenigstens ein wenig laut sprechen, damit man ihn eher höre, als er hinein gehet. Diese Gewohnheit ist euch bekant, und ist auch ein gut Mittel, daß man beym Eintritt das Zimmer in Ordnung findet. Komt man aber aus einem ganz andern Gemach, so muß man, bey Eröfnung der Thür, das Gesicht etwas niederschlagen. Dis habt ihr mein Sohn nicht gethan, und die Gebräuche nicht verstanden. Stehts euch nun wohl an, gegen einander so strenge zu verfahren. **Mong ko** *) nahm diesen Verweiß ganz demüthig und mit allem Dank an, und versöhnte sich darauf mit seiner Frauen.

§. 360.

Lange Zeit darnach, da der **Mong tse** bey Hofe war, erschien er ein wenig traurig. Seine Mutter fragte ihn um die Ursache, allein er suchte es zu vermeiden, daß er nicht deutlich darauf antworten durfte. Ein andermal, da er ganz tiefsinnig war, bewegte und drehete er seinen Stab und seufzete. Seine Mutter wurde dieses gewahr, und sprach zu ihm: mein Sohn, letztens schienet ihr mir traurig, und verbarget mir die Ursach davon. Heute seufzet ihr, indem ihr euren Stab so hin und wieder drehet. Was soll denn dieses bedeuten? **Mong tse** antwortete, meine liebe Mutter, man hat mir beygebracht, daß ein weiser Mann nicht anders als nur durch gute Wege nach Bedienung und Vergeltung trachten soll: wollen uns die Prinzen nicht hören, so müssen wir mit unserm guten Rath gegen sie eben nicht verschwendrisch seyn; und hören sie unsere Errinnerungen, ohne sich dieselben zu Nutze zu machen, so muß man ihren Hof nicht mehr besuchen. Ich sehe, daß diese wahre Lehre bis hieher nicht geachtet worden, ich wolte mich daher gern entfernen: allein ich betrachte euch wegen eures Alters. Dis macht mich eben unruhig, und ist der Grund von meiner Traurigkeit.

Eine

*) **Mong** war sein Geschlechtsname; **Ko** sein Unterscheidungs-, oder wie die Chineser sagen, sein kleiner Name. **Tse** heist jemand auf eine ehrerbietige Art nennen.

Eine Frau, gab hierauf die Mutter zur Antwort, ist verbunden, für das Essen und für das Nähen zu sorgen, und das innere Hauswesen wohl einzurichten. Allein was ausser dem Hause geschicht, steht nicht unter ihrer Gewalt. Sind wir noch Jungfern, so sind wir Vater und Mutter unterworffen; sind wir verheirathet, so stehen wir unter unsern Männern, und wir müssen ihnen folgen, wohin sie nur wollen. Werden wir endlich Witwen, und haben erwachsene und grosse Söhne, müssen wir ihnen gleichfals folgen, eben als wenn es unsere Männer wären. Dis schreiben die Gesetze in Absicht auf unser Geschlecht uns vor. Es ist wahr, ich bin alt, allein es liegt nichts dran. Beobachtet ihr, mein Sohn, nur eure Schuldigkeit, ohne daß ich euch ein Hinderniß werde, ich werde die meine gleichfals zu erfüllen wissen.

§. 361.

King kiang eine vornehme Jungfer, vermählte sich mit dem **Mou pe**, der den Rang des **Ta fou** am Hofe des **Lou** hatte. Sie hatte von ihm einen Sohn Namens **Ouen pe**. **Mou pe** starb, und **Kin kiang** muste die Sorge für die Erziehung ihres Sohnes auf sich nehmen. Sie lies ihn also wohl studiren, und da er seine Studia geendiget, und wieder nach Hause kam, so gab sie sehr genau auf seine Aufführung Acht. Sie merkte hierauf mehr als einmal an, daß diejenigen, die den **Ouen pe** zu besuchen kamen, ihn alle mit ungemeiner Höflichkeit tractirten: sie schloß daraus, daß ihr Sohn mit lauter solchen Leuten umgehe, die ihm an Jahren so wenig als allem übrigen gleich kämen, und daß er sich folglich, keines Unterrichts mehr nöthig zu haben deuchte.

§. 362.

Da sich nun einst die Gesellschaft entfernet, so rief sie ihn, um ihm einen Verweiß zu geben. Sie redete ihn also an: als der **Vou** *) **vang** einstmals aus dem Audienz Gemach gieng, gieng ihm eines seiner Kniebänder los, und sein Strumpf fiel herunter; er sahe sich um, und ward keinen einzigen **) gewahr, dem er vermeinte befehlen zu können, daß er ihm seinen Strumpf wieder aufzöge. Er bückte sich daher geschwind und that es selbsten. **Hoen kong** hatte beständig drey gute Freunde an seiner Seite. Er unterhielt fünf Bedienten deswegen ausdrücklich, die auf seine Fehler Achtuug geben musten und ihn darüber bestraften, und es vergieng kein Tag, da er nicht dreyßig Personen wegen seiner Fehler anhörete. **Tcheou kong** schickte bey einer Mahlzeit den alten Leuten auf dreymal die besten Stücken. Er machte ihnen die Haare zu rechte: und als er die Regierung antrat, stattete er seine Besuche ab; und rechnet man von denenjenigen, die er besuchet, mehr als 70 arme alte Leute, die in den kleinesten Strassen wohneten. Diese drey grossen Männer waren Prinzen; allein sehet, wie sie sich erniedrigten. Es geschah solches übrigens, weil sie weit älter, als sie waren; ordentlich liessen sie keine andere zu sich. Es war ihnen auf diese Art am leichtesten, so zu sagen, ihren Rang und Würde zu vergessen, und sie rückten täglich ganz merklich in der Tugend immer weiter. Allein, mein Sohn ich sehe, ihr ergreift einen ganz gegenseitigen Weg. Ihr seyd jung und ohne Bedienung. Unterdessen sehe ich, daß diejenigen mit welchen ihr umgehet, euch in allem weichen, und euch als ihren Obern erkennen. Es sind dis ohne Zweifel noch jüngere Leute und die noch nicht so weit gekommen als ihr. Was könnt ihr denn aus solchem Umgange für Nutzen haben.

§. 363.

*) War ein Käyser.

**) Weil er lauter alte und hochverdiente Männer bey sich hatte, die er ehrete.

§. 363.

Ouen pe nahm diesen Verweiß mit allem Dank an, er erkante, daß er Unrecht hätte, und änderte seine Aufführung. Er machte mit lauter wichtigen Leuten seine neue Verbindung, die er als seine Lehrmeister betrachtete. Man sahe ihn ordentlich bey Niemand anders, als bey ehrwürdigen Alten. Er diente ihnen statt eines Begleiters und zur Stütze, darauf sie im Gehen sich lehnten, ja er bediente sie so gar bey der Tafel. Dis war der **King kiang** eine warhaftige Freude. Seht, sprach sie darauf, seht meinen Sohn, der nun erst die rechte Gestalt bekomt, nnd nun erst ein Mann wird.

§. 364.

Als der **Ouen pe** die Stadthalterschaft antreten wolte, so hielt ihm die **King kiang** eine kleine Rede, in welcher sie ihm die Eigenschaften dererjenigen vorstellete, die die vornehmsten Bedienungen des Königreichs besitzen solten, dabey aber solcher Vergleichungen sich bedienete, die von der Kunst, die Stoffe zu machen, als worinn sie arbeitete, entlehnet waren. Einige Zeit hernach, eben da der **Ouen pe** von Hofe zurück kam, und seine Mutter besuchen wolte, traf er sie eben an, da sie ihr Garn abhaspelte. **Ouen pe** bezeugte hiebey, daß er besorge, es werde diese Beschäftigung seiner Familie einige Schande bringen, und man von ihm vermuthen, als wenn er sie nicht gut genug hielte. **King kiang** seufzete hiebey tief und rief aus: ach das sind falsche Vorstellungen, die das sonst so berühmte Königreich verdorben haben! wie, mein Sohn, ist es möglich, da ihr so treflich studiret, und bereits in Bedienung stehet, daß ihr solches nicht wisset? Ich habe viel dieserwegen mit euch zu reden, höret nur aufmerksam zu. Die weisen Könige in den alten Zeiten, suchten mit Fleiß diejenigen Ländereyen, die nicht so fett waren, um ihre Unterthanen dahin zu setzen. Es war dieses eines ihrer grösten Geheimnisse in der Regierungskunst, daß sie daß Volk in der Arbeit, ja in recht schwerer Arbeit erhielten: sie hatten auch gewiß Ursache dazu. Die Last und Arbeit machen den Menschen aufmerksam und tugendhaft, statt dessen, daß der Müßiggang und ein zärtliches Wesen nur die Laster hervorbringt und unterhält. Die Völker, die in fetten und fruchtbaren Ländern wohnen, sind insgemein nicht so fleißig, und desto wollüstiger; dahingegen diejenigen, die einen magern Boden haben, zugleich arbeitsame und reiche Leute sind.

§. 365.

Bildet euch übrigens nicht ein, daß die Beschäftigung und Arbeit, in dem weisen Alterthum nur allein für den Pöbel gewesen. In welche Arbeit liessen sich nicht selbst unsere Käyser ein. Sie hatten die Einkünfte zu besorgen, sie musten die Obrigkeiten untersuchen, und die Berichte, die sie ihnen abstatteten. Sie musten über die Nothdurft des Volks wachen, und sie mit rechtschaffnen Lehrern und guten Hirten versehen. Sie musten die Strafen anordnen, und in dem peinlichen Halsgerichte die Lebensstrafen bestimmen. Sie musten zu denen angesetzten Zeiten öffentliche Ceremonien anstellen, und sich dazu einige Tage bereiten. Es war keinem Käyser erlaubt, sich zur Ruhe zu begeben, oder sich lustig zu machen, ehe nicht alles in seiner Ordnung war. Eben so war es, nach Unterschied, bey denen zinsbaren Prinzen. Sie brachten den Morgen damit zu, dasjenige zu verrichten, was eigentlich den Dienst eines Käysers ausmacht, nach denen Gesetzen, die sie darüber haben. Die Mitte des Tages wendeten sie zu dem an, was die Regierung ihres besondern Staats betraf. Und am Abend widmeten sie eine besondere Zeit der Untersuchung peinlicher Gerichts-Sachen. Und die Nacht besorgten sie

das, was die Werkmeister und Tagelöhner verrichten solten. Die Grossen des Reichs fingen von früh an, demjenigen obzuliegen, was ein jeder unter seiner Gerichtbarkeit hatte. Kam es höher zum Tage, so berathschlagten sie sich mit einander über die Regierung des Staats. Den Abend verfertigten sie ein Memorial von denenjenigen Sachen, die sie den folgenden Tag anordnen solten: sie musten die Nacht zu Hülffe nehmen, und so lange es nur die Sorgfalt ihrer Bedienten erfordern konte. Eben so war es nach Unterschied mit allen Ständen, die über den Pöbel waren.

§. 366.

Um aber von den Männern auf die Weiber zu kommen, wisset ihr nicht, daß die Königinnen mit ihren eigenen Händen an dem violetblauen Schmuck arbeiteten, die an dem Käyserlichen Hut herab hingen: daß die rothen Gebräme, die nur allein die Fürsten und Herzoge trugen, eine Arbeit von den Händen ihrer Gemahlinnen waren; daß die schönen und weiten Gürtel, deren sich die Grossen bedienten, und die Ceremonienkleider von den Frauens dererjenigen verfertiget wurden, die sie trugen? So haben ja die Weiber geringern Standes noch mehr Ursache, daß sie die Kleider ihrer Ehemänner verfertigen. Ihre Arbeit schränkt sie auch dabey nicht einmal ein. Man überreichte dergleichen Art von Stoffen oder Handarbeiten auch selbst den Prinzen, entweder statt der Zinsen, wenn man in ihrem Gebiet lebte; oder als ein Geschenk, wenn man ihnen nichts schuldig war. Kurz zu sagen, es war den Weibern sowol als den Männern eine Schande, ein müßiges Leben zu führen. Und sehet, so war es bey den Vorfahren gewöhnlich, und dieser Grundsatz unserer alten Könige, der bis auf uns gekommen, nach welchem die Grossen mit dem Geist und Leibe arbeiten musten, wurde damals unverbrüchlich gehalten. Es ist also nicht erlaubet, dergleichen weise und löbliche Gesetze und Gewonheiten zu vergessen.

Erweget, mein Sohn, daß ich eine Witwe bin, und was euch anlangt, so seyd ihr nur erst neulich in eure Bedienung gesetzt, wird sich nun wohl Trägheit und Müßiggang für uns schicken? Was mich anbetrift, so bemühe ich mich, daß ich mir hierüber nichts vorzuwerffen habe, und woltet ihr denn wohl den Schein haben, solches übel aufzunehmen? Was kan ein Prinz von einem Manne hoffen, der sich dergestalt betragen wolte? Ich besorge sehr stark, daß mein Mann an euch nicht einen seinem Vater würdigen Sohn hinterlassen, und daß nicht etwa das Geschlecht mit eurer Person ausgehe. Nicht lange darnach starb der **Ouen pe** auch wirklich ohne Kinder. Und so beweinte die **King kiang** gleichsam am Morgen ihren Mann, und am Abend ihren Sohn.

§. 367.

Der **Ki kang**, ein Bruder des **Mou pe** und Vaters Bruder von **Ouen pe**, ward darauf das Haupt der Familie, folglich muste die **King kiang** nach der eingeführten Gewonheit bey ihm bleiben. Er gieng daher zu ihr, um sie zu sich zu nehmen, und da er sie dazu einlud, redete er mit sehr vieler Ehrerbietigkeit. Da sie in dem Hause des **Ki kiang** anlangete, so gieng sie in ihr Zimmer, das man für sie zubereitet, ohne ein einziges Wort zu sagen. Und ob schon nachher **Ki kiang** sie als seine Mutter tractirete, so redete sie doch gegen ihn sehr selten, blieb beständig in ihrer Kammer und weit genug entfernet. Man erzehlete dem Confucio diese Aufführung der **King kiang**, und er lobte sie ungemein, daß sie so wohl die Gebräuche zu beobachten wisse.

§. 368.

§. 368.

Als Tsou und Tsin, mit einander in Kriege vorwickelt waren, schickte der König von Tsou eine Armee zu Felde, und gab dem Tse fa das Commando darüber. Diesem General mangelte es an Lebensmitteln, und schickte daher einen Curier an den König, um ihm davon Nachricht zu geben. Er bediente sich dieser Gelegenheit auch, um bey seiner Mutter einen Gruß abstatten zu lassen. Wie der Curier bey ihr eingetreten, so fragte sie ihm: wie geht es der Armee? befinden sich die armen Soldaten noch wohl? Gnädige Frau, antwortete der Curier, die Lebensmittel mangeln. Es hat ihrer jeder sein Theil Erbsen bekommen, aber sehr klein, und man zehlet sie so gar. Und euer General, setzte sie hinzu, wie lebt dieser denn? Gnädige Frau, antwortete der Curier, er fühlet diesen Mangel gleichfals. Er hat Abends und Morgens nichts als Kräuter, ein wenig verdorben Fleisch, und ziemlich schwarzen Reis. Die Unterredung gieng damals nicht weiter. Einige Zeit hernach kam der Tse fa, als ein Ueberwinder zurück, allein seine Mutter schloß vor ihm das Hauß zu.

§. 369.

Tse fa war über diesen Empfang äuserst bestürzt, und bat vertraute Personen, seine Mutter um die Ursache zu befragen. Mein Sohn, sprach sie darauf, wisset ihr nicht, wie es sonst der König Nue machte, da er den Krieg wider Ou führete? wisset ihr wohl, da dieser Prinz auf seinem Marsch ein Geschenke von Wein empfing, so lies er solchen seine Soldaten trinken; und in einem andern Feldzug machte er es eben so mit einem Sack trocknem Reiß und gebratenem Fleisch, den man ihm reichte, er behielt weder vom Wein noch vom Reis vor sich das geringste? wie hat denn nun mein Sohn es über das Herz bringen können, Abends und Morgens dasjenige zu verzehren, was ihm ist aufgetragen worden, ohne es mit seinen Soldaten zu theilen, die bis auf einige Erbsen des Tages herunter gekommen? Tse fa mag immerhin überwunden haben, in meinen Augen ist er ein schlechter General: ich erkenne ihn durchaus nicht für meinen Sohn. Man erzählete dis alles dem Tse fa wieder. Er erkante, daß er Unrecht hätte, und bat seine Mutter um Vergebung, und dankte seiner Mutter für diesen Unterricht. Augenblicks ward ihm auch die Thüre geöfnet.

§. 370.

Eine Witwe aus dem Königreiche Lou hatte zu Hause alles zum Neujahrs Feste, oder des letzten Tages bereitet; sie rief hierauf ihre neun Söhne, die sie hatte, und sprach zu ihnen: meine Kinder, ich weiß es gar wohl, daß eine verwitwete Frau sich in dem Hause ihres verstorbenen Ehemannes soll aufhalten, und daß die Gebräuche solches vorschreiben. Allein ich erwege zugleich, daß in meiner eignen Familie Niemand von einem reifen Alter sich befindet; es werden auf diese Art, bey dieser Festzeit, ohne Zweifel die Ceremonien daselbst verabsäumet, oder sehr übel angebracht werden. Wenn ihr es für gut befindet, so will ich heute einmal einen Gang hinthun. Wie es ihnen beliebt, liebe Mutter, antworteten die neun Söhne auf den Knien. Ihr solt aber wissen, versetzte sie darauf, daß wir andern Frauens keinesweges unsere eigene Herren sind. In der Jugend sind wir unserm Vater und Mutter unterworfen. Rücken wir weiter in die Jahre, so stehen wir unter dem Ehemanne. Im Alter und Witwenstande müssen wir unsern Kindern folgen, und ihnen in vielen Sachen gehorchen. Meine Söhne finden es für gut, daß ich heute einen Gang zu meines Vaters Hause thue: es ist eine kleine Frey-

heit, die ich mir nehme, die nicht in allem nach der Strenge der Gebräuche eingerichtet ist. Allein es geschicht, um einige Anordnungen daselbst zu machen, da vielleicht keine daselbst anzutreffen. Verdoppelt heute eure Wachsamkeit, haltet die Thüre wohl verschlossen: ich werde vor Abends nicht wiederkommen.

§. 371.

Sie gieng hierauf in Begleitung eines alten Bedienten, den man an sie, sie einzuladen, abgeschickt hatte, gleich fort. Sie eilete, um alles einzurichten. Die Witterung war etwas dunkel, und es schiene ihr, daß es schon spät sey. Sie begab sich darauf auf den Weg, um wieder zurück zu gehen: allein ehe sie noch anlangete, war der Himmel etwas heller geworden; sie sahe, daß das dunkle Wetter sie betrogen hatte, und daß es noch gut Zeit am Tage sey. Sie erwählete darauf das Mittel, ausserhalb der Wohnung an einem entfernten Ort so lange zu warten: und als der Abend kam, so gieng sie hinein. Ein gewisser Herr hatte dis von einer Höhe herunter bemerket, und fand diese Sache ganz besonders, und hatte die Neugierigkeit, ihr zu folgen, und unter einigem Vorwand das, was bey ihr vorgieng, untersuchen zu lassen. Allein diejenigen, die diese Verrichtung über sich nahmen, erzählten, daß es ein ehrbares Haus sey, und man nicht das geringste wahrgenommen, das nicht in seiner Ordnung, und so gar in der genauesten Beobachtung der Gebräuche sich befinde. Der Herr lies darauf einen Tag die Witwe kommen, und sprach zu ihr: ihr kamet von der nördlichen Seite, und hieltet euch eine beträchtliche Zeit an einem ausser dem Schlagbaum gelegenen Orte auf, und gienget vorher nicht ins Haus, bis bey völliger Nacht; ich habe diese Sache besonders gefunden, und bin sehr begierig zu wissen, was euch doch bewogen, auf solche Art zu verfahren. Mein Herr, antwortete die Witwe, ich habe meinen Mann schon vor langer Zeit verlohren, und halte mich bey neun Söhnen auf, die er mir hinterlassen. Ich hatte zu Ende der Jahreszeit alles zum neuen Jahre in gute Ordnung gestelt, und that einen Gang nach meines Vaters Hause. Als ich weggieng, sagte ich zu meinen Söhnen und Schwiegertöchtern, ich würde vor völliger Nacht nicht wiederkommen. Theils nun aus Irthum, theils aus Behutsamkeit, ich möchte etwa einem betrunkenen Menschen begegnen, woran es, wie ihr wohl wisset, jetzo nicht fehlet, so gieng ich gar zu geschwind wieder weg, um zurück zu kehren. Ich wurde es erst unterwegens gewahr, und wolte doch nicht eher, als die Zeit kam, die ich meinen Schwiegertöchtern zu meiner Zurückkunft gesetzt hatte, wiederkommen, und hielt mich daher an diesem entfernten Ort auf, um die Stunde *) abzuwarten, die ich versprochen hatte, wieder da zu seyn. Dieser Herr lobte dis sehr, und beehrete sie mit dem Titul **Mou** **).

§. 372.

Mang lou, ein Mann aus dem Königreiche **Hoei**, heirathete das andre mal die Tochter des **Mong yang**, seines Landsmannes. Er hatte von der ersten Frau fünf Söhne, und von der letzten drey. Die fünf Söhne der ersten Ehe konten ihre Stiefmutter nicht leiden; sie nahm sich vor, sie recht wohl zu halten, und ihnen ihre Gewogenheit

*) Sie hätten können muthmassen, als wenn sie sie hätte betrügen oder beschleichen wollen: dis aber hätte der Kinder ihr Vertrauen und Liebe verringern können.

) **Mou bedeutet eine Mutter. Es bedeutet einen Lehrmeister, oder Lehrmeisterin. Folglich kan es nach der Chinesischen Wortfügung eine Mutterlehrerin, oder Lehrmeisterin der Mütter heissen. Das erste ist natürlicher.

heit zu zeigen, allein sie gewann nichts damit. Da sie nun besorgte, daß ihre eignen Söhne sich diesen Fehler angewöhnen würden, so trennete sie solche gänzlich voneinander; dergestalt, daß sie sich nicht das geringste, weder um die Wohnung, noch um die Kleider, noch um das Essen zu bekümmern hatten: alles war hier nicht nöthig. Die fünf Söhne der ersten Ehe fuhren indes beständig fort, viel Haß gegen ihre Stiefmutter zu bezeigen. Es geschah hierauf, daß der dritte unter diesen fünf Brüdern einen Befehl des Regenten nicht beobachtet hatte, er wurde gefangen gesetzt, und es kam an sein Leben. Die Stiefmutter schien hierüber ganz untröstlich: sie unterlies im geringsten nichts, was ihm sein Gefängniß erleichtern konte; und noch mehr gab sie sich alle nur ersinnliche Mühe, um das Todesurtheil zu verhindern. Hierüber bezeigten viel Leute gegen sie ihre Verwunderung, daß sie sich so stark um einen jungen Menschen verunruhigte, der nichts als Widerwillen gegen sie hege.

Daran liegt nichts, antwortete sie ihnen, ich betrachte ihn, als wenn er mein eigner Sohn wäre. Ich werde alles bis aufs letzte für ihn thun, was in meinem Vermögen steht. Was ist dis für eine Tugend und Verdienst, wenn jemand seine eigne Kinder liebet? Wo ist die Mutter die solche nicht liebete? Ich kan mich aber dabey nicht einschränken. Da der Vater dieser jungen Leute sie ihrer Mutter beraubet sahe, so heyrathete er mich, um bey ihnen ihre Stelle zu vertreten. Ich muß mich also als ihre rechte Mutter betrachten. Kan man nun eine Mutter ohne Zärtlichkeit seyn? Wenn diejenigen, die meine rechte Kinder sind, mich dahin bringen solten, daß ich jene versäumte, so würde es mir an der natürlichen Billigkeit fehlen. Was soll eine Mutter auf der Welt, die weder Billigkeit, noch Zärtlichkeit besitzet? Hat er einen Widerwillen gegen mich, so spricht doch sein Haß und schlimmes Betragen mich von meiner Schuldigkeit nicht frey. Die Antwort dieser Frauen ward kund. Der König bekam davon Nachricht, und in Betracht solch einer Mutter, ließ er dem Sohn Gnade wiederfahren. Seit dieser Zeit bezeigten nicht nur dieser ungehorsame Sohn, sondern auch seine vier Brüder, eben den Gehorsam und Ehrerbietigkeit für ihre Stiefmutter, als ihre drey rechte Söhne hatten. Sie unterrichtete sie darauf alle achte so wohl, daß sie mit aller Ehre die ersten Bedienungen des Königreichs bekleideten.

§. 373.

Tien tsi tse, Minister im Königreich von Tsi, zog von denenjenigen, die unter ihm stunden, eine sehr mäßige Summe, und wolte sie an seine Mutter geben. Allein sie antwortete: Mein Sohn! ihr steht nur erst drey Jahr in dieser Bedienung: ich weis wie hoch sich euer Gehalt erstrecket, ihr habt auch Unkosten machen müssen. Wo kan nun diese Summe die ihr mir bringet, herkommen? Liebe Mutter, versetzte darauf der Tsi tse, ich gestehe es euch, daß ich sie von denen unter mir stehenden Beamten empfangen. Mein Sohn, erwiederte die Mutter so fort, ein rechtschafner Minister soll seinem Prinz mit Liebe und ohne Eigennutz dienen: wenigstens soll er seine Hände rein erhalten, und sich keiner schlimmen Kunstgriffe bedienen, um sich zu bereichern. Wenn ihm solche in Sinn kommen, muß er sie vielmehr verwerfen. Kurz, er soll so gar den Verdacht vermeiden, daß er gerne solch Geld nehme, das nicht durch rechtmäßige Wege komt; er soll würklich so uneigennützig seyn, als er wünschet von aussen zu scheinen, und durch seine Aufführung den Nachdruck seiner Worte zeigen. Der Regent hat euch die Ehre gethan und in ein Amt gesetzt; euer Gehalt ist auch aller Ehren werth: so müsset ihr auch durch eine unverwerf-

liche

liche Aufführung seiner Wolthaten würdig werden. Wisset, mein Sohn, daß die Pflichten eines Unterthanen, und sonderlich eines Ministers gegen den Fürsten, nicht weniger heilig sind, als diejenigen, die ein Sohn gegen seinen Vater beobachten soll. Er ist dem Regenten, dem er dienet, eine aufrichtige Zuneigung, einen brünstigen Eifer, und eine überall geprüfte Treue schuldig. Er muß auch Proben von allen diesen Tugenden zeigen, ja wenn es die Gelegenheit so erfodert, auch so gar mit Gefahr seines Lebens. Und wie diese so gefährliche Gelegenheiten nicht so ofte kommen, so muß er sich wenigstens durch eine beständige Gerechtigkeit, und durch ein vollkomnes uneigennützіges Wesen hervorthun. Ausser den andern Vortheilen von solcher Aufführung, so kan sie allein nnr dasjenige bedecken, was man sonst schlimme Händel nennet. Ginget ihr einen andern Weg, so würdet ihr ein übler Minister seyn, und wie woltet ihr denn ein rechtschafner Sohn bleiben? Geht und entfernt euch aus meinen Augen; ich erkenne euch nicht als meinen Sohn. Macht mit dem Gelde was ihr wolt: unrecht Gut soll niemals bey mir seyn.

Tien tsi tse ging voller Schaam nnd Reue von dannen. Er gab denenjenigen das Geld wieder, von welchen er es gezogen, und ging, und entschuldigte sich selbst zu denen Füssen des Prinzen, und bat sich die Strafe aus, die er verdienet hätte. **Suen vang**, der damals in dem Königreiche von **Tsi** regierete, ward von der Tugend dieser Frauen ganz eingenommen. Er lies ihr aus seinem Schatz eine grosse Summe reichen, vergab es dem **Tien tsi tse**, und erhielt ihn in seiner Bedienung.

§. 374.

Kiang, eine Prinzeßin des Königes von **Tsi** wurde dem **Suen vang**, einem der Käyser von der Linie **Tcheou**, zur Gemahlin gegeben. Diese Prinzeßin war sowol sehr verständig als tugendhaft. Niemals merkte man etwas, das man in ihrem Thun oder in ihren Worten hätte schelten können. Sie ertrug an dem Prinzen einen ihm sehr unanständigen Stolz und Faulheit. Er legte sich alle Tage sehr zeitig nieder und stund desto später auf. Allein seht, was sie für ein Mittel brauchte, um ihn zu verbessern. Sie warf einstens ihre Ohrengehänke, Nadeln, und ihren andern Hauptschmuck weg: sie stelte sich in einem Schlafgemach besonders hin, in der Gestalt, als ob sie etwas verbrochen hätte, und redete als eine Bedientin, den Prinzen mit diesen Worten an: mein Prinz, ich habe die Ehre, eure Dienerin zu seyn, ich weis schon lange, daß ich dis auf keine Art verdienet. Allein ich habe bis hieher nicht Acht darauf gehabt, daß ich allem Ansehen nach eine Wollüstige bin. Ich bin ohne Zweifel die Ursach, daß E. M. wider die Gebräuche alle Tage so spät erschienen, und daß man euch als einen Prinzen betrachtet, der sein Vergnügen seiner Schuldigkeit vorziehet. Diese Nachrede ist euch um desto schlimmer, da man die Wollust jederzeit für die Quelle von unendlichen Unordnungen gehalten. Dis Uebel, so wie es nur seyn kan, komt ohne Zweifel von mir. Ich bitte euch, stellt sogleich deswegen Befehl, und sucht euren guten Ruhm dadurch wieder zu erlangen, daß ihr diejenige, die Schuld hat, bestrafet.

Suen vang ging hierauf in sich: steht auf, sprach er zu seiner Gemahlin, nehmt euren Schmuck und eure Stelle wieder ein. Es ist wahr, daß meine Tugend mit meiner Würde gar nicht übereinkomt: allein es ist auch nur mein Fehler, und ihr habt im geringsten keinen Theil daran. Von der Zeit an legte sich auch der Suen vang mit Ernst auf seine Staatssachen. Er gab von früh Morgens bis an den Abend Gehör, und stund in der Achtung eines recht grossen Fürsten.

§. 375.

§. 375.

Chin seng, der älteste Sohn des Hien kong, Königes von Tsin ward durch die Concubine Li ki bey seinem Vater verleumdet: da er aber die übel gegründete Beschuldigung nicht widerlegen konte, nahm er sich selbsten das Leben. Tchong eul, der Bruder des Chin seng, und eben wie jener ein Sohn der Königin, besorgte, daß man ihm einen gleichen Streich spielen möchte. Er verließ daher das Königreich, mit einer Folge der auserlesensten Leute, davon das Haupt der Kieou fan war. Sie begaben sich in das Königreich Tsi. Hoen kong, der damals regierete, nahm den Tchong eul ganz willig auf, gab ihm auch ein Gefolge von zwanzig Wagen, hielt ihn in vielen Ehren, und vermählete ihn mit einer Prinzeßin von Geblüte, der Tsi kiang. Tchong eul war mit seinem Schicksal vergnügt, und dachte an nichts, als sein übriges Leben so zuzubringen, und entsagte seinem Rechte auf das Königreich von Tsin ganz gerne. Kieou fan konte diese Gleichgültigkeit des Tchong eul gegen ein Königreich, davon er der Erbe war, nicht begreifen, um so viel mehr, da seit seinem Abzug sowol sein Vater, der Hien kong, nicht lange nachher gestorben, als auch das Königreich schon mehr als einmal den Herrn verändert hatte, und würklich in verwirrtem Zustand war. Da nun der Kieou fan, und die andern von der Folge des Tchong eul, eines Tages sich hierüber an einem Ort besonders besprachen, und beschlossen, der Prinz müsse durchaus seine Flucht fahren lassen, und sich in sein Königreich zurück begeben, um Besitz davon zu nehmen: so hörete solches eine junge Sclavin, und erzählete der Tsi kiang alles wieder. Diese lies die Sclavin alsofort erwürgen, und suchte den Tchong eul ihren Eheherrn auf. Mein Prinz, sprach sie zu ihm, alle diejenigen, die euch gewogen sind, nehmen es sehr übel auf, daß ihr euch so einschränket, hier allein zu leben. Sie sind alle der Meinung, ihr solt das Reich Tsi verlassen, und euch ins Reich Tsin, das euch zugehöret, begeben, um daselbst zu regieren. Sie haben sich gestern über die Mittel berathschlaget, euch dahin zu bewegen, endlich diesen großmüthigen Entschluß zu fassen. Eine junge Sclavin hat sie behorchet, und mir alles wieder erzählet. Ich habe befürchtet, sie möchte es etwa an einen andern ausschwatzen, und dadurch eine Hinderniß in diesem Vorhaben verursachen. Ich habe dieserwegen Befehl gestelt, sie lebt nicht mehr. Ihr seyd also des Stillschweigens versichert, ihr könt ohne viel Wesens abreisen. Das ist das Verlangen eurer treuen Diener, folgt ihm um so vielmehr. Kehrt wieder zurück ins Reich Tsin. Seit dem ihr daraus gegangen, ist nicht ein Augenblick Friede daselbst gewesen. Das Königreich gehört euch, denkt also an eure Schuldigkeit, solches wieder einzunehmen. Ihr werdet ohne Zweifel den mächtigen Schutz des Chang ti *) erfahren.

§. 376.

Nein, antwortete der Prinz, nein, ich werde nicht von hier reisen, ich will hier leben und sterben. Die Prinzeßin verdoppelte ihr Anhalten, und gab sich durch verschiedene Exempel Mühe, daß sie in dem Herzen ihres Eheherrn die Lust zu regieren, und die Hofnung, sein Königreich wieder zu bekommen, rege machen möchte. Allein, wie sie sahe, daß alles umsonst war, trieb sie die Sache mit dem Kieou fan. Sie kamen darin überein, ein Mittel auszufinden, den Prinzen trunken zu machen, und daß seine Leute während seiner Trunkenheit ihn aufheben, und unverzüglich den Weg nach Tsin nehmen solten.

Die

*) Chang der Oberste, Ti Käyser, Herr.

Die Sache ward nach diesem Anschlag ausgeführet. Wie nun der Tchong eul wieder nüchtern ward, so nahm er in der ersten Hitze einen Spieß, und wolte den Kieou fan erstechen; allein dieser wich dem Stoß aus. Hierauf sahe sich Tchong eul verwickelt, und da er sonst den Kieou fan lieb hatte, so sprach er zu ihm: glückt diese Unternehmung, so ists gut, und ich will dir es verzeihen: schlägt sie aber fehl, so werde ich dich bis auf den Todt hassen. *) Man reiste fort, man kam weiter, man langte endlich im Königreich Tsin an: Mou kong überlies dem Prinzen Tchong eul Truppen. Er rückte in die Provinzen von Tsin ein. So bald man seine Ankunft wuste, so verlohr sich das Vertrauen zu dem Hoai kong, der sich zum Könige aufgeworfen, und man übergab die Krone an den Prinzen, der den Namen Ouen kong annahm. Die Tsi kiang ward zu gleicher Zeit zur Königin erkläret, und man fertigte eine Gesandtschaft in die Staaten des Reiches Tsi ab, um sie mit allen Ehrenbezeugungen, die man ihrer Würde schuldig war, einzuholen.

§. 377.

Ta tse, Minister im Königreiche von Yao, dachte mehr daran, wie er sich bereichern, als wie er die Sachen seines Prinzen fördern, oder sich einen guten Ruhm machen wolte. Seine Ehefrau that ihm hierüber ziemliche Vorstellungen, und beschwerte sich deswegen. Er fuhr indes fünf Jahr also fort, und wie er sich zuletzt von dem Blut des Volks recht fett gemacht, so dankte er ab, um seine Reichthümer in Ruhe zu geniessen. Sie waren dergestalt angewachsen, daß er eine Folge von hundert Wagen bey seinem Abzuge hatte. Da er nun noch in der Bedienung stand, so schlachteten alle Leute von seiner Familie Ochsen um die Wette, um ihn zu bewillkommen. Seine Frau aber weinete mitten unter diesem Vergnügen, das sie doch auch mit genoß, und umarmete ihren Sohn auf das zärtlichste. Die Mutter des Ta tse ward über das Verfahren ihrer Schwiegertochter unwillig. Was vor Widersinnigkeit ist dis, sprach sie! Warum wird ein Freudentag so verdorben? Was ahndet euch denn böses?

§. 378.

Ich habe Ursache genug zu weinen, antwortete die Schwiegertochter: so viel Hoheit, und solche grosse Reichthümer ohne Tugend und Verdienste, die drohen diesem Kinde gros Unglück. Da sonst der Tsou ouen Minister im Königreich Tsou war, so bereicherte er den Staat, und dachte nicht darauf, um reich zu werden. Der Prinz ehrete ihn indes die ganze Lebenszeit, und vom Volk wurde er wie angebetet: seine Nachkommen wurden mit Ehre und Gütern überhäuffet, und sein guter Ruhm blieb immer einerley. Ach wie wenig gleicht diesem mein Mann! Der Ruf von seiner gegenwärtigen Hoheit, und die Leidenschaft, nur zu samlen, haben ihn ganz eingenommen: das Künftige rühret ihn gar nicht. Man sagt, es halte sich in denen mittägigen Gebürgen eine Art von Leoparden auf, die alles fressen, was es auch ist, die lieber sieben Tage hungern, als daß sie beym regnichten Wetter ausgehen solten, aus Furcht, das Fell möchte das Ansehen verliehren. Je fetter die Hunde und Schweine sind, je näher sind sie auch ihrem Tode. Das Elend des Staats ist noch weit grösser, als der Reichthum meines Mannes. Er würde mit alle dem, das er gesamlet, sich nicht die Liebe des Volks erkaufen können. Mich deucht, ich sehe ein gros Unglück in der Nähe. Ich wolte lieber mit diesem lieben Kinde weit weg seyn.

Diese

*) Von Wort zu Wort; ich werde das Herz haben, dein Fleisch zu essen.

Diese Rede erhitzte die Mutter des Ta tse völlig; ihr Zorn ging so weit, daß sie die Schwiegertochter fortjagte. Sie begab sich hierauf mit ihrem Kinde zu ihrer Mutter: und noch eben dis Jahr, da der Ta tse seine Bedienung aufgegeben, wurde er mit seinen Leuten unglücklicher und meuchelmörderischer Weise, durch einen Trupp Strassenräuber umgebracht, die ihm zugleich alle seine Reichthümer stohlen. Niemand war übrig, als die Mutter des Ta tse, der sie vergessen hatten, das Leben zu nehmen. Ihre Schwiegertochter begab sich darauf augenblicks zurück zu ihr, um ihr in ihrem Alter aufzuwarten. Jedermann lobte die Vorsichtigkeit dieser Schwiegertochter, und die Klugheit, die sie darin hatte sehen lassen, daß sie die Tugend den Reichthümern vorgezogen. Man ward erfreuet zu sehen, daß, nachdem sie ihres und ihres Sohnes Leben gerettet, sie durch ihren muthigen Entschluß und Vorsichtigkeit, dasjenige durch ihren Fleiß wieder einbrachte, ihrer Schwiegermutter aufzuwarten, was sie bey der Art ihrer Entfernung hatte müssen ermangeln lassen.

§. 379.

Yen tse, erster Minister von Tsi, war ein Mann von sehr kleiner Person, und hatte unter seinen Bedienten einen grossen Kerl von acht Fuß hoch. Das Weib dieses Bedienten, die gleichfals bey dem Yen tse dienete, war eines Tages, da dieser Minister mit öffentlichem Gepränge ausging, neugierig, den Zug mit anzusehen. Sie beobachtete, daß ihr Mann sein Pferd stark schwänkte, und sich in seinen Steigbügeln den Leib in die Höhe richtete, und überhaupt sich groß Ansehn gab, und ganz stolz über seine schöne Gestalt schiene. Als der Zug wieder zurück kam, so wendete sich die Frau dieses grossen Kerls besonders zu ihm, und redete ihn also an: gewiß, sprach sie, ihr seyd ein armer Mann, ihr verdient allerdings in eurem niedrigen Range zu bleiben. Der Mann wunderte sich über dis Compliment, das er nicht erwartet hatte, und fragte sie, was sie damit sagen wolte? Schauet, versetzte hierauf die Frau, schauet den Herrn an, dem ihr dienet: kaum ist er drey Fuß groß: unterdessen hat er Gunst, zur obersten Bedienung des Reichs zu gelangen, und er versiehet sie auf solche Art, daß er seinem Prinzen viel Ehre verschaffet, ohnerachtet, daß er unterdessen sich keine Mühe gegeben, grösser zu werden. Ich sahe ihn diesen Morgen mit seinem ganzen Gefolge ausgehen, ich habe sein bescheidenes, demüthiges, stilles und beynahe furchtsames Wesen bewundert. Hingegen habe ich wahrgenommen, daß ihr, die ihr mit eurer Länge von acht Fuß, doch nichts anders als ein Sclave seyd, euch doch ein so grosses Ansehn gabet, und voll von euch selbst schienet. Ich habe mich eurentwegen geschämet, und mich viel lieber entfernet. Dieser Mann nahm den Verweis wohl auf, und bezeigete, daß er sich bessern wolle, und fragte seine Frau, was sie wohl meinte, wie ers anfangen solte. Folgt, antwortete sie, folgt eurem Herrn dem Yen tse. Glücklich seyd ihr, wenn ihr unter eurer Länge von acht Fuß, so viel Weisheit und Tugend verwahren könnet, als er in einem kleinen Cörper besitzet; dienet ihm, wie er dem Prinzen dienet. Habt ihr Lust, euch hervor zu thun, so müsset ihr es auch so machen, als er. Man sagt, und das mit Warheit, die Tugend kan einen Mann auch in dem allerniedrigsten Stande mit Ruhm überhäufen, und dieser Ruhm ist besser gegründet, als dererjenigen Herren, die ihr ansehnlicher Stand nur stolz und hochmüthig machet.

Der Mann machte sich diese Lehre dergestalt wohl zu Nutzen, daß er sich ganz veränderte; man sahe niemand demüthiger, bescheidener und im Dienst fleißiger, niemand

vor seinen Herrn ergebner und in Erfüllung seiner Schuldigkeit richtiger. Yen tse ward durch diese Veränderung ganz eingenommen. Er fragte ihn, wer ihn so umgekehrt hätte? Der Bediente antwortete, es wäre seine Frau, und erzählete ihm, was sie für ein Mittel erwählet. Yen tse lobte die Klugheit dieses Weibes, und die Gelehrigkeit des Mannes. Er machte viel aus einem Manne, der im Stande sey, so geschwind einen so vesten und beständigen Entschluß zu fassen. Er gab ihm eine Bedienung, und wie er solcher wohl vorstand, so beförderte er ihn weiter, so, daß er zuletzt ein grosser Bedienter des Reichs ward.

§. 380.

Tsie yu war ein Mann aus dem Königreich von Tsou, der von seiner Hände Arbeit lebte: der aber unter einem schlechten und armen Aussehn, eine hohe Weisheit verborgen hielt. Der König, der viel Werks von der Tugend machte, und der sie an diesem seinem Unterthan wahrnahm, wolte ihn befördern. Er schickte deswegen einen wirklichen Boten ab, und zwey mit Geschenk beladene Wagen, mit dem Befehl, ihm zu sagen, daß der König ihn bitte, nebst denen Geschenken die Regierung und Oberaufsicht von dem Theile seiner Staaten über sich zu nehmen, die gegen Mittag am Fluß Hoai gelegen. Tsie yu lächelte zu diesem Compliment, ohne ein Wort darauf zu antworten: und der Abgesandte sahe sich genöthiget mit den Geschenken sich wieder zurück zu machen, ohne eine andre Antwort zu haben.

Indes merkte die Frau des Tsie yu, die damals gleich abwesend war, bey ihrer Rückkunft ins Haus, die Spuren von Wagens, die nicht weit vor ihrer Thür vorbey gegangen. Wie, mein lieber Mann, fing sie beym Eintritt an, vergesset ihr diese Tugend und das uneigennützige Wesen, die euch bisher euer Vergnügen zuwege gebracht? Es haben Wagen vor unsrer Thür gestanden, und die sind nicht weiter gangen. Sie waren ohne Zweifel beladen, denn sie haben ganz tiefe Gleisen geschnitten. Was bedeutet denn das? ich bitte euch. Es ist der König, sprach hierauf der Tsie yu, der mich so übel kennet, und der da glaubt, daß ich etwas begehre. Er will mich mit der Regierung von einem Theil seiner Staaten belästigen. Er hat einen wirklichen Boten mit zwey mit Geschenken beladenen Wagen abgesendet, um mich zu nöthigen, diese Bedienung anzunehmen. Man muß alles ausschlagen, versetzte die Frau, beydes die Geschenke und die Bedienung.

Tsie yu wolte hierauf sehen, ob seine Frau auch recht aufrichtig geredet hätte, antwortete ihr: wir verrichten alle unsre Handlungen aus einer natürlichen Neigung zur Ehre oder zum Reichthum. Warum soll man sie nicht annehmen, wenn sie kommen? Warum tadelt ihr dieses, daß ich bey den Wohlthaten des Königes empfindlich gewesen! Ach, antwortete die Frau, ganz betrübt, die Gerechtigkeit, auch allezeit recht zu handeln, die Unschuld, mit einem Wort, die Tugend, ist in einem stillen Leben und in einer ehrlichen Armut weit sicherer, als in der Unruhe öffentlicher Aemter und bey dem Reichthum. Wäre es wol klug gehandelt, einen so gefährlichen Wechsel zu treffen? Wir sind schon lange bey einander. Eure Arbeit hat uns bis hieher Lebensunterhalt gereichet, und die meinige, die Kleidung: wir haben weder Hunger noch Kälte ausgestanden. Was ist nun wohl reizender, als dergleichen unschuldiges und ruhiges Leben? Soltet ihr euch hierin nicht erhalten? Vielleicht habt ihr keine Acht gehabt auf die Unterwürfigkeit und Knechtschaft, die dergleichen Geschenke und Bedienungen nach sich ziehen. Sie nehmen dem Menschen einen

Theil

Theil seiner Freyheit, von wegen der Tugend. Sie verwickeln einen auf diese Art, so daß es oft schwer ist, sie mit einem volkommen Recht zu thun, und einer richtigen Billigkeit zu vereinigen.

Hierauf war Tsie yu mit seiner Frau vergnügt: gebt euch znfrieden, sprach er, ich habe weder Geschenk noch Bedienung angenommen. Ich wünsche euch dieserwegen Glück, antwortete die Frau, aber es ist noch eine Sache zu thun übrig: denn ein Glied von einen Staate seyn, und dem Prinzen zu dienen ausschlagen, da er es wünschet, ist wohl eine Sache, die zu tadeln ist. Last uns umkehren, wir wollen anders leben. Sie packten hierauf ihr kleines Geräthe zusammen: sie veränderten auf dem Wege ihre Namen, um nicht erkant zu werden, und gingen in ein ander Land. Diejenigen, die hernach diesen Entschluß erfuhren, den der Tsie yu ergriffen hatte, lobten sein uneigennützіges Wesen: aber sie gaben auch überdis seiner Frauen grosses Lob, die, ohne im übrigen ihrem Manne zu weichen, mehr Vorsichtigkeit und eine grosse Seele gezeiget hatte.

§. 381.

Als der Lao tse sich frühzeitig von aller Unruhe der Welt entfernte, führte er mit seiner Frauen an einem ziemlich verborgnen Orte ein ganz stilles Leben. Die Rosenstöcke machten die Mauren von seinem Hause aus: das Dach war von Stroh. Ein Bette von schlechten Brettern, und eine Matte von Binsen war alles Geräth von ihrer Kammer. Er und und seine Frau kleideten sich mit ziemlich groben Tuche. Ihre ordentliche Gerichte waren Erbsen, die sie säeten, und mit ihren eignen Händen samleten. Nun geschah es am Hofe des Tsou, daß wie man sich von denen alten Weisen unterredete, auch einer von dem Lai tse, als von einem Manne, der ihnen in der Tugend gleich käme, anfing. Dem König kam die Lust an, ihn nach Hofe zu berufen, und ihm Geschenke zu übersenden, um ihn einzuladen. Man gab dem König zu verstehen, daß der Lai tse nach aller Wahrscheinlichkeit nicht kommen würde. Der König entschloß sich in eigner Person zu ihm zu gehen. Als er zu seiner kleinen Hütte kam, so traf er ihn an, daß er eigne Körbe machte, um Erde damit zu tragen. Ich bin, sagte der König, ganz demüthig, ein Mann ohne Erleuchtung und ohne Weisheit. Indes bin ich mit der Last eines Staats beschweret, den mir meine Vorfahren gelassen. Helft mir solches unterstützen. Ich bin deswegen hergekommen, euch dazu zu nöthigen. Nein, antwortete der Lai tse mein Prinz, ich bin ein Bauer und ein Mann der im Gebürge wohnet, und dieser Ehre ganz unwürdig, und noch unvermögender zu der Bedienung, der E. M. mich würdigen wollen. Der König sprach hierauf: ich bin jung, und beynahe ohne Beystand, und hielt aufs neue an, ihr werdet mich nach der Tugend bilden; ich will mir aufrichtig eure Einsichten zu Nutze machen. Lai tse schien sich zu ergeben, und der König entfernte sich.

§. 382.

Die Frau des Lai tse hatte ein wenig Holz zu brennen gesamlet, und kam nach Hause: was will das hier sagen, sprach sie? Was sind hier für Wagen angekommen, deren Gleise ich sehe? Es ist der König selbst in Person gewesen, antwortete Lai tse, der mir sehr stark angelegen, unter ihm die Regierung des Staats anzunehmen. Habt ihr denn drein gewilliget, fragte die Frau? Wie kan ich es ihm abschlagen, antworte Lai tse? Was mich anlangt, versetzte die Frau, so weiß ich das Sprichwort, welches saget: derjenige, der das Brodt bey einem andern isset, unterwirft sich, seine Schläge zu leiden. Man kan dis sehr wohl auf diejenigen deuten, die bey denen Prinzen sind: heute sind sie

in Ansehung und Reichthum, morgen in Schimpf und Strafe: und das alles nach dem Eigensinn dererjenigen, denen sie dienen. Ihr wolt euch also dem Gutbefinden eines andern überlassen? Ich wünsche, daß ihr keine Ursach haben möget, es zu bereuen, allein ich zweifle sehr daran, und ich erkläre mich vor mich, daß ich keine Gefahr dieserwegen laufen will; meine Freyheit ist mir zu lieb, als daß ich sie so theuer verkaufen solte; erlaubet, daß ich euch verlasse. Sie ging auch so gleich hinaus, und begab sich auf den Weg. Ihr Ehemann schrie ihr sehr stark nach, und sprach, er wolle es erst noch überlegen. Sie würdigte ihn nicht einmal, das Gesicht nach ihn herum zu drehen, sondern ging in einem Zug bis an die mittägige Seite des Flusses **Kiang**, und hielt sich daselbst auf. Hierauf merkte sie aber, daß in ihrem Gemüth einige Unruhe entstand, auf was für Art sie nunmehr leben könte; sie antwortete sich aber selbst gleichsam in diesen Worten: die Vögel und andere Thiere lassen alle Jahr mehr Federn und Haare fallen, als ich zu meiner Kleidung nöthig habe; es verderben auf den Feldern mehr Körner und mehr Früchte, als ich zu meiner Nahrung bedarf.

Lai tse ward durch diese Rede und das Exempel seiner Frauen gerühret, und folgte ihr ohnerachtet seines Versprechens nach, sie liessen sich gegen Mittag des Flusses **Kiang** nieder, und es folgten ihnen viele Leute, und brachten ihre Familien dahin. In weniger als einem Jahre, richteten sie ein neues Dorf daselbst auf, welches in einer Zeit von drey Jahren ein grosser Flecken ward.

§. 383.

Der König von **Tsou** hatte die Weisheit und Tugend des **Yu leng tse tchong** viel rühmen hören, und wolte ihn zu seinem Minister machen. Er fertigte einen Mann von seinem Hofe deswegen mit Geschenken an ihn ab, um ihm solches vorzutragen. Als der **Yu leng tse tchong** ihn angehöret hatte, bat er den Abgesandten, einen Augenblick zu warten, weil er ihm Antwort holen wolte. Er ging in das Haus hinein, und wendete sich zu seiner Frauen also: der König, sprach er, will mich unter seine Ministers aufnehmen, was dünkt euch darüber? Da ich habe sagen hören, wir werden von morgen an mit einer zahlreichen Begleitung umgeben seyn, ein prächtiges Gefolge, eine wohl besetzte Tafel und alles übrige standesmäßig haben, so frage ich noch einmal: was sind eure Gedanken hierüber? Die Frau antwortete: wir haben unser Leben seit vielen Jahren her mit einem kleinen Handel erhalten, und es hat uns nichts gemangelt. Ihr habt noch die Wahl, zu lesen, und von Zeit zu Zeit eine gute Luft zu geniessen. Ihr habt beständig mitten in der Arbeit, auf einer Seite eure Bücher, und auf der andern euren Kin, und in der Mitten ein reines Vergnügen. Das Gefolge, davon ihr mir saget, ist nur ein eitles Gepränge. Was die Tafel anlangt, so ist es wohl wahr, daß sie mit den besten Speisen würde versehen seyn, die ihr gegenwärtig nicht habt: aber warum wolt ihr deswegen euch mit so vielen Sorgen belästigen lassen? Wenn ihr das, was man euch anbietet, annehmet, so entsagt ihr zu gleicher Zeit dem reinen Vergnügen, das ihr unterdessen gekostet: Denn wie will man solches mitten in so vieler Unruhe erhalten können? Betrachte ich also den Zustand, worin sich die Sachen befinden, so seyd ihr noch glücklich, wenn ihr einen traurigen Todt vermeidet.

Tse tchong ging hinaus und sagte zu dem Abgeordneten, daß er die Ehre nicht könne annehmen, die man ihm erwiese, und daß er den König bitte, einen andern mit seiner Wahl zu beehren. Er packte so gleich darauf seine Sachen zusammen, um sich mit seiner

ner Frauen anders wohin zu begeben, und um destoweniger erkant zu werden, veränderte er die vorige Handthierung, da er ein Gärtner war.

§. 384.

Tchong eul, der zweyte Prinz des Hien kong, Königes von Tsin, verlies das Königreich, um denen Nachstellungen der Concubine Li ki zu entgehen, die durch ihre Verleumdungen seinen ältesten Prinz den Chin seng schon ums Leben gebracht. Als der Tchong eul in das Königreich Tsi seine Zuflucht nahm, so reisete er durch die Staaten von Tsao. Der Prinz von Tsao, der ihm keine Ehrenbezeigung erweisen wolte, stelte sich von ferne an einem verborgenen Orte, woselbst er durch einen klaren Vorhang den Tchong eul und seinen Zug vorbey ziehen sehen konte. Der Prinz von Tsa hatte diese Neugierigkeit nicht alleine: die vornehmen Frauens des Ortes hatten sie gleichfals. Als nun eine unter ihnen, nemlich die Gemahlin des Gi fou ki eines Grossen im Königreiche, den Tchong eul hatte vorbey ziehen sehen, und die Leute in seiner Folge betrachtet; so rief sie ganz begierig ihrem Gemahl, und sprach zu ihm: dieser flüchtige Prinz ist so jung, daß, wenn man ihn siehet, man nicht schliessen könte, was er einmal werden möchte; aber alle, die ihn begleiten, sind auserlesene Leute. Er hat überdem drey darunter, die mir seltene Verdienste zu haben scheinen. Sie sind dem Augenschein nach die Grossen des Königreichs: ich würde mich sehr betrügen, wenn diese Leute nicht Mittel ausfinden solten, diesen Prinzen wieder in seine Staaten einzusetzen: besteigt er nun einmal den Thron, so wird er sich so wol der guten als schlimmen Aufnahme erinnern, womit er auf seiner Flucht empfangen worden. Unser Prinz, der ihn so hochmüthig tractiret, wird der erste seyn, der seine Rache fühlen wird; und in diesem Fall werdet ihr Theil an seiner Ungnade nehmen. Es heist in einem unsrer gemeinen Sprichwörter: wenn ihr wolt wissen, wie der Sohn werden wird, so schauet seinen Vater an, oder denjenigen, der seine Stelle vertritt. Ein ander Sprichwort sagt noch, daß man einen Grossen erkennen kan, ohne ihn zu sehen, nemlich wenn man auf die Leute in seiner Folge acht hat. Nun, nach diesen Regeln zu urtheilen, so wird dieser jetzt flüchtige Prinz einst ein mächtiger König werden und im Stande seyn, sich wegen des empfangenen Schimpfes zu rächen. Folgt mir, und bezeigt ihm alle Höflichkeit.

Fou ki folgte seiner Gemahlin: und da er die Zeit nicht hatte, etwas anders zu bereiten, so machte er ihm ein Geschenk von unvergleichem Wein: und um dis Geschenk ansehnlich zu machen, so setzte er auf das Gefäß einen Diamant von hohem Werth. Tchong eul nahm den Wein an, und lies den Diamant wieder zurück geben. Er wurde hierauf wieder auf den Thron seines Vaters gesetzet: und seine erste Unternehmung war, daß er einen Einfall in die Provinz Tsao that, um sich wegen der wenigen Achtung zu rächen, die der Regent dieses Landes für seine Person bezeiget. Allein er sorgte dafür, daß Fou ki eine Leibwache bekam. Es wurde jederman verboten, weder bey ihm einzudringen und überlästig zu seyn, noch auch einmal die äusserste Grenze von seinem Gehöfte zu betreten. Jeder eilete in sein Haus, dieser seinen Vater, jener seine Mutter hinein zu führen, und alle, die daselbst ihre Zuflucht nahmen, waren in Sicherheit. Man beobachtete das, was der König von Tsin zum Besten des Fou ki veranstaltet hatte, so genau, daß man an der Pforte daselbst öffentlichen Markt hielt, wo man ruhig kaufte und verkaufte, wie zur Zeit des Friedens. Der Fou ki machte seiner Gemahlin, über diesen guten Rath, den sie ihm ertheilet, allerley Ehrenbezeugung, und sie empfing darüber grosse Lobsprüche

§. 385.

§. 385.

Als der **Chou ngao** noch ein Kind war, begegnete er ohngefähr beym Spatzierengehen einer zweyköpfigten Schlange: er tödtete sie, und scharrete sie in die Erde. Wie er wieder nach Hause ging, suchte er seine Mutter auf, und weinete. Worüber weint ihr, mein Sohn, sprach die Mutter? Darüber, antwortete das Kind, weil ich habe sagen hören, daß wer eine Schlange mit zwey Köpfen sehe, müsse davon sterben: ich habe eine dergleichen heute beym Spatzierengehen angetroffen. Wo ist denn diese Schlange hingekommen, fragte die Mutter? Ich habe sie getödtet, antwortete das Kind: und aus Besorgniß, es möchte ein anderer das Unglück haben, sie zu sehen, habe ich sie in die Erde verscharret. Weinet nicht, mein Sohn, versetzte hierauf die Mutter: das Anschauen dieser Schlange wird euch den Tod nicht zuwege bringen; der Grund, der euch bewogen, sie zu vergraben, wird die bösen Eigenschaften überwinden, die solche an sich hat. Es ist kein Unglück, davor die Liebe einen nicht bedecken könte. Der Himmel, der über uns alle hoch erhaben, siehet und höret alles, was hierunten geschieht. Sagt dis der **Chu king** nicht? **Hoang tien** bedecket die Tugend, wo sie solche findet, ohne Ansehn der Person. Weinet nicht mein Sohn, und gebt euch zufrieden: ihr werdet leben bleiben, und ein grösserer Mann im Staat werden. Der **Chou ngao** ward auch in der That hernach einer der grösten Beamten in seinem Vaterlande **Tsou**. Diese Weissagung, die durch die Erfüllung wahr gemacht ward, brachte seiner Mutter grosse Ehre, und man betrachtete sie als eine in den Wegen des Himmels sehr erleuchtete Person.

§. 386.

Te tsong war durch seinen Verstand sehr frühzeitig zu denen ersten Bedienungen am Hofe des **Tsin** gelanget: allein er hatte einen überall gefährlichen Fehler mit dahin gebracht, der noch dazu dem Hofe gefährlicher, als sonst war. Da er alles recht machen wolte, trieb er es so hoch, daß er alles verwarf, was man hervorbrachte, wenn er nur den geringsten Schein einer Falschheit erblickte, und er that es, ohne sich so wenig in Acht zu nehmen, daß er oft darüber die Leute in Verwirrung brachte. Seine Gemahlin, die diesen Fehler wohl einsahe, ermahnte ihn ohne Unterlaß, sich hierin zu bessern. Mein lieber Mann, sprach sie zu ihm, man sagt, daß das Volk von Natur eine Neigung zu seinem Regenten hege, noch ehe, als er ihm etwas gutes erzeiget. Aber man sagt auch, daß ein Dieb ordentlich einen Wiederwillen gegen denjenigen habe, den er bestohlen hat, ob er ihm gleich nichts übels gethan. Das komt daher, weil das Volk beständig was gutes von seinem Regenten erwartet, hingegen der Dieb denjenigen Mann beständig fürchtet, den er bestohlen hat. Macht die Zueignung hievon, ich beschwere euch darüber, und seyd versichert, daß wenn es Leute gibt, die die Gerechtigkeit überall lieben, wo sie sie finden, so sind deren noch mehr, die sie hassen, darum weil sie sich vor derselben fürchten. Die eurige ist wenigstens bey allen denjenigen fürchterlich, die solche nicht haben. Ihr wisset aber, deren eine grosse Anzahl ist, es sind so viel Feinde, die ihr habt, und die euch über lang oder kurz die Wirkungen von ihrem Haß werden erfahren lassen. Gehet daher ein wenig behutsamer mit den Leuten um.

§. 387.

Dieser weisen Erinnerungen seiner Gemahlin ungeachtet ging der **Te tsong** seinen gewohnten Weg fort. Einstens kam er von Hofe, und schien vergnügter als sonst gewöhnlich. Seine Gemahlin sagte zu ihm: mich deucht, daß ich auf eurem Angesichte

ein

ein vergnügtes und zufriedenes Wesen sehe, das ich bisher noch nicht an euch wahrgenommen. Darf man wol die Ursach davon wissen? Der Pe tsong, der in sich selbst vergnügt war, antwortete: ich habe mich heute bey Hofe unter vielen andern Bedienten von meinem Range befunden. Die Unterredung daurete lange, und ich habe grossen Theil daran gehabt. Sie haben mir auch alle mit einmüthiger Stimme die Ehre gethan, mich mit dem Yang tse *) zu vergleichen.

Was mich anlangt, sprach die Gemahlin, so habe ich etlichemal diejenigen Personen, die wenig sprechen, und solches mit einer einfältigen Art thun, mit gewissen Bäumen vergleichen hören, die zwar eben nicht schön aussehen, aber vortrefliche Früchte tragen. Ich wolte weit lieber von euch eine dergleichen Vergleichung hören, als diejenige, darüber ihr euch so vergnügt bezeiget. Denn warum vergleicht man euch mit dem Yang tse? Man kan den Yang tse selbst einem schönen Baum vergleichen, der keine Früchte träget. Man sagt, Yang tse redete viel, aber ohne daß er allezeit Acht auf das gehabt, was er geredet. Und eben er ists, der sich die verdrießlichen Händel zugezogen. Und wegen dieses Puncts hat die Vergleichung eurer mit ihm zwar seine Richtigkeit: aber ich sehe nicht ab, warum ihr euch deswegen so schmeicheln wollet.

Ist das nicht, sagte hierauf der Pe tsong, schon euer altes Lied, das ihr ohn Unterlaß wiederholet? Ihr lehret nur alles nach eurem Begrif. Ich will euch schon zu gelegener Zeit einmal daran erinnern: und seht, was mir für ein Mittel einfält. Ich werde meinen Collegen hier eine Mahlzeit geben; wir werden vor der Mahlzeit eine Zusammenkunft halten. Ihr könt drinnen in eurem Gemach alles mit anhören, was man sagen wird; und ihr möget euch zuletzt selbst eure falsche Meinung benehmen. Ganz gerne, antwortete die Gemahlin, ich bins zufrieden. Der Tag wurde dieserwegen angesetzt. Sie hielten eine lange Zusammenkunft, auf welche eine noch längere Mahlzeit folgte. Pe tsong war nach Gewohnheit von dem guten Erfolg ganz eingenommen, er hatte seiner Geselschaft nicht so bald das Geleite gegeben, als er so gleich seine Gemahlin aufsuchte, um sie zu fragen, was sie davon gedächte. Die Gemahlin kante die Gemüthsart ihres Herrn; sie begrif, daß es sehr vergeblich sey, ihn eines bessern zu belehren. Sie entschloß sich daher, sichs nicht merken zu lassen, und stellete sich, als ergebe sie sich. Ich sehe, sprach sie, in der That gar wohl, eure Collegen achten euch hoch, und überlassen euch den Vorzug mit Vergnügen. Indessen, gleichwie sie volkommen überzeuget blieb, daß ihr Herr alles wegen der Feinde zu befürchten hätte, die er sich gemacht hatte, so erwählte sie einen andern Weg, um ihn, ohne daß ers merkte, zu vermögen, sich ihrer Rache zu entziehen, und hatte davon noch diesen Nutzen, daß sie ihren Eheherrn in gute Gemüthsfassung gesetzet, indem, daß sie seiner Meinung zu seyn schiene.

§. 388.

Alle die Lobeserhebungen, die man euch auch gegeben, fügte sie hinzu, so aufrichtig sie auch immer seyn mögen, sollen euch doch bey gegenwärtigem Zustand der Sachen nicht verblenden. Es drohen dem Königreiche grosse Unruhen: nehmt eurer hiebey wohl wahr, daß ihr nicht darin umkommet. Ihr wisset, daß sich das Königliche Haus zertheilet, und daß diese Trennung alle Tage wächset. Bey dergleichen bedenklichen Umständen würden wir wol am sichersten thun, wenn wir uns ohne Aufsehen anders wohin

*) Der Name eines Weltweisen.

begäben: allein es ist nicht möglich, so lange ihr noch in der Bedienung stehet. Folglich so stark auch das Ungewitter scheinet, das uns drohet, so muß man es zwar mit Herzhaftigkeit erwarten *), aber sich nicht einschläfern lassen. Die Trennung ist so groß unter unsern Prinzen, daß das schlimste, so man ergreifen kan, das ist, wenn man gar keine ergreifet. **Tcheou li** ist ein Prinz von grossem Verdienste: entweder bekomt er die Oberhand, oder wenigstens findet er einige Mittel, sich wieder aufzuhelfen. Wolte man mir hierin trauen, so hielte ich dafür, ihr verbändet euch mit denenjenigen, die an der Spitze seiner Parthey stehen, und hieltet es mit ihm.

Pe tsong war hiebey einige Zeit stille, und sprach zu seiner Gemahlin, ihr habt Grund in eurer Sache, folglich vereinigte er sich auch wirklich mit dem **Pi yang**, dem Haupte der Parthey des **Tcheou li**. Zu gleicher Zeit, da die Feinde des **Pe tsong** damit umgiengen, ihn durch eine Verleumdung zu stürzen, die ihm den Hals kosten solte, so brach die Trennung des Königl. Hauses aus. **Pi yang** führete den **Tcheou li** aus dem Königreiche, und **Pe tsong** verband sich mit ihnen, und wich dem Streich aus, den man ihm eben spielen wolte, ohne daß er es wuste. Diejenigen, die von dieser Aufführung unterrichtet wurden, lobten die Klugheit und Vorsichtigkeit der Gemahlin des **Pe tsong**.

§. 389.

Ling kong, König von **Ouei**, unterhielt sich einen Abend mit der Königin bis in die späte Nacht hinein, da sie ein groß Lermen von Pferden und Wagen höreten, die von der Morgenseite kamen. Da dieser Zug nahe bey das Königl. Schloß kam, so hörete der Lerm auf einmal auf, und einige Zeit nachher fieng er wieder an, aber an der Abendseite. Was geht denn da vor, fragte der König, als wenn er sich so unterredete? Das ist ohne Zweiffel der **Ti pe you**, antwortete die Königin. Wo wißt ihr das, sprach der König, daß ihr es so bejahend sprechen könnet? Ich weiß es daher, antwortete die Königin, weil es der Gebrauch ist, vor der Schloßpforte abzusteigen, und daß diejenigen, die die Ehrerbietigkeit, so weit als sie nur gehen kan, mit Ernst beobachten, ihren Zug dergestalt regieren, daß er keinen, oder doch sehr wenig Lerm machen muß, wenn sie vor der Thür vorüber ziehen. Ich weiß auch das, daß ein rechtschafner Unterthan, eben als ein rechtschafner Sohn gegen seine Eltern seinem Prinzen nicht nur vor Augen dienet, sondern seine Schuldigkeit bey der Nacht eben sowol als am hellen Tage genau beobachtet. Ich kenne aber keinen in eurem Königreiche, der diese Achtsamkeit besitzet, als den **Ti pe you**: und dieserwegen versichre ich, daß er ist vorbey gezogen. Der König war begierig zu wissen, ob er es gewesen wäre: er verlies die Königin einen Augenblick, und erkundigte sich, wer vorüber gezogen, und erfuhr, daß es der **Ti pe you** in der That gewesen.

Als er hierauf wieder in das Zimmer trat, wo die Königin war, so lächelte er, und sagte: es ärgert mich, denn ihr habt es nicht wohl getroffen. Die Königin schenkte hierauf einen Becher ein, und überreichte ihn dem Könige, und sagte dabey: da ich so übel gerathen, so muß ich euch meine Mitfreude bezeugen, und ich thue es euch auch von ganzem Herzen. Wozu denn die Mitfreude, frug der **Ling kong**? Darum, sprach die

*) Sie urtheilete, daß dieser Prinz das Königreich verlassen würde, wie es auch wirklich geschach, und daß ihr Eheherr, indem er ihm folgte, vor der Rache seiner Feinde, die er sich gemacht, werde bedeckt seyn.

die Königin, weil bis hieher in eurem Königreiche nur ein **Ti pe you** sich sehen lassen: ihr habt noch einen entdeckt, der eben so achtsam ist, als er; und dieserwegen wünsche ich euch Glück. Die Sache verlohnt sich wohl der Mühe: denn an der Tugend eurer Bedienten hänget das Wohlseyn eures Staats. Diese Antwort machte den König stutzig, und vergnügte ihn zugleich. Er bezeugte dis der Königin, und sprach zu ihr: es sind in der That nicht zwey **Ti pe you** vorhanden. Ihr habt ganz recht gerathen. Er ist vorüber gezogen. Die Sache breitete sich aus, und brachte der Königin alle Ehre zuwege.

390.

Ling kong, König von **Tsi**, hatte sich anfangs mit der **Ching ki**, aus dem Königreiche **Lou**, vermählet. Er hatte von ihr einen Prinz, nahmens **Kuang**, den er zu seinem Nachfolger bestimmet hatte. Als die **Ching ki** gestorben, so nahm er die zwey Töchter des Prinzen von **Song**; die älteste, **Tchong tse**, zur Gemahlin, und die jüngste **Yong tse** zur Beyschläferin. **Ling kong** hatte einen Sohn von der **Tchong tse**, Namens **Yu**. Die **Yong tse** versuchte, dem **Kuang** den Titul eines Cronerben zu nehmen, und ihn dem **Yu** geben zu lassen, dem Prinzen der Königin **Tchong tse** ihrer Schwester. Die **Yong tse** erreichte in der That ihren Zweck, und überredete den **Ling kong** zu dieser Veränderung. Die Königin **Tchong tse** versuchte, es ihm zu wiederrathen, und stelte ihm vor, daß es nicht gewöhnlich wäre, und daß dergleichen Versuchungen gemeiniglich betrübte Folgen hätten. **Kuang** ist der älteste, sprach sie, und zum Cronerben öffentlich erkläret: warum will man ihn ohne Ursache absetzen. Das heist das Unglück leichtsinnig suchen. Wenn es mich reuet, antwortete **Ling kong**, so ist das meine Sache. **Tchong tse** suchte sich daher bestens zu wiedersetzen. Man hielt sich darüber auf, daß sie sich der Erhebung ihres eignen Prinzen so wiedersetzte: und **Ling kong** trieb es durch die listige **Yong tse**, und erklärete den **Kuang** seines Ranges verlustig, und bestättigte den **Yu** zu seinem Erben, und gab ihm den **Kao lieou** zum Hofmeister. Einige Zeit hernach wurde **Ling kong** krank, und kam mit ihm bis aufs letzte. Der **Kao lieou** machte einige Bewegungen, um die Gemüther zur Erhebung des **Yu** zu zubereiten. Allein der Erfolg war nicht so, als er sichs versprach. **Ling kong** hatte kaum die Augen geschlossen, so erwürgte der **Tsoui chu** den **Kao lieou**, und setzte den **Kuang** auf den Thron. Man sahe hierauf, daß die Königin **Tchong tse** Grund gehabt, und lobte öffentlich ihre Gerechtigkeit und Klugheit.

§. 391.

Kong chin tse pi, aus dem Königreiche **Lou**, hatte seinen ältesten Bruder begraben, und ward durch die Klagen seiner Schwägerin so wol gerühret als ermüdet. Er stellete sich vor die Thüre des Zimmers, woselbst die Witwe war, in der Absicht, sie zu trösten. Seine Anrede war, sie solten ihren Schmerz doch mäßigen, er wolle auch dahin sorgen, daß sie wohl wieder verheyrathet würde. Indes lies er viele Jahre vorbey gehen, ohne daran zu gedenken. Der König von **Sou** hatte ihm die Bedienung eines Ministers anbieten lassen, er fragte daher seine Schwägerin, ob er es solle annehmen oder nicht? Nein, antwortete sie, nehmt es nicht an. Aber warum denn? fragte **Tse pi**. Warum, versetzte sie? Mein Mann war kaum begraben, so kamt ihr und sagtet, um mich zu trösten, daß ihr mich wieder verheirathen woltet: das war zu der Zeit eine lächerliche Uebereilung, und ein starker Fehler wieder die Gebräuche. Meine Trauer ist nun seit vielen

Jahren geendiget, und ihr habt mir niemals gesagt, noch ein Wort sagen lassen, um euch zu erkundigen, was ich gegenwärtig wohl entschlossen sey. Das Verfahren schickt sich nicht für einen erleuchteten Mann. Derjenige, der zu dergleichen Art Fehlern aufgeleget ist, kan der wohl mit Ehren die Bedienung eines Ministers behaupten? Mir komts nicht so vor.

§. 392.

Tse pi versetzte hierauf: wenn ihr Lust gehabt hättet, euch wieder zu verheyrathen, warum habt ihr mir solches nicht gesaget. Eine Frau, antwortete hierauf die Witwe, soll sich niemals so weit vergehen: das komt denenjenigen zu, unter denen sie stehet, daß solche für sie daran denken. Uebrigens ist das, was ich gesaget, nicht deswegen, als wenn ich je die geringste Lust gehabt, zur andern Ehe zu schreiten: ich bin jederzeit davon abgeneigt gewesen. Ich habe euch nur damit wollen zu verstehen geben, wie wenig ihr zu der Bedienung tüchtig seyd, die man euch anbietet. Derjenige, der mit verschlossenen Augen von der Farbe urtheilen wolte, würde sich gewiß betrügen. Ist das nicht wahr? Nun behaupte ich gänzlich, daß ein Mann, wie ihr, der sich nicht einmal auf die gemeinsten Sachen der Welt verstehet, wenn er sich zum Staats Minister macht, die Flüche der Menschen und die Strafen des Himmels über den Hals ziehen muß. Nehmt euch in Acht und glaubt mir, und last euch hier nicht ein. **Tse pi** glaubte seiner Schwägerin keinesweges, die er nur zum Zeitvertreib angehöret. Er nahm die Bedienung eines Ministers an, und es verstrich kein Jahr, so war seine Strafe da. Als er starb, so lies er dem Eifer und der Klugheit seiner Schwägerin Gerechtigkeit wiederfahren, deren Rath er erst als eine Weiber Rache gehalten hatte.

§. 393.

Ngai vang König von **Ouei** sahe, daß sein Sohn der Cronprinz in einem Alter war, daß er Kinder haben konte, lies daher Jungfern aufsuchen, die zu dem Range, seine Gemahlinnen zu werden, könten erzogen werden. Unter denenjenigen, die man herbey führete, fand sich eine, die dem **Ngai vang** selbst gefiel. Er schickte die übrigen in den Pallast des Cronprinzen, diese aber lies er in seinen gehen. **Nu eul** ein Herr am Hofe, erzehlete diese That seiner Mutter. Das ist nicht möglich, schrie sie auf, das ist eine erstaunliche Unordnung: ihr müsset euch mit aller Macht entgegen setzen. Ach das Königreich hat mächtige Feinde, und seine Gewalt komt ihrer nicht bey. Allein eine volkomne Tugend kan die wenige Stärcke ersetzen, und sie hat es auch oft gethan. Allein der König hat weder Macht noch Tugend, wie will es mit dem Staate gehen. Er bekümmert sich um den armen Prinzen nicht, denn er hat nicht viel Einsicht, und siehet das Unrecht nicht ein, das ihm wiederfähret. Das komt euch und euren Collegen zu, ihm solches merken zu lassen. Der Nutzen von euren Familien ist mit der gemeinen Wohlfarth des Staats verbunden, ihr habt eine doppelte Verbindung, ihm davon zu benachrichtigen, um so viel, wie euch möglich, den Folgen von dergleichen Unordnung zuvor zu kommen. Wenn die andern zu feige sind, dagegen zu reden, so müßt ihr, mein Sohn, doch eure Schuldigkeit nicht vergessen, Redet, ihr seyd es dem Prinzen schuldig, dem ihr dienet, und dem Staate, davon ihr ein Mitglied seyd.

§. 394.

Nu eul ward durch diese Rede seiner Mutter aufgebracht, und suchte eine gute Gelegenheit, um mit dem Prinzen zu reden. Ehe er sich dieserwegen meldete, wurde

er

er an den Hof des Tsi wegen einer wichtigen Sache abgeschickt. Da nun seine Mutter sahe, daß ihr Sohn abgereiset, ohne daß er mit dem König reden können, so ließ sie sich selbst an die Pforte des Pallasts tragen; sie hub daselbst, nach der Gewohnheit, eine Bitschrift in die Höhe, deren Inhalt dahin gieng: die alte Witwe des Kio io hat auf ihrem Herzen eine Sache, die sie beunruhiget; sie wünschet, solches Ihro Maj. zu erkennen zu geben. Der König befahl, daß man sie herein lassen solle. Sie war kaum dem Könige unter die Augen getreten, als sie ihn folgendergestalt anredete: mein Prinz, eure Dienerin hat beständig unter die Sachen, die zum Wohlstande des Staats am meisten etwas beytragen, eine genaue Beobachtung der Gebräuche zählen hören, besonders dererjenigen, die Männer gegen die Weiber leisten sollen. Unser Geschlecht hat gemeiniglich mehr Zärtlichkeit, als Beständigkeit. Es komt solches ohne Zweifel daher, weil die Gebräuche vorschreiben, daß man die Töchter bey guter Zeit verheirathen solle. Ein Alter von 15 Jahren ist die ordentliche Zeit zur Verlöbniß, und von 20 Jahren zur Hochzeit. Allein nach eben diesen Gebräuchen ist die Jungfrau, wenn die ordentlichen Geschenke angenommen sind, als die Braut desjenigen anzusehen, der sie ihr überreichet. So geschicht es auch nach Unterschied mit den zweyten Frauens, sie sind an denjenigen gebunden, für den man sie genommen. Und so geht es überall mit den Ceremonien, die man beobachten soll. Nun aber haben die weisesten von unsern Regenten dis jederzeit als ihre vornehmste Schuldigkeit gehalten, daß sie in diesem Stück ein gutes Exempel geben, und die Erfahrung hat es sehr oft gezeiget, daß das Glück oder Unglück des Staats davon abhange. Je mehr der **Ton chan** beytrug, daß das Haus **Hia** im Flor bleiben muste, je mehr beförderte der **Mo hi** dessen Untergang. Man kan dis gleichfals vom **Sin** und **Tan ki**, in Absicht des Hauses **Chang** sagen: wie auch von dem **Tai tse** und **Pao tse** in Betracht des Hauses **Tcheou**. Gleichwol, mein Prinz! handeln sie selbst gegen die Gebräuche. Es ist ihrem Erben eine Frau bestimt, und ohne darauf zu achten, daß ihr Reich mit mächtigen Nachbarn umgeben, und daß, wenn die geringste Verwirrung darin entstehet, es nicht bestehen kan, so führen sie dergleichen Unordnung doch selbst ein. Gewiß, ihr Staat befindet sich in grosser Gefahr.

§. 395.

Der König hatte diesen Verweis ganz aufmerksam angehört, und sprach: ich habe Unrecht; uud den Augenblick lies er diejenige, die er unter seinen Gemahlinnen hatte behalten wollen, unter die andern des Cronprinzen gehen. Er machte dieser Witwe ein ansehnlich Geschenk, die allein das Herz gehabt, ihn zu bestrafen, und als der **Nu eul** von seiner übernommenen Reise wieder zurück kam, so gab er ihm, in Betracht seiner Mutter, eine höhere Beförderung. Nach der Zeit nahm sich der **Ngai vang** aller seiner Schuldigkeit desto mehr und auf das genaueste an. Er machte eine solche Ordnung in seinem Hause und in seinem Königreiche, daß seine obgleich mächtige und übelgesinnete Nachbaren sich doch nicht unterstunden, ihn anzugreifen. Diese That brachte der tugendhaften Mutter des **Nu eul** viel Ehre.

§. 396.

Eine Jungfer aus **Chin** wurde an einen jungen Menschen in **Song** versprochen. Als sie nun alle beyde in einem manbaren Alter waren, so kam dieser junge Mensch und seine Eltern, und hielten um die Tochter an; allein es geschach, ohne daß sie vorher die gesetzten Geschenke gereichet, und ohne daß sie die Gebräuche beobachtet. Die Verlobte

antwortete rund heraus, sie würde nicht aus ihres Vaters Haus gehen. Wie man sie nun nöthigte, daß sie über dergleichen Umstände sich nicht aufhalten möchte, so antwortete sie: man sagt insgemein, daß es in allen Sachen viel auf sich habe, einen guten Anfang zu machen, und daß ein Fehler, der anfangs nicht viel zu bedeuten scheine, gar oft verdrüßliche Folgen habe. Was nun in allem übrigen statt findet, solte das bey der Heirath falsch seyn? Sind denn die Pflichten der Braut und Bräutigams nicht die ersten, die unter den Menschen sollen erfüllet werden? Sind sie nicht der Grund der übrigen Pflichten des bürgerlichen Lebens? Sonst ist der Zweck der Heirath, die Familien zu erhalten, und, so viel man nur kan, die Ehrenbezeugungen fortzusetzen, die in Absicht der Vorfahren durch die Gebräuche vorgeschrieben sind, wenn man ihnen eine Nachkommenschaft verschaffet. Nun sagt man mit Warheit, daß ein Wasser, das aus einer morastigen Quelle entspringt, keinen recht klaren Bach machen kan. Ich werde es also nie unternehmen, mich wider die Gebräuche zu verheirathen. Man fieng mit ihr einen Proceß an, und sie muste viel ausstehen; allein sie blieb beständig dabey und sagte: wie man ihr eher das Leben nehmen könte, als daß man ihre Einwilligung erhalten würde. Da sie nun davon nicht abstehen wolte, so brachte sie ihre Zeit im ledigen Stande zu.

§. 397.

Pe y, Prinzeßin des **Suen kong**, Königes von **Lou**, ward an den **Kong koang**, Prinzen von **Song**, versprochen. Die Zeit des Beylagers kam heran, allein der **Kong koang** kam nicht selbst, die **Pe y** in Empfang zu nehmen. Er begnügte sich damit, statt seiner einen vornehmen Herrn abzuschicken. Die **Pe y** wolte durchaus nicht abreisen: sie ergab sich aber endlich aus Gehorsam gegen ihren Vater und Mutter. Nach drey Monaten machte der Prinz von **Song** die gewöhnliche Ceremonie, seine neue Gemahlin in dem Saale seiner Vorfahren zu sehen, um die Vermählung vollends zu Stande zu bringen. Die **Pe y** wolte durchaus nicht darein willigen, weil er den Gebrauch, sie selbst abzuholen, nicht beobachtet. Man muste daher, um sie zu bewegen, noch einen scharfen Befehl vom Könige, ihrem Vater, und der Königin, ihrer Mutter, auswürken. Nach zehn Jahren wurde sie Witwe: sie hatte aber in diesem Stande, eben wie zuvor, noch die äusserste Neigung, alles das zu erfüllen, was die Gebräuche vorschreiben.

Einstens kam des Nachts Feuer in ihrem Pallast aus. Man schrie: gnädige Frau, gehen sie heraus, erretten sie sich; das Feuer wird sie ergreifen. Allein sie antwortete: nach den Gebräuchen darf eine Frau von meinem Stande nicht erscheinen, so gar nicht einmal auf dem Saale, sie habe denn ihre beyden Staatsfrauen bey sich. Last uns sie erwarten, hernach will ich heraus gehen. Die eine kam, aber die andre erschien nicht. Man nöthigte die Prinzeßin aufs neue, sich zu retten, und sie ergab sich nicht anders, als bis es aufs äusserste kam. Diese Standhaftigkeit wurde von allen Prinzen ihrer Zeit gelobet und bewundert.

§. 398.

Ein Mädgen aus **Song** war verheirathet an einen Mann in **Tsai**, der Mann aber wurde von einer gefährlichen Krankheit überfallen. Die Mutter dieser jungen Frauen wolte ihre Tochter wieder nach Hause nehmen, allein die junge Frau antwortete: nein, ich betrachte diesen Zufal, der meinen Mann betroffen, als wenn er mir selbst wiederfahren wäre. Nun ist sonst der Gebrauch, daß eine Frau in demjenigen Hause lebe und sterbe, wo sie einmal eingeführet ist. Ich werde mich deswegen nicht

entfer-

entfernen, weil mein Mann das Unglück gehabt, von einer schlimmen Krankheit überfallen zu werden. Wenn unsre Eltern krank sind, und die Aerzte ihnen das Kraut **Feou** und das Kraut ☓ verordnen, so gehen wir gleich hin, und samlen es. So unangenehm auch diese Kräuter riechen, so samlen wir sie doch mit vollen Händen zusammen: wir füllen unsre Schürzen davon, wenn es nöthig ist, und ziehen hernach den Saft heraus. Solte ich dis nun nicht auch meinem Manne thun? Jedermann lobte diese junge Frau, und besonders nahm ihre Mutter dasjenige, was sie von den Kräutern ☓ und **Feou** gesagt, um zu ihrem Lobe eine Ode darüber zu verfertigen.

§. 399.

Mong y eine Tochter des **Hoa**, wurde an den **Hiao kong**, Prinzen von **Tsi** versprochen. Dieser Prinz versuchte sehr oft, sein Verlöbniß ohne so viel Ceremonien zu machen. Allein **Mong y** wolte nie darein willigen. Wie nun der **Hiao kong** beständig die Hochzeitgeschenke und die gewöhnlichen Ceremonien aufschob, so gab man ihm aus Spott den Namen des Keuschen. Dis nöthigte ihn endlich, die Unkosten der Hochzeit aufzuwenden. Er kam auch nach den Gebräuchen selbst, die **Mong y** von ihrem Vater **Hoa** abzuholen. Nachdem sich nun die **Mong y** zu dreyen malen erkundiget, ob der **Hiao kong** in Person gekommen wäre, so lies sie sich zu ihrem Gemahl hinführen. Wie sie angekommen, so gieng alles nach den Gebräuchen, und ihre Zärtlichkeit gegen die Ceremonien gab Gelegenheit, zufrieden zu seyn. Allein einige Jahre hernach gieng **Hiao kong** nach **Leang** sie, und verlangte, die **Mong y** solte mit reisen. Der Wagen, der sie führete, ward umgeworfen und zerbrochen, ohne, daß indes die **Mong y** davon wäre beschädiget worden. **Hiao kong** suchte so gleich einen der besten Wagen aus seiner Folge aus, und lies sie wieder nach **Tsi** führen, aus Furcht, es möchte sich ein anderer Zufall ereignen. Allein dieser Wagen war kein Wagen für eine Frau; **Mong y** wolte daher sich nicht hinein setzen, und redete hinter einem Vorhang, den sie sich vorgemacht, mit dem Bedienten, der von Seiten des Königes kam, und sagte: eine Frau von meinem Stande erscheint nicht einmal in einem Saale, ohne ihre zwey Staatsfrauen. Wird sie aus einem Gemach ins andre gehen, so muß man das Geräusche hören, das sie ausdrücklich mit ihrem Kleiderschmuck machen muß. So selten wie sie auch ausgehet, so haben ihr gleichwol die Gebräuche vorgeschrieben, was alsdenn ihre Kleidung sowol als ihr ganzes Gefolge seyn soll. Alles dis ist auf eine sehr weite Art verordnet, sowol wegen des äusserlichen Wohlstandes, als auch den Geist und das Gemüth in seiner rechten Zucht zu erhalten. Nun aber ist dieser Wagen, den man mir herführet, gar nicht der rechte, und ich kan mich dessen nicht bedienen. Lange hier sich aufzuhalten, ist noch ärger: sterben, ist das kürzeste, und ich will es lieber ertragen, als im geringsten wider die Gebräuche handeln. Der Officier lief aufs eiligste zurück, diese Rede dem Könige zu sagen. Mann lies daher geschwind einen solchen Wagen zu rechte machen, der sich schickte, in welchen **Mong y** wieder nach **Tsi** zurück fuhr.

§. 400.

Tchao vang, König von **Tsou**, that eine Spazierreise, und führete eine seiner Gemahlinnen mit sich, nemlich die Tochter des Königs von **Tsi**. Wie er sie nun eines Tages in einer kleinen sehr angenehmen Insul gelassen, an dem Ufer des grossen Flusses **Kiang**, so bekam er die Nachricht, daß das Wasser sehr schleunig anwachse. So gleich fertigte er einige vornehme Herren von seinem Gefolge ab, mit dem Befehl, die

Prin-

Prinzeßin da, wo sie wäre, weg zu bringen. Diese Herren liefen aufs geschwindeste nach der Prinzeßin, und baten sie, geschwind sich von der Insul zu machen, und sich zum König zu begeben, von dem sie den Befehl hatten, sie dahin zu führen. Allein sie antwortete: wenn der Prinz uns rufet, so muß er denenjenigen, die er abschickt, sein Siegel geben. Habt ihr das? Sie antworteten: die Furcht, es möchte das Wasser Sie übereilen, hat uns auf das geschwindeste fortgehen heissen, so, daß wir diese Vorsichtigkeit versäumet. So könnt ihr wieder zurück gehen, versetzte sie: ich werde ohne dasselbe nicht folgen. Wie man nun ihr vorstellete, daß das Wasser sehr schleunig wachse, und sie eine grosse Schuld auf sich haben würde, weil wenn sie wieder umkehreten, das Siegel zu suchen, sie vielleicht nicht zeitig genug wiederkommen möchten; so gab sie darauf zur Antwort: ich sehe wohl, daß wenn ich euch folge, so errette ich mein Leben, und wenn ich hier bleibe, so muß ich umkommen. Allein dem Tode zu entgehen, und hierüber eine so wichtige Bedienung zu versäumen, das wäre eben so viel, als kein Hertz und keine Treue haben. Ich will also lieber sterben. Man lief also aufs eiligste, das Siegel zu suchen: aber so viel Fleiß man auch anwendete, so war doch die Insul überschwemt, da man zurück kam, und die Prinzeßin und ihre Bedienten musten ersauffen. Der König bedaurete sie stark: aber er lobte desto mehr die Treue und Beständigkeit.

§. 401.

Als **Pe kong**, König von **Tsou**, gestorben, schickte der König von **Ou**, der von der Weisheit, Tugend und Schönheit seiner nachgelassenen Witwe benachrichtiget worden, einen vornehmen Herrn mit einer grossen Summe an sie ab, zwey Diamanten von sehr grossem Werth, und dreyßig sehr wohl zugerüstete Wagen, um sie zu seiner Gemahlin zu werben. Die Witwe antwortete: als mein Gemahl noch lebte, so richtete ich, so lange er auswärts zu thun hatte, alles in dem innern Hauswesen aufs Beste ein, was mir nur möglich war. Uebrigens beschäftigte ich mich mit seinen andern Weibern mit Verrichtungen, die unserm Geschlechte eigen sind. Unterdessen, da ich meinen Herrn verloren, so will ich die übrige Zeit des Lebens, die mir der Himmel geben wird, bey seinem Grabe zubringen. Ich weiß, was der Rang auf sich hat, den mir euer Herr will anbieten: seine Geschenke, um mich einzuladen, sind sehr prächtig; allein in kan die Ehre nicht annehmen, die er mir erweiset, ohne mich unwürdig zu machen. Es wäre das so viel, als wenn ich meinen verstorbenen Mann vergässe. Nun aber will ich ihn nach seinem Tode ehren, wie bey seinem Leben. Der Schmerz, ihn verloren zu haben, hätte mir sollen das Leben nehmen. Es ist ein Mangel der Zärtlichkeit an mir, daß ich ihn habe überleben können. Ich werfe mir dis oft vor: aber ich nehme mich in Acht, es so zu vergessen, daß ich den zweyten Mann heirathen solte. Bringt dem König seine Geschenke wieder, und entfernt euch. Der König von **Ou** lobte den Entschluß dieser Prinzeßin selbst, und beehrete sie mit dem Namen **Tchin ki** *).

§. 402.

Ling vang, König von **Ouei**, starb, ohne daß er von der Königin, seiner Gemahlin, Kinder gehabt. Er hinterließ aber einen Sohn, von einer der andern Gemahlinnen vom zweyten Rang, der auch sogleich zum König erkläret wurde. Diese Erhebung brachte in dem Gemüth seiner Mutter keine Veränderung zuwege, sie wuste sich in ihren Schranken zu halten. Sie ehrete und dienete der verwitweten Königin, ohne im

*) Tchin bedeutet eine Keusche. Ki ist der Name einer berühmten Königin in den ältesten Zeiten.

im geringsten an ihrer Achtsamkeit etwas fehlen zu lassen, und der junge König richtete sich gleichfals nach dem Exempel seiner Mutter. Nach Verfliessung einer Zeit von acht Jahren führte die Königin die Mutter dieses Prinzen besonders, und sprach zu ihr: ich bin innigst vergnügt über die gegen mich bisher bewiesene Achtung, und wegen der Sorgfalt, die ihr getragen, dem Prinzen, eurem Sohn, eben dergleichen Gesinnung gegen mich beyzubringen. Ich habe vielleicht Unrecht gethan, daß ich eure willige Dienste so lange angenommen, wenigstens ist es Zeit, euch dieserwegen Dank zu sagen. Euer Sohn regieret, und es schickt sich nicht, daß die Königliche Mutter noch in der Person der zweyten Gemahlin die Aufwartung habe. Ich bin eine Witwe ohne Kinder. Es ist also gnung für mich, daß man mir hier meine übrige Lebenszeit ruhig zuzubringen erlaubet. Ich will also durchaus dis Staatszimmer verlassen, es an euch abtreten, und künftig nicht wieder hineinkommen, als zuweilen, um den Vortheil zu haben, euch daselbst zu sehen.

Was sagt ihr mir da, gnädige Frau? versetzte die Mutter des jungen Königes. Erlaubt mir, daß ich euch sage, wie ihr hiebey nicht wohl gedacht. Der König, euer Gemahl, und mein Herr, hat das Schicksal gehabt, jung zu sterben; das ist wol etwas hartes für einen Prinzen: er ist nicht so glücklich gewesen, einen Sohn von seiner Gemahlin zu sehen, er hat nur einen von mir, die ich nur seine Dienerin war. Dis ist eine neue Ursach, warum er sich bey seinem Tode betrüben müssen. Wie? woltet ihr wol nach seinem Tode die dritte geben, indem ihr seine Gemahlin herunter setztet, um eine Dienerin zu ehren? Was denkt ihr hiebey? Man sagt mit Warheit, daß der Eifer eines rechtschaffenen Unterthanen, und die kindliche Liebe eines wohlgearteten Sohnes niemals bey zunehmenden Jahren abnehmen solle. Es ist mir also nicht erlaubt, mich aus den Schranken zu setzen, die ich in Absicht dero Person bisher beobachtet. Meine Schuldigkeit ist, euch zu ehren und zu bedienen. Habe ich darin einige Ehre, daß ich eurem Gemahl einen Nachfolger gegeben, so spricht mich diese Ehre nicht davon los, womit ich seiner Gemahlin verpflichtet bin.

§. 403.

Redet davon nicht weiter, sprach die Königin, als ob wir, ihr und ich, unter dem verstorbenen König, meinem Eheherrn, stünden. Sein Sohn regieret. Dieser ist auch der eurige. Folglich, so willig auch an eurem Theil eure Ehrenbezeugungen und die Dienste sind, die ihr mir erweiset, so kan ich sie doch nicht annehmen, ohne auf gewisse Art den Prinzen in der Person seiner Mutter zu beschimpfen.

Die Concubine antwortete hierauf nichts; allein sie suchte ihren Sohn, den König, auf, und sprach zu ihm: mein Prinz, ich habe allezeit sagen hören, daß ein Weiser wider die Ordnnng weder etwas thun, noch erlauben soll. Nun besteht, wie mich deucht, die gute Ordnung zum Theil darin, daß man die alten Gebräuche erhalte, dergestalt, daß jeder sich in seinem Range halte, den sie ihm anweisen. Gleichwol will die Königin, die Gemahlin eures Vaters, ihr Zimmer räumen, und sie nöthiget mich, den Rang einzunehmen, den sie bey Hofe bekleidet. Das ist aber eben so viel, als nöthige sie mich, wider gute Ordnung zu handeln. Ich will lieber sterben, als dieses thun: und wie ich die Königin gegen alle meine Vorstellungen unbeweglich sehe, so will ich sie doch durch meinen Tod bewegen. Und indem sie dis sagte, schickte sie sich an, sich einen tödtlichen Stoß zu geben. Man hielt sie zurück, und ihr Sohn stand in Thränen, und be-

mühete sich, sie zu besänftigen, allein sie mochte in ihr Leben nicht anders willigen, bis die Königin von ihrem Entschluß unterrichtet wurde, und ihr, ob wol ungern versprach, ihren Rang zu behalten, und sich von ihr beehren und aufwarten zu lassen, als zuvor. Jederman war beydes so erstaunt als entzückt, solchen Eyfer bey zwo Frauen zu sehen, deren eine gegen die andre sich so herunter lies. Das mag den Namen der Weisheit und der Tugend verdienen, die zu allen Zeiten der Welt würdig ist, daß sie gelobet werde.

§. 404.

Eine junge Frau von seltner Schönheit, und ausnehmender Tugend, verlohr ihren Mann sehr frühzeitig. Die reichsten des Königreichs bewurben sich um die Wette um sie, allein alles umsonst. Der König selbst, der von ihrer Tugend und Schönheit unterrichtet wurde; hielt um sie an, wie es sich gehörete, und schickte einen hohen Bedienten an sie ab mit denen gewöhnlichen Geschenken. Allein sie antwortete: mein Mann hat mich sehr bald zur Witwe gemacht, das ist wahr: allein ich werde indes keines andern Gemahlin jemals werden. Ich hätte gewünscht, daß ich ihm hätte folgen können, allein er hat mir einen Sohn gelassen, der erzogen werden muß. Es haben viele Leute um mich angehalten, allein sie haben sich alle vergeblich bemühet, und da ich glaubte, von solchem ungestümen Anhalten befreyet zu seyn, so erneuert sie der König so gar selbst. Ist es möglich, daß man noch zweifelt, ob ich nicht endlich meinen verstorbenen Mann vergessen könte, um mich einem andern Gemahl zu überlassen, und meine Schuldigkeit einem ansehnlichen Glücke aufzuopfern? Ich will einmal aufrichtig beweisen, daß ich zu dieser Unanständigkeit nicht aufgelegt bin, und denenjenigen die falsche Meinung hierüber benehmen, der mich noch nicht kennen.

Nachdem sie nun also geredet, so nahm sie ihren Spiegel in die eine Hand, und ein Scheermesser in die andre, und schnitt sich die Nase ab. Seht, sagte sie, wie ich gestraft bin, daß ich so viel Leute an meiner Standhaftigkeit habe zweifeln lassen. Geht und bringt dem König die Antwort, und sagt ihm, daß ich mir nicht das Leben genommen, wäre deswegen geschehen, weil ich das Herz nicht gehabt, meinen Sohn in solchem schwachen Alter zu verlassen. Dis, was ich jetzt gethan, mag gnug seyn. Meine Schönheit ist ohne Zweifel schuld, daß der König um mich angehalten. Sagt ihm also, daß mein Gesicht nichts mehr sey, als ein heßliches und ungestaltetes Uberbleibsel. Er wird keine Mühe haben, künftig abzustehen. Der vornehme Bediente erzehlte dem König das, was er gesehen. Der Prinz lobte den muthigen Entschluß der jungen Witwe, und gab ihr den Titul von Kao king, und bestimmte für sie andre Ehenbezeugungen.

§. 405.

Ein junger Officier von Tchin, hatte eine Jungfer von 16. Jahren geheyrathet, als sich auf einmal ein Krieg erhob, der ihn zu seinem Dienst zu gehen nöthigte. Ehe er Abschied von seiner Frauen nahm, so sprach er zu ihr: ich weis nicht, ob ich lebendig wieder komme. Wer kan mich versichern, daß ich der Gefahr des Krieges entgehen werde? Ich lasse euch meine liebe Mutter, die kein ander Kind hat, als mich. Wo will sie bleiben, fals ich sterbe? Wolt ihr mir wol versprechen für sie zu sorgen? Ja, antwortete seine Frau, ich verspreche es euch.

Der Officier blieb auch würklich im Kriege; diese Witwe bezeigte eine grosse Sorgfalt für ihre Schwiegermutter, und arbeitete so gar mit ihren eignen Händen Tag und Nacht, damit es ihr an nichts fehlen möchte. Die drey Trauerjahre gingen hierauf

zu Ende, und wie sie jung und ohne Kinder war, so wolten ihr Vater und Mutter sie wieder zu sich nehmen, um sie zum zweytenmal zu verheyrathen. Allein die junge Witwe verwarf diesen Antrag ausdrücklich, und sagte zu ihnen: die Treue und Gerechtigkeit sind unsre vornehmste Pflichten. Ihr selbst habt mir, bey meiner Verheyrathung nichts mehr anbefohlen, als die Liebe und Gehorsam gegen meinen Mann. Nun ist euch bekant, daß, da dieser liebe Mann sich anschickte, in den Krieg zu gehen, wo er auch sein Leben verlohren, mir die Unruhe bezeigte, die seine kindliche Liebe ihm deswegen einflöste, wo doch seine Matter bleiben würde, fals es ihr fehlen solte, und mich bat, daß ich ihm versprechen möchte, für sie zu sorgen. Ich versprach es ihm. Es ist sonst die Pflicht einer Schwiegertochter ihrer Schwiegermutter aufzuwarten; es ist also so fern, daß mich der Tod meines Mannes davon frey sprechen solte, daß er mir vielmehr in diesem Stück eine neue Verbindung aufleget. Thäte ich es nicht, so würde ich mich der Untreue und Ungerechtigkeit schuldig machen, mein Verstorbner Mann würde, für einen ungerathenen Sohn geachtet werden, der nicht mit Nachdruck gewust hätte, für den Unterhalt seiner Mutter zu sorgen, und der sich sehr leichtsinnig an eine ungetreue Frau gehänget hätte. Lieber will ich sterben, als daß ich meinen Mann, oder mich selbst, dergleichen Vorwürfen aussetzen solte.

Als der Vater und Mutter den Entschluß ihrer Tochter sahen, so sagten sie ihr nichts weiter davon, sich wieder zu verheyrathen. Die Schwiegermutter lebte noch 28. Jahr. Die Schwiegertochter verschafte ihr beständig alle Nothdurft, und bediente sie fleißig, bis auf den letzten Othem. Sie leistete ihr nach ihrem Tode die letzte Schuldigkeit, und unterließ in diesem Stück nichts, was die Ceremonien erfoderten. Diese Beständigkeit, die Treue und der Fleiß dieser Witwe, ihrer Schwiegermutter zu dienen, brachten sie in grosse Hochachtung. Die Obrigkeit von Hoai yang stattete davon seinen Bericht nach Hofe ab. Der Käyser, der damals regierte, schickte ihr 40. Pfund Gold, und gab ihr den Titul Hiao fou, *) und erzeigte ihr noch andere Ehre.

§. 406.

Vou kong, König von Lou war abgereiset, dem Käyser Suen vang zu huldigen, und lies sich von seinem ältesten Sohne, Namens Ko, wie auch von dem jüngsten Sohne, Namens Hi, begleiten. Suen vang konte den ältesten unter diesen zween Brüdern nicht leiden, hingegen war der jüngste nach seinem Sinn, dergestalt, daß er den jüngsten zum Nachfolger des Käniges seines Vaters erklärete. Wie nun der Vou kong starb, so bestieg auch Hi würklich den Thron, und regierete unter dem Namen Y kong. Er hatte einen Sohn, der gleichfals hernach König ward unter dem Namen Hiao kong, der aber in der Kindheit Tching genennet wurde. Als dis Kind noch in der Wiege lag, so machte sich der Pe yu, ein Sohn des Kia, einen Anhang im Königreiche, und erschlug seinen Vetter den Y kong, der damals regierte, er lies sich durch seinen Anhang auch selbst zum König ausrufen, und einen Einfall ins Schlos thun, um sich des kleinen Tching zu bemächtigen.

Gleich bey dem ersten Lermen des Einfals, kleidete die Hofmeisterin des kleinen Prinzen ihn aus, und zog die Kleider ihrem eigenen Kinde an, und legte es in die königliche Wiege. Die Leute des Pe yu tödteten dis Kind, und da sie glaubten, daß dis der Prinz Tchin sey, so achteten sie das übrige nicht so sehr, dergestalt, daß die Hofmeisterin sich er-

*) Hiao, kindliche Liebe, Fou, eine verheyrathete Frau, oder die es gewesen.

rettete, und den kleinen Prinz in ihren Armen hielt. Kaum war sie zum Schloße hinaus, so begegnete sie einem der gröſten Herren des Königreichs, der des Prinzen Mutter Bruder war. Hofmeisterin, sagte dieser Herr ganz heimlich zu ihr, ist mein Vetter der Prinz todt? Nein, mein Herr, antwortete sie, hier ist er: ich habe meinen Sohn in die Wiege des Prinzen geleget; man hat den einen für den andern erwürget. Dieser Herr verschafte hierauf der Hofmeisterin, daß sie ganz sicher mit dem Prinzen entwischen konte. Er blieb ganzer eilf Jahre verborgen, nach deren Endigung die sämtlichen Grossen des Reichs **Lou** sich gemeinschaftlich an den Käyser wandten, der damals regierte, um ihn zu bitten, den **Pe yu** zu tödten, und den jungen Prinzen auf den Thron seines Vaters zu erheben. Der Käyser war es zufrieden. **Tching** wurde als König von **Lou** erkant. Wie man seine Erhebung zum Throne feyerte, vergaß man seine Hofmeisterin nicht, die auf Unkosten ihres eignen Blutes, ihm das Leben gerrettet.

§. 407.

Als der **Tching vang** König von **Tsou** allererst zur Regierung gelanget, so stelte er sich auf eine Höhe, um alle Weiber vorbey gehen zu sehen, die in seinem Pallast zu wohnen, bestimmet waren. Jede hub ihre Augen in die Höhe, einige freyer, die andern weniger, um im Vorbeygehen den Prinzen zu sehen. Eine einzige, Namens **Tse vou**, schlug ihre Augen beständig nieder, und ging ganz sittsam vorbey, ohne ein einzig Zeichen der Neugierigkeit oder Unruhe zu geben. **Tching vang** wurde durch diese Sittsamkeit gerühret, wolte sich aber eine Lust machen, und rief: ihr junge schöne, die ihr da vorüber gehet, nur ein Blickgen, ich bitte euch drum. **Tse vou** that, als hörete sie es nicht, und ging ihren gewöhnlichen Schritt fort, schlug aber die Augen beständig nieder. **Tching vang** lies es dabey nicht, und rief noch einmal: nur einen Blick, ihr solt auch meine Gemahlin seyn. **Tse vou** sahe aber dennoch nicht stärker in die Höhe. Der Prinz fügte hinzu: er wolle ihr eine Summe Geldes geben, und ihre Familie erheben. Alle diese Versprechungen rührten sie im geringsten nicht. Endlich stieg **Tching vang** von seinem Altan herunter, um sich ihr zu nähern, und desto gemächlicher mit ihr zu reden. Wie! sagte er zu ihr, ich biete euch den Rang einer Königin an, ich füge noch andre Versprechen hinzu, um euch zu bewegen, mich im Vorübergehen zu betrachten, allein ihr seyd so halsstarrig und thut es im geringsten nicht? Achtet ihr denn einen eurer Blicke so sehr hoch?

Grosser Prinz! antwortete die **Tse vou** ganz ernsthaft, die Schamhaftigkeit und Sittsamkeit sind die Zierde unsers Geschlechts. Es schien mir, dem Wohlstande und meiner Schuldigkeit entgegen zu seyn, die Augen nach ihnen aufzuheben, um Sie auf dem Altan zu betrachten, darauf Sie sich gestellet. Dis ist die Ursach, warum ich anfangs meine Augen niedergeschlagen. Hätte ich sie nachher bey den herlichen Versprechungen aufgehoben, die sie mir zu geben geruhet, so hätte es geschienen, als thäte ich es aus Ehrbegierde und Eigennutz, und wolte diesen zwo Leidenschaften meine Schuldigkeit aufopfern, wodurch ich mich zugleich unwürdig gemacht, ihnen aufzuwarten. Sehen sie, das sind meine Entschuldigungen und die Ursachen meiner Aufführung. **Tching vang** ergötzte sich über diese Antwort, und nahm die **Tse vou** zu seiner Gemahlin.

§. 408.

Das Reich **Tsi** kündigte dem Reiche **Lou** den Krieg an. Als die Armee von **Tsi** ihr Lager aufgeschlagen, sahe die Schildwache eine Frau, die ein Kind auf ihren Armen trug, und da sie ein anders bey der Hand führete, so flohe sie nach dem Gebürge. Einige

nige Soldaten lieffen ihr nach: sie lies das Kind, das sie trug, und nahm das andre auf, und verdoppelte ihre Schritte. Das Kind, das sie hatte stehen lassen, folgte ihr von ferne, und weinete auf eine Art, die vermögend war, auch die Soldaten zu erweichen. Indes flohe das Weib, ohne sich nur einmal umzusehen. Der General von der Armee von Tsi, der in der Nähe war, fragte das Kind, das man aufgefangen, ob die Frau, die geflohen wäre, seine Mutter sey? Das Kind antwortete, ja, sie wäre es. Man fragte noch weiter, ob das Kind, das die Mutter trüge, das jüngste oder älteste wäre? und es antwortete: es wäre sein Bruder nicht. Der General wurde hierüber neugierig. Er befahl zween Edelleuten, dieser Frau mit verhängtem Zügel zu folgen, und sie zu ihm zu führen, so auch sogleich ausgerichtet wurde. Als sie erschien, sprach der General: wem ist das Kind, das du auf deinen Armen hast, und wem ist das, das du bey deiner Flucht zurück gelassen? Sie antwortete: das, das ich hier trage, ist ein Sohn meines ältesten Bruders; das aber, welches ich zurück gelassen, ist mein eigner Sohn. Da ich mich so nahe verfolgt sahe, und völlig zweifelte, daß ich sie beyde würde retten können, habe ich das meinige im Stiche gelassen. Wie! versetzte der General, eine Mutter, hat dieselbe wol etwas lieber als ihren Sohn? Wie könt ihr den eurigen im Stiche lassen, um eures Bruders seinen zu retten?

Gnädiger Herr, antwortete die Frau, es schien mir meine Schuldigkeit zu seyn, meine Zärtlichkeit und meinen besondern Nutzen dem gemeinen Wohl meiner Familie aufzuopfern. Hätte ich eine andre Parthie ergriffen, und wäre ohngefähr euren Soldaten entgangen, und hätte meinen Sohn gerettet, und meines Bruders seinen im Stiche gelassen, so wär ich für eigennützig gehalten worden: ich würde sodann meinen guten Ruhm verlohren haben. Unser Prinz, und alle seine Unterthanen halten den Eigennutz für eine verfluchte Sache.

Der General ließ über dieser Antwort seine Vortruppen gleich Halte machen, die schon marschirten, und sagte dieser Frauen, sie solle mit ihrem Sohn und Bruders Sohn wieder nach Hause gehen, und fertigte auf der Stelle einen Officier ab nach Hofe, im Reiche **Tsi**, mit diesem Briefgen an seinen Regenten. Ew. Maj. haben mir aufgetragen, das Reich **Lou** zu erobern: ich nehme mir die Freyheit ihnen vorzustellen, ehe denn ich mich weiter einlasse, daß es jetzt nicht Zeit ist, es einzunehmen. So gar bis auf die Bauerweiber dieses Königreichs, wissen und beobachten sie den Grundsatz, seinen besondern Nutzen dem gemeinen besten aufzuopfern; was werden nicht erst die Grossen des Königreichs und die Kriegsofficiers thun? der Officier, den ich an Ew. Maj. absende, wird ihnen eine Begebenheit erzählen, die dasjenige beweiset, was ich die Ehre habe, ihnen zu schreiben. Auf diesen Brief und auf die Erzählung dieser Begebenheit, kam Befehl an die Armee, wieder zurück zu kehren. Nachdem nun der König von **Lou**, von dem was vorgegangen, benachrichtiget worden, beschenkte er diese Frau sehr reichlich, und gab ihr den Zunahmen **N nei**. *) Seht da, ruft hiebey der Chinesische Geschichtschreiber aus, was ein vollkommen uneigennütziges Wesen vor Stärke hat? Es errettet ein ganzes Königreich durch das Mittel einer Bauerfrau.

§. 409.

Unter der Regierung des Suen vang, liefen die Schloßwächter auf das Feld

*) N, Gerechtigkeit, Uneigennützigkeit, uneigennützig. Nei, jüngste Schwester, wie man sagt, die uneigennützige Schwester, oder die großmüthige Schwester.

und fanden einen Mann, den man erst erschlagen hatte, und einige Schritte davon, zwey Brüder, deren man sich, als Urheber dieses Mords bemächtigte. Die Sache wurde untersucht, man fand, daß der getödtete nur eine Wunde hatte, woraus man schloß, daß einer unter den zwey Brüdern ihn nicht erschlagen. Es entstand daher die Frage, wie man wissen könne, welcher den tödtlichen Stoß gegeben. Man kam deswegen stark ins Gedränge: denn der älteste sagte, er sey es gewesen, und der jüngste behauptete im Gegentheil, daß sein ältester Bruder unschuldig wäre, und daß er allein Schuld habe. Die Untergerichte brachten diese Sache vor den Minister, der davon seinen Bericht an den Käyser abstattete.

Der Prinz sagte: allen beyden es zu schenken, wäre so viel, als Mördern Gnade geben, und das Laster recht sprechen. Alle beyde aber zum Tode zu verdammen, wäre wider die Gesetze gehandelt, weil es gewiß ist, daß ihn nur einer erstochen. Es fällt mir ein Gedanke ein: ihre Muteer muß sie besser kennen, als irgend jemand. Einer unter den beyden muß sterben. Welcher aber von beyden? Das sicherste ist, daß man es an ihre Mutter bringe. Der Minister lies sie kommen. Einer, sprach er, von euren Söhnen hat einen Mann getödtet, und muß sterben, damit das Verbrechen ausgesöhnet werde. Jeder von ihnen entschuldiget seinen Bruder, und sagt, er sey schuldig. Die Sache ist bis an den Prinzen gegangen. Er hat das Urtheil gesprochen, einer von beyden müsse sterben, übrigens aber solle man euch die Wahl überlassen, wer es seyn solle.

Die arme Mutter vergoß häufige Thränen und sprach: wenn es denn durchaus einer von beyden seyn soll, daß er das Leben verliehre, so mag es lieber der jüngste seyn, als der andre. Der Minister lies diese Antwort aufschreiben, und lies ihr nicht merken, daß er sich wundre, daß sie also den ältesten wider die Gewohnheit der Weiber vorziehe, die die letzten Kinder weit zärtlicher lieben; indes war er begierig zu wissen, warum sie es anders mache.

Gnädiger Herr! sprach sie, unter diesen zwey Brüdern ist der jüngste allein mein rechter Sohn. Der älteste ist von der ersten Ehe. Ich habe aber meinem verstorbenen Manne versprochen, ihn als meinen Sohn zu achten, und ich habe ihm bis hieher mein Wort gehalten. Ich würde solches verletzen, wenn ich den jüngsten zum Schaden des ältesten erretten wolte, und nur den Bewegungen einer eigennützigen Zärtlichkeit folgen. Die Wahl, die ich treffe, kostet mir was; allein ich erachte mich dazu verbunden zu seyn. Diese letzten Worte wurden mit Seufzen und Gluchsen unterbrochen. Der Minister hatte selbst Mühe, die Thränen zurück zu halten, und entfernte sich, um dem Könige seinen Bericht davon abzustatten. Der Prinz lies beyden Söhnen in Betracht der Mutter, Gnade wiederfahren, und lobte ihre Tugend und grosmüthige Hintansetzung ihres eignen Nutzens öffentlich.

§. 410.

Ein gewisser Gelehrter, der eine Bedienung am Hofe hatte, lies seine Frau zu Hause. Ein Mann aus der Nachbarschaft machte sich diese Abwesenheit zu Nutze, um einen schlimmen Umgang mit ihr zu unterhalten, allein da er erfahren, daß der Mann unverzüglich zurück kommen solte, so schien er zu befürchten, daß er bey seiner Rückkehr die heimlichen Streiche entdeckete, und seinen Verdruß durch einen Mord bezeigen möchte. Allein die Frau sprach: ich will die Sache schon ausführen. Ich will einen vergifteten Wein zubereiten, und ihn davon trinken lassen. Wenig Tage darnach langte der Mann an. Ihr habt euch wol sehr ermüdet, sprach die Frau, ihr müst euch ein wenig wieder erho-

erholen. Ich habe Wein, der auf euch wartet; ich habe zwar nur wenig, aber er ist vortreflich. Bringt her den Topf, sagte sie zu ihrer Magd, damit mein Mann ein wenig den Wein koste. Die Magd, die den Gift wol wuste, sahe sich im Gedränge: sie hatte das Herz nicht, ihren Herrn mit Gift hinzurichten; sie wolte aber auch die Schandthat ihrer Frauen nicht offenbaren. Seht, was sie vor ein Mittel erdachte: sie lies den Topf mit Fleiß fallen, dergestalt, daß aller Wein auf die Erde geschüttet wurde. Ihr Herr, der von Natur hitzig war, und den Dienst nicht wuste, den sie ihm leistete, tractirte sie sehr übel. Die folgenden Tage schlug sie die Frau, die da besorgte, sie möchte es ausschwatzen, unter allerley Vorwand, sehr grausam, und suchte damit, daß sie unter den Schlägen sterben solte.

Unter dem, daß dis so vorging, wurde der Mann von einem seiner Brüder von der Aufführung seiner Frau benachrichtiget, auch von dem Gifte, den sie ihm solte zubereitet haben. Das nun, was seit seiner Rückkunft im Hause vorgegangen, bestärkte ihn sehr empfindlich in der Nachricht, die man ihm gegeben hatte. Er peitschte seine Frau mit eben den Ruthen zu todte, damit sie ihre Magd so übel tractiret. Hierauf fragte er das Mädgen, warum sie nicht alles entdecket hätte, sondern sich vielmehr so grausam zurichten lassen. Ich habe das nicht geachtet, antwortete sie, ich würde zu gleicher Zeit meine Frau um das Leben, und um den guten Ruf gebracht haben: lieber wolte ich selbst sterben. Ihr Herr wolte sie theils aus Hochachtung, theils aus Erkäntlichkeit, daß sie ihm das Leben gerettet, zu seiner Frau annehmen: allein sie willigte durchaus nicht darein. Meine Frau, sagte sie, ist schimpflich gestorben, ich solte sie billig nicht überleben, wie solte ich mich nun unterstehen, ihren Platz einzunehmen? Nein, eher will ich mich tödten. Ihr Herr begnügte sich daher damit, daß er sie ansehnlich beschenkte, und darauf bedacht war, sie wohl zu verheyrathen. So viel man in der Nachbarschaft weis, so geschahe es auch.

§. 411.

Ein reicher Mann, Namens Tchu yai hatte seine Frau verlohren, und da er nur noch eine kleine Tochter hatte, verheyrathete er sich wieder. Er hatte noch viel schöne Perlen: er gab sie seiner Frau, die sich Armbänder davon machte. Sechs Jahr hernach starb Tchu yai allein in der Fremde. Seine Frau warf in den stärksten Schmerzen, und in ihrer Trauer die Perlen und Armenbänder auf die Erde. Eine Tochter von ohngefehr neun Jahren, die sie vom ersten Manne hatte, rafte die Armbänder, die sie auf der Erde fand, wieder zusammen, und ohne, daß jemand im geringsten davon wuste, so steckte sie solche in das Kästgen, wo ihre Mutter ihren Spiegel und andre kleine Sachen hatte, die sie während ihrer Trauer nicht brauchte. Wie nun ihre Brüder und ihre andre Verwandten seinen Tod erfuhren, so begaben sie sich zur Witwe, um den Leichnam des Verstorbenen zu suchen, und ihn zum Begräbniß seiner Vorfahren zu begleiten. Auf dem Wege war ein Zollhaus, und es stand Lebensstrafe darauf, wenn man einen finden würde, der sich einiger Perlen bemächtiget. Das Kästgen wurde visitiret, man fand sie daselbst. Das Verbrechen ist klar, rief der Zöllner. Ich will nichts mehr wissen, als wer schuldig ist. Tsou war für ihre Stiefmutter besorgt, als der das Kästgen gehörte, und wandte sich zum Zöllner und sprach: ich bins, die man bestrafen muß, suchet keine andre, die schuldig wäre. Wie so, sprach der Zöllner, denn man muß einen mündlichen Proceß machen. Tsou sprach: wie mein Vater starb, so warf meine Stiefmutter die Armbänder auf die Erde. Ich sahe, daß es Schade wäre, ich rafte sie wieder zusammen, und

steckte

steckte sie in das Kästgen; meine Stiefmutter wuste nichts davon. Man hatte diese Erklärung der Tsou der Stiefmutter wieder gesagt. Sie lief so gleich nach dem jungen Mädgen, um zu wissen, was daran wäre. Ja, meine Mutter, fuhr die Tsou fort, ich bins, die diese Armbänder, die ihr wegwarst, euch unwissend wieder zusammen graft, und in dis Kästgen gesteckt. Man hat sie bey diesem Zoll erforschet, und das Gesetz, sagt man, schreibt die Strafe des Todes vor; ich bins also, der ihn ausstehen muß. Tsou redete so überzeugend wieder sich selbst, daß ihre Mutter beynahe geglaubet, daß sie wahr rede.

Unterdessen wolte der Zölner, der die Aussage der Tsou hatte, theils aus Zärtlichkeit, theils aus Mitleiden, es unterbrechen. Mein Herr, sagte sie, höret nur, ich bitte euch: meine Tochter ist keinesweges schuld. Vergreift euch keinesweges an ihr. Es sind meine Armbänder, und nicht ihre. Wie mein Mann starb, nahm ich sie, und steckte sie in dis Kästgen. Der Schmerz, die Sorgen, der Kummer haben es mich vergessen lassen, daß sie daselbst sind, es ist mein Fehler und ich muß gestraft werden. Nein antwortete die Tochter mit Standhaftigkeit, ich bins, die diese Armbänder aufgelesen. Nein, sprach die Mutter, ich bin es selbst; meine Tochter redet nur aus Zärtlichkeit für mich so, und um mich auf ihre Unkosten aus der Gefahr zu ziehen. Gnädiger Herr, antwortete die Tochter, meine Mutter belästiget sich, aus Mitleiden gegen mich, mit einem Fehler, den sie nicht begangen, sie setzt sich der Gefahr aus, um mir das Leben zu retten. Endlich, da eine die andre nicht bezwingen konte, so umarmten sie sich alle beyde und versuchten gemeinschaftlich sich durch ihr Gluchsen und ihre Thränen zu überwinden. Alle Verwandten waren bey diesem Schauspiel in Thränen. Die gleichgültigsten Leute wurden dadurch erweichet, daß sie ihre Thränen nicht aufhalten konten. Es ging endlich bis zum Aufseher des Zolles, als vor dem der Proceß gebracht werden muste. Derjenige, der den obersten Sitz in diesem Gerichte hatte, weinete selbst. Sehet, sagt er, eine liebenswürdige Großmuth an der Mutter und an der Tochter. Welche soll von diesen beyden sterben? Was mich anlangt, will ich lieber sterben, wenn es seyn muß, als eine oder die andre verdammen. Er warf die Perlen auf die Erde, und schickte alle Leute zurück, und schob den Fehler auf diejenigen, die man nicht für schuldig erkennete. Der Leichenzug setzte seinen Weg fort; man erfuhr aber gar bald hernach, daß es das Kind von neun Jahren gewesen, so die Perlen hinein gelegt, ohne jemand davon ein Wort zu sagen. Diese großmüthige Zärtlichkeit der Tsou und ihrer Stiefmutter wurde deswegen um desto höher geachtet.

Der dritten Abtheilung sechstes Capitel.

§. 412.

Erstes Stück.

Darin eine Vorhaltung des Yun tchu an seinen Käyser wegen dreyer an ihm wahrgenommenen Fehler, enthalten ist.

Yen ti, ein Käyser aus dem Hause Han, war ein Herr von sonderbarer Tugend. Nichts destoweniger fand der Kia y Ursache, unter seiner Regierung zu seufzen. Vou ti, einer seiner Nachfolger, hatte die benachbarten Barbaren unter seinen Gehorsam gebracht, und erhielt sie auch unter diesem Joch. Sin lo und Yen ngan stel-

ten

ten ihm oft den Untergang des Reichs Tsin vor, nicht anders, als ob er ein gleiches Schicksal zu besorgen hätte. Diese beyden Fürsten nahmen solche Vorhaltungen nicht allein nicht übel, sondern sie machten sich auch dieselben zu Nutz. Daher blieb auch das Käyserthum zehen Geschlechte nach einander ohne Verrückung bey ihrem Hause. **Eul chi**, der Sohn und Nachfolger des **Chi hoang**, der zweyte und letzte Käyser aus dem Hause **Tsin**, desgleichen **Tang ti**, der zweyte und letzte Käyser aus dem Hause **Souy**, machten es ganz anders. Daher kamen sie auch beyde in kurzer Zeit um die Crone. Es sey ferne von mir, daß ich einen so gütigen und tugendhaften Käyser, als E. M. sind, mit diesen Herren vergleichen solte. Ich bitte aber dieselben, zu erwegen, zu untersuchen, wie viel noch daran fehle, daß die Sachen heut zu Tage auf einem solchen Fuß seyn solten, als sie zur Zeit des **Ven ti** und **Vou ti** gewesen. Gegen Abend wohnet eine Nation, die damals unterthänig war, heut zu Tage aber eifersüchtig ist. Gegen Norden findet man auch mächtigere Feinde. Beyde sind sehr aufmerksam auf das, was innerhalb des Reiches vorgehet, und sind fertig, sich alle Unruhe zu Nutze zu machen. Ohnerachtet nun E. M. jetzo einen wirklichen Frieden geniessen, so haben sie doch Ursache, besorgt zu seyn, und sie können nicht genung darauf denken, allen Unordnungen vorzubeugen.

§. 413.

Ausser der Wachsamkeit aber, die auf den Gränzen nöthig ist, und der E. M. obliegenden Verbindlichkeit, guten Vorstellungen Gehör zu geben, beweget mich mein Eifer für die Ehre und das algemeine Beste, dreyerley insonderheit zu erinnern. E. M. sind zuförderst sehr unbeständig bey Dero Regierung. Ihre Befehle werden sehr oft geändert. Zum andern, so wenden E. M. Dero Gnadenerweisungen nicht selten unrecht an, und die Wahl der Personen, deren sie sich bey ihrer Regierung bedienen, ist auch nicht allemal die beste. Drittens, so überschreiten sie zuweilen die Freygebigkeiten. Es können aber E. M. diesen drey Fehlern gar bald abhelfen. Es komt dabey blos auf Sie alleine an. Sie dürfen nur solches wollen. Und ich ermahne E. M. um desto mehr dazu, je gefährlichere Folgen mit der Zeit daraus entstehen können.

§. 414.

Ich will von einem jeglichen Punct insonderheit reden. Woran sollen sich die Unterthanen halten, als an die Worte und insonderheit an die Befehle des höchsten Landesherrn. Wenn vor Zeiten ein solcher Befehl ausgieng, so war jedermann begierig, denselben zu lesen und zu verstehen. Heut zu Tage ists nicht mehr so. Man nimt sie sehr kaltsinnig auf. Wenn man davon redet, so sagt ein jeder: der Befehl wird nicht lange dauren; man kan sich nicht auf die Käyserlichen Edicte verlassen. Es wird bald was darin geändert, oder gar das Gegentheil anbefohlen werden. So reden die Leute. Diese Unbeständigkeit, die E. M. Befehle entkräftet, muß nothwendig mit der Zeit auch Dero landesherlichen Autorität Schaden thun. Ich höre zuweilen die Leute über diese Unbeständigkeit raisonniren. Sie schreiben dieselbe folgenden Ursachen zu. Die meisten Bedienten, sagen sie, legen E. M. eine Verordnung zur Unterschrift vor. Sie haben vorher die damit verbundenen Vortheile erwogen; diese stellen sie E. M. vor, und sie lassen sichs gefallen. Komt alsdenn ein vornehmer Cronbedienter, den E. M. lieben und werth halten, und der in einer Privataudientz das Ding anders zu drehen und zu kehren weiß, und die daraus zu besorgende Ungelegenheit lebhaft abbildet, so sind E. M. umgestimmet. Da-

durch werden Dero eifrige und redliche Diener ermüdet, wenn sie die Frucht ihres Eifers verschwinden sehen; sie werden kalt und verdrieslich.

§. 415.

Aus dieser Unbeständigkeit folget noch eine andere Wirkung. Es gebühret dem obersten Regenten, die Würden und Bedienungen seines Reichs nach der Billigkeit und nach den Verdiensten seiner Diener auszutheilen. Seit kurzem hat sichs sehr geändert. Wenn man nur ein Anverwandter der Käyserin ist, ja wenn man nur mit den Verschnittenen des Käyserlichen Pallastes in einem guten Vernehmen stehet, so hat man schon eine Anwartschaft, in kurzer Zeit in die Höhe zu kommen. Dieser Weg, der seit einiger Zeit geöfnet worden, ist bereits so bekant und gemein, daß er einen eigenen Namen bekommen hat. Es ist, sagt man, der innerliche Weg. Ich weiß mich aus den Regierungsgeschichten des Hauses Tang, da ein Weiberregiment im Schwange war, zu erinnern, daß dergleichen geschehen. Ich weiß aber auch, daß diese Regierungen als der schlimste Periodus dieses Hauses betrachtet wird. Dieser Weg ward damals der krumme Weg genennet. Das sind aber keine Exempel, denen man folgen muß. Finden sich unter den Anverwandten der Königinnen, oder unter den Verschnittenen des Hofes Leute, die Verstand, Tugend und Fähigkeiten besitzen; wohlan, so versorge man sie, wie sie es verdienen. Aber es muß mit guter Ueberlegung und Untersuchung ihrer Verdienste geschehen, nicht aber auf solchen krummen Wegen und gleichsam verstohlner Weise, als welches dem Character E. M. nachtheilig und von üblen Folgen ist. Wenn Dero Bedienten, die dergleichen Folgen einsehen, dazu stille schweigen, und sie machen lassen, was sie wollen; so werden Dero Gesetze gewiß gar sehr durchlöchert. Wiedersetzen sie sich aber muthig, so widerstehen sie Dero gnädigen Meinung und Willen. Die Vertheidigung guter Gesetze aber zu verlassen, ist eine Sache, dazu sich ein redlicher Diener Dero Hauses schwerlich entschliessen wird. Dero Befehlen aber zu widerstreben fält getreuen Unterthanen deswegen schwer, weil dadurch Dero Autorität gekränket werden kan. Hier zeigen sich also auf beyden Seiten Hindernisse. E. M. belieben dabey insonderheit dieses zu erwegen, daß die Hauptsache, die Sie von Dero Dienern fordern können, eine Billigkeit und Gerechtigkeit sey, die sich selbst immer gleich bleibet, und die durch keine besondere Zuneigung oder eigennützige Absichten verwandelt werden kan. Diese Eigenschaft können E. M. mit höchstem Recht von ihnen fordern. Das Mittel aber, solche zu erhalten, ist dieses, daß E. M. bey Austheilung der Aemter und Würden nie gegen sich selbst handeln.

§. 416.

Was die Gnadensachen betrift, so erwartet man solche billig von einem grossen Herren. Es ist dieses ein Mittel, seine Diener in seinen Diensten aufzumuntern. Wenn aber diese Gnadensachen zur Beförderung des algemeinen Besten dienen sollen, so müssen gewisse Reguln dabey beobachtet werden. Sie müssen zu rechter Zeit und mit gehöriger Unterscheidung geschehen. Bishero aber haben E. M. fast alle Gränzen überschritten. Es ist nichts seltenes, daß bald einer Cammerfrauen, bald einem gemeinen Laqvayen, bald einem Arzt grosse Reichthümer zugetheilet werden. Die Unterthanen wissen es, und sagen ungescheut, daß E. M. mit dem gesparten Gut Dero Vorfahren nicht gut wirthschafteten, und daß sie bald damit würden fertig werden. Zwar haben die gemeinen Leute nicht in Dero Schatzkammer gesehen, und sie können also nicht genau wissen, wie viel drin sey oder nicht. Aber sie hören theils sehr vieles von Dero Verschenkungen, theils wer-

werden ihnen immer neue Abgaben angekündiget. Daraus schliessen sie wenigstens, daß es in der Schatzkammer nicht zum besten aussehen müsse, und sie werden argwöhnisch gemacht, als ob ihnen das abgenommen werde, was man hernach an unnütze Leute verschwendet. Eben dieses Volk, das sich darüber freuet, wenn die Tapferkeit und treuen Dienste des Ouang Kouni reichlich belohnet werden, das seufzet über kleinere Ausgaben, wenn sie zu oft geschehen und übel angewendet werden. Das sind nicht meine Gedanken, die ich über diese drey Stücke hege, sondern es sind die Gedanken des ganzen Volks. Alle vornehme Bedienten, die zu E. M. Person nahen, wissen dieses so gut, als ich. Nur die Furcht, E. M. mißfällig zu werden, macht sie stumm. Ihr Stillschweigen aber ist Ursache, daß es mit der Regierung immer schlimmer wird; und die Gemüther Dero Unterthanen gerathen in eine Erbitterung, dir mir viel Sorge macht.

§. 417.

Ich wünsche daher von Herzen, daß E. M. auf die innere Beschaffenheit Dero Hofes und Pallastes ein aufmerksames Auge haben mögen; und daß sie ausserhalb desselben so besorget seyn mögen, als es die Grösse eines solchen Reichs erfordert. Es wird Ihnen sodann nie an vernünftigen und wohlgesinten Leuten fehlen. Die Gesetze werden wieder zu ihrer vorigen Kraft und Gültigkeit gelangen. Dero Einkünfte, wenn gut damit gewirthschaftet wird, werden zureichend seyn, die Nothdurft des Staats zu besorgen, und die Grenzen in Sicherheit zu erhalten. Endlich, und damit ich damit beschliesse, womit ich angefangen habe, so bitte E. M. demüthigst, dasjenige in genaue Erwegung zu ziehen, dadurch die Dynastien Tang und Souy so bald ausgegangen, nemlich, daß sie guten Erinnerungen den Weg versperret, und solche übel aufgenommen. Dahingegen durch ein gegenseitiges Verhalten die Regierungen eines Yen ti und Vou ti glücklich berühmt gewesen, und auf ihre späteste Nachkommen erhalten worden.

§. 418.

Zweytes Stück.

Darin eine Rede des Che Kiai enthalten.

Unter der gegenwärtigen Dynastie hört man von nichts als Auflagen, Zöllen und Kriegssteuren reden. Das ist ganz erschrecklich. Auf Berge und Thäler, auf Flüsse und Meere, auf Salz und Eisen, auf Wein und Thee, auf wollene und seidene Zeuge, auf Strassen, Märkte, Bäche und Brücken, auf alles sind schwere Zölle und Abgaben gelegt. Indem man sichs nun recht ernstlich angelegen seyn lässet, alle diese Auflagen einzutreiben; so verlässet hier der Sohn seinen Vater, dort entziehet sich das Volk dem Gehorsam gegen seine Obrigkeit. Die Männer lassen Wagen und Geschirr stehen; die Weiber gehen aus den Manufacturen heraus, und lassen die Arbeit liegen. Die Handwerksleute beschäftigen sich mit eitlem Putz und Tändeleien; die Kaufleute handeln mit Perlen und andern unnützen Dingen. Die Gelehrten lassen die Bücher unserer alten Weisen, deren Inhalt Liebe und Gerechtigkeit ist, bestäuben. Aberglaube und Mißbräuche werden zu Gewonheiten. Das Verderben äussert sich so gar in der Schreibart. Gekünstelte Worte sind zur Mode geworden. Unzählige Leute laufen auf den Strassen als Müßiggänger herum. Die Obrigkeiten bringen ihre Zeit mit Schmausereien zu. Viele tragen Kleider, die über ihren Stand sind. Die Häuser werden Jahr aus Jahr ein prächtiger. Die

Geringen und Unschuldigen werden von der überwiegenden Macht der Vornehmen unterdrücket. Die vornehmsten Bedienten lassen sich mit Gelde bestechen, und ihre Subalternen schrauben die Unterthanen, wo sie können. Das alles sehe ich täglich; aber ich sehe niemanden, der sich Mühe gäbe, solchem Unwesen auf eine kräftige und thätige Art zu begegnen.

§. 419.

Nichts desto weniger ist es nach dem Begrif unserer alten Weisen, die gewiß gesunde und richtige Vorstellungen hatten, ein Hauptverbrechen, und eine Veranlassung zu einer algemeinen Zerrüttung, wenn ein Sohn seinen Vater verläst. Wenn ein Unterthan sich dem Gehorsam seiner Obrigkeit entziehet, ists ein Aufruhr. Wenn die Leute den Ackerbau liegen lassen, und die Weiber nicht mehr spinnen und weben, so entstehet Dürftigkeit und Hungersnoth; wenn die Handwerksleute unnütze Waaren arbeiten, und die Kaufleute blos mit Galanterien handeln; wenn die Gelehrten sich nicht mehr um Gerechtigkeit und Liebe bekümmern: so wird etwas wesentliches versäumet. Wer den Aberglauben in China befördert, der führet eine Barbarey ins Reich ein. Und die gekünstelte Schreibart ist eine Beschimpfung und Vertilgung unserer Bücher King. Die Müßiggänger, die man auf den Strassen siehet, die Obrigkeiten, die ihre Zeit mit Schmausereien verderben, die lassen insgesamt ihre häuslichen Angelegenheiten liegen. Die Verschwendung in der Kleidung und im Bau der Häuser ziehet eine algemeine Verwirrung nach sich. Und wenn den Mächtigen und Reichen nicht Einhalt geschicht, so sind die Armen und Schwachen verloren. Wenn die Grossen des Reichs von Geschenken, die geringern Bedienten aber vom Raube leben; so ist keine Gerechtigkeit und Billigkeit mehr zu finden. Und wo bleibt die Weisheit, wenn man diesen grossen Uebeln nicht steuret, dagegen aber desto strengere Verordnungen in unerheblichen Dingen stellet? Ist das ein Bild von der Regierung unseres Vorfahren? [illegible] gierungsart wieder hergestellet werden könne? so bestehet meine Antwort kürzlich darin: man verhindere was bisher geschehen, und bringe dagegen in Gang, was bisher verhindert worden. So machtens unsere Alten.

§. 420.

Anmerkung über diese Rede.

Der Käyser **Cang hi** hat hierüber folgendes bemerket: unter den Gesetzen sind einige weniger, andere aber mehr erheblich. Einige sind wesentlich, andere aber nicht. Vermenget man sie nun, daß man diese jenen vorziehet; so wissen die Leute nicht, woran sie sich halten sollen. Dieser Unterschied ist bey vorgehender Rede ganz augenscheinlich zu beobachten nöthig, deren Ausdrücke sonst sehr lebhaft und stark sind.

In einer historischen Anmerkung heisset es, daß der Verfasser dieser Rede, **Che kiai**, ein geschickter, redlicher und unerschrockener Mann gewesen, der das Gute geliebet, das Böse gehasset, aber nur alzu ehrgeizig gewesen. Daher habe er auch alle Gelegenheiten ergriffen, dabey er wirksam seyn und sich sehen lassen können. Er habe sich aber dadurch viele Feinde gemachet, die auf seinen Untergang gearbeitet, deren Rache er auch mit genauer Noth entgehen können.

§. 421.

§. 421.

Drittes Stück,

Dessen Veranlassung folgende:

Der Käyser Gin tsong hatte keinen Sohn, und nahm daher einen jungen Prinzen aus seiner Freundschaft zum Sohn an, und erklärte ihn zum Erbprinzen. Weil es aber ein schwacher Herr war, der viele Fehler begieng, so berathschlageten sich der Käyser und die Käyserin, daß sie einen andern wählen wolten. Sie hielten aber ihr Vorhaben nicht so heimlich, daß der Prinz nicht hätte davon unterrichtet werden sollen. Sie liessen die Gedanken fahren; Gin tsong ward krank, starb, und dieser Prinz stieg auf den Thron. Bald darauf fiel er in eine Krankheit; und weil er die Reichsangelegenheiten nicht besorgen konte, so verwaltete die Käyserliche Mutter inzwischen die Regierung, ertheilte Audienzen, und berathschlagete sich mit den Ministern durch einen zwischen sie gezogenen Vorhang. So bald der junge Käyser gesund worden, so übergab sie ihm die Regierung wieder. Dieser, der sich erinnerte, daß der Käyser Gin tsong samt der Käyserin eine Zeitlang nicht zum besten gegen ihn gesinnet gewesen, war der Käyserlichen Mutter nicht wohl gewogen; er bezeugte seinen Unwillen darüber, daß sie Zeit seiner Krankheit die Regierung verwaltet. Einige Hofbedienten fielen ihm bey, übten eine Art der Rache an ihr aus, und liessen es ihr und ihren Prinzeßinnen an dem Nöthigen fehlen. Unter solchen Umständen erhielt der Käyser Nachricht von den Verdiensten des Fou pi, und ernante ihn zu einem Ting tche, welches damals eine hohe Bedienung war. Fou pi weigerte sich dieselbe anzunehmen, ergrif aber diese schöne Gelegenheit, den Käyser zu ermahnen, daß er sich so wol gegen den verstorbenen Käyser, als auch gegen die noch lebende Käyserin anders verhalten möchte. Es geschach solches gewöhnlicher massen schriftlich, und seine Vorstellung lautete also:

§. 422.

Gnädigster Herr! ich finde mich sehr gerührt durch die angetragene Gnade, damit E. M. meine Dienste belohnen wollen, die ich dem verstorbenen Käyser zu erweisen schuldig gewesen. Es hätte mir aber angenehmer seyn sollen, wenn E. M. sich Mühe gegeben hätten, diejenige Erkentlichkeit an den Tag zu legen, dazu sie gegen den verstorbenen Käyser und dessen noch lebende Gemahlin verpflichtet sind. Unter so vielen Prinzen von Geblüt, darunter verschiedene gleich nahe verwandt waren, sind sie alleine zur Nachfolge auf dem Thron erwählet worden. Führen sie heut zu Tage den ruhmvollen Titul Tien *), besitzen sie alle Reichthümer dieses grossen Reichs; so haben sie es gewiß nur diesem zu danken. Gewiß eine Gnade, davon man wenig Exempel aufzuweisen hat; eine Gnade, die nicht zu vergelten stehet, und der man sich nicht würdig genung machen kan. Inzwischen lassen E. M. nicht allein die gewöhnlichen Ceremonien gegen den verstorbenen

*) Tien tse ist ein Ehrentitul der Chinesischen Käyser.

storbenen Käyser eingestellet bleiben, sondern es mangelt auch an der schuldigen Achtung gegen die verwitwete Käyserin, und sie wird nicht standesmäßig unterhalten. Wie nun! Ist denn die Beobachtung der gemeinesten Pflichten zu viel gegen solche Personen, denen sie so viel schuldig sind? Wo bleibt denn die Dankbarkeit und kindliche Ergebenheit? Gewiß, das ganze Reich hat sich von E. M. andere Vorstellungen gemachet. So lange sie unter den Händen der Aerzte waren, so wunderte man sich weniger über ein solches Betragen, man entschuldigte es so gar. Da man aber nach wieder hergestelter Gesundheit siehet, daß sie die Regierungsgeschäfte selbst verwalten, dabey aber diese kindliche Pflicht versäumen; so findet sich kein Bedienter, weder am Hofe noch in den Provinzien, der nicht den Schluß machen solte, daß die bewiesene Sorglosigkeit nicht so wol aus der Schwachheit der Gesundheit, als aus Mangel der kindlichen Ehrerbietung herrühre. Ich meines Ortes muß bekennen, daß ich die Bewegungsgründe zu einem solchen Betragen nicht einsehen könne. Geschichts deswegen, daß der verstorbene Käyser nicht allezeit wohlgesinnet gegen sie gewesen? Hat man ihnen etwa falsche Erzählungen beygebracht? So viel ist unwidersprechlich gewiß, daß es allezeit beym Käyser gestanden, einen andern, als sie, zum Nachfolger zu erwählen. Er hat aber sie erwählet, und sie sind nun sein wirklicher Nachfolger. Welcher Verdacht, welcher Argwohn ist wol vermögend, eine so grosse und reichskundige Wohlthat niederzuschlagen?

§. 423.

Was die Käyserliche Frau Mutter betrift, und daß dieselbe seit einiger Zeit die Reichsangelegenheiten besorget hat, so ist solches auf Ansuchen ihrer vornemsten Minister und nur zeit währender Dero Unpäßlichkeit geschehen; keinesweges aber in der Absicht, als ob sie die Regierung des Reichs mit denselben theilen wolte. Wie sie denn auch wirklich die Verwaltung des Reichs wiederum niedergeleget hat. Sie herschen und regieren ja nun ganz allein. Das vorige ist vergangen, man muß es vergessen, und es gehöret sich nicht, ein so langeweiliges und rachgieriges Andenken davon bey zubehalten. Was die kleinen Verdrieslichkeiten betrift, wenn auch was dran wäre, so ist ja in diesem Stück das Vergessen einer Wohlthat eine Nachahmung des **Yeou vang**, dem ein Fehler von dieser Art, und der nicht einmal so groß ist, als dieser, im Buch **Chi king**, gar empfindlich vorgeworfen wird. Und es thut mir sehr wehe, wenn ich sehen muß, daß sie statt dem **Chun** nachzufolgen, der ein so liebenswürdiger Fürst gewesen, dem **Yeou vang** nachfolgen, der in unsern Geschichtbüchern einen so übeln Namen hat.

§. 424.

Man sagt, daß die Käyserliche Frau Mutter nicht die einzige sey, die Dero Empfindlichkeit erfahren müsse; sondern es soll sich dieselbe auch bis auf die Prinzeßinnen des verstorbenen Käysers erstrecken, die doch E. M. billig als ihre Schwestern betrachten solten. Sie haben denselben die angewiesenen Zimmer genommen, und Dero eigene Kinder drein logiret. Man hat sie in einen Winkel des Pallastes verstossen, wo sie nicht das geringste Merkmal ihrer Gütigkeit geniessen. Sie sorgen nicht für dieselben, nicht anders als ob es fremde Personen wären. Erlauben sie mir, daß ich mein Herz ausschütte, und ihnen sage, was man im ganzen Reich urtheilet. Der verstorbene Käyser hat 41 Jahr regieret. Unter einer so langen als glücklichen Regierung hat das Reich alle Wirkungen seiner Gütigkeit erfahren. Man findet keinen Bedienten im Reich, der nicht ein dankbares Andenken dagegen hegte. Und gleichwie ihm niemand mehr zu danken

ken hat, als ich, der ich aus einem armen und einfältigen Gelehrten zu einem vornehmen Staatsbedienten gemachet worden; so hat auch niemand leicht solche starke Regungen der Dankbarkeit gegen den verstorbenen Käyser. Urtheilen sie daraus, wie sehr es Dero Unterthanen im Reich und mich insonderheit befremden müsse, wenn man die Gemahlin dieses grossen Käysers und seine Töchter also verlassen siehet. Es geht mir so nahe, daß ich mich deswegen nicht entschliessen kan, die angetragene Ehrenstufe anzunehmen. Was sind doch meine geringen Dienste gegen das zu rechnen, was E. M. dem verstorbenen Käyser und seiner hinterlassenen Witwe schuldig sind? Sie verhalten sich dagegen wie ein seidener Faden, ja wie ein Haar gegen die ganze Welt. Wenn sie nun vergessen, was sie denenselben für eine so grosse Wohlthat schuldig sind, welch eine Verkehrung aller Dinge! wie unnatürlich ist dies! Empfinden sie denn solches nicht? Ich meines Ortes empfinde es recht lebendig. Ich wünschete vor allen Dingen, daß E. M. gegen den verstorbenen Käyser die gewöhnlichen Ceremonien beweisen, und die Käyserin in Ehren halten möchten. Sie sind ein solches Exempel nicht allein dem ganzen Reich schuldig, sondern es ist dieses auch das sicherste Mittel, die Herzen ihrer Bedienten an sich zu ziehen. Wenn ich wenigstens eine solche Veränderung an E. M. wahrnähme, so würde mich keine Arbeit ermüden und keine Gefahr abschrecken, wenn ich auch Erbsen essen und Wasser dabey trinken solte. Bis auf den letzten Augenblick meines Lebens würde ich E. M. mit Lust und Freude dienen. Aber wenn mir auch E. M. ohne diese Veränderung alle Ehre und Reichthümer anböten, so würde ich mich nicht entschliessen können, solche anzunehmen. Der Staat fühlet noch die Wirkungen der vorigen weisen Regierung. Die eingeführten Gesetze werden beobachtet; die Völker leben in Ordnung und Unterthänigkeit; die Officier sind wachsam; alles gehet seinen richtigen Gang. E. M. dürfen sich, indem sie die Trauer noch tragen, um nichts bekümmern. Nur dieses muß von ihnen besorget werden, und alle andere Bedienten können es ohne sie nicht thun, nemlich daß die Käyserliche Frau Mutter samt den Töchtern des Käysers **Gin tsong** versorget werde. Es komt allein auf E. M. an; ihr Glück steht in Dero Händen. Beweisen sie sich hierin als einen Sohn und Bruder, so werden sie das Volk an sich ziehen, und einen Segen des Himmels über sich und ihre Nachkommen bringen. Machen sie die Probe davon, sie werden die Warheit davon mit Händen greifen lernen. Sagen sie ja nicht: Ey! der Himmel achtets nicht, und der Pöbel ist dumm, was habe ich zu befürchten? Es würde gewiß eine muthwillige Verblendung seyn, wenn sie also denken wolten. Das habe ich E. M. bey der Gelegenheit vorstellen, und mich zugleich wegen der angetragenen Ehre gehorsamst entschuldigen wollen. Ich gestehe es, daß es was thörichtes und verwegenes sey, vor E. M. so frey zu sprechen. Aber ich habe dabey die Ehre, E. M. zu versichern, daß es aus dem aufrichtigsten und ergebensten Eifer für Dero Ehre geschehe. Wie glücklich werden E. M. seyn, wenn sie sich davon überzeugen lassen, und sich diese Vorstellung zu Nutze machen, statt ein Verbrechen daraus zu erzwingen.

In einer Anmerkung heisset es, daß diese Vorstellung ohne Wirkung, wenigstens ohne Antwort geblieben; daß **Fou pi** sechs bis siebenmal sich entschuldiget, der Käyser aber seine Entschuldigung nie angenommen; daß endlich der Käyser öffentlich eine Aenderung in seinem Betragen versprochen, und daß **Fou pi** alsdann die Bedienung eines **Ting tche** angenommen.

§. 425.

Viertes Stück.

Darin eine Rede des Se ma kuang an den Käyser Yng tsong befindlich, die demselben bey Gelegenheit unglücklicher Jahrszeiten vorgeleget worden.

Seit dem E. M. auf dem Thron sind, haben sich viel ausserordentliche Zeichen sehen lassen, und sind vielerley unglückliche Verhängnisse ausgebrochen. An der Sonne hat man schwarze Flecken beobachtet. Es sind wechselsweise Ueberschwemmungen und grosse Dürre auf einander gefolget. Im Sommer des abgewichnen Jahres fielen heftige Regen, die erst im Herbst aufhöreten. Auf der Südostseite von Dero Pallast sind viele grosse und kleine Häuser vom Wasser weggeschwemmet und versenket worden. Wie viel Familien sind dadurch ruiniret worden? Daher erblicket man auch allenthalben unglückliche Personen von allerley Alter. Vaterlose Söhne, und Väter ohne Söhne, die beyderseits im Elend verderben müssen. Die Eltern verkaufen ihre Kinder, die Männer ihre Weiber, und zwar so wohlfeil, daß man das schlechteste Vieh nicht um solchen Preis haben kan. Die Hungersnoth ist zu Hiu und Ping so groß gewesen, daß die nächsten Anverwandten einander aufgefressen haben. Auf diesen nassen Herbst ist ein Winter gefolgt, der nicht, wie sichs gebühret, kalt und trocken, sondern feucht und temperirt gewesen, wie der Frühling zu seyn pfleget. Die Pflanzen und Gewächse sind vor der Zeit ausgebrochen. Darauf sind im Frühjahr sehr rauhe Winde gefolget. Und endlich im Sommer hat eine pestilenzialische Seuche eine Gegend von hundert Meilen verwüstet. In den Häusern fand man nichts als Kranke, und auf dem Felde lauter Gräber. Im Anfang des Herbstes stund das Getraide im Felde erwünscht. Die Leute machten sich die schönste Hofnung einer reichen Ernte. Man war schon im Begrif, Hand anzulegen, als ein so ausserordentlicher Regen fiel, daß innerhalb 24 Stunden die Flüsse aus ihren Ufern traten, die Dämme durchbrachen und die Brücken wegrissen, das ebene Land zu einer offenbaren See machten, und die ganze Ernte verschwemmeten.

§. 426.

In Dero eigenen Residenz ist die Verwüstung nicht weniger groß. Die Ueberschwemmung hat die Wälle weggespület; Thore und Mauren niedergerissen. Die Tribunale und Gerichtshäuser der Obrigkeiten, die Vorrathshäuser, die Wohnungen der Bürger und Soldaten, alles hat sehr vieles dabey gelitten. Viele Leute sind bey dieser Fluth ums Leben gekommen, oder unter ihren niedergerissenen Häusern begraben worden. Gewiß, diese Verhängnisse sind groß und ausserordentlich. Ich kan mich nicht entsinnen, daß dergleichen seit vielen Jahrhunderten geschehen sey. Erschrecken denn E. M. nicht darüber? wollen sie nicht ernstlich untersuchen, welche Ursachen zu diesem grossen Unglück das meiste beytragen? mein Eifer hat mich bewogen, an ihrer statt daran zu gedenken, und ich glaube, daß allein auf Seiten E. M. drey Ursachen zu finden sind.

§. 427.

Zuförderst Dero bisheriges Verhalten gegen die Käyserliche Frau Mutter. Diese gütige, weise und tugendhafte Fürstin ist Dero Mutter worden, indem sie dieselben mit dem verstorbenen Käyser Gin tsong zum Sohn und Erben des Throns angenommen

men hat. So bald sie nur in den Käyserlichen Pallast aufgenommen worden, so hat sie sich an ihnen als eine liebreiche Mutter erwiesen. Als Gin tsong und sie krank waren, so hat man diese Prinzeßin oft auf ihren Knien liegen und mit dem Haupt die Erde berühren sehen, und daß sie aufs flehentlichste um E. M. Gesundheit und Leben gebeten. Wie können sie sich nun durch verläumderische Zungen den Argwohn beybringen lassen, als ob die Käyserin nicht allemal mütterlich gegen sie gesinnet gewesen? Und wenn dieses auch wahr wäre, ist denn einem Sohn erlaubt, seine Eltern zur Rechenschaft zu fordern, und nicht weiter kindliche Ergebenheit gegen sie zu beweisen, als nachdem er etwa von ihnen wohl oder übel gehalten worden? Wer hat je einen solchen Lehrsatz vorgetragen? Wir haben unter uns eine ganz andere und überal bekante Lehre. Eine grosse Wohlthat, sagen unsere Ueberlieferungen der Alten, muß einen kleinen Verdruß völlig unterdrücken. Nun aber hat der verstorbene Käyser E. M. vom Gouvernement einer einzigen Provinz, welches sie ihm noch dazu zu danken hatten, auf den Thron erhoben, und zum Beherscher des ganzen Reichs gemacht. Was fordert er nun für ein solches Geschenk? Nichts anders, als daß sie für seine hinterlassene Gemahlin und Prinzeßinnen Sorge tragen sollen. Aber dieser Herr hatte kaum die Augen zu gethan, er war noch nicht in sein Begräbniß eingesenket, so fingen sie schon an, der Käyserin allerley Verdruß zu verursachen. Die Prinzeßinnen verstiessen sie in einen entlegenen Winkel das Pallastes. Sie legten keinen Besuch bey derselben ab; sie überliessen die Käyserliche Frau Mutter samt ihren Töchtern der Discretion, oder besser zu sagen, der Nachläßigkeit einiger geringen Bedienten. Halten sie mirs zu Gnaden, daß ich so frey spreche, und vom kleinen einen Vergleich mache aufs grosse. Stellen sie sich einen gemeinen Landmann vor, der mit seinem Weibe und Kindern von einigen Aeckern Landes leben muß. Wenn dieser alt wird und keinen Sohn hat, so nimt er einen Fremden in seine Familie auf, und macht ihn zu seinem Erben. Dieser, so bald er ein Herr des Gutes geworden, herschet über alles nach seinem eigenen Gutdünken, und bekümmert sich weder um die Mutter noch Geschwister. Sie müssen vieles leiden, sie seufzen, sie weinen, sie klagen; er bleibt immer unempfindlich. Was meinen Sie, was man sich in der Nachbarschaft von einem solchen Menschen für ein Bild machet? Was denkt man, was sagt man von ihm? Macht nun ein solches Verhalten den Bauer in seinem Dorf stinkend; wie abscheulich und himmelschreiend muß es an einem Käyser seyn, auf den aller Menschen Augen sehen? Ist dies ein Mittel Liebe unter dem Volk zu erhalten?

§. 428.

Zum andern aber, so war der verstorbene Käyser, als ein leutseliger und gütiger Herr, schwer dazu zu bringen, daß er denen, deren guten Raths er sich bedienet, widersprochen hätte. Als er in den letzten Jahren seines Lebens mit heftigen Leibesschmerzen geplaget war, so ward er der Regierungsgeschäfte überdrüßig, und muste sich in allen Stücken auf einige seiner Diener verlassen. Die Wahl derselben war nicht allemal die beste. List und Eigennutz haben oft tugendhafte und wohlverdiente Leute verdrenget. Und obwol die Urheber der Ungerechtigkeiten sich auf alle mögliche Weise zu verbergen suchten, so konten sie doch nur vor den Augen des geringsten und unwissenden Pöbels verborgen bleiben. Vernünftige Männer seufzten darüber; weil sie aber nicht wusten, was sie bey dem kränklichen Zustande des Käysers thun solten, so schwiegen sie lieber stille. Sie trösteten sich damit, daß ein so junger Herr, als E. M. damals waren, wenn

er den Thron bestiegen, sich um alles bekümmern, und die Gerechtigkeit handhaben würde. Sie hoffeten, es würden alle untüchtige Leute abgeschaffet, dagegen aber die wohlverdienten befördert werden; sie meineten, es werde eine Billigkeit in Belohnungen und Bestrafungen beobachtet werden, und auf die Weise der ganze Hof eine andere Gestalt gewinnen. Darauf hat man, sage ich, gehoffet, aber es ist noch nichts erfüllet worden. Gleich im Anfang ihrer Regierung schienen sie unter der Last derselben eben so unter zu liegen, als **Gin tsong** in den letzten Jahren seines Lebens. Sie überliessen die Entscheidung der wichtigsten Angelegenheiten einigen Bedienten noch mehr, als jener; und es hatte fast das Ansehen, als ob sie von dem Verfahren derselben gar nichts wissen wollen. Es sind E. M. viele Memoriale überreichet worden, deren einige von gröster Erheblichkeit waren; aber sie haben nicht darauf geachtet. Unter dem Vorwand, daß es beym Alten bleiben solte, ward keine einzige Sache gründlich untersuchet. Und indem man sich dann und wann mit Kleinigkeiten beschäftiget, so versäumet man das Wesentlichste im Regiment.

§. 429.

Es sind Leute in wichtigen Bedienungen, die ganz und gar untüchtig dazu sind. Sie sind ohne Geschicklichkeit und ohne Tugend. E. M. kennen sie auch; aber sie lassen dieselben bleiben, nicht anders, als ob sie das Herz nicht hätten, sich ihrer zu entladen. Es fehlet dagegen nicht an Männern im Lande, die mit grossen Fähigkeiten eine unverfälschte Redlichkeit verbinden. Sie wissen wohl, welche es sind, und erkennen sie auch dafür; aber sie gedenken doch nicht an sie. Der und der Entschluß ist gefährlich, und ziehet allerhand üble Folgen nach sich; man sagt es ihnen, sie erkennen es auch selbst; indes lassen sie sich doch hinreissen. Ein anderer Entschluß ist dagegen gut; man kan ihnen die Vortheile davon an den Fingern her erzählen; aber sie unterstehen sich nicht, denselben zu fassen. Diese ihre Schwäche ist ihren Dienern wohl bekant, und sie machen sich dieselbe treflich zu Nutze, oder sie mißbrauchen sie vielmehr. Gleichwie sie mehr Herschaft in den Händen haben, als beym Beschluß der vorigen Regierung, so sind sie auch weit verwegener. Es wird alles nach ihrem Eigensinn oder Eigennutz entschieden. Ungeschickte Leute zu befördern, die abscheulichsten Missethäter laufen zu lassen, sind solche Dinge, deren sie sich nicht mehr schämen. Sie wagen alles, und überschreiten alle Schranken. So regieren sie das Reich. Ist das die Hofnung, die man sich von E. M. gemachet hat?

§. 430.

Fürs dritte, so haben zwar E. M. viele schöne natürliche Eigenschaften; aber sind sie denn besser damit versorget, als **Yao**, **Chun**, **Yu**, und **Tching tang**? Nach dem Exempel dieser grossen Prinzen solte ein so schöner Grund gebauet, und solche Exempel genutzet werden; aber das wird man an ihnen nicht gewahr. Haben sie im Gegentheil einmal etwas ins Gemüth gefasset, und zu thun sich vorgesetzet: so mag man sagen, was man will, man mag die üblen Folgen noch so deutlich vorstellen, so wollen sie sichs nicht gefallen lassen. Gewiß, die tapfersten Soldaten vertheidigen eine Vestung nicht mit solcher Tapferkeit, als sie auf ihren einmal gefaßten Meinungen bestehen. Es findet nichts Eingang, was man ihnen dagegen saget. Wenn mans aber so macht, so folgt man nicht der Regul unserer Weisen, daß viele Flüsse zusammen laufen müssen, wenn ein grosses Meer daraus werden soll. Ein weiser Regent höret alles, und prüfet es unpar-

partheiisch. Wenn er die verschiedenen Absichten untersuchet, diese ist von mir, jene von einem andern; diese ist von einem nahen Anverwandten, jene von einem weit entferntern; diese habe ich zuerst gehabt, jene ist mir erst hernach eingefallen. Dieser Unterschied beweget ihn nicht, von einer Seite auf die andere zu fallen. Er suchet in allen Stücken das Beste; und das ists alles. Wie kan er aber prüfen, was das beste sey, wenn er sich von dergleichen Vorurtheilen beherschen lässet?

§. 431.

Im Buch **Chu king** heists: „Wenn euch jemand einen Rath ertheilet, der eu„ren Neigungen und Vorstellungen zuwider ist, so habt ihr Ursache, zu vermuthen, daß „der Rath gut sey; er ist werth, den Nutzen und die Vortheile desselben zu erwegen. „Giebt uns aber ein anderer einen Rath, so müssen die Gründe wohl erwogen werden, „die gegen denselben streiten.„ Wenn sie nun nichts anders mit Freude und Vergnügen annehmen, als was mit ihren Gedanken und Absichten übereinstimmet; so ist die natürlichste Wirkung davon diese, daß die Schmeichler sich vermehren, redliche Leute aber verschwinden werden. Ist das aber auch ein Mittel, ihre Unterthanen glücklich und ihre Regierung berühmt zu machen? Unter der Dynastie E. M. sind die Censores eingeführet worden, die so zu reden des Regenten Ohr und Auge seyn sollen; damit weder die Minister noch andere etwas vor dem Käyser verbergen könten, daran ihm viel gelegen ist, solches zu wissen. Jetzo aber gehen alle bey Hofe einlaufende Angelegenheiten durch die Hände der Minister. Diese sind es, die alles überlegen, entscheiden, und unter gnädiger Beliebung des Regenten ihre Sprüche ausgehen lassen. Trägt sichs zu, daß ein Censor, vermöge seines Amtes, gehörige Vorstellungen thut, und Gründe davon angiebet; so lesen E. M. dessen Memorial nicht durch, sondern übergeben es denen, gegen deren Urtheile es gerichtet ist. Wo ist wol einer, der so viel Redlichkeit besässe, zu erkennen, daß dasjenige, was ein solcher Censor erinnert, besser sey, als was bereits beschlossen worden? Wo findet man einen, der zugestehen solte, daß sie unrecht dran gewesen, und daß die Bestrafung gerecht sey? Alles, was E. M. dabey gewinnen, ist dieses, daß sie den Ruhm eines Prinzen erlangen, der keine Erinnerungen leiden kan, und sich davon los zu machen suchet. Dero Bedienten aber ziehen den Nutzen davon, daß sie unumschränkte Herren sind, und daß sie die landesherliche Autorität in sicherer Verwahrung haben.

§. 432.

Diese bisher berührten Puncte betreffen keine Heimlichkeiten. Jedermann weiß es. Alle getreue und redliche Diener im Lande seufzen darüber. Aber sie fürchten sich theils vor dem Zorn E. M., theils vor der Rache derer, die jetzo alles in allem sind. Daher schweigen sie stille. Inzwischen herschen Traurigkeit, Zorn und Verdruß in den Herzen aller ihrer Unterthanen. Je mehr diese Empfindungen zurück gehalten werden, desto heftiger werden sie; und ich wundere mich gar nicht darüber, daß bisher dergleichen Verhängnisse ausgebrochen sind. Habe ich das Herz also zu reden, so geschicht es in der Absicht, daß E. M., gleichwie sie die Menschen unter sich haben, also den Himmel über sich haben; daher ich dieselben gehorsamst bitte, so wol den Absichten des Himmels, als dem Verlangen Dero Unterthanen ein Genügen zu leisten. Es wird solches nicht besser geschehen können, als wenn sie die vorhin berührten drey Puncte abstellen. Erweisen sie sich gegen die verwitwete Käyserin, wie es einem Sohn gebüret; trach-

ten sie darnach, daß sie ihre Unterthanen glücklich und vergnügt machen; beweisen sie sich gütig gegen die Prinzeßinnen ihre Schwestern, und versorgen sie gehörig, wenn es Zeit ist. Uebergeben sie ihre höchste Autorität nie in fremde Hände; denn sie gehöret sonst niemand, als ihnen ganz allein. Bey der Wahl Dero Bedienten sehen sie ja auf gute Verdienste; und bey Belohnung und Strafen betrachten sie die Grösse der geleisteten Dienste und der verübten Verbrechen. Verschliessen sie allen Schmeichlern den Zutrit, und entfernen diejenigen von ihrer Seite, die schon wirklich um sie sind. Hören sie gerne gründliche Erinnerungen, und zwar ohne Vorurtheile gegen den, der sie ertheilet. Folgen sie aber auch den heilsamsten muthig und unerschrocken.

§. 433.

Fünftes Stück.

Darin eine Rede des Ngeou yang sieou gegen die Secte Foe enthalten.

Es sind nun tausend Jahr und drüber, daß unser China das Unglück gehabt hat, von der Secte **Foe** vergiftet zu werden. Seit diesen tausend Jahren haben sich allemal Leute gefunden, die daran einen Abscheu gebabt, und gewünschet, deß sie ausgerottet werden möchte. Unsere Käyser haben dieselbe selbst durch eigene Edicte des Landes verwiesen. Man hat auch immer geglaubet, daß es wirklich geschehen sey. Dennoch hat sie immer neue Kräfte erhalten, und es ist nun so weit gekommen, daß man nach so vielfältigen vergeblichen Versuchen dieses Uebel für unheilbar hält. Ists denn aber in der That unheilbar? Nein. Man fängts mit der Cur nur nicht recht an. Wenn ein geschickter Arzt eine Krankheit heben will, so untersuchet er, wo das Uebel sitze, und woher es komme. Findet er, daß es in der Schwachheit des Temperaments oder in einer Erschöpfung der Kräfte seinen Ursprung habe; so richtet er seine Arzeneien nicht auf die Nebenzufälle, sondern geht gerade auf die Qvelle los. Er bemühet sich, die Kräfte zu samlen, und das Temperament zu stärken; da dann die Zufälle von selbst verschwinden. So müssen wirs auch machen mit dem Uebel, das wir jetzo beweinen. **Foe** war ein von China sehr weit entfernter Barbar. Seine Secte war ohne Zweifel schon zur Zeit unserer drey ersten Dynastien bekant; aber die Tugend und Weisheit, die damals regierete, gestatteten ihr keinen Eingang ins Reich. Die Unterthanen waren von ihren Pflichten unterrichtet, und die Gebräuche wurden unverletzt beobachtet. Wie konte da diese Secte zu stande kommen? Aber nach diesen drey Dynastien hat sich die Regierung gar sehr geändert. Man versäumte die Unterweisung des Volks, und die Beobachtung aller Gebräuche. Diese Nachläßigkeit nahm mehr und mehr zu, und war in Zeit von 200 Jahren so groß, daß die Secte **Foe** diese Schwachheit uns abmerkte, und ins Reich eindrang. Es muß also dieses Uebel bey der Wurzel angefasset werden. Die alten Ordnungen unserer ersten Könige müssen zum Leben kommen. Wir müssen die Unterthanen unterweisen, wie sie gethan. Die alten Gebräuche müssen wieder in den Gang kommen; so wird sich gewiß die Secte verlieren.*)

§. 434.

*) Den Ueberrest dieser Rede wollen wir nicht übersetzen. Sie ist sehr lang, und betrift nur zwey Hauptpuncte. Erstlich wird darin die alte Regierungsart beschrieben; hernach wird gezeiget, daß zur Vertilgung der Secte **Foe** nichts dienlicher sey, als wenn die alte Regierungsart wieder hergestellet und das Volk unterwiesen werde.

§. 434.

Sechstes Stück.

Darin eine Rede des vorgedachten Ngeou yang sieou enthalten ist, in welcher er die mit der Regierung verbundene Schwierigkeiten vorstellet.

Man sagt, und es ist auch wahr, daß es sehr schwer sey, in der Regierungskunst vollkommen zu werden. Aber welches sind denn die dabey befindlichen Schwierigkeiten? Eine von den grössesten bestehet in der Wahl eines ersten Ministers, und in dem rechten Gebrauch desselben. Es ist übrigens eine algemeine Regul, daß ein Regent, wenn er einmal einen zum ersten Minister erwählet, auch ein wahres Vertrauen auf denselben setzen müsse. Geschicht dieses nicht, so wird der Minister immer in Furcht und Zagen seyn, und sich nicht entschliessen können, etwas zu wagen. Wäre er auch der geschickteste Mann von der Welt, so ist alsdann seine Geschicklichkeit unbrauchbar, und es wird nichts grosses durch ihn geschehen. Wenn man aber auch alles auf einen einzigen Mann ankommen lässet, dasjenige nicht überleget, was er vorgetragen hat, oder wenn man die Meinungen anderer nicht höret, und alle Gegenvorstellungen verwirft; so werden dadurch nicht allein viele Personen mißvergnügt gemacht, sondern man stellet sich auch selbst ins blosse, und unterwirft sich vielen übeln Folgen. Gesetzt, daß es ein Regent so mache, und etwas unternehme, ohne darüber mit andern berathschlaget zu haben, sondern, daß er sich blos auf seinen ersten Minister verlasse, und es gelinget ihm von ohngefähr; so ist sehr zu besorgen, daß er sich diesen ohngefähren Zufal zum Ruhm anrechne, seinen Minister zur Ungebühr erhebe, und gleichsam triumphirend sage: wir sind die Leute, wir sehen alle weiter als die andern.

§. 435.

Ein Herr, der also gesinnet, ist gewiß sehr zu beklagen. Zwar kan ihn ein Unglücksfall gar bald aus diesem Irthum helfen, und ihn zu sich selbst bringen. Aber es kan auch leicht dieses Unglück so groß seyn, daß er alsdann seinen Irthum zu spät erkennet. Dadurch sind viele Regenten ins Verderben gerathen. Ich will nur zwey Exempel davon anführen. **Fou kien** (der sonst auch **Tsin chi hoang** heisset,) besaß einen sehr weitläuftigen Staat. Er hatte gute Soldaten, und konte bis auf 960000 Mann ins Feld stellen. Als er von dieser Höhe seiner Macht auf einen benachtbarten kleinen Staat sahe, kam ihm die Lust an, denselben an sich zu bringen. Es ist dieses, sagte er, nur ein kleiner Winkel, mit dem werde ich leicht fertig werden können. So gleich wurden Anstalten zur Eroberung gemachet. Alle Unterthanen waren mit dieser ungerechten und unzeitigen Unternehmung unzufrieden. Viele vernünftige Männer wagten es, und thaten ihm Gegenvorstellung; und es geschach dergleichen durch seinen eigenen Sohn. Aber alles umsonst; er hatte sichs einmal in den Kopf gesetzet, und an dem General **Mou yong** fand er einen Mann, der ihn in seinem Vorhaben bestärkte. Warum, sagte dieser, hören denn E. M. dergleichen Leute? Was kommt aus ihrem Geschwätz heraus? Nichts anders, als daß sie in ihren eigenen Einsichten irre gemachet werden. Seht, sagte der Fürst, das ist ein grundbraver Mann, ich habe sonst keinen gefunden, der so, wie ich gesonnen wäre, die Gränzen meines Reichs durch diese Eroberung in gehörige Sicherheit zu setzen. Die Truppen musten alsbald den Feldzug antre-

ten, und gegen Cheou tchun los gehen. Der Feind aber gewann ihnen die Vortheile ab, ehe sie sich versamlet hatten, und sie erlitten eine gänzliche Niederlage.

§. 436.

Fou kien war nicht glücklicher in seinen Unternehmungen gegen Norden. Eine Armee von 800000 Mann kam um, oder ward zerstreuet. Eben dieses begegnete dem Tsin tai von der Dynastie Tang. Diesem Herrn fiel es ein, dem Tsin das Gouvernement von Tai yuen zu nehmen, und ihn nach Kiun tcheou ins Elend zu verstossen. Kaum war dieser Vorsatz kund worden, so thaten ihm alle vernünftige Leute am Hofe den Vorschlag, es sey jetzo noch nicht Zeit. Der Prinz berief in der Nacht den Siue ouen yu, seinen Vertrauten, der die Stelle eines Kiu mi bekleidete, zu sich. Was dünkt euch von meinem Vorhaben, fragte er ihn? Er will vielen Leuten nicht gefallen. Es ist ein gemeines Sprichwort, antwortete dieser, daß wer ein grosses Haus an die Strasse bauet, solches in drey Jahren nicht zu Ende bringe. Warum hören sie denn solche Leute? Wer kan ihnen besser rathen als sie selbst? Dem Käyser gefiel diese Antwort und sagte: es hat mir letztens ein Wahrsager versprochen, daß ich in diesem Jahr einen Mann finden würde, der mir in der Regierung meines Reichs nützliche Dienste werde leisten können. An euch finde ich nun den Mann. Augenblicklich gab er ihm Befehl, die Ordre gegen den Tsin auszufertigen. Als man es des Morgens erfuhr, so erblaßten alle seine Räthe über dieser Entschliessung. Sechs Tage nachher erfuhr man, daß der Tsin einen Aufruhr angefangen, und an der Spitze eines fürchterlichen Kriegsheeres stehe. Der Käyser versank in Traurigkeit und Schrecken. Der verwünschte Siun ouen yu, rief er aus, hat mich in das Unglück geführet. Er knirschte vor Zorn mit den Zähnen, als er dieses sagte, und zog den Säbel, um denselben mit eigner Hand zu tödten. Prinz, sagte der Lisong, ihre Reue ist zu spät, das Unglück ist geschehen. Wie nun das Unglück wirklich vor der Thür und kein Mittel vorhanden war, demselben zu begegnen, so zerfloß der Käyser samt seinen Dienern in Thränen. Fou kien und Tsin tei folgten also, wider die Einsicht der meisten, dem Rath eines einzigen Mannes, der ihrer bereits gefaßten Meinung beytrat. Ihr Verderben aber ist auch ein Beweis von der damit verbundenen Gefahr. Inzwischen hatte jener keine andere Absicht, als durch eine so sichere und leichte Eroberung, wie er sie sich vorstellete, die Gränzen seines Reichs in Sicherheit zu setzen; und dieser sahe den Siun ouen yu als sein Orackel an. Er glaubte, daß durch diesen sein Reich gros und blühend werde gemachet werden. So wahr ist es, daß grosse Herren durch diejenigen, deren sie sich am meisten bedienen, ins Unglück geführet werden.

§. 437.

Ey, wird man etwa sagen, so wird ein grosser Herr auf seinen Minister kein Vertrauen setzen dürfen, so glücklich er auch gewählet worden. Das würde aber eine unrechte Auslegung meiner Gedanken seyn. Hoen kong der König von Tsi, setzte ein Vertrauen auf den Kong tchong, und Sien tchu, der König von Cheou, auf den Tchu ko leang, und beyde befanden sich dabey wohl. Aber was riethen und unternahmen auch diese beyden Minister, das nicht algemeinen Beyfall gefunden hätte? Hat man auch je erlebet, daß gegen ihre Verordnungen etwas wäre eingewendet worden? Und wenn diese Herren gewahr worden wären, daß ihre meisten Bedienten anderer Meinung gewesen wären, oder daß die Unterthanen darüber geseufzet und gemurret hätten; ists auch zu ver-

mu-

muthen, daß sie mit Beharrung bey der Meinung eines einzigen Mannes, sich allen andern verhast gemachet, und den Fluch der Unterthanen auf sich geladen haben solten?

§. 438.

Mich dünkt aber, daß bey der Regierungskunst eine noch weit grössere Schwierigkeit anzutreffen sey. Nemlich alles zu hören, was gesaget wird, und vernünftig davon zu urtheilen. Es kommen täglich mancherley Nachrichten einem grossen Herrn zu Ohren. Bald redet die Schmeicheley, und wendet alle ihre Künste und Beredtsamkeit an, um ein geneigtes Gehör zu finden. Bald lässet sich ein aufrichtiger Eifer hören, der aber nicht in den Schranken bleibet, sondern ungestüm wird. Beyde nun mit guter Ueberlegung anzuhören, ist gewiß eine schwere Sache, die aber doch die Kräfte eines vernünftigen und weisen Regenten nicht übersteiget. Gleichwie die Schmeicheley den Menschen, sonderlich aber grossen Herren leicht wohlgefällig ist; so macht sie dagegen die alzugrosse Freymüthigkeit und Offenherzigkeit leicht verdrieslich. In solchen Fällen muß sich nun ein grosser Herr weder übereilen noch in den Zorn bringen lassen. Es ist dieses zwar eine schwere Sache, aber es wird doch nur ein gewöhnliches Maas der Weisheit und Tugend dazu erfordert.

§. 439.

Welches ist denn aber die gröste Schwierigkeit? Folgende ist es. Es soll zum Exempel etwas wichtiges unternommen werden. Einige schlagen dazu solche Mittel vor, die dem ersten Ansehen nach leicht und sehr wahrscheinlich, im Grunde aber gar nicht sicher sind. Andere eröfnen dem Fürsten einen Weg, der ihn zwar dahin führet, wohin er will, aber sie stellen ihn auch so schwer und so voller Hindernisse dar, daß es unmöglich scheinet, denselben gehen zu können. Und da ist es gewiß für einen Regenten so leicht nicht, einen Schlus zu fassen und das beste zu erwählen. Eine oder zwo Begebenheiten werden das erläutern, was ich hiemit meine. Zu der Zeit, da das ganze Reich in Krieg verwickelt war, hatte der Käyser einen vornehmen General der Tchao ko hies. Dieser war ganz unstreitig ein Mann, der vom Kriegshandwerk vernünftig redete, und daher für den gröften Capitain gehalten ward. Sein Vater, der auch bey Kriegsdiensten alt worden war, unterredete sich oft mit seinem Sohn von den Kriegsangelegenheiten, und hatte ihn nie durch seine Fragen irre machen können. Nichts destoweniger hielt er ihn nicht für einen Mann, der eine Armee anführen könte. Vielmehr sagte er oft mit seufzen: Wenn mein Sohn einmal die Armee commandiren solte, so wird das Reich unglücklich seyn. Als der Vater mit Tode abgegangen war, so ernante der König bald darauf seinen Sohn zum ersten Feldherrn. Die Mutter desselben bat sich Gehör beym Könige aus, und stelte ihm vor, was ihr verstorbener Mann oft gesaget hätte. Aber der König achtete es nicht. Ko ward also und blieb der erste General. Er grif die Armee von Tsin an, verlohr aber die Schlacht und sein Leben; und nach dieser Niederlage ergaben sich mehr als 400000 Unterthanen des Tchao in den Gehorsam des Königs von Tsin.

§. 440.

Tsin chi hoang, wolte das Land King unter seine Botmäßigkeit bringen, und fragte seinen Officier, Namens Li sin, wie viel er Volk dazu nöthig habe. Dieser war ein tapferer und junger Officier. Er antwortete dem Könige, daß 200000 Mann genung wären. Indes begegnetete dem Könige ein alter General, den er um seine Meinung befragte. Dieser antwortete, daß zu dieser Unternehmung wol 600000 Mann gehöre-

höreten, wenn sie sicher ausgeführet werden solte. Chi hoang ärgerte sich über dieser Antwort. Ihr seyd, sagte er, ein alter Geck, euer Alter macht euch zaghaft. Dieser nahm hierauf seinen Abschied und begab sich nach Pe yang. Bald darauf ward Li sin geschlagen, der Feind nahm sieben grosse Städte weg, und er kam mit Schimpf nach Hause. Chi hoang erkante nun seinen Fehler, und begab sich in eigener Person nach Pe yang zu dem alten General, entschuldigte sich aufs beste, und bat ihn, das Commando über die Armee zu übernehmen. Ich habs E. M. schon gesagt, antwortete er, und ich wiederhole es: es müssen 600000 Mann auf den Beinen seyn. Chi hoang versprach, solche anwerben zu lassen. Als sie beysammen waren, führte der alte General, der Ouang tsien hies, die Armee an, und eroberte die Provinz King glücklich.

§. 341.

Diese Begebenheiten erläutern es zur Gnüge, was ich durch die Fälle gemeinet habe, die einen Fürsten in Verlegenheit setzen können. Denn was soll er thun? Einer seiner Officiers thut ihm sehr vernünftige Vorstellungen; er schlägt ihm Mittel vor; er beantwortet die Schwierigkeiten. Alles, was er saget, scheinet so leicht als vortheilhaftig zu seyn. Man sahe an den Chao und Li sin. War es nicht vernünftig, zu thun was er sagte? Nichts destoweniger verloren sie beyde. Ein anderer schlägt sehr schwere Bedingungen vor, ja die fast unmöglich scheinen; soll man sie nicht bey Seite setzen? Das war der Fall mit dem Ouang tsien. Inzwischen muste man sich entweder dazu entschliessen oder den ganzen Vortheil fahren lassen. In solchen Fällen alles hören, und davon vernünftig urtheilen, und das Beste wählen, das ist es, was ich schwer nenne. Daß übrigens Chi hoang und Chao eine so schlechte Entschliessung getroffen, dazu hat meines Erachtens eins insonderheit viel beygetragen. Alte und erfahrne Generals verhelen ihren Herren die Schwierigkeiten, die sich bey gewissen Unternehmungen äussern, so wenig, daß sie lieber dieselben grösser machen, als sie wirklich sind. Dieses aber gefält grossen Herren nicht; sie sähen gerne, wenn sich ihren Absichten gar nichts in den Wege stellete. Junge Officiers aber, die schleunig in die Höhe gestiegen, haben wenig Erfahrung, und wollen sich nur hervorthun. Sie sind feurig und muthig; von diesem Feuer lassen sie sich hinreissen, und es komt ihnen alles leicht und günstig vor. Das gefält gemeiniglich ihren Herren, insonderheit denen, die gerne den Namen grosser Conqueranten haben wollen. Sie hören einen solchen Officier gerne, dem es nicht schwer wird, eine Unternehmung anzurathen, dabey er sich sehen lassen kan. Das, sage ich, begegnet grossen Herren sehr ofte, und die vorhin genanten Herren begiengen diesen Fehler, der ihnen aber sehr theuer zu stehen kam. Der Fürst Tchao litte nur am allermeisten, daher er auch sein Versehen nicht wieder gut machen konte.

§. 442.

Ein gewisser Geschichtschreiber meldet, daß vor dem Ko der Lien po die Armee des Tchao gegen den Tsin commandiret habe. Tsin, der sich vor diesem alten General fürchtete, bediente sich einer List, denselben in seinem Vorsatz zu hindern. Er lies ein falsches Gerücht ausstreuen, als ob er sich vor dem Ko fürchte, und daß er seines Sieges gewiß versichert wäre, wenn ers nur nicht mit ihm zu thun hätte. Er sorgte auch dafür, daß solches im Vertrauen am Hofe des Tchao bekant gemacht werden muste. Dieser Herr ward zwar darüber etwas bestürzt, allein er ernante doch den Ko zu seinem Feldherrn, ohnerachtet so viele Gegenvorstellungen geschahen. Aber ach! dieser Ko war

weiter

weiter nichts als ein wüster Schwätzer. Sein Vater, der ihn gar wohl kante, hielt ihn für unfähig, eine Armee zu commandiren. Seine Mutter gab dem Könige selbst davon Nachricht. Alle andere Officiers urtheilten gleichfals also. Selbst unter den Feinden fällete man ein solches Urtheil über ihn. Nur sein Herr, der ihn am allerbesten kennen sollen, schlos die Augen zu, und eilte blindlings ins Verderben. Schreckliches versehen! davon man aber seit derselben Zeit viele Exempel erlebet hat.

§. 443.

Tai tsong, der zweyte Käyser aus dem Hause **Tang**, stellete einstens 300 Uebelthäter auf ihr gegebenes Wort auf freyen Fuß, und bestimmete ihnen eine Zeit, wenn sie wiederkommen solten. Sie kamen auch wirklich zu gesetzter Zeit wieder, und ob sie wol alle den Tod verdienet hatten, so schenkte er doch ihnen allen das Leben. **Ngeou yang hou**, der die Geschichte der Dynastie **Tang** beschrieben, hat darüber folgendergestalt critisiret. Eine unverfälschte Treue und edelmüthige Billigkeit sind solche Tugenden, die ehrliebenden Leuten besonders eigen sind. Was aber die Gottlosen anlanget, so fürchten sie sich nur vor der Strafe und vor weiter nichts. Daher müssen ihnen auch die Strafen zu Theil werden, zumal wenn es Leute sind, die mit ihren Uebelthaten längst den Tod verdienet haben. Ich finde in den Urkunden von der Dynastie **Tang**, daß man im sechsten Jahr der Regierung des **Tai tsong** 300 Uebelthätern die Gefängnisse geöfnet, und sie unter der Bedingung in die Freyheit gelassen, daß sie zu gesetzter Zeit sich wieder einstellen sollen. Was heist das anders, als sich von den lasterhaftesten Menschen eine Treue und Edelmüthigkeit vorstellen, die den weisesten und tugendhaftesten sauer genug wird? Inzwischen stelten sich doch diese auf freyen Fuß gestelte Gefangene wirklich wieder ein; kein einziger blieb aus. Soll denn aber deswegen ein tugendhafter Mann, der sein Wort hält, solte es ihm auch sein Leben kosten, einer solchen Menge böser Menschen gleichgeschätzet werden? Niemand wird leicht also denken.

§. 444.

Man wird vielleicht sagen, daß die Gütigkeit des **Tai tsong**, die er in der Loslassung dieser Leute bewiesen, die Kraft gehabt habe, die Gemüther 300 Menschen zu ändern, und daß die Dankbarkeit so vieles ausrichten könne. Hierauf antworte ich: ich sehe es gar wohl, daß **Tai tsong** die Absicht gehabt, daß die Leute also denken und reden sollen. Aber wer weis, ob er nicht bey ihrer Loslassung bey sich selbst gedacht: die Gnade, so ich ihnen erweise, wird sie auf die Gedanken bringen, daß sie völligen Pardon erhalten werden, wenn sie sich wieder einstellen; sie werden also ganz unfehlbar wieder kommen. Wer weiß, sage ich, ob **Tai tsong** nicht also gedacht, und ob ihn das nicht bewogen, sie auf freyen Fuß zu stellen? Wer weis, ob nicht dagegen die Gefangenen sich darauf einige Rechnung gemacht, daß sie wirklich Pardon erhalten würden, und ob ihnen nicht diese blosse Hofnung den Trieb gegeben, wieder zu kommen? Ich meines Ortes mag diese Handlung ansehen wie ich will, so kan ich nichts anders als Eigennutz, Kunst und Eitelkeit dabey erblicken. Was aber wahre Gütigkeit, Aufrichtigkeit, Edelmüthigkeit und Tugend heisset, davon finde ich nichts. **Tai tsong** war damals sechs Jahr auf dem Thron. Das ganze Reich hatte binnen der Zeit tausenderley Proben seiner Gütigkeit genossen. Diese 300 Menschen hatten so wol Antheil daran gehabt als andere; sie waren aber dadurch nicht allein nicht besser worden, sondern hatten auch schwere Halsverbrechen begangen. Wolte man nun sagen, daß eine Freyheit auf einige Monate sie dergestalt geändert, daß sie den

Tod als eine glückliche Umkehrung in ihr Vaterland betrachtet, daß sie die Aufrichtigkeit mit der Gefahr ihres Lebens hochgeachtet; so sagt man meiner Meinung nach etwas unglaubliches. Was wilst du denn, wird man sagen, für Beweise haben, von den Bewegungsgründen dieser Umkehrung überzeugt zu werden? Ich antworte: wenn Tai tsong alle diese Gefangene nach ihrer Wiederkunft hätte hinrichten lassen; wenn er darauf nach Verflieſſung einiger Zeit andere Gefangene auch eine Zeitlang auf freyen Fuß gestellet, und diese hätten sich, wie jene, zu gesetzter Zeit wieder eingefunden; so würde ich die Wiederkunft dieser letztern der Aufrichtigkeit und Dankbarkeit zuschreiben. Wenn man aber dieses oft thun wolte, so würde Mord und Todschlag dadurch privilegiret werden. Unsere alten Könige habens nie also gehalten. Ihre Gesetze und Schlüsse hatten die Natur und Erkäntniß des menschlichen Herzens zum Grunde. Von diesen Grundsätzen wichen sie nicht ab, und suchten durch solche ungewisse und mißliche Versuche kein eiteles Lob zu erlangen.

§. 445.

Siebentes Stück.

Darin eine Rede des Ouang ngan che an den Käyser Gin tsong enthalten, der sehr lange regierte, sich aber mit der Regierung selbst wenig beschäftigte.

Prinz! wenn man nach den Geschichten der vorigen Zeiten urtheilen soll, so ist es zu einer langen Regierung nicht genung, daß ein Regent weder gewaltthätig noch grausam sey; sondern er muß auch gegen seine Unterthanen ein zartes beständiges Mitleiden haben, welches ihn auf alle ihre Bedürfnisse aufmerksam machet, ohne welche Aufmerksamkeit sonst leicht allerley Verwirrungen entstehen können. Seit der Dynastie Han haben die beyden Vou ti, deren einer aus dem Hause Tsin, der andere aus dem Hause Leang war, am längsten regieret. Diese beyde Herren hatten grossen Verstand und Fähigkeiten. Sie führeten im Anfang wichtige Dinge aus. Da sie aber nicht genung Zärtlichkeit gegen ihre Unterthanen besassen, so wurden sie endlich träge. Weil sie von aussen keinen Krieg, und von innen keine Empörung hatten, so lebten sie ganz sicher in den Tag hinein, ohne das zu bedenken, was sich leicht zutragen könte, oder das was für ihre Personen zu besorgen wäre. Inzwischen entgiengen sie mit genauer Noth der Wuth der Rebellen, und sie musten es erleben, daß die Palläste ihrer Vorfahren niedergerissen wurden, daß ihre Weiber und Kinder in die gröste Dürftigkeit geriethen, daß die Felder mit dem Blut unzähliger ihrer Unterthanen angefüllet waren, und daß diejenigen der Hunger fraß, die dem Schwerdte entgangen waren. Welch ein Schmerz muß es einem wohlgearteten Sohn seyn, wenn er seine berühmte Vorfahren also entehren lassen muß! Welch eine Betrübniß für einen lieben Vater, dergleichen ein Regent gegen seine Unterthanen seyn soll, wenn er siehet, daß Städte und Felder mit Leichen bedecket sind! Sie hatten sich nicht vorgestellet, daß ihnen dergleichen jemals werde begegnen können. Sie erfuhren nun, aber alzuspäte, daß dieses unvermuthete Unglück eine Frucht ihrer Nachläßigkeit sey.

§. 446.

Gewiß, das Reich ist gleich einem grossen und kostbaren Gefäs. Soll dasselbe in einer gehörigen Stellung erhalten werden, so müssen die weitesten Gesetze dabey beobachtet wer-

werden. Will man es in Ruhe und Sicherheit besitzen, so muß die Bewahrung desselben den vernünftigsten und aufrichtigsten Personen anvertrauet werden. Hat nun ein Regent keine zärtliche und standhafte Liebe gegen seine Unterthanen, so wird er mit der Zeit der Arbeit überdrüßig, die zur geschickten Wahl der Bedienten, und zur Handhabung der Gesetze erfordert wird. Er lässet Jahr und Tag darüber hingehen, ehe er an etwas ernstliches denket; und ob er wol dabey die Absicht hat, ruhig und vergnügt zu leben, so wird doch die Ruhe auf die Weise nicht befördert. Es müssen endlich allerhand Zerrüttungen daraus entstehen. Sie haben, gnädigster Käyser, einen hellen Verstand, viele Weisheit und Geschicklichkeit; sie lieben ihre Unterthanen. Bedenken sie aber wohl, daß sie schon seit geraumer Zeit regieren, und wenn sie nicht das Schicksal der vorhin gedachten drey Fürsten erleben wollen, so muß die Liebe zu Dero Unterthanen sie erwecken, die nöthige Sorgfalt für das Reich mit Muth und Standhaftigkeit zu übernehmen, wenn sie anders die Ruhe und Ehre ihres Reichs erhalten wollen.

§. 447.

Die wichtigsten Bedienungen sind heut zu Tage nicht mit den geschicktesten und tugendhaftesten Personen besetzet. Die Gesetze haben nicht ihre gehörige Kraft und Ansehen. Die, so am Ruder sitzen, entkräften sie durch ihr gegenseitiges Verhalten am allererſten. Unter ihren Officiers herschen grosse Unordnungen; und unter dem gemeinen Volk ist Armuth und Elend anzutreffen. Das Verderben der Sitten wird von Tag zu Tage grösser. Die Misbräuche greifen weiter um sich. E. M. aber, welche die Vorzüge und Annehmlichkeiten des Throns geniessen, bekümmern sich um nichts, nicht um die Wahl getreuer und geschickter Diener, nicht um die Mittel, die zu Erhaltung guter Ordnung dienlich sind. Ich meines Ortes kan nicht bergen, daß mir eine solche Unordnung sehr zu Herzen gehe, daher es mir auch nicht möglich ist, solches vor E. M. zu verhelen. Wer so regieret, dessen Reich kan nicht lange Bestand haben. Die Regenten, davon ich oben Erwehnung gethan, haben es erfahren. Machen sie sich ja das Unglück derselben zu Nutze. Denken sie nicht, daß zur Sicherheit ihres Reichs genung von ihnen geschehen sey. Ich getraue mir zu sagen, daß in dieser Absicht nie zu viel geschehen könne. Ja ich setze noch dis hinzu; wenn Dero Gleichgültigkeit noch länger dauret, so ist sehr zu besorgen, daß sie E. M. sehr theuer zu stehen kommen, und daß zuletzt nichts anders als eine fruchtlose Bereuung daraus entstehen werde. Eine schwere Krankheit erfordert eine starke und angreifende Arzney. Ich bitte daher E. M. gegen die Bitterkeit dieses Mittels nicht so empfindlich zu seyn, als gegen die Gefahr derjenigen gefährlichen Krankheit, davon sie befallen sind. E. M. haben mir die Ehre erwiesen, daß ich mich Dero Person nähern darf, da sie mir die oberste Aufsicht über Dero Leibwache anvertrauet. Ich habe also auch eine besondere Verbindlichkeit auf mir, auf alles dasjenige ein genaues Auge zu haben, was der guten Ordnung, der Ruhe des Reichs, und dem Ruhm Dero geführten Regierung nachtheilig seyn könte. Solte ich mir auch darüber die Ungnade E. M. zuziehen, so will ich doch lieber meinem wichtigen Amt ein Genügen thun; in der gewissen Ueberzeugung, daß E. M., wenn sie geruhen werden, meine Vorstellung reiflich zu erwegen, die Erheblichkeit derselben besser als andere einsehen, und sich zur nöthigen Ausübung derseben erwecken werden.

§. 448.

Achtes Stück.

Darin eine Abbildung des Ouang ngan che enthalten ist. Denn als der Verfasser dieser Abbildung der Sou siun sahe, daß jener, von dem er sich allerley nachtheilige Vorstellungen machte, am Hofe immer höher stieg, und den höchsten Würden sehr nahe kommen war, so entwarf er das Portrait von seiner Person, und schickte es dem Tchang ngao tao heimlich zu, um demselben damit zu verstehen zu geben, daß der Ouang nicht zum Staatsminister gemachet werden möchte.

§. 449.

In den Angelegenheiten dieser Welt folgen gewisse Wirkungen so natürlich aus gewissen Ursachen, daß ich glaube, man könne dieselben zum voraus ganz sicher anzeigen. Aber ein Mann, der ausser dem Range oder alzu gelassen ist, wird es nicht mit Vortheil thun können. Wenn die Dünste der Erde um den Mond einen Dunstcreis machen, so sagt jedermann, daß wir starken Wind bekommen werden. Wenn die Felsen schwitzen, so sagt jedermann, daß es regnen werde. Woher komts, daß die Unwissensten in solchen Fällen von einem auf das andere schliessen; hingegen aber die Vernünftigsten die natürlichen Verbindungen nicht einsehen, die sich zwischen gewissen Ursachen und ihren Wirkungen finden? Von aussen verwirret uns das Interesse: man hat seine Ansprüche, man hat auch seine Furcht. Innerlich aber werden wir von mancherley Leidenschaften bestritten. Gegen diesen hat man eine Zuneigung, gegen einen andern aber einen Abscheu.

§. 450.

Als ehedem der Chan kiu yuen den Ouang yen zu Gesicht bekommen hatte, so sagte er ohne Bedenken von ihm, daß er das Reich betriegen und die Unterthanen unglücklich machen werde. Als Kuo fuen yang den Lou ki geprüfet hatte, so sagte er: wenn dieser Mensch empor komt, so wirds um unsere Nachkommen geschehen seyn. Wie viel sicherer kan man solches heut zu Tage zum voraus sagen, daß dieses die unausbleiblichsten Wirkungen seyn werden, wenn ein gewisser Mensch weiter befördert wird. Anlangend den Ouang yen, so melden die Geschichte von ihm, daß er die Verstellungskunst volkommen verstanden, und daß er ein gewisses einschmeichelndes Wesen an sich gehabt, dessen er sich bedienet, andere zu berücken und zu übervortheilen. Er war ein Heuchler und Betrüger, doch war er nicht geizig und rachgierig. Hätte damals nicht ein so schwacher Käyser regieret, so würde Ouang yen nicht so viel Verwirrung haben anrichten können. Was aber den Lou pi betrift, so war er ein Bösewicht, der vermögend war, alles zu wagen; aber er besaß weder Wissenschaft noch Artigkeit. Seine Gesichtsbildung, seine Worte, sein Betragen hatte nichts reizendes an sich. Nur ein so blöder Herr, als Te tsong war, konte sich von einem solchen Menschen regieren lassen. Aus dem allen hätte man schliessen sollen, daß die Andeutungen von dem Ouang yen und Lou pi nicht alzu gewiß hätten seyn können.

§. 451.

Heut zu Tage aber thut sich ein Mensch hervor, der die weisesten Maximen des Confucius und Lao tse immer im Munde führet; der aber in der That nur der Methode des Koan tchong *) folget. Er hat sich einen Anhang von solchen Gelehrten gemacht, deren

*) Dieser war ein Minister des Königs von Tsi, hoen kon, der sonst nichts als Leute qvälen konte.

ren Glück nicht so groß ist als ihr Ehrgeiz; mit diesen stelt er die auf seinen Zweck zielenden Unterthanen in eigener Sprache an. Sie nennen sich dabey mit neuen Namen. Die Glieder dieser Gesellschaft bemühen sich, ihren Anführer über alles zu erheben. Man trägt kein Bedenken, ihn einen andern Hien gen yuen, oder einen vom Tode erweckten Mong tse zu nennen. Untersucht man ihn aber im Grunde, so ist er ein Erzbösewicht, der eine unersättliche Begierde und blutdürstige Bosheit unter einem äusserlichen guten Schein verbirget. Mit einem Wort, er stelt in einer Person den Ouang yen und den Lou pi zugleich vor. Denket nun selber nach, was man sich von ihm zu versprechen habe. Was sein äusserliches Wesen anlanget, so bestehet es in folgendem: wenn andere Leute sich natürlicher Weise bemühen, ihr Gesicht zu waschen und ein reines Kleid anzulegen; so affectirt er dagegen ein schmuziges Betragen. Seine Kleider sind aus grobem Hanf gewebet, und er frist nicht viel besser, als die Hunde und Schweine. Er trägt seinen Kopf wie ein gefangener Dieb, und sein Gesicht sieht aus, als ob er die tiefste Trauer hätte. Bey einem jeden Schritt betet er Sprüche aus unsern canonischen Büchern King; aber an seinem Verhalten findet man nicht eine Spur davon. Es ist aber gar was gewöhnliches, daß ein Mensch, der wieder alle Natur und wieder alles vernünftige Betragen anderer Menschen äusserlich etwas singulares annimt, im Grunde ein Erzbösewicht sey, und sich nur zu verstellen suche. So machten es ehemals Yn chu tiao und koi fang, als sie sich am Hofe des Fei einschmeicheln und alles umkehren wolten. Eben so machts auch unser Ritter. Ich sehe dabey, daß er wieder alle gute Absichten eines löblichen Regenten, wieder alle Einsichten vernünftiger Minister, immer von einer Stufe zur andern in die Höhe steiget. Erlanget er die höchste, so wirds ein groß Unglück für unser Reich seyn. Hält man ihn in seinen Schritten auf, oder entfernet ihn gar, so wird der gemeine Mann, der davon nicht unterrichtet ist, mich ohne Zweifel tadeln, und über mich Beschwerde führen. Es ist Schade, wird man sagen, es war doch ein wohlverdienter Mann. Der Sou siun ist in seinem Verdacht und Muthmassungen zu weit gegangen. Steiget er aber weiter, und leget die wenigen Schritte, die zur höchsten Würde noch übrig sind, zurücke, so wird er meine Weissagung wahr machen, und ich werde die Ehre haben, ein Prophet zu heissen. Trauriger Trost für einen Mann, dem das Beste des ganzen Reichs am Herzen liegt.

In dem Buch, daraus wir dieses genommen, wird gemeldet, daß dieser Mann wirklich Staatsminister geworden, daß diese Weissagung des Sou siun eingetroffen, und daß das Andenken desselben noch verflucht sey. Folgende Vorstellung zeuget von seinen Unternehmungen.

§. 452.

Neuntes Stück.

Dessen Inhalt folgender ist: Im neunten von den Jahren, die man Hi ning nennet, bekam Tchin kie eine Commißion zur Bereisung einiger Provinzien. Wie er nun dabey Gelegenheit gefunden, das äusserste Elend des Volks mit Augen zu sehen, so machte er einen Entwurf davon, um solchen dem Käyser vorzulegen. Ouang ngan che, der damals erster Minister war, wuste wohl, daß man das Elend der Unterthanen einem neuen Befehl zuschrieb, dessen Urheber er gewesen. Er hielt deswe-

gen alle bey Hofe einlaufende Berichte zurück. Tchin kie aber bediente sich einer List, und brachte seinen Abriß samt folgender Vorstellung an den Käyser.

Prinz! ich habe mit meinen Augen die Verwüstung angesehen, die im abgewichenen Sommer durch die Heuschrecken verursachet worden. Der darauf folgende Herbst und Winter ist ausserordentlich trocken gewesen. Wir sind jetzo dem Beschluß des Frühlings nahe, und es ist noch kein Regen gefallen. Durch die grosse Dürre ist das Getraide verderbet. Die kleinkörnigte Saat hat nicht in die Erde gebracht werden können, nicht einmal die Erbsen. Der Reiß ist sehr theuer, und steiget noch täglich im Preis höher. Jedermann ist traurig und voll Furcht. Unter zehen von ihren Unterthanen müssen allemal neune besorgen, Hungers zu sterben. Man hat daher aller ausgegangenen Verbote ungeachtet die Sprossen der Bäume im Frühjahr abgestreifet; die Flüsse und Seen sind rein ausgefischet worden; ein jeder reget, was er regen und bewegen kan, um theils Dero Bedienten zu bezahlen, theils ein Maas Reiß zum täglichen Unterhalt zu erkaufen. Die Bäume sind also in den Feldern verwüstet. Die Gewässer sind von allen Fischen erschöpfet, und, welches das betrübteste, die Barbaren üben an den Gränzen allerhand Frevel aus.

§. 453.

Woher mag dieses Unglück rühren? Nirgend anders her, als weil E. M. Diener am Hofe und in den Provinzien ihrem Amt schlecht vorstehen, und bey Verwaltung desselben weder Vernunft noch Tugend zur Vorschrift erwählen. Ach gewiß! es ist nichts leichters, als grossen Wiederwärtigkeiten die Wege bahnen. Nichts aber ist schwerer und seltener, als dieselben von ferne wahrnehmen. Es sind dieselben gleich den Sturmwinden, die aus unmerklichen Ursachen almählig entstehen, aber plötzlich ausbrechen und alles mit sich wegreissen. Wenn das Blut stromweise in dem Felde fliesset, so rufet jedermann aus: es ist alles verloren! o welch ein Unglück! welch ein betrübtes Schicksal! Die Weisheit aber bestehet nicht darin, daß man ein geschehenes Unglück beseufze, sondern daß man demselben aufs kräftigste zuvor komme, und das im Ausbruch begriffene Böse in etwas Gutes verwandele. Das Unglück, das ich jetzt vorgestellet habe, ist nicht ohne alle Mittel. Ich bitte nur, E. M. wollen keine Zeit dabey versäumen, und nur augenblicklich Dero Schatzkammer und Vorrathshäuser öfnen, um den Armen zu Hülfe zu kommen, und insonderheit die beschwerlichen Befehle aufheben, die eine neue Erfindung ihrer Minister sind, daran Weisheit und Tugend keinen Antheil haben. Wie sie auf die Weise die Absichten des Himmels erfüllen, so können sie auch versichert seyn, daß er den Unordnungen der Natur abhelfen, Regen und fruchtbare Zeiten bescheren, und dadurch den verschmachtenden Unterthanen das Leben wieder schenken, und den Segen samt Ruhm und Ehre auf alle ihre Nachkommen bringen werde.

§. 454.

Es ist sehr viel daran gelegen, sagt man gemeiniglich, daß der Regent und die unter ihm stehende Minister sich inwendig und auswendig kennen. Ach wenns doch jetzo insonderheit so wäre! So wenig ich meines Ortes auch Einsichten habe, so weiß ich doch so viel, daß E. M. ein zärtliches und mitleidiges Herz gegen Dero Unterthanen hegen. Seit dem sie auf dem Thron sind, haben sie die unleugbarsten Merkmale davon an den

Tag

Tag geleget, Sie haben unter den vorgelegten Anschlägen allemal die erwählet, die dem Volk am zuträglichsten gewesen. Es ist ihnen nichts so nahe am Herzen gewesen, als das Leben und Zufriedenheit ihrer Unterthanen. Sie sähen gerne, wenn sie so lange lebten und vergnügt wären, als zu den Zeiten des Yao und Chun. Ihre wahre Ehre würde nicht diese seyn, ihre Cammern und Kasten volzustopfen, und den Ueberschuß des ganzen Reichs zu häufen. Von einem für einen grossen Herrn so unanständigen Ehrgeiz sind E. M. gewiß weit entfernet. Aber Dero Bediente so wol am Hofe, als in den Provinzien, kennen entweder die innerliche gute Gesinnung ihres Herzens nicht, oder wollen sich muthwillens nicht darnach richten. Man höret von nichts als neuen Auflagen, Strafen und Grausamkeiten. Das Volk, das so wol dem Himmel als Ihnen zugehöret, stecket in der äussersten Noth. Dero Bedienten, als die Urheber ihres Unglücks, sehen es mit einem gelassenen Auge an, ohne davon gerührt zu werden, oder auf Hülfsmittel zu denken. Da nun E. M. so beschaffen sind, als ich sie beschrieben, und Dero Diener hingegen so, als ich sie abgeschildert: so frage ich billig, was aus solcher Ungleichheit zu erwarten sey?

§. 455.

Ich weiß gar nicht mehr was ihre Diener wollen. Nur so viel sehe ich, daß alle Tage auf neue Mittel gesonnen wird, Schätze zu häufen, und daß sie dabey keine andere Regul, als ihre Neigungen und Eigensinn haben. Dabey pflege ich zu mir selbst zu sagen: giebts denn solche unglückliche Zeiten, da es ganz und gar an tugendhaften Leuten fehlet? Wählet denn der Regent seine Diener nicht wohl, oder weiß er sie nicht zu regieren? In dem glückseligen Alterthum hatten alle Unterthanen bis auf die Bauren und Kohlenbrenner einen algemeinen Eifer für das Beste des Staats. Ein jeder suchte die gute Absicht seines Regenten zu fördern. Heut zu Tage aber fehlet es so gar den Censoren an dem nöthigen Eifer. Sie sind alle stumm; oder wenn auch einige reden, so thun sie es nur zu ihrer eigenen Sicherheit, und entschuldigen sich eines Amtes halber, welches zu verwalten sie nicht Muth genung haben. Indes werden ihre ersten Minister durch einen unersättlichen Geiz zu allerhand Niederträchtigkeiten verleitet, so, daß die warhaftig Tugendhaften und Weisen im Reich keine Gemeinschaft mit ihnen haben, ja sie nicht einmal im Vorbeygehen grüssen.

§. 456.

Soll man dieses der Zeit, soll man es E. M. selbst zuschreiben? Wenn ich es der Zeit zuschreiben will, so erinnert mich mein Gedächtniß, daß Yao und Chun einen Hoan, Ki und andere dergleichen Leute gehabt; daß Tching tang und Ven vang einen Y und Liu gehabt; daß unter der Dynastie Han und Tang und Ven vang alle löbliche Regenten mit tugendhaften und wohlgesinten Officiers versehen gewesen; daß es auch unter dieser Dynastie vom ersten Anfang also gehalten worden, und daß zwischen dem Regenten und seinen Ministern eine solche Uebereinstimmung vorgewaltet, dergleichen zwischen dem Herzen und den Gliedern angetroffen wird. Es war eine wundernswürdige Harmonie, die durch die Stimme des Regenten unterhalten ward. Alles vereinigte sich zum Besten des Staats. Und in dem Staat selbst ward eine gleiche Uebereinstimmung angetroffen. Aber unter E. M. Regierung findet sich solches nicht mehr. Auf Seiten E. M. findet man zwar lauter Liebe und Gnade; aber bey Dero Ministern gerade das Gegentheil.

§. 457.

§. 457.

Kan man es nun nicht dem Unterschied der Zeiten zuschreiben, so muß es wol daher rühren, daß E. M. in der Wahl Dero Diener und in der Regierung derselben nicht der besten Methode nachgehen. Merken sie solches wohl. Es betrift das Wohlergehen ihres Hauses, daß die Diener besser gewählet und im Zügel gehalten werden. Derjenige, der um einer Mahlzeit willen, die ihm zufälliger Weise gegeben worden, so gleich seine Dankbarkeit erweisen will, der läst oft seinen Vater Noth leiden, der ihn so viel Jahre gefüttert hat. Das ist eine Unordnung, die sonderlich unter dem gemeinen Mann angetroffen wird. Heut zu Tage aber herschet sie auch unter den vornemsten Bedienten des Reichs. Es ist eine bekante Warheit, daß der Regent und Unterthan in einem solchen Verhältniß stehen, als Vater und Sohn. Noch viel mehr müssen sich also die vornemsten Bedienten, die der Landesherr durch so viel Vorzüge und Besoldungen von den andern unterschieden, gegen ihn als Kinder gegen einen Vater beweisen. Aber was geschicht jetzo? Auf der einen Seite erblickt man einen Herrn, der voll Gütigkeit ist, und den das Elend seines Staats rühret; auf der andern Seite aber findet man Bediente, die mit ihren Besoldungen nicht zufrieden sind, und die ihren Regenten nicht als einen Vater, sondern als einen Fremden und Unbekanten betrachten, und gegen die Noth des Landes ganz unempfindlich sind. Kan man sich wol was kläglichers vorstellen? Einige sagen zu ihrer Entschuldigung: ich bleibe in meinem Sprengel, ich thue, was mir zukomt, um das andere lasse ich mich unbekümmert. Was soll ich mich damit belästigen. Elende Entschuldigung! Es ist wahr, es giebt mancherley Aemter und Verrichtungen am Hofe eines grossen Herrn; aber ein jeder, er bekleide ein Amt, welches er nur wolle, ist seinem Regenten einen kindlichen Gehorsam schuldig. Wer es daran fehlen lässet, der handelt weit schlimmer, als wenn er bey Beobachtung seiner Pflicht einen vornehmen Bedienten beleidigte; und der Vortheil, den er von der Gefälligkeit gegen einen einigen Menschen hat, sey so groß als er wolle, was ist derselbe gegen das zu rechnen, wenn er den Käyser des Himmels beleidiget. Ich begreife gar wohl, daß eine solche Vorstellung an einigen Höfen, die eben so herlich und noch fürchterlicher sind, als der Hof E. M. ist, für einen Frevel und grosse Beleidigung werde angesehen werden. Ich weiß es, was ich mich für einer Gefahr unterwerfe; aber ein zehentausendfacher Tod kan mich nicht zaghaft machen. Die Ursache meiner Unerschrockenheit ist diese: ich habe oben den Himmel über mir, dessen Befehle ich in Ehren halte. Unter dem Himmel ist mein Regent und dessen Haus, gegen welches ich einen unverletzlichen Eifer hege. Unter dem Regenten ist das Volk, gegen welches mein Herz zärtlich mitleidig ist. Solte ich auch in kleine Stücke zerhacket werden; warum solte ich meiner bey solcher Gelegenheit schonen? Wer achtet eine zerqvetschte Ameise?

§. 458.

Ich komme von einer Commißion zurück, die mich genöthiget verschiedene Gegenden zu bereisen, dadurch Dero Truppen marschiret sind. Wenn man den Zustand ansiehet, darin sich die Leute befinden, so solte man glauben, daß im ganzen Reich kein einziger Käyserlicher Bedienter seyn müsse, der bey der Noth des Volks nur empfindlich wäre. Die Männer verkuppeln ihre Weiber an andere; die Eltern verkaufen ihre Kinder; die nächsten Anverwandten zerstreuen sich und irren allenthalben herum; im Felde ist alles verwüstet; man schonet weder der Maulbeerbäume noch anderer fruchttragen-

den

den Bäume. Die Verwüstung ist ganz unersetzlich. Viele reissen ihre Häuser nieder, und verkaufen sie stückweise. Der hat wegen Geldes, der andere wegen zu entrichtenden Getreides den Exeqvier im Hause. Die unbarmherzigen Gläubiger aber sind E. M. eigene Bediente und Commißarien. Das arme Volk verschmachtet unter diesem Druck. Man kan dieses Elend unmöglich ansehen, ohne an seinem Herzen verwundet zu werden. Ich rede hier nicht von hören sagen; ich habe alles selber mit angesehen, was ich melde; ich habe den Tag in meinem Buche aufgezeichnet; aus diesem Tagebuch habe ich einen Abriß gemacht, darauf alles vorgestellet ist, wie sichs befindet. Wie ich nun nichts angezeiget, daß ich nicht selbst gesehen hätte; so können E. M. leicht urtheilen, daß in meinem Entwurf nicht der hunderste Theil enthalten sey. Ich zweifle indes gar nicht, es werde das angezeigte allein hinlänglich seyn, E. M. zum Mitleiden, zum Seufzen und zu Thränen zu bewegen. Ich vereinige mit dieser Charte meine Bitte; ich bitte unterthänigst, E. M. wollen beydes untersuchen, und wenn, nachdem das geschehen, warum ich gebeten, (§. 456.), es in zehen Tagen nicht regnet; so lassen sie mir den Kopf vor die Füsse legen, als einem solchen Menschen, der keine Furcht vor dem Himmel gehabt, und der seinen Regenten betrogen. Finden aber E. M. meinen ertheilten Rath für gut, so verlange ich nicht allein keine Belohnung, sondern ich will auch ewig meinen Fehler erkennen, daß ich mich mehr unterstanden zu reden, als mir nach meinem Rang gebühret.

§. 459.

Als **Chin tsong** diese Charte samt der beygefügten Bittschrift erhalten, so untersuchte er sie ganz allein, und seufzete dabey oft sehr tief. Darauf steckte er diese Schrift in den Ermel, und gieng in den innern Pallast. Er brachte die ganze Nacht schlaflos zu. Des morgens gab er einen Befehl, der aus 18 Artickeln bestund, und der alles in sich fassete, was **Tchin kie** vorgeschlagen hatte; und das erweckte unter dem Volk ein algemeines Freudengeschrey. Den dritten Tag darauf fiel ein starker Regen, der sich sehr weit ausbreitete. Als sich die Minister einstelleten, ihren Glückwunsch deswegen abzulegen; so zeigete er ihnen die Supplic und Zeichnung des **Tchin kie**. Und damit verband er einen Verweis, den sie ganz demüthig und auf den Knien liegende anhöreten. Einige Tage darauf bat der **Ouang ngan che** um seinen Abschied. Man wuste warum, und wer sein Angeber gewesen. **Tchin kie** muste also eine Beute der Creaturen des **Ouang ngan che** werden. Er ward seines Amts entsetzet, muste sich als eine Obrigkeitliche Person nach **Ng tcheou** schicken lassen, und bald darauf wurden die alten Auflagen dem Volk wieder aufgebürdet.

§. 460.

Zehentes Stück.

Darin die Lust, Krieg zu führen, dem Käyser Chin tsong wiederrathen wird, als er sich dieselbe durch einige über eine benachbarte Nation erhaltene Vortheile hatte anwandeln lassen.

Prinz! die Liebe zum Kriege und die Liebe zu den Weibern sind zwo Leidenschaften, die sonst weit von einander entfernet sind. Indes vergleicht man sie mit einander, und sie haben wenigstens diese Aehnlichkeit, daß, gleichwie derjenige Regent, der sich

von der Weiberliebe beherschen lässet, auf mehr als eine Art seine Tage verkürzet; also auch derjenige Regent seinen Staaten vielfältigen Schaden zufüget, den die Lust, Krieg zu führen, besessen hat. Unsere alten und weisen Könige, führten nicht eher Krieg, als wenn sie dessen nicht überhoben seyn konten. Hatten sie einen Vortheil über den Feind erhalten, so war ein langwieriger und glücklicher Friede die Frucht davon. Hatten sie aber den Kürzern gezogen, so liessen sie es gewiß nicht aufs äusserste kommen. In den letzten Zeiten ist es ganz anders gehalten worden. Unsere Regenten führen Krieg, weil sie es so beliebt, und ohne eine Noth dazu zu haben. Sie mögen also überwinden, oder überwunden werden, so sind ihre Kriege allemal schädlich. Werden Sie überwunden, so zieht der Krieg die traurigsten Wirkungen nach sich; doch sind diese noch bey nahe nicht so kläglich, als wenn sie den Sieg davon getragen haben.

§. 461.

Ein weiser Regent, der diese Wahrheit einsiehet, überlässet sich nicht der kriegerischen Hitze, sich durch Feldzüge sehen zu lassen, wenn er auch gleich eines Sieges gewiß versichert seyn könte. Er erweget vielmehr das Ungemach des Krieges, und entschliesset sich nicht eher, als in der äussersten Noth dazu. Werden hunderttausend Menschen ins Feld gestellet; so komt darüber alles in Bewegung. Es gehen täglich unbeschreibliche Unkosten drauf; Millionen Familien werden gequälet; die Schatzkammern und Vorrathshäuser werden ausgeleeret; die Unterthanen werden erschöpfet, von Kälte und Hunger geplaget, und im Reich hört man nur von Stehlen, Plündern und andern Zerrüttungen. Die Verwundeten, die Sterbenden, und alle, die darunter leiden müssen, lassen ihr Murren gegen den Regenten ausbrechen, und bringen allerhand Fluch und Plagen über ihn und sein Land. Bald höret man, daß ein General seine geleisteten Dienste so hoch taxiret als er will. Bald üben die ausser Diensten befindlichen Soldaten, lauter Strassenraub und Aufruhr aus. Endlich ziehet der Krieg tausend andere Ungemächlichkeiten nach sich, und der Fluch so vieler Unschuldigen muß nothwendig sowol über den Regenten viel Böses bringen, der gerne krieget, als auch über die, so ihm dazu rathen. Wie viel Fürsten findet man, die entweder eine Starke Neigung zum Kriege gehabt oder sich so leicht darin verwickeln lassen, und solches Urtheil erfahren!

§. 462.

Der Himmel hat E. M. einen kriegerischen Muth und starken Geist gegeben. Sie haben die Absicht, die Stärke und Reichthümer des Reichs zu vermehren. Kaum waren sie auf den Thron gestiegen, als man an ihnen eine Begierde nach schönem Gewehr bemerkte, welches sie sich häufig anschaften. Die benachbarten Staaten und Dero eigene Unterthanen, die auf ihre Handlungen und Worte sehr genau merkten, machten daraus den Schluß, daß sie geneigt wären zum Kriege. Diejenigen, so damals ihre Minister waren, sahen dieses so gut ein, als andere; aber sie hatten entweder nicht den Willen, oder nicht das Herz, sich auf eine gute Art den ersten Ausbrüchen dieser Neigungen zu widersetzen. Selbst die Censores schwiegen stille, und erinnerten E. M. im geringsten nicht. Dadurch ist die kriegerische Neigung immer mehr bevestiget worden; darauf haben sie den Siue kiang und Hoan kiang zur Seite bekommen, die von Natur eines unruhigen Temperamentes waren; sie haben ihnen verschiedene Unternehmungen als vortheilhaft und anständig vorgeschlagen, und andere, die sie vorher schon gestimmet hatten, musten sie noch mehr dazu bereden. Man fieng also einen Krieg an.

Man

Man hat öftere Treffen geliefert, und die Schatzkammer ist bey der Fortsetzung desselben merklich erschöpfet worden. Und dennoch sind die Kriege, die in den Jahren **Kang ting** und **King li** geführet worden, kaum so betrübt gewesen, als dieser. Der Himmel ist erzürnet, die Unterthanen sind betrübet, die auf den Gränzen liegenden Soldaten aufrührisch, der ganze Hof unordentlich gemachet; und E. M. selbst dahin gebracht worden, daß sie des Tages nur einmal Tafel gehalten; und doch war alles zu späte. Das war die Frucht von den Feldzügen, davon man E. M. so viel Vortheile und Ehre versprochen hatte. Woher komt das? Daher, daß E. M. selbst den Krieg gesucht haben, ohne daß sie jemand dazu genöthiget, und weil ihre Truppen nicht so wol gegen den Feind, als gegen sie selbst entrüstet waren.

§. 463.

So betrübt aber der Verlust auf dieser Seite war, so war es doch auf der andern Seite eine besondere Gnade, die ihnen der Käyser des Himmels in Ansehung ihrer Vorfahren erwies. Aber auch diese Gnade hat ihnen nicht viel genutzet. Es fanden sich einige leichtsinnige und flüchtige Leute um E. M., die nicht vermögend waren, den eigentlichen Grund der Dinge einzusehen. Ihre Worte und Dero Neigungen, denen sie schmeichelten, liessen E. M. in so vielen Niederlagen gar nichts schimpfliches erblicken. Sie wolten schlechterdings alle diese Scharten durch einen grossen Sieg wieder auswetzen. Daher rührten die Unternehmungen des **Hi ho, Mei chan,** und **Nu lou.** Sie fielen zwar nicht so übel aus, als die vorhergehenden; aber kan man auch solche Kriege glücklich nennen, dabey so viele unschuldige Personen ums Leben kommen, dadurch der Staat erschöpfet wird, und deren ganzer Vortheil darin bestehet, daß man einige unnütze Gegenden erobert, und den Namen eines Conqveranten davon trägt. Dieser falsche Schein einer Ehre bewog sie zn einem neuen Feldzug gegen **Ngan vou,** oder **Tong king,** ohne die damit verbundenen Ungelegenheiten zu erwegen. Der Aufwand, den allein der Marsch erforderte, war unbeschreiblich. Unzählige Menschen starben blos bey den Frohndiensten. Dero Armee, die aus mehr als 100000 Mann bestund, ward von allerhand Krankheiten aufgezehret, ehe sie den Feind zu sehen bekam. Dieses unerwartete Unglück schien das kriegerische Feuer bey E. M. in etwas zu erlöschen. Aber es ward diese Leidenschaft bald wieder lebendig. Ein neuer Feldzug muste unternommen werden. Unter der Anführung des General **Li hien** erhielten Dero Truppen einige Vortheile, und E. M. wusten sich vor Freuden nicht zu lassen. Sie befahlen, man solte immer weiter fortfahren, und es scheinet fast, als ob sie im Grunde ihres Herzens die benachbarten Staaten bereits für eine sichere Beute hielten.

§. 464.

Die Absichten des Himmels sind unergründlich. Ich meines Ortes verehre und fürchte sie. Wenn es im Felde zu einem Hauptreffen gekommen ist, und Dero Armee den Sieg davon getragen hat, so müssen die Curiers geschwinde fort, und E. M. Nachricht von einem Siege bringen. Die Grossen des Hofes eilen gleichfals herzu, und legen die gewöhnlichen Glückwünschungen ab. Ein jeder bemühet sich, unsere Vortheile am besten heraus zu streichen, und seinen Glückwunsch aufs wohlgefälligste einzurichten. Inzwischen liegen eine Anzahl ihrer Unterthanen, die durchs Schwerdt umgekommen sind, auf der Wahlstadt. Die Strassen sind mit solchen angefüllet, die bey den Frohnfuhren liegen blieben. Viele ihrer Unterthanen sind durch die Grausamkeit der Steuer-

bedienten dahin gebracht worden, ihre Häuser zu verlassen und in der Irre herum zu gehen. Die Männer verhandeln ihre Weiber; auf den Strassen begegnen einem lauter verblaßte Todtengerippe, die aus Verzweifelung nach dem Strick greifen. Hier beweinet ein alter Greis seinen Sohn, die einzige Stütze seines Alters. Dort beweinet ein Sohn seinen Vater, dem er bey der Kriegsunruhe nicht die schuldige Pflicht erweisen können. Hier klagt ein armer Wäise, dort treibet eine Witwe ein klägliches Geschrey. Von dem allen bekommen E. M. nichts zu sehen und nichts zu hören.

§. 465.

Es verhält sich hierin fast wie mit Dero Mahlzeiten. Man trägt denselben Rindfleisch, Schöpsenfleisch und anderes Fleisch auf, nachdems die Jahrszeit mit sich bringet. Sie essen auch davon mit Vergnügen. Wenn sie aber vor der Mahlzeit diese Thiere unter den Händen der Schlächter gesehen, wie sie geschrien, wie sie sich gewehret, wie sie endlich der Gewalt nachgeben müssen, wie sie erwürget, auf ein Bret geleget, und in kleine Stücke zerhacket worden; so würden sie es nicht essen können, und wenn es auch noch so gut zugerichtet wäre; die Hände würden ihnen zittern und beben. Was würde nun alsdann erst geschehen, wenn E. M. den kläglichen Anblick so vieler sterbenden Menschen sehen, und das erbärmliche Geheul derer hören solten, die ihr Leben für ein Unglück schätzen? Was würden sie für ein Vergnügen an einem solchen Siege, und für eine Freude in den Glückwünschungen dazu finden können? Gewiß, wenn sie auch die geschicktesten Generale, die auserlesensten Truppen, die siegreichste Armee, so viel Gold, Silber, und Kriegsgeräthe, als **Vou ti**, **Ven ti**, **Tai tsong** und **Sin tsong** hätten; so solten sie doch Bedenken tragen, sich ohne die äusserste Noth in einen Krieg einzulassen, in Erwegung, daß diesen vier Käysern die Lust zum Kriege schlecht bekommen. Wie viel mehr Ursache haben sie, sich zu fürchten, wenn sie den gegenwärtigen Zustand der Sachen erwegen? Die Officiers, die E. M. jetzo haben, sind mit jenen nicht zu vergleichen. Die Schatzkammern und Vorrathshäuser sind erschöpft. Es können ja kaum den Bedienten ihre gewöhnliche Besoldungen ausgezahlet werden.

§. 466.

Ich bin alt, und habe E. M. lange Jahre zu dienen die Ehre gehabt. Mein Eifer, der jederzeit aufrichtig gewesen, und täglich stärker wird, machet, daß ich viele Nächte schlaflos zubringe, und daß ich oft bey meinem Tische seufze und Thränen vergiesse. Es ist eine bekante Regul, daß man, ehe man etwas unternimt, wohl prüfe, ob dasselbe auch wol mit den Absichten des Himmels übereinstimme. Jsts demselben gemäs, so wird es auch gewiß gelingen; wo nicht, so wird es fehlschlagen. Die gewöhnlichen Merkmale, daraus man urtheilen kan, ob etwas dem Himmel angenehm sey, sind theils der ordentliche Lauf der Jahrzeiten, und die daraus erwachsende Fruchtbarkeit des Landes, Ueberfluß und andere Begebenheiten der Natur; theils eine Unordnung der Natur, Mangel, Hungersnoth, und andere dergleichen Verhängnisse. Nun aber haben wir in den letzten Jahren lauter schreckhafte Dinge gehabt, Sonnenfinsternissen, ausserordentliche Zeichen an den Gestirnen, Erdbeben, Ueberschwemmungen, Dürre und ansteckende Seuchen unter dem Volk. Dieses alles ist auf einander gefolget, und es wird nicht viel fehlen, daß nicht die Helfte der Unterthanen dabey drauf gegangen. Aus dem allen können E. M. meines Erachtens urtheilen, ob solche Unternehmungen dem Himmel angenehm sind oder nicht. Jnzwischen wollen doch E. M. von dem gefasten

Vor-

Vorhaben nicht abstehen; sie verwickeln sich immer mehr und mehr. Ich kan nicht bergen, daß ich mich darüber eben so sehr wundere, als betrübe. Wenn ein Sohn seinen Vater beleidiget hat, denket er nicht darauf, denselben wieder auszusöhnen? Durch Fleiß, Aufmerksamkeit, Gehorsam und Ehrerbietung giebt er zu erkennen, daß er seinen Fehler erkenne und bereue. Und wenn dieses geschicht, so wird er ihm auch vergeben. Wenn aber der Sohn statt dessen sich so weit vergehen solte, daß er das ganze Haus seines Vaters aufrührisch machte, daß er die Bedienten in Gegenwart seiner Eltern schlüge und mißhandelte, würde das ein Weg zur Versöhnung seyn? oder würde er es werth seyn, daß man ihm sein Verbrechen vergäbe?

§. 467.

Erinnern sich doch E. M. der vorigen Zeiten. Untersuchen sie doch, wodurch die vorigen Dynastien glücklich oder unglücklich gemachet worden. Insonderheit aber merken sie auf die Merkmale und Zeichen, die ihnen der Himmel giebt. Lassen sie doch in Erwegung derselben allen kriegerischen Vorsatz fahren. Bemühen sie sich, ein gut Verständniß mit ihren Nachbarn zu unterhalten, gute Ordnung und Ueberfluß am Hofe und im Reich zu befördern, die Unterthanen glücklich und Dero Thron vest zu machen. Wenn ich eine solche Aenderung erst erlebete, so wolte ich alsdann meine Augen gern und willig schliessen; solte ich auch in einem Morast ersticken, gern und willig wolte ich sterben. Kao tsou, der Stifter der Dynastie Han, hatte die Ehre seines Throns mit dem Blut mehr als eines tapfern Helden erkauft; und Ovang vou ti, der dieses Haus wieder hergestellet, muste manches Treffen wagen, und erfochte einen Sieg nach dem andern. Inzwischen war doch Kao tsou der erste, der mit den benachbarten Nationen Friede machte. Und Ovang vou ti hörete die Friedensvorschläge mit vielem Vergnügen an, die ihm von seinen abendländischen Nachbaren gethan wurden. Fehlte es etwa diesen Herren an Muth oder an Geschicklichkeit Krieg zu führen? Im geringsten nicht. Aber die lange Erfahrung hies sie aufs künftige sehen, und allen gefährlichen Folgen vorbeugen. E. M. aber sitzen in ihrem Pallast ganz ruhig, und befehlen, ohne viel zu bedenken, daß man den angreifen und jenen vertreiben soll. Vielleicht bin ich zu furchtsam, daß ich so denke? So viel erkenne ich, daß ein solches Vertrauen mir etwas ausschweifendes zu seyn scheinet. Allein was mache ich? Wenn man einem grossen Herrn was aus dem Sinne reden will, so muß man eine gelegene Zeit erwarten, da er es selbst schon überdrüßig ist; alsdann kan man leicht seinen Zweck erreichen. Aber wenn man seine Leidenschaft aufhalten will, da sie noch in der gröSten Hitze ist, so versuchet man etwas gefährliches. Und dieses ist bey den Leidenschaften am allererSten wahr, die man den Ehrgeiz, den martialischen Trieb, und die Ehre des Sieges nennet. Diese Leidenschaft hat eine ungewöhnliche Gewalt über das menschliche Herz. Wer davon beherschet wird, wäre er auch ein Gelehrter vom untersten Rang, der wird sie schwerlich überwinden können, so lange sie in ihrer gröSten Stärke ist. Ja, ich wiederhole es nochmals, es wird eine starke Seele, ein durchdringender Verstand, eine mehr als mittelmäßige Weisheit und Mäßigung erfordert, wenn man eine Leidenschaft in ihrer Stärke aufhalten, die Gegenvorstellungen mit Geduld hören, den Einsichten eines andern Raum geben, das Nützliche von dem Gerechten unterscheiden, und seinen Begierden Einhalt thun will. E. M. aber, wie sie von Natur den Krieg lieben, sind darin jetzo mehr hitzig, als jemals. Ich weiß es, und da ich mich dem ohngeachtet unterstehe, denselben

durch diese Rede den Krieg zu wiederrathen, so geschicht es erstlich deswegen, weil ich die Ehre habe, dieselben zu kennen, und nicht gesonnen bin, dieselben mit andern Fürsten überhaupt in Ansehung desjenigen, was man Mäßigung und Grosmuth nennet, zu vermengen. Zum andern, weil ich nicht zweifele, daß E. M. mit der Zeit diese Leidenschaft gereuen wird, und daß sie es denen schlechten Dank wissen werden, die zu Dero Person nahen dürfen, und ihnen keine Gegenvorstellung gethan. Endlich, weil ich nun alt bin, und bald in der andern Welt Dero verstorbenen Vater finden werde, von dem ich nicht gern einen Verweis haben möchte, daß ich so, wie alle andere stille geschwiegen. E. M. wollen dieses erwegen, und übrigens diese Verwogenheit Dero Diener zu Gnaden halten.

§. 468.

Eilftes Stück.

Darin eine Rede des vorgedachten Souche von der Regierungskunst enthalten ist. *)

Man sagts und es ist auch wahr, daß, ob wol zu unruhigen Zeiten bey der Regierung eines Reichs ganz andere Maasreguln genommen werden müssen, als wenn alles ruhig und ordentlich ist, dennoch eine jede Zeit ihre eigenen und wolbekanten Maasreguln habe. Daher komts, daß ein weiser Regent, oder geschickter Minister, wenn eine Verwirrung entstehet, sich zwar betrübet, aber nicht aus seiner Fassung komt; sondern er weiß, was in dergleichen Fällen zu thun ist. Ist eine Ueberschwemmung oder Dürre entstanden, dadurch die Unterthanen in Mangel und Dürftigkeit gerathen, daß sie auseinander laufen, stehlen und plündern; so weis man, daß alsdann dieses das beste Mittel sey, den armen Unterthanen die Nothdurft zu verschaffen, und dadurch den Frieden zu befördern. Thut sich ein Aufrührer hervor, der einen Theil des Reichs an sich ziehen will, und zu dem Ende an der Spitze einer Armee stehet, so weis man, daß man ihm mit einer stärkern Armee die Spitze bieten muß. Misbrauchet ein undankbarer Favorit die Gütigkeit seines Fürsten, und macht sich zum Herrn über Leben und Glück mit Ausschliessung seines Regenten; so weis man, daß man einen kurzen Proceß mit ihm anstellen und ihn strafen müsse, wie ers verdienet. Versuchen benachbarte Barbaren einen Einfall in unsere Gränzen; so muß man auf die Bedeckung derselben gehörig bedacht seyn. Es ist wahr, daß solche Unordnungen vielerley Unheil nach sich ziehen; aber man sieht sie doch, man erkennet ihre Ursache; und eben deswegen ist man im Stande denselben gehörig zu begegnen. Alsdan aber wird man in allerhand Verlegenheit gesetzet, wenn ein Staat allerley Arten solches Unheils erfahren muß, ohne daß man die Ursache davon weis. Man weis also auch nicht, wo man sich hinwenden soll, und muß, so zu reden, mit geschlossenen Armen einen schreklichen Umsturz erwarten. Und auf dem Fuß stehet es heut zu Tage.

§. 469.

Es sind bey nahe hundert Jahre, **) daß das Reich, eigentlich zu reden, in keinen Krieg verwickelt gewesen. Daher hat man auch viel wunderbares von der friedlichen Regierung

*) Es ist diese Rede sehr lang, daher alhier nur ein Auszug mitgetheilet wird.

**) Dieses Stück gehört der Zeitordnung nach vor das vorige, es ist aber schon mehrmals bemerket worden, daß in der Samlung, daraus dieses genommen, keine chronologische Ordnung beobachtet worden sey.

gierung geredet. Im Grunde aber ists nur ein schöner Name. Und in der That fehlet gar viel daran, daß der Staat als ein gesunder und ruhiger Cörper betrachtet werden könne. Es leidet derselbe unter mancherley Zerrüttungen vieles, und ist in grosser Gefahr; aber man weis die Ursache davon nicht. Wir haben weder Ueberschwemmungen noch dürre Sommer gehabt. Inzwischen klagt das Volk, es seufzet, es murret, als ob die unfruchtbarsten Zeiten gewesen wären. Man weis von keinem Rebellen, der einen Anschlag gegen das Reich angefangen; und die Einkünfte desselben wollen doch nicht zureichen. Am Hofe findet man keinen Favoriten, der sich seines Credits schädlich bediente. Inzwischen aber herschet doch auch die Einmüthigkeit unter den Ministern nicht, die doch zu einer guten Regierung unentberlich nöthig ist. Die benachbarten Barbarn hatten seit langer Zeit keinen Einfall auf unsere Gränzen versuchet. Nichts destoweniger erhält man hie und da öftere Nachrichten von allerhand Empörungen. Ich sage es nochmals, der Zustand, darin wir uns heut zu Tage befinden, ist bedenklich und gefährlich.

§. 470.

Ein Arzt besucht seine Kranken; er befühlt ihren Puls; er betrachtet ihr Gesichte, ihre Geberden und ihre Stimme. Nach den Reguln seiner Kunst urtheilet er, ob ihre Krankheit von der Kälte oder Hitze, oder von dem Streit zwischen beyden herrühre. Davon hat er seine Reguln, und er läst keine Verlegenheit dabey blicken. Man führt ihn darauf zu einem andern Patienten. Dieser ist ein solcher, der da fühlet, daß er krank sey, ohne zu wissen, woher. Er isset, er trinket, und verrichtet bey nahe seine Geschäfte so gut, als sonst. Wenn man ihn fragt, so kan ers nicht sagen. Sein Puls ist zwar nicht so beschaffen, wie der Puls eines gesunden Menschen, gleichwol läst sich auch nichts sicheres daraus schliessen; komt er in die Hände eines schlechten Arztes, so wird dieser sagen: Possen! was wird ihm viel fehlen. Komt aber ein Pieng tsi, oder ein Tsong kong *) über ihn; so geräth er in Bestürzung. Er findet, daß diese Krankheit tiefe Wurzeln habe, und daß sie eben deswegen schwerer zu heben, weil sie so schwer zu entdecken. Er erkennet, daß die gewöhnlichen Mittel hier nicht viel fruchten werden, daher sorgt er dafür, daß ein solcher Kranker ganz anders tractirt werden müsse.

§. 441.

Ich sehe, daß unsere heutigen Gelehrten die verschiedenen Begebenheiten aus den Dynastien Han und Tang zusammen tragen, und sie mit unsern canonischen Büchern in möglichste Verbindung zu bringen suchen, auch ihre Nachrichten davon sehr sorgfältig fassen. Sie meinen, daß damit dem Uebel unserer Zeiten abgeholfen werden könne. Aber sie sind meiner Meinung nach sehr unrecht dran. Unsere Krankheiten sind so beschaffen, daß ich in ihren Bemühungen kein Mittel dagegen finden kan. Der Regent muß selbst munter werden, und allen Gliedern seines Staats eine Bewegung geben; damit sie eine Wirkung spüren, und zwar eine solche, die von ihm als ihrem Oberhaupte herrühre. Wenn ich in den Geschichten den Verfall der Abendländischen Han untersuche; so finde ich, daß weder Tyranney noch Verschwendung einigen Antheil daran gehabt. Die Regenten, unter welchen sich dieser Verfall zugetragen, waren diesen Lastern nicht ergeben; dagegen waren sie überaus faul und nachläßig. Sie liebten die Ruhe dergestalt, daß sie, um einer Arbeit von einigen Monaten oder Jahren überhoben zu seyn, ihren Staat und ihr Haus einem Unglück von etlichen Jahrhunderten unterwarfen. Ein Regent ist in seinem Staat dasjenige, was der Him-

*) Es sind dieses zween berühmte chinesische Aerzte.

Himmel in der ganzen Welt ist. Die beständige und unabläßige Bewegung desselben erhält diese Unterwelt in ihrer Ordnung. Das Licht der Sonne und des Mondes und der andern Sterne, die dessen Zierrathen sind, der Donner, der dessen Stimme ist; Regen und Thau, die dessen Wohlthaten sind, dieses alles, sage ich, sind Früchte seiner Bewegung. Und wenn der Himmel ohne Thätigkeit und Bewegung bliebe; so würde unser Erdboden nicht lange bestehen können.

§. 472.

Wenn unser Regent nach diesem hohen Muster eine so glückliche Triebfeder wäre, wenn er sich alle Tage in einem neuen Glanz zeigete, wenn er mit einer unbesiegten Standhaftigkeit allen seinen Unterthanen wiese, daß er den Titul eines Souverain nicht umsonst führe, sondern daß er zum Besten des Staats wirke und geschäftig sey; so würden alle vernünftige Leute ihm mit ihren Einsichten beystehen, alle redliche im Lande würden ihm mit ihrem Blut und Leben dienen, und wenn auf die Weise die Wirksamkeit des Regenten gefordert würde, so würde alles möglich seyn. Aber so lange der Regent träge und unentschlossen ist, und nicht wissen lässet, was er will, oder vielmehr deutlich genug offenbaret, daß er nichts will; was können da seine Diener ausrichten, wenn es auch lauter Liu, Tsi und Ki wären? Ich erfordere daher vor allen Dingen von einem Regenten eine Geschäftigkeit und einen wirksamen Willen, sein Reich wirklich zu regieren. In dem nachfolgenden werde ich zeigen, wie solches mit Nutzen und Vortheil geschehen könne.

§. 473.

Nachdem nun Sou che denjenigen Fürsten den Text gelesen, die um einiger Unbeqvemlichkeiten willen die Gesetze und Verordnungen immer ändern, so sagt er weiter: Diejenigen, die solche Gesetze geben, sind gemeiniglich pedantische Gelehrte, die sich dabey auf ein und anderes Exempel aus dem Alterthum gründen. Und ob ich wol meines Ortes in unsern heutigen Gesetzen hin und wieder Fehler finde, so glaube ich doch nicht, daß davon die schlechten Folgen der Regierung herrühren; sondern von den Leuten, die dieselben handhaben sollen. Es verhält sich mit den Gesetzen und Ordnungen in einem Staat, wie mit den fünf Tönen in der Music. In der Verbindung derselben kan es wol nicht fehlen, daß nicht einige wollüstig und weibisch lauten solten. Eben so gehts mit den Gesetzen; sie mögen so gut abgefasset seyn als sie wollen, sie sind nie ohne Unbeqvemlichkeiten. Das wusten unsere alte Weisen gar wol; daher waren auch ihrer Gesetze und Ordnungen sehr wenige. Uebrigens verliessen sie sich auf die Weisheit und Tugend derer, die auf die Gesetze hielten. Der Regent muß alle mögliche Sorge anwenden, einen geschickten Mann zum ersten Minister zu erwählen; alsdann aber muß er auch ein Vertrauen auf ihn setzen, und ihn davon überzeugen. Merket der Minister, daß sein Principal unausforschlich gegen ihn bleibet, so ist er immer zaghaft und hinterhältig; er kan seine Fähigkeit nur halb brauchen, und wird also keine grosse Thaten thun. Und das ist heut zu Tage um so viel nöthiger, da ein Minister, wenn er die Sachen auf einen guten Fuß setzen will, in derjenigen Unempfindlichkeit grosse Hindernisse finden wird, die fast alle Glieder des Staats angestecket hat, und welche machet, daß man um das Zukünftige ganz unbekümmert ist. In solchen Umständen muß ein Minister das Herz haben, sich über die algemeine Vorstellungen zu erheben, und bösen Gewonheiten die Spitze zu bieten. Das wird aber nicht anders geschehen können, als daß er den Neid, die Verleumdung und Lästerung rasend macht. Wenn er sich nun nicht auf das Herz seines Regenten verlassen kan, wie will ers aushalten?

§. 474.

§. 474.

Hierauf beschweret sich dieser Sou che, daß die Käyser gemeiniglich den Zutritt zu ihnen schwer machten, theils wegen des unerträglichen Hochmuths und Stolzes, damit sie ihren Dienern begegneten, theils wegen der niederträchtigen und beschwerlichen Ceremonien, die dabey beobachtet werden müsten. Er zeiget, daß es die Käyser in den ältesten und den unmittelbar darauf erfolgten Zeiten ganz anders gehalten hätten. Es ist wahr, sagt er, daß das Alterthum den Regenten eine ihrem hohen Stande würdige Majestät anbefohlen, und daß sie auf alle ihre Worte und Handlungen eine beständige Aufmerksamkeit beweisen sollen. Aber es ist auch das gewis, daß einige Gelehrte von schlechter Ueberlegung die Worte der Alten übel gedeutet, und ihren Hochmuth genähret haben. . . . Darauf redet er dem regierenden Käyser zu, daß er als das Oberhaupt des Reichs aufwachen, ein neues Leben annehmen, und alles andere in Bewegung bringen solle. Zu dem Ende trägt er folgende fünf Artickel vor:

1. Die Staatsminister und vornehmsten Kriegsbedienten sind unstreitig nebst dem Regenten diejenigen, auf welche beym Glück oder Unglück des Staats sehr vieles ankomt. Und mich dünket, es wäre gut, wenn E. M. dieselben oft vor sich forderten, und sich mit ihnen von den Staatsangelegenheiten unterredeten. Dieser mit ihnen gehaltene geheime Rath würde vielerley Gutes nach sich ziehen; wenigstens würden sie Gelegenheit haben, ihre Diener von Grund aus kennen zu lernen.

2. Die Tai tcheou tse *) sind diejenigen, denen sie das Wohl der Unterthanen in den Provinzien übertragen haben. Es wäre gut, wenn diese, so oft sie abgiengen und anderswohin versetzet würden, erst Befehl bekämen, sich am Hofe einzufinden, und daß E. M. sich Zeit nähmen, mit ihnen zu sprechen, und sie wegen der Gewonheiten und Sitten, und wegen anderer Staatsangelegenheiten auszufragen, und nach den Mitteln zu erkundigen, deren er sich bey Verwaltung seines Amtes bedienet. Ausser dem Nutzen, den E. M. von einer solchen Unterredung hätten, würden sie auch die Fähigkeiten einer solchen obrigkeitlichen Person erkennen lernen.

3. Unsere Käyser haben zu allen Zeiten gewisse besondere Diener um sich gehabt, deren Amt gewesen, sie mit nützlichen Gesprächen zu unterhalten, oder ihnen etwas aus den Büchern King vorzulesen. Seit geraumer Zeit aber ist diese Bedienung entweder unbesetzt gewesen, oder so schlecht verwaltet worden, daß man sich keinen Nutzen davon versprechen können. Inzwischen ist es eine höchstweise Einrichtung, wenn alles seine gehörige Richtigkeit hat. Ich wünschte demnach, daß E. M. die geschicktesten Köpfe zu dieser Bedienung aussuchen, statt einer frostigen Herlesung der Bücher King an den Texten dieses Buchs Gelegenheit nehmen möchten, sich mit solchen Leuten über die nützlichsten Begebenheiten der vorigen Zeiten zu unterreden.

4. Wenn unter den Nachrichten und Memorialen, die aus den Provinzien bey E. M. einlaufen, sich solche finden, die so wol ihres Inhalts als ihrer Ausführung nach nicht nach gemeinem Schrodt und Korn sind, so würde es gut seyn, wenn E. M. die Verfasser derselben an den Hof kommen liessen, daß sie dieselben befragten, daß sie ihnen Merkmale ihrer Gnade angedeien liessen, ihnen ein Lob beylegten, solte es auch nur zum Zeitver-

*) Ein solcher heisset heut zu Tage Tchi fou; er hat gemeiniglich einige Städte vom zweyten und dritten Rang unter sich.

vertreib geschehen und ihnen die Freyheit geben, E. M. mit allerhand nützlichen Nachrichten zu dienen.

5. Ob wol die geringeren Bedienten des Reichs ordentlicher Weise keinen Zutrit zum Käyser haben, so würde es doch gut seyn, wenn E. M. sichere Nachricht einzuziehen suchten, daß der und der sein Amt wohl verwaltete, und wenn sie hernach einen solchen plötzlich zu sich forderten, ohne daß er wüste warum? daß sie ihm wissen liessen, wie sie von seiner Conduite benachrichtiget wären, und ihm einige Merkmale Dero Gnade kund werden liessen. Es würde daraus nicht nur nichts nachtheiliges entstehen, sondern auch ein gutes Mittel seyn, einen solchen zur Ehre und Tugend zu ermuntern, samt allen denen, die seines Standes sind. Die Anzahl derselben ist groß, und da ihre Besoldungen sehr mäßig sind, und ihre Entfernung vom Käyser alzu groß ist, so kan dadurch leicht eine Nachläßigkeit bey ihnen erwecket werden. Diese so wol als das ganze Reich würden daraus erkennen, wie zärtlich das Herz E. M. gegen Dero Unterthanen sey, wie sehr viel ihnen daran liege, sie glücklich zu machen, wie hoch sie Tugend und Verdienste schätzen. Und das würde, meines Erachtens, ein neues Mittel seyn, die Anzahl nützlicher Bedienten zu vermehren und der unnützen zu vermindern.

§. 475.

In einem andern Artikel läst sich **Sou che** also vernehmen. Wenn am Hofe keine Klagen einlaufen, und dennoch im Reich alles so zugehet, daß niemand zu klagen Ursache hat; wenn ferner keine Bittschriften überreichet werden, und ein jeder im Reiche hat, was er wünschet oder vernünftiger Weise wünschen kan: so ist solches eine Wirkung eines löblichen und volkommenen Regimentes, ein Beweis von der grösten Weisheit und Uneigennützigkeit, damit das Reich regieret wird. So gieng es ehemals unter den glücklichen Regierungen des **Yao** und **Chun** her. Kan man es auch nicht dahin bringen, daß alles Klagen und Bitten eingestellet werde, so muß man wenigstens dafür sorgen, daß dieselben schleunig und unverzüglich abgefertiget werden, damit die Bedienten des Reichs ihre weite Entfernung vom Hofe nicht merken, und daß das gemeine Volk einen freyen Zutrit zu den Bedienten der Provinzien habe. Aber so siehts heut zu Tage nicht aus. Bringet jemand seine Klage wegen Unterdrückung oder sonst wegen einer dringenden Noth an, und stellet sein Recht vor; so ists nicht anders, als ob ers dem Himmel geklaget hätte; es komt keine Antwort zurück. Die Minister und andere hohe Bedienten untersuchen nicht den Grund der Sache selbst, sondern verlassen sich auf ihre Subalternen. Und diese sind gemeiniglich niederträchtige und eigennützige Seelen, die nichts thun, wo sie nicht Geld sehen. Giebt man ihnen, so wird man in einem Tage abgefertiget. Erscheinet man aber mit leeren Händen, so wird die Sache ganze Jahre verzögert. Und wenn man auch die gerechteste Sache vor sich hat, die niemand versagen kan; so weiß man sie so lange vest zu halten, bis sie los gekaufet worden. Die geringsten Kleinigkeiten müssen mit Gelde los gemachet werden, oder es hat kein Ende.

§. 476.

Unter einigen der vorhergehenden Dynastien findet man eine Zeit, da die Gesetze, weil sie entweder schlecht überleget oder schlecht beobachtet worden, zu vielerley Betrügereyen und Ungerechtigkeiten Gelegenheit gaben. Heut zu Tage ist zwar diese Pforte verschlossen, dagegen aber eine andere aufgethan. Man treibt mit den Gesetzen selbst einen Handel. Soll ein Mensch Unrecht haben, so sucht man in dem Umfang unserer Gesetze etwas, das ei-

einen scheinbaren Vorwand geben muß, ihn mit seiner sonst gerechten Sache zu verdammen. Will man dagegen einen andern begünstigen, der baar bezahlet hat, so mag seine Sache so verzweifelt böse seyn als sie will, man weiß sie so lange zu drehen, daß sie auf die Gesetze passen muß. Man beschweret sich heut zu Tage über die Menge der Streitsachen. Gewiß nicht deswegen, als ob jetzo mehr wären, als in den vorigen Zeiten; sondern daher rühret es, weil die vornehmsten Diener des Käysers nicht arbeitsam sind, und die Sachen ausfertigen; weil sie sich ferner auf ihre Subalternen verlassen, welche letztern die Sachen mit Fleiß so lange im Recht schweben lassen, bis sie ihren Vortheil dabey gezogen. Deswegen häufen sich die Processe täglich, monatlich und jährlich, und man kan das Ende derselben nicht absehen. E. M. müssen ihre Minister und Räthe arbeitsam und hurtig machen, sonst ist kein anderer Rath.

§. 477.

Unsere alten Könige fürchteten sich davor am allermeisten, daß einer von ihren Unterthanen den Muth verlieren, und in dem Vorsatz verzagt gemachet werden möchte, sein Glück und seine Ehre weiter zu treiben. Diese weise Regenten wusten gar wohl, daß, wenn es mit einem Menschen dahin gekommen, derselbe nicht halb gottlos bleibe, sondern so schlimm werde, daß er nicht gebessert werden könne. Daher war dieses eine ihrer vornehmsten Bemühungen, alles so einzurichten, daß ihre Bedienten weder Begierde noch Hofnung verloren, und also auch nicht ermüdet werden konten. Wie sie nun in solcher Absicht verschiedene Aemter und Ehrenstufen angeordnet, und denselben Besoldungen beygeleget; so gaben sie dieselben auch nur fähigen und geschickten Personen, doch schlossen sie niemanden von der Hofnung aus, auch dazu zu gelangen. Der Weg zu solchen Ehren und Würden stund allen Unterthanen offen, und diejenigen, die nicht dazu gelangeten, hatten es nur ihrer eigenen Nachläßigkeit und Faulheit zuzuschreiben. Daher merkte man nicht allein in allen Ständen des Reichs, einen Trieb Gutes zu thun, sondern auch eine wunderswürdige Standhaftigkeit, um sich selbst nicht wieder ungleich zu werden.

§. 478.

Welches war aber das Geheimniß unserer alten Fürsten, dadurch sie diesen Zweck erreichten? Folgendes war es. Weil sie wusten, daß der Sohn eines grossen und vornehmen Mannes, wenn er aus der Art schläget, nichts aufzuweisen habe, das ihm vor dem Pöbel einen Vorzug geben könte; so sahen sie bey Besetzung der Ehrenstellen blos auf Fähigkeiten und Verdienste. Und darin waren sie so unveränderlich vest, daß sich niemand, so vornehm auch seine Herkunft war, eine Beförderung versprechen konte. Dadurch ward den Kindern vornehmer Eltern ein Zügel angeleget, der ihre natürliche Frechheit zurücke hielt, und sie dagegen antrieb, ihren Stand durch Verdienste zu unterstützen. Eben dadurch aber bekamen die, so geringeres Standes waren, und eine Empfindung von Ehre hatten, einen Sporn, sich hervor zu thun. Dadurch entstund im Reich eine edle Eifersucht, deren Wirkungen ganz wunderswürdig waren. O wie wohl kanten unsere alten Weisen die menschlichen Gemüther! Mit der Zeit hat man sich von diesem Wege entfernet. Man findet Bedienungen, die blos Leuten von einem gewissen Character zu Theil werden; und dazu hingegen andere nicht gelangen können, wenn sie auch noch so viel Verdienste hätten. Es heist zwar gemeiniglich, daß nur verdiente und tugendhafte Leute befördert werden solten; wenigstens sagt mans. Aber ich sorge gar sehr, daß es schlecht beobachtet werde. Zum Exempel, es ist heut zu Tage eine ausgemachte

Sache; ist einer ein Tseng ßee oder Licentiat geworden, so steht ihm der Weg zu Bedienungen offen, dabey Ehre und Brodt ist. Heist das aber nicht zu geschwinde geeilet? Ein solcher Mensch hat etwa ein Examen glücklich überstanden; wer kan doch daraus urtheilen, daß er zu solchen Aemtern hinlängliche Gaben und Fähigkeiten habe? das schlimste dabey ist dieses, daß man solchen den Weg verschliesset, die eines gewissen geringen Standes sind, oder ihnen ein gewisses Ziel setzet, welches sie nicht überschreiten können, wenn sie gleich wolten. Die Aufseher über die Städte vom zweyten und dritten Rang, wenn sie einmal caßiret worden, können nach jetziger Gewonheit nicht wieder befördert werden. Man macht also Leute aus ihnen, die, weil sie nicht wissen, wohin? die nichts weiter zu hoffen und zu verlieren haben, fähig werden, alle Bosheiten auszuüben, und dem Volk unaussprechlichen Schaden zu thun. Es mag unter denselben mancher ein ehrlicher und geschickter Man seyn: aber er begehet unglücklicher Weise einen Fehler, um deswillen er abgesetzet wird. Alsdann ist nun kein Amt mehr vor ihn im Reich; alle Wege sind ihm verleget. Er wird also in Verzweifelung gestürzet, und in die Gefahr gesetzet, die abscheulichsten Bosheiten auszuüben.

§. 479.

Ich wünschete, daß denjenigen Bedienten, die ihres Amtes entsetzet würden (es sey denn, daß sie die schändlichsten Verbrechen ausgeübet, die einen grundbösen Menschen verrathen) Mittel und Gelegenheiten übrig gelassen würden, ihre Fehler zu verbessern; wenigstens solte man sie nicht von aller Hofnung der Beförderung ausschliessen. Gleichwie die geringeren Bedienten bey den Tribunalen unentberliche Leute sind, so hat man es für gut befunden, um sie allemal bey der Hand zu haben, sie in den Provinzien zu versorgen. Man hat Ursache gehabt, es also einzurichten. Weil aber diese Bedienten gemeiniglich nicht viel gelernet haben, so hat man ihnen ein gewisses Ziel setzen müssen, wie weit sie in die Höhe steigen können; dergestalt, daß, wenn sich unter solchen Leuten einige finden solten, die der höchsten Ehrenämter würdig wären, dennoch nicht dazu gelangen oder weiter in die Höhe steigen können, so lange sie in solchen Bedienungen stehen. Ich finde daran etwas unbilliges. Denn ein Mensch, der in eine solche Bedienung trit, sucht sich wenigstens zu unterscheiden, und zu Ehren zu kommen. Verschliesset man ihm nun den Weg auf dieser Seite, so hat er weiter nichts zu hoffen, als daß er reicher werden könne. Und da ist leicht zu begreifen, daß er auf diesen Zweck rechtschaffen bedacht seyn werde; und es ist sehr zu besorgen, daß der Geiz der herschende Affect seines Herzens werden, und ihn zu schändlichen Dingen verleiten werde. Eben dieses sage ich von denen, die eine gewisse Summe Geldes in den königlichen Schatz zahlen müssen, und alsdann eine Bedienung erhalten, jedoch mit der Clausul, daß sie nicht weiter befördert werden können. Da ist leicht zu gedenken, daß sie ihren Dienst so gut nutzen werden, als sie können; es ist zu besorgen, daß sie die Gerechtigkeit verkaufen, und die Unterthanen tüchtig plagen werden. Ich wünschete, daß man sich keines Menschen also bedienete, daß er genöthiget wäre, sich einer solchen Versuchung zu überlassen. Billig solte man einem jeden, den man befördert, den Weg offen lassen, nach seinen Fähigkeiten und Verdiensten weiter befördert zu werden.

§. 480.

Ein vernünftiger Regent achtet sich selbst nicht weiter, auf dem Thron sicher zu seyn, als in so ferne die Herzen seiner Unterthanen in der Liebe zum Guten bevestiget, und dagegen

gegen von allem entfernet sind, was ungerecht und unvernünftig genennet werden kan. Wurden denn diejenigen, die unter den drey Dynastien mit Gefahr des Lebens dieneten, blos durch die Hofnung der Belohnung oder durch die Furcht der Strafe in der Ausübung ihrer Pflichten erhalten? Nein, sondern ihr Herz war im Guten und in der Liebe zur Gerechtigkeit gegründet; sie konten sich nicht überwinden, das Gegentheil davon zu thun. Blösse, Hitze, Hunger, Schmach und Tod waren nicht vermögend, sie gegen ihren Regenten pflichtvergessen zu machen. Deswegen haben diese Dynastien so lange Zeit bestanden. Aber unter den folgenden Käyserlichen Häusern ist es nicht also geblieben. Man hat gefunden, daß die Leute um eines mäßigen Gewinstes willen, und bey der geringsten anscheinenden Gefahr, ihre Pflicht versäumet, daß sie sich loser Künste und Betrügereyen bedienet, die Gesetze damit zu teuschen, daß sie endlich voll Haß gegen ihre Vorgesetzten gewesen, und sich über ihr Unglück gefreuet. Brachen alsdann allerhand Unglücksfälle ein; entstund etwa ein Aufruhr: so war der ganze Staat in Noth, und der Käyser war ohne Unterthanen. Davon geben unsere Gelehrten folgende Ursache an. Unter unsern drey berühmten Dynastien, sagen sie, sorgete man gar sehr für die Unterweisung des Volks. Es waren allenthalben zu dem Ende öffentliche Schulen angeleget, und ward auf die Gebräuche gehalten. Das ist aber seit der Zeit unterblieben, und die Leute sind fast schamlos worden. So raisonniren unsere Gelehrten. Ich aber bemerke dagegen, daß auch nach mehrgedachten drey Dynastien wohlverdiente und tugendhafte Leute den Schulen aufgeholfen, und die Gebräuche wieder in ihr erstes Ansehen gebracht. Wäre dieses hinlänglich gewesen, das Volk zu bessern, so würden die alten Zeiten bald wieder da gewesen seyn. Aber es ist das Gegentheil erfolget. Je mehr man die Sitten der Leute artiger zu machen gesuchet, je gottloser, listiger, betrüglicher, neidischer und hochmüthiger sind die Menschen worden. Deswegen pflege ich oft zu sagen, daß die Gelehrten viel von Alterthümern reden, und sie nicht recht verstehen. So viel wissen sie, daß man in den alten Zeiten eine vortrefliche Methode gehabt, die Leute zu bessern. Indem sie aber das wirksame, nicht vom Grunde und der Kraft zu wirken unterscheiden; so bleiben sie bey den schönen Namen und schönen Aussenwerken bestehen. Diese Schminke aber ist von keinem Nutzen; die wahre Tugend kan dabey nicht lange bestehen. Wenn der Regent mit dem äusserlichen Schein zufrieden ist: so werden die Schmeichler samt einigen Halbgelehrten bald zutreten, und sagen, daß die Sitten der ersten Zeiten wieder da wären, im Grunde wird keine Aenderung geschehen. Der schöne Name einer Besserung wird sich auch bald verlieren. = - Wenn unsere Gelehrten das Alterthum nach ihrer Meinung wieder herzustellen bemühet sind; so ist alles, was sie dabey gewinnen, dieses, daß die gemeinen Leute über ihr Ceremoniel, über ihre Beugungen und Wendungen spotten, und den Mund mit der Hand zuhalten, um nicht überlaut zu lachen; oder sie sehen einander starr an, und geben zu erkennen, daß ihnen ein solches strenges Ceremoniel nicht gefalle. Kan ihnen dadurch auch eine Liebe zur Tugend und ein Abscheu an den Lastern beygebracht werden; so muß man ihnen, wie **Vou vang** gethan, Exempel vorhalten, insonderheit aber von denen den Anfang machen, die nach dem Urtheil der Unterthanen ein Regent an sich haben muß, und die einem Regenten hinwiederum an seinen Unterthanen lieb seyn müssen. Wenn z. E. Unterthanen nicht wissen, was Treue und Aufrichtigkeit sey; so wird Friede und gute Ordnung nicht lange bestehen können. Wissen sie nicht, was Großmuth und Standhaftigkeit sey; wie sollen sie in der Gefahr für einen Mann stehen? Man muß es

vielmehr blos dem Glück und einem ohngefähren Zufal zuschreiben, wenn bey so bewandten Umständen nicht grosse Zerrüttungen entstehen. Will man aber dem Volk Aufrichtigkeit, Treue und Glauben einflössen; so ist kein besser Mittel dazu als dieses, daß Regenten selbst samt ihren vornehmsten Dienern Wort halten. Will man die Unterthanen uneigennützig machen; so muß der Regent und seine Diener allen Geiz und Gewinsucht von sich verbannen. = = Den Unterthanen mehr leisten, als man ihnen versprochen, ihnen das gegebene Wort halten, wenns auch schwer zu halten ist: das sind wesentliche Grundregeln, das Volk wohl zu regieren. Sagt man, daß sich solche Ehrlichkeit nach dem Fuß, darauf jetzo die Finanzien stünden, nicht ausüben liesse; so antworte ich darauf, daß man bey einem gegenseitigen Verhalten mehr verlieren könne, als man zu gewinnen hoffet.

§. 481.

Zwölftes Stück.

Darin eine Rede des Sou tche, eines Bruders des vorgedachten Sou che enthalten ist, darin er erweiset, daß ein regierender Herr ein Kenner menschlicher Gemüther seyn müsse.

Ich habe meine Gedanken von der Regierungsklugheit anderwärts vorgetragen, die ich hier nicht wiederholen will. Nur so viel will ich hier sagen, daß ein Regent, wenn er glücklich regieren will, sich bemühen müsse, die Gemüther derer kennen zu lernen, deren er sich bedienet, weil sonst alles umsonst ist, was er thut. Diese so nöthige Erkentniß nun zu erleichtern, will ich folgenden Entwurf machen.

§. 482.

Gesetzt, daß unser Käyser keine andere Minister um seine Person und in den höchsten Bedienungen habe, als Männer von bekanter Weisheit, von unverletzlicher Tugend, und denen es nicht möglich, ihrem Regenten durch Versäumung ihrer Pflicht den geringsten Verdruß zu machen. Nichts destoweniger ists ihm nützlich zu wissen, und gefährlich, wenn ers nicht weiß, ob nicht unter solchen wohlverdienten Leuten ein und der andere zu finden, der ganz anders gesinnet. Man findet einige, deren stärkste Neigung die Liebe zur Ehre ist, diese suchen nur einen grossen Namen in der Welt zu erlangen. Reichthümer machen ihnen keine starke Versuchung; besitzen sie solche, so lassen sie dieselben ihren Anverwandten. Findet sich eine Gelegenheit zu einem Amte auf eine leichte Art zu kommen, so geben sie sich nicht allein keine Mühe darum, sondern sie machen sich eine Ehre daraus, wenn sie dieselbe andern, die geringer sind als sie, überlassen können. Das thun sie nicht deswegen, als ob sie keine Lust zu Bedienungen hätten. Vielmehr ist es ein eigener Kützel für sie, wenn sie der Regent andern vorziehet, und nach den gewöhnlichen Ceremonien tractiret. So bald er aber etwas geringschätzig mit ihnen umgehet; so achten sie weder die vorige Ehre noch Besoldungen, und nehmen lieber Abschied. Sind aber solche Leute wirklich in Bedienungen: so sind sie überaus nüchtern, mäßig und uneigennützig; alles aber darum, damit sie sich vor andern hervor thun möchten. Will der Regent aus Hochachtung gegen ihre Dienste sie durch Erhöhung ihrer Besoldung mehr an sich ziehen, so scheinen sie sich dessen zu schämen, und ihr Herz ist nicht vergnügt darüber.

§. 483.

Anderer Menschen Neigungen gehen auf das nutzbare und vortheilhafte. Es gefallen

fallen ihnen die Bedienungen um der Besoldungen willen. Sie bedienen sich aller Gelegenheiten etwas zu schmieden, und für sich und ihre Familien zu sorgen. Wenn man ihnen nur Häuser und Güter schenket, so kan man sich ihrer Dienste gewiß versichert halten. Wenn aber ein Regent diese ihre geizige Gemüthsneigung nicht kennete, und sie ehrenhalber brauchen wolte, so würde er sich gewiß betrügen. Sie würden schlechte Dienste thun, und noch dazu mißvergnügt seyn. Wer eine solche Leidenschaft mit Gewalt dämpfen will, der begeht einen merklichen Fehler. Und gleichwie man unter solchen Gemüthern einige findet, die Geschicklichkeit und Verdienste haben, so muß ein Regent, wenn er sich ihrer bedienen will, sich auch entschliessen, ihrer zu schonen. Kennen sie dieselben nicht recht, so werden sie schlimmer, und bringen alles ins Gewirre.

§. 484.

Einige stehen in einem bittern Haß gegen andere. Der Regent muß also dafür sorgen, daß er diese nicht neben einander dienen lasse. Denn ein solcher Mensch ist vermögend, die nützlichste Unternehmung seiner eigenen Rache aufzuopfern. Er ist von einer ganz unbeugsamen Härtigkeit. Es kommen Gelegenheiten vor, da man dergleichen Leute brauchen kan, und alsdann brauche man sie; aber nur dazu nicht, wo sie sich biegen und nachgeben sollen; sie springen entzwey, und sind verloren. Ein anderer ist dagegen furchtsam und zaghaft; den muß man nicht zur Herzhaftigkeit zwingen; man würde gewiß seiner eigenen Sache grossen Schaden thun. Er kan uns dienen, wo er nichts zu fürchten hat. Auf die Weise muß ein grosser Herr die Gemüther derer kennen lernen, die ihm dienen, wenn er sie anders an sich ziehen, und dazu brauchen will, wozu sie brauchbar sind.

§. 483.

Es ist aber hiebey eine eigene Aufmerksamkeit nöthig, um alle schädliche Anschläge zu entdecken, oder denselben vorzubeugen, ehe sie gefasset worden. Diejenigen, die sich gerne zu Oberhäuptern einer Parthey machen wollen, üben eine recht tieffe Verstellungskraft aus. Ihre Unternehmungen sind so fein, daß man nicht leicht bemerken kan, wohin sie zielen. Wenn sie auf dieser Seite wirklich arbeiten, so stellen sie sich an, als ob sie es auf jener Seite thäten. Nichts als blinde Einfälle und gegenseitige Handlungen werden von ihnen vorgenommen. Man erinnert sich solcher Leute aus den vorigen Zeiten, die im Grunde recht darauf ausgiengen, die Autorität des Landesherrn unter ihre Botmäßigkeit zu bekommen, die aber demselben nicht allein nicht wiedersprachen, sondern vielmehr demselben mit aller möglichen Gefälligkeit dieneten, inzwischen aber seine Leidenschaften ausforschten, und Gelegenheit suchten, dieselben zu vergnügen. Dabey hatten sie keine andere Absichten, als dem Regenten was anders zu thun zu geben, und ihn mit Lustbarkeiten zu beschäftigen, damit sie indes die Regierungssachen in den Händen haben möchten. Dadurch kamen die Regenten um ihre Oberherrschaft und wusten nicht, wie? So machte es der **Li lin fou.** Wenn übrigens solche Leute die oberste Gewalt an sich gezogen haben, so macht die beständige Furcht, darin sie schweben, daß ihnen ein besserer, als sie sind, ein Bein unterschlagen möchte, daß sie auf lauter Mittel denken, sich dabey zu erhalten. Eins von den vornehmsten Mitteln ist, daß sie im Staat selbst verschiedene und widrige Partheien anspinnen und auch erhalten. Dadurch machen sie sich nothwendig; und weil diejenigen die ihnen sonst wol schaden könten, genug zu thun haben,

ben, sich selbst zu erhalten, so genieſſen sie indes die Frucht ihrer Künste. So machte es abermals **Li lin fou.**

§. 486.

Es haben übrigens nicht allein lasterhafte Regenten Ursache, auf ihrer Hut zu stehen, um nicht also übereilet zu werden; sondern es muß auch ein löblicher Regent seiner selbst wohl wahrnehmen. Liebet er tugendhafte und redliche Leute; bezeuget er seine Hochachtung gegen die Tugend: so finden sich gleich Leute, die mit dieser seiner Neigung ein Gewerbe zu treiben suchen. Wie geht das zu? Also wenn man nicht wohl unterscheidet, ob nicht das Laster den Schein der Tugend an sich genommen habe, die Tugend aber als das Laster heßlich abgebildet worden. Derjenige nun, der seine besondere Absichten hat, und weiß, daß sein Regent ein Liebhaber der Tugend sey, der macht gleich öffentlich sein Werk aus tugendhaften Handlungen. Aber es währet nicht lange, so sieht man, daß es Verstellung gewesen. So bald sich nur die Gelegenheit zeiget, so wird er wieder lasterhaft. Das wuste der Bösewicht **Che hien** zu seiner Zeit volkommen zu spielen. Wenn solche Leute ihren Anhang erst zusammen geschmiedet, und den Regenten seine Schwäche abgemerket haben, so machen sie sich solches zu Nutz. Sie setzen ihn mitten zwischen zween Abwege, davon der eine der ist, wo sie selbst hinwollen, der andere, davon sie wissen, daß er dem Regenten selbst zuwider sey und auf die Weise bringen sie ihn wider seinen Willen dahin, wo sie ihn hin haben wollen. So machten es viele Bösewichter der vorigen Zeiten. Insonderheit der ehrgeitzige und listige **Li ki**, als er, um den Erbprinzen von **Tsin** zu stürzen, den **Hien kong** um Erlaubniß bat, sich vom Hofe entfernen zu dürfen.

§. 487.

Ein vernünftiger und scharfsinniger Herr, wenn er sich auf diese Kentniß der Gemüther geleget, ist im Stande, gleich aus den ersten Handlungen solcher Leute zu ermessen, wo sie hinaus gedenken; und weil er weiß, daß der Mensch, je mehr er sich geschlossen hält, desto weniger Aufrichtigkeit besitzet, so ist er nie mehr auf seiner Hut, als wenn er den eigentlichen Bewegungsgrund nicht deutlich genung einsehen kan. Unter den Regierungen unserer alten Könige waren keine andern Männer in den Bedienungen, als die von bekanter Tugend waren; die andern musten im verborgenen bleiben. Geschach das etwa darum, weil unter diesen letzten keine waren, die getrachtet hätten, empor zu kommen? Ohne Zweifel fehlte es nicht an solchen; aber sie hatten sich kaum sehen lassen, so sahe man sie durch und durch, so, daß sie beschimpft und beschämt sich wieder in ihre vorige Dunkelheit verkrochen. Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn dieser mein Vortrag meinem gnädigsten Herrn zu einer Anweisung dienen könte, tugendhafte und wohlverdiente Leute von denen, die weder jenes noch dieses sind, genau zu unterscheiden.

§. 488.

Dreyzehentes Stück.

Dessen Veranlassung folgende ist: In den ersten von den Jahren, die man Yuen yeou nennet, hatten ausserordentliche Ueberschwemmungen einen grossen Mißwachs in den Provinzien Tche kiang und Kiang nan nach sich gezogen. Als man dem Käyser davon Nachricht gab, so befahl er,

daß

daß zur Erleichterung der nothleidenden Unterthanen hundert Quan Reis aus seinen Vorrathshäusern, und zwanzig Quan Gold aus der Schatzkammer genommen und ausgetheilet werden solten. Zur Austheilung wurden nach Gewonheit gewisse Bedienten des Hofes als Commissarien ernennet. Kaum war dieser Befehl gegeben, so stelte man dem Käyser vor, es möchten ihn vielleicht die Beamten aus diesen Provinzien betrogen, und das Uebel grösser gemachet haben, als es wirklich wäre; überdis sey auch zu besorgen, es möchte übel ausgetheilet werden; es würde gut seyn, wenn erst gewisse Commissarien vom Hofe abgeschicket würden, die Sache zu untersuchen, und pflichtmäßig zu berichten, ob die Verwüstung und Schade wirklich so groß sey, und im Fall es nicht so wäre, diejenigen ernstlich zu strafen, die es so gefährlich vorgestellet, übrigens aber die Hülfe so einzurichten, als es die Noth zu erfordern schiene. Und zu dem Ende übergab man dem Käyser zugleich einen Entwurf, wie es eingerichtet werden könte. Weil aber der Käyser gleich merkte, daß Fan tsou you diese Vorstellung nicht mit unterschrieben hatte, da es doch ganz natürlich sein Amt erforderte; so schickte er ihm diesen Entwurf zu, mit Befehl, seine Meinung besonders zu eröfnen. Nachdem Fan tsou yu dieselbe gelesen, schickte er sie dem Käyser versiegelt wieder zu, und legte folgende Schrift mit bey.

§. 489.

Gnädigster Käyser! Ich lese in den Geschichten der Dynastie **Tang**, daß, als eine grosse Ueberschwemmung entstanden, und die Obrigkeiten von dem dadurch verursachten Schaden Bericht eingesendet, **Ouei mou** der einzige gewesen, der gemeldet, daß sein ganzes Gebiet fast gar keinen Schaden erlitten. Inzwischen fand sichs doch, nach dem Bericht eines zu dem Ende ausgeschickten Rechtsgelehrten, daß das Wasser in dem Gebiet dieses **Ouei mou** mehr als dreytausend uhrbare Aecker verderbet. Der damals regierende Käyser, als er dieses erfuhr, seufzete sehr darüber, und sagte: da sehe man nun; eine obrigkeitliche Person ist doch gleichwol ein Vater des Volks, und es ist natürlich, daß er die Noth der Unterthanen vergrössere, um ihnen desto mehrere Hülfe zu schaffen. Dieser Vorgesetzte aber verhelet sie; das muß ein unbarmherziger Mensch seyn. Augenblicklich ward er seines bisherigen Amtes entsetzet, und ihm eine geringere Bedienung gegeben.

490.

Als zu einer andern Zeit unter der Regierung des **Te tsong** die Flüsse **Kiang** und **Hoang** ausgetreten waren, und grossen Schaden verursachet hatten; so bat der damalige Staatsminister **Lou tche** den Käyser, daß er dem Lande zu statten kommen möchte. Als der Käyser seine Bitschrift gelesen, so schien er schlechte Neigung dazu zu haben. Wenn ich, sagte er, auf solche eingelaufene Berichte mich freygebig erweise; so wird man meine Gütigkeit mißbrauchen, und mich mit falschen Berichten hintergehen. **Lou tche** lies sich dadurch nicht irre machen, sondern that in folgenden Worten weitere Vorstellung: was E. M., sagte er, jetzo besorgen, ist bey gegenwärtigem Zustande wenig

zu befürchten. Das jetzo herschende Laster ist die Schmeicheley. Wenn Dero Provincialräthe in ihren Berichten solche Puncte berühren, davon sie vermuthen können, daß sie E. M. angenehm sind; so können sie mit dem Herausstreichen nicht fertig werden. Ists aber was unangenehmes, so fassen sie sich sehr kurz, und machen das Uebel eher kleiner als zu groß. Und es geschicht oft genung, daß einem solchen falschen Bericht zu Folge ganz unrechte Masreguln genommen werden. Und worauf komts denn an? Auf einige mittelmäßige Ausgaben, dadurch sie das Herz ihrer Unterthanen gewinnen können. Ists auch wol besser gethan, wenn man durch eine übertriebene Vorsichtigkeit die Gemüther der Unterthanen kaltsinnig machet? Te tsong gab darauf so gleich nach.

§. 491.

Prinz! wir haben alle Berichte der Obrigkeiten dieser beyden Gegenden in den Händen. Wenn man sie aufmerksam durchlieset, so wird man finden, daß sie ein jeder mit zitternden Händen abgefasset, und besorget, es werde ihm das zur Last geleget werden, daß die Unterthanen in Noth stecken. Wie wenig warscheinlich ist es, daß dergleichen Leute E. M. mit falschen Berichten verdrieslich machen solten? Es ist weit glaublicher, daß der Yu ssee, dessen E. M. gedenken, als ein listiger Hofschranz ihnen eine Schmeicheley vorgesaget, dadurch er ihnen gefällig zu werden geglaubet. Ich möchte wohl wissen, wer dieser Rechtsgelehrte wäre; ich würde ihm den Proceß machen, und nach den Gesetzen verurtheilen lassen. Ihr habt Recht, versetzte der Käyser. Das allerbeste in einem Staat sind die Menschen; so bald dieselben leiden, muß man zutreten, und ihnen helfen. Der Verdacht und Argwohn ist in solchen Fällen sehr unzeitig. Was ich gegen euch eingewendet, das ist mir so entfahren. Alsbald gab er Befehl, den leidenden Unterthanen thätige Hülfe zu schaffen.

§. 492.

Gewiß, grosser Käyser, unsere alte und weise Regenten waren mehr dafür besorgt, daß ihnen ihre Bedienten die Noth der Unterthanen nicht offenherzig genug berichten möchten; oder, daß sie, um der Käyserl. Finanzen zu schonen, ihnen nur halbe Hülfe leisten, oder daß es einige, aus Mangel der nöthigen Fähigkeit, nicht auf die rechte Art bewerkstelligen möchten. Und denn dieses waren die Grundsätze, darauf die Verstellung des Lou tche beruhete. Da nun heut zu Tage die beyden schönsten Provinzen ihres Reichs, die mehr als andere an den Hof liefern, und zur Unterhaltung Dero Truppen beytragen, einen grossen Mangel leiden; können da E. M. auch zu sehr eilen, ihnen Hülfe zu schaffen? Hier siehet man eine grosse Menge getreuer Unterthanen, als Kinder ohne Säugamme in der äussersten Verschmachtung liegen, und kläglich um Hülfe schreien; dort findet man Arme und Schwache mit aufgespertem Munde, daß sie etwas zur Verlängerung ihres elenden Lebens begehren. Können nun E. M. hiebey ohne Rührung bleiben, da sie bey ihren Unterthanen Vater- und Mutterstelle vertreten? Wolten sie wohl durch eine unzeitige Sparsamkeit diese Menge Menschen umkommen lassen? Meine Collegen sagen: ey! hundert Ouan *) Reis, und zwanzig Ouan Geld, das ist zu viel; wenn nur die Obrigkeiten jedes Ortes nach der von den Commissarien gemachten Eintheilung, so viel reichen, daß die armen einen dünnen Reisbrey bekommen, so kan vieles verspart werden. Ich meines Orts behaupte, daß unter allen Arten, den Reis auszutheilen, diese

*) Ein Ouan Reis ist so viel als 10000 Tan. Ein Tan aber so viel als 20 Französ. Pfund.

diese die schlechteste sey. Denn der andern Unbeqvemlichkeiten nicht zu gedenken, so müssen sich auf die Weise die Armen an einem Orte versamlen. Aus solchen Versamlungen entstehen ansteckende Krankheiten. Diese Krankheiten vermehren das Elend der Unterthanen. Gewiß, wer nur einigermassen von der Noth der Unterthanen gerühret ist, der greifts nicht so an, der lästs nicht bey einer halben Hülfe bewenden.

§. 493.

Meine Collegen sagen weiter: ja, die Unterthanen machens nicht anders, sie stellen ihren Verlust und ihre Noth grösser vor, als sie wirklich ist. Ich gebe gerne zu, daß in gewissen Jahren die unordentliche Witterung die Leute zu allerhand List verleitet, und daß sie sich der Gelegenheit bedienen, ihren erlittenen Verlust recht groß vorzustellen. Aber bey den gegenwärtigen Umständen findet diese Vermuthung nicht statt. Es ist jetzo von keinem halb guten und halb schlechten Jahr die Rede, oder von einem Mißwachs, der nicht durchgängig gleich ist. Es ist einer der allergrösten, den man je erlebet hat. Die Leute sind genöthiget worden, ihre Häuser zu verlassen, sie gehen in der Irre herum, sie ernähren sich entweder vom Betteln, oder erwarten den Tod. Wenn man nun von solchen Leuten vermuthen wolte, daß sie sich verstelleten, wenn man an ihrem Elende zweifeln wolte; würde es nicht eine grosse Härtigkeit seyn?

§. 494.

Man bittet E. M., Commissarien zu ernennen, die alle Oerter bereisen, und das Land ausmessen sollen, das sonst hätte bearbeitet werden können; diese sollen sich in allen Städten und Dörfern umsehen, sie sollen die todten Menschen, die verwüsteten Häuser zählen, damit man aus ihrem Bericht von der Aufrichtigkeit der eingelaufenen Berichte urtheilen, und diejenigen Obrigkeiten strafen könne, die den Hof hintergangen u. s. f. Ich aber sage, es ist ja eine reichskundige Sache, es hat ja vom ersten Monat bis zum sechsten fast beständig geregnet. Durch diesen Regen ist der See Tai ausgetreten, und dadurch sind die Gegenden von San und Yeou überschwemmet worden. Die Felder sind so hoch und so lange mit Wasser bedeckt gewesen, daß kein Reis ausgesäet werden können. Ganze Häuser sind sonderlich auf dem platten Lande niedergerissen und ausgespület worden. Die Landleute haben ihre Ochsen verkauft, und müssen nun betteln gehen. Dieses Unglück ist landkundig. E. M. sind, nachdem sie solches wissen, Dero Unterthanen eben so zu Hülfe zu eilen verbunden, als man denen zu Hülfe komt, die ersaufen wollen, oder deren Häuser im Feuer stehen. Erwegen sie selbst, ob der von meinen Collegen geschehene Vorschlag sich dazu schicket. Die angerathene Untersuchung aller Umstände ist kaum möglich, oder sie ist doch vielen Irthümern unterworfen, und es können binnen solcher Zeit viele unschuldige Menschen ums Leben kommen. Ja, was noch mehr, wenn man in den Provinzien hören wird, daß Commissarien dazu ernennet werden sollen, so wird ein jeder bestürzt werden, auf seine eigene Sicherheit bedacht seyn, und sich um die algemeine Noth nicht bekümmern.

§. 495.

Wenn E. M. so viele Vorsichtigkeit brauchen, so wirds das Ansehen gewinnen, als ob sie Dero Entschliessung daure, als ob sie sich aus dem Leben Dero Unterthanen nicht viel machten; und wenn künftig dergleichen Unglücksfälle wieder entstehen solten, so wird sich niemand zu E. M. zu wenden getrauen. Unsere Vorfahren besorgten vornemlich, daß ihren Unterthanen nicht zeitig genung geholfen werden möchte. Oder, wenn sie

auch Commissarien ausschickten, so geschach es zur Ermunterung der Provinzialbedienten, nicht aber, sie verzagt zu machen. Es ist wahr, daß sich diese Beamten nicht gerne etwas von dem entziehen lassen, wovon sie Rechnung führen müssen; daher sie auch die Noth lieber grösser als kleiner machen. Wenn aber auch einer und der andere in seinem Bericht ungetreu verfahren wäre, so wird erst die Anzahl derselben gering seyn, hernach aber so wird mans bald erfahren. Die Unterthanen reden davon, ein Beamter beobachtet den andern, die Censores erfahren es, und durch diese der Hof. E. M. werden also die Schuldigen zeitig genung strafen können. Das allernöthigste ist meinem Bedünken nach, daß man mit Beyseitsetzung aller Nebensachen darauf bedacht sey, den Unterthanen zu helfen. Das sind meine Gedanken, die ich E. M. versiegelt mittheile, und ich bitte unterthänigst, dieselben zu unterdrücken.

§. 496.

Vierzehentes Stück.

Darin eine Vorstellung gegen die Spielsucht im Schachtspiel enthalten.

Einige Leute haben dafür gehalten, daß das Schachtspiel seinen Ursprung vom Käyser Yao habe, welches dieser Herr erfunden, um seinen Sohn in der Regierungskunst und Kriegswissenschaft zu unterrichten. Aber nichts ist weniger warscheinlich als dieses. Die gröste Kunst des Yao bestund in der Ausübung der fünf Haupttugenden, deren Uebung ihm auch so geläuffig war, als andern Leuten der Gebrauch der Hände und Füsse. Nicht die Waffen, sondern die Tugend brauchte er, die barbarischen Völker unter seinen Gehorsam zu bringen. Die Wissenschaft, Krieg zu führen, davon das Schachtspiel ein Bild ist, ist eine Kunst sich untereinander Schaden zu thun. Von solchen Unterweisungen war Yao weit entfernet. Diese Art zu spielen hat ohne Zweifel eher nicht einen Anfang aufzuweisen, als seit dem das Reich durch grausame Kriege verwüstet worden. Die Erfindung desselben ist dem Yao gar nicht gemäs.

§. 497.

Wenn ein Mensch, der eines wohlgearteten Herzens ist, zu einer gewissen Zeit noch keinen Namen und Verdienste hat, so muß er sich dessen billig schämen. Um nun einer solchen Beschämung zu entgehen, so ist er von Jugend auf fleißig und arbeitsam. Hat er nun die Stufe und den Zweck erreichet, den er sich bey seiner Arbeit vorgestellet; so unterläst er keinesweges die Arbeit. Die Furcht, daß er sich selbst nicht allezeit gleich bleiben möchte, reitzet ihn, seine Arbeit und Mühe zu verdoppeln. So haben es viele unserer grösten Männer in den vorigen Zeiten gemachet; sie haben mit einem unüberwindlichen Fleiß in unsern Büchern King bis in ihr hohes Alter angehalten. Auf die Weise haben einige beständig in grosser Ehre gelebet, andere haben nach vieljährigen Bemühungen endlich die Früchte davon eingeerndet, und die höchsten Würden des Reichs erlanget.

§. 498.

Aber wie viel Leute lassen leider! jetzo unsere Hauptbücher King liegen, und beschäftigen sich dafür mit dem Schachtspiel! Und zwar ist dieses bey vielen eine solche Sucht geworden, daß sie alles andere liegen lassen, ja Essen und Trinken darüber vergessen. Ist der Tag nicht mehr dazu hinreichend, so müssen Lichte angestecket werden. Man

fährt

fährt in diesem Spiel fort, und der Tag bricht zuweilen wieder an, ehe man damit fertig worden. Die Kräfte des Leibes und Geistes werden auf die Weise erschöpfet. Hat man wichtigere Angelegenheiten zu besorgen; so werden sie ausgesetzet. Kommen fremde Personen an, so werden sie zum Spieltisch geführet. Nichts als die solennesten Gastereien oder die auserlesensten Musiqven waren vermögend, ihre abgeschmackten Spielkämpfe zu unterbrechen. Endlich werden bey diesem Spiel, so wie bey andern, so gar die Kleider daran gesetzet; wenigstens ärgert man sich, man wird unruhig und verdrieslich, warum? Weil man gerne das Feld behalten und eine Art des Sieges davon tragen will, der dem Ueberwinder weder Ehrentitul, noch Einkünfte noch Ländereien bringet.

§. 499.

Ich gebe es gerne zu, daß man bey diesem Spiel eine Geschicklichkeit beweisen könne; aber es ist auch eine Geschicklichkeit, die so wol dem Staat überhaupt als auch einzeln Familien sehr nachtheilig ist. Es dienet dieser Witz zu nichts. Denn wenn ich auch dieses Spiel mit der Kunst Krieg zu führen in ein Verhältniß setze; so finde ich keine Spur von den Reguln, die uns von unsern weisesten Vorfahren hievon hinterlassen worden. Untersuche ich es in Ansehung der bürgerlichen Regierung, so finde ich noch vielweniger die Reguln unserer grossen Weisen. Die einzige Geschicklichkeit bestehet darin, daß man seinem Gegenpart ein Bein unterschlagen, ihn durch einen Hinterhalt belistigen oder sich seine Fehler zu Nutze machen kan. Aber kan man auch auf die Weise Aufrichtigkeit und Redlichkeit den Gemüthern einflössen? Plündern, Schlagen und andere dergleichen Ausdrücke, das ist es, was man von dergleichen Spielern höret. Kan man dadurch Gütigkeit und Gnade im Herzen wirken? Das allerwenigste, so man davon sagen kan, ist dieses, daß es ein unnützer Zeitvertreib sey, dabey sehr viel nöthiges versäumet wird. Es komt nicht viel besser heraus, als ob man ein Stücke Holz oder einen Stein nähme, und sich mit Zerschlagung desselbigen ein Vergnügen machen wolte. Ich kan keinen sonderlichen Unterschied dazwischen finden.

§. 500.

Ein jeder vernünftiger, der ausser öffentlicher Bedienung ist, hat mit seinen häuslichen Geschäften, und mit Besorgung seiner Familie genung zu thun, wenn er denselben wohl vorstehen will. Ist er noch dazu am Hofe und in den Diensten eines grossen Herrn; so hat er noch mehr zu thun, wenn er anders pflichtmäßig dienen will. Er muß zu weilen um dieses letztern Dienstes willen seine häuslichen Angelegenheiten bey Seite setzen. Wie vielweniger wird er Zeit übrig haben, sich mit dem Schachtspiel zu erlustigen? Ist je eine Zeit gewesen, da solche Maximen nöthig sind, so ist es gewis die gegenwärtige Zeit. Es gehet jetzo eine neue Dynastie an. Das Reich empfindet die Wirkungen der vorigen Trübsalen. Die Hauptbemühung unsers Käysers ist, tapfere Capitains und kluge Minister zu bekommen. So bald er nur von einem fähigen Mann höret, so giebt er ihm eine Bedienung, und bahnet ihm den Weg, sein Glück aufs höchste zu bringen. Das solte billig einen jeden, der nur noch einen guten Trieb in sich verspüret, antreiben, statt dessen, daß er seine Zeit und Kräfte mit eitlen Ergötzlichkeiten durchbringet, sich alle Mühe zu geben, dem Staat zu dienen, und einen Platz in der Historie zu bekommen. Das ist ja wol vermögend, ein gutes Herz zu ermuntern. Eine unnütze Geschicklichkeit

ist es, wenn man das Schachtspiel gewinnen, und den andern, wie man sagt, zum Schneider machen kan. Was ist für ein Vergleich zwischen diesem Kinderspiel, und zwischen der Ehre und Würde, damit der Käyser treue Dienste belohnen will! Welches ist besser, alle Steine im Spiel zu schlagen, oder eine Armee von etlichen tausend Mann commandiren? Was könnet ihr mit diesem Spiel gewinnen, das mit dieser Ehre zu vergleichen wäre? Wenn dieser und jener statt dieses Spiels in unsern weisen Schriften studiret hätte, so könte er ein anderer Yen tse seyn. Wenn ein anderer, statt daß er seine Zeit mit diesem Spiel verderbet, sich die Regierungsangelegenheiten bekant gemachet hätte; so könten wir einen andern Leang ping an ihm haben. Wenn endlich jener statt dieses Spiels sich auf die Handelschaft geleget hätte; so könte er ein reicher Y nu (oder ein anderer Crösus) seyn. Oder wenn er diese Spielsucht mit einer Uebung in den Waffen verwechselt hätte, so hätte er dem Staat nützlich werden können. Wie ferne sind solche Spieler von dem, mas man sich billig von ihnen versprechen solte?

§. 501.

Funfzehentes Stück.

Darinnen gezeiget wird, daß Staats- und Kriegsbediente alle besondere Beleidigungen und Feindseligkeiten beyseite setzen müssen, wenn sie das Beste des Staats befördern wollen.

Siao ho und Tsao tan, beyderseits Männer von grossen Verdiensten, geriethen gegeneinander in Feindschaft, und lebten sehr mißvergnügt. Siao ho blieb oben drauf. Er war erster Minister und Tsao tan hatte sich vom Hofe entfernet. Siao hao verfiel in eine tödtliche Krankheit. Der Käyser fragte ihn, auf wen er etwa seine Augen zu richten hätte, im Fall er sterben solte. Siao hao antwortete ohne alles Bedenken: Tsao tan ist unstreitig der geschickteste zu meiner Bedienung; E. M. müssen an keinen andern denken. Tsao tan kante auch den Siao hao so wohl, daß er, so bald er die Nachricht von seiner Krankheit erhalten, von seiner Familie Abschied genommen, und alles fertig gemachet hatte, um sich wieder an den Hof zu begeben; so gewiß war er überzeuget, daß Siao hao ihn vorschlagen würde, ob sie gleich schlecht zusammen gelebet. Siao hao starb auch wirklich, und Tsao tan folgte ihm in seiner Bedienung, erwählte eben dieselben Maasreguln und erhielt dadurch alles auf dem vorigen Fuß. Dieses Verhalten ward von jedermann bemerket und bewundert; ja die Unterthanen besungen es in besondern Liedern. Kouo tsey und Li kuang pi, beydes tapfere Generals, und feurige Männer, waren mißvergnügt mit einander, ja man konte sie für ein paar öffentliche Feinde halten. Es entstund ein Aufruhr zu Ngan lou chan. Der Tsey, ob er gleich ein Mann war, der von Natur sehr stolz war, und gegen den Kuang pi einen grossen Wiederwillen hegete, suchte diesen zuerst auf, und bat ihn mit Thränen, daß er ihm den Staat möchte retten helfen; zu welchem Ende er ihm einen Theil seiner Armee anvertrauete, und zugleich an den Hof schrieb und bat, daß man ihm das nächste Commando nach ihm auftragen möchte. Der Hof willigte drein. Die Rebellen wurden geschlagen, und Kouo tsey starb bald darauf. Li kouang pi bekam das Commando über die nordischen Truppen, und machte in den Anstalten des Kouo tsey nicht die geringste Aenderung.

§. 502.

§. 502.

Leute von ausserordentlichen Verdiensten werden in allen Ständen sehr sparsam angetroffen; keine aber sind seltener, als tapfere und erfahrne Generale. Nicht deswegen, als ob es an Leuten fehle, die Fähigkeiten dazu hätten, sondern weil man sie nur zufälliger Weise kennen lernet. Der Aufruhr, dessen wir vorhin gedacht haben, gab dem **Kouen tsey** und **Li kouang** Gelegenheit, sich durch Rettung des Staats bekant zu machen. Und in dem Kriege von **Leao tong** ward **Tching tcho** als ein grosser Capitain offenbar. Und ob es wol in dieser lezten Zeit, (nemlich unter der Dynastie **Song**) nicht an Gelegenheiten dazu gefehlet hat; so sind doch schon manche Regenten auf einander gefolget, ohne einen recht grossen General zu finden. Vor Zeiten erlebte man es, daß gemeine Soldaten, ja die geringsten Sclaven zu den höchsten Kriegsbedienungen in die Höhe stiegen. Heut zu Tage ist am Hofe, ja im ganzen Reiche kaum ein einziger anzutreffen. Woher komt das? Rührts nicht daher, daß die Kriegsbedienten zu enge eingeschränket sind, und daß sie zu wenig Gehalt haben? Der König von **Tchoa** machte den **Li pou** zum General aller auf den Gränzen ausgestelten Truppen. Aber er lies denselben in allen Stücken freye Hand. Er hatte nicht allein alles in den Händen, was zur Unterhaltung seiner Truppen nöthig war, sondern er konte auch ausserordentliche Geschenke und Belohnungen austheilen. Daher that er auch gegen die Feinde Wunderdinge. Ich meines Ortes halte dafür, wenn die Generale freye Hand und weiter nichts als den Erfolg ihrer Unternehmungen zu verantworten hätten, daß eine grosse Anzahl guter Capitains zugezogen werden solten.

§. 503.

Man findet hin und wieder Männer, die gewiß im Kriege brav thun; aber man tractiret sie nur wie gemeine Leute. Wenn ein grosser Herr sich derselben bedienen will, so hat er zweyerley gegen sie zu beobachten. Einmal, daß er sich etwas kaltsinnig gegen sie bezeige; zum andern, daß er sie durch Wohlthaten desto vester an sich verbinde. Beweiset er ihnen alzugrosse Achtung, so werden sie trotzig, und wollen ihm zu Halse wachsen. Und alsdan ists für ihn gefährlich, sich solcher Leute zu bedienen. Wenn sie statt wirklicher Wohlthaten von Seiten des Regenten nur mit Ceremonien und Höflichkeiten abgespeiset werden; so sind sie selten vergnügt, sie werden nachläßig, und leisten keine sonderliche Dienste. **Kao tsou**, der erste Käyser von der Dynastie **Han**, ist unter allen unsern Käysern der erste, der diese Maasregul beobachtet. Als der berühmte **King pou** seine Aufwartung bey ihm machte, und ihm seine Dienste anbot; so saß der Käyser ganz nachläßig auf seinem Stuhl, wusch sich indes sein Gesicht, und lies dem **King pou** keine Merkmale einer gnädigen Aufnahme spüren. Dieser wolte über diese Kaltsinnigkeit des Käysers ganz toll werden, es gereuete ihn, daß er sich so angeboten, und war entschlossen, sich selbst zu tödten. Er gieng indes weg, ohne ein Wort zu sagen. Als er hinaus war, so ward er auf vorher gestelten Befehl des Käysers in ein grosses und kostbares Haus geführet. Daselbst bewirthete man ihn aufs beste, es umgaben ihn eine grosse Menge Bediente, und es fanden sich viele vornehme Staabsofficier ein, ihre Aufwartung bey ihm zu machen. Da ward der **King pou** auf einmal wieder vergnügt, und desto williger dem **Kao tsou** zu dienen, je weniger dieser vorher sich etwas aus ihm zu machen geschienen.

§. 504.

Keine wichtigere Sache kan bey Regierungen eines Reichs gefunden werden, als kluge Minister und tapfere Generale zu erwählen. Es ist aber auch für einen Regenten nichts schwerers, als von solchen Personen, die er in dergleichen Bedienungen gesetzet hat, den gehörigen Vortheil zu ziehen. Die meiste Schwierigkeit ist indes auf Seiten derer, die Kriegsdienste thun; und er darf sich nur halb auf sie verlassen, wenn sie zwar ein starkes Kriegsfeuer besitzen, dabey aber ohne Weisheit und Tugend sind. Was die Staatsminister anlanget, so ist die sicherste Regul für einen Regenten diese, daß er gegen sie den Wohlstand beobachte, und nach den Gebräuchen mit ihnen umgehe. Aber in Ansehung der ersten Kriegsbedienten hat man keine sichere Regul. In Ansehung derer, die eben so tapfer als tugendhaft sind, ist es am sichersten, daß er ein Vertrauen gegen sie beweise, und sie auch davon zu überzeugen suche. Diejenigen aber betreffend, die nur kriegerische Eigenschaften an sich haben, so gehöret Kunst dazu, sie zu gewinnen, und diese Kunst erfordert viele Aufmerksamkeit und Klugheit.

§. 505.

Die sechs Gattungen zahmer Hausthiere waren ehemals so wild und wütend, als die andern. Gleichwie Tiger und Leoparden zerreissen und beissen, so schlugen Pferde mit den Füssen, und die Ochsen stiessen mit ihren Hörnern; hätten nun unsere ersten Könige befohlen, daß diese wilden Bestien ohne Unterschied ausgerottet werden solten; so würden wir jetzo weder Pferde noch Ochsen haben. Aber vermöge ihrer Weisheit machten sie einen Unterschied unter den Thieren, deren man sich mit Nutzen und Vortheil bedienen konte, und dachten auf Mittel, dieselben zahm zu machen. Hielten sie es nun so in Ansehung der Thiere, so thaten sie es noch vielmehr in Ansehung der Menschen. Fanden sie bey einigen ihrer Unterthanen brauchbare Eigenschaften, (es sey denn, daß ihre Bosheit so unbezwinglich gewesen, als die Wildheit der Tiger und Leoparden,) so versuchten sie alle mögliche Mittel, solche zu ihrem Zweck zu gebrauchen. Mit einem Wort, ein Regent muß sich gute Generale zuziehen, es koste auch was es wolle.

§. 506.

Die Kriegsbedienten sind von verschiedenen Gattungen. Einige besitzen eben so viel kriegerische Eigenschaften und Heldenmuth, als Tugend und Weisheit. Andere aber können blos als gute Soldaten betrachtet werden. Gleichwie aber die Anzahl der ersten nicht alzugroß ist, so muß man sich in Ermangelung derselben der andern Gattung bedienen. Es macht solches zwar einem Regenten mancherley Sorge; aber es kan doch gut abgehen, wenn er selbst dabey wachsam ist. Man muß solche Leute durch Wohlthaten an sich ziehen, und offenherzig mit ihnen sprechen, wenn man ihnen Befehl ertheilet. Man muß ihre Einkünfte und Güter vermehren, und es an nichts fehlen lassen, was nach ihrem Geschmack ist; aber bey dem allen müssen sie durch die Majestät kurz im Zügel gehalten gehalten werden. So machtens unsere alten Käyser und sie fuhren wohl dabey.

§. 507.

Man wird vielleicht nach der heutigen Staatsklugheit sagen, daß blos die Hofnung die Officiers siegreich, unermüdet, und unerschrocken mache; und daß es daher der Klug-

heit

heit nicht gemäs sey, ihnen zum voraus so viel Gutes zu erweisen; es sey genung, wenn sie es künftig zu erwarten hätten. Darauf antworte ich, daß die Hofnung eines zukünftigen Gutes nicht allemal hinreichend sey, einen Officier zu seiner Pflicht anzuhalten. Diejenigen, die nur Lust und Geschick zum Kriege haben, sind nicht von einer Art. Einige unterscheiden sich nur von den geringsten, und ihre Fähigkeiten sind mittelmäßig. Andere aber besitzen seltene Eigenschaften oder ausserordentliche Geschicklichkeit. Beyde haben solche Neigungen, die mit ihren Fähigkeiten in einem gewissen Verhältniß stehen. Nach diesen verschiedenen Neigungen, und nicht nach einem mißlichen Grundsatz muß sich der Regent in seinem Betragen gegen sie richten. Hat man ein Pferd von einem treflichen Naturel und ausserordentlicher Geschwindigkeit, so sorgt man für dessen Verpflegung; man striegelt es im Stall, es muß mit dem reinesten und gesundesten Wasser getränket werden. Trägt sich ein sonderbarer Fall zu, der keinen Aufschub leidet; so muß ein solches Pferd auch hundert (chinesische) Meilen in einem Strich weglaufen. Es merkts auch wohl, daß es solches zu leisten schuldig sey, und thuts ohne Widerstand. Die Hofnung beweget das Pferd nicht dazu; man kan es deswegen doch hernach wieder desto besser warten. Unterhält man dagegen einen Jagdvogel, Falken und dergleichen, und er bringt einen Fasan, so giebt man ihm einen Sperling zur Belohnung; bringt er einen Hasen, so kriegt er eine Maus zu fressen. Daran merkt er wol, daß er nach der Beschaffenheit seiner gemachten Beute abgespeiset werde. Er thut daher sein möglichstes, und würde gewis nichts bringen, wenn er nichts dafür zu hoffen hätte. Die Leute von ausserordentlichen Eigenschaften vergleiche ich mit einem Parforcepferd. Wenn man nun diesem nicht zum voraus Wohlthaten erwiesen; so wäre das eben so gut, als ob man das Pferd, das hundert Meilen laufen soll, etliche Tage vorher hätte fasten lassen. Die andern aber von mittelmäßigen Fähigktiten vergleiche ich mit dem Jagdvogel, der, wenn er sich erst dick gefressen, keine Dienste thut. Der Regent muß also die Gemüther kennen, und zu unterscheiden wissen, wenn sein Verfahren denselben gemäs seyn soll.

§. 508.

Hang sing hatte sich kaum zur Parthey des Kao ti oder Kao tsu geschlagen, als ihn dieser zum obersten Feldherrn über seine Armee ernennete. Als King pou zum erstenmal diesem Herrn aufwartete, so ward er mit dem Titul eines Vang beehret, und auch wirklich so tractiret. Pang yue ward gleichfals von diesem Käyser unter die Staatsminister aufgenommen. Diese drey Männer waren bis dahin seiner Parthey nicht beygethan gewesen. Sie dienten ihm inzwischen redlich, und thaten der Gegenparthey grossen Schaden. Aber sie waren vorher von den Geschenken des Kao tsou bereits reich geworden; und sie sturben, ehe die Familie Han sich des Käyserlichen Throns völlig versichert hatte. Warum verhielt sich aber Koo ti so gegen sie? Darum, weil er ihre Gemüther und Fähigkeiten kante. Er sahe wohl, daß sie Leute waren, die theils sich nicht mit Kleinigkeiten beschäftigen, theils nicht ablassen würden, wenn sie einmal ihr Glück gemachet hätten. Ganz anders erwies er sich gegen den Fan hoei, Tun kong, und Koan yng. Hatten sie dem Feind eine Stadt abgenommen, oder sonst einen kleinen Vortheil erhalten; so wurden sie auch nach Beschaffenheit ihres Dienstes belohnet und weiter befördert. Richteten sie aber nichts aus, so blieben sie auch, wer sie waren. Als daher Kao ti durch den Todt seines Feindes sich zum Herrn des Reichs gemachet sahe, so zählete er einige hundert

Siege, die er durch obgedachte drey Männer erfochten hatte. Darauf machte er sie zu Heou oder Fürsten. Wie kams, daß er diesen Leuten eine so mäßige Belohnung ertheilte, da er sonst grosse Domainengüter verschenkte? Er kante die Gemüthsfassung dieser Leute so gut, als ihre Fähigkeiten, die beyderseits mittelmäßig waren. Er wuste, daß sie Leute waren, die in der Hofnung, weiter befördert zu werden, fähig waren, alles zu unternehmen, die aber auch durch vorgenossene Belohnungen träge und untüchtig gemachet werden könten.

§. 509.

Wenn man eine Armee aufrichtet, so ist nichts nöthiger und zuträglicher, als daß sie unter dem Befehl eines einigen Feldherrn stehe, der alles frey anordnen dürfe, aber auch für den Erfolg seiner Befehle stehe müsse. Eine abgerittene Schindmähre kan dem besten Pferde zuvor kommen, wenn man diesem die Beine verhänget. Ein Mann, wenn er auch ein anderer Mong puen wäre, kan von einem Weibe bezwungen werden, wenn man ihm Arm nnd Beine bindet. Also auch, wenn man einen commandirenden Feldherrn zu sehr einschränket, so leget man ihm lauter Hindernisse in den Weg, und benimt ihm die Gelegenheit, etwas wahrhaftig grosses auszurichten. Man kan aber einem Feldherrn auf dreyfache Art Zwang anlegen. Einmal, wenn man ihn an die Ordren des Hofes bindet, und zwey Generale mit gleicher Volmacht und Ansehen ernennet. Drittens wenn man solche Personen zu Auffsehern über die Armee ernennet, die unter derselben kein Ansehen haben, und nach denen sich doch der General richten soll. Im ersten Fall ist der General eigentlich zu sagen kein General; die Triebfeder, die ihn wirksam machen soll, ist alzuweit von ihm entfernet; daher gehts in seinen Unternehmungen sehr langsam und deswegen auch gemeiniglich unfruchtbar zu. Im zweyten und dritten Fall läufts gemeiniglich so ab, daß nichts geschicht. Denn der Eifersucht und des Mistrauens nicht einmal zu gedenken, so machet blos die Verschiedenheit der Einsichten, daß man ungewiß wird, nicht von der Stelle komt, und indes Zeit uud Gelegenheiten verschwinden lässet.

§. 510.

Inzwischen sind nach dem Geständniß aller Welt insonderheit zwey Dinge vermögend, einen General seinem Feinde fürchterlich zu machen; einmal seine Wachsamkeit und hernach seine scharfsinnige Hurtigkeit. Jene erhält ihn immer im Stande einen Anfall entweder zu erwarten oder zu thun. Diese aber macht, daß er seinen Streich ausgehen lässet, so bald er seine Gelegenheit ersiehet. Ists nun nicht weit besser, daß man einem General freye Hand lässet, als wenn man ihn so einschränket? Das gemeine Sprichwort ist ein wahres Wort: viel Hirten bey einer Heerde machen sie nur unruhig; ein einziger aber kan sie in der besten Ordnung erhalten. Wenn vor Zeiten ein Käyser einen zu seinem General ernennete, so sagte er mit Berührung seines Wagens: ziehet hin, im Felde ist die Armee euer, ihr könt befehlen wie ihr wollet. Als Suen vang den Sun tse zum obersten Feldherrn über seine Truppen ernennet hatte, so lies er den Ki, den er doch sonst sehr litte, blos deswegen tödten, weil er diesen General in seinen Verrichtungen stören wolte. Der König von Ouei opferte gleichfals seinen vornehmsten Favoriten auf, um den Yang tsin in seinem Posten zu erhalten. ... Es ist demnach, so viel ich erkenne, der beste Rath, daß ein Käyser einem Feldherrn völlige Freyheit lasse, und sich nur vorbehalte,

über

über seine Dienste zu urtheilen; daß alle bey der Armee stehende Officiers an die Befehle dieses einzigen Generals verwiesen werden, daß aber auch dieser General immer erinnert werde, daß er den Käyser über sich habe. Wer ihn auf ein oder die andere Weise einschränket, der verhindert ihn an seinen Unternehmungen; oder wenn es ihm gelingt, so raubet man ihm einen Theil seiner Ehre; mißlingt es aber, so muß er alle Schuld alleine tragen. Wem wird wol eine solche Bedingung anstehen?

§. 511.

Ein General muß demnach Muth und grosse Fähigkeiten besitzen; wenn er aber Hochachtung und Respect haben soll, so müssen ihm die Officiers und Soldaten unverweigerlichen Gehorsam leisten. Will er aber seine Sachen gut machen, so muß er die Herzen durch Gütigkeit an sich zu ziehen wissen. Besitzet ein Feldherr dieses alles, so stellet die ganze Armee einen einzigen Cörper vor, dessen Glieder sich zur Errettung des Hauptes vereinigen, oder besser zu sagen, sie sieht aus wie eine Familie, deren Vater der General ist, die Officiers aber sind lauter Brüder, die ihre Dienste aus wirklicher Zuneigung thun. Keine Gefahr hält ihn alsdenn auf, keine Schwierigkeit ist ihm unersteiglich; bey allem, was er unternimt, ist er eines guten Erfolgs gesichert. Dabey aber muß man auch dieses bekennen, daß es keine Arbeit von 24 Stunden ist, ehe es ein General dahin bringet. Man findet wenige, die so beschaffen sind. Nur in den vorigen Zeiten sind sie häufiger zu finden gewesen. Ein solcher war z. E. **Yang tsin**, der General der Königlichen Armee von **Tsi**. Er war zwar ein grosser General, aber wenn die Armee einqvartiret, mit Speise und Getränke versorget werden solte; so legte er gemeiniglich zuerst Hand an, half Brunnen graben, Oefen bauen und Gezelter aufschlagen. Brauchte etwa einer Arzeneien, so brachte er sie ihm selbst. Er lebte selbst wie ein Soldat, und verlangte daher auch, daß ein jeder hurtig und tapfer seyn solte. Fanden sich faule und träge unter der Armee; so gab er ihnen nur drey Tage Bedenkzeit. Wenn sie sich binnen dieser Zeit nicht besserten, so wurden sie mit Schimpf und Schande von der Armee verstossen. Daher waren seine Soldaten, auch so gar die Kranken nicht ausgenommen, immer voll Muth und Feuer zum Streit. Die Truppen von **Yen** und **Tsin** dachten daher auch bald auf ihre Heimreise, und das Königreich **Tsi** blieb in Ruhe.

§. 512.

Ein solcher General war auch der berühmte **Ou ki**. Er schämete sich nicht, mit dem geringsten Officier ja mit den gemeinesten Soldaten zu essen. Wenn er sich hin schlafen legte, so breitete er oft nicht einmal eine Decke unter. Er lebte wie ein gemeiner Soldat; daher machten sie sich alle ein Vergnügen daraus, unter ihm zu streiten. Aber warum hielt es **Ou ki** also? Deswegen, weil er wohl wuste, daß man die Soldaten an sich ziehen müsse; wenn man zum Zweck kommen wolle, so müsse man gutthätig und liebreich gegen sie seyn. Wenn ein General eine frisch angeworbene Armee hat, die ihn weder kennet, noch liebet; so geschicht es gemeiniglich, daß sie, wenn zum Streite geblasen wird, und die Trommeln gerühret werden, sich trennen und haufenweise davon laufen.

§. 513.

Hang sing erfocht an der Spitze einer solchen Armee einen Sieg; aber er hatte die Vorsicht gebrauchet, und dieselbe so gestellet, daß sie einen breiten und tiefen Fluß im

Rücken hatte. Nach der Schlacht unterredeten sich einige Officiers mit diesem General, und sagten: bisher hat man unterwiesen, daß das eine gute Stellung der Armee sey, wenn sie im Rücken oder zur rechten Seite einige Berge oder Anhöhen habe. Ihr habts jetzo anders gehalten, und doch haben wir den Sieg davon getragen; jene Regul gilt daher nicht. Sie ist sehr gut, antwortete der General, und gemeiniglich richtet man sich darnach. Aber sie streitet nicht gegen eine andere, die ihr auch in Büchern habt finden können. Wenn man singen will, bedarf es nur einer grossen Gefahr umzukommen. Meine Armee bestund aus keinen geübten Truppen, die ich mir lange zugezogen hätte; sondern sie sind nur vor kurzem zusammen gebracht worden. Da sich aber ein jeder in den Umständen gesehen, entweder zu siegen, oder zu ersaufen, so hat ein jeder für sein Leben gefochten. Sie würden unstreitig ausgerissen seyn, wenn ich sie anders gestellet hätte.

§. 514.

Sechzehentes Stück.

Darin einige Reguln von der Klugheit zu leben und zu regieren enthalten sind.

Man muß, sagt **Lieou hiang**, zweyerley Gattungen der Staatsklugheit unterscheiden. Die eine davon ist honett und wohl erlaubt, die andere aber ist niederträchtig und schändlich. Jene hat allemal das algemeine Wohlergehen des Volks zum Zweck, diese aber suchet ihren eigenen Vortheil, oder die Befriedigung einer sündlichen Leidenschaft. Die erste handelt allezeit redlich und aufrichtig; die andere aber bedient sich oft des Betrugs und der Lügen. Nach dieser Regul prüfte **Yao** dreyzehen seiner Bedienten, davon er neune behielt, die vier übrigen aber verwarf und tödtete. Das ist das gemeine Schicksal eines Betrügers, daß er sich endlich selbst ins Verderben stürzet, und ohne Nachkommen stirbet; dahingegen der Aufrichtige und Redliche einer zahlreichen Nachkommenschaft seine Lehre und sein Exempel hinterläst. Es ist demnach in der wahren Politik dieses der erste Grundsatz, daß man sich das Beste des Staats zum Zweck setze, und solches durch rechtmäßige Mittel zu erhalten trachte; von welchem Grundsatz man sich nicht entfernen muß, solte man auch ein Herr des Reichs werden, oder ein noch grösseres Reich erlangen können, als man wirklich besitzet.

§. 515.

Ausser dieser ersten Regul, welche die allerwichtigste ist, kommen noch einige andere vor, die ein staatskluger Mann nie ausser Augen setzen muß. Nemlich, daß man in der grösten Glückseligkeit bescheiden, mäßig und demüthig sey, daß man wisse, zu rechter Zeit nachzugeben, daß man an die möglichsten Abwechselungen denke, und allen Unordnungen schleunig abhelfe, daß man eine unermüdete Wachsamkeit beweise, und immer Sorge trage, daß man seinen Pflichten kein völliges Genügen leiste. Zu der Zeit, da **Hoen kong** in den Staaten von **Tsi** herschete, so lagen zwischen den beyden Flüssen **Hiang** und **Hoai** zween andere kleine Staaten, deren einer **Kiang**, der andere **Hoang** hies. Der benachbarte König von **Tsou**, als der mächtigste, suchte sie an sich zu ziehen. Das wusten die Beherscher der beyden kleinen Staaten, und das erweckte bey ihnen eine grosse Feindschaft. Es geschah, daß der König von **Tsi**, **hoen kong**, zur Unterstützung

des

des sinkenden Hauses Tcheou sich mit verschiedenen Fürsten vereinigte. Diese Vereinigung ward erstlich zu Yang ko in der Stille tractirt, hernach aber zu Koan tse geschlossen und dabey vest gesetzet, den König von Tsou anzugreifen. Die kleinen Staaten von Kiang und Hoang schickten entweder aus Hochachtung gegen den König von Tsi, oder aus Feindschaft gegen den König von Tsou, Abgeordnete dahin, und liessen um Aufnahme in dieses Bündniß bitten. Als man sich darüber berathschlagte, so gieng die Meinung des Staatsministers des Hoen kong dahin, daß man diese kleine Fürsten nicht aufnehmen müste. Diese beyden Reiche, sagte er, liegen zu weit vom Königreich Tsi entfernet, dem von Tsou aber desto näher und beqvemer. Dieser König kan sie plötzlich überfallen, ohne daß wir im Stande sind, sie wegen der weiten Entlegenheit zu retten. Dieses würde E. M. keine Ehre bringen, der König von Tsou aber würde mächtiger und fürchterlicher werden. Aber Hoen kong achtete den Rath seines Ministers nicht, und nahm die beyden Könige in sein Bündniß auf. So lange dieser Minister lebte, trug sich nichts nachtheiliges zu, weil er überaus wachsam war, aber nach seinem Tode überfiel der König von Tsou die beyden Reiche Kiang und Hoang. Hoen kong, der König von Tsi, konte sie nicht retten; man legte es ihm hernach so aus, als ob er nicht gewolt, und die versprochene Treue nicht geleistet hätte. Das that dem Vertrauen zu seiner Aufrichtigkeit und Staatsklugheit grossen Schaden. Die vereinigten Fürsten wurden kaltsinnig gegen ihn, und er selbst desto schwächer; er kam in kurzer Zeit ausser Stande, sich selbst zu retten. Der erste Grund seines Verfals war dieser, daß er sich mit den beyden kleinen Fürsten einlies. Sein Minister sahe wohl die gefährlichen Folgen davon ein, und der König hätte ihm glauben sollen.

§. 516.

Zur Zeit des Käysers Yang vang fing dessen jüngerer Bruder einen Aufruhr an. Nachdem er dem Käyser viel zu schaffen gemacht, begab er sich in die Staaten von Tchin. Der Käyser wolte in dieselben eindringen, um ihn daselbst aufzuheben; aber seine Armee war zu schwach, und konte solches nicht allein über sich nehmen, auszuführen. Tsing und Tsin hatten damals Truppen auf den Beinen. An diese beyden Fürsten wendete sich der Käyser, und hielt um Hülfsvölker an. Der Fürst von Tsing, der unstreitig der stärkste war, dachte stat zu leistender Hülfe drauf, wie er sich diese Verlegenheit zu Nutze machen möchte. So bald das Frühjahr herbeygekommen war, so lagerte er sich an den gelben Fluß, und schloß den Käyser so enge ein, daß es schiene, als ob er sich gar seiner bemächtigen wolte. Weil nun der Fürst von Tsin nicht wuste, was er hiebey thun solte, so fragte er seinen Minister Kou yen um Rath. Prinz, sagte dieser, es ist besser gethan, wenn sie dem Käyser beystehen, als wenn sie sich einem Fürsten ergeben, der so wol dem Käyser zinsbar ist, als sie. Verbinden sie sich mit dem Käyser. Es erfordert solches nicht allein die Gerechtigkeit und Ehre ihres Standes, sondern es wird auch ihr gröster Vortheil seyn. Die Käyser gehen mit ihren unterwürfigen Fürsten sehr gelinde um, und wenn auch diese Regul an sich selbst nicht untrüglich wäre, so dünkt sie mirs doch in diesem Fal zu seyn.

§. 517.

Der Fürst, der bisher mit dem von Tsing im gutem Vernehmen gelebet hatte, konte sich schwerlich dazu entschliessen. Er befahl seinem Minister, daß er seinen gegebenen

Rath nach dem Koua und nach dem Kraut Chi untersuchen möchte. Kou yen that es, und weil er diesen Rath nach allen Umständen erwünscht befand, so lies er seinen linken Flügel an die Käyserliche Armee stossen, und mit dem rechten schloß er Ouen ein, dahin sich der flüchtige Tai chou begeben hatte. Dieses alles geschah in solcher Geschwindigkeit, daß der von Tsing nicht zuvor kommen konte. Im vierten Monat ward Tai chou wegen seines Aufruhrs bestraft. Der Fürst von Tsin erschien am Käyserlichen Hofe, um seine Aufwartung beym Käyser zu machen. Dieser lies ihn mit an seiner Tafel speisen, und gab ihm die Länder Yang fou, Ouen yuen und Sen mao, dadurch seine Staaten fast um die Helfte vermehret wurden. Dadurch kam dieser Fürst in ein solches Ansehen, daß er drey Jahr nachher verschiedene andere Fürsten an sich zog, und sie mit sich an den Käyserlichen Hof nahm. Dafür beschenkte ihn der Käyser mit einem Bogen und mit einem Köcher voller Pfeile, und legte ihm den Titul eines Pe bey. Als der Fürst von Tsing erfuhr, daß der von Tsin die Parthey des Käysers ergriffen, und daß die Stadt Ouen eingeschlossen sey, so sagte er: das ist ein listiger Streich vom Kou yen. Das ist ein witziger Kopf! Und gewiß, dem Rath dieses Mannes war es zu verdanken, daß das Gebiet Tsin, das sonst so wenig zu bedeuten hatte, zu einem so ansehnlichen Staat geworden.

§. 518.

Yu und Hou waren zween kleine Staaten eines ziemlich grossen Königreichs. So klein sie aber auch waren, so erhielten sie sich doch sehr lang, weil an dem Orte, wo ihre Gränzen zusammen stiessen, zwischen ihnen und dem Reich Tsin ein sehr enger Paß war, den man nicht leicht erobern konte. Hien kong, der König von Tsin, der diese Staaten gern verschlungen hätte, beredete sich darüber mit seinem Minister und fragte, wie ers wol anzugreifen hätte. Prinz, sagte dieser, es ist nur ein Mittel dazu vorhanden, und wenn sie dieses erwählen, so wirds ihnen ohnfehlbar gelingen. Der unzugängliche Paß, der diese beyden Staaten bedecket, lieget einzig und allein auf dem Gebiet von Yu. Wenn sie nun mit dem von Hou angebunden haben, so schicken sie einen Abgesandten an den Fürsten von Yu und lassen um einen Durchmarsch durch sein Gebiet anhalten. Aber der Minister, dessen sie sich dazu bedienen wollen, muß 1. ein wohl ausgesuchter Mann seyn, der was einnehmendes an sich hat. 2. Er muß sehr bescheiden und demüthig aufziehen. 3. Er muß von ihnen ein reiches Geschenk mitbringen, insonderheit aber den Edelstein von ausserordentlicher Grösse, und der von ihnen so hoch geschätzet wird.

§. 519.

Ey! hat sich wohl, sagte Hien kong, der Stein ist von grosser Kostbarkeit; es ist das schönste und schätzbarste Kleinod, das ich nur habe. Wüste ich aber gewiß, daß ich dadurch erlangen könte, was ich suche, so möchte es immer darum seyn. Wie aber, wenn der Fürst von Yu, nachdem er dieses Geschenk genommen, mich noch dazu auslachte. Das haben sie gar nicht zu besorgen, gnädiger Herr, antwortete der Siun si. Man wird ihnen entweder den Durchzug verstatten, oder das Geschenk nicht annehmen. Yu kans unmöglich anders halten. Bewilligt er den Durchmarsch, so wird er das Geschenk annehmen; und in diesem Falle wird das Geschenk sehr wohl angewendet seyn. Wenn sie überdis dem Yu ein solch Geschenk überreichen, so thun sie

nichts

nichts anders, als daß sie es aus Dero Cabinet herausnehmen, und eine Zeitlang in ein Vorzimmer legen.

§. 520.

Wenigstens, versetzte Hien kong, kan das Ding fehlschlagen. Der Fürst von Yu hat den Kong tchi ki um sich, der wird bald riechen, wo wir hin wollen, und wird seinem Herrn wiederrathen, das Geschenk anzunehmen. Kong tchi ist ein schlauer Kopf. Es ist wahr, sagte Siun si; allein nicht zu gedenken, daß er ein Mensch ist, und wenigstens einmal in eine Versuchung gerathen kan, so weiß ich auch, daß er bey seinen Meinungen nicht unveränderlich Fuß hält, und daß er noch dazu weit jünger ist, als sein Herr. Seine Gefälligkeit kan bey dieser Gelegenheit so viel wirken, daß er entweder gar nichts, oder sehr wenig dagegen einwendet, wenigstens ist so viel gewiß, daß er sich nicht stark dagegen setzen wird. Und wenn ers auch thäte, so würde der regierende Herr, der viel älter ist, als er, und dem Dero Geschenk anständig seyn wird, solches annehmen, ohne ihn viel zu fragen. Man ist nicht allemal grosser Einsichten benöthigt, wenn man anderer Leute Absichten einsehen will. Allein ich kenne den Fürst von Yu; seine Einsichten sind mäßig.

§. 521.

Hien kong folgte dem Rath des Siun si, und schickte einen Abgesandten dahin ab und das Geschenk. Der Fürst von Yu war mit dieser Gesandtschaft sehr vergnügt, noch mehr aber wegen des kostbaren Geschenks. Und ob er wol innerlich seinen Entschluß schon gefasset hatte, so fragte er doch seinen Minister Kong tchi ki wenigstens zum Schein. Prinz, sagte dieser, die Höflichkeit ist ausserordentlich, die ihnen durch diese Gesandschaft erwiesen wird, aber im Grunde ist es für Dero Staaten sehr gefährlich. Es heisset im gemeinen Sprüchwort sehr wohl: wenn die Lippen abgefressen sind, so frieret man an die Zähne. Yu und Hou sind zween kleine Staaten, die, wenn sie vest zusammen halten, schwerlich besieget werden können. Aber wie wollen sie bestehen können, wenn sie nicht mit einander vereinigt bleiben? Hou wird zuerst verderben, aber sein Untergang wird des von Yu seinen nach sich ziehen. Der Fürst lies seinen Minister reden, was er wolte, nahm das Geschenk des Königs von Tsin an, und gestattete ihm den Durchzug. Hou ward zuerst überfallen, und vier Jahr darnach kam die Reihe auch an Yu. Der listige Siun si zog selbst gegen den Fürst Yu zu Felde; er bemächtigte sich der Schatzkammer des Fürsten, grif so gleich nach dem kostbaren Edelgestein, und kam so dann sporenstreichs zu seinem Principal Hien Kong und sagte: Prinz, kennen sie dieses Kleinod? habe ich auch in meinen Vorstellungen geirret? Gewißlich nicht, antwortete Hien Kong. Sehet da, meine Kostbarkeit ist nun wieder zurück gebracht, und mein Pferd dazu treflich gefüttert. Man folgte also hier dem Rath des Siun si, und sein Herr gewann dadurch zwey Reiche. Der gute Rath des Kong tchi ki dagegen ward verachtet, und mithin war er auch unbrauchbar. Dieses ungleichen Erfolgs ungeachtet sind doch dis meine Gedanken über beyde Männer. Beyde waren kluge Köpfe. Insonderheit war der Kong tchi ein Minister ohne Tadel, und Siun si würde es gewesen seyn, wenn er in bessern Zeiten gelebet hätte. Aber es war

Schade,

Schade, daß er zu einer Zeit lebte, da das Conqvetenmachen so zur Gewonheit geworden war, daß man gar nichts lasterhaftes mehr daran zu seyn glaubte.

§. 522.

Die beyden Reiche, **Tching** und **Tchao** waren in Uneinigkeit gerathen, stellten ihre Armeen gegeneinander ins Feld, und sie wurden bald handgemein zusammen. **Tchan** verlohr die Schlacht, und **Tchin**, als siegender Theil, belagerte **Kan ton**. Weil aber seine Truppen alzusehr waren erschöpfet worden, so hob er die Belagerung bald wieder auf. Als der König von **Tchao** wieder in seiner Residenz angekommen war, so faste er den Vorsatz, sich in einen Vergleich mit seinem Feinde einzulassen, und ihm sechs Städte anzubieten. Dieses hatte ihm der **Tchao ho** angerathen, der auch der Abgesandte seyn solte, um diesen Vergleich in Richtigkeit zu bringen. So bald es **Yu king** erfuhr, so begab er sich zum Könige, um demselben dis Vorhaben auszureden. Vergönnen sie mir doch, gnädiger Herr, zu fragen, warum der von **Tsing** die Belagerung von **Kan ton** aufgehoben, und sich zurück gezogen hat? Hat er etwa andere Gedanken angenommen, und aus Freundschaft gegen E. M. sie nicht vom Thron gestossen, da ers doch wol hätte thun können? Oder ist es etwa deswegen geschehen, weil seine Truppen, ob sie gleich den Sieg davon getragen, dennoch vieles erlitten haben? Der Sieg ist ihnen gewiß sehr theuer zu stehen gekommen, und ich zweifle ganz und gar nicht daran, daß der Zustand, darin sie sich befinden, die wahre Ursache sey, daß sie sich zurück gezogen haben. **Tsing** greifet eine ihrer Städte an, kan sie nicht erobern, muß die Belagerung aufheben, und sich zurücke ziehen, und sie stehen sich selbst dergestalt im Lichte, daß sie ihm sechs Städte ungefordert anbieten wollen. Er darf ja auf die Weise in ein paar Jahren sie nur wieder überfallen, und wenn sie alsdann wieder so freygebig sind, so werden sie bald keine Städte mehr haben. Als der König dieses alles dem **Tchao ho** wieder vorgehalten hatte, antwortete dieser etwas spöttisch: hat denn **Yu king** die Kräfte des Königs von **Tsing** gemessen? Wie weiß ers denn, daß er sich aus Müdigkeit zurück gezogen? Gesetzt aber auch, es wäre dem so; wenn sie durch Verweigerung eines so kleinen Gebietes ihn nöthigen, im folgenden Jahr wieder zu kommen, so wird es ganz anders hergehen, und sie werden alsdann mit so einem kleinen Theil Landes nicht davon kommen. Er wird alsdann bis ins Herz des Königreichs dringen. Wolan! sagte der König, es sey darum, man trete ihm diese Städte ab; aber wollet ihr mir dafür gut seyn, daß mich der von **Tsing** in den folgenden Zeiten nicht aufs neue überfallen wird? Ich, sagte **Tchao**, solte dafür stehen? Nein, das kan ich nicht, und getraue mirs um so viel weniger, da die andern Staaten **Hou** und **Hoei** durch die ansehnlichsten Abtretungen von Ländern den **Tsing** zu gewinnen gesuchet. Aber mich dünkt es nöthig zu seyn, E. M. Ruhe zu verschaffen, und den Weg zu einem Vergleich zu öfnen. Deswegen habe ich mich angeboten, selbst Hand dabey anzulegen. Da übrigens gedachte Reiche, **Hou** und **Hoei**, längst einen Vergleich mit dem von **Tsing** getroffen, und diese sechs Städte wie nichts zu rechnen sind, gegen das, was sie haben bluten müssen, so ist auch zu glauben, daß er jener mehr schonen werde, als ihrer; also bin ich für die Folge nicht gut.

§. 523.

§. 523.

Yu king, der dieses alles vom Könige wieder erfuhr, sagte: habe ich nicht Recht gehabt, gnädiger Herr? Ho muß es selber gestehen, daß der Tsing wiederkommen, ja wol bis ins Herz des Königreichs eindringen werde. Er erkennet zugleich, daß, wenn auch die sechs Städte abgetreten worden, man doch nicht gewiß seyn könne, ob uns Tsing in Ruhe lassen werde. Was haben wir denn nun für Vortheile davon? Man lasse ihn so dann in den nächsten Jahren wiederkommen, und trete ihm abermals einige Städte ab, so wird man gewiß bald fertig seyn. Wollen mir E. M. glauben, so versichere, daß um diesen Preis kein Friede zu erhalten seyn wird. Tsing mag uns noch so hart angreifen, und wir uns noch so schwach vertheidigen, so wird er gewiß in einem Jahr nicht sechs Städte an sich ziehen können. Warum solten wir sie ihm ohne Schwerdtschlag übergeben? Das würde so viel seyn, als den Feind stärken, und uns vorsetzlich entkräften. Ja, wir würden seine unersättliche Begierde dadurch reizen, und ihn zur Wiederkunft einladen. Komt er wieder, so geben wir ihm entweder diese sechs Städte oder nicht. Geben sie ihm was, so werden sie, wie ich schon gesagt habe, bald ein König ohne Königreich seyn. Versagen sie ihm alsdann dasjenige, was er gern haben wolte, so wird er darauf wenig achten, was sie ihm jetzo abtreten wollen, er wird sich für beleidigt halten, und wird sies empfinden lassen, so bald er nur kan.

§. 524.

Indem nun der König bey den verschiedenen Meinungen des Tchao und Yu king ungewiß und wankend war, so kam der Leou ouan, der eine Commißion gegen das Reich Tsing auszurichten gehabt hatte, wieder am Hofe an. Der König erzählte ihm alles, was vorgefallen war, und fragte ihn um seine Meinung. Dieser, den der König von Tsing schon auf seine Seite gebracht hatte, sagte, es sey am besten gethan, wenn man dem Feinde die sechs Städte abträte. Glauben mir E. M., sagte er, der Yu king sieht die Sache nur auf einer Seite an. Tsing ist Ueberwinder, das wissen sie; ein jeder bewundert seine Siege, und bewirbt sich um seine Freundschaft. Reizen sie ihn noch mehr gegen sich, so werden die benachbarten Staaten sich seinen Zorn zu Nutze machen, und denselben auf ihre Unkosten zu besänftigen suchen. Sie werden ihre Staaten auf der andern Seite angreifen, wenn der von Tsing es auf der einen Seite thut. Wie wollen sie denn widerstehen? Treten sie aber die gedachten Städte ab, so wird jedermann glauben, daß sie gute Freunde sind, und es wird sich niemand rühren. Das Abtreten dieser Städte ist das beste; man darf sich deswegen nicht lange bedenken.

§. 525.

Yu king erfuhr das alles. Er bat sich daher unverzüglich Gehör beym Könige aus, und sagte: Prinz! nehmen sie sich in Acht. Leou ouan ist gewiß vom Könige von Tsing bestochen. Er sagt, sechs Städte abzutreten sey das beste Mittel, den von Tsing zu besänftigen, und die andern Fürsten klüglich zu betrügen. Ich aber sage, daß dadurch die Begierde des Königs gereizet, und unsere Schwäche im ganzen Reich bekant gemachet werde. Daß ich mich dieser Abtretung einiger Städte so wider-

seze, geschicht gewiß nicht deswegen, als ob ich nicht wüste, daß es zuweilen klüglich gehandelt sey, wenn man einen Theil fahren lasse, um das Ganze zu erhalten; aber bey der gegenwärtigen Verfassung, darin wir uns befinden, hat dieses Mittel nicht stat. Es ist gegen E. M. wahres Interesse, wenn sie ohne Noth sechs Städte abtreten. Warum geben sie dieselben nicht vielmehr dem von **Tsi**, der des von **Tsing** geschworner Todtfeind ist? Dadurch würden sie in den Stand gesetzet werden, den von **Tsing** auf der Abendseite mit gleicher Macht anzugreifen. **Tsi** wird gewiß einen solchen Antrag ohne Bedenken annehmen; sie können sich alsdann beyderseits an dem von **Tsing** rächen, und das ganze Reich wird diesen Staatsstreit rühmen. Wenn die Fürsten von **Hou** und **Hoei** sehen werden, daß sie stat einer niederträchtigen und zaghaften Abtretung dieser Städte sich unterstehen, dem **Tsing** den Kopf zu bieten, so werden sie E. M. als einen Herrn ansehen, der ihnen mit der Zeit unentberlich werden kan; sie werden ihnen unter der Hand oder wol gar öffentlich Beystand leisten, und auf die Weise das ihnen aufgelegte Joch wieder abzuwerfen. Sie werden auf die Weise mit einem Streich wenigstens drey Reiche an sich ziehen. **Tsing** wird anfangen aus einem andern Ton zu sprechen. Dieser Rath gefiel dem Könige. Er schickte den **Nu king** selbst an den Hof des Königs von **Tsi**, diese Unterhandlung zu treiben. Es gelung ihm, und die Anschläge des **Tsing** und **Tchao** verschwanden wie ein Rauch. So viel ist daran gelegen, daß ein Regent zuweilen einen solchen Mann zu Rath ziehe, der zugleich klug und aufrichtig ist.

§. 526.

Siebenzehentes Stück,
Darin von Erbprinzen und deren Schicksalen gehandelt wird.

Tchang tse fang, als er sahe, daß die Dynastie **Heou** zahlreich, das Käyserthum im Friede, er selbst aber von schwächlicher Leibesbeschaffenheit war, so begab er sich in die Einsamkeit, verschloß jedermann den Zutritt, und kam fast in keine Gesellschaft. Der Käyser wolte den Erbprinzen seiner Würde entsetzen, und einen andern von seinen Söhnen dazu erheben, den er mit einer Gemahlin vom zweyten Rang erzeuget hatte. Er hatte dabey vielen Widerspruch zu überwinden, und viele Maasreguln zu beobachten. Als dieses Vorhaben noch nicht völlig beschlossen war, so bemühete sich die Käyserin um jemand, der ihr mit seinem guten Rath beystehen, und das Reich ihrem Sohn erhalten helfen möchte. Man sagte ihr, daß vorgedachter **Tchang tse fang** ein sehr geschickter Mann sey, und der dazu in grossem Ansehen stünde. Die Käyserin schickte sogleich den **Liu tse heou** und **King tching** an ihn, um demselben zu sagen, was jezo im Werk sey, und ihn bey so einer wichtigen Gelegenheit um guten Rath anzusprechen.

§. 527.

In dem Zustande, sagte er, darin sich die Sachen nach eurem eigenen Bericht befinden sollen, zum Käyser selbst zu gehen, und mit ihm zu sprechen, das würde so gut

seyn,

seyn, als denselben reizen, sein Vorhaben desto mehr zu beschleunigen, wenigstens würde nichts dadurch ausgerichtet werden. Es fält mir aber ein Mittel ein, das man versuchen, und damit man vielleicht was fruchtbares ausrichten kan. Denn ich kenne den Kao ti; er wird das Reich nicht gerne in Unruhe setzen. Ich kenne vier Männer, die nichts zu befürchten haben, welche er mit Namen nante. Es sind, sagte er, vier alte Greise, die, weil sie sahen, wie wenig man sich aus den Gelehrten machte, sich aufs Land begaben, und keine öffentliche Bedienung verwalten wolten. Der Käyser kennet diese Männer, er macht viel Werks aus ihrer Redlichkeit und Aufrichtigkeit, er weiß, daß keine Schätze vermögend sind, sie zu bestechen. Der Erbprinz muß an dieselben mit Demuth und Bescheidenheit schreiben, er muß ihnen Wagen schicken, und sie durch einen verständigen Mann einladen lassen, daß sie ihn besuchen möchten. Wenn sie angekommen sind, so muß sie der Prinz als Gäste tractiren, und sie beständig um seine Person haben, damit es der Käyser merke, und daraus schliesse, daß diese Leute samt ihres Gleichen diesem Prinzen zugethan und ergeben sind.

§. 528.

Die Käyserin sorgte dafür, daß dieser Vorschlag recht eigentlich und nach dem Buchstaben ins Werk gerichtet ward. Die Ankunft dieser alten Greise zog verschiedene andere nach sich. Man fand den Erbprinzen alle Tage in der Gesellschaft solcher Personen, die ihre grauen Haare ansehnlich und ehrwürdig machten. Als der Käyser dieses merkte, insonderheit aber unter denselben viere, gegen welche alle andere Hochachtung hegeten, so fragte er sie einstens bey einer Gelegenheit, wer sie denn wären? Als ein jeder seinen Namen gesaget hatte, so fuhr der Käyser weiter fort zu sagen: wie geht das zu? Ich habe oft von euren Verdiensten reden hören, ich habe euch oft Bedienungen geben wollen, ihr aber habt euch recht hartnäckig in eine Einsiedeley versteckt. Heute aber finde ich euch, ohne daß man euch gebeten, in Gesellschaft mit meinem Sohn, woher mag diese Veränderung kommen? Wir wollen es, antworteten sie, E. M. ganz freymüthig sagen; denn warum solten wir heucheln? Wir haben uns deswegen in die Einsamkeit begeben, um nicht an der Verachtung Theil zu nehmen, die den Gelehrten jetzo wiederfähret. Da wir aber erfahren, daß Dero Erbprinz, ein Herr von besonderer kindlicher Ergebenheit, von algemeiner Gütigkeit und holdseliger Neigung gegen die Gelehrten sey, ein Herr, für den ein jeder wohlverdienter und tugendhafter Mann sich gern den Kopf wird abschlagen lassen, so haben wir unsere Dörfer verlassen, und wollen die übrige Lebenszeit um seine Person zubringen. Das ist schön, sagte der Käyser, gebt euch nur alle Mühe, meinen Erbprinzen wohl zu unterrichten. Die vier Alten stunden nach den gewöhnlichen Ceremonien auf, und giengen wieder weg. Der Käyser bemerkte sie mit den Augen, wo sie hingiengen, rief geschwinde seine Concubine und sagte: ihr wisset, was ich mit eurem Sohn zu thun Willens gewesen, es war schon alles so gut als richtig. Aber da mein Prinz diese alten Greise, auf welche er mit Fingern wies, für sich hat, so ist weiter nicht daran zu gedenken. Also gelung der Rath, den der **Tchang tse fang** der Käyserin gegeben hatte.

§. 529.

Hoai, ein Sohn des Käysers Hoei ti, und bestimter Thronfolger, verlohr seine Mutter sehr frühzeitig. Als er in den Jahren war, daß er mit zu den Regierungsgeschäften gezogen werden konte, so trug der Kia me der regierenden Käyserin von diesem jungen Prinzen etwas vor, das ihm gefährlich war. Die Käyserin, die dem Erbprinzen so nicht gewogen war, glaubte alles Böse, so man von ihm sagte, sehr leicht; aber weil sie ihn seiner Würde nicht entsetzen konte, so stellete sie sich an, als ob dieses eine Verleumdung gewesen. Sie behielt den Kia me lange bey sich, und fragte ihn alles aus, sie machte ihn theils durch List, theils mit Gewalt trunken, und brachte ihn durch allerhand Leichtfertigkeiten dahin, daß er seine mündliche Erzählung schriftlich abfassen muste; darauf trug sie den Brief an den Käyser. Der Kunstgrif war nun ziemlich plumb, und leicht zu entdecken; denn wo ist wol ein Mensch so dumm, der in solchen Fällen von freyen Stücken etwas mit eigener Hand schreiben solte? Und wenn auch überdis der Kia me nicht wäre gezwungen gewesen, dieses aufzuschreiben, so müste ja auch noch untersuchet werden, ob es wahr sey, was dem Erbprinzen nachgesaget worden, oder ob es eine Verleumdung sey.

§. 530.

Allein der Käyser, der ein Herr von schlechtem Verstande war, stelte dergleichen Betrachtungen nicht an; und die allermeisten, die damals an der Regierung des Reichs Theil hatten, sahen nicht weiter als er. Fei kou war der einzige, der den Betrug entdeckte; aber er ward entweder durch die Furcht oder durch den Eigennutz zurücke gehalten, daß er die Sache nicht gehörig offenbarete. Der Käyser Hoei that also seine Augen nicht auf, der Erbprinz ward seiner Würde verlustig erkläret, und starb, ohne seine Unschuld entdecken zu können. Ist auch wol was betrübters zu finden? Das zeiget so viel an, daß, ob wol in wichtigen Sachen schriftliche Beweise grosse Dienste thun, dieselben doch nicht schlechterdings unbetrüglich sind. Die Historie giebt uns noch mehr Exempel davon an die Hand.

§. 531.

Yn tsong hatte kaum den Thron bestiegen, als ein vornehmer und hoch accreditirter Cronbedienter, der den Tsai yang, den er unversönlich hassete, stürzen wolte, dem neuen Käyser hinterbrachte, daß dieser Tsai yang alle ersinliche Kräfte angewendet hätte, daß ihn der Käyser Gin tsong nicht zu seinem Nachfolger erwählen möchte. Yn tsong gerieth dadurch in einen wütenden Zorn gegen den Tsai yang, und wolte ihm den Proceß machen. Ngeou yang, der damals viel vermochte, hinderte solches durch eine Vorstellung, die zu rechter Zeit geschach. Woher wissen es denn E. M., sagte er, daß Tsai yang denselben entgegen gewesen? Haben sie es blos vom Hörensagen? Oder haben sie schriftliche Beweise davon in den Händen? Und wenn sie auch von diesem Mann was schriftliches aufzuweisen hätten, so würde ich doch E. M. rathen, der Schrift selbst nicht schlechterdings zu trauen. Die Geschichte der vorigen Dynastien lehren uns, daß die begünstigten Verschnittenen das Zutrauen der Käyser sehr oft auf die leichtfertigste Art gemißbrauchet, um redliche Leute durch nachgemahlte Handschriften zu verderben. Wie vielweniger hat man sich auf ein

blosses

blosses Gerücht und Hörensagen zu verlassen? Yn tsong faste diese Vorstellung, und lies die angebrachte Klage liegen.

§. 532.

Unter einer andern Regierung setzte der Yuen fou, der ein geschworner Feind des Tseou hao war, und ihn ganz sicher zu stürzen vermeinte, unter dem Namen des Tseou hao eine freche Vorstellung auf, die vermögend war den gütigsten Herrn zum Zorn zu reitzen, und brachte sie in die Hände des Käysers. Selbst unter unserer jetzigen Dynastie (Song) lies ein gewisser Hiao tsou, durch einen jungen Sclaven eine nachgemachte Schrift gegen den Che kiai auffetzen, um sich wegen einer Schrift zu rächen, die dieser zum Lobe des Fou pi aufgesetzet hatte, in welche er einige Spöttereien gegen ihn einfliessen lassen. So bald dieser Sclave die Hand des Che kiai nachmalen lernen, so muste er eine Schrift auffetzen, darin er den Fou pi und Che kiai beschuldigte, daß sie einen algemeinen Aufruhr am Hofe und in den Provinzien anzuspinnen gesonnen wären. Das beste war dieses, daß diese beyde grosse Männer unter einem so erleuchteten Käyser stunden, als Yn tsong war, sonst würden sie unfehlbar und recht kläglich um ihr Leben gebracht worden seyn. Je weiter wir in der Welt leben, je schlimmer wird sie; und die abscheuliche Gewohnheit, anderer Männer Handschriften nachzumahlen, wird immer gangbarer. Heut zu Tage wird dieser Betrug so gemein, daß man sich desselben in den geringsten Angelegenheiten bedienet. Wie vielmehr ist zu besorgen, daß Ehrgeitz, Neid und Rache sich dieses Grifs zum Verderben unschuldiger Personen bedienen werde? Ich habe mich genöthiget gesehen, bey Gelegenheit des seiner erbprinzlichen Würde entsetzten Houi, diese Begebenheiten anzuführen, um wegen eines so bedenklichen Umstandes alle mögliche Vorsichtigkeit anzurathen.

§. 533.

Hien kong, der König von Tsi, hielt sich eine Beyschläferin, Namens Li ki, die er ganz ausserordentlich liebete, und mit welcher er einen Sohn, Namens Y you erzeuget hatte. Li ki dachte darauf, diesem ihrem Sohn zur Thronfolge zu verhelfen, und zu dem Ende den ältesten Sohn, Chin seng, aus dem Wege zu schaffen, welcher bereits bey Jahren, und seit geraumer Zeit als Cronprinz erkläret war. Gleichwie aber Hien kong diesen Sohn Chin seng sonderlich liebete, der auch seines Ortes alles that, was von einem wohlgearteten Sohn erwartet werden könte; so glaubte die Li ki, daß, so lange derselbe am Hofe um seinen Vater wäre, sie ihren Zweck nicht würde erreichen können. Sie war daher auf Mittel bedacht, denselben vom Hofe wegzuschaffen. Sie entdeckte sich dem Eul ou, den sie so von weiten her an sich gezogen hatte. Li ki und Eul ou wusten, daß der Hien kong ein ehrgeitziger und unternehmender Herr wäre. Sie wurden also schlüßig, ihm den Krieg anzurathen, und daß er für seine Prinzen neue Staaten conqvetiren möchte. Eul ou unternahm es, dem Könige diesen Vorschlag zu thun, und ehe er noch den Schluß gefasset hatte, so breitete die Mutter des Eul ou allerhand Lieder aus, darin dieses Vorhaben gerühmet, und die Eroberungen für die jungen Prinzen besungen wurden.

§. 534.

Hien kong, dessen Leidenschaft man dadurch kützelte, gerieth in diesen Falstrick. Er führte seine Armee zu Felde, und schickte seinen Erbprinzen ab, daß er die Länder, die er schon sicher zu haben glaubte, in Besitz nehmen solte. Nun zweifelte die Li ki gar nicht mehr daran, daß ihr Vorhaben gelingen werde. Sie studierte mit dem Yeou chi, der ihr sehr ergeben war, auf Mittel, den Cronprinzen Chin seng zu verderben. Wenn sie wollen, sagte gedachter Yeou chi, so kans mit einer Verleumdung ausgerichtet werden. Die reinesten und nettesten Geräthe können am ersten beflecket werden, und die unschuldigsten Personen wissen sich am wenigsten zu vertheidigen. Chin seng, dessen Leben und Wandel bisher untadelich gewesen, wird eine Verleumdung nicht ausstehen können; er wird sich gewis aus Verzweifelung das Leben nehmen. Der Rath gefiel der Li ki sehr wohl; weil sie aber besorgte, daß der Hien tseng durch eine unter das Volk ausgestreuete Verleumdung nicht in das gehörige Feuer gesetzt werden möchte, so hatte sie das Herz, ihm dieselbe unmittelbar ins Ohr zu sagen. Sie erschien demnach einstens mit vielen Thränen vor dem Könige, und sagte ihm mit vielen Betheurungen, wie sie die gewisseste Nachricht hätte, daß der Erbprinz Chin seng einen Aufruhr angefangen, daß die Gütigkeit, die der König gegen sie hege, seine Parthey sehr muthig mache, sie bäte ihn also, ihr zu erlauben, sich selbst zu tödten, oder sich von ihm zu entfernen, um diesen Vorwand dem angesponnenen Aufruhr zu benehmen. Hien kong, als ein sehr zorniger Herr, und den die Liebe noch dazu verblendet hatte, entschlos sich augenblicklich, seinen Sohn Chin seng zu verderben, und gab ihr zu ihrem Trost die kräftigsten Versicherungen davon.

§. 535.

Da sich nun Chin seng nichts Böses vermuthend war, so lies Hien tsong alle andere Anschläge fahren, und fing einen Krieg gegen den Yo an, dabey er dem Chin seng das Commando auftrug, blos in der Absicht, ihn ins Unglück zu bringen. Die Unternehmung, sagte er zu seiner Maitresse Li ki, ist höchst gefärlich, er wird unfehlbar dabey ums Leben kommen, und damit wird das Gerücht von einem Aufruhr ein Ende haben. Solte er aber dennoch einen Sieg erhalten, so wird Zeit und Gelegenheit genung übrig seyn, ihn seines Aufruhrs halber zu bestrafen; ich weis schon, wie ichs machen will. Die Li ki war ganz ausser sich, da sie sahe, daß ihr der Streich gelungen war. Sie gab ihren Vertrauten davon Nachricht, konte aber doch nicht bergen, daß sie noch zweyerley besorge. Einmal, daß der König anders Sinnes werden möchte; zum andern, daß die Grafen des Reichs, wenn auch Chin seng hingerichtet werden solte, einen andern Prinzen statt ihres Sohnes Y you zur Nachfolge vorschlagen möchten. Diesen Streich nun zu verhüten wurde der Anschlag gefasset, einige vornehme Kriegsbedienten auf die Seite zu bringen. Man richtete seine Gedanken zuförderst auf den Li ke, der ein eben so lasterhafter, als verwegener Mensch war. Yeou chi, der ihn so von ferne behorchen muste, gab ihm zu verstehen, wie er von sicherer Hand habe, daß Chin seng im Gemüth des Königs seines Vaters schon so gut als überliefert sey, und daß er unfehlbar entweder auf eine oder die andere Art ein Schlachtopfer werden müste; es komme nur darauf

auf an, welchen unter den Prinzen man alsdan zum Nachfolger vorschlüge. Wenn man erwege, wie sehr der König in die **Li ki** verliebet sey, so sey gar kein Zweifel, daß er von freyen Stücken auf den mit ihr erzeugten Sohn **Y yeou** fallen werde. Wolte er nun diese Wahl des Königs, im Fall sich jemand wiedersetzen würde, unterstützen, so werde er sich dadurch in der Gnade des Königs unstreitig vest setzen, so wie ihm die **Li ki**, fals die Wahl zu Stande käme, die Versicherung gäbe, die Gewogenheit des erwählten Thronfolgers recht gros gegen ihn zu machen. Dieser **Li ke** gab sein Wort von sich, daß, im Fall **Chin seng** umkäme, dazu er aber wenig Anschein vor sich hätte, er den **Y yeou** aus allen Kräften unterstützen wolte. Man müsse nur den Untergang des **Chin seng** beschleunigen, und dem Könige keine Zeit lassen, anders Sinnes zu werden, oder den Betrug zu entdecken. Man breitete demnach augenblicklich das Gerüchte von einem angesponnenen Aufruhr des **Chin seng** aus, der aber glücklich entdecket worden. Man lies allerhand Lieder ausstreuen, darin diese Sache als etwas unläugbares durchgehechelt, und der König samt dem Volk in seinem Irthum bestärket ward. **Chin seng** wuste sich gegen diese Verleumdung nicht zu vertheidigen, und entleibte sich daher selbst. **Tchon eul**, ein leiblicher Bruder des **Chin seng** besorgete ein gleiches Schicksal; er verlies den Königlichen Pallast, und entwich in die Staaten des Königs von **Tsi**. **Hien kong** starb inzwischen, ohne einen seiner Söhne zum Nachfolger ernennet zu haben. **Ki tsi**, ein Sohn des **Chin seng**, ohnerachtet er noch ein Kind war, ward von den Grossen des Reichs zum Könige erkläret. **Li ke** und sein Anhang schaften diesen jungen Herrn aus dem Wege, und sein Bruder **Tcho tse** hatte ein gleiches Schicksal. **Y yeou**, der Sohn der Maitresse **Li ki**, ward auf den Thron erhoben, hatte aber keinen Frieden, so lange er regierete. Das Königreich **Tsin** war in lauter Zerrüttungen, bis endlich **Tchong eul**, der Bruder des unglücklichen **Chin seng** nach einer zwanzigjährigen Abwesenheit den Thron bestieg, und als rechtmäßiger König erkant ward. Daraus machen wir den Schluß, daß in einem Staat nichts gefährlichers sey, als ein Weib, gegen welches der Regent alzugrosse Zärtlichkeit heget.

§. 536.

Achtzehentes Stück.

Darinnen der Nutzen derjenigen Vorstellungen angezeiget wird, die grossen Herren von ihren Ministern geschehen.

Die Fehler grosser Herren, sagt **Lieou hiang**, sind insgesamt von erheblichster Folge; sie sind lauter Schritte, die dem Verderben entgegen führen. Solche Fehler sehen, und doch dazu stille schweigen, wenn man berechtiget ist, dagegen zu reden, das ist eben so viel, als das Wohlergehen seines Herrn nicht lieben, und kein getreuer und eifrig gesinter Unterthan seyn. Dieser Eifer aber hat seine Gränzen. Die algemeine Regul, so man in dieser Absicht zu beobachten hat, ist diese, daß man, wenn man dreymal Vorstellungen gethan und nicht gehöret worden, sein Amt niederlege, und sich vom Hofe entferne. Geschicht dies nicht, so setzt man sein eigenes Leben in Gefahr, welcher man billig durch eine vernünftige Selbstliebe zuvor kommen soll. Schweiget man dazu,

wenn

wenn ein Regent grosse Fehler begehet, so setzt man ihn samt dem Staat in Gefahr: oft und unerschrocken aber dagegen sprechen, ist eine Beförderung seines eigenen Verderbens. Indes ist nichts daran gelegen; bey einem wahren Eifer achtet man sein eigenes Leben geringe, ehe man in Ermangelung heilsamer Erinnerungen den Prinzen samt dem Staat der Gefahr übergiebet. Hat man aber oft dagegen gesprochen, allein ohne Nutzen, so ists genung. Es komt dabey hauptsächlich darauf an, daß man das Gemüth des Herrn kenne, daß man alle Umstände reiflich erwege, und sich alles weislich zu Nutze mache, um sich so wol selbst zu decken, als auch dem Regenten und dem Staat nützlich zu seyn.

§. 537.

Eben dieser **Lieou hiang** erzählet folgende Begebenheit. **Lin kong**, als er in dem Staat von **Ouei** regierete, bedienete sich in seinen Angelegenheiten des **Mi tse toan** gar sehr, der ein Mensch ohne Verdienste und Tugend war; dahingegen der weise und tugendhafte **Kiu pe you** keinen Antheil daran haben durfte. **Su tsiou**, der damals Minister war, gab sich, so lange er um diesen Prinzen war, alle ersinnliche Mühe, den ersten zu entfernen, den andern aber zu befördern; es war aber alles umsonst. Als er seinem Tode nahe war, rief er seinen Sohn zu sich, und sagte zu ihm: ich befehle dir hiemit, daß nach meinem Tode die Trauerceremonien meinetwegen an dem gewöhnlichen Orte nicht gehalten werden sollen. Ich bin dieser Ehre nicht würdig. Ich bin nicht so geschickt gewesen, meinem Herrn den wichtigen Dienst zu leisten, und den **Mi tse toan** ihm vom Halse zu schaffen. Erwähle nur den nordlichen Saal dazu, und auch das ist zu viel für mich. Als **Su tsiou** todt war, erschien der Fürst bey der Trauerceremonie. Da er nun sahe, daß man nicht den gewöhnlichen Saal dazu erwählet hatte, so fragte er nach der Ursache, der Sohn sagte dem Fürsten alles von Wort zu Wort, was der Vater in seinem letzten Willen verordnet. **Ling kong** stampfte mit dem Fuß, veränderte seine Gestalt, und sagte mit Seufzen, gleich einem, der aus einem tiefen Schlaf erwachet: mein Lehrer hat sich in seinem Leben umsonst bemühet, mir einen guten Minister zu verschaffen, und einen Bösewicht von mir zu entfernen. Er hat sich dabey keine Mühe verdriessen lassen; er hat so gar nach seinem Tode ein Mittel gefunden, seine Vorstellungen zu wiederholen, die er mir in seinem Leben vergeblich gethan. Das mag wol ein unermüdeter Eifer heissen. Augenblicklich lies er den Saal zu den Ceremonien ändern, schafte den **Mi tse toan** bey Seite, und nahm den **Kiu pe you** zum Minister an. Das ganze Reich freuete sich über diese Veränderung und befand sich dabey wohl.

§. 538.

Kin tsong, der König von **Tsi**, hatte ein schönes Pferd, welches er besonders liebete. Dieses Pferd starb durch Versehen des Stalknechtes. Der König ward darüber so zornig, daß er eine Lanze ergrif, und den Knecht damit durchstechen wolte. **Yan tse** aber, der eben gegenwärtig war, verhütete den Streich, fing unversehens an, ihn anzureden, und sagte: Prinz! bald wäre dieser Mensch des Todes gewesen, ohne von der Grösse seines Verbrechens überzeugt zu seyn. Ueberzeuget ihn, sagte **Kin tsong**,

ich

ich lasse mirs gefallen. Darauf ergrif Yen tse die Lanze, wendete sich zu dem Verbrecher und sagte: Unglückskind! siehe das sind deine Verbrechen, höre sie sorgfältig an. Erstlich bist du schuld am Tode dieses Pferdes, dessen Verpflegung dir der König aufgetragen hat; du must also wieder sterben. Vors andere, so bist du schuld, daß der König mein Herr sich wegen des verstorbenen Pferdes so entrüstet hat, daß er selbst Hand an dich legen wollen. Siehe das ist ein neues Verbrechen, das noch grösser ist, als das vorhergehende. Endlich muß es das ganze Land mit allen umliegenden Gegenden erfahren, daß der König mein Herr, um eines Pferdes willen einen Menschen getödtet hat. Dadurch verlieret er seinen guten Namen; siehe, du Unglücksvogel, das ist dein Fehler, so viel andere Dinge zieht er nach sich. Erkennest du ihn wol? O last den Kerl gehen, rief der König, last ihn gehen, ich will um seinet willen meiner Gütigkeit keinen Schaden thun. Ich will ihm vergeben.

§. 539.

Als eben dieser Herr eines Tages etwas reichlich getrunken, legte er seinen Hut und Gürtel bey Seite, setzte sich ganz nachläßig hin, ergrif ein musicalisches Instrument, und fragte diejenigen, die gegenwärtig waren, ob wol ein tugendhafter Mann sich ein solch Vergnügen machen könne. Sie antworteten insgesamt: ach ja! warum nicht? Wolan, sagte Kin tsong, wenn dem so ist, so last den Wagen anspannen, und den Yen tse herholen. Yen tse erschien so gleich, als er davon war benachrichtiget worden, jedoch in seinen Ceremonienkleidern. Als er in das Zimmer eintrat, sagte der König: wir habens uns beqvem gemacht, und geniessen eine vergnügte Stunde. Ich habe euch darum herrufen lassen, daß ihr an diesem Vergnügen Antheil nehmen solt. Yen tse versetzte augenblicklich: vergeben sie mir, gnädiger Herr, ich werde es nicht thun; es ist wider unsere Gebräuche, und diese werde ich nimmermehr beleidigen. Man nimt es als eine gewisse Regul an, daß ein Käyser, der sich selbst vergisset, das Reich nicht lange behalten könne. Eben dieses muß man von allen Königen, Fürsten, vornehmen Bedienten und Hausvätern sagen; ja im Chi king heissets, es sey einem Menschen besser, jung wegzusterben, als die Gebräuche zu beleidigen. Kin tsong ward schamroth, stund auf, bedankte sich gegen den Yen tse und sagte zu ihm: ich bin ein Mensch ohne Tugend, ich gestehe es; aber woher komts? Daher, weil ich lauter Canaillen um mich habe. Alle die Leute, die ihr hier sehet, haben an meinem Fehler Theil; ich will sie alle hinrichten lassen, um den Fehler wieder gut zu machen. Prinz! antwortete Yen tse, was diese Leute für Antheil an diesem Fehler haben, das wird so gar erheblich nicht seyn. Wenn ein Regent die Gebräuche und den Wohlstand in Ehren hält, so sind auch die ihm gleich gesinten gern um ihn, die andern gehen ihm gern aus den Augen. Das Gegentheil aber trägt sich ganz natürlicher Weise zu, wenn derselbe sich vergist. Strafen sie ja das Versehen nicht an diesen Leuten. Ihr habt Recht, antwortete Kin tsong. Alsbald legte er seine Kleider wieder an, trunk drey Schalen mit dem Yen tse aus, und lies ihn wieder zurück führen.

§. 540.

Als der König von Ou den Entschluß gefasset hatte, die Staaten von King anzugreifen, so machte er seinen Vorsatz öffentlich bekant. Er lies dabey wissen, sein

Schluß sey so veste, daß derjenige, der sich unterstehen würde, ihm Gegenvorstellungen zu thun, seinen Frevel mit dem Leben bezahlen solte. Ein gewisser Hofbedienter, Namens Chao y tse, der die mit diesem Feldzug verbundene Gefahr gar wohl einsahe, dachte auf ein Mittel, dieselbe dem Könige zu zeigen. Da es aber sein Leben würde gekostet haben, wenn ers öffentlich gethan hätte, so grif ers auf eine andere Art an. Er gieng des Morgens sehr frühe mit seinem Bogen in den Garten, und ertrug die Unbequemlichkeiten des herabfallenden Morgenthaues; und als die gewöhnliche Stunde herbey gekommen, so stellete er sich, wie die andern Bedienten, beym Könige ein. Des dritten Tages merkte es der König, und fragte ihn, wovon er denn so naß und triefend sey. Prinz, antwortete er, ich komme aus dem Garten; es saß auf einem Baum eine Heuschrecke, die, nachdem sie sich satt gefressen, ganz ruhig ihren Gesang anstimmete. Hinter derselben saß ein Tang lang oder Heuschreckenfresser, den sie aber nicht sahe; wäre sie ihn aber gewahr worden, so würde sie ihren Gesang geändert haben. Ich aber sahe den Heuschreckenfresser, er schlich sich ganz verstolen herbey, machte einen Anschlag auf die Heuschrecke, und glaubte sie schon ganz gewiß verschluckt zu haben. Er sahe aber den über ihm sitzenden gelben Vogel nicht, der im Begrif war, ihn als sein Feind zu überfallen. Ich aber sahe diesen Vogel auch, der auf seine Beute aufmerksam war, und schon den Hals lang machte, ohne zu merken, daß ich unter dem Baum stund und ihn sahe. Ich dachte, indem ich hier so zuschauete, bey mir selbst: ihr armen Thiere! Ihr beschäftiget euch mit der Hofnung einer nahen Beute, und meinet derselben schon gewiß zu seyn. Eine Gefahr ist euch sehr nahe, die ihr doch nicht merket; wenn ihr die sähet, so würde euch die Beute nicht aufhalten, sondern ihr würdet schleunig davon eilen, und froh seyn, daß ihr ohne diese Beute euch selbst erhalten können. Ich merke es, sagte der König, was ihr sagen wollet. Lasset das Reich King ungehudelt, wir haben mit uns genung zu thun.

§. 541.

Tchuang vang, ein König von Tsou, fassete den Entschluß, einen grossen und etliche mal übersetzten Wall aufführen zu lassen. Diese sehr unnütze Arbeit erforderte viele Unkosten, und man ermüdete dabey die Soldaten und die Landleute. Die vornehmsten Officiers thaten ernstliche Vorstellungen dagegen; aber ihr Eifer kostete ihnen ihr Leben. Der König lies ihrer 72 nach einander abschlachten. Tchu yu ki, ein witziger Mann, der sich aufs Land begeben hatte, erfuhr, was am Hofe vorgieng, und indem er seinen Acker bauete, so unterredete er sich mit seinem Pflug und sagte: ich will hinreisen, und den König sehen. Er antwortete sich selbst im Namen seines Pflugs also: wie, bist du denn des Lebens müde? So viele vornehme und wohlverdiente Leute, die den König erinnert haben, sind mit dem Tode belohnet worden; was wilst denn du, du armer Bauer, ausrichten? Ey! sagte er weiter für sich, wenn die luckern Herren am Hofe hinter dem Pfluge hergegangen wären, wie ich, so würden sie ihre Sachen vielleicht besser gemachet haben. Wenn ich dem Könige die gehörige Vorstellung thue, vielleicht gelingt mirs, daß er mich höret. Er lies also seinen Pflug stehen, und gieng hin, dem Könige seine Meinung zu sagen. Als ihn der König hereintreten sahe,

he, so sagte er gleich: ohne Zweifel will mir Tchu yu ki auch eine Vorstellung thun. Ich, gnädiger Herr? bey Leibe nicht, das lasse ich mir nicht in den Sinn kommen. Es ist wol wahr, daß mirs nicht unbekant, was man zu sagen pflegt, daß grosse Herren auch gnädige Herren seyn müssen. Es ist nicht weniger wahr, daß, gleich wie nur eine gute Erde den Thau annimt, davon sie benetzt wird, und ein gerades Holz nur zu einer Richtschnur und Compaß brauchbar ist, also auch weise und tugendhafte Regenten gerne Vorstellungen hören. Es ist auch wahr, daß die Leute davon reden, als ob E. M. ein Werk unternommen, das Dero Unterthanen zu grosser Last gereichet. Aber wer bin ich, daß ich E. M. Gegenvorstellungen thun solte? Nein, sage ich nochmals, das sey ferne von mir. Darauf wendete er sich zu den gegenwärtigen Dienern des Käysers, und fuhr also zu reden fort: so unwissend ich auch bin, so habe ich doch sagen hören, daß der König von Yu um sein Reich gekommen, weil er dem Rath des Kong tchi ki nicht gefolget. Tchin ward aus eben diesem Grunde eine Beute des von Tsou. Song würde den Tsao nicht überwältiget haben, wenn dieser dem Hi fou geglaubet hätte. Wem soll man den Verlust von Tsing anders zuschreiben, als der Geringachtung gegen die guten Erinnerungen des Kien chou? Kurz, wir zählen drey Käyser und sechs Könige, die darum zu Grunde gegangen, weil sie die Tugend nicht geliebet, und die Vorstellungen kluger Leute nicht leiden können.

§. 542.

Kaum hatte Tchu yu ki dieses gesaget, so sahe er sich nach der Thür um, damit er dem Zorn des Königs entweichen möchte. Aber dieser lies ihm nacheilen, und ihn zurücke holen. So bald er wieder eingetreten, sagte er: bleibet ohne Furcht hier. Eure Vorstellung hat mir einen Eindruck gegeben. Alle diejenigen, die mir bisher Vorstellungen gethan, haben nichts anders vorgebracht, als was mich zum Zorn reizen können; daher hat es ihnen ihr Leben gekostet. Ihr hingegen habt mir nichts gesaget, was mich hätte entrüsten können; ihr habt mir Exempel vorgehalten, die eben so handgreiflich als rührend sind. Ich stehe also von meinem Vorhaben ab. Wie denn auch gleich Befehl gegeben ward, die Arbeit liegen zu lassen. Ja was noch mehr, dieser sonst so unleidliche Herr gab Befehl, daß er diejenigen als seine Brüder ansehen würde, die ihm nützliche Vorstellungen übergäben. Diese durch einen gemeinen Landmann bewirkte Aenderung ward im ganzen Reich gepriesen, und von dem Volk mit eigenen Liedern besungen.

Schlußerinnerung.

Die bisher angeführten Exempel sind aus einer alten Samlung genommen, deren Verfasser vor langer Zeit gelebet; und sie sind daraus nur übersetzet worden. Man hätte die Anzahl derselben leicht vergrössern können, wenn man die Geschicht- und Jahrbücher einzeler Städte aufschlagen wollen; denn es ist, wie bereits anderwärts erinnert worden, ein Gebrauch in China, daß jede Stadt ihre eigene Jahrbücher hält und solche drucken lässet. Es sind dergleichen Geschichtbücher nach der Verschiedenheit der

darin vorkommenden Materien in verschiedene Capitel abgetheilet. Das erste enthält eine Charte oder Zeichnung des Ortes, und beschreibet die Lage desselben entweder schlecht oder gut. In einem andern Capitel werden die daselbst wachsenden Früchte beschrieben; im dritten, wie hoch sich die Einkünfte des Käysers belaufen; im vierten, wie viel Familien daselbst wohnen; im fünften, was für Alterthümer da befindlich; im sechsten, was für Männer und Weiber durch Tugend und Verdienste daselbst berühmt geworden. Die gröste Anzahl unter den aufgeführten Heldinnen, sind solche junge Wittwen, die sich selbst entleibet, um nicht zu einer zweyten Heirath gezwungen zu werden. Ausser dem findet man noch viel andere Exempel solcher Personen, die sich durch kindliche Ergebenheit, durch Schamhaftigkeit und Unerschrockenheit hervorgethan, und lieber sterben, ja im Feuer umkommen, als sich im geringsten entehren lassen wollen. Da man aber bey Anführung dieser Historien keinen andern Zweck gehabt, als eine Kentniß von den Sitten, Gewonheiten und Vorstellungen, so die Chineser vom Heldenmuth haben, mitzutheilen; so haben wir auch geglaubet, daß wir es dabey könten bewenden lassen, um so viel mehr, da in diesen Samlungen die Exempel theils einander sehr ähnlich, theils aber auch auf eine trockene und nicht selten eckelhafte Art erzählet sind.

Ende des zweyten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Du Halde, Jean Baptiste, 1674-1743 / Mosheim, ... <Abt> / Kaempfer, Engelbert, 1651-1716

Johann Baptista du Halde Ausführliche Beschreibung des Chinesischen Reichs und der grossen Tartarey

Bd.: 2

Rostock (1748)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/4Hist.pol.1209(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11065012-4
VD18 80464459-001